

Thomas Manhart

LETZTES TRAKTANDUM VARIA

Teil 1: Erinnerungen

17. Mai 1957 bis 8. Juli 2020

(Für die automatische Suche vgl. auch Vorwort, Seite 5)

Inhaltsverzeichnis

Teil 1: Erinnerungen	1
Vorwort	4
29. August 2019: Personalinformation Hohlstrasse; Bona Dea mit Frank Urbaniok; Freibad Dolder UGZ/VEZ	8
3. September 2019: Interview mit Susan Boos (WoZ) in meinem Büro	41
6. September 2020: Kaspar Escher-Haus, Kommunikationsabteilung des Regierungsrates	56
17. September 2019: Gründungsapéro der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung in der Tourbinenhalle in Altstetten	57
18. September 2019: im Emilio mit Daniel Tewlin	66
1. Oktober 2019: Mit Michi Rüegg in der 4Tiere Bar	109
2. Oktober 2019: Telefongespräch mit Arpad Baranyi	125
6. Oktober 2019; im Seniorama Tiergarten mit Mutter; im Wohnheim Tilia bei Martin	135
8. Oktober 2019: Im Café Mohrenkopf mit Susanna Stähelin	166
9. Oktober 2019: Café Altstetten; Jähzorn; Klassentreffen im Gefängnis Limmattal; Winnetou und meine Lieblingssendungen	176
18. Oktober 2019: JVA Cazis Tigne, Eröffnungsfeier	208
24. Oktober 2019: Namensforum im Medienzentrum mit Jacqueline Fehr	232
25. Oktober 2019: Ostschweizer Strafvollzugskonkordatssitzung in Oberegg/Al	246
31. Oktober 2019: Kreiskonvent in der Kirche Balgrist; am Sitz des Hochbauamtes	255
7. November 2019: Abschiedsapéro Kadertag im Au Premier	312
11. November 2019: Mit dem Generalsekretären-Kollegium im Glockenhof	323
13. November 2019: Teffen mit Gefängnisseelsorgenden im Hirschengraben; Timeout St. Joseph	355
14. November 2019: im Maresqueira Atlantico mit Stefan Rohr, Markus Knellwolf und Mathis Kläntschi	376
19. November 2019: Letzte Justizvollzugskommissionssitzung. Supervision bei Dr. Irsiegler	404
21. November 2019: Mittagessen mit Felix Rajower, Ursula Weber und Bernhard Wittweiler	456
26. November 2019: schon wieder im Bona Dea, diesmal mit Regula	474
27.-29. November 2019: Zürich-Bern retour. Witellikerstrasse 40	499

30. November 2019: im Migros Zumikon. Besuch bei Kurt und Michèle Klausberger in Meilen	522
3. Dezember 2019: im Restaurant "Roter Stein" mit Markus Epple	536
11. Dezember 2019: Im Imagine mit Daniel Wick und Arnold Wittwer	591
12. Dezember 2019: im Schweizerischen Kompetenzzentrum Justizvollzug in Fribourg	615
13. Dezember 2019: Obergerichtssessen im Zunfthaus zur Saffran	631
30. Dezember 2019 bis 01. Januar 2020: bei Bernadette und Stefan in Ponte Capriasca	646
03. Januar 2020: mit Mutter im Restaurant Vrenelispärtli in der Sportanlage Heuried	673
13. Januar 2020: Badenerstrasse 29 und wieder Bona Dea, dieses Mal mit Michael Rubertus	712
16. Januar 2020: im Kunsthauscafé mit Pfarrer Herbert Kohler	728
22. bis 23. Januar: Treffen mit Ronald Gramigna im Restaurant Del Sole; in Bern mit Romilda Stämpfli und Hansruedi Schwarz im Restaurant Verdi	736
24. Januar 2020: im Fribourger Fonduestübli mit dem Rechtsdienst der Amtsleitung	762
26. Januar bis 2. Februar 2020: in Ramatuella. Ein Jahr zuvor: der Anfang des Endes.	777
5. Februar 2020: in der Central-Bar mit Sebastian Brändli. Bei IT Solutions an der Zollstrasse 36..	797
12. Februar 2020: im King's Cave mit Andreas Brunner	830
6./7. März 2020: Kantonsschule Stadelhofen mit König Ubu. Restaurant Roter Stein mit Mutter.	862
9. März 2020: am Amtssitz der Oberjugendanwaltschaft in Winterthur bei Marcel Riesen.....	870
März 2020: Kein Treffen mit Heiri Gantenbein.....	886
16. März bis 19. April 2020: Beginn der Corona-Krise	916
21. April 2020: NZZ mit Alois Feusi	939
27. April bis 23. Juni 2020: Die Lockerungsphasen	944
24. Juni bis 8. Juli 2020: Geburtstag und Todestag	963
Seit 1957 bis heute: Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich	973
1978 bis heute: Meine Partnerschaften.....	982
Seit 17. Mai 1957: Ein Leben mit und in Gefängnissen	1013

Vorwort

Es war für mich schon seit Langem klar, dass ich nach meiner Pensionierung meine Erinnerungen niederschreiben werde. Per Oktober 2019 wurde ich vorerst faktisch freigestellt, seit Ende Mai 2020 bin ich pensioniert (Entlassung altershalber). Mein Schreibdrang war sehr gross. Diagnose: graphische Logorrhoe.

Alles, was man macht, ist schon oft und besser gemacht worden¹. Mein Vorbild ist Samuel Pepys², Staatssekretär im englischen Marineamt, der als Tagebuchautor berufliche und private Ereignisse, Staatsaktionen und Alltägliches aufgezeichnet und damit einen spannenden Einblick in eine längst vergangene Epoche gegeben hat. Im Gegensatz zu mir hat er sein Tagebuch im Geheimen verfasst und in seiner grossen Privatbibliothek versteckt. Er richtete es so ein, dass seine Aufzeichnungen erst nach seinem Tod entdeckt wurden.

Mein Modus operandi ist oftmals folgender: ich knüpfe bei Treffen mit für mich wichtigen Personen und an demjenigen Ort an, an welchem wir uns treffen. Meist sind es Restaurants, mit welchen ich in besonderer Weise verbunden bin. Das führt dann automatisch in grossen Bogen- und Kreisbewegungen assoziativ zu anderen Personen, Orten und Ereignissen, und von dort aus nach vorn und noch weiter zurück.

Meine Texte sind nur wenig systematisch gegliedert. Auf Grund meiner assoziativen Vorgehensweise haben sich immer wieder Redundanzen, Wiederholungen und Doppelspurigkeiten ergeben. Alle konnte ich wohl nicht eliminieren, einige sind durchaus gewollt.

¹ Definitiv in einer anderen Liga als ich spielt der norwegische Schriftsteller Karl Ove Knausgård, der in seinem autobiographischen Werk (u.a. die sechsbändige Autobiographie „Mein Kampf“) banale Alltagsbeobachtungen und essayistische Reflexionen, Banales und Tiefgründiges verbindet. Er schreibt insbesondere auch über intimste Details über sich und seine Familie, was für mich keine Option ist. Interessanterweise erwähnt der 2017 verstorbene (grüne) Politiker und Rechtsanwalt Daniel Vischer im Vorwort zu seinen Memoiren (Eckdaten – Linke Politik und rechter Fussball), welche unmittelbar vor Publikation meiner Erinnerungen im Mai 2021 erschienen sind, Karl Ove Knausgård ebenfalls und nennt ihn einen der derzeit grössten Literaten (Eckdaten, S. 7).

² Samuel Pepys lebte von 1633 bis 1703. Seine 3100 Seiten dicken Tagebücher umfassen die Zeit von 1660 bis 1669 und wurden erst 1818 entdeckt. U.a. berichtet er von der Pandemie von 1665, der grossen Pest, die auch in London wütete.

Als kleine Orientierungshilfe vor allem auch für mich selbst habe ich ab und zu Zwischentitel gesetzt, und am Anfang jeden Kapitels steht schlagwortartig eine kleine Zusammenfassung, die aber oft nur einen vagen Hinweis zu den behandelten Themen gibt und mit den Zwischentiteln nicht übereinstimmen, aber neugierig machen will. In der juristischen Sprache könnte man von Regesten sprechen.

Ich habe anfangs Oktober 2019 damit begonnen, Erinnerungen und Ereignisse niederzuschreiben. Mit der Beerdigung meiner Mutter am 8. Juli 2020 habe ich diesen Text ein erstes Mal abgeschlossen und nach einer intensiven Überarbeitungsphase am 1. Juni 2021 veröffentlicht.

Gegenüber Leuten, die in der Öffentlichkeit stehen oder ein öffentliches Amt ausüben, habe ich beim Schreiben weniger Zurückhaltung geübt als gegenüber normalen Mitarbeitenden, Bekannten und Freunden. In Bezug auf Familienangehörige, insbesondere die engsten, bin ich nicht in die Tiefe meiner Erinnerungen vorgedrungen.

Damit jeder Person, welche im Text erwähnt ist, die Möglichkeit offensteht, mir Korrekturen oder Änderungen vorzuschlagen, habe ich mich entschieden, meine Erinnerungen auf einer eigenen Website im Internet zu publizieren:

www.thomas-leonhard-manhart.ch

Für die automatische Suche im Text ist die allgemeine Suchfunktion im PDF-Dokument am einfachsten. Damit kann man gezielt nach Stichworten, insbesondere Namen oder Wortfolgen suchen. Als zusätzliche Hilfe habe ich eine (wohl nicht ganz vollständige) alphabetische Namensliste erstellt, welche sich im Anhang auf meiner Website befindet. Die dortigen Namen sind aber nicht direkt mit dem Text verlinkt, die konkrete Personensuche kann nur im Text selbst erfolgen. **Via Inhaltsverzeichnis** kann man zudem direkt auf ein entsprechendes Kapitel springen.

Ich habe meine **Erinnerungen** in **berufliche** und **private/familiäre** aufgeteilt. **Den privaten/familiären Teil habe ich blau geschrieben, den beruflichen Teil schwarz.** Dies lässt sich nicht immer exakt voneinander abgrenzen. Zu den privaten Erinnerungen zähle ich auch meine Schul-, Militär-, Studien- und Assistenzzeit an der

Universität Zürich. Gleichwohl habe ich Passagen, die einen starken Bezug zu meinem ehemaligen Beruf bzw. zum Justizvollzug haben, in schwarzer Schrift gehalten.

Natürlich haben sich mir auch Fragen des Persönlichkeitsschutzes und des Amtsgeheimnisses gestellt, welche ich nach bestem Wissen und Gewissen bearbeitet habe. In Literatur und Praxis wird im Übrigen immer noch viel zu wenig reflektiert, dass seit Einführung des Öffentlichkeitsprinzips ein Paradigmenwechsel vom Geheimhaltungs- hin zum Öffentlichkeitsprinzip stattgefunden hat. Das Geheimhaltungsprinzip ist grundsätzlich weggefallen³.

Nicht allen wird gefallen, was ich geschrieben habe. Soll es auch nicht. Ich muss zudem in Kauf nehmen, dass die eine oder andere Person von mir enttäuscht sein wird. Es gibt auch nicht wenige Personen, über welche ich sehr positiv geschrieben habe, welche aber gleichwohl irritiert sind, ihren Namen in einem öffentlich zugänglichen Text zu lesen. Ich habe auf Wunsch aber immer sofort entsprechende Streichungen oder Anonymisierungen vorgenommen.

Die mediale Aufmerksamkeit der erstmaligen Veröffentlichung meiner Erinnerungen vom 1. Juni 2021 hat sich fast ausschliesslich auf meine Entlassung altershalber aus dem Staatsdienst und meine Kritik der damit zusammenhängenden Umstände gerichtet. Durch diesen Fokus erscheint es wohl vielen Leuten so, als ob dies den Hauptteil meiner Schrift ausmache. Es handelt sich dabei effektiv aber nur um ein zwar wichtiges, im Gesamtkontext doch eher kleines Element meiner Erinnerungen.

Warum ich das alles zu Papier bringen will und nicht einfach für mich behalte? Auch Dinge, die wohl niemanden wirklich interessieren oder die mich eigentlich gar nichts angehen? Exhibitionismus oder Narzissmus – oder beides? Vielleicht. Was ich weiss, ist, dass ich es für mich tue. Ich staune immer wieder, was mir so alles beim Schreiben plötzlich wieder in den Sinn gekommen ist; Dinge, die bei mir eigentlich schon längst in Vergessenheit geraten sind. Zudem will ich denjenigen Teil meiner Familiengeschichte, welchen ich noch überblicke, für meine Nachkommen erhalten.

³ Vgl. hierzu: Caroline Thalner, Das Amtsgeheimnis im Spannungsfeld des Öffentlichkeitsprinzips, medialex 02/2019, 4. November 2019 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt), insb. N. 35 ff.; Schluss mit der Geheimniskrämerei! Zürich hat ein Transparenz-Problem (Tages-Anzeiger vom 27.7.2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Mein Schreibdrang hat sicherlich auch damit zu tun, dass ich mich in den fast 35 Jahren meiner Arbeitstätigkeit in der Justiz stark zurücknehmen musste. Jetzt habe ich das Bedürfnis zu sagen und zu zeigen, was ich alles erlebt habe, und meine Erinnerungen und Gedanken mit denjenigen Menschen zu teilen, welche dabei eine Rolle gespielt haben und spielen. Zudem glaube ich, dass es für die Zürcher Strafjustiz der letzten 35 Jahre wenig Vergleichbares gibt. Etwas mehr nach Aussen getragene Innenschau könnte ihr guttun.

Dieser erste Teil meiner Erinnerungen umfasst die Zeit von meiner Geburt (17. Mai 1957) bis zur Beerdigung meiner Mutter (8. Juli 2020). Der zweite Teil bezieht sich hauptsächlich auf aktuelle Ereignisse, die ich ungefähr im Monatsrhythmus verarbeite, und heisst deshalb „Monatsbuch“.

Und schliesslich: Im Verlauf meines Schreibens bin ich in meinen persönlichen Unterlagen auf Papiere, Dokumente und Fotografien gestossen, die ich einerseits nicht direkt in den Text integriert habe, die mir andererseits aber wichtig genug sind, um sie in einen separaten Anhang (gemeinsam für beide Teile) aufzunehmen.

Zürich, 1. Juni 2021; letztmals geändert am 14. August 2026 / Thomas Manhart

29. August 2019: Personalinformation Hohlstrasse; Bona Dea mit Frank Urbaniok; Freibad Dolder UGZ/VEZ

Meiner Mitteilung folgt ein rascher Abgang. Können Socken feige sein? Störpotential; selber schuld I.

Pfarrer Herbert Kohlers Abschied. Bieridee und Showtime. Standing Ovation, obwohl alle schon stehen. Selber schuld II. O Captain. My Captain!

Mittagessen mit Frank; Vegetarier und Karnivore; störender reitender Bote. Die Flossen des Genossen; stimmige Chemie und Vertrauen.

Das Küchenkabinett; die Wimper im Auge des anderen und der Pfahl im eigenen; versteckt versus offen(siv). Frösche und Elefanten. Der alte Fuchs will keine Spiele mehr spielen. Ein organisatorischer Zufall im Jahre 1990.

Dr. Mabuse; "Der Politiker bin ich und nicht Sie!" Eine Busse wegen Strassenprostitution für eine Gefängnispsychiaterin. Ein Freund kämpft um sein Leben.

Fünffähriges Jubiläum VEZ/UGZ im Freibad Dolder. Begegnung der besonderen Art mit Mister Bean. Amtsleitungsausflüge haben es in sich; (k)ein Todessprung von der Brücke. Frau Villiger?!

Wenn man immer weniger Leute kennt; mein alter Freund Markus Eppe. (Nicht) jedem Bezirk sein Gefängnis; GKZ, UGZ, VEZ und ihre Direktor:innen. Erinnerungen an ehemalige Gefängnisverwalter.

Gefängnisse löchrig wie Käse. Zwei Ausbrecherkönige finden sich. Das Providurium. Barbara Ludwig: eine Frau für alle Fälle.

Personalinformation

Am Schluss ist alles ganz schnell gegangen: Nach schönen Sommerferien teile ich meiner Chefin Regierungsrätin Jacqueline Fehr am 13. August 2019 mit, dass die Aufteilung zwischen operativer Führung (bei mir) und Changeprozess (bei der Spurgruppe: vier Geschäftsleitungsmitglieder des Amtes für Justizvollzug) nicht funktioniert, weshalb ich per Ende September 2019 die Amtsleitung vollständig

abgeben wolle. Ich sei aber gerne bereit, bis Ende Mai 2020 beratend und unterstützend zur Verfügung zu stehen.

Ab Oktober muss also ein interimistischer Amtschef eingesetzt werden. Die Justizdirektorin willigt sofort ein und kommuniziert das anschließend per Mail an alle Mitglieder der Geschäftsleitung JuV. Mit diesen habe ich das so vorbesprochen, offenbar aber nicht genügend abgesichert. Am Freitag tauscht sich Jacqueline Fehr mit der Spurgruppe aus. Am Montag darauf teilt sie mir mit, die Spurgruppe wolle mich schon per Ende September 2019 ganz aus dem Haus haben. Das Störpotential sei einfach zu gross, wenn ich in meinem Chef-Büro im 7. Stock sitzen bleibe. Im ersten Moment überlege ich mir noch, in ein anderes Büro an der Hohlstrasse 552 umziehen, verwerfe diesen Gedanken aber rasch wieder.

Fröhlich stimmt mich die offenbar von irgendjemandem gemachte Bemerkung, dass ich sonst womöglich in meiner Langweile die Leute aufwiegeln und den Changeprozess stören könnte. Der Fall ist jetzt glasklar: ich räume das Feld. Jacqueline fragt vorsichtig: "Was möchtest Du denn bis Ende Mai 2020 noch machen?" Ich: "Eigentlich nichts." Sie lacht unsicher. Und ab sofort will ich auch an keiner Geschäftsleitungssitzung und an keinem Kaderdialog mehr teilnehmen. "Man muss mir nicht zweimal sagen, dass es ohne mich besser geht als mit mir", sage ich beleidigt. Wirklich hässig macht mich, dass keiner meiner Kollegen den Mumm hatte, mir das direkt ins Gesicht zu sagen. Gelegenheiten dazu haben sie reichlich gehabt. Nur ein Einziger hat schon bei meiner Ankündigung der vorzeitigen Pensionierung im März 2019 einmal gemeint, dass für mich eine Home-Office-Lösung wohl am besten wäre. Darauf läuft es jetzt hinaus. Sie hätten mir das nicht direkt ins Gesicht gesagt, weil sie zu viel Respekt vor mir hätten und mich zudem persönlich wirklich sehr schätzten, behaupten die Spurgruppenmitglieder etwas später. "Blödsinn", antworte ich ihnen wütend, "in einer solchen Situation ist nur Offenheit wertschätzend." Wenn man die schlechte Botschaft nur hintenherum hört, ist das verletzend und beleidigend. "Ihr seid einfach feige Socken!" schimpfe ich. Meine heftige Reaktion ist wohl auch der Grund dafür, dass meine Kollegen manchmal „zu viel Respekt“, sprich zu viel Angst vor mir haben, um wirklich ganz offen sein zu können. Ich bin in letzter Zeit oft eine Dampfwalze gewesen. Andererseits sind sie alle gesetzte und erfahrene Gefängnisdirektoren und

Hauptabteilungsleiter, Mitglieder des obersten Kaders, fast alle über 50 Jahre alt. Da würde ich eigentlich etwas mehr Zivilcourage erwarten.

Es ist bei ihnen sicher auch Bequemlichkeit und Konfliktvermeidungsverhalten dabei. Und wegen meines bald einjährigen Sinkfluges hatten sie zusätzlich viel um die Ohren. Ich habe Ihnen (zu)viel zugemutet. Darum sollte ich ihnen nicht wirklich böse sein. Das Wichtigste ist jetzt sowieso, dass ich nicht blindlings langjährige gute Beziehungen beschädige. Vielleicht mache ich es jetzt aber mit diesen Zeilen.

Ende September 2019 ist also fertig lustig. Ich stelle eine Liste der Termine zusammen, die ich noch wahrnehmen möchte. Es geht dabei durchwegs darum, mich von langjährigen Arbeitspartner:innen zu verabschieden. Dem wird zwar von der neuen Amtsleitung soweit entsprochen, bei drei Terminen wird aber deutlich, wo jetzt "Bartli den Moscht holt": Es war zwar klar, dass ich an der Geschäftsleitungsklausur des JuV von nächster Woche nicht mehr teilnehme. Es war aber vorgesehen, dass ich am gemeinsamen Nachtessen dabei bin. Genauso wäre ich noch als Gast beim traditionellen Weihnachtsessen der Geschäftsleitung JuV im Massnahmenzentrum Uitikon und beim Weihnachtsessen der Mitarbeitenden der JVA Pöschwies eingeladen gewesen. Das alles hat nun "zu viel Störpotential". Merkwürdiges Gefühl, nach 25 Jahren nur noch Störfaktor zu sein.

Einen grossen Vorteil hat die jetzige Situation: Da nun alles klar ist, wird es auch keine zusätzlichen Enttäuschungen mehr geben.

Pfarrer Herbert Kohlers Abschiedsfest

Speziell fühlte es sich für mich schon an, als ich kurz vorher als Kirchenkreiskommissionspräsident Zürich sieben und acht der reformierten Kirchgemeinde Zürich am Sonntag, dem 25. August 2019, Pfarrer Herbert Kohler nach 25 Jahren Pfarrdienst im Rahmen eines gut besuchten Gottesdienstes in der Kreuzkirche mit anschliessendem Festessen im Kirchgemeindehaus Hottingen verabschieden durfte. Herbert wurde mit allen Ehren und Würden gefeiert und sein Wirken allseitig verdankt. Ob er sich am Montag danach besser fühlte als ich mich nach meinem Abgang, bleibt offen. Von 100 auf 0 ist vielleicht brutaler als langsam die Hunderterskala heruntergeschoben zu werden. Ich konnte schon viel "Trauerarbeit" leisten, ihm steht alles noch bevor.

Auch gut, wenn man wie ich die Fähigkeit hat, Schwieriges schön zu denken.

Ich vereinbare mit der Spurgruppe, die den Changeprozess mit Jacqueline Fehr lenkt, dass ich Ende August an der monatlichen Personalinformation alle Mitarbeitenden der Hohlstrasse 552 über meinen Abgang informiere. Spurgruppe und ich gehen das Wording gemeinsam durch. Anschliessend soll es einen Apéro Riche für alle geben; eigentlich eine Schnapsidee.

Am 29. August 2019 um 12.00 Uhr habe ich dann meine 10 Minuten Showtime. Es fällt mir – überraschend oder auch nicht – ungewohnt schwer, vor 100 Leute hinzustehen und meinen schnellen Abgang innert Monatsfrist zu erklären. Zum Glück bleibt meine Stimme sicher und ruhig. Nicht zu verhindern ist eine gewisse Traurigkeit, was mir die Leute natürlich anmerken. Viele geben sich schockiert, offenbar hat man dem bisherigen offiziellen Wording vom letzten Frühling geglaubt: ich ginge in die vorzeitige Pensionierung, weil ich verschiedene grosse Projekt nicht mehr zu Ende führen könne; so sei eine geordnete Nachfolge für mich, den Leiter der BVD und den Direktor der Vollzugseinrichtungen (VEZ), alle Jahrgänge 1957, besser organisierbar. Diese Begründung stimmt nun offenkundig nicht mehr ganz mit meinem abrupten Abgang überein. Ich erkläre es gemäss dem mit der Spurgruppe vereinbarten Wording so gut es geht (Verhinderung von Doppelspurigkeiten und Widersprüchen, Führung in einer Hand, etc.).

Nun stehe ich da wie ein Märtyrer. Mitgefühl oder - noch schlimmer - Mitleid schlägt mir entgegen. Als ich meine Ausführungen beende, gibt es ziemlich grossen Applaus. Eine Standing Ovation sei das gewesen, sagt man mir nachher. Nun gut, alle sind ja schon gestanden. Die vollzählig versammelte Spurgruppe merkt wohl erst jetzt, dass ihr Konfliktvermeidungsverhalten samt Bequemlichkeit dazu geführt haben, dass mein Abgang melodramatischer als nötig ausgefallen ist. "Nicht mal einen Blumenstrauss und kein einziges nettes Wort gab es für den armen Chef", wird nachher kolportiert. Selber schuld, liebe Spurgrüppler, das wäre zu vermeiden gewesen. Letztlich kommt es aber auch hierauf nicht mehr an.

Mir wird der Applaus etwas zu viel und ich wechsele in den Vorraum, wo Apéro und Häppchen warten. Die Leute folgen langsam nach, meiden aber meine Nähe. Ich gehe auf den einen oder die andere zu, wir tauschen ein paar Worte aus, dann habe ich genug. Mit vollem Mund verlasse ich den Raum. Das Eier-Canapé schmeckt wirklich gut.

Am Nachmittag wird ein BVD-Fallverantwortlicher eine Mail an alle Mitarbeitenden der Hohlstrasse verschicken. Seine Worte gehen bei mir wie Honig runter. Er endet mit der Hymne "O Captain. My Captain!" und einem Link zum Film "Dead poets society". Ich kenne die Szene und schaue sie mir sogleich nochmals an. Das ist ziemlich dick aufgetragen, denn ein Robin Williams bzw. der von ihm gespielte Lehrer Todd Andersen bin ich nun wirklich nicht. In einem grossen Teil meines Berufslebens war ich immer auch Streber, Karrierist und Opportunist, sonst wäre ich wohl kaum Generalsekretär, Oberstaatsanwalt und Chef Justizvollzug geworden.

Bona Dea mit Frank

Direkt vom Personalinfo-Apéro fahre ich mit der S5 zum Mittagessen mit Frank Urbaniok, dem ehemaligen Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des JuV. Wir haben im Vegi-Tempel Bona Dea im Hauptbahnhof abgemacht. Schon merkwürdig. Unmittelbar bevor ich dem damaligen Justizdirektor Markus Notter im Frühjahr 2007 zugesagt habe, das Amt für Justizvollzug zu übernehmen, war ich mit Frank auch hier.

Frank kommt für seine Verhältnisse recht pünktlich. Wie meistens trägt er ein T-Shirt aus seinem Siebziger- und Achtzigerjahre-Fundus. Er wirkt auf mich ziemlich fit, eigentlich fitter als ich es bin, allerdings mit einer operierten Bauchspeicheldrüse und entsprechenden Problemen mit den Säften seines Körpers; also doch nicht fitter. Und immer schwebt das Damokles-Schwert eines Rezidivs über ihm. Nach dem Kontrolluntersuch ist vor der Kontrolluntersuchung. So ergeht es seit 15 Jahren auch meinen Freund und ehemaligen Direktor des Massnahmenzentrum Uitikon (MZU) Michael Rubertus.

Von Michael stammt der treffliche Satz, dass sich fast alles Wichtige nicht auf der Vorderbühne, sondern auf den Hinter- und Nebenbühnen abspiele. Heute sind ausnahmsweise Hinter- und Vorderbühne näher zusammengerückt. Die Leute haben gemerkt: Es ist etwas faul im Staate Dänemark.

Wir wechseln sofort zum Selbstbedienungsbuffet. Frank stellt enttäuscht fest, dass die Teller kleiner geworden, die Preise aber gleichgeblieben sind.

Frank war der erste so richtig richtige Vegetarier, den ich kennengelernt habe. Das war noch vor meiner Zeit mit Kornelia. Ich habe von Frank gelernt, dass es für einen echten

Vegetarier absolut nicht geht, wenn z.B. ein Risotto in einer Fleischbouillon angemacht wird. Damals fand ich zwar, er übertreibe etwas, heute ist es mir aber völlig klar. Wie für Kornelia steht auch für ihn der ethische Aspekt des Vegetarismus im Vordergrund. Karnivor:innen sind Mörder. Gesundheitlich hat ihm seine vegetarische Lebensweise nicht viel genützt, der schlimmste Krebs kam trotzdem. Oder vielleicht hat er ihn besiegt, weil er Vegetarier ist?

Frank belädt seinen Teller. Mit ihm zu speisen ist immer sehr gemütlich, er ist ein langsamer Esser. Er genießt sein Essen, und natürlich ist es gesünder so.

Man ist wie Mann isst

Der Mensch ist nicht nur was er isst, sondern er ist auch wie er isst. Mein Vater sagte immer, dass man so esse wie man arbeite. Bei ihm war es sehr schnell und viel, bei mir war es wohl immer schludrig und schnell, später auch noch viel. Wenn ich etwas gerne habe, möchte ich davon möglichst viel im Mund haben. Ich bin nicht der Typ, der mit kleinen Stückchen und Bissen genießt. Auch mit dem Trinken halte ich es nicht anders. Wenn ich Durst habe, kann ich drei Wassergläser hintereinander herunterleeren. Natürlich versuchte mir schon Mutter, solche schlechten Ess- und Trinkgewohnheiten abzugewöhnen. Sie behauptete auch stets, zu schnelles Essen sei ungesund. Das mag sogar so sein, wirklich geglaubt habe ich es (ihr) aber nie.

Bei Frank darf man seine Essensweise nicht einfach als langsam interpretieren. Vielmehr ist es bei ihm Geduld, Hartnäckigkeit und durchaus – man sähe es ihm gar nicht an - Genuss, die seinen (Essens-)Stil charakterisieren.

Übrigens putzt man auch seine Zähne so, wie man isst. Bei mir stimmt das jedenfalls.

Der (Vor-)Bote

Jetzt sitzen also Frank und ich im Bona Dea einander gegenüber. Die Stimmung ist im Vergleich zu den letzten zwei drei Malen deutlich entspannter. Wir sind in den vergangenen Monaten meines Niederganges manchmal direkt oder indirekt aneinandergeraten.

Ich nahm ihn als Boten von Jacqueline Fehr wahr, welcher mir mit etwas Vorlauf ihre schlechten Botschaften überbrachte. Das habe ich mir wohl aber nur eingebildet, denn

ich weiss, dass Frank mir gegenüber transparent sein wollte. Und natürlich war es auch für ihn eine schwierige Situation.

Am 9. Februar 2019 rief er mich am späten Samstagabend aufs Handy an. Kornelia und ich waren bei ihrem Cousin Peter Krobisch und dessen Frau Helena in Wädenswil zum Nachtessen eingeladen. Ziemlich unhöflich von mir, aber ich sagte, es sei möglicherweise etwas Wichtiges und daure sicher nur kurz. Das erste traf zu, das zweite nicht. Ich sprach in einem Nebenzimmer mehr als eine halbe Stunde mit Frank. "In alter freundschaftlicher Verbundenheit muss ich Dir sagen", holte er aus, "dass jetzt dein Führungsverhalten in den Fokus gerät, jetzt bist Du das Thema. Es gab Gespräche zwischen Jacqueline und Hans Wüthrich. Er hat sich für Deine vorzeitige Ablösung ausgesprochen. Jacqueline hat es sich überlegt, will es aber nicht." "Aha", sage ich stark beunruhigt, aber nicht total überrascht. So etwas lag irgendwie schon länger in der Luft. "Sie möchte es unbedingt weiter mit Dir versuchen", fährt Frank fort. "Versuchen", wiederhole ich, "interessant, in meiner Mitarbeiterbeurteilung vor knapp einem Monat hat sie mir noch ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Da muss zwischenzeitlich etwas passiert sein. Keine Ahnung!" sage ich. Dabei habe ich natürlich sehr wohl eine Ahnung.

Eigentlich hat die Chemie zwischen Jacqueline Fehr und mir nie wirklich gestimmt, und das jeweilige Vertrauen zum Gegenüber war nicht besonders gross. Ich hatte bei ihr stets das Gefühl, dass sie mich aus politischer Opportunität jederzeit über die Klinge springen lassen würde, wenn auch sicher nicht ohne Grund und Anlass. Dieses Gefühl hatte ich bei Markus Notter oder Martin Graf nie. Und Martin hat sich im Fall Carlos/Brian sogar im gewissen Sinn für seine Leute geopfert. Bei Jacqueline Fehr kann es nicht politische Opportunität sein, welche sie über meine Ablösung nachdenken lässt. Wir sind beide Genoss:innen, sie zwar pointiert links und ich stark sozialliberal (rechts?) ausgerichtet. Mein Amt und ich selber sind in ihren Kreisen aber soweit wohlgekommen. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ich nun wegen persönlichen Differenzen mit einer "Genossin" und nicht etwa wegen eines schlimmen Justizvollzugsversagens unter Druck gerate.

"Und tritt Dir einer auf die Flosse, so ist es sicher ein Genosse."

Wenn es nicht um politische Opportunität geht, so steckt etwas Persönliches dahinter. Jacqueline und ich haben eindeutig sehr verschiedene Wellenlängen. Zwar haben wir

beide eine ähnlich rasche Auffassungsgabe, aber lesen konnten wir uns gegenseitig nie. Ich möglicherweise sie noch weniger als sie mich. So habe ich erst zu spät begriffen, wie wichtig es ihr ist, überall direkt mit einbezogen zu werden, wo etwas aus ihrer Sicht Spannendes oder Relevantes abläuft. Ich habe meine Vorstellungen, was auf Stufe Justizdirektorin gehört und was nicht, natürlich geprägt aus 20jähriger Erfahrung. Diese Erfahrungswerte hätte ich nach ihrem Amtsantritt sofort über Bord werfen müssen.

Mit denjenigen Leuten, die sie wirklich mag, pflegt sie einen engen, geradezu familiären Umgang. Ich nenne dies ihre Anlehnung an die Ära Helmut Kohl ihr "Küchenkabinett". Wer dazu gehört, gehört dazu. Aber dazu gehört nur, wer gleich wie sie tickt und ihr rundum sympathisch ist. Sie ist elegant, modisch, sportlich, geschliffen, total beherrscht, auf jedem Parkett trittsicher. Sie wirkt überlegen und überlegt, hat sphinxähnliche Züge und lässt sich nur selten aus der Reserve locken. Ausserhalb des Küchenkabinetts geht sie nicht wirklich auf Persönliches ein, gibt auch nichts preis. Dadurch wirkt sie im persönlichen Umgang manchmal eher abweisend und desinteressiert.

Ich funktioniere ziemlich gegenteilig: Ich bin etwas träge und dick geworden, trage oft ältere, abgeschossene Anzüge, sehe nicht besonders gut aus (dafür aber wie ein typischer Verwaltungsbeamter alter Schule), bin unsportlich geworden, emotional, von Natur aus jähzornig, ich kann meine Gefühle schlecht verbergen, lasse mich gefühlsmässig rasch berühren und handle oft spontan und manchmal unüberlegt. Mein Stabschef matcht da viel besser mit ihr. Eigentlich sogar perfekt. Dass ich zu jedem Vollzugsthema sofort hundert Assoziationen und Erfahrungsbeispiele vorbringen kann, immer glaube, eine Lösung bereit zu haben, nervt vermutlich nicht nur sie.

Ein notleidendes Amt in Schieflage würde wohl eher zu ihrem Gestaltungsdrang passen als meines. Dass ich das so sehe, spürt sie wiederum richtig, obwohl ich mich immer bemüht habe, dies so gut es geht zu verbergen und ihr respektvoll zu begegnen. Ich habe in diesem Zusammenhang stets die Wimper in den Augen meiner Untergebenen gesehen, aber nicht den Pfahl in meinem eigenen. "Ihr dürft sie nicht wie eine Anfängerin behandeln, die keine Ahnung vom Justizvollzug hat. Geht auf ihre Ideen ein, operationalisiert, nehmt schwierige Ideen als Anregungen und nicht als Befehle entgegen", predigte ich ihnen. Ich selber habe das am schlechtesten

geschafft. In meiner Selbstgefälligkeit sagte ich einmal meiner Geschäftsleitung, dass ich für sie einfach ein zu guter Amtschef sei, sie bräuchte einen, den sie besser anleiten und manipulieren könne. Etwas mehr Selbstreflexion wäre angebracht gewesen, muss ich mir auch jetzt in diesem Moment sagen; es kommt aber immer noch nicht wirklich in meinem Innersten an.

"Du taktierst zu viel, du sagst ihr zu wenig, was du wirklich denkst. Du schiesst drein und übers Ziel hinaus, bist hektisch und unausgeglichen geworden. Deine Leute verlieren das Vertrauen zu dir, dass Du es noch packst. Geh auf Jacqueline zu und öffne Dich, reiche ihr Deine Hand! Sie wartet." sagt Frank.

Sie lädt zwar jeden und auch mich ein, ihr auf Augenhöhe zu begegnen, offen und ehrlich zu sein, zu sagen, was man wirklich denkt. Dafür war mein Vertrauen aber eindeutig nie gross genug, und dies aus meiner Froschperspektive aus gutem Grund. "Und wenn man dann mal was Falsches sagt, hat man ein grösseres Problem. Zudem hat Jacqueline ein Gedächtnis wie ein Elefant", erwidere ich Frank.

Das Bild, das Frank von mir in all den Jahren bekommen hat, ist das eines mit allen Wassern gewaschenen und gewieften alten Verwaltungsfuchses, dem niemand etwas vormachen kann; der oftmals aus taktischen Gründen etwas Anderes sagt als er wirklich denkt. Und das funktioniert jetzt nicht mehr bei einer so cleveren und völlig anders tickenden Chefin. Ich denke und sage Frank, dass das nur die halbe Wahrheit sei. Ich habe mit diesem Bild des Verwaltungsfuchses zwar manchmal selbst kokettiert. Aber jetzt ist es mir ernst, kein Taktieren mehr. Ich habe schon längere Zeit überhaupt keine Lust mehr, Spielchen zu spielen, fühle mich selber immer mehr nur noch als Bauer auf dem Schachbrett. Ich sage Frank, dass ich Jacqueline um ein Gespräch gebeten habe und ihr offenlegen möchte, was mich wirklich stört: in erster Linie, dass sie immer wieder an mir vorbei direkt mit meinen Stabskadern agiert, mir neue strategische Ziele wie die Schaffung einer zusätzlichen Hauptabteilung "Forschung und Entwicklung" als *Fait accompli* aufs Auge drückt; auch wenn dies sicher keine schlechte Idee ist. Natürlich komme ich damit bei Frank nicht besonders gut an. Er trat schon immer für eine noch stärkere und offensiv aufgestellte Forschungsabteilung ein, um sie, wie er sagen würde, aus der „Schmuddelecke“ herauszuholen. Hierzu war und bin ich der Meinung, dass dies – nun tatsächlich aus taktischen Gründen – eine schlechte Idee ist. Es stellt sich nämlich die Frage, ob der

Justizvollzug und die Justizdirektion eine ausreichende gesetzliche Grundlage zur Errichtung einer eigenen Forschungsabteilung haben. Gemäss kantonalem Organisationsrecht eher nicht, denn dies dürfte die Aufgabe der Gesundheits- oder der Bildungsdirektion und nicht der Justizdirektion oder des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes (PPD) des JuV sein. Da reicht auch eine regierungsrätliche Anpassung der kantonalen Justizvollzugsverordnung (nota bene ohne Revision der Organisationsverordnung des Regierungsrates) nicht aus, zumal die Gründung der neuen Hauptabteilung Forschung und Entwicklung auch nicht in der Justizvollzugsverordnung aufgeführt ist.

Der PPD – ein Zufallsprodukt

Dass der PPD überhaupt gegründet wurde, ist einzig dem Umstand zu verdanken, dass in den Achtzigerjahren die Zusammenarbeit zwischen der Gesundheitsdirektion bzw. der Psychiatrischen Klinik Rheinau und der Justizdirektion ziemlich unbefriedigend war. Zudem wollte der damalige Gesundheitsdirektor Peter Wiederkehr die Klinik Rheinau möglichst nicht mit der Klientel der Strafanstalt Regensdorf belasten. Der legendäre Justizsekretär Ernst Weilenmann holte deshalb den damaligen Stationsarzt der Rheinau Dr. Wolfgang Buck in die Justizdirektion und machte ihn zum Chefarzt PPD – eine Win-win-Situation. Zudem wurde der forensische Psychologe Daniel Helmrich eingestellt, der massgeblich beim Aufbau des PPD mithalf. Ernst schusterte 1990 den nötigen Regierungsratsbeschluss dazu. Ich sagte Frank schon 2007 bei meinem Amtsantritt, seine unter meiner Vorgängerin Béatrice Breitenmoser errichtete und rasch vergrösserte Forschungsabteilung müsse in Abteilung für Entwicklung, Evaluation und Qualitätssicherung (EEQ) umbenannt werden. Bei einem Aufwand von (damals noch) 180 Mio. Franken für das gesamte Amt sei eine solche kleine Evaluationsabteilung gerechtfertigt und auch gesetzlich ausreichend abgesichert, mehr aber nicht. Jetzt, 12 Jahre später hat sich Frank, zwischenzeitlich als Chefarzt PPD zurückgetreten, mit seiner Meinung doch noch durchgesetzt. Endlich gibt es die grosse Hauptabteilung Forschung und Entwicklung (F&E).

Genies unter sich

Frank ist fraglos eines der wenigen Genies, welche ich kenne. Bezüglich Management- oder betriebsorganisatorischen Fähigkeiten ist er typisch Chefarzt geblieben. Nicht zustimmen konnte ich seiner Auslegeordnung über den Organisationsstand und die

Entwicklungsfelder des JuV. Sein Papier dazu vom April 2019, von dem ich nicht weiss, wer es in Auftrag gegeben hat, bedeutet im Prinzip nicht mehr und weniger als ein Rückfall in die Zeiten vor 1999: Wiedereinführung eines Generalsekretärs für Justizvollzug bei der Justizdirektion und Zentralisierung der Bereiche Finanzen und Personal ebenda. Jacqueline Fehr wird dies gefallen, weil dadurch ihre direkte Einflussmöglichkeit auf den Justizvollzug *prima vista* wachsen würde. Eine derart zentralistische Organisationsweise ist aber zu wenig (durch)schlagkräftig und kaum praxistauglich. Zudem widerspricht sie auch dem wichtigen Prinzip, dass Verantwortung und Kompetenz am gleichen Ort bzw. bei den gleichen Personen liegen sollten.

Die Stärkung der Selbständigkeit der direkten Verantwortungsträger vor Ort ist schon in den 90er-Jahren als wichtig und nötig erkannt worden. Deshalb haben wir 1999 das JuV ins Leben gerufen. Zwischenzeitlich haben fast alle anderen Kantone nachgezogen und ebenfalls ein Justizvollzugsamt gegründet. Jetzt schlägt beim Trendsetter Zürich das Pendel offenbar wieder zurück.

Es ist sicher auch kein Zufall, dass an einer gemeinsamen Sitzung von Jacqueline Fehr und Prof. Hans Wüthrich, ihrem Chefberater⁴, und der Geschäftsleitung JuV Sinn und Zweck des "Kolosses JuV" sowie die Aufspaltung in verschiedene Geschäftsbereiche diskutiert wurden. Als alter Verwaltungshengst war ich entsetzt, dass einer meiner Leute so etwas vorbrachte, ohne es mit mir vorgängig abgesprochen zu haben. Aber diskutieren kann man natürlich über alles. Und Professor Wüthrich hat es begeistert aufgenommen: "Muster brechen!" So heisst sein Motto und eines seiner Bücher.

"Überleg Dir einfach gut, was Du im Gespräch mit Jacqueline sagst. Je nach dem kannst du nachher nicht mehr zurückrudern", rät mir Frank an diesem Telefongespräch vom 9. Februar 2019. So weit her ist es mit dem vertrauensvollen und offenen Gespräch mit Jacqueline also doch nicht.

Ich bin trotz allem froh, dass mich Frank Urbaniok vorgewarnt hat. Ich habe plötzlich ein sehr ungutes Gefühl.

⁴ Vgl. Jacqueline Fehr und der Chefberater (NZZ am Sonntag vom 12.6.2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Hans Dampf in allen Medien

Vielleicht habe ich es zu Unrecht so wahrgenommen, dass Frank in den vergangenen Monaten heimlich im Hintergrund für Jacqueline als ihr persönlicher Berater mitgemisch(el)t hat. Er jedenfalls versteht sich einfach nur als Lieferant von gescheiterten Analysen und guten Ideen. Das ist wohl auch so, aber in einem derart schwierigen Klima hat das auf meine Geschäftsleitung und mich einfach einen anderen Eindruck gemacht. Als brillanter Analyst und Psychiater hätte er das wissen können. Er weiss es wohl auch. Schaden wollte er sicher niemandem und schon gar nicht mir. Aber ich kenne ihn gut genug: kleinere Kollateralschäden fechten ihn nicht an, wenn er dafür am entscheidenden Ort Einfluss nehmen und mit der Musik mitspielen kann; oder noch besser: komponieren und dirigieren kann. Zudem hatte er schon immer ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein.

Jahrelang, schon als Generalsekretär, hatte ich immer wieder Auseinandersetzungen mit ihm, wenn er sich zu allem und jedem, gern auch ausserhalb seines Fachgebietes medial äusserte, zum Jugendstrafrecht, zur flächendeckenden Videoüberwachung, zur Finanzierung des Opern- und Schauspielhauses, zu Sinn und Zweck der Hobbyfischerei im Allgemeinen und im Besonderen, zu laufenden Gesetzesänderungen, zu Gerichtsfällen in anderen Kantonen etc.. Der gegenüber Mitarbeitenden eher zurückhaltende Markus Notter, welcher Frank sehr schätzt, sagte ihm einmal: "Der Politiker bin ich und nicht Sie!" Genützt hat das alles nichts. Immerhin öffneten sich die Schleusen aber erst nach Jacqueline Fehrs Amtsübernahme. Jeder Medienauftritt Franks zu jedem beliebigen Thema war hochwillkommen. Frank hat auch immer eindeutig den Zeitgeist getroffen. Und seine Wirkung für den Justizvollzug ist insgesamt sehr positiv. Die Neider und ihm missgünstig Gesinnten sind denn auch überwiegend Konkurrenten.

In verschiedenen Diskussionen legten Jacqueline und er mir nahe, selber vermehrt aktiv medial aufzutreten. Sie berücksichtigten beide aber aus meiner Sicht zu wenig, dass ich als Amtschef weder als forensischer Experte wie Frank noch wie eine Politikerin wie Jacqueline Fehr auftreten kann. Ich bin immer nur der linienverantwortliche Amtschef, der für das, was schief läuft, den Kopf hinzuhalten hat. Ich mag mich entsinnen, dass ich 1995, zur Zeit des grossen Gefängnisplatzmangels und der ständigen Gefängnisausbrüche, fast monatlich in TeleZüri auftrat. Ich musste

immer wieder wortreich mit denselben Worthülsen erklären, wieso bereits wieder ein Häftling aus einem unserer veralteten und maroden Gefängnisse geflüchtet war. So nützt sich ein Amtsgesicht sehr rasch ab. Viel besser hat das schon immer die Polizei gemacht. Sie setzt konsequent Mediensprecher:innen ein. Ein Mediensprecher ist nur Überbringer der schlechten Botschaft, ihm nimmt man nichts persönlich übel. Sein Gesicht verbraucht sich nicht. Deshalb habe ich dann kurz nach meinem Antritt als Chef Justizvollzug Rebecca de Silva als Medienverantwortliche eingestellt. Medial unsichtbar, so wie es mein Nachfolger während seiner zweieinhalbjährigen Amtszeit bis April 2022 gewesen ist, sollte eine Chef Justizvollzug allerdings auch nicht sein.

Frank und ich sitzen also im Bona Dea vor gut gefüllten Tellern, er mit einem Mineralwasser, ich mit einem alkoholfreien Bier dazu. Er weiss, dass ich von der Informationsveranstaltung zu meinem Rücktritt als Amtschef komme. "Wie geht es Dir? Wie ist es gelaufen?" "Gut, schwierig", antworte ich einsilbig. "Trotzdem gut, dass Du Dich so entschieden hast." Er hat mir das wohl schon im Mai 2019 an einem Freitagabend gerade nach einer Kirchensitzung telefonisch so geraten. "Kommst Du wieder als reitender Bote im Auftrag von Jacqueline?" fragte ich ihn damals aggressiv. "Ich habe mit Jacqueline abgemacht, bis Ende Mai 2020 zu bleiben." Frank hat es weit von sich gewiesen, Jacquelines Sprachrohr zu sein. Er wolle mir einfach nur als Ratgeber beistehen. Und es ist wirklich so gekommen, wie er prognostiziert hat.

Mein Freund Frank

Frank und mich verbindet eine langjährige Freundschaft. Sie wird diese Krise überstehen⁵. Zwar hat er meinen Abgang – wenn auch nicht mitverursacht – so doch beschleunigt. Diese Entwicklung war jedenfalls nicht zu stoppen. Vielleicht müsste ich ihm dafür dankbar sein. Auch meine neuen Stabskader sind nicht die eigentlichen Verursacher meines Scheiterns. Ohne sie wäre alles viel länger und sicher noch mühsamer gegangen. Sie sind nur Katalysatoren.

⁵ Unsere Freundschaft ist aber später auf Grund meines Einsatzes für „den berühmtesten Häftling der Schweiz“ Brian Keller arg strapaziert worden. Als ich mich bei ihm Anfang November 2023 für die überlange Einzelhaft bei ihm entschuldigte, kritisierte mich Frank Urbaniok in der Sonntagszeitung heftig (ausführlich dazu weiter hinten). Es gelang mir nicht mehr, mit ihm den Kontakt herzustellen. Wir sind uns fremd geworden und auch politisch kaum mehr kompatibel.

Vielleicht hätte ich meine Pensionierung sogar bis zum meinem 65. Altersjahr hinausschieben können. Ob ich aber derart viel Kreide hätte fressen können, bezweifle ich stark. Man sagt, die ersten Jahre der Pensionierung seien die besten des Lebens. Nun gut, jetzt geniesse ich also die besten Jahre schon etwas früher. Auf die beiden zusätzlichen sehr schwierigen letzten Amtsjahre kann ich ganz gut verzichten. Rede ich mir ein.

Frank hat mit den Umständen rund um seine Krankheit gehadert, zwischenzeitlich findet er gemäss eigenen Aussagen sein heutiges Leben aber mindestens so gut wie das alte. Sein Sieg über den Krebs grenzt schon an ein Wunder. Man gab ihm eine Überlebenschance von weniger als fünf Prozent für die nächsten beiden Jahre. Nun hat er (2020) schon vier Jahre geschafft! Ich stand am 30. September 2016, einem Samstagmorgen, gerade unter der Dusche, als er mir telefonisch die Hiobsbotschaft seiner Diagnose Pankreaskarzinom mit monotoner und ausdrucksloser Stimme überbrachte. Ich fühlte mich wie von einem Pferd getreten. Wir hatten alle unsere Berufsjahre seit 1995 zusammen verbracht. Seit 1997 war er Chefarzt PPD. Seit ich Chef Justizvollzug war, kam er oftmals gegen den späteren Abend in mein Büro und wir tauschten uns beruflich, auch über Gott und die Welt und Privates aus.

Gefängnispsychiaterin als Strassennutte?

Frank und ich können auf viele gemeinsame Erlebnisse und alte verrückte Geschichten zurückschauen. Ein krasses Beispiel: im August 2013 ist eine von Franks Psychiaterinnen vom Zürcher Stadtrichteramt mit einer Busse wegen Strassenprostitution gebüsst worden. Sie soll irgendwo im Langstrassenquartier einen Freier aufgegabelt haben und mit ihm ins einschlägige Hotel Regina gegangen sein. Dort soll sie von zwei Detektiven der Stadtpolizei kontrolliert und verzeigt worden sein.

Ich selber wundere mich zwar nicht mehr gerade über viel und sage immer, möglich sei nach meiner Erfahrung praktisch alles. Aber das war nun schon ziemlich dicke Post: eine erfahrene, in der JVA Pöschwies arbeitende, sechzigjährige, verheiratete Psychiaterin soll eine Strassennutte im Kreis Puff sein? Frank konnte nicht verstehen, wieso sich der ganze Irrsinn nicht sofort aufklären und stoppen liess. So hatte sie für die fragliche Zeit ein Alibi. Trotz Einsprache hatte der Stadtrichter die Busse bestätigt und ihr auch noch hohe Verfahrenskosten auferlegt.

Name und Geburtstag auf dem Verzeigungsprotokoll, das vor Ort im Hotel Regina aufgenommen worden war, stimmten merkwürdigerweise mit ihren Daten überein. Zu ihrem ausländischen Namen gab es zwar eine kleine Differenz, aber ein Schreibfehler ist rasch passiert. Zudem sollen die beiden Polizisten sie aus Fotos eindeutig erkannt haben. Das kam mir nun aber spanisch vor: Fotos? Woher hatte die Polizei Fotos von ihr? Abklärungen ergaben, dass es sich um ihr Führerausweisfoto handelte. Sie war kurz zuvor in einen Autounfall verwickelt gewesen. Nun machte es Klick bei mir: offenbar war eine Prostituierte, die fast gleich wie sie hiess, ein nicht so seltener Name, wie mir bestätigt wurde, im Hotel Regina kontrolliert worden, reiner Zufall also. Einer der Detektive suchte auf seinem mobilen Dateninformationssystem POLIS nach dem Namen der Prostituierten und fand einen fast gleichlautenden, nämlich denjenigen unserer Psychiaterin. Der war nämlich wegen ihres Unfalls bereits im POLIS erfasst. Die kleinen Unstimmigkeiten fielen den beiden Polizisten nicht auf, der neue Fall wurde mit ihren Daten verknüpft, und schon war es passiert.

Als das Stadtrichteramt die Angelegenheit einer näheren Überprüfung unterzog, nahmen die beiden Superdetektive wohl vorher nochmals Einblick ins POLIS, sahen dort den Führerausweis unserer Psychiaterin mit Foto und identifizierten sie dann ohne Probleme aus verschiedenen vorgelegten Fotos.

Erst die Einzelrichterin sprach schliesslich unsere Ärztin vom Vorwurf der unerlaubten Strassenprostitution frei⁶. Das Pünktchen aufs i setzte aber nochmals das Stadtrichteramt, indem es vorsorglich Berufung gegen den Freispruch erhob. Das mache man immer so, hiess es; erst gestützt auf das schriftlich begründete Urteil entscheide man, ob die Berufung zurückgezogen werde. Damit verlängerte sich alles nochmals um einige Monate.

Alles in allem dauerte der Albtraum der armen Psychiaterin über ein Jahr. Ob sich die beiden Detektive bei ihr entschuldigt haben, weiss ich nicht. Jedenfalls hat mir Frank erzählt, dass ihr Ehemann einem der Polizisten telefoniert und sein Entsetzen über diese Geschichte zum Ausdruck gebracht habe. Dieser soll geantwortet haben, eine

⁶ Polizist hält Ärztin für Prostituierte (Tages-Anzeiger vom 6. März 2014, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Busse von 250 Franken sei nun wirklich auch kein Weltuntergang. Es soll zu einem bösen Wortgefecht gekommen sein.

High Noon

Frank steht wieder einmal kurz vor einem Kontrolluntersuch: High Noon, wie er zu sagen pflegt. Das nenne ich einen "Ruhestand" mit maximal grosser Belastung! Da ist meine Situation dagegen fast so schön wie das Himmelreich.

Mir selber ging Anfang Oktober 2016, eine Woche nach Franks Krebsdiagnose, buchstäblich die Luft aus, vierfache Lungenthrombose und ein einwöchiger Spitalaufenthalt. Medizinisch gesehen aus heiterem Himmel, aber nur ein Klacks gegenüber Franks Erkrankung.

Der Himmel war schwer bedeckt, November-Blues, und Frank kämpfte um sein Leben. Zuerst drei oder vier happige Sequenzen einer Chemotherapie. Richtig schlimm wurde es nach einer grossen Operation im Dezember. Deswegen und wegen vielfältiger Komplikationen nahm er innert kurzer Zeit mehr als 12 kg ab. Nach über einem Jahr meldete er sich wieder zu den Lebenden zurück; er ist ein unglaublicher Kämpfer.

Und jetzt hat der Kämpfer fertig gegessen. Die Portion war gross und sein Appetit gut wie immer. Wie er das bloss macht? Wir verlassen das Bona Dea gemeinsam. Er ist natürlich mit seinem Auto unterwegs, nicht mehr mit dem alten blauen Golf aus den Neunzigern, sondern mit einem kleinen eleganten schwarzen 1er BMW. Ich fahre mit dem Zug nach Altstetten in mein Büro.

Freibad Dolder

Es ist ein seltsamer Tag, dieser 29. August 2019. An drei verschiedenen Orten und Anlässen begegnet mir intensiv die Vergangenheit: um 18.30 nun also noch im Freibad Dolder, wo die Vollzugseinrichtungen Zürich (VEZ) und die Untersuchungsgefängnisse Zürich (UGZ) ihr fünfjähriges Jubiläum begehen. Vor fünf Jahren feierten sie ihre Gründungen an zwei verschiedenen Terminen und Orten. Unvergesslich bleibt mir vor allem die VEZ-Feier vom April 2014. Schon zu Beginn mischte sich ein optisch recht gutes Mister-Bean-Double unter die Gäste. Mr. Bean hatte dann seinen Soloauftritt. Er begann mit einer Nummer, in welcher er einen länglichen roten Ballon zu einem Penis mit zwei dicken Eiern drehte, um damit dann mit eindeutig zweideutigen Bewegungen

auf weibliche Mitarbeiterinnen los zu gehen. Ich glaubte, im falschen Film zu sein und schaute ratlos in Richtung Ehrengast Regierungsrat Martin Graf, der wie versteinert zusah. Cornelia Koller, stellvertretende Chefin der Bewährungs- und Vollzugsdienste, schüttelte ungläubig den Kopf. "Das geht sicher rasch vorbei", sagte ich mir. Ich täuschte mich wieder einmal gewaltig. Unser Mister Bean bat eine Mitarbeiterin auf die Bühne, setzte sich auf einen Stuhl und sie auf sich, rieb sich an ihr mit seinem Ballon-Gemäch, bis dieses mit lautem Knall platzte. Einige Mitarbeiter fanden das wahnsinnig lustig, ich wiederum hoffte nur inbrünstig, dass das niemand mit Handy mitgefilmt hat und vielleicht aufs Internet stellt. Ich zählte die Sekunden, niemand war aber imstande einzugreifen und Mister Bean zu stoppen. Die Show war endlich fertig und für den Rest des Abends das Gesprächsthema Nummer eins. VEZ-Direktor Theo Eugster war das alles sehr peinlich, und er wollte abklären, ob derjenige, welcher Mister Bean engagiert hatte, den Inhalt der Show schon gekannt hatte. Natürlich verliefen die Nachforschungen im Sand. Und wir hatten Glück, es landete nichts davon im Internet oder sonst wie in der Öffentlichkeit.

Wieder einmal hatte ich etwas gelernt und würde Ähnliches das nächste Mal hoffentlich sofort stoppen, vielleicht. In diesem "Ernstfall" hatte ich eindeutig versagt.

Die Risiken von Amtsausflügen

Ebenfalls nicht eingegriffen habe ich bei einem Amtsleitungs- und Stabsausflug im Jahre 2011 im Tessin. Zwei unserer Jungspunde hatten beschlossen, einen Sprung von einer malerischen Steinbrücke in den kühlen Fluss zu wagen. Es war ein heisser Spätsommertag. Unsere Ladys spornten sie mit Hopp-Rufen an, und beide sprangen rund vierzehn Meter runter in den Fluss, einer Fuss voran, der andere mit einem Köpfler. Beide tauchten wieder unversehrt aus den Fluten auf und wurden für ihren Heldenmut euphorisch gefeiert. Mir wurde es nachträglich plötzlich "gschmuuch", weil ich erst jetzt realisierte, dass auch ein schlimmer Unfall hätte passieren können. Gedrillt in meinem Justizvollzug-Denken stand bei mir typischerweise die Horrorvorstellung einer Blick-Schlagzeile im Vordergrund: "Justizvollzugs-Chef schaut Todessprung seines Mitarbeiters zu" oder "Justizvollzugs-Trottel verletzt sich bei Brückensprung schwer". Sowohl im Bean-Fall wie auch beim Brückensprung stand für mich also die Angst vor schlechter Publicity an erster Stelle, nicht etwas die Sorge um das Wohlergehen der Mitarbeitenden.

Wie auch immer, obschon die beiden Springer etwas anderes behaupten, ungefährlich war es nicht. Etwa 14 Tage nach seinem Tessiner Kopfsprung erlitt einer der Jungs einen Lungenkollaps. Er behauptet noch heute steif und fest, das habe keinesfalls etwas mit seinem Kopfsprung zu tun, ich behaupte das Gegenteil. Der Schlag auf seine Brust muss gewaltig gewesen sein.

Ausflüge der Amtsleitung mit Stab hatten es übrigens in sich: schon am allerersten Ausflug im August 2007 ereignete sich eine Geschichte, die immer wieder auf meine Kosten unter grossem Gelächter erzählt wird. Damals machten wir noch zweitägige Reisen mit Start am Sonntag. Vom Sonntag auf den Montag übernachteten wir irgendwo in einem grossen Ferienhaus im Tessin. Meine männlichen Kollegen und ich bezogen einen Massenschlag und die Damen einen praktisch identischen Raum direkt neben uns. In der Nacht musste ich aufs Klo. Halb schlafend kehrte ich in das falsche Zimmer zurück, das wie gesagt identisch aussah wie unseres. Ich schlief im unteren Stock eines Kajütenbettes. Ich war nun also im falschen Zimmer und wollte mich im Dunkeln zurück in mein Bettchen legen und zu diesem Zweck die Decke zurückschlagen, welche ich merkwürdigerweise vorher ganz übers Bett geworfen haben musste. Es gab aber Widerstand, offenbar hielt irgendetwas die Decke zurück. Ich begriff nichts, zog stärker, bis eine Frauenstimme aus dem Schlaf heraus "Nein, Nein, Nein!" sagte. Ich entdeckte unter der Decke zum meinem grossen Erstaunen unsere Personalchefin Martina Villiger und erwiderte völlig überrascht mit lauter Stimme: "Frau Villiger!?" Nun brach in den Betten nebenan ein riesiges Gelächter aus. Meine Assistentin Gaby Heil und unsere Juristin Astrid Frehner hatten die Lage schneller als ich erfasst und konnten sich vor Lachen kaum mehr halten. Endlich begriff auch ich die Situation, stotterte einige Worte der Entschuldigung und zog ab. Mein Kopf muss wie eine rote Laterne geleuchtet haben. Das Gelächter war im Nebenzimmer noch lange hörbar und brach nach kurzer Stille immer wieder von neuem aus. Der Ausruf "Frau Villiger!?" ist bis heute bei Eingeweihten ein Running Gag geblieben.

Alte Kämpen und Frischlinge

Der Spätsommerabend im fast leeren Freibad Dolder ist mild und schön. VEZ und UGZ haben einen idealen Festabend erwischt. Herrliche Farben und flotte Musik erfreuen uns. Ich kenne eigentlich immer weniger Leute hier, auch die VEZ und UGZ haben sich personell stark erneuert. Schon lange dabei sind von den Gefängnisleitungen nur

noch Fritz Hösli vom Gefängnis Zürich, Ralph Margies vom Flughafengefängnis und Hansjörg Bürgin von der Halbgefangenschaft Winterthur. Karin Eggli vom Gefängnis Winterthur, Simon Mietlich von Pfäffikon, Simone Keller von Dielsdorf und Daniel Bosshart vom Limmattal sind allesamt erst seit zwei oder drei Jahren in ihrer Funktion, ebenso Christian Klein, der für kurze Zeit die Gefängnisse Affoltern am Albis und Horgen geleitet hat. Die Leitung des Vollzugszentrums Bachtel war im August 2019 schon seit längerer Zeit verwaist, Daniel Elsener hielt als Stellvertreter die Stellung.

Von den alten Kämpen ist auch mein Freund Markus Epple zum fünfjährigen Fest hier. Er startete 1969 sein Berufsleben mit einer Lehre als Maschinenschlosser bei Sulzer. Nach seinem Lehrabschluss arbeitete er bis 1979 weiter als Maschinenschlosser, Monteur und Mechaniker in verschiedenen Firmen. 1979 erfolgte der Wechsel in unsere Branche, und er begann als Aufseher im neuen Gefängnis Pfäffikon. Rund 10 Jahre später wurde er zum Leiter des alten Bezirksgefängnisses Pfäffikon ernannt. Der Justizsekretär Ernst Weilenmann hatte ihm die Stelle kurzfristig angeboten und nur gerade 24 Stunden Bedenkzeit gegeben. Markus sagte zu. Dort lernte ich ihn 1994 kennen. Ich war gerade Generalsekretär der Justizdirektion geworden. Ich kann mich noch gut an unsere erste Begegnung erinnern. Er sah damals nicht viel anders aus als heute, und das heisst nicht etwa, dass er schon damals wie 65 wirkte, sondern dass er über zwanzig Jahre später immer noch wie 40 aussieht, immer mit moderner Kurzhaarfrisur oder Glatzkopf, wachem Blick, zurückhaltend und eher wortkarg, aber absolut treffsicher, wenn er etwas sagt. Schon 1994 hatte er einen Respekt einflössenden Hund mit dabei, soweit ich mich erinnere einen Schäferhund, der auch härteren Jungs Eindruck machte. Markus selber macht auch Eindruck, er ist ein guter Boxer und fürchtet sich vor nichts.

In den Folgejahren hatte ich mit Markus Epple nicht besonders viel Kontakt, was absolut für ihn spricht. Öfters zu tun hatte ich damals in aller Regel nur mit sog. Problemfällen, die es durchaus auch gab. 1999 wurden alle Gefängnisse in die Hauptabteilung Gefängnisse Kanton Zürich (GKZ) übernommen. Nach einer langjährigen Phase als Leiter des Gefängnisses Dielsdorf berief ihn GKZ-Direktor Victor Gähwiler 2007 als Nachfolger von John Pfenninger zum Leiter des Gefängnisses Zürich. In dieser Funktion begegnete ich Markus Epple wieder, als ich Chef Justizvollzug wurde.

Unsere alten Bezirksstrukturen

Als ich 1994 mein Amt als Generalsekretär antrat, hatten noch alle Bezirke (ausser der neue Bezirk Dietikon) ein eigenes Bezirksgefängnis (zum Vollzug von Untersuchungshaft). Die Bezirksorganisation bestand ursprünglich aus einem Bezirksgebäude mit einem Bezirksgericht, einer Bezirksanwaltschaft, dem Statthalter und Bezirksratspräsidenten als Hausherrn sowie allenfalls einem Kantonspolizeiposten und eben einem Bezirksgefängnis. Mit der Zeit setzte sich die Erkenntnis durch, dass allzu kleine Organisationseinheiten ineffizient und zu teuer sind. Es wurden deshalb Möglichkeiten für Zusammenlegungen und Schliessungen geprüft. Angefangen hat dieser Trend bei den Bezirksgefängnissen. Nach und nach wurden die alten und kleineren bzw. sehr kleinen Bezirksgefängnisse Andelfingen, Hinwil, alt Pfäffikon und Uster geschlossen. Das Bezirksgefängnis Bülach wurde in einen Einstellbetrieb umgewandelt⁷. Es setzte sich die Meinung durch, ein Bezirksgefängnis müsse mindestens Platz für 70 Insassen bieten. Horgen, Meilen, Winterthur und Dielsdorf genügten diesem Anspruch nicht. Das Gefängnis Dielsdorf wurde vergrössert, und zwischenzeitlich wurden die Gefängnisse Meilen und Horgen geschlossen. Horgen ist ausserplanmässig kurzfristig im Frühjahr 2020 als Corona-Station wiedereröffnet worden⁸. Es soll nun noch mindestens zehn Jahr in Betrieb bleiben⁹. Ausser Spesen nichts gewesen. Das Gefängnis Winterthur wurde 2004 vorübergehend geschlossen, musste dann aber nach kurzer Zeit wegen Gefängnisplatzmangels wieder in Betrieb geöffnet werden.¹⁰. Das alte Gefängnis Winterthur soll nun abgerissen und durch einen grösseren Neubau ersetzt werden¹¹.

⁷ Ein Gefängnis-Einstellbetrieb nimmt Gefangene für höchstens einen Tag auf, z.B. wenn ein Häftling an einen anderen Ort zu einer Einvernahme vorgeführt werden muss. Der Gefangene wartet hier auf seine Einvernahme und wird gepflegt, bis er wieder abgeholt wird.

⁸ So baut man in zwei Wochen ein Corona-Gefängnis auf (Tages-Anzeiger vom 8.4.2020); Warum hat JuWe das Gefängnis Horgen wiederöffnet? (Statement von Roland Zurkirchen, Medienstelle JI, 2020), beide Artikel auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁹ Gefängnis Horgen bleibt die nächsten zehn Jahr in Betrieb (Tages-Anzeiger vom 14. November 2022; Link auf meiner Website).

¹⁰ Gefängnis Winterthur wird wieder eröffnet (Medienmitteilung vom 19.8.2004), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹¹ Zwischenzeitlich so geschehen: vgl. Medienmitteilung des Zürcher Regierungsrates vom 24. Juni 2024 (Bezirksanlage Winterthur: Modernes regionales Zentrum für die Strafverfolgung)

Als Kompensation für abgebaute Gefängnisplätze wurde 2010 das Gefängnis Limmattal eröffnet. Der Bezirk Dietikon wurde 1989 vom Bezirk Zürich abgespalten. Im Abstimmungskampf hatte Justizdirektorin Hedi Lang noch versprochen, es werde in Dietikon kein eigenes Bezirksgefängnis geben, das sei nicht nötig. In der Planung war damals noch ein grösseres Gefängnis an der Uetlibergstrasse in Zürich Binz vorgesehen. Manchmal hat die überlange Planungszeit für öffentliche Bauten im Kanton Zürich auch ihr Gutes. Im Verlauf der Neunzigerjahre nahmen wir im Raumprogramm für das neue Bezirksgebäude Dietikon eine achtzigplätzigte Halbgefangenschaft auf. Diese war eindeutig zu gross projektiert, aber taktisch war es das richtige Vorgehen und ebnete uns den Weg für das neue Gefängnis Limmattal mit 72 Plätzen für Untersuchungshaft¹². Bis es so weit war, gab es immer wieder Engpässe, und wegen Gefängnisplatzmangels wurde der Erweiterungsbau der JVA Pöschwies über 10 Jahre lang in Doppelbelegung geführt.

Der mir letzte bekannte Stand der Planung für Untersuchungsgefängnisse sieht folgende Gefängnisstandorte vor: in Zürich soll das alte Gefängnis im Bezirksgebäude totalsaniert und verkleinert werden; das neue (Polizei-)Gefängnis Zürich West (GZW) im neuen Polizei- und Justizzentrum wird im Frühjahr 2022, die Abteilung für Untersuchungshaft ein Jahr später eröffnet, ebenso das neue Gefängnis Winterthur. Die Gefängnisse Pfäffikon und Limmattal bleiben bestehen¹³.

Zu einem Schlüsseljahr wurde für das JuV und die GKZ das Jahr 2013, als wir uns entschlossen, im Rahmen der Nachfolgeregelung für den pensionierten Victor Gähwiler die GKZ in zwei Hauptabteilungen aufzuteilen, nämlich in die Untersuchungsgefängnisse Zürich (UGZ) und die Vollzugseinrichtungen Zürich (VEZ). Die Übergangszeit führte verschiedenen Orts zu grösseren Verunsicherungen. Es war deshalb für das JuV, die Untersuchungsgefängnisse und insbesondere auch für mich ein absoluter Glücksfall, dass sich Markus Epple für die Übernahme der neu geschaffenen Funktion des Direktors UGZ interessierte. Er war genau die Person, die es jetzt brauchte: fadengerade, mit grossem Rückhalt in den Gefängnisbetrieben und

¹² Vgl. Neubau eines Bezirksgebäudes in Dietikon (Medienmitteilung vom 30.5.2002), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹³ Das Gefängnis Affoltern am Albis soll vorderhand eine Strafanstalt bleiben, ebenso - als reines Frauengefängnis - das Gefängnis Dielsdorf; das Flughafengefängnis soll als Zentrum für ausländerrechtliche Administrativhaft für die ganze Schweiz Ausschaffungshaft vollziehen.

bei seinen Kolleginnen und Kollegen ein sicherer Wert, ein äusserst versierter Gefängnisleiter, der schon alle Betriebsgrössen von klein (altes Gefängnis Pfäffikon), mittel (Gefängnis Dielsdorf) bis gross (Gefängnis Zürich) geführt hatte. Er war mir ein äusserst verlässlicher Kamerad, stets loyal und Vollprofi. Alle Erwartungen, die man im Hinblick auf seine Berufung zum Direktor UGZ haben konnte, wurden nicht nur erfüllt, sondern deutlich übertroffen. Er gewährleistete die Kontinuität, die es für den Aufbau der neuen Hauptabteilung UGZ sicherzustellen galt. Und manche:n überraschte er mit seinem Willen zur Erneuerung und Veränderung. Das Gefängnis Dielsdorf wurde unter ihm zum reinen Frauengefängnis, er setzte verstärkt auf Gruppenvollzug, half mit, den Neubau des Gefängnisses Winterthur aufzugleisen, er initiierte die Einrichtung einer Kriseninterventionsabteilung für psychisch belastete Insassen im Gefängnis Limmattal und wirkte an vorderster Front mit, um die Einführung des Zwei-Phasenmodells in der Untersuchungshaft zu ermöglichen. Im grössten Projekt aller Projekte, dem Bau eines Polizei- und Justizgefängnisses (PJZ), arbeitete er massgeblich im Kernprojektteam an der baulichen und betrieblichen Planung mit. Als er von dieser Funktion zurücktrat, hinterliess er eine Lücke, die nicht wirklich gefüllt werden konnte. Dies sollte sich bei der Inbetriebnahme des Gefängnisbetriebes rächen.

Auch in Krisenzeiten konnte ich mich stets hundertprozentig auf Markus Epple verlassen. Er gab mir das sichere Gefühl, dass wir fachlich gut aufgestellt sind. Zudem ergriff er zeitnah die nötigen Massnahmen, wenn Handlungsbedarf erkannt wurde. Er war und ist für viele von uns ein mutiger, furchtloser und treuer Freund. Seine optimistische Grundhaltung und sein gradliniger Führungsstil zeichnen ihn besonders aus. Er war Garant dafür, dass immer auch alle Gefängnisinsass:innen respektvoll, anständig, fair und korrekt behandelt werden. Sein Wort hatte stets Gewicht, hier sprach jemand, der etwas von der Praxis verstand und auch die Bedürfnisse der Mitarbeitenden im Alltag nie aus den Augen verlor.

Markus hat in seiner Karriere wohl so ziemlich alles erlebt, was man als Gefängnisleiter erleben kann. Es fehlt auch nicht die überraschende Geburt eines Kindes im Gefängnis. Eine hochschwangere Frau war ins Gefängnis Zürich versetzt worden, weil dieses ganz in der Nähe des Triemlispitals liegt. Mit einer baldigen Niederkunft war zu rechnen, aber nicht in diesem Eiltempo, wie es dann ablief. Von der ersten Meldung

der Frau bis zur Ankunft des Gefängnisarztes verging nur wenig Zeit, genug aber für die Ankunft des neuen Menschenkindes. Es ging zum Glück alles gut. Allerdings darf es künftig nicht mehr passieren, dass eine Frau im Moment der Geburt allein in ihrer Zelle ist¹⁴.

Eine Karriere wie diejenige von Markus Epple vom einfachen Aufseher bis zum Direktor wird es nie mehr geben. Eigentlich schade, aber heutzutage geht es fast nicht mehr ohne Fachhochschulabschlüsse und akademische Titel.

Markus und ich verstanden und verstehen uns immer ohne viel Worte. Er kennt das "Chäfigen" von der Pike auf. Wir vertrauen einander blind; heutzutage auch kein Qualitätsmerkmal mehr.

Erinnerungen an ehemalige Gefängnisverwalter

Die Gefängnisverwalter, die ich als Generalsekretär kennenlernte, waren ein recht bunter Haufen. Grössere Gefängnisse waren fast immer in den Händen von erfahrenen und bewährten Männern, die sich von der Pike hochgearbeitet hatten und nun ihren Betrieb umsichtig und sicher leiteten. Kleinere Gefängnisse wurden in fast familiärer Atmosphäre geführt. Der Eigenorganisationsgrad eines Gefängnisverwalters war ausserordentlich hoch und die Unterschiede von Gefängnis zu Gefängnis waren sehr gross.

Es war damals noch üblich, dass der Verwalter zusammen mit seiner Ehefrau, welche ebenfalls Aufgaben innerhalb des Gefängnisses übernahm, im Gefängnis selbst in der Verwalterwohnung wohnte, manchmal mit Kind und Kegel. Heute ist das in keinem einzigen JuWe-Betrieb mehr der Fall, auch nicht in der JVA-Pöschwies, die neben Aufseherhäusern über eine eigene Direktionsvilla verfügte. Letzter JVA-Direktor, der in der Direktionsvilla wohnte, war Ueli Graf. Die Zeiten haben sich geändert. Dafür brauchen wir heute personalaufwändige und kostenintensive Pikettkonzepte.

Einzelne Gefängnisse gerieten in der Vergangenheit öfters in Schieflage als andere. Eines unserer Bezirksgefängnisse wurde von seinem Verwalter fast wie ein Landwirtschaftsbetrieb geführt. Legendär waren seine gute Küche und seine

¹⁴ Vgl. Geburten sind im Gefängnis nicht vorgesehen, in: NZZ vom 5.2.2017; Frau bringt Kind in der Gefängniszelle zur Welt, in: NZZ vom 2.2.2017 (beide Artikel auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.)

köstlichen Speckwähen. Manchmal nahm er vertrauenswürdige Insassen mit ins eigene Holz. Er pflegte einen Führungsstil, der mit demjenigen von Barbara Ludwig, der ersten Direktorin der Gefängnisse Kanton Zürich (GKZ) nicht mehr vereinbar war. Barbara Ludwig war die erste Gefängnisleiterin überhaupt (im Flughafengefängnis) und auch die erste Person in der Funktion einer Direktorin der GKZ.

Der Nachfolger des erwähnten Verwalters verliess das JuV nach mehreren Jahren ebenfalls im Unfrieden. Ein anderes Kadermitglied hatte ab und zu Alkoholprobleme. Einmal ist er sehr beschwingt und nach Alkohol riechend in Vertretung seines Chefs zu einer Sitzung in grösserer Runde erschienen. Er sollte ein neues Vollzugsprojekt vorstellen. Sein Zustand blieb auch den Anwesenden nicht verborgen. Der nächste Leiter dieses Gefängnisses verliess seinen Posten wegen verschiedenen grösseren Unstimmigkeiten ebenfalls vorzeitig unfreiwillig.

Ein anderer Verwalter eines kleinen Gefängnisbetriebes erfuhr ein trauriges Schicksal. Es war vor vielen Jahren. Er war offenbar schwer depressiv und wollte sich in seinem Auto in der Garage bei laufendem Motor vergasen. Er wurde im letzten Moment entdeckt und vorerst gerettet. Kaum war er wieder bei Besinnung, erhob er sich, ging in aller Eile in sein Büro und erschoss sich dort. Natürlich machten sich im Nachhinein alle Beteiligten grosse Vorwürfe. Die Tat war aber letztlich nicht zu verhindern, zu stark war seine Suizidabsicht.

Bezirksgefängnisse löchrig wie Käse

Als Generalsekretär der Justizdirektion waren für mich ab 1994 Notentlassungen, Mangel an Gefängnisplätzen und Gefängnisprovisorien (wer erinnert sich noch an das Waid-Gefängnis oder an das provisorische Gefängnis Weinland auf der Klosterinsel in Rheinau?) drängende Themen. Der erste ganz wichtige Schritt in Richtung Normalisierung, weg von der katastrophalen Gefängnisüberlegung, war die Eröffnung des provisorischen Polizeigegefängnisses (PROPOG) auf dem Kasernenareal. Es war an einem kalten Tag im Februar 1995, als der damalige Polizeidirektor Regierungsrat Ernst Homberger zur Eröffnung des "Provisoriums" einlud. Ernst Homberger und ich hatten beide eine mühsame Bronchitis und husteten um die Wette.

Das PROPOG ist seinem Namen nicht wirklich gerecht geworden. Das Providurium dauert nun schon bald 25 Jahre und wird wohl noch mindestens bis 2022 in Betrieb bleiben, länger als ich es gewesen bin.

1995, mitten in der Zeit des grossen Gefängnisplatzmangels und -notstandes sowie der damit verbundenen massiven Überbelegung unserer teilweise maroden Betriebe ereigneten sich zahlreiche Ausbrüche und Fluchten¹⁵. Das war eindeutig nicht die Schuld unserer engagierten Gefängnisverwalter und ihrer Leute, sondern eine Folge der Überbelegung, von ungenügendem Gebäudeunterhalt und einer schlechten Sicherheitsinfrastruktur¹⁶. Eine Schliessung dieser Betriebe war aber keine Option, da damit die Platznot noch grösser geworden wäre. Wir reagierten mit einer massiven Stellenaufstockung, die es den Betrieben ermöglichte, technische und bauliche Mängel mit Manpower zu kompensieren. Das half recht schnell. Nach und nach wurden dann die alten maroden Gefängnisse ausser Betrieb genommen oder renoviert und sicherheitsmässig aufgerüstet.

Fluchten aus unseren Gefängnissen habe ich auch nach 1995 einige erlebt. Die spektakulärste war sicher die des Gefangenen Kiko zusammen mit der Aufseherin Magdici aus dem Gefängnis Limmattal in Dietikon. Hierauf wird noch zurückzukommen sein.

Zwei Ausbrecherkönige zusammen: das kommt nicht gut

Den Ausbrecherkönig Walter Stürm kannte ich nur aus den Medien. Wie die meisten Leute fand ich es 1981 natürlich lustig, als er an Ostern aus der Strafanstalt Regensdorf ausbrach und die Notiz zurückliess: „Bin beim Ostereier suchen.“¹⁷

Stürm ist meiner Meinung nach von der links-anarchistischen Szene instrumentalisiert worden und hat damit für sich wenig gewonnen. Ich bekam mit ihm nur noch am Rande zu tun, als er nach seiner bedingten Entlassung 1999 zusammen mit Hugo Portmann

¹⁵ Vgl. Anfrage KR-Nr. 110/1995 (Ausbruchsserie aus dem Bezirksgefängnis Horgen), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁶ Vgl. Anfrage KR-Nr. 1884/1994 (Sicherheitsmängel beim Bezirksgefängnis Meilen), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁷ «Bin beim Ostereiersuchen» - wie eine Verbrecherlegende die Schweizer Justiz narrete (NZZ vom 15.4. 2019; Link auf meiner Website)

an einem Banküberfall mit Geiselnahme beteiligt war. Nach verschiedenen Selbstmordversuchen hat sich Walter Stürm schliesslich im Kantonalgefängnis Thurgau das Leben genommen¹⁸. Er hat einen sehr hohen Preis bezahlt.

Der bekannte ehemalige Bankräuber Hugo Portmann darf sich wohl ebenfalls Ausbrecherkönig nennen. Er floh 1988 und erneut 1992 aus dem Gefängnis¹⁹. Diese zweite Flucht sagt viel über die Person Hugo Portmann und sein Verständnis von Ganovenehre aus. Er hatte dem damaligen Direktor der Tessiner Strafanstalt „La Stampa“ versprochen, dass er nicht fliehen werde, wenn dieser ihn zum Lauftraining mitnehme. Dennoch rannte er auf Nimmerwiedersehen davon. Der Direktor war nicht schnell genug. Portmann begründete seine Flucht später damit, dass er von Mitgefangenen unter Druck gesetzt worden sei. Es ging wohl um einen grösseren Ausbruch. Und vor diesem wollte Portmann seinen Direktor bewahren. Ich bin geneigt, Portmann diese Geschichte abzunehmen. Er ist ein ehrlicher Mensch.

1998 war er wieder eingesperrt, dieses Mal in der offenen Strafanstalt Realta in Graubünden. Anfang März 1999 musste er im Innenhof Schnee schaufeln, baute sich eine Rampe aus Schnee und überwand so problemlos die Gefängnismauer²⁰. In Realta hatte er Walter Stürm kennengelernt. Sie planten zusammen ein krummes Ding und wollten einen Bankdirektor als Geisel nehmen, um ihn zur Tresoröffnung zu zwingen²¹. Portmann und Stürm wurden schliesslich verhaftet, Stürm in Herisau und Portmann in einem Haus in Urnäsch²². Die Polizei überraschte ihn mit einem minutiös geplanten Zugriff.

¹⁸ Vgl. Ausbrecherkönig Walter Stürm tot (swissinfo.ch vom 13.9.99, auf meiner Website in Linkliste aufgeführt)

¹⁹ Vgl. Anfrage KR-Nr. 158/1992 (Urlaubsbewilligung für den Gewalt- und Berufsverbrecher Hugo Portmann), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁰ Siehe: Flucht des Verbrechers Hugo Portmann aus Halbgefangenschaft (SF Schweiz aktuell vom 3.3.1999) sowie Freier Auslauf (SF 1 Rundschau vom 3.3.1999) inkl. **Interview mit dem damaligen Direktor der Strafanstalt Realta Hans-Jürg Patzen**, beide Sendungen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²¹ Siehe: Geiselnahme von Bankverwalter-Familie in Sirnach (SF Schweiz aktuell vom 3.3.1999, auf meiner Website in Linkliste aufgeführt)

²² Siehe: Verhaftung von Stürm und Portmann (SF Schweiz aktuell vom 11.3.1999, auf meiner Website in Linkliste aufgeführt)

In meinen letzten Amtsjahren befasste ich mich immer wieder mit dem Fall Hugo Portmann. Er genoss in der JVA Pöschwies sowohl bei der Aufseherschaft als auch bei den Gefangenen grossen Respekt. Er sah sich selbst als Ganoven alter Schule und quasi als letzten Mohikaner. Er hatte immer auch das Bedürfnis, für seine Anliegen und diejenigen seiner Mitgefangenen zu kämpfen²³. Er hat mir des Öftern geschrieben.

Meinen Brief an meine Mitarbeitenden von Ende Januar 2017, welcher auch den Weg zu Hugo Portmann fand, empfand nicht nur er, sondern auch mancher Aufseher als ungerechtfertigte Trump-Schelte²⁴. Der eine oder andere stand Portmann (und wohl auch Trump) näher als mir. Jedenfalls schickte Portmann meine „Gedanken zum 30. Januar“ mit Begleitschreiben vom 6. Februar 2017 an Roger Köppel, welcher diesen wiederum an die Basler Zeitung weiterleitete. Es kam dadurch zu einer grösseren Berichterstattung²⁵.

Portmann verweigerte konsequent jede Art von Therapie, weshalb ihm keine Vollzugslockerungen und damit auch keine bedingte Entlassung gewährt wurden. Mit der Zeit habe ich diese Situation als wirklich unbefriedigend empfunden, denn es war doch klar geworden, dass Portmann sich für seinen letzten Lebensabschnitt ein ruhiges und bürgerliches Dasein wünschte. Seine Zeit als Bankräuber war vorbei. Wer klagt schon mit Waffengewalt Bitcoins. Das Bundesgericht und ein für ihn günstig lautendes Gutachten ebnete ihm endlich den Weg in die Freiheit. Offensichtlich hat er es nun geschafft, nach jahrzehntelanger Haft den Weg zurück ins normale Leben zu finden²⁶. Der Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger persönlich hat ihm einen Job bei der Müllabfuhr vermittelt.

²³ Justizvollzugsintern legendär ist der sog. Lange-Unterhosen-Fall, welchen das Zürcher Verwaltungsgericht am 31. Oktober 2009 zu Hugo Portmanns Gunsten entschieden hat. Portmann trug wie auch schon an anderen kalten Wintertagen unter seinen kurzen Sportshorts lange Unterhosen. Thomas Noll, damals Vollzugschef der JVA Pöschwies, entschied, damit verstosse er gegen die Kleiderordnung, büsste ihn und bestrafte ihn nach einem Wiederholungsfall mit Arrest. Die Justizdirektion hatte den Rekurs dagegen noch abgewiesen.

²⁴ Vgl. Anhang 21.

²⁵ Vgl. Trump-Post vom Amtschef (NZZ vom 18.2.2017); Zürcher Chefbeamter warnte Mitarbeiter vor Trump (Tages-Anzeiger vom 18.2.2017); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁶ Siehe: Bankräuber kommt frei: „Das ist Hugo Portmanns persönliches Wunder“ (20 Minuten vom 4.4.2018, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Hugo Portmann und ich korrespondieren ab und zu via Facebook miteinander. Sein Verteidiger und Freund ist Rechtsanwalt Bruno Steiner, welcher als Vizepräsident des Bezirksgerichts Zürich eine Zeitlang einer meiner Vorgesetzten war²⁷.

Das Flughafengefängnis

Mit Inbetriebnahme der zweiten Bauetappe des Flughafengefängnisses mit über 100 zusätzlichen Plätzen war der akute Gefängnisplatzmangel weitgehend behoben. Schon für die erste Bauetappe war zusammen mit Justizsekretär Ernst Weilenmann der Gefängnisverwalter Ernst Rohner verantwortlich gewesen. Er war früher Verwalter des Gefängnisses Dielsdorf und hat den Erweiterungsbau begleitet. Markus Epple wurde in Dielsdorf sein Nachfolger. Ernst Rohner bewältigte alle Aufgaben rund um die Errichtung und Inbetriebnahme des Flughafengefängnisses bravourös und mit riesigem Engagement. Mit Eröffnung der zweiten Etappe wurde das Flughafen-gefängnis mit insgesamt über 200 Insassenplätzen nach der Strafanstalt Regensdorf zum zweitgrössten Gefängnis im Kanton. Es sollte durch eine:n Direktor:in geführt werden.

Die Ausschaffungshaft war damals politisch stark umstritten. Auch heute noch habe ich mit dieser Haftart meine liebe Mühe. Es werden Menschen aus rein administrativen Gründen und ausserhalb von irgendwelchen strafrechtlichen Notwendigkeiten in einem rigiden Haftregime eingesperrt. Allerdings sehe ich zur Durchsetzung einer rechtskräftigen Ausschaffung bei renitenten Ausländern keine wirkliche Alternative zu dieser administrativrechtlichen Haft²⁸. Entweder man macht es so oder lässt es ganz bleiben.

Zumindest das Haftregime könnte aber etwas lockerer als bei der normalen Haft sein. Unsere Leute haben sich zwar stets alle erdenkliche Mühe gegeben, um der Kritik von Bundesgericht und Antifolterkommissionen sowie insbesondere auch ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen gerecht zu werden. In der baulichen Hülle des

²⁷ Bruno Steiner ist am 13. März 2023 im Alter von 75 Jahren verstorben.

²⁸ Vgl. hierzu auch Anfrage KR-Nr. 232/1997 (Sicherstellung der Ausschaffung renitenter Ausschaffungshäftlinge), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Flughafengefängnisses sind die entsprechenden Möglichkeiten aber stark eingeschränkt²⁹.

Es war damals ein geschickter Schachzug, Barbara Ludwig zur ersten Direktorin des Flughafengefängnisses zu machen. Sie war einer breiteren Öffentlichkeit nach der Räumung des Platzspitzes als Leiterin des Rückführungszentrums in der Militärkaserne bekannt. Ernst Rohner war wohl enttäuscht, dass er nicht selber berücksichtigt wurde, hat diesen Entscheid aber loyal mitgetragen. Ohne ihn hätte die im Gefängniswesen noch unerfahrene Direktorin wohl grössere Probleme bekommen. So wurde es eine Erfolgsgeschichte.

Die erste Gefängnisdirektorin

Barbara Ludwig war genau die richtige Persönlichkeit, die wir damals brauchten. Als die Stelle ausgeschrieben war, hat sie sich telefonisch bei mir gemeldet. Ich kannte sie flüchtig aus den Zeiten der Platzspitzschliessung von gemeinsamen Sitzungen her. Ich war im ersten Moment sehr überrascht und skeptisch, realisierte später aber bald, dass dies die perfekte Lösung war. Barbara Ludwig wurde mit Gründung der GKZ dann wie bereits erwähnt auch erste Direktorin dieser neuen Hauptabteilung. Ihr Standort blieb im Flughafengefängnis. Auch ihr Nachfolger Victor Gähwiler wollte von dort nicht weg. Es ist ein allgemeines Phänomen, dass Aussenstellen nie freiwillig in die Zentrale zügeln wollen. Es ist wohl die Angst vor zu grosser Einflussnahme, Überwachung und Verlust von Unabhängigkeit. Meine Erfahrung ist aber eine gegenteilige: wenn man in der Zentrale ist, hat man näheren Zugang zu wichtigen Entscheidungsträger:innen, Führungsentscheiden und Informationen. Benachteiligt sind eigentlich die Aussenstationen. Ich beschloss aber erst mit der Pensionierung von Victor Gähwiler, die GKZ-Direktion zu mir ins Hauptquartier an die Feldstrasse zu holen. Trotz anfänglicher Skepsis der betroffenen Personen hat sich das bewährt.

Nach ihrer Zeit im JuV hat Barbara Ludwig eine bemerkenswerte Dissertation zum Thema "Das Verbot der unmenschlichen und erniedrigenden Behandlung und Strafe

²⁹ Vgl. KR-Nr. 175/2008 (Haftbedingungen für Ausschaffungshäftlinge) und KR-Nr. 336/2011 (Ausschaffungshaft „light“), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

nach Art. 3 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK)" geschrieben³⁰. Sie zog weiter nach Den Haag und führte dort die Abteilung für Opfer- und Zeugenschutz am Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien. Später wurde sie im Kanton Schwyz erste Kantonspolizeikommandantin der Schweiz. Anschliessend leitete sie fünf Jahre lang das Amt für Militär, Zivilschutz und Justizvollzug in Luzern. In dieser Funktion war sie auch Chefin von Andreas Naegeli, der damals Direktor der offenen Strafanstalt Wauwilermoos war und 2013 bekanntlich Direktor der JVA Pöschwies geworden ist³¹. Schliesslich wurde sie im Jahr 2014 im Sozialdepartement der Stadt Zürich Leiterin des Geschäftsbereichs Sucht und Drogen. Wohl zwischen dem Kommando der Schwyzer Kantonspolizei und ihrer Arbeit in Den Haag war Barbara Ludwig Vorsitzende der Geschäftsleitung Pro Senectute des Kantons Zürich. Das erwähnt sie wohl deshalb nicht so gerne, weil diese Stelle, wie sie sagen würde, zu wenig sexy war. Barbara und Pro Senectute: Man möge mir verzeihen, aber das passt tatsächlich nicht ganz zum Image von Barbara, die jedermann mit ihrer jugendlichen Tatkraft und ihrem Charme sofort für sich gewinnt.

Als ich 2007 Vollzugschef geworden bin, habe ich Barbara nach längerer Zeit wieder einmal zu einem Mittagessen getroffen. Sie sagte mir rasch, dass sie wieder auf Stellensuche sei. Eine Rückkehr in mein Amt würde sie durchaus interessieren, in Frage käme aber nur die Position als Direktorin der Justizvollzugsanstalt Pöschwies oder meine. So ist Barbara eben: direkt und ohne falsche Hemmungen. Ich konnte mit Beidem nicht dienen, und so wurde sie kurz darauf Chefin des Luzerner Justizvollzuges. Damit waren wir Kollegen, und ich hatte oft mir ihr zu tun. Sie wurde auch meine Nachfolgerin als Präsidentin der Kantonalen Konferenz der Leitungen Justizvollzug (KKLJV).

Und noch mehr Ausbrüche

Zurück in die Neunzigerjahre zu unseren löchrigen Bezirksgefängnissen: Die öffentlichkeitswirksamsten Ausbrüche ereigneten sich in den "Seeanstoss"-Gefängnissen Meilen und Horgen: in Meilen kam es zu einer eigentlichen Massenflucht mit

³⁰ Dissertation Basel 2003.

³¹ Andreas Naegeli wird neuer Direktor der Justizvollzugsanstalt Pöschwies (Medienmitteilung vom 23.4.2012), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

ca. zehn Insassen. Der damalige Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Meilen Christian Crasemann, der die Strafuntersuchung zum Zollikerberg-Mord führte, wunderte sich, als er einen ersten, zweiten und dann dritten Mann über die Wiese vor seinem Bürofenster vorbeitreiben sah. Es wurde rasch klar, dass da etwas nicht stimmen konnte.

Im Gefängnis Horgen durchbrach kurz vorher oder nachher ein Insasse mit einem eisernen Bettfuss die Decke seiner Zelle und das Dach des Gebäudes. Das war möglich, weil der oberste Stock ursprünglich für die Jugendabteilung vorgesehen und damit nicht besonders stark gesichert war. Wegen der Gefängnisplatznot wurde dieser Stock dann auch für Erwachsene verwendet. Der Ausbrecher verschwand durch die Lücke auf Nimmerwiedersehen³². Viele Jahre später gelang einem akrobatisch talentierten Häftling eine weitere spektakuläre Flucht aus dem Gefängnis Horgen. Es kletterte mit Hilfe seiner Turnschuhschnürsenkel die Fassade hoch und auf der anderen Seite wieder herunter. Er wurde bald wieder gefasst³³.

„Mein“ letzter Ausbruch ereignete sich an einem Samstagmorgen am 8. Juni 2019. Drei Ausschaffungshäftlinge waren aus dem Flughafengefängnis geflüchtet. Es war von ihrer Gefährlichkeit her gesehen nicht besonders dramatisch, aber natürlich sehr schlecht für unser Image.

Ein Aufseher, der die im Innenhof spazierenden Insassen hätte überwachen sollen, liess sich längere Zeit von einem der drei Insassen ablenken, so dass den anderen mit Hilfe eines Baumes die Flucht über die Mauer gelang³⁴. Ich kann mich an diesen Ausbruch auch deshalb noch gut erinnern, weil die Gefängnisleitung den verantwortlichen Aufseher für seinen Fehler verwarnt und abgemahnt hat. Er hat dies sofort akzeptiert. Unsere HR-Abteilung meinte aber, unsere Dienstanweisungen seien diesbezüglich zu wenig klar gewesen. Es stehe nirgends, dass sich der Wachhabende nicht mit einem Insassen unterhalten dürfe.

³² Vgl. auch Anfrage KR-Nr. 110/1995 (Ausbruchserie aus dem Bezirksgefängnis Horgen), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³³ Insasse Horgen (Medienmitteilung vom 6.10.2010), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁴ Vgl. Anfrage KR-Nr. 221/2019 (Lehren nach Ausbrüchen aus Zürcher Gefängnissen), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Zur gleichen Zeit gab es zudem weitere Differenzen zwischen VEZ und HR bezüglich einer Auseinandersetzung mit einer Aufseherin. Die Justizdirektorin intervenierte massiv. Der Fall wurde zu einer eklatanten Missachtung der Expertise des HR emporstilisiert und auch als Beispiel für unseren gendernässig schlechten Umgang mit der HR-Abteilung herbeigezogen. Die juristische Fallführung im HR lag nämlich ebenfalls bei einer Frau. Letztlich postulierte die Justizdirektorin, dass sich Amts- und Geschäftsleitung der Expertise des HR unterordnen müsse. Als leuchtendes Beispiel brachte sie die Rechtsabteilung der Amtsleitung ins Spiel, wobei sie verkannte, dass unser Chef Rechtsdienst niemals für sich in Anspruch genommen hat, Amts- oder Geschäftsleitung mit seiner „Expertise“ zu übersteuern.

Es ist und bleibt eine spannende Frage, ob eine fachdienstliche Stabsstelle die Linie übersteuern können soll. Meine Meinung dazu dürfte klar sein. Ich war damals zwar bereits als Amtschef abgesägt, immerhin lag die operative Geschäftsführung aber noch bei mir.

Die intransparente Art und Weise, wie man an mir vorbei handelte, alles ausserhalb jeder regulären Geschäftsordnung, wollte und konnte ich nicht mehr länger hinnehmen, auch nicht für nur kürzere Zeit. Ich erwog damals meinen sofortigen Rücktritt als Amtschef, entschloss mich dann aber, doch noch eine Überlegungszeit während der Sommerferien einzuschalten. Da sich die Situation aber nicht verbesserte, sondern sich gegenteils immer mehr zuspitzte, wurde mir der endgültige Entscheid leicht gemacht. Oder anders gesagt: ich hatte das Gefühl, dass man mich loswerden wollte.

Zurück zu dieser letzten Flucht: Einzuräumen ist, dass die Anpflanzung eines Baumes direkt bei der Mauer des Spazierhofes, mit welcher die Gefängnisleitung einer Empfehlung der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF) Folge geleistet hatte, sicherheitstechnisch eher suboptimal war. Zwei der drei Flüchtlinge wurden aber bald wieder geschnappt. Was aus dem dritten geworden ist, weiss ich nicht.

Mich persönlich haben Fluchten aus der Ausschaffungshaft nie sonderlich gestresst, geht es dabei doch nicht um die Flucht von verurteilten Kriminellen, sondern von Administrativhäftlingen. Imagemässig sind solche Fluchten für den Justizvollzug aber

immer gleich schädlich wie Ausbrüche von Gefängnisinsassen. Da machen Medien und Politik kaum Unterschiede.

Sogar eine Flucht aus der fürsorgerischen Unterbringung in der psychiatrischen Klinik Königsfelden/AG Ende Mai 2016 wurde von den Medien als Flucht eines Mörders skandalisiert. Dabei müsste klar sein, dass die zivilrechtliche fürsorgerische Unterbringung (bei Selbstgefährdung) dem Schutz des Untergebrachten und nicht der Öffentlichkeit dient. Nur in absolut seltenen Ausnahmefällen, welche regelmässig von Gerichten kritisiert werden, wird eine fürsorgerische Unterbringung in einer Strafanstalt vollzogen.

Für Vegetarier ungeeignet

Fünf Jahr VEZ/UGZ: Wie immer bei Gefängnis-Festen ist das Buffet opulent und für Vegetarier nur bedingt geeignet. Mir schmeckt meine Bratwurst und das Kalbsplätzli. Die Direktoren Theo Eugster und Roli Zurkirchen halten eine kurze Ansprache und bitten auch mich für ein paar Worte nach vorn ans Mikrophon. Ich mag nach der Info-Veranstaltung von heute Mittag an der Hohlstrasse nicht so recht noch ein zweites Mal weit ausholen. Ich bedanke mich deshalb einfach für die schönen Zeiten und wünsche allen guten Appetit. Bei Gefängnisleuten ist es sowieso richtig so, je kürzer umso besser.

Nach dem dritten Bier fahre ich mit Bus und Tram ziemlich beschwingt nach Hause.

Jetzt nur nicht grübeln.

3. September 2019: Interview mit Susan Boos (WoZ) in meinem Büro

Verwahrung und Abstandsgebot. Eine logische Fehlgeburt.

Fachkommission: unfaires Verfahren?

Rein reaktiv, das war einmal. Die letzten Mohikaner. Stunde Null mit Schawinski; Justizskandale als eigene Disziplin. Götterdämmerung und mir dämmerts.

Nicht mit mir?

Ein Buch mit sieben Siegeln: die Verwahrung

Susan Boos ist Journalistin bei der Wochenzeitung und schreibt ein Buch zum Thema Verwahrung³⁵. Sie will mit mir ein Interview machen. Das wird das letzte Interview sein, welches ich in meinem Büro gebe. Natürlich sage ich ihr das nicht. Sie hat schon mit vielen Leuten über die Verwahrung gesprochen, u.a. mit Ex-Pöschwiesdirektor Ueli Graf. Anders als früher habe ich heute nicht das Gefühl, ich müsse vor allem aufpassen, nur ja nicht in eine Falle zu tappen. Ich gebe mich ziemlich offen, frei und manchmal sogar selbstkritisch. Meine Haltung zur lebenslänglichen Verwahrung, ordentlichen Verwahrung und lebenslänglichen Freiheitsstrafe ist bekannt, ich habe dazu im Zusammenhang mit dem Urteil i.S. gegen Thomas N. betreffend Ruppertsweiler Vierfach-Mord am 20. März 2018 gemeinsam mit Jérôme Endrass und Thomas Noll in der NZZ einen Gastkommentar veröffentlicht:

Lebenslängliche Verwirrung³⁶

Die Kombination von lebenslänglicher Freiheitsstrafe und Verwahrung ist juristischer Nonsens. Toter Buchstabe im Gesetz bringt ausser Verwirrung nichts und sollte wieder entfernt werden.

³⁵ Siehe: Susan Boos, Auge um Auge, Die Grenzen des präventiven Strafens, S. 111 ff. (War das gut?), Zürich 2022.

³⁶ Vgl. hierzu auch KR-Nr. 96/2018 (Lebenslängliche Verwirrung), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Das Bezirksgericht Lenzburg hat letzten Freitag im Fall des Rapperswiler Mörders sein Urteil gesprochen: lebenslängliche Freiheitsstrafe und ordentliche Verwahrung. Rundherum wurde dieses Urteil als sachgerecht und angemessen bewertet. Der Gedanke, die Verwahrung sei gewissermassen eine zweite Sicherungslinie für den Fall, dass der Täter doch irgendwann aus der lebenslänglichen Freiheitsstrafe entlassen werde, ist nachvollziehbar.

Zirkellogik

Tatsächlich ist diese Kombination von lebenslänglicher Freiheitsstrafe und Verwahrung aber juristischer Nonsense: Aus einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe ist eine Entlassung frühestens nach 15 Jahren möglich, jedoch nur, wenn der Täter als nicht mehr gefährlich eingestuft wird. Wer aber nicht mehr gefährlich ist, kann von Gesetzes wegen auch nicht verwahrt werden. Denn eine Verwahrung setzt immer eine erhöhte Gefährlichkeit voraus. Wegen dieser Zirkellogik wird der Rapperswiler Täter wohl nie von der Freiheitsstrafe in die Verwahrung wechseln.

Wie beim Rapperswiler Fall hört man bei schwersten Verbrechen immer wieder, dass die lebenslängliche Freiheitsstrafe quasi zum ultimativen Schutz der Bevölkerung mit einer lebenslänglichen Verwahrung kombiniert werden müsse. Wer so argumentiert, will zwei Dinge: Sühne und Sicherheit. Genau das bietet jedoch bereits die lebenslängliche Freiheitsstrafe. Denn wer als gefährlich eingestuft wird, wird nicht aus der Freiheitsstrafe entlassen – egal wie lange er schon sitzt.

Wo liegt also das Problem? Erstens beim Zeitpunkt der ersten Überprüfung. Unabhängig von der Schwere der Tat und der Gefährlichkeit eines Täters muss gemäss heutigem Gesetz schon nach 15 Jahren die Möglichkeit einer Entlassung überprüft werden. Zweitens liegt genau hier ein Missverständnis vor: Vielerorts geistert immer noch die Idee herum, dass bei einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe die Entlassung nach 15 Jahren der Normalfall sei. In der Praxis trifft dies schon längst nicht mehr zu. Es gibt viele lebenslängliche Freiheitsstrafen, die 20, 30 Jahre oder länger dauern.

«Besondere Schwere» der Schuld

Und wo liegt die Lösung? Wir können das Strafgesetz ändern. Bei lebenslänglich verurteilten Tätern sollen in jedem Fall die Gerichte über eine Freilassung entscheiden.

Vor allem sollen die Gerichte aber die Möglichkeit haben, den frühestmöglichen Zeitpunkt der Entlassung direkt im Urteil zu regeln. In Deutschland kann das Gericht beim Aussprechen einer lebenslangen Freiheitsstrafe eine «besondere Schwere» der Schuld feststellen. Dies hat zur Folge, dass eine Entlassung auch bei geringer Rückfallgefahr nicht schon nach 15 Jahren möglich ist. Eine entsprechende Gesetzesänderung würde also den Gerichten ermöglichen, im Urteil festzuhalten, dass frühestens nach 20, 25 oder 30 Jahren oder beim Erreichen des 65. oder 70. Lebensjahres eine Entlassung erstmalig geprüft werden darf.

Es entspricht nicht unserem Menschen- und Weltbild, nur auf Sühne und Vergeltung zu setzen

Alles gut und recht. Aber wieso nicht gleich von Beginn an eine definitive und endgültige Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe bis zum Tod fordern und eine Entlassung ganz ausschliessen? Weil es ein gefährlicher zivilisatorischer Rückschritt wäre. Eine lebenslange Strafe ohne theoretische Möglichkeit auf Bewährung bedeutet, dass einem Menschen auf Jahrzehnte hinaus bis zu seinem Tod jede Entwicklungsmöglichkeit abgesprochen wird. Diese Menschen, egal wie sie sich entwickeln, für immer von der Versöhnung, Vergebung und Wiederaufnahme in die bürgerliche Gesellschaft auszuschliessen, ist falsch. Denn es entspricht nicht unserem Menschen- und Weltbild, nur auf Sühne und Vergeltung zu setzen.

Den Tätern sollte ein zentrales Element des Menschseins, die selbstbestimmte Teilnahme am Zusammenleben in der Gesellschaft, nicht bis zum Tod abgesprochen werden. Ein moderner Rechtsstaat muss sich daran messen lassen, ob er gerade auch diejenigen Straftäter human behandelt, deren widerwärtige Taten Abscheu und Unverständnis verdienen. Jemanden zu entlassen, der im Gefängnis alt und gebrechlich geworden ist, soll deshalb nicht ausgeschlossen werden. Bereits heute steigt die Zahl der greisen Gefangenen markant an. Vollzugsanstalten geraten dabei an Grenzen. Einerseits, weil Aufseher keine Pfleger sind, und andererseits, weil die Betreuung dieser Strafgefangenen viel Geld kostet.

Toter Buchstabe im Gesetz

Würde man das Gesetz im obigen Sinn anpassen, könnte auch die Fehlkonstruktion der lebenslangen Verwahrung wieder aufgehoben werden. Die Verwahrung ist nur so

lange vertretbar, als der Grund der Massnahme, eben die Sicherung, gegeben ist. Wie lange das sein wird, kann zum Zeitpunkt des Urteils niemand mit Gewissheit sagen. Und deshalb kann auch keine «lebenslange» Verwahrung ausgesprochen werden. Toter Buchstabe im Gesetz bringt ausser Verwirrung nichts und sollte wieder entfernt werden.

Gut gemeint ist oft das Gegenteil von gut. Das trifft besonders auf die zahlreichen Revisionen des Strafrechts zu, die in den letzten Jahren unter dem Druck der Öffentlichkeit durchs Parlament gepeitscht wurden. Bereits steht eine neue vor der Tür. Statt erneut eine diffuse, flächendeckende Verschärfung auszudrücken, die auch diejenigen trifft, bei denen sie überhaupt nicht nötig ist, würden wir uns als Fachleute wünschen, dass sich die Politik mit der nötigen Sorgfalt an die Arbeit macht und die obigen Überlegungen berücksichtigt.

Das Abstandsgebot

Über solche und andere Fragen unterhalte ich mich mit Frau Boos. Insbesondere kommt auch das Thema „Abstandsgebot“ zur Sprache. Dabei geht es darum, dass dem Verwahrten bessere Haftbedingungen gewährt werden sollen als einem Verurteilten, der seine Strafe verbüsst, da der Zweck der Verwahrung nicht mehr in der Bestrafung, sondern nur noch in der Sicherung besteht. Der Verwahrte bringt ein „Sonderopfer“ für die öffentliche Sicherheit. Dies soll mit besseren Haftbedingungen zumindest teilweise kompensiert werden³⁷. Diese Überlegung ist an sich folgerichtig. Im Zusammenhang mit der Planung der Vergrösserung der JVA Pöschwies (Projekt JVA Pöschwies Plus) wird auch diese Frage bearbeitet. Es ist aber klar, dass für die Umsetzung des Abstandsgebots keine allzu grosse politische Akzeptanz besteht. Insofern sollte der Justizvollzug dasjenige, was im bestehenden gesetzlichen Rahmen möglich ist, in eigener Kompetenz selber schrittweise umsetzen, und das mit viel Augenmass.

³⁷ Sie sind weggesperrt - und wollen mehr Freiheiten (Tages-Anzeiger vom 27. Oktober 2022), Link auf meiner Website.

Fachkommission

Geht es um die Verwahrung, so landet man früher oder später auch bei der Fachkommission zur Überprüfung der Gemeingefährlichkeit von Straftätern³⁸. Ohne ihre Zustimmung ist rein faktisch bei einem Verwahrten keine Vollzugslockerung möglich. Zwar könnte sich die Vollzugsbehörde theoretisch über die Stellungnahme der Fachkommission hinwegsetzen, das wird sie aber todsicher nie machen. In einem solchen Fall würde die Entscheidungskompetenz auf die Stufe Amtsleitung hinaufgespült. Auch in Fällen, wo es nicht um eine Vollzugslockerung für einen Verwahrten, sondern um eine Lockerung im Vollzug einer Freiheitsstrafe geht, darf bei einer Differenz zwischen der Fachkommission und der Vollzugsbehörde nur die Amtsleitung entscheiden. Ich habe in den gesamten zwölf Jahren als Amtschef keinen einzigen Entscheid gegen die Fachkommission gefällt. Es ist sogar so, dass es gar nie bis zu meiner Stufe zu einer Differenz gekommen ist. Die Vollzugsbehörde hat stets einen Rückzieher gemacht, wenn sich ein Dissens abzeichnete. Ein Entscheid gegen die Fachkommission wäre höchstens bei einem von der Stellungnahme der Fachkommission abweichenden neuen Gutachten denkbar. Faktisch ist aber auch das nie vorgekommen. Gegenteil habe ich in einigen wenigen, sehr heiklen und potentiell medienträchtigen Fällen sogar bei übereinstimmenden Meinungen von Fachkommission, Gutachten und Vollzugsbehörden zusätzlich noch ein zweites (Ober-)Gutachten in Auftrag gegeben, um auf der ganz sicheren Seite zu sein.

Immerhin habe ich 2011 an einem Kaderanlass eine Aussage zurückgenommen, die ich bei meinem Amtsantritt intern gemacht hatte: es gäbe eine kleine Anzahl von Fällen, welche unter meinem Regime niemals eine Vollzugslockerungen bekommen würden, ganz egal, wie viele guteisende Stellungnahmen auch immer vorlägen. Mein Meinungsumschwung war ein Bekenntnis zur Fachlichkeit und zum Rechtsstaat: unsere Fachlichkeit muss vor politischen Überlegungen den Vorrang haben. Natürlich müssen besonders heikle Entscheide zwei- und dreifach abgesichert werden, am

³⁸ Vgl. dazu die herausragende Dissertation von Barbara Rohner „Die Fachkommission zur Beurteilung gefährlicher Straftäter nach Art. 62 d StGB, Zürich 2016. Barbara Rohner hat mehrere Jahre als juristische Sekretärin der Fachkommission und dann als Juristin der Bewährungs- und Vollzugsdienste des JuV gearbeitet. Ich habe ihren Weggang ausserordentlich bedauert. Sie ist eine der Leistungsträger:innen des Schweizerischen Kompetenzzentrums für den Justizvollzug in Fribourg als Geschäftsleitungsmitglied und Bereichsleiterin Leistungsbereiche Praxis geworden. Seit 2023 ist sie Chefin des Glarner Justizvollzugs.

Schluss sind die Verantwortlichen des Justizvollzugs aber dem Rechtsstaat und nicht der politischen Opportunität verpflichtet³⁹.

Ein fragwürdiges Verfahren

Rechtlich fragwürdig ist meines Erachtens das Verfahren der Fachkommission. Dieses ist grundsätzlich rein aktenbasiert. Der Gefangene oder sein Anwalt haben kein direktes Teilnahme- oder Anhörungsrecht vor der Fachkommission. Dies lässt sich zwar formaljuristisch rechtfertigen, weil dem Verurteilten das rechtliche Gehör zur Stellungnahme der Fachkommission im Nachhinein gewährt wird. Liegt die Stellungnahme der Fako aber vor, so ist die Sache – das ist einfach eine Erfahrungstatsache - allerdings so gut wie gelaufen. Dem Gefangenen und seinem Verteidiger müsste fairerweise das rechtliche Gehör durch Anhörung durch die Fachkommission gewährt werden, bevor diese ihre Stellungnahme zuhanden der Vollzugsbehörde erstellt. Richtigerweise müsste also stets eine persönliche Anhörung des Gefangenen stattfinden. Ich bin überzeugt, dass das Bundesgericht über kurz oder lang ebenfalls zu dieser Erkenntnis gelangen wird. In der neuen Strafrechtsliteratur wird übrigens schon jetzt ein Teilnahmerecht der Verteidigung bei der Begutachtung postuliert⁴⁰. Natürlich wird sich die Verteidigung vor der Fachkommission oder anlässlich der Begutachtung ihres Klienten taktisch positionieren und ihrem Mandanten Ratschläge erteilen, welche die Begutachtung beeinflussen. Eventuell ist dies der materiellen Rechtsfindung bis zu einem gewissen Grad auch abträglich. Hier geht es aber um die genau gleiche Problematik wie beim Teilnahmerecht der Verteidigung der ersten Stunde. Nur ein insbesondere auch formell hundertprozentig korrektes und faires Verfahren garantiert, dass im Straf(vollzugs)verfahren der übermächtige Staat nicht von der institutionellen und situationsbedingten Schwäche

³⁹ Das habe ich im Monatsblatt JuV aktuell 02/2012 bereits so dargelegt: *"Verschiedene höchstgerichtliche Entscheide haben uns in der letzten Zeit aber auch aufgezeigt, dass wir da und dort wohl allzu vorsichtig geworden sind und an sich gebotene Vollzugslockerungen aus einem Nullrisikodenken heraus nur noch äusserst zurückhaltend bewilligt haben. Hier sehe ich es als ganz persönliches Ziel und als Verpflichtung, zu ermöglichen, dass die Fachlichkeit, Verhältnismässigkeit und Menschlichkeit wieder etwas stärker zum Zug kommen. Selbstverständlich, bleibt nachzuschieben, immer gemessen an den Geboten der Risikoorientierung, der öffentlichen Sicherheit, des Opferschutzes und der Rückfallprävention. Leib, Leben und die persönliche Freiheit sind und bleiben die höchsten Rechtsgüter – dies gilt auch für unsere Klienten. Fachlichkeit und sorgfältig definierte Arbeitsabläufe helfen und geben uns Sicherheit bei dieser schwierigen Aufgabe."*

⁴⁰ Vgl. Thierry Urwyler, Das Teilnahmerecht der Verteidigung am Explorationsgespräch des psychiatrischen Sachverständigen mit der beschuldigten Person im Lichte der EMRK, Luzerner Beiträge zur Rechtswissenschaft, Zürich 2019 (Dissertation). Thierry Urwyler habe ich als Jurist in meinem Stab kennen- und schätzen gelernt. Er ist nicht nur blitzgescheit, sondern auch ein liebenswürdiger Kollege.

des Angeschuldigten oder Gefangenen in unfairer Art profitiert. Dass der Angeschuldigte bzw. Explorand dann u.U. nicht mehr alles herauskotzt, was sich der Staatsanwalt, die Vollzugsbehörde oder der Gutachter wünschen würden, ist aus Gründen der Waffengleichheit hinzunehmen.

Was in einem Rechtsstaat so alles möglich ist

Sehr heikel habe ich schon immer die Anordnung einer nachträglichen Verwahrung gemäss Art. 65 Abs. 2 Strafgesetzbuch gefunden. Hierbei geht es um folgenden Sachverhalt: im Verlauf des Vollzugs einer zeitlich befristeten Freiheitsstrafe glauben die Behörden zu erkennen, dass der Verurteilte derart gefährlich ist, dass eine Verwahrung angeordnet werden muss, obwohl dies das Gericht seinerzeit nicht für nötig befunden hat. In einem solchen Fall kann das Gericht nachträglich nach den Regeln der Revision (wenn also neue Erkenntnisse vorliegen) eine Verwahrung aussprechen. Was im ersten Moment als rechtlich vertretbar erscheint, ist in Tat und Wahrheit hoch problematisch. Die sog. neuen Beweismittel werden nämlich in aller Regel keine harten Fakten sein wie sie z.B. mit einem neuen DNA-Beweis erbracht werden können, sondern typischerweise eine Praxisänderung der Gerichte oder eine Neubeurteilung der Gemeingefährlichkeit des Verurteilten.

Auch wenn eine Verwahrung keine Strafe, sondern eine sichernde Massnahme ist, so wird sie vom betroffenen Menschen gleichwohl als die härtest mögliche Bestrafung empfunden. Auch die Öffentlichkeit sieht das kaum anders. Und deshalb bin ich der Meinung, dass die nachträgliche Verwahrung im Ergebnis gegen den ehernen strafrechtlichen Grundsatz „Ne bis in idem“⁴¹ verstösst. Allerdings hat das Bundesgericht die Rechtmässigkeit der nachträglichen Verwahrung bestätigt. Möglicherweise ist ihm auch gar keine andere Wahl geblieben, weil es Bundesgesetze nicht auf ihre Verfassungsmässigkeit hin überprüfen kann. Für mich war es jedenfalls eine herbe Enttäuschung, obwohl ich selber in einer Handvoll von Fällen meine Einweisungsbehörde beauftragt habe, dafür zu sorgen, dass dem Gericht eine nachträgliche Verwahrung beantragt wird. Dabei ging es mir aber nicht um meine tiefe innere Überzeugung, dass dies so richtig sei. Vielmehr war es meine Aufgabe, mein Amt vor

⁴¹ Nach diesem allgemein gültigen, zentralen Rechtsgrundsatz (vgl. auch Art. 11 der Strafprozessordnung) darf niemand wegen einer Straftat, für welche er nach dem Gesetz bereits einmal rechtskräftig verurteilt oder freigesprochen worden ist, in einem zweiten Strafverfahren erneut bestraft werden.

dem Vorwurf zu schützen, wir hätten nicht alles Mögliche unternommen, um zu verhindern, dass ein allenfalls gefährlicher Häftling wieder auf freien Fuss kommt. Keine Motivation also, auf die ich besonders stolz sein könnte. Vom JuV erging dann jeweils eine entsprechende Revisionsanregung an die Oberstaatsanwaltschaft, welche gegenüber dem Gericht als formelle Antragsstellerin auftrat. Die entsprechenden Instruktionen lieferte aber hauptsächlich das JuV.

Es war andererseits so, dass ich jeweils durchaus erleichtert zu Kenntnis nahm, wenn das Gericht zur Überzeugung kam, die Voraussetzungen für Art. 65 Abs. 2 StGB seien im konkreten Fall nicht erfüllt. In einem Fall hatten wir bei einem zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilten Mörder erst kurz vor Ablauf seiner Strafe die nachträgliche Verwahrung beantragt. Wir waren eigentlich zu spät dran. Es wäre nämlich durchaus möglich gewesen, diese Frage noch während des laufenden Strafvollzugs zu klären. Nun aber lief die Strafe ab, und der unglückliche Mann wurde in Sicherheitshaft versetzt. Bis die Frage definitiv zu seinen Ungunsten auf dem Rechtsmittelweg vom Bundesgericht entschieden wurde, vergingen vier Jahre. Allein der Umstand, dass der Gefangene in dieser Situation nicht durchdrehte, sprach schon zu seinen Gunsten⁴². Natürlich könnte man selbstzufrieden feststellen, dass damit eine potentielle Sicherheitslücke geschlossen worden ist. Ich selber empfinde aber auch eine Schuld des Systems und von mir ganz persönlich gegenüber einem Menschen, der seine Strafe vollumfänglich verbüsst hat. Ich war jedoch als Chief in charge noch nicht in der Lage, dies so zu reflektieren. Das macht die Sache auch nicht besser.

Mit Urteil vom 2. November 2021 hat nun aber der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte entschieden, die nachträgliche Verwahrung im erwähnten Fall komme einer doppelten Bestrafung gleich und stelle deshalb eine Verletzung der Europäischen Menschenrechtskonvention dar. Der Grundsatz „Ne bis in idem“ scheint sich nun doch noch durchzusetzen. Gut so!⁴³.

Eine weitere, mit der nachträglichen Verwahrung vergleichbare Konstellation halte ich für noch bedenklicher: es hat ab und zu nach Jugendstrafrecht Verurteilte gegeben,

⁴² Erste nachträgliche Verwahrung im Kanton Zürich (Tages-Anzeiger vom 7.1.2014, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴³ (Vgl. Unrechtmässige Verwahrung: Der EGMR verurteilt die Schweiz, in: www.humanrights.ch vom 26.4.2022; link auf meiner Website).

die nach der Maximaldauer der Strafe oder Massnahme bzw. Erreichung des Höchstalters für eine Massname in die Freiheit zu entlassen gewesen wären. Der Zeit- und andere Geister mach(t)en jedoch auf die Vollzugsverantwortlichen grossen Druck. Es sei mit allen Mitteln zu verhindern, dass potentiell gefährliche Menschen wieder in Freiheit kommen. Man versuchte deshalb, junge Menschen mit vermeintlich fortbestehender Gefährlichkeit für Dritte mit den Mitteln der zivilrechtlichen fürsorgerischen Unterbringung (FU) einzusperren, open end.

Und wieder war es für mich eine grosse Enttäuschung, dass das Bundesgericht einen entsprechenden Fall nicht kassiert hat⁴⁴. Immerhin stellte es fest, dass die Unterbringung eines solchen jungen Mannes in einer Justizvollzugsanstalt (in concreto in der JVA Lenzburg) an sich unzulässig sei. Das Gericht akzeptierte aber eine mehrjährige Übergangslösung, während welcher die zuständige Behörde einen geeigneten Vollzugsort finden musste. Nur gibt es keinen solchen, in der Schweiz existieren keine FU-Anstalten. Am ehesten kommen psychiatrische Kliniken oder auch ein Massnahmenzentrum in Frage. Wir haben schweren Herzens einmal im Massnahmenzentrum Uitikon einen solchen Fall aufgenommen, allerdings mit klar angesagter Befristung. Das war immer noch die bessere Variante, als wenn der junge Mann in der JVA Lenzburg gelandet wäre. Für die JVA Pöschwies haben wir die Aufnahme von FU-Häftlingen immer strikte abgelehnt.

Juristisch lässt sich eine FU für solche Fälle kaum begründen, da sie nur bei einer akuten Selbstgefährdung angeordnet werden kann. Man hat deshalb ungefähr folgendermassen argumentiert: Es bestehe das Risiko, dass der betreffende Mensch auf Grund seiner diagnostizierten Fremdgefährdung einen anderen Menschen verletzen oder gar umbringen könnte. Damit gefährde er letztlich auch sich selbst, weil er sich so strafbar mache und seine Freiheit verliere. Die Lösung, den Gefährder deshalb gleich präventiv auf unbestimmte Zeit einzusperren, ist aber eine logische Absurdität. Faktisch bestraft man ihn zum Vorneherein mit dem, wovon man ihn eigentlich bewahren will. Nur die juristischen Titel sind etwas anders, der Betroffene wird diesen Unterschied aber nicht wirklich merken.

⁴⁴ Bundesgericht bestätigt fürsorgerische Unterbringung für Aargauer Mörder (swissinfo.ch vom 15. Dezember 2016, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Erst der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat mit Urteil vom 30. April 2019 festgestellt, dass Fremdgefährdung für eine fürsorgerische Unterbringung nicht ausreiche. Eine andere gesetzliche Grundlage fehle aber. Dementsprechend wurde die Schweiz im oben erwähnten Fall (Inhaftierung eines jungen Mannes unter dem Titel FU in der JVA Lenzburg) wegen Verletzung des Rechts auf Freiheit und Sicherheit (Art 5 EMRK) verurteilt, und es wurden dem Beschwerdeführer für ein Jahr ungerechtfertigter Haft 25'000 Euro zugesprochen. Damit ist die Rechtslage jetzt endlich geklärt⁴⁵. Das Bundesgericht muss sich nun dieser Rechtsprechung anschliessen.

In anderen wichtigen Bereichen rund um die Entlassung junger Erwachsener aus dem Vollzug ist unser Justizsystem ebenfalls schlecht synchronisiert. Nach Ablauf einer zeitlich befristeten Massnahme eine nachträgliche Verwahrung oder FU anzuordnen, ist die eine Sache. Ziemlich widersprüchlich verhalten sich die Behörden aber, wenn sie nach einem Massnahmenvollzug bei einem Jugendlichen oder jungen Erwachsenen den betreffenden Menschen ins Ausland ausschaffen wollen. Im Massnahmenvollzug wird der junge Mann Schritt für Schritt auf sein Leben in Freiheit vorbereitet. Eventuell befindet er sich gegen Massnahmenende in einem Wohnexternat und arbeitet nach abgeschlossener Lehre bereits in einem auswärtigen Betrieb. Dafür wird vom Einweiser viel Aufwand betrieben. Wenn nun kurz vor Massnahmenende im Auftrag des kantonalen Migrationsamtes die Polizei erscheint, den Jugendlichen in Handschellen legt, ihn ins Flughafengefängnis verfrachtet und von dort aus ins Ausland ausgeschafft, kann man schon den Eindruck bekommen, dass die linke Hand nicht weiss, was die rechte tut.

Oder noch schlimmer: die eine Behörde macht das wieder kaputt, was die andere zusammen mit dem Jugendlichen mühsam aufgebaut hat. Zum Schaden aller, so etwas nützt wirklich niemandem etwas.

⁴⁵ Vgl. EGMR: Fremdgefährdung reicht nicht für eine fürsorgerische Unterbringung, (www.humanrights.ch, 30.4.2019,); siehe auch: Fürsorgerische Unterbringung war nicht rechtmässig, in: prison-info 1/2019, S. 45; beides auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Justizvollzug, Medien und die letzten Mohikaner

Das Interview mit Susan Boos ist gut verlaufen. Ich bin gespannt auf ihr Buch. Kürzlich habe ich gelesen, dass sie per 1. Januar 2021 zur neuen Präsidentin des Schweizer Presserates gewählt worden ist.

Der Justizvollzug und die Medien, das war für mich aber schon immer ein ambivalentes Thema. Anders als früher bin ich heute der Überzeugung, dass nur offensive Kommunikation zielführend ist. Abwehrschlachten verliert der Justizvollzug immer. Hier bin ich auch ganz mit Jacqueline Fehr, die ein sehr gutes Gespür für proaktive Medienarbeit hat.

Schwieriger ist die Medienarbeit vor allem auch wegen der Schnelllebigkeit der Branche geworden. Die Gratis- und Online-Medien, Lokalradios und -fernsehen haben in ihren Teams eine hohe Personalfuktuation. Zudem habe ich manchmal den Eindruck, dass man jungen Journalist:innen die basalen Grundlagen unseres Staatswesens auf dem Niveau der Realschule erklären muss. Es gibt nicht mehr sehr viele Journalist:innen, die für gründliches Recherchieren und Kontinuität einstehen, oder mit denen man Abmachungen treffen kann, auf die sich dann beide Seiten auch längerfristig verlassen können.

Zur aussterbenden Gattung gehören Thomas Hasler und Stefan Hohler vom Tages-Anzeiger, Brigitte Hürlimann, früher von der NZZ und jetzt bei Republik⁴⁶, Simon Christen vom Schweizer Fernsehen und beim Blick der zwischenzeitlich pensionierte, aber immer noch aktive Kriminalreporter Viktor Dammann. Natürlich gibt es noch weitere Namen, die man aufzählen könnte, mit den vorgenannten habe ich aber viele Jahre zusammengearbeitet und gute Erfahrungen machen können. Es sind tragfähige Arbeitsbeziehungen entstanden. Das heisst keineswegs, dass sie Hofberichterstattung machten. Es heisst aber, dass sie immer fair gewesen sind und einer billigen Story zuliebe nicht nur verbrannte Erde hinterlassen haben. Oder auch, dass sie eine Story manchmal liegen gelassen und erst später gebracht oder vielleicht einmal sogar ganz fallen gelassen haben. Im Gegenzug konnten sie sich im Rahmen des Amtsgeheimnisses auf meine Offenheit verlassen, was in der heutigen Zeit leider nicht

⁴⁶ Vgl. auch ihren Artikel: Jede Woche eine Journalistin weniger (Republik vom 29.4.2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

mehr selbstverständlich sein kann. Jetzt wird diesen erfahrenen Journalist:innen Fastfood zugemutet, sie arbeiten in Grossraumbüros im Newsroom und dürfen sich glücklich schätzen, wenn sie nicht durch billigere und willigere Kolleg:innen ersetzt werden.

Mir ist natürlich auch klar, dass manche:r junge Journalist:in liebend gern genauer und länger recherchieren würde. Der Zeitdruck zu liefern ist aber schlicht zu gross. Darum übernehmen sie bei unspektakulären Geschichten immer auch sehr gerne fix und fertig aufbereitete Medienmitteilungen mehr oder weniger unverändert.

Stunde Null mit Roger Schawinski

Ich trat mein Amt als Generalsekretär der Justizdirektion praktisch gleichzeitig mit der Stunde Null des neuen Kommunikationszeitalters für den Justizvollzug an: mit dem Zollikerberg-Mord und der etwa gleichzeitigen Gründung von TeleZüri von Roger Schawinski. Die Beziehung des damaligen Justizdirektors Moritz Leuenberger zu Schawinski ist im Laufe der Jahre wohl etwas abgekühlt, war bei Start des ersten Lokalfernsehsenders der Schweiz aber noch gut. "Schau mal, wie wir positioniert sind", sagte Leuenberger zu mir und zeigte mir auf dem Organigramm von TeleZüri die Sparte "Justizskandale". Nicht Gerichtsberichterstattung oder Justiz, nein, Justizskandale. Und genau so haben die verschiedenen lokalen „Tele oder Radio wie auch immer“ die Justizthemen behandelt: ständig auf der Suche nach dem grossen Skandal; den idiotischen Beamten und unfähigen Politiker:innen auf der Spur. Auch "Schweiz aktuell" von SF1 hat rasch nachgezogen, ebenso die Rundschau. Generalsekretär Christian Zünd und der frühere Rundschau-Moderator Sandro Brotz waren nicht gerade best friends.

Ich selber wäre nie an einen TeleZüri-Talk mit offenem Mikrofon für Telefonanrufer gegangen. Im Zusammenhang mit den Vorwürfen rund um den "Skandal" betreffend den Verwahrten A.G. im Jahre 2006⁴⁷ war der damalige Pöschwiesdirektor Ueli Graf zu Gast bei Talk täglich. Die Vorwürfe, die gegen das JuV erhoben wurden, haben sich

⁴⁷ Vgl. Anfrage KR-Nr. 134/204 (Verwahrte dürfen in Zürich allein auf die Piste) und Interpellation KR-Nr. 220/20006 (Verwahrte dürfen in Zürich allein auf die Piste II), beide auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Jahre später nach der Gerichtsverhandlung in St. Gallen gegen A.G weitgehend in Luft aufgelöst. Meiner Vorgängerin Béatrice Breitenmoser hat dieser Fall den Kopf gekostet. Ueli Graf schlug sich zwar recht gut in der Diskussion. Dann kam aber ein Telefonanruf eines Pöschwieshäftlings, von dem im Nachgang behauptet wurde, er sei für diese Sendung extra bestellt worden. Ich weiss nur noch, dass Ueli völlig auf dem linken Fuss erwischt worden ist. Es war ein abgekartetes Spiel.

Auf ein derartiges Risiko hätte ich mich nie eingelassen. Besonders Markus Gilli hat als Gastgeber immer gerne Öl ins Feuer gegossen. Doch wer wird ihm das in seiner Rolle verdenken können. Allerdings war es mein gutes Recht, dieses Spiel nicht mitzuspielen.

Genauso habe ich es in meiner Funktion als Amtschef stets abgelehnt, an der Diskussionsrunde des Schweizer Fernsehens „Der Club“ mitzumachen. Solche Einladungen gab es immer nur in Zusammenhang mit sehr schwierigen Ereignissen im Justizvollzug, schweren Rückfällen oder Fluchten. In einer solchen Runde sassen stets auch Opfer oder Angehörige. Als Amtschef hat man da keine Chance auf eine sachliche Diskussion. Ich verstehe dies aus Sicht der Opfer und ihrer Angehörigen sehr gut. Wenn man aber als Behördenvertreter z.B. mit Rückfallzahlen und Statistiken argumentiert, so wirkt das sofort zynisch und überheblich. Was kann man bei einem tragischen Fall schon erwidern, wenn eine direkt betroffene Person sagt, jedes einzelne Opfer sei eines zu viel und so etwas dürfe nie mehr vorkommen. Wehe, wenn man mit den gesellschaftlich akzeptierten Todesopfern im Strassenverkehr argumentiert, die rein zahlenmässig um ein Vielfaches höher liegen als es Tote auf Grund von Rückfalltaten gibt.

Frank Urbaniok hat schon immer viel besser als ich in solche Runden gepasst. Ganz generell vermittelte er im Rahmen seiner Medienarbeit den Eindruck, dass er als Experte auftritt. Dass er als PPD-Chef und Mitglied der Geschäftsleitung des JuV ebenfalls eine operative Mitverantwortung für den Zürcher Justizvollzug mitzutragen hatte, wurde m.E. zu wenig deutlich. Das haben ihm seine Kollegen im JuV manchmal übelgenommen. Franks überzeugende Auftritte haben dem Justizvollzug letztlich aber immer genützt. Man hat ihm seine Expertenrolle abgekauft. Ich weiss nicht, wie oft er Gast im „Club“ gewesen ist. Er hat es jedenfalls auch dank des Zischtigclubs in den ehrenwerten Kreis der Cervelatpromis geschafft.

Götterdämmerung

Medien- und Öffentlichkeitsarbeit hat für Politiker:innen heutzutage allerhöchste Priorität. Ich sagte immer mal wieder (halb) Scherzes halber: wenn man ein Thema auf der Agenda der Direktionsvorsteherin zuoberst haben will, so muss man dafür sorgen, dass es medial aufgegriffen wird. Als ich 2007 Chef JuV wurde, lag ein grosser Teil der Beantwortung von Medienanfragen noch direkt bei mir selbst. Nicht anders war es zu meinen Zeiten als Generalsekretär gewesen, auch in der JI gab es noch keine Medienbeauftragte. Erst 2007/8 hat sich das geändert, zuerst im Generalsekretariat mit der Anstellung von Michi Rüegg durch Markus Notter und dann Ende 2008 mit der Verpflichtung von Rebecca de Silva, welche ich mir direkt unterstellt habe. Seither wurden in der öffentlichen Verwaltung Dutzende von Kommunikationsstellen geschaffen, ganz abgesehen von den externen Kommunikationsberater:innen, welche den verschiedenen Direktionsvorsteher:innen zudienen.

2017 wurde Rebecca infolge der Schaffung der Stelle des Stabschefs diesem direkt unterstellt. Im Rahmen der Neugründung der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung war dann 2019 plötzlich die Rede davon, dass Rebecca mit einer neu aufgestellten Kommunikationsabteilung in die neue Hauptabteilung F&E wechseln sollte. Es war nicht mehr meine Sache, ich war schon fast ausgeschieden, trotzdem konnte ich es kaum glauben. Für mich war und ist Kommunikation immer Chefsache und eine direkte Eingliederung in den Stab der Amtsleitung zwingend. Bei näherer Überlegung ist mir aber klar, dass der erwähnte Grundsatz an sich so immer noch stimmt, nur dass der Amtsleiter JuWe nicht mehr der wirkliche Chef des JuWe ist, vielmehr ist dies als Oberchefin JuWe, Justizdirektorin Jacqueline Fehr herself. So gesehen ist es nur logisch, dass die Kommunikation in die neue, direkt der obersten Chefin verpflichteten und zudienenden Hauptabteilung F&E eingegliedert wird. Offiziell wird das natürlich anders begründet; z.B. damit, dass F&E der Innovationsmotor des JuV / JuWe sei und dass Innovation als Gelingensvoraussetzung immer eng mit Öffentlichkeitsarbeit verknüpft sein müsse.

Kommunikation ist heute so zentral, dass die Justizdirektorin manchmal sogar justizvollzugsspezifische Aufträge über die Kommunikationsabteilung und nicht über die Linienverantwortlichen abgewickelt hat. So geschehen beispielsweise anlässlich der Aufarbeitung und Bewältigung des Seefelder Tötungsdeliktes im Sommer 2016.

Die Verbesserung des Informationsflusses und der Absprachen zwischen Justizvollzug und Kantonspolizei in Risikofällen ist eindeutig ein Führungs- und Linienthema. Erst wenn ein Ergebnis erarbeitet ist, kommen die Kommunikationsleute zum Zuge. Wer stets zu allererst und fast nur an die Medienarbeit denkt, mag das anders sehen. Auch das Projekt Arbeitgeber-Marketing JuV wäre kein reines Kommunikationsprojekt, obwohl es so abgehandelt wird und die Justizdirektorin den diesbezüglichen Auftrag wieder direkt der Kommunikationsabteilung erteilt hat. Es müssten erfahrene Linienvorgesetzte in die Projektleitung aufgenommen werden.

Nun gehöre ich also auch zu den Ehemaligen, die sagen, dass man so etwas mit Ihnen niemals hätte machen können. So hat es in der Vergangenheit immer wieder von alten ehemaligen Anstaltsdirektoren getönt. Stimmt aber zumindest für mich nicht, vor zehn Jahren hätte ich höchstens kurz aufgemuckst und dann, wie meine liebe Kollegin, die stellvertretende Generalsekretärin JI Susanna Stähelin so schön zu sagen pflegt, flott die Hacken zusammengeschlagen.

Oder im Sinne der Leichtathletin Anita Weyermann: "Gring ache u secklä."

6. September 2020: Kaspar Escher-Haus, Kommunikationsabteilung des Regierungsrates

Medienmitteilung:

Amt für Justizvollzug mit neuem Leiter

Der Justizvollzugsexperte und ehemalige JVA-Direktor Hans-Jürg Patzen löst Thomas Manhart als Leiter des Amtes für Justizvollzug ab. Manhart steht dem Amt bis zu seinem vorzeitigen Altersrücktritt im Mai 2020 als Projektdelégierter mit besonderen Aufgaben zur Verfügung.

Der Regierungsrat hat Hans-Jürg Patzen, den bisherigen Leiter der Bewährungs- und Vollzugsdienste Zürich, an seiner letzten Sitzung per 1. Oktober zum Leiter des Amtes für Justizvollzug gewählt. Der Sozialarbeiter arbeitete während 14 Jahren, zuletzt als deren Direktor, für die Justizvollzugsanstalt (JVA) Realta in Cazis GR. Seit 12 Jahren leitet er die Bewährungs- und Vollzugsdienste (BVD) Zürich. Diese Dienste organisieren, koordinieren und überwachen den Vollzugsverlauf und die Wiedereingliederung von Gefangenen in die Gesellschaft. Unter der Leitung von Hans-Jürg Patzen entwickelten die BVD den Risikoorientierten Sanktionenvollzug, der sich zum Standard im Schweizer Justizvollzug entwickelte und weit über die Landesgrenzen hinaus Anerkennung fand⁴⁸.

Thomas Manhart arbeitet seit 25 Jahren in verschiedenen Funktionen für die heutige Direktion der Justiz und des Innern. Er war Generalsekretär, Oberstaatsanwalt und seit 2007 Leiter des Amtes für Justizvollzug. Thomas Manhart hat sich mit seinem profunden juristischen Wissen, seiner Kenntnis der Justizvollzugslandschaft Schweiz und nicht zuletzt als vermittelnder und humorvoller Mensch und Chef in verschiedenen Funktionen um die Durchsetzung des Rechts im Kanton Zürich verdient gemacht. Er steht dem Amt bis zu seinem vorzeitigen Altersrücktritt im Mai 2020 als Projektdelégierter mit besonderen Aufgaben zur Verfügung.

Ein Foto von Hans Jürg Patzen ist in der Internetversion dieser Medienmitteilung unter www.news.zh.ch verfügbar.

Ansprechperson für Medien

heute Freitag, 6. September 2019, von 14 bis 15 Uhr:

Jacqueline Fehr, Regierungsrätin, Vorsteherin der Direktion der Justiz und des Innern,
Telefon 043 259 25 02

⁴⁸ Das Alter von Hans-Jürg Patzen wird nicht erwähnt. Er ist 1957 geboren und fünf Monate älter als ich.

17. September 2019: Gründungsapéro der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung in der Tourbinenhalle in Altstetten

Ein gutartiger Virus. Der Astral-Mann. Ein Wunder!

Wasser predigen und Wein trinken.

Erinnerungen an Wolfgang Buck. Frank Urbaniok: Chancen erkennen und nutzen. Am liebsten ein berühmter Fussballer sein.

Der ältere Noll und die grossen Zwei; der jüngere Noll und ein Braunschweig für alle Fälle.

Astralkraft

Ich bin noch ziemlich genau 14 Tage im Amt. Um 18.00 Uhr findet der Gründungsapéro für die neue Hauptabteilung Forschung und Entwicklung (F&E) im Trend-Restaurant Tourbinenhalle in Altstetten statt. Die Location passt gut zur neuen Hauptabteilung. Vielleicht war die Gründung dieser Hauptabteilung schon immer das Ziel. Diesen Eindruck könnte man jedenfalls bekommen, wenn man der Ansprache meiner Chefin Jacqueline Fehr lauscht. So oder ähnlich tönt es: Es sei höchste Zeit geworden, Farbe zu bekennen und eine offensive Vorwärtsstrategie zu verfolgen. Unsere Forschungsabteilung solle sich nicht mehr wie in der Vergangenheit verstecken müssen, sondern stolz und offen zeigen, was sie seit Jahren leiste. Die forensische Forschung unter Frank Urbaniok sei schon immer Nukleus von innovativen Entwicklungen gewesen, und der Zürcher Justizvollzug sei nur dank Frank zu dem geworden, was er heute sei. Man werde sich in zehn Jahren an den heutigen Tag als Meilenstein erinnern. Endlich sei vollbracht, was schon lange überfällig gewesen sei. Raus aus der Filterblase ins verdiente Scheinwerferlicht. Mit Frank hätten wir einen Mann mit Strahlkraft für die ganze Schweiz und darüber hinaus. Frank habe in über zwanzig Jahren einen neuen PPD aufgebaut und damit auch den gesamten Justizvollzug revolutioniert. Er habe einen Virus freigesetzt, welcher uns alle infiziert habe, alle Hauptabteilungen und schweizweit die gesamte Forensik.

Ja, Franks (A)Stra(h)lkraft ist unübertrefflich. Hab Tausend Dank, mein lieber Frank - und verzeihe mir, lieber Freund, wenn ich Dich auf die Schippe nehme. Das hast Du

(nicht) verdient, (nicht) die Glorifizierung und (nicht) die Ironie. Aber Du kennst mich. In die Enge getrieben neige ich zu Sarkasmus oder zu Flapsigkeit, wie mir Jacqueline Fehr kürzlich vorgeworfen hat. Jedenfalls weiss ich jetzt endlich, was in den letzten 25 Jahren rund um mich herum, an mir vorbei und ohne mich so alles gelaufen und erreicht worden ist.

Stutzig machen mich Jacqueline Fehrs Ausführungen, dass für die neue Hauptabteilung F&E keine einzige neue Stelle geschaffen worden sei. Un miracolo? Wohl eher gutes Stellenplan-Management mit Stellenverschiebungen aus Bereichen, wo man die Stellen weniger nötig zu haben glaubt. Zudem komfortable Stellenaufwertungen. Ich habe das in all den Jahren auch nicht anders gehandhabt. Vielleicht habe ich mich aber gegen aussen verbal etwas weniger zum Fenster hinausgelehnt.

Erstaunt hat mich, dass die neue Hauptabteilung nicht in Co-Leitung geführt werden soll. Aus meiner Sicht hätte das auf der Hand gelegen. Ich habe mich auch gewundert, dass Jacqueline Fehr in diesem Punkt nicht stärker insistiert hat, zumal eine geeignete Frau zur Verfügung gestanden wäre. Wenn man schon ständig beklagt, dass im obersten Kader des JuV fast keine Frauen sind, in der Geschäftsleitung JuV keine einzige Hauptabteilungsleiterin vertreten ist, so sollte man eine solche Gelegenheit nicht verpassen. Dies geht ein wenig in das Kapitel "Wasser predigen und Wein trinken".⁴⁹

Genauso verstörend fand ich es übrigens, dass nach meinem Weggang Jacqueline Fehr mit einem Mail an das oberste Kader ihrer Direktion feststellte, es gebe zu viele Berufungen von Männern in Kaderpositionen. Dies sei auch der Grund dafür, dass so wenig Frauen in Spitzenpositionen seien. Wohl nach dem Motto: Männer ziehen Männer nach. Alte Seilschaften und Filz. Praktisch zeitgleich hat sie aber mit dem neuen Amtschef JuV, dem Chef der neuen Hauptabteilung Forschung und Entwicklung sowie dem neuen Hauptabteilungsleiter Bewährungs- und Vollzugsdienste drei Männer ohne Ausschreibung direkt in höchste Funktionen berufen. Ich hätte von ihr mindestens im Timing mehr Instinkt erwartet. Aber vielleicht ist das von einem

⁴⁹ Dies Missverhältnis hat sich zwischenzeitlich verbessert: Stand 2024 sind von der achtköpfigen Geschäftsleitung JuWe immerhin drei Frauen.

gewissen Punkt an gar nicht mehr nötig. Und übrigens: es waren alles gute Personalentscheide.

Macht haben heisst insbesondere auch, dass man Regeln aufstellt, die man hart durchsetzt und von denen man selber je nach Opportunität beliebig abweichen kann.

Im Zusammenhang mit den Themen „Frauen-Quoten“ und „Neuanstellungen“ verursachte die Regierungsrätin nochmals einigen Wirbel unter ihren Kaderleuten, als sie im Tages-Anzeiger vom 18. Juni 2019 verkündete, für Bewerbungsverfahren kämen nun überall in ihrer Direktion Online-Blind-Verfahren zur Anwendung⁵⁰. Sie ruderte mit internem Mail zurück und erklärte, dies sei nur im JuWe der Fall. Gleichzeitig gab sie ihrer Hoffnung Ausdruck, dass dieses „zusätzliche Angebot“ nun aber in den meisten Einheiten gerne übernommen werde. Zudem versicherte sie, keine Frauen-Quoten top down einzuführen. Sie fügte aber an, dass im Bereich der Diversität künftig verstärkt mit Kennzahlen und Zielvorgaben gearbeitet werden müsse. Man beachte den feinen Unterschied.

Es war nicht das erste Mal und dürfte auch nicht das letzte Mal gewesen sein, dass Regierungsrätin Fehr wichtige Änderungen in ihrer Direktion über die Medien ankündigt und erst nachher intern kommuniziert.

Wechsel vom Cunctator zum Imperator

Frank ist auch in die Turbinenhalle gekommen. Die Leute freuen sich sehr, ihn wieder einmal zu sehen. Auch wenn er wieder unter den Lebenden weilt, hat er sich doch ziemlich rar gemacht. Er fehlt, man vermisst ihn, auch als Mensch. Er war für den PPD die verbindende und integrative Kraft. Frank freut sich offensichtlich über den mit der Gründung von F&E erreichten Meilenstein. Er darf damit sicher auf noch grössere Einflussnahme hoffen. Das wird das Geschäft beleben, obwohl nach wie vor viele seiner Kolleg:innen sein Wirken mit Argus-Augen verfolgen. Einige von ihnen sind heute gekommen. Es sind Kolleg:innen wie Elmar Habermeyer, ärztlicher Direktor der PUK-Forensik, Cornelia Bessler, führende Jugendforensikerin beim KJPD, welche bald in Pension geht, Marc Graf, Chef der Basler Forensik UPK, Steffen Lau, Chefarzt

⁵⁰ Der Frauenstreik hat erste politische Folgen (Tages-Anzeiger vom 18.6.2019, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

der geschlossenen Klinik Rheinau, Ulf Sternemann, Chefarzt des Ambulatoriums der PUK, Michael Liebrecht, Chef des FPD Bern, u.v.m.

Frank und ich gehören wohl zu den dienstältesten Semestern in der Turbinenhalle. Als er 1995 von seinem Vorgänger Wolfgang Buck angestellt worden ist, hatte der PPD noch nicht mehr als ein gutes halbes Dutzend Mitarbeitende. Vor Übertragung der psychiatrischen Grundversorgung der Gefängnisse an die PUK per September 2019 waren es ungefähr zehnmal so viele! Ein gutes Angebot steuert eben die Nachfrage. Wolfgang's Angebot war noch relativ klein. Der PPD war damals nur gerade für die absolut notwendige Grundversorgung unserer Gefängnisse und der Strafanstalt Regensdorf zuständig.

Wolfgang Buck war/ist ein sehr einfühlsamer und gescheiter Mann, aber ein grosser Cunctator. Er hatte ständig irgendwelche Skrupel oder Bedenken. Zudem war er mehr Einzelkämpfer als Chef. Schon bevor ich als Generalsekretär angefangen habe, übergab mir Moritz Leuenberger einen Beschwerdebrief eines Mitarbeitenden des PPD. Dieser warf Wolfgang alle möglichen Versäumnisse und Unterlassungen vor. Inwieweit die Beschwerden berechtigt waren, will ich hier offenlassen. In ihrer Art und Weise war die Eingabe jedenfalls ziemlich intrigant. Wolfgang hatte davon Wind bekommen und war sehr erleichtert, als ich ihm bei meinem ersten Besuch am damaligen Standort des PPD in Oerlikon volle Unterstützung zusicherte. Wir hatten auf unsere Art ein gutes Vertrauensverhältnis, was 1997 den vorzeitigen Wechsel von Chefarzt Buck zu Chefarzt Urbanik in allseitigem Einvernehmen möglich gemacht hat.

Damals gab es noch verschiedene Mitarbeitende im PPD, welche heutigen Anforderungen wohl nicht mehr genügen würden. Einer der Psychologen war extrem unpünktlich, unzuverlässig und verpasste jede Frist. Als er einmal mit einer ihn betreffenden Personalverfügung nicht einverstanden war, verpasste er auch hier die Rekursfrist. Eine Verwaltungssekretärin war ein ziemlicher Spaltpilz. Sie machte einem der Mitarbeitenden eine persönliche Avance und blitzte damit ab. Dieser war mehr am anderen Geschlecht interessiert. Er liess sich in Folie eingepackte Männer-Männer-Magazine ins Büro schicken. Das wäre einigermaßen diskret abzuhandeln gewesen. Die verschmähte Sekretärin rächte sich aber und legte die Hefte mit gut ersichtlichem Adressaten jeweils offen auf der Theke im Sekretariat aus. Das störte den Empfänger

allerdings nicht besonders, er leitete die Hefte trotzdem über längere Zeit nicht an seine Privatadresse um. Einer der assoziierten Psychiater hielt menschliche Nähe nur schon physisch fast nicht aus, wandte sich nach spätestens 15 Minuten vom Patienten ab und suchte das Weite.

Als Frank 1995 zum PPD kam, brachte er klare Vorstellungen über die Entwicklung des PPD mit. Er wartete ruhig, gegenüber Wolfgang Buck stets loyal und geduldig auf seine Chance. Sie kam bald. Frank baute umgehend das Angebot des PPD aus und positionierte sich insbesondere auch bei den stationären therapeutischen Massnahmen. Einen ersten Grossversuch startete er mit dem sog. Ambulanten Intensivprogramm (AIP)⁵¹ in der JVA Pöschwies, welches zum Nukleus der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung FPA in der JVA Pöschwies wurde.

Neben der Forensik hat Frank eine andere grosse Leidenschaft: Sport, insbesondere Fussball spielen und Boxen. Beides ist nun nicht gerade gut für sein HWS-Problem, welches ihm teilweise monatelang schwere Schmerzen bereitet hat. Ich redete ihm wiederholt ins Gewissen. Glücklicherweise ist diese Symptomatik zwischenzeitlich weitgehend verschwunden. Irgendwann erkannte ich auch, dass sich Frank als Mann sehr stark über diese Aktivitäten definiert. Ein Leben ohne Boxen und Fussball wäre für ihn nicht einmal ein halbes Leben. Nach seiner schweren Krebserkrankung hat er sich auch sportlich wieder zurückgekämpft. Zwischenzeitlich ist er nicht nur der Älteste, sondern auch einer der Besten in seinem Boxclub.

Ich habe Frank einmal gefragt, ob er, statt ein bekannter Forensiker zu sein, lieber ein berühmter Fussballspieler wäre. Er bejahte dies sofort. Ich bin sicher, dass es ernst gemeint war. Ich kann es auch gut nachvollziehen. Ich selbst habe immer sehr gerne, wenn auch eher schlecht Fussball gespielt. Einige wenige Male sind mir während meiner Mittelschulzeit eher zufälligerweise spektakuläre Tore gelungen. Ich kann mich noch an jedes einzelne exakt im Ablauf erinnern und ebenso an das damit verbundene Triumphgefühl. Es gibt vermutlich wenig Schöneres, als den Ball nach einem harten Schuss im Tornetz zappeln zu sehen. Frank hat mir bestätigt, dass es ihm genauso geht. Er ist ein grosser Fan der deutschen Fussballnationalmannschaft. Da spricht er

⁵¹ Vgl. Urbaniok, Stürm, Das Zürcher «Ambulante Intensiv-Programm» (AIP) zur Behandlung von Sexual- und Gewaltstraftätern, PPD 2006; Anfrage KR. Nr. 214/2003 betreffend Strafvollzug und Ambulantes Intensivprogramm; Links dazu auf meiner Website.

immer von "Wir", und dies – Schande über ihn – obwohl er zwischenzeitlich als Schweizer eingebürgert worden ist.

Vermutlich wäre Frank auch ein guter Berufsglückspieler geworden. Ein Geschäftsausflug führte uns einmal ins Casino Baden, wo alle ein Startgeld von 20 Franken bekamen. Frank beobachtete eine Zeitlang eine Poker- oder Black Jack-Runde und gesellte sich dann dazu. Ich habe ihn selten derart fokussiert und konzentriert gesehen. Wenn ich mich recht erinnere, hat er auch Einiges gewonnen.

Der Doppeldoktor

Zu Franks Team gehörte früher auch Thomas Noll, seines Zeichens Doppeldoktor in Medizin und Rechtswissenschaft sowie Neffe des berühmten Strafrechtsprofessors Peter Noll, bei dem ich im November 1982 meine schriftliche Lizentiatsprüfung in Straf- und Strafprozessrecht abgelegt habe. Von Peter Noll stammt das Buch "Sterbediktate", mit welchem er sein Sterben an Krebs dokumentiert hat. In diesem Buch erwähnt er auch, dass 1982 an seiner letzten Strafrechtsprüfung für das Lizentiat über 80 Student:innen teilgenommen hätten. Einer von ihnen war ich.

Die Zwei

Mein lieber Juristenkollege Martino Imperatori, der jahrelang im Rechtsdienst des JuV arbeitete, war früher wissenschaftlicher Assistent bei Professor Peter Noll, der wiederum seit jungen Jahren mit Dürrenmatt und später auch mit Max Frisch befreundet war. "Die Zwei" heisst zwar eine britische Krimiserie (Originaltitel: The Persuaders) mit Roger Moore und Tony Curtis, die ich in den Siebzigerjahren sehr gern im Fernsehen im ZDF angeschaut habe. Ich meine damit aber die beiden grossen Schweizer Schriftsteller.

Ich habe sie erst in den Nullerjahren des 21. Jahrhunderts näher für mich entdeckt. Zwar las ich von beiden in Gymizeiten, von Dürrenmatt z.B. "Romulus der Grosse", von Max Frisch "Das Dienstbüchlein", über welches sich mein Lateinlehrer Bruno Denzler sehr aufgeregt hat. Von Nestbeschmutzer war da die Rede. Die Krimis von Dürrenmatt hätte ich sicher schon viel früher spannend gefunden, andere Werke, vor allem auch von Frisch, gefielen mir aber erst, als ich in einem Alter war, in welchem sie der Autor geschrieben hat. Dürrenmatt finde ich wirklich genial, mit seinen "Stoffen"

habe ich aber meine liebe Mühe, sie sind mir zu anstrengend. Nun als Pensionierter wage ich gelegentlich einen neuen Anlauf. Ähnlich gern wie die Primärliteratur lese ich auch Biographien über Frisch und Dürrenmatt.

An Frisch fasziniert mich besonders die Ambivalenz zwischen Macho und grossem Schriftsteller. Dürrenmatts Kommentar zu Montauk soll gewesen sein, das Buch sei ja wohl ein Witz, wenn man den Max kenne. Ich selber hatte bei Frisch öfters den Eindruck, dass er seine wahren Motive sublimiert und übersteigert, wenn es um die Schilderung seiner Beziehungen zu Frauen geht. Sein Gantenbein ist für mich ein geradezu unglaublich frauenfeindliches Buch. Es ist zu Zeiten seiner (zerbrochenen) Beziehung mit Ingeborg Bachmann entstanden. Nicht nur ich lese es als gnadenlose Abrechnung mit ihr.

Als ich vor einiger Zeit eine spannende Ausstellung über Frisch im Museum Strauhof an der Augustinergasse im Herzen von Zürich besuchte, bestaunte ich die wunderbaren illustrierten Geschichten, die er für seine Kinder gezeichnet und geschrieben hatte. Wirkliche Kunstwerke. Gleichzeitig überkam mich das seltsame Gefühl, Frisch habe diese zwar wohl für seine Kinder, letztlich aber vor allem für öffentliche Ausstellungen wie diese geschaffen. Wollte er so für alle und die Nachwelt sichtbar machen, was für ein wunderbarer Vater er war?

Ich liebe und bewundere den Schreibstil von Max Frisch.

Als Noll in den Sechzigerjahren in Mainz Strafrechtsprofessor war, hat Dürrenmatt auf Nolls Bitte hin im Rahmen seiner Strafrechtsvorlesung den "Monstervortrag über Gerechtigkeit und Recht"⁵² gehalten.

Martino Imperatori war einmal an einem Fest von Peter Noll eingeladen, an welchem auch Frisch teilnahm. Er soll nur Augen für hübsche junge Frauen gehabt haben, alle anderen habe er ignoriert. Auch Peter Noll war dem weiblichen Geschlecht nicht abhold.

Frisch hat Noll einige Passagen in seinem Tagebuch gewidmet und an dessen Abdankung die Trauerrede gehalten.

⁵² Friedrich Dürrenmatt, Monstervortrag über Gerechtigkeit und Recht, Suhrkamp Verlag 1983.

Noll der Jüngere

Der jüngere Noll, Thomas, der Neffe, arbeitete zuerst als Psychiater im PPD, dann als Chef Vollzug in der JVA Pöschwies, und für kürzere Zeit war er Direktor des Schweizerischen Ausbildungszentrum für Justizvollzug SAZ in Fribourg, welches zwischenzeitlich in das Schweizerische Kompetenzzentrum für Justizvollzug (SKJV) integriert worden ist. An der SAZ-Stelle gefiel Thomas wohl der Direktorentitel am besten, richtig warm wurde er aber nie damit. Er liess sich deshalb gerne von mir nach Zürich zurückholen, wo er seither im Stab der Amtsleitung gearbeitet und dann in die neue Hauptabteilung Forschung und Entwicklung gewechselt hat.

Ich habe ihn immer meine geheime Allzweckwaffe genannt. Thomas arbeitete sich stets mit Vollgas auch in komplexe neue Aufgaben ein, er sprang für interimistische Gefängnisleitungen ein, übernahm kurzfristig besonders heikle Gefährlichkeitsabklärungen, komplizierte Gutachten, organisatorische Aufgaben wie die Unterstützung der Einführung von SAP oder auch die Federführung für einen geplanten Modellversuch zum Thema Untersuchungshaft. Er ist ein grosser Gewinn für den Zürcher Justizvollzug, zudem ein vorzüglicher Witzeerzähler und treuer Kollege. Man ist gern mit ihm zusammen. Es würde mich nicht wundern, wenn er irgendwann auch noch einen dritten Dokortitel machen würde. Eine Habilitationsschrift würde mich andererseits eher erstaunen, Thomas arbeitet lieber in die Fläche als in die Tiefe und liebt die Abwechslung⁵³.

Der Psychologe This Stürm ist der neue Hauptabteilungsleiter und der Psychiater Michael Braunschweig der neue Chefarzt des PPD. Michi nimmt eine wichtige Schnittstellenfunktion zwischen unseren somatischen Ärzten, der Gesundheitsdirektion, der Forensikleitung der PUK und den PUK-Psychiater:innen wahr, welche seit September 2019 für die psychiatrische Grundversorgung unserer Insassen

⁵³ Auch hier habe ich mich wieder einmal getäuscht bzw. Thomas Noll hat mich überrascht: er hat zwischenzeitlich eine Habilitationsschrift verfasst und ist Privatdozent an der Universität St. Gallen geworden. Herzliche Gratulation!

zuständig sind. Irgendwie kommt er mir auch ein wenig wie König Johann ohne Land (Bruder von Richard Löwenherz) vor. Er ist jetzt der einzige Psychiater im PPD⁵⁴.

Michi ist erfahren, sehr einsatzfreudig, ein umgänglicher, guter Kamerad, sich für nichts zu schade und immer für seine Patienten da. Er ist zudem ein begnadeter Organisator. Braucht man ein Geschwindigkeitsmessgerät, einen Taser oder einen Blitzableiter, Michi wird es einem rasch, diskret und günstig organisieren. Er ist ein absolut sicherer Wert für den PPD. Er ist insbesondere auch ein sehr versierter Jugendpsychiater.

Einer der amtsältesten Psychologen des PPD ist Stefan Schmalbach. Er ist ein langjähriger Weggefährte von Frank und war schon beim Ambulanten Intensivprogramm (AIP) in der JVA Pöschwies mit dabei. Er engagiert sich mit Herz und Verstand für seine Patienten und ist manchmal auf Kollisionskurs mit den BVD und der Fachkommission für die Beurteilung der Gemeingefährlichkeit. Er versteht nicht, wie langsam die Mühlen der Verwaltung und der Juristerei mahlen. Dann kann er sehr ungehalten werden und die Rechte seiner Patienten ultimativ einfordern. Zum Glück haben wir immer noch Mitarbeitende wie ihn! Seine Mitstreiterin mit ebenso viel Engagement und Zivilcourage ist seit vielen Jahren die Psychologin Marianne Wick.

Bernd Borchard hat zuerst über fünf Jahre lang die Forensisch-Psychiatrische Abteilung der JVA Pöschwies geleitet und damit Pionierarbeit geleistet. Eine solche Aufgabe kann man nicht jahrzehntelang machen, weshalb er ins Mutterhaus des PPD gewechselt hat. Angelica Oberhauser hat ihn als absolut sicherer Wert in der FPA der Pöschwies abgelöst. Bernd hat leider Ende 2019 das JuV Richtung Deutschland verlassen. Dort betreibt er nun zusammen mit der Psychologin Annika Gnoth, welche ebenfalls längere Zeit für das JuV gearbeitet hat, eine Praxis für Psychotherapie und Begutachtungen⁵⁵.

Ich konnte mich immer glücklich schätzen, äusserst engagierte und kompetente Leute in meinem Amt zu wissen.

⁵⁴ Vgl. auch: Fünf Fragen an Michael Braunschweig, in prison-info 2/2019, S. 40 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁵⁵ Vgl. www.praxis-psychotherapie-gutachten.de (Link auf meiner Website).

18. September 2019: im Emilio mit Daniel Tewlin

Best chicken in town. Ein präventiöser Auftritt.

Sind Lateinlehrer wirklich Sadisten? Die ersten beiden Gymi-Jahre. Alex, Michel, Hui, Jenny und Herr Hadrian. Eine späte Entschuldigung bei Bruno Denzler. Gebrabbel in Professor Seyfrieds langen Stunden. Du Manhart, Sie Thomas; keine Pädagogen. Eselsleitern und Sentenzen.

Das Mädchen, das unbekannte Wesen; erste Liebeleien; Skilager in Pontresina und Klassenlager in Paris. Meine Freunde Dani und Peti.

Militärgeschichten; Minenwerferkanonier, Munitionsunteroffizier, Wachtmeister.

Warum im Migros das Ketchup rationiert wurde. Super!acht. Die Inflation der Bilder. Geld macht glücklich. Radio 24 oder Ringier-Journalistenschule? Juristerei gewinnt.

Autistenväter und ihre Söhne; der Weg zur Hintertür heraus: I.

Menschen, die helfen. Für einen hoffnungslosen Fall sucht man keinen Heimplatz, sondern baut man ein neues Heim!

Der Weg zur Hintertür heraus: II. Zu teure Menschen wie Martin.

Wo man das beste Poulet bekommt

Wo man in Zürich das beste Poulet isst: natürlich im Emilio, seit 80 Jahren. Früher war dieses spanische Restaurant an der Müllerstrasse. Mein Vater schwärmte immer von Emilios feinen Mistkratzerli, selber eines gegessen habe ich aber erst im Erwachsenenalter. Irgendwann in den Zweitausenderjahren brannte das Restaurant ab, aber schon bald konnte ein neuer Emilio in der alten Tradition an der Zweierstrasse eröffnet werden, direkt neben dem Eschenmoser (heute FUST AG) beim Stauffacher. Seit mehr als 10 Jahren gehen Dani Tewlin und ich dort miteinander Hühnchen rupfen.

Dani und mich verbindet viel gemeinsame Geschichte. 1988 hörte ich ein erstes Mal von ihm, als ich Kreisschulpfleger im Schulkreis Limmattal (Kreise 4/5 sowie Kreis 3 ab Goldbrunnenplatz) war. Einer der Lehrer, den ich besuchte, fragte mich, was "präventiös" heisse. Ein Bezirksschulpfleger namens Tewlin habe ihm in seinem Visitationsbericht ein "präventiöses Auftreten" bescheinigt. Das war nun typisch Dani:

mit etwas gestelzter Sprache ziemlich deutlich sagen, was er von jemandem hält. Richtig kennengelernt habe ich Dani erst später, als wir beide in der Justizdirektion arbeiteten, er schon länger als Bezirksanwalt, ich als Generalsekretär. Ende der Neunzigerjahre realisierten wir, dass wir beide Väter von autistischen Söhnen sind. Wir haben begonnen, uns auszutauschen und uns zu gemeinsamen Mittagessen zu treffen, irgendwann einmal dann nur noch im Emilio. Unsere Ehen verliefen und endeten ähnlich, und dann waren wir beide wieder in neuen Partnerschaften. Als wir das noch nicht voneinander wussten, haben wir uns einmal zufällig an der Bahnhofstrasse getroffen. Er war mit seiner neuen Partnerin Theres unterwegs, ich mit Kornelia. Wir hatten beide das Gefühl, dass der jeweils andere sein Gegenüber besonders kritisch prüfend betrachtet habe. „Investigativ“, sagte Dani.

Dani war auf Wirtschaftskriminalität spezialisiert, Staatsanwalt auf der Abteilung III. Er hat grosse Verfahren wie z.B. dasjenige gegen den Rotschild-Bankdirektor Jürg Heer geführt. Später wechselte er auf die Abteilung I B für internationale Rechtshilfe. Er hat ein phantastisches Gedächtnis, spricht perfekt mehrere Sprachen, u.a. auch Schwedisch. Er kann sich dabei vergessen und minutenlang schwedische Originalzitate von sich geben, bis er realisiert, dass sein Zuhörer ausser seiner Begeisterung nichts versteht. Auch ganz normale Sätze sind bei ihm manchmal sehr lang und raffiniert verschachtelt, aber immer druckreif. Er hat seinen eigenen ironischen Witz.

Die Rehabilitation des Dr. Bruno Denzlers

Dani und ich sind irgendwann darauf gekommen, dass seine Tochter den gleichen Lateinlehrer wie ich hatte, Dr. Bruno Denzler. Zu meiner Zeit war Bruno Denzler noch Junglehrer, wir stellten mit 17 fest, dass er genau doppelt so alt wie wir war. Danis Tochter hatte Denzler in seinen letzten Lehrerjahren vor seiner Pensionierung genossen und war offenbar eine seiner Lieblingsschülerinnen.

Denzler hat uns einmal gesagt, er verstehe nicht, warum in der Literatur Lateinlehrer oftmals so schlecht wegkämen und als Sadisten dargestellt würden, so z.B. in Conrad Ferdinand Meyers „Das Leiden eines Knaben“. Unsere Reaktion war lautes Lachen, und ein Moment herrschte allseitig betretenes Schweigen. Wären alle Lehrer so streng wie Denzler gewesen, hätten wohl die meisten von uns das Gymnasium nicht geschafft. Gefürchtet waren seine Repetitiunculæ, kleine Überraschungsprüfungen am Anfang der Stunde, mit welchen er die neu gelernten Lateinwörter prüfte. Er war

nicht damit zufrieden, wenn man nur eine Bedeutung eines lateinischen Wortes kannte. Er verlangte sämtliche im Lateinlehrbuch Porta (Porta I: grüngrau; Porta II: dunkelbraun) aufgeführten oder von ihm ins Vokabularheft diktierten Begriffe, und zwar in der dort angegebenen Reihenfolge: also z.B. "vero = in der Tat, aber, wahrlich". Wusste man eine der verschiedenen Wortbedeutungen nicht oder verwechselte man die Reihenfolge, so zählte das als halber Fehler. Unseren letzten Goodwill verspielte Dr. Denzler damit, dass er irgendwann auch noch reines Wissen wie Vokabeln lernen liess, beispielsweise: Praxiteles: Bildhauer der attischen Schule, ca. 390 bis 320 a. Chr. n.; bedeutende Werke: Aphrodite von Knidos, Apollon Sauroktonos, Hermes von Olympia.

Wohl wirklich übertrieben hat er mit den einmal pro Schuljahr durchgeführten Res-Romanae-Prüfungen. Da musste man mehrere Kapitel aus dem Lehrbuch "Res Romanae" von Heinrich Krefeld (Ausgabe 1970) praktisch auswendig lernen, die Note dafür zählte zu einem Drittel für die Gesamtnote. Ich selber hinterfragte seine Methoden kaum und lernte wie wild drauf los. Am Schluss übertrumpfte ich ihn mit seinen Fragen, indem ich immer noch Zusatzinformationen zu den Antworten einfügte, z.B. zu einem Schriftsteller immer auch noch in Klammern dessen Lebensdaten. Das gefiel Bruno Denzler, und er gab dafür Zusatzpunkte. Einen Schulkollegen, der ein mathematisches Gehirn hat, ärgerte das sehr, denn er hätte vieles auch gewusst, als naturwissenschaftlich ausgerichteter Mensch beantwortete er aber nur das, was gefragt wurde. Deshalb wurde eben nicht er, sondern ich Jurist.

Ein Schulkollege auf meiner WC-Schüssel

Der erwähnte Kollege wohnte in meiner Nähe. Wir mochten einander recht gut, waren ähnlich fleissig und angepasst. Er besuchte mich manchmal am Samstagnachmittag und hätte sich wohl gerne meinen beiden Freunden Dani, Peter und mir für den Ausgang angeschlossen. Wir fanden aber, er passe nicht in unsere Runde, und so unterhielten er und ich eine separate, lockere Freundschaft. Wenn ich mich langsam gegen Samstagabend für den Ausgang fertigmachen wollte, war er kaum abzuschütteln. Auch wenn ich ihm sagte, dass ich jetzt ein Bad nehmen wolle, wurde ich ihn nicht los. Dann liess ich eben das Badewasser einlaufen, setzte mich in die Wanne und wusch mir die Haare. Er leistete mir Gesellschaft, indem er sich auf die Kloschüssel daneben setzte.

Wir hielten auch nach der gemeinsamen Mittelschulzeit sporadisch Kontakt. Dieser brach dann wegen einer nervigen Geschichte ab. Er hatte sein Auto ausserhalb eines Parkfeldes parkiert, weil er in der Umgebung seines Wohnortes keinen Parkplatz gefunden hatte. Er wurde prompt gebüsst, was er als sehr ungerecht empfand. Er war überzeugt, einen Anspruch auf einen Parkplatz in der Nähe seiner Wohnung zu haben. Ich war damals mit dem Jus-Studium bereits fertig und arbeitete am Gericht. Er wollte von mir gute Tipps, wie er sich der Bezahlung seiner Busse entziehen könne. Er behauptete dann gegenüber der Polizei, er habe das Auto gar nicht selber dort parkiert, sondern eine ihm nahestehende Person, welche er nicht verraten wolle. Die Bussengeschichte kam ans Polizeirichteramt. Mein ehemaliger Schulkollege wurde vor die Alternative gestellt, entweder die verantwortliche Person anzugeben oder die Busse zu bezahlen. Da kam er auf die gute Idee, seine Freundin, die in Frankreich wohnte, als Falschparkiererin anzugeben. Er telefonierte mit mir immer wieder in dieser Sache und wollte meinen Rat. Er hatte aber nicht damit gerechnet, dass das beharrliche Stadtzürcher Polizeirichteramt die Busse auf dem direkten Rechtshilfeweg nach Frankreich schicken würde. Wieder bat er mich um Rat. Da wurde es mir zu bunt und ich stauchte ihn zusammen. "Du weisst genau, dass ich am Gericht arbeite. Und jetzt willst Du von mir ständig Ratschläge haben, wie Du Dich von einer gerechtfertigten Busse drücken kannst. Ich habe die Schnauze voll, belästige mich nicht weiter mit dieser Sache, sondern zahle einfach!" Das war sicher nicht sehr nett und wohl für längere Zeit unser letzter Kontakt. Ich habe ihn erst wieder an der bisher einzigen Klassenzusammenkunft im Jahre 2002 getroffen.

Die ersten beiden Gymi-Jahre

Der Wechsel von der Primarschule ins Gymnasium fühlte sich für mich ziemlich heftig an. Wir waren eine reine Bubenklasse und wurden von unseren Lehrern (die allermeisten waren damals tatsächlich Männer) wie kleine Erwachsene oder Rekruten behandelt. Die Pädagogik spielte keine grosse Rolle. Ich gab mein Bestes, lernte viel und lebte mich alles in allem recht rasch ein. Näher kennengelernt habe ich während der ersten beiden Jahre eigentlich nur Niklaus Deseö, der wie ich aus dem Friesenberg-/Heuried-Quartier stammte. Wir trafen uns jeweils auf der Buslinie 32. Wir sassen auch eine Zeit lang in der Schule nebeneinander. Nikis Familie war in den Sechzigerjahren aus Ungarn in die Schweiz geflüchtet. Sein Vater war Tierarzt. Wenn

ich mich nicht täusche, wurde seine Ausbildung hier in der Schweiz nicht vollumfänglich anerkannt, und er arbeitete eine Zeit lang auf dem Schlachthof. Er holte sämtliche notwendigen Ausbildungsabschlüsse hier in der Schweiz nach.

Niki hat mir einmal erzählt, dass sie von zuhause in Ungarn mit dem Auto in die Ferien gereist seien und die Grossmutter habe bei ihrer Abreise sehr geweint. Er habe das erst im Nachhinein verstanden. Es war nämlich ein Abschied für lange Zeit, was die Grossmutter wusste, die Kinder aber nicht. Diese Erinnerung belastete ihn damals offensichtlich. Sie flüchteten in die Schweiz nach Zürich. Niki war ein mindestens so braver und angepasster Schüler wie ich. Seine Heftführung war mustergültig, schöne Schrift, stets klare Strukturierung. Ich versuchte mit wenig Erfolg, ihm nachzueifern.

Im Verlauf des zweiten Schuljahres mussten wir uns für einen Maturtyp entscheiden. Niki wählte den B-Typ. Sein Vater wollte, dass er Zahnmedizin studierte. Er ist dann ein erfolgreicher Gynäkologe geworden. Ich wählte den Typ A. Deshalb trennten sich unsere Wege, und wir sahen uns nur noch selten, nach dem Studium erst vor kurzem wieder. Ich habe ihn im Internet gesucht und rasch gefunden. Auf mein Mail reagierte er sofort mit einer Einladung in sein Haus in Wil. Er ist in vielem – wie ich auch – der alte (bzw. junge) Niki geblieben.

Ich entschied mich wohl vor allem für den Matur Typ A, weil unser Lateinlehrer Bruno Denzler mich mit Erfolg glauben gemacht hatte, die wirkliche Elite wähle Altgriechisch. Einmal hat er uns eine Doppelstunde lang lauter Testimonials von berühmten Männern zur Sinnhaftigkeit des Altgriechischen vorgelesen. Unser Griechischlehrer Ernst Seyfried nannte konsequenterweise alle Schüler, die bloss Latein gewählt hatten, „Semi-Barbaroi“.

Der Entscheid für Altgriechisch und gegen Englisch ist eine der wenigen Weichenstellungen, die ich in einem neuen (gleichen) Leben vielleicht anders machen würde. Vielleicht aber auch nicht.

Lieber angepasst als genial

In die neue Klasse 3a wechselten zusammen mit mir Michel Bodmer, Clemens Caspar, Andreas Diener, René Ringger und Thomas Hui. Michel, Alex und Huili waren die Kollegen in der kleinen Italienischklasse, welche zusammen mit meiner Griechischklasse einen gemeinsamen Klassenverband bildete.

Michel Bodmer beherrschte von uns allen das Lateinische am besten. Er führte Bruno Denzlers hartes Regime im Lateinunterricht ad absurdum: er schrieb immer Bestnoten bei Übersetzungen, bei den Repetitiunculae und Res-Romanae-Prüfungen machte er aber ungenügende Noten, denn stumpfes Lernen war Michel einfach zu blöd. Das wiederum ärgerte Denzler masslos, denn er hatte offenbar lieber fleissige, nicht unbedingt sehr talentierte, aber folgsame und angepasste Schüler, als sehr begabte aber manchmal faule, eigenständig denkende und widerspenstige oder gar rebellische Schüler. Er hatte wohl das Gefühl, diese "Faulen" verschwendeten Ihr Talent.

Michel war damals noch klein und dünn und passte perfekt in einen Papierkorb. Wiederholt steckten wir ihn im Klassenzimmer in den grossen Plastik-Abfalleimer. Damit er nicht einfach wieder herausklettern konnte, stellten wir ihn auf den Fenstersims, so dass er ruhig halten musste, ansonsten er samt Korb heruntergefallen und wohl unsanft gelandet wäre.

Michel profitierte massiv von der Benotung unseres Geschichtslehrers, des alten Professors Hans ten Doornkaat, der nicht die Leistungen, sondern das Potential seiner Schüler benotete. Michel schrieb mittelmässige schriftliche Prüfungen in Geschichte, war mündlich aber brilliant. Und so bekam er im Zeugnis eine Topnote. Leider machte Professor ten Doornkaat aber im Gegenzug einen Freund von mir in einer anderen Klasse ziemlich fertig, weil er ihm nicht schnell genug gute Antworten geben konnte. Zu Unrecht schätzte er deshalb sein Potential als gering ein. Massgeblich wegen ihm fiel mein Freund in der Probezeit durch.

Ten Doornkaat war eigentlich Theologe und Fachvorstand. Er war sicherlich ein brillanter Kopf. Ich hatte bei ihm meine allererste Schulstunde im Gymnasium Freudenberg in Geschichte, er war gleichzeitig auch unser Klassenlehrer. Ich erinnere mich, wie er einen meiner Mitschüler namens Bär⁵⁶ die Treppe hinunter nach draussen dirigierte. Er warf ihm vom Fenster aus einen Ballen Schnur zu und behielt den Anfang der Schnur in seiner Hand. Damit spannte er eine lange Schnurstrecke. Diese Strecke entspreche dem Alter der Erde, erklärte er uns. Wenn man nun den letzten Zentimeter davon nehme, so sei das die Zeitspanne, seit der Homo aufgetaucht sei, bis zum

⁵⁶ Typischerweise weiss ich seinen Vornamen nicht mehr, denn wir nannten uns auch untereinander nur mit dem Nachnamen.

heutigen Tag. Und wenn man diesen letzten Zentimeter erneut auf die ganze Länge der Schnur übertrage, so entspreche deren letzter Zentimeter wiederum der Dauer der (schriftlich) überlieferten Menschheitsgeschichte. Also eigentlich ein Nichts. Das machte mir bleibenden Eindruck.

Seit dem dritten Gymi-Jahr waren wir in einer nur gerade 12 Schüler zählenden Klasse: 9, die statt Englisch Altgriechisch und 3 Schüler, die Italienisch gewählt hatten. Wir haben alle zusammen 1976 die Matur gemacht.

A-Klasse (Altgriechisch statt Englisch): Aus Clemens Caspar ist ein Chefarzt Onkologie im Kantonsspital Baden geworden⁵⁷, Andreas Diener ist Naturwissenschaftler geworden, Erwin Eugster Geschichtslehrer, Peter Helbling Mediziner im Bundesamt für Gesundheit, Daniel Jenny Primarlehrer, Daniel Köhl Zahnarzt, Adrian Martig Geigenbauer in Arnheim/NL, Markus Michael Humanmediziner, Peter Neumann (ab 4. Klasse bei uns) Filmjournalist und Geschichtslehrer, René Ringger Tierarzt.

B-Klasse (mit Italienisch statt Englisch): Michel Bodmer ist Anglist und Filmjournalist geworden, Thomas Hui Jurist, Alex Schmid Chemiker.

Soweit ich weiss, leben noch alle, ausser Thomas Hui, unserem Spitzenfussballer, der tragischerweise in jungen Jahren gestorben ist.

Alex und Michel hatten je aus genau gegenteiliger Motivation Italienisch gewählt: Alex, weil er italienischer Muttersprache war und mit seiner Wahl in diesem Fach die Bestnote auf Nummer sicher hatte, Michel, weil er schon beinahe perfekt Englisch sprach und eine zusätzliche Sprache lernen wollte. Entgegen Denzlers Annahme war Michel also keineswegs faul, er brauchte einfach eine Lernmotivation.

Ihr Lehrer Hensch war wegen seiner Strenge berüchtigt und gefürchtet, liebte aber seine kleine Italienisch-Klasse. Zwei seiner besten Sprüche, die herumgeboten wurden, sind mir in Erinnerung geblieben: "Es gibt Leute, die geben ihre Fäkalien in Buchform heraus" Oder: "Nehmen Sie es nicht so tragisch, wenn Sie aus dem Gymi

⁵⁷ Sein Vater Franz Caspar hat das zu meiner Kinderzeit ausserordentlich beliebte Kinderbuch «Fridolin» geschrieben: der Dackel Fridolin verliert sein wunderschönes rotes Lederhalsband, das er zum Geburtstag geschenkt bekommen hat. Nach vielen Abenteuern findet er es wieder. Franz Caspar ist zudem Übersetzer von «Rösslein Hü».

fliegen, meine Familie hat auch zwei Generationen gebraucht, bis sie Akademiker hervorbrachte."

Mein Klassenkollege Markus Michael und ich fanden eher zufällig heraus, dass wir uns schon einmal als kleine Knaben getroffen hatten. Meine Eltern, meine Schwester und ich waren bei einer ehemaligen Sekretärin meines Vaters eingeladen. Ich glaube, sie war kurz vorher pensioniert worden. Sie arbeitete in der Danzas-Filiale am Bleicherweg, wo auch der erste Arbeitsplatz meines Vaters war, bevor er in die Flughafen-Filiale in Kloten wechselte. Die Dame hiess Politoff und war unverheiratet, weshalb man sie - wie zu dieser Zeit üblich - mit „Fräulein Politoff“ ansprach. Zu dieser Einladung war auch noch eine Verwandte von ihr mit ihren beiden Kindern eingeladen, zwei herzige Knaben, wohl etwa 8 und 10 Jahre alt, beide blond und blauäugig. Der Kleinere war Markus Michael. Wir fanden das heraus, weil er mir später einmal beiläufig erzählte, dass er jetzt Fräulein Politoff besuchen gehe, welche in der Nähe unseres Schulhauses, der alten Parkring-Villa, im Enge-Quartier wohnte. Irgendwie ist dann auch ihr Name gefallen und wir haben realisiert, dass wir tatsächlich vor 10 oder 12 Jahren gemeinsam bei ihr zu Besuch waren. Von diesem Besuch ist mir vor allem noch in Erinnerung geblieben, dass Fräulein Politoff ein Spiel mit Losen veranstaltet hatte. Die Preise waren auf dem Esszimmertisch zu sehen. Am meisten gefiel uns drei Knaben das grosse farbige Plastikschiß. Ich habe es dann gewonnen und Markus war ziemlich enttäuscht.

Markus war in unserer Gymnasiums-klasse recht beliebt. Er hatte eine blitzschnelle Auffassungsgabe, war ein guter und ziemlich forscher Schüler. Zudem sah sehr gut aus. Er hatte deshalb bei den Mädchen beste Chancen und kam auch bei älteren Schülerinnen, die er im Mädchengymnasium Hohe Promenade kannte, gut an. Auch bei den Lehrer:innen war er wohl gelitten, obwohl er ziemlich vorwitzig war. Lediglich im Fussball war er nicht so gut. Er wurde später Mediziner, war in verschiedenen Ländern in Südamerika unterwegs und leistete ärztliche Hilfe in verschiedenen Krisen- und Kriegsgebieten.

Unsere Lehrer waren im Allgemeinen standesbewusst und elitär. Bei Bruno Denzler kam noch ein ausgeprägt militärisches Sendungsbewusstsein dazu. Er war zwar nur Oberleutnant der Infanterie, das aber mit Haut und Haar. Dank seines Einsatzwillens hatte er das Kommando für einen Rheinbunker bekommen. "Im Ernstfall ist das ein

Todeskommando", schmunzelte er. "Ich bin aber bis ins Detail vorbereitet." Und zum Beweis präsentierte er uns zwei dicke Bundesordner mit Plänen und allem Drum und Dran. "Da ist bis zum letzten Zentimeter Stacheldraht alles durchgerechnet und jede Agraffe abgezählt", erzählte er uns stolz. Natürlich liess er uns die Ordner aber nicht näher anschauen, streng geheim.

Nach der Matur sammelten wir alles Schulmaterial, das Bruno Denzler uns je gegeben oder mit ihm zu tun hatte, und warfen es in eine grosse Kiste. Wir hatten vor, ihm diese Kiste vor die Türe seines Einfamilienhäuschens im Albisgüetli zu stellen. Nicht abgemacht war, dass dann einer der Lieferanten zum Schluss noch auf das Schulmaterial kackte. Ob es wirklich so war, weiss ich nicht mit Sicherheit, es wurde aber so herumerzählt. Dafür schäme ich mich noch heute, das hätte Dr. Denzler dann doch nicht verdient. Hoffentlich hat er sich an den Spruch erinnert, den er uns beigebracht hat: *Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant*.

Wir liessen es damit aber immer noch nicht gut sein, sondern besuchten ihn nach der Matur im Herbst 1976 gleich bei den ersten öffentlichen Besuchstagen im Januar 1977. Er betrat das Zimmer, erblickte die ungebetenen Gäste, erklärte sie zu *personae non gratae* und forderte uns ultimativ auf, das Schulzimmer zu verlassen, was wir natürlich nicht taten. Deshalb verliess Bruno Denzler androhungsgemäss das Zimmer und liess die verdutzten anderen Besucher zurück, fast alles Eltern von Schülern. Ein Vater sagte, man habe nun ja gesehen habe, welches Klima hier herrsche. Wir jungen Besucher seien ja alle anständig gewesen. Dieser Eklat hatte zusammen mit anderen Vorfällen offenbar Konsequenzen für Dr. Bruno Denzler. Er wurde angeblich von der Schulleitung verwarnet, einige behaupteten sogar, dass er für eine Amtsdauer nur noch provisorisch wiedergewählt worden sei.

Mit zunehmendem Alter habe ich immer mehr Sympathien für Bruno Denzler entwickelt, auch wenn ein Teil seiner Lehrmethoden aus meiner Sicht fragwürdig war. Ich habe ihn in all den Jahren noch drei Mal getroffen: Das erste Mal Ende der Siebzigerjahre auf dem Panoramaweg beim Uetliberg, wo er trotz Tiefschnee seine Joggingrunde drehte, ein zweites Mal im Tram Nummer 13 in der Nähe des Albisgüetlis. Er erzählte mir in aufgeräumter Stimmung, dass er ein sehr gutes Angebot des Kantons an Gymilehrer zur vorzeitigen Pensionierung benutzt habe. Ein drittes Mal begegnete ich ihm in der Tonhalle, wo er mir nette Komplimente betreffend meine

damaligen Schulleistungen machte. Ich gab diese Komplimente mit gutem Gefühl gerne zurück.

Professor Dr. Ernst Seyfrieds langweilige Stunden

Fakt ist auch, dass ich noch ausserordentlich viel von Denzlers Unterricht weiss, seine Lehrmethoden haben bei mir so gesehen nachhaltigen Erfolg gehabt. Der liebe alte Latein- und Griechisch-Lehrer Professor Dr. Ernst Seyfried, bei dem wir Altgriechisch belegten, aber kaum etwas lernten, liess uns dagegen praktisch alles durch. Seine Stunden war total langweilig. Es konnte eine Doppelлекtion lang mit dem Rücken zu uns gedreht Griechisch-Wörter an die Wandtafel schreiben und dazu irgendetwas über ihre Herkunft, Bedeutung und Anwendung vor sich hinmurmeln. Wir schrieben mit oder auch nicht, machten daneben Hausaufgaben für andere Fächer oder schwatzten miteinander. Nicht viel interessanter waren seine Lektionen, in welchen wir Originaltexte vom Griechischen ins Deutsche zu übersetzen versuchten.

Jahrelang quälten wir uns an der Anabasis von Xenophon, der Apologie des Sokrates von Platon und der Odyssee von Homer ab. Der arme Kerl, der übersetzen musste, war ein oder zwei Wochen ununterbrochen an der Reihe und brabbelte Unverständliches vor sich hin: "Nach gehabtem Tun seienden, äh, Ablativ Plural, äh... bekamen die Griechen ausserhalb des anderen werdend begriffen, ... äh... was heisst denn das überhaupt?"

Seyfried fing seine Unterrichtsstunde immer damit an, dass er fragte, wer mit Übersetzen an der Reihe sei. Da sich natürlich niemand meldete, bestimmte er fast immer die gleiche Person: "Also, Herr Daniel". Er sprach uns mit Vornamen und „Herr“ an. Es konnte vorkommen, dass Daniel Jenny nochmals den gleichen Text wie am Vortag übersetzte, weil das einfacher ging. Professor Seyfried merkte das nicht unbedingt.

Seyfried konnte ausnahmsweise auch ziemlich perfide sein. Als ich mich einmal beschwerte, weil ich mit einer Aufgabenverteilung nicht einverstanden war, ging er nicht näher inhaltlich darauf ein. Er sah mich vielmehr mit hochgezogenen Augenbrauen, welche genauso wie seine Haare pechschwarz gefärbt waren, lächelnd an und meinte dann: „Was sehe ich denn da in Deinem Gesicht? Spriessen da

vielleicht schon die ersten Barthaare?“ Diese doch eher billige Masche hat er auch bei anderen angewandt. Sie funktionierte nicht schlecht.

Im Hinblick auf die Matur bereitete er uns gut vor. Er brachte immer wieder Wörter und Themen auf, die dann tatsächlich auch bei den (mündlichen) Maturprüfungen eine Rolle spielten. Und wenn wir nicht gerade aufpassten, wies er uns freundlich darauf hin, dass es vielleicht besser wäre, wenn wir jetzt aufmerksam wären. Wir verstanden, blöd waren wir ja nicht.

Professor Dr. Ernst Seyfrieds Unterrichtsstunden inspirierten meine Freunde Daniel Köhl, Peter Neumann und mich zu einer Superacht-Verfilmung der Anabasis von Xenophon, dem Zug der 10'000 Griechen. Dieses fast dreiviertelstündige Monumentalwerk, an welchem die halbe Klasse mitwirkte, führten wir an unserer Maturfeier 1976 in der Aula auf. Wir hatten den Film mit Hilfe eines separaten Revox-Tonbandgerätes von Dani vertont, welches mit dem Filmprojektor leider nicht ganz synchron lief, so dass wir das Tonband ständig vor- und zurückspulen oder den Filmprojektor kurz stoppen mussten. Die Filmaufführung wurde trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ein grosser Erfolg.

Das Revox-Tonbandgerät spielte im Übrigen auch an der After Hours Party nach der Maturfeier bei Michel Bodmer zu Hause insofern eine Rolle, als dass Dani dem Hausherrn, Michels Vater, bei der Begrüssung selbiges ans Knie knallte, so dass dieser angeblich einen Meniskusschaden davontrug.

Herr, Du oder Sie

In den ersten beiden Gymi-Jahren, als wir so zwischen 13 und 14 Jahre alt waren, sagten uns die meisten Lehrer noch Du, aber mit Nachnamen, so wie im Militär. Das hatte zur Folge, dass wir Schüler uns untereinander ebenfalls nur mit Nachnamen ansprachen. Du, Manhart, Hey Köhl. Unsere Anpassungsleistung war perfekt.

Ab dritter oder vierter Klasse siezten uns die Lehrer, einige sprachen uns aber immer noch mit Nachnamen (ohne Herr) an, mit der Zeit gab es dann auch solche, welche unsere Vornamen benutzten und Professor Seyfried als Sonderfall sagte eben „Herr Daniel“, „Herr Thomas“, „Herr Hadrian“ (wie der grosse Kaiser, obwohl er eigentlich Adrian Martig heisst), aber „Du“ zu uns.

Wenn die Lehrer ins Zimmer eintraten, hatte man sich zu erheben, und der Klassenbuchführer meldete, wer abwesend ist. Im Klassenbuch waren auch immer unsere Hausaufgaben eingetragen und wieviel Zeit man für die Erledigung gebraucht hatte.

Als ich einmal Klassenbuchführer war, hatte ich als Vorbereitungszeit für eine Res-Romanae-Prüfung eine astronomisch hohe Stundenzahl eingetragen. Viele Lehrer wunderten sich darüber und beschwerten sich sogar bei Bruno Denzler, er aber wehrte sich dagegen und brachte vor, man habe dafür schliesslich das ganze Semester Zeit gehabt. Es war wohl das einzige Mal, dass ich Dr. Denzler widersprach und entgegnete, dass das doch keine Rolle spiele, es sei einfach so viel Vorbereitungszeit nötig gewesen.

Hart, aber ungerecht

Die ersten beiden Gymnasiumsahre verbrachte ich in Zürich Enge im Hauptgebäude des Gymnasiums Freudenberg, das aus den Sechzigerjahren stammt. Viel Beton und viel Neonlicht, aber ganz ok.

Unsere Lehrer waren alle recht streng. Unser erster Lateinlehrer im ersten Gymi-Jahr, noch vor Bruno Denzler, war Professor Dr. Heinrich Marti. Er mochte mich und ich ihn an sich auch. Er war ein dünner, eher kleiner Mann, der vermutlich Magenprobleme hatte. An schlechten Tagen konnte er ein richtiger Giftpilz sein. Ich mag mich entsinnen, dass er einmal einen Mitschüler lächerlich machen wollte und dabei sich selber am meisten blossstellte. Er sagte zu ihm, als er mit seiner Leistung nicht zufrieden war, wohl nur halb ironisch gemeint: "Ich bin Gymnasiallehrer, habe eine Doktorarbeit gemacht, bin Dr. phil. I, Professor und Prorektor und doziere an der Universität. Was bist denn eigentlich Du? Noch gar nichts, ein kleines Würstchen!" Damals habe ich vielleicht zum ersten Mal realisiert, was Fremdschämen heisst, das war unter seiner Würde. Andererseits konnte er auch durchaus einfühlsam sein. Einmal riet er meinem Klassenkameraden Niki Deseö, der wie ich etwas kurzsichtig war und eigentlich eine Brille brauchte, er müsse keine Hemmungen haben, eine Brille zu tragen. Man könne auch mit Brille gute Chancen bei Mädchen haben. Genau wegen der gegenteiligen Befürchtung trugen wir auch noch später die Brille nur während des

Unterrichts. Heinrich Marti ist Rektor des Gymnasiums Freudenberg geworden. Er ist 2016 im Alter von 85 Jahren verstorben⁵⁸.

Den Deutschlehrer Heinrich Keller, der auch Englischunterricht gab, bewunderte ich für seinen gepflegten Stil und sein grosses Wissen. Er war der Typ des englischen Gentlemans, wohl aber auch etwas verknöchert. Einmal erzählte er uns, er habe mit einer Maturklasse eben eine heftige Diskussion geführt. Ein Maturand habe in einem Aufsatz zum Thema "Mauern" geschrieben und ausgeführt, Mauern seien «die Warzen auf dem Körper der Geschichte». Das hat Keller offenbar kritisiert und ist dabei in der Klasse auf heftigen Widerstand gestossen. Ich finde den Vergleich auch heute noch sehr treffend. Keller war ein alter Fuchs, hatte an sich ein gutes Gespür für Situationen und war stets wachsam. Als an einem eiskalten Wintertag der Rampenaufgang zum Hauptgebäude vereist war, kamen etliche Schüler und zu unserer Freude auch Lehrer ins Rutschen oder fielen sogar hin. Es hatte sich eine recht grosse Menge von Zuschauern, alles Schüler, gebildet, die das Schauspiel genossen. Die meisten Lehrer und Schüler tappten in die Falle, nicht aber Keller, der sich nicht einfach nur wie die anderen Lehrer über die vielen Zuschauer wunderte und dann ausrutschte. Er witterte sofort Gefahr und entdeckte die vereisten Stellen. Sorgfältig wich er ihnen zu unserer Enttäuschung aus.

Biologielehrer Fritz Slowik war streng, aber amüsant. Während der Prüfungen dimmte er das Licht jeweils so stark herunter, dass man gerade noch knapp das Prüfungsblatt sehen, aber sicher nicht beim Nachbarn spicken konnte. Er mochte es überhaupt nicht, wenn jemand ein Liedchen pfiiff. Er sagte dann jeweils: "Soll ich einen Wurm holen?"

Slowiks Nachfolger als unser Biologielehrer Koch fragte jeweils, wenn der Klassenbuchführer meldete, wer krank sei, das Klassenbuch aber mitzunehmen vergessen hatte⁵⁹: "Und ist das Klassenbuch auch krank?" Das wurde zum Running Gag ⁶⁰.

⁵⁸ Vgl. Nachruf im Jahresbericht der Kantonsschule Freudenberg 2015-2016, S. 96 ff. (Link auf meiner Website).

⁵⁹ Naturwissenschaftliche Fächer wie Biologie, Geografie, Physik, Chemie wurden nicht im Klassenzimmer im Hauptgebäude, sondern in einer Aussenstelle unterrichtet.

⁶⁰ Vgl. auch Anhang 2.

Geographielehrer Jörg Benz⁶¹ war auch Sportlehrer und ziemlich zackig unterwegs. Er trat stramm bürgerlich auf. Zur Zeit des Angolakriegs, als sich dieses afrikanische Land von seinem Kolonialherrscher Portugal löste, wohl also 1975, zeichnete er in einer Geographiestunde die Umrisse von Afrika an die Wandtafel. Er forderte uns auf, Angola einzuzichnen. Das gelang Andi Diener zwar gar nicht so schlecht. Benz musste aber dennoch seinen offensichtlich vorbereiteten Spruch loswerden: "Da sieht man es wieder einmal. Man demonstriert wegen Angola und weiss nicht einmal, wo das ist!"

Unser Zeichnungslehrer der ersten beiden Jahre namens Burger, genannt Bubu, war noch recht jung und der Typ "wilder Künstler". Er trat nicht besonders autoritär auf und bekam damit prompt Autoritätsprobleme. Einmal fing er während einer Unterrichtsstunde mit einem gross gewachsenen Mitschüler namens Balz Brechbühl Spasses halber an zu rammeln, dieses Spiel artete dann in einen richtigen Ringkampf aus und die beiden wälzten sich am Boden, während wir lautstark unseren Schulkollegen unterstützten. Hilfslehrer Burger wurde nie Hauptlehrer an unserem Gymnasium. Bubus Nachfolger als unser Lehrer im Zeichnen hiess Bircher und wurde konsequenterweise Bibi genannt. Ein weiterer Lehrer hatte den Kurznamen Bobo (Willy Bochsler), ein anderer Babu (das stand für Bananäbuuch; wie dieser Geographie-Lehrer tatsächlich hiess, weiss ich nicht mehr.)

Der obligatorische Musikunterricht dauerte im Gymnasium nur zwei Jahre lang. Unser Musiklehrer im ersten Jahr hiess Robert Boog und war der erste Musiklehrer am Gymnasium Freudenberg überhaupt, als dieses Ende der Fünfzigerjahre neu eröffnet wurde. Er war sehr engagiert, ich aber am Schulfach Musik völlig uninteressiert. Ich lernte nur für Fächer, die relegationsrelevant waren. So hätte ich in meinem an sich guten Zeugnis für Musik beinahe eine ungenügende Note erhalten, was Boog schade fand. Er hiess mich deshalb, ein Kapitel des Musiklehrbuches speziell zu lernen, prüfte mich dann individuell dazu und ich bekam immerhin eine Vier. Rückblickend finde ich das eine schöne Geste von ihm.

⁶¹ Jörg Benz ist 2017 im Alter von 80 Jahren verstorben (vgl. Nachruf mit Bild im Jahresbericht 2017/2018 Kantonsschule Freudenberg; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

Im zweiten Jahr gab uns ein junger Lehrer namens Zumstein Musikunterricht. Er sah blendend aus, was sogar uns Knaben auffiel. Anders als Boog hatte er uns aber überhaupt nicht im Griff. Einmal beklagte er sich bei uns, er verstehe überhaupt nicht, warum er mit den Schülerinnen des Mädchengymnasiums Wiedikon überhaupt keine disziplinarischen Probleme habe, mit uns aber schon. Wir lachten, denn anders als offenbar ihm war uns sofort klar, dass ihn wohl die ganze Mädchenklasse anhimmelte.

Nach dem alten Theologen und Historiker Hans ten Doornkaat wurde Karl-Heinz Wyss unser Geschichtslehrer⁶². Er war recht jung, aber schon stark ergraut. Seine Unterrichtsstunden waren interessant und fortschrittlich. Wir waren noch ziemlich unreif und versuchten auch gerne, die Lehrer hintereinander zu bringen. Ich weiss nicht genau, was das Thema war, aber Wyss machte einmal irgendwelche Ausführungen, von denen wir wussten, dass unser rechtsbürgerliche Lateinlehrer Bruno Denzler das für subversives linkes Geschwätz halten würde. Also erzählten wir Denzler, der sehr interessiert zuhörte, alles brühwarm. Er stellte dann offenbar Wyss zur Rede. Jedenfalls meldete Denzler zurück, das sei von Wyss schon in Ordnung gewesen. Er habe uns dies nicht als seine Meinung erzählt, sondern als Geschichtslehrer die Bandbreite des Diskurses aufzeigen wollen. Karl-Heinz Wyss gewann bei uns zusätzliches Ansehen, als er auf eine Klassenexkursion seine junge hübsche Frau mitbrachte.

S'Wöschhüsli

Eine Klassenexkursion im Fach Biologie führte uns wohl im Jahre 1973 oder 1974 an den Katzenssee. Direkt am Seeufer gab es ein kleines Haus, welches dem Kanton Zürich gehört, sowie einige Ruderboote. Wir fuhren auf den See hinaus, nahmen irgendwelche Wasserproben und -pflanzen mit und versuchten vor allem, uns gegenseitig nass zu spritzen oder zum Kentern zu bringen. Unsere junge Biologielehrerin (hiess sie Seeger?) hatte nicht nur Freude an uns. Wir aber freuten uns umso mehr an den Kameraden, die in ihrem Boot kaum vorwärtskamen, weil wir heimlich ihren Anker ins Wasser gelassen hatten.

⁶² Vgl. Foto auf S. 28 im Jahresbericht 2017-2018 der Kantonsschule Freudenberg (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Das Häuschen am Katzenssee war ein altes Waschlhäuschen. Irgendwann übernahm die Strafanstalt Regensdorf diese Location. Das grosse landwirtschaftliche Gut Katzenssee mit Pferden gehörte ihr wohl schon länger. Das Wöschhüsli wurde grosszügig renoviert, wenn ich mich recht erinnere für über Fr. 400'000. Das führte dazu, dass sich die Geschäftsprüfungskommission des Kantonsrates dafür interessierte. Hauptgrund für die hohen Kosten war die übergrosse neue Küche, die es erlaubte, hundert oder mehr Mahlzeiten zuzubereiten. Der stellvertretende Generalsekretär Ernst Weilenmann behauptete dann, diese Küche würde notfalls auch für die Strafanstalt gebraucht, wenn die dortige ausfallen würde. Effektiv wurde sie aber in erster Linie für Personalanlässe benutzt.

Die wunderschöne Lage direkt am Seeufer und die grosse Küche haben das Wöschhüsli zwischenzeitlich zu einer beliebten Hochzeitslocation gemacht. An diesem Ort fanden auch immer wieder Empfänge der Justizdirektion für irgendwelche Kommissionen oder ausländische Gäste statt. Einmal empfing die Justizdirektion dort Stadtrat Thomas Wagner mit einer Delegation aus der chinesischen Partnerstadt Kunming.

Und noch mehr Lehrer

Den jungen Mathematiklehrer Christoph Ehinger hatten wir alle sehr gern. Er war der einzige Lehrer, der mich jemals für Mathematik motivieren konnte. Bei ihm habe ich zum ersten und letzten Mal in meiner Gymnasiums Karriere im Zeugnis die Mathe-Note 5,5 erhalten. Ehinger war auch politisch interessiert. Damals ging es gerade um den grossen Ausbau des S-Bahn-Netzes im Kanton Zürich. Wenn man ihm Anfang Stunde ein Stichwort gab, konnten wir die Hälfte der Lektion darüber diskutieren.

Physiklehrer Stettler⁶³ war mir sehr sympathisch, aber leider hatte ich für sein Fach keinerlei Talent. Er sagte uns einmal, dass er in der Pause nicht ins Lehrerzimmer gehe, sondern lieber für sich in seinem Physikzimmer bleibe. Er mokierte sich über gewisse seiner Lehrerkollegen: er erzählte uns, dass sie sich an Aushängen im

⁶³ Vgl. den sehr lesenswerten Artikel von Peter Stettler, «Ich bin nicht vorbereitet: Das ist Vorbedingung», in: Gymnasium Helveticum, 40. Jahrgang 1986, S. 322 ff. (Foto von Peter Stettler auf S. 322); auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Lehrerzimmer, wo man sich für irgendetwas eintragen musste, meist mit allen Titeln, also als Prof. Dr. XXY einschrieben.

Mit Mathematiklehrer habe ich meist meine liebe Mühe gehabt. Unser Lehrer Heinz Hugelshofer zum Beispiel beherrschte das Kunststück, mir das Wort abzuschneiden, bevor ich überhaupt etwas sagen konnte. Er fragte mich etwas, ich holte Luft für die Antwort, und er sagte: "Stopp, stopp, Kerl, sag nichts." Er hatte mir offenbar angesehen, dass ich nur Bahnhof verstanden hatte. Für Lehrer und Schüler eher überraschend liess er sich kurz nach unserer Matur mit 60 fröhlich pensionieren und verschwand mit seiner Freundin nach Spanien. Das hätten wir ihm gar nicht zugetraut.

Mein Stenografie-Lehrer im Gymi hiess Knuchel und war ein freundlicher, altmodischer Herr. Für die Stenografie braucht es vier oder fünf Schreiblinien. Diese zeichnete Herr Knuchel mit einem von ihm selbst entwickelten Gerät jeweils auf die grosse Wandtafel. Er hatte auf ein Holzstück mit Griff fünf Chlöppli im richtigen Abstand montiert, in welche er jeweils am unteren und oberen Rand eine gelbe und dazwischen weisse Kreiden einklemmen konnte. Dann zog er so gleichzeitig sämtliche Linien an die Wandtafel. Das quietschte grässlich, und wir Schüler machten uns einen Spass daraus, laut mitzuquietschen. Knuchel stoppte manchmal plötzlich und unser Quietschgesang ging munter weiter. «Die Bubis haben Freude», meinte er dann. Humor war definitiv nicht seine ausgeprägteste Eigenschaft. Für einen Stenografiepapier-Doppelbogen zog er bei uns jeweils einen Fünfräppler ein.

Ich belegte Stenografie zwei oder drei Jahre als Freifach. Das hat mir insofern etwas geholfen, als Stenografie-Kenntnisse für ein Auditorat an einem Gericht damals an sich noch vorausgesetzt wurden. Ich frischte Steno dementsprechend 1987 im Hinblick auf mein Gerichtspraktikum wieder etwas auf und machte damit auch Versuche bei der Protokollabfassung. Einerseits funktionierte es nicht schlecht, andererseits bin ich nie so weit gekommen, dass ich meinen Stenotext hätte rasch überfliegen und summarisch erkennen können, was ich da geschrieben hatte. Das ist aber insbesondere beim unmittelbaren Verlesen von Zeugenaussagen sehr wichtig. Ich bin deshalb auf die Normalschrift mit beliebig vielen Abkürzungen zurückgekommen.

Obwohl ich bei Deutschlehrer von Arx nur gerade während ein oder zwei Semestern das Wahlfach Rhetorik belegt habe, kann ich mich recht gut an ihn erinnern. Einerseits habe ich mich in seinen Lektionen zum ersten Mal auf Video gesehen. Für Übungszwecke sind unsere Vorträge aufgenommen und besprochen worden. Von Arx hat mich darauf hingewiesen, dass ich von Zeit zu Zeit, wohl immer, wenn ich intensiv nachdenke, den Kopf schief zurücklege. Diese schlechte Gewohnheit konnte ich nie wirklich ablegen⁶⁴. Von Arx hat mich ebenfalls darauf aufmerksam gemacht, dass ich die Vergangenheitsformen Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt beliebig durcheinanderbringe. Damit kämpfe ich auch heute noch, gerade auch jetzt hier in diesem Text. Vom Prinzip her ist mir eigentlich alles klar, aber manchmal tönt das Richtige einfach schlecht. Und noch öfters stolpere ich einfach darüber hinweg.

Die beiden Französisch-Lehrer, zuerst Professor Adolphe Jaeggi, dann Professor Hugo Meyer, waren beide feine, gebildete und liebenswürdige Lehrer. Sie waren wohl etwas enttäuscht von mir, da ich trotz einiger Bemühungen nur wenig Fortschritte machte, sowohl mündlich als auch schriftlich. An meiner mündlichen Französisch-Matur gab sich Hugo Meyer alle Mühe, mir goldene Brücken zu bauen, aber ich war einfach nicht gut genug und brabbelte stockend nur unfertige Sätze vor mich hin. Das Ergebnis war die wohlwollende Maturnote 4, ebenso in Mathematik, sonst bekam ich alles Fünfer und im Deutsch eine 6.

An der mündlichen Deutschprüfung hatte ich dem beisitzenden Experten imponieren können, weil ich sämtliche holden Musen herunterraspeln konnte, als wir auf sie zu sprechen kamen. Den griechischen Merkspruch, der uns Professor Seyfried beigebracht hat, kann ich heute noch auswendig (halt in lateinischen und nicht griechischen Buchstaben):

Kleio t'Euterpää te

Thaleia te Melpomenää te

Terpsichorää t'Erato te

Polymnia t'Ouraniää te

Kalliopää te.

⁶⁴ Vgl. Anhang 16.

Die doppelten ää habe ich so geschrieben, weil dort die Betonung des Wortes liegt. Das Ganze funktioniert wohl im Hexameter-Rhythmus. "Te" heisst so viel wie "und" und wird der Aufzählung nachgestellt.

Deutschlehrer Michael Weissert, der genauso gern mit mir stritt wie ich mit ihm, sagte mir nach der mündlichen Matur-Prüfung, der Experte habe gemeint, ich sei wirklich sehr gut gewesen. Er, Weissert, habe aber erwidert, ich sei doch einfach nur ein grosser Schnurri. Einerseits hatte er damit natürlich recht, und mit Schnurris kannte er sich bestens aus, er war nämlich selber einer. Andererseits gab er mir trotzdem die Bestnote.

Esel, ihre Leitern und Sinnsprüche

Ich habe Eselsleitern à la Musennamen immer geliebt. Ich kann mich an die eine oder andere noch gut erinnern, z.B. im Latein: "In die *semel bis(s) ter K(Qu)ater*", für: einmal (semel), zweimal (bis), dreimal (ter) viermal (Quater); in der Chemie die Abkürzung KaCaMagPhoSNaCl für die sieben essentiellen Elemente Kalium, Calcium, Magnesium, Phosphor, Schwefel, Natrium, Chlor.

Ich habe auch ein Flair für lange Namen wie "Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah", den Gefährten von Karl Mays Alter Ego Kara Beni Nemsy in seinen Wüstenbüchern; oder gerne immer auch irgendwelche Sentenzen auf Lateinisch oder Altgriechisch, die uns vor allem Professor Ernst Seyfried durch ewiges Wiederholen beibrachte. Andererseits habe ich kürzlich mit Schrecken festgestellt, dass ich das griechische Alphabet nicht mehr sicher und rasch aussagen kann. Ich bin wieder am Üben.

Im Verlauf der Jahre hat sich für mich die Aktualität dieser Sinnsprüche verschoben. Jetzt gilt für mich vor allem: *Kalon ge kai gerousi, mantanein sophia*. Mein Lieblingsspruch ist und bleibt aber das Pestalozzi-Zitat «*Wohltätigkeit ist das Ersäufen des Rechts im Mistloch der Gnade*».

Cupidus und Voluptas

Wir waren ein reines Bubengymnasium. Im Jahre 1976, in meinem Maturjahr, gab es im Gymnasium Freudenberg die erste gemischte Klasse. Das hat während der Pubertät unser Mädchen- bzw. Frauenbild nachhaltig geprägt. Die Mädchen erschienen uns als fremde und meist unerreichbare engelsgleiche Wesen, natürlich nicht alle, aber diejenigen, die wir begehrten. Sehr treffend deshalb die Anpassung der lateinischen Sentenz von Ovid: "*Ut desint virgines tamen est laudanda voluptas.*" Für Nicht-Lateiner nur so viel: Schlüsselworte sind *virgines* (statt *vires*) und *voluptas* (statt *voluntas*). Auch sonst war Lateinisch für uns ideal für versteckt sexualisierte Sprüche. In der Pause fuhr oftmals ein Milchmann an der alten Villa Freudenberg vorbei, wo wir A-Klassen platziert waren. Er verkaufte aus seinem Fahrzeug heraus nicht nur Milch, sondern auch feine Schoggi-Tamtams, kleine wacklige Puddings in Plastikbechern. Unser Spruch dazu: "*Cupidus hominis lactis sum.*"

Die "*Ars amatoria*" von Ovid ist übrigens das einzige lateinische Buch, das ich je freiwillig gekauft habe, obwohl wir es gar nicht im Lateinunterricht durchgenommen haben. Es ist eine Gebrauchsanweisung, wie man Mädchen bzw. Frauen kennen lernen, ihre Liebe gewinnen und erhalten kann. Meine Sexualaufklärung verdanke ich Ovid und BRAVO. Dr. Sommer lässt grüssen. Diese Jugendzeitschrift war für mich im Alter von 12 bis 15 sehr wichtig. Ich fieberte jeder neuen Ausgabe entgegen und sparte dafür vom Mittagessengeld. So gab es in der Silberkugel am Bleicherweg eben nur ein Beefy mit Käse und nicht zwei.⁶⁵

Ich liebe Ovid, auch wenn ich nur wenig von ihm gelesen habe. Zwei weitere Sprüche haben sich – Dr. Bruno Denzler sei Dank – tief in meinem Gedächtnis eingeprägt. Zuerst natürlich wieder etwas über Frauen: *Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae*. Das gilt aber sicher auch für uns Männer. Wenn man jemandem erklären will, was Onomatopöie ist, hier die wunderbar lautmalerisch quakenden Frösche in Ovids Metamorphosen: "*Quamvis sint **sub aqua sub acqua** maledicere temptant.*" Mit diesem Spruch nerve ich schon seit Jahren Angelina.

⁶⁵ Dieses Kultlokal ist Ende September 2025 geschlossen worden. Jetzt gibt es nur noch eine Silberkugel in Zürich Oerlikon (vgl. Silberkugel in der City schliesst: «Und wieder stirbt ein Stück Zürich»; Tages-Anzeiger vom 30. September 2025; in der Linkliste auf meiner Website aufgeführt).

Grossereignisse waren für uns die Klassenfeten, für welche eine Bubenklasse eine Mädchenklasse oder eine Mädchenklasse eine Bubenklasse einlud. Rein geographisch lag für uns die Töcherschule Bühl beim Goldbrunnenplatz am nächsten. Dort habe ich erstmals Vreni Hug, die nachmalige Ehefrau meines Freundes Daniel Köhl kennen gelernt. Ihr älterer Bruder Peter Hug besuchte ebenfalls das Gymnasium Freudenberg. Irgendwann einmal blieb sein "Echtermeyer", eine Sammlung klassischer deutscher Gedichte bei uns im Klassenzimmer liegen. P. Hug stand auf der ersten Seite. Das arme Buch wurde arg strapaziert und als Hand- und Fussball benutzt. Irgendwann zerfiel es in seine Einzelteile und landete im Papierkorb.

Fräulein Häberling, Theres, Claudia und Ernst R. Bohrer

Meinen ersten echten Liebeskummer habe ich damals gar nicht als solchen wahrgenommen. Unsere Lehrerin Ida Götte gab nach einem Jahr unsere 5. Klasse ab, weil sie ein Psychologie-Studium aufnahm. Sie wurde durch eine sehr junge Lehrerin ersetzt, die kaum 20 Jahre alt war, Hanne Häberling. Sie war hübsch, keck und noch völlig unerfahren. Und sie gefiel mir sehr. Arme Hanne Häberling, ich hatte immer Erbarmen mit ihr, wenn die anderen Schüler gemein zu ihr waren. Ich war in sie verliebt. Als sie mir später eine Strafaufgabe anhängte, weil ich mit Ernstli während einer BS-Stunde (Biblische Geschichte und Sittenlehre) schwatzte und lachte, war es mit der Liebe aber vorbei. Die blonde Desirée war dann meine Schulflamme, aber nur ganz aus der Ferne. Traurig habe ich an einem Klassentreffen im Jahre 2005 gehört, dass sie schon vor einigen Jahren gestorben ist.

Meinen ersten als solchen wahrgenommenen Liebeskummer hatte ich nach meiner ersten Schulparty, die in der dritten Gymi-Klasse bei Daniel Jenny zuhause in Adliswil stattfand. Ich habe dort den ganzen Abend mit einem Mädchen namens Theres getanzt. Sie war noch schüchterner als ich und reichte mir knapp bis zur Schulter. Ich habe mich nicht einmal getraut, sie nach ihrer Adresse zu fragen. Ich wagte es auch nicht, nachträgliche Nachforschungen nach ihr anzustellen. Zu gross war meine Furcht vor einer Abfuhr. So bleibt es eine süsse Erinnerung, süsser als die eine oder andere reale Affäre.

Auch die erste harmlose Freundschaft ergab sich an einer Schulparty. Sie hiess Claudia und ihr Vater war ein ziemlich bedeutender SVP-Strippenzieher und Direktor der kantonalen Hagelversicherung⁶⁶. Er wollte mich wohl politisch indoktrinieren und schenkte mir ein Buch von Ernst R. Borer, einem Subversiven-Jäger der Siebziger-Jahre aus dem Umfeld von Ernst Cincera. Claudia sagte mir einmal, ihr Vater stehe auf einer Liste von Schweizer Patrioten, die nach dem Einmarsch der Russen sofort verhaftet würden. Ich nehme an, dass das tatsächlich stimmte. Ich war aber das falsche Zielpublikum. Claudia war dann später mehr an meinem Freund Peter Neumann interessiert, er aber etwas weniger an ihr – Reigen.

Einer der wenigen Berührungspunkte, welcher sich mit Mädchenklassen ergab, war eine Skiferienwoche an einem gemeinsamen Ferienort, in Pontresina. Ich habe dort zum ersten Mal ein Mädchen kennengelernt, das mich wie ein Blitz traf. Ich musste aber zu meinem Leidwesen bald erkennen, dass ich bei ihr keine Chancen hatte. Meine erste grosse reale Liebe, meine Exfrau Susi war/ist ein ähnlicher Typ.

Auch der etwas ältere, reife Frauentyp hatte es – leider nur aus der Ferne - uns Gymnasiasten angetan, insbesondere verzehrten wir uns nach Filmstars. Julie Christie, Jacqueline Bisset, Cathrine Deneuve, Laura Hutton, Sissy Spacek, Jane Birkin, Claudia Cardinale, Brigit Bardot, Romy Schneider, Godie Hawn, Laura Antonelli, Audrey Hepburn, Stephane Audran, Fanny Ardant, Isabelle Huppert, Carole Bouquet, Mireille Darc, Isabelle Adjani und viele andere waren *die Objekte unserer Begierde*. Natürlich hat uns später auch Bunuels Film mit diesem Namen sehr gut gefallen. Wir waren zudem grosse Fans der US-Rocksängerin Chi Coltraine. Ein Konzert von ihr in der Mensa der Universität Zürich war dermassen überlaufen, dass ich leider kaum einen Blick von ihr erhaschen konnte.

Ski- und andere Lager

Die Skilager boten eine gute Gelegenheit, unsere Lehrer einmal von einer etwas anderen Seite kennenzulernen. Mehrere Male leitete unser Turnlehrer Hans Jürg

⁶⁶ Der kalte Krieger als barmherziger Samariter (Tagesanzeiger vom 13.1.2011), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Sauter⁶⁷ das Skilager. Er liess uns weitgehend gewähren. Einmal musste er aber intervenieren. Wir hatten neben der Piste einen als Skischanze geeigneten Hügel ausgemacht. Mein Freund Peter Neumann flog als erster sehr elegant darüber hinweg. Ich selber fuhr halsbrecherisch drauflos, es verdrehte mich noch auf dem Hügel und ich landete irgendwie und -wo im Tiefschnee. Sauter brach sofort ab, Dani Köhl als nächster musste abdrehen. Ich selber war auf allen Vieren weich gelandet. Sauter war übrigens auch Chemielehrer.

Einmal besuchte uns Rektor Max Herter. Er kam mit uralten Telemarkskis, einer ebenso alten schwarzen Windjacke, Knickerbocker, einer alten Sonnenbrille mit Seitenschutz und einer Dächlikappe mit Ohrenschutz. Heute wäre ein solches Outfit wieder völlig angesagt. Wir machten uns hinter seinem Rücken lustig über ihn, heute muss ich sagen: der Mann hatte Stil. Ein anderes Mal war der Deutschlehrer Michael Weissert einer unserer Leiter. Er muss damals Mitte Dreissig gewesen sein. Er war ein grosser Showman und wohl auch Womenizer. Er war einer der wenigen Lehrer, mit welchem ich mich oft gestritten habe, natürlich nur im fachlichen Diskurs. Er liess das zu und deshalb getraute ich mich auch. Ich mag mich an eine Debatte erinnern, wo ich rein als Gegenposition ernsthaft behauptete, "Die Weber" von Gerhard Hauptmann sei kein politisches Stück. Dabei ist es ein Paradebeispiel für ein soziales Drama. Ich blieb stur und lieferte Argument um Argument. Das habe ich leider auch später manchmal so gehandhabt.

Weissert hatte auch durchaus originelle Lehrmethoden und konnte einem für Neues motivieren. In einer Arbeitswoche unserer 6. Klasse vom 24. September bis 1. Oktober 1975 in Paris mussten wir ihm jeden Tag einen Aufsatz abliefern. Die meisten von uns verfassten absolut langweilige "Tagesberichte". Weissert fand alles sehr fad und sagte das auch. Er offerierte denjenigen, welche diese Aufgabe nur stinkelangweilig fanden, für sie als gemieteter Schreiberling ihre Aufsätze selbst zu schreiben. Wenn ich mich recht erinnere gegen ein Honorar von ein oder zwei Franken. Er setzte sich mitten in unser Arbeitszimmer und hämmerte wie wild auf seiner kleinen Schreibmaschine drauf los. Das inspirierte uns irgendwie, und manche von uns versuchten, selbst etwas

⁶⁷ Jörg Sauter ist im Jahr 2015 im Alter von 90 Jahren verstorben (vgl. Nachruf im Jahresbericht 2015-2016 der Kantonsschule Freudenberg, S. 93; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Originelles zu schreiben⁶⁸. Michael Weissert ist im Alter von 68 Jahren im Jahre 2009 in seiner zweiten Heimat Japan verstorben⁶⁹.

Unser erstes Klassenlager mit Geschichtslehrer Karl-Heinz Wyss und Zeichenlehrer Bircher hatte im vierten Gymi-Jahr in Furna stattgefunden und war etwas weniger spektakulär. Wir waren dort in einem alten Bauernhaus in zwei grossen Zimmern einquartiert. In Erinnerung geblieben ist mir vor allem eine nächtliche Aktion: Wir hatten tagsüber grosse Heuschrecken in einem Plastiksack gesammelt, sicher zwanzig bis dreissig. In der Nacht verteilten wir sie dann überfallartig im Nachbarzimmer und schlossen unseres ab. Die Begeisterung bei unseren Kollegen nebenan war kleiner als die unsrige. Leider waren die Heuschrecken aber wohl etwas schläfrig und entwickelten nicht ganz die Energie, die wir von ihnen erhofft hatten. Es gab ein Gemetzel an Wehrlosen. Ich verfasste in dieser Woche zusammen mit René Ringger u.a. eine Arbeit über Hauszeichen; ein Thema, das ich auch heute noch spannend finde.

Wohl schon im dritten Gymi war ich einmal zusammen mit René Ringger in Elm in den Ferien. Seine Eltern besaßen dort ein Ferienhaus. René war ein guter Skifahrer und Kletterer und begeistertes SAC-Mitglied. Ich kam mit Rucksack, Skis und Skischuhen schwer beladen mit dem öV in Elm an, wie so oft hatte es dann dort aber zu wenig Schnee zum Skifahren. Ich kannte das bereits von meinen Winterferien in Engi, zwei Dörfer weiter vorn im Sernftal. René wollte mich auch für das Bergsteigen begeistern. Es gab in der Nähe seines Ferienhauses einen Kletterfelsen, wo sich Anfänger etwas üben konnten. Davon zeugten zahlreiche, über den ganzen Felsen verteilte Kletternägel und Karabinerhaken. René hatte seine Bergsteigerausrüstung mitgebracht und sicherte mich zum Abseilen mit einem doppelten Seil. Allerdings hatte er dabei nicht bedacht, dass dadurch das Seil zu kurz war und ich deshalb auf halber Höhe im Felsen festhing. Er musste schliesslich zu meinem nicht gerade kleinen Missbehagen beide Sicherungen lösen und ich hangelte am losen Seil zu Boden. An

⁶⁸ Ein Versuch meinerseits ist im Sammelheft «Stille Tage in Paris» der Klasse 6 A vom Oktober 1975 enthalten (vgl. Anhang 36)

⁶⁹ Vgl. Nachruf im Jahresbericht 2008-2009 der Kantonsschule Freudenberg, S. 130 f. (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

sich keine gefährliche Situation, ich war höchstens 5 bis 10 Meter über Boden. Wenn man aber wie ich mit Höhenangst zu kämpfen hat, reicht das für eine kleine Panik bereits aus. Weitere Bergsteig- bzw. Abseilversuche habe ich seither nie mehr gemacht.

Meine Freunde Dani und Peti

Peter Neumann ist im vierten Schuljahr zu unserer Klasse gestossen. Er kam von der Kantonsschule Rämibühl zu uns. Er befreundete sich mit Dani Köhl. Beide waren sehr gute Handballer und spielten zusammen beim Handball-Club Amicitia Zürich bei den Inter-Junioren. Zudem hatten sie einen ähnlichen Musikgeschmack. Obwohl ich mit ihrer Musik nicht viel anfangen konnte und auch für Handball kein Talent hatte, waren wir bald ein Kleeblatt und oft auch am Wochenende gemeinsam unterwegs. Wir waren im Alter von 18 bis 20 Jahren fast ständig zusammen, in der Schule und am Wochenende. Dani ist sehr gross und stark, Peter sah und sieht immer noch sehr gut aus und hatte mit Abstand die besten Chancen bei Mädchen, die er aber eher selten realisierte. Für ihn war die Jagd am spannendsten. Mit dem gefangenen Wild konnte er relativ rasch nichts mehr anfangen, er ging lieber wieder auf die Jagd. Sicher total unkorrekt, wenn ich das so schreibe. Dani war trotz seiner imposanten Erscheinung eher schüchtern und introvertiert. Er schrieb schöne Liebesgedichte, die sein Gegenüber auch mal überfordern konnten.

Wir drei stammen aus unterschiedlichen Milieus. Dani ist in Wollishofen an der Balberstrasse aufgewachsen, Peti in Unterstrass am Zürichberg an der Blümlisalpstrasse. Peters Mutter war Geschäftsfrau, sein Vater ein erfolgreicher selbständiger Kaufmann. Danis Vater war Zahntechniker, seine Mutter Hausfrau. Es ist also wenig erstaunlich, dass Dani Zahnarzt geworden ist. Danis Frau Vreni Hug rundete schliesslich als Dentalhygienikerin die Dentistenfamilie perfekt ab. Danis Vater ist schon jung an einem Herzinfarkt gestorben. Es geschah an einem drückenden Föntag im Juni anfangs der Achtzigerjahre. In derselben Woche erlitt der Vater meiner Studienfreundin Barbara Mathis einen schweren Schlaganfall. Auch Petis Mutter ist früh gestorben. Peter begleitete ihr Sterben über ein Jahr lang. Plötzlich hatte uns der Tod der Elterngeneration erreicht. Meinen Eltern war es vergönnt, noch 35 Jahre länger zu leben.

Wenn wir zu dritt allein unterwegs waren, herrschte stets eine ausgelassene Stimmung. Waren ein oder mehrere Mädchen dabei (was eher selten vorkam), so waren wir rasch ziemlich gehemmt und verklemmt. Wir waren uns vom Bubengymi her einfach zu wenig Mädchengesellschaft gewohnt. Samstagnacht gingen wir meistens an irgendwelche Partys, Feten oder in eine Jugenddisko und hielten Ausschau, meist mit nur mässigem Erfolg.

Peter hatte als einziger der Klasse schon mit 18 ein eigenes Auto, das theoretisch seiner Mutter gehörte, einen gelben VW Golf, mit welchem er uns herumchauffierte. Wir tourten am Wochenende oftmals bis frühmorgens irgendwo in der Gegend herum. Wir hatten zwei oder drei Lieblingsorte, wo sich wunderschön über Gott, die Welt und vor allem Mädchen reden liess. Wir haben mit einem vierzigminütigen Superacht-Film diese Stimmung von damals recht gut eingefangen. Wir drehten ihn 1976. Sein Titel: "Wir und Sie", angelehnt an den Song "Us and Them" von Pink Floyd. Peter hat zum Film noch zusätzlich hübsche Klaviermusik improvisiert.

In der Schule schaute jeder von uns dreien zuerst für sich selber. Dani war mit Abstand der Beste, gefolgt von mir. Peter hatte immer etwas Mühe, was daran lag, dass er nicht besonders fleissig lernte. Als er sich eine Zeit lang mir anschloss und mit mir lernte, war er plötzlich besser als ich. Er hielt aber nicht lange durch und ich lag wieder vorn.

Ich war kein besonders brillanter, aber fleissiger und konstanter Gymi-Schüler, bei den Lehrern wohl beliebter als bei meinen Kameraden. Ich war kein Aussenseiter, sondern schwamm mit der Masse im grossen Strom mit. Im Zeugnis hatte ich nur ein einziges Mal eine ungenügende Note, ein 3,5 in Geographie. Ich war und bin schlecht in Schweizer Geographie. Wir hatten einmal eine Prüfung, bei welcher es darum ging, auf einer Karte verschiedene Orte, Berge oder Gewässer zu identifizieren. Obwohl ich stundenlang mit einer Schweizer Karte gelernt hatte, machte ich eine schlechte Note. Ich ging nachher zum Lehrer Benz und sagte ihm, das sei eigentlich ungerecht. Ich hätte stundenlang gelernt, aber das gehe mit einer Karte einfach nicht richtig. Wörtchen könne man auswendig lernen, Orte auf einer Karte aber nicht wirklich. Er gab mir zwar recht, das half mir aber auch nicht weiter.

Sportlich waren wir alle drei recht gut, Peter und Dani aber sicher noch besser als ich. Ich war untergewichtig, mit 180 cm und gemäss meinem Dienstbüchlein bei der militärischen Aushebung vom 24. Juni 1976 mit 19 gerade mal 61 kg schwer. In den 45 Jahren seither sind im Schnitt pro Jahr ein Kilo dazugekommen, die meisten, seit ich vierzig bin. Ich sage gern, ich sei nicht zu dick, sondern 20 cm zu klein.

Ich habe bis 2019 nur einmal erfolglos abzunehmen versucht. Ich gab sehr rasch wieder auf. Ich rechtfertigte dies vor mir damit, dass mein Leben zu 90% aus Pflichterfüllung bestehe; zwar sehr wohl auch aus Pflichten, denen ich gerne nachkam, aber nicht nur. Ich war insbesondere während meiner Berufszeit einfach nicht bereit, am Abend nach dem Nachtessen darauf zu verzichten, so zwischen 21.00 und 24.00 Uhr nach und nach Kalorien für ein weiteres vollwertiges Essen zu mir zu nehmen. Das bereitete mir Genuss; etwas Käse, Bündnerfleisch, gutes knuspriges Brot, dann feine Schokolade, eventuell Pommes Chips, auch gerne saure Gurken, vielleicht nochmals Käse. Oftmals führte Süss gegen Salzig einen richtigen Krieg mit ungewissem Ausgang - mal gewann Salzig, mal Süss – jedenfalls gab es einen hin und her tobenden Kampf. Das konnte drei oder vier Stunden so gehen.

Damit aber nicht genug. Seit vielen Jahren schlafe ich kaum mehr eine Nacht ganz durch. Oft wache ich um drei oder vier Uhr auf, stehe kurz auf, gehe aufs Klo, und früher bin ich dann, dann... leider in die Küche zum Kühlschrank gegangen und habe ein Schokoladenjogurt oder noch besser eine Schokoladenquark-Crème (392 kcal) gegessen und ein Glas Wasser oder Sirup getrunken. Anschliessend habe ich kurz die Zähne geputzt und bin wieder weiterschlafen gegangen. Ich habe mich deshalb nie gewundert, woher die zusätzlichen Kilos gekommen sind⁷⁰.

⁷⁰ Nach den langen Sommerferien des Corona-Sommers 2020 hatte ich plötzlich das eindeutige Gefühl, nun sei die Zeit zum Abnehmen gekommen. Ev. war ein Familienfoto der Auslöser dafür. Ich bin auf diesem Foto vor einem schönen Brunnen in Toulon nur am Rand abgebildet, komme aber wirklich sehr ungünstig mit dicker Wampe zur Geltung. Zwar sagte ich mir, es sei zusätzlich auch ein ungünstiger optischer Verzerrungseffekt hinzugekommen. Aber ehrlich: so konnte es nicht weitergehen. Gedacht, getan, ich habe innerhalb eines Monats tatsächlich fünf bis sechs Kilos verloren. Ich mache es konsequent mit FdH. Das App Yazio hilft mir, alle Kalorien zu erfassen, die ich täglich zu mir nehme, ebenfalls die Kalorien, die ich durch verschiedene Tätigkeiten verbrenne (Spazieren, Wandern, Kniebeugen, Liegestützen etc.). Mein Etappenziel ist 95 Kilos, dann mittelfristig 90. Es scheint, dass ich zumindest das erste Etappenziel erreichen könnte. Zusätzlich motiviert mich der Gedanke, dass

Dani ist über 190 cm gross, auch heute noch recht schlank und fit. Er hatte damals eine ungeheure (Wurf)Kraft sowohl mit Bällen aller Art als auch mit metallenen Handwurfkörpern.

Para- und sonstiges Militärisches⁷¹

Wir trainierten schon im Gymi mit Metallwurfkörpern, die später auch an der Sportprüfung für die militärische Aushebung verwendet wurden. Unser Turnlehrer Sauter bereitete uns auch in den weiteren Aushebungsdisziplinen wie Weitsprung, Zwölfminutenlauf und Stangenklettern systematisch auf die militärische Aushebungsprüfung vor. Wir erreichten deshalb auch ausgezeichnete Resultate. Ich erzielte 256 Punkte und erhielt das militärische Sportabzeichen. Ich kam damals in weniger als 6 Sekunden die Kletterstange hoch, heute schaffe ich es auch in einer Stunde nicht mehr. Es hiess, mit möglichst guter Sportprüfung könne man im Militär die Truppengattung selber auswählen. Peter Neumann und ich liessen uns dennoch widerstandslos zur Infanterie bei den Minenwerferkanonieren einteilen. Das war so ziemlich das Doofste, was wir machen konnten. Einerseits viel marschieren wie die Infanteristen, andererseits mussten wir oft die Minenwerfer zusätzlich zum sonstigen persönlichen Material mitschleppen. Grundplatte, Rohr und Lafette eines Minenwerfers sind je zwischen 18 und 21 kg schwer. Zusätzlich mit dem persönlichen Material wie Sturmgewehr, Kämpferrucksack, Schlafsack, Gasmasken, Gamelle und Feldflasche kommt man da locker auf 35 kg, welche man mit sich trug.

Schon damals schwitzte ich stark, und ich habe mich regelmässig auf den Märschen erkältet. In Rekrutenschule, Unteroffizierschule, Wiederholungs- und Ergänzungskursen bekam ich fast immer eine Bronchitis. Eindeutig ungeeignet für die Infanterie. Dies erkannte irgendwann auch einer meiner Kadis, und er machte mich bei der

Abnehmen für mich jetzt ein Teil meiner täglichen Arbeit ist. Wenn ich Hunger habe, dann arbeite ich eben. Ich arbeite fast immer.

Ich habe leider aber nicht lange durchgehalten und wieder kräftig zugelegt. Ab Juni 2022 habe ich dann wieder einen neuen Versuch gestartet. Don Quijote gegen die Windmühlen, nur ist Don Quijote dürr und lang.

⁷¹ Vgl. Anhang 7.

Stabskompanie zum Munitionsunteroffizier für das Bataillon. Das war im Rahmen des Möglichen eine einigermaßen sinnvolle Arbeit: Frühmorgens die Munition an die Truppe abgeben, spät abends das Material wieder zurücknehmen, reinigen und die doppelte Buchhaltung nachführen. Am Morgen war ich immer als einer der Ersten auf den Beinen und spät abends bei den Letzten. Tagsüber konnte man sich gut verschlafen, musste sich aber so organisieren, dass man stets erreichbar blieb.

Ich habe dies soweit ganz gerne gemacht, so dass ich mich gegen die Beförderung vom Korporal zum Wachtmeister nicht gewehrt habe, obwohl das an sich mit zwei zusätzlichen Wiederholungskursen verbunden war. Diese Zusatzdienste blieben mir allerdings erspart, weil ich wegen meinem Studium prüfungshalber den einen oder anderen WK verschieben musste, und mit 32 war dann glücklicherweise Schluss. Allerdings folgten noch zwei obligatorische Ergänzungskurse, die aber nur je 2,5 und nicht 3,5 Wochen dauerten⁷².

Als sehr speziell habe ich zwei grosse Übungen mit Betonmunition in Erinnerung, die uns eine Vorstellung über die wirklichen Tonnagen im sog. Ernstfall vermitteln sollten. Es galt, an irgendeinem kleinen Bahnhof 40 Tonnen auf Dutzenden von Paletten verpackte Munition aller Art für das ganze Bataillon entgegenzunehmen, alles in Originalverpackungen verpackt und mit Beton im richtigen Gewichtsverhältnis aufgefüllt: Hunderte Cachons GP 11 für das Sturmgewehr, grosse Kisten mit Panzerhohlgranaten für das Sturmgewehr oder für das Rakrohr, Handgranaten 43 mit Splittermantel und ganz viel schwere Minenwerfergranaten: Wurfgranaten (WG) und Wurfminen (WM). Wir rissen die Palette auseinander und verteilten die Betonmunition auf die verschiedenen Kompanien, die sie mit Lastwagen, Pinzgauer und Haflinger (das Auto, nicht das Pferd) abholten und wiederum auf die verschiedenen Züge und Gruppen ihrer Kompanien verteilten. Am Schluss wurde wieder alles eingesammelt, neu palettiert und auf einem Bahnhof verladen. Das Wichtigste für mich als Munitionsunteroffizier war, irgendwo in der Nähe bei einer Baufirma oder einem Materiallager einen Hubstapler zu organisieren. Nur einmal schickte das Zeughaus einen Hubstapler samt Fahrer gleich mit.

⁷² Vgl. Anhang 7.

Es ist merkwürdig. Im Moment fand ich solche Übungen wirklich mühsam, rückblickend denke ich ganz gerne daran.

Am Aushebungstag 1975 verstauchte ich mir gleich zu Beginn den rechten Knöchel durch eine unglückliche Landung beim Weitsprung ziemlich stark. Ich biss auf die Zähne. Dani spielte beim Weitwurf den Clown und warf die ersten beiden Male absichtlich ungeschickt und kurz, so dass der Instruktor ihm gute Ratschläge erteilte. Den dritten Versuch warf er dann mit voller Kraft weit über die gemessene Zone hinaus. Das hatte er schon einmal im Gymi so gemacht und dabei so weit geworfen, dass sein Geschoss weit hinten auf der Laufbahn landete, wo gerade andere Schüler trainierten. Unser Turnlehrer brach hierauf das Weitwerfen sofort ab. Wir Idioten fanden das damals noch lustig.

Jugendliche Raser

Wenn ich mich über jugendlichen Leichtsinn und manchmal über junge Raser aufrege, so tue ich gut daran, in die Vergangenheit zurückzublicken. Als Dani seinen Führerausweis gemacht hatte, pflegte er anfänglich einen eher unbedarften Fahrstil. Er beschleunigte z.B. die Friesenbergstrasse hinab bis gegen 100 km/h, um dann mit laut aufheulender Motorenbremse zu verlangsamen. Peter war auch nicht zimperlich und immer für ein Spässchen zu haben. Er war im Skifahren ein guter Schanzenspringer und versuchte dies auch einmal mit seinem gelben Golf. Ein Bahnübergang in der Nähe von Hedingen im Säuliamt gab eine gute Schanze ab, Peti nahm Anlauf und segelte darüber hinweg. In der Luft war es ihm dann doch etwas unheimlich und noch in der Luft bremste er ab, was erst am Boden seine Wirkung entfalten konnte. Solcher Unsinn blieb glücklicherweise immer ohne Folgen.

Mein Totalschaden von 1978 mit Mutters blauem Mazda war auf meine mangelhaften Fahrkünste auf nassem Kopfsteinpflaster und nicht auf Raserei zurückzuführen. Dani war gleichzeitig mit dem gelben Opel seines Vaters schneller unterwegs, beging aber nicht den Fehler, in der Kurve abzubremsen. Merkwürdigerweise verklemmte es ihm aber praktisch gleichzeitig das Gaspedal, so dass nicht nur ich, sondern auch sein Motor laut heulte.

Ketchup-Rationierung und 10 Coupes Romanoffs

Dani hatte stets einen sagenhaften Appetit. An einem Weekend mit anderen Kollegen hat er nach einem üppigen Fondueessen mit seinem früheren Klassenkameraden Markus Kaiser, auch Cäsar genannt, gewettet, dass er noch zehn Coupes Romanoffs verspeisen könne (Vanille- und Erdbeer-Glacé mit Erdbeeren, Schlagrahm und Wodka). Der Verlierer musste bezahlen, und das war Cäsar. Dani hat nachher gesagt, dass ihm am meisten Mühe bereitet habe, den im grossen Glacékübel eingegossenen Wodka zu trinken. Aber auch das hat er geschafft, wohl mit einem kräftigen Rausch als Folge.

Cäsar ist Herzchirurg geworden. Er und ich waren tatsächlich indirekt herzmässig verbunden. Er war mein Nachfolger bei meinem Schwarm Claudia. Er hat von ihrem Vater ebenfalls das Buch von Ernst R. Borer geschenkt bekommen. Viel genützt hat es wohl auch bei ihm nicht.

Dani hat im Übrigen die Einschränkung der freien Ketchup-Abgabe im Migros zu verantworten. Wir gingen vom Schulhaus Freudenberg aus oft im Migros Enge zum Mittagessen. Eines der Standardmenus von Dani war eine grosse Portion Pommes Frites mit einem Liter Bitterlemon und zum Dessert ein grosser Quarkkuchen. Er goss sich dabei eine halbe Flasche Ketchup in die Pommes Frites. Als erste Rationierungsmassnahme musste man dann die Ketchupflasche an der Kasse verlangen und unter Aufsicht benutzen, was Dani aber nicht weiter daran hinderte, sie zur Hälfte zu leeren. Dann war es nicht mehr gratis, sondern kostete 50 Rappen. Auch das nützte noch nichts. Schliesslich wurde das Ketchup nur noch vom Personal selber rationiert abgegeben.

Dani ist auch sonst manchmal mit eher sinnlosem Materialverbrauch aufgefallen. Weil wir im Schulhaus Freudenberg nicht im Haupthaus, sondern in der alten Parkring-Villa logierten – ein Vorrecht der Griechisch-A-Klassen – hatten wir im grossen Kasten unseres Schulzimmers auch ziemlich viel Schulmaterial auf Lager, z.B. Schachteln mit Wandtafelkreiden aller Farben. Dani machte sich einen Spass daraus, an Regentagen auf Spaziergänger mit Schirmen – auf Pilze, wie er sagte - mit Kreiden zu schießen. Trottoir und Strasse sahen nachher wie von einem Graffitikünstler bemalt aus.

Die Abgelegenheit der alten Villa erlaubte uns auch andere Freiheiten. Einmal nahm ich eine alte ausrangierte Hausglocke mit in die Schule. Wir montierten sie bei der offiziellen alten Pausenglocke, blockierten die alte und läuteten mit der neuen Glocke die Pause nach eigenem Gutdünken ein. Solange wir nicht übertrieben haben, funktionierte das recht gut. Bis zu fünf Minuten liess sich die Pause so verlängern. Wenn wir zu früh läuteten, vermuteten die Lehrer aber einen Fehler bei der Pausenglocke und machten einfach weiter, zu unserem Entsetzen manchmal sogar länger als die Schulstunde wirklich gedauert hätte.

Ein anderes Mal seziierten wir im Fach Biologie Mäuse. Wir nahmen einige abgeschnittene Mäuseschwänze mit und banden sie fest an den Schlüssel für das Klassenzimmer, welcher auf dem Lehrerpult neben dem Klassenbuch lag. Unsere Englischlehrerin namens Deuber spielte in der Englischstunde gedankenverloren mit dem Schlüssel. Sie war noch jung, wirklich reizend und eine verständnisvolle Lehrerin. Irgendwann realisierte sie plötzlich, was sie in ihren Händen hatte, schmiss den Schlüssel mit den Mäuseschwänzen weit von sich und stiess dabei zu unserem Entzücken spitze Schreie aus.

Klassentreffen

Unsere Maturklasse 6a hat sich in all den Jahren danach bisher nur ein einziges Mal wieder getroffen, und zwar am 26. November 2001. Es war insofern eine interessante Erfahrung, als dass seit der Matur etwas mehr als 25 Jahre verstrichen waren, wir also alle zwischen 42 und 44 Jahre alt geworden waren und sich vieles verändert hatte. Michel Bodmer war wohl der Jüngste, Peter Neumann der Älteste.

Ich war einer der ersten, der im Restaurant angekommen war. Es war wirklich spannend, die neu eintreffenden Klassenkameraden nach so vielen Jahren wieder zu erblicken. Einige schienen im ersten Moment stark verändert, beim genauen Hinsehen erkannte man sie aber sofort wieder. Andere, z.B. bei Peter Helbling oder Alex Schmid, waren schon von weitem an ihrem Gang zu erkennen. Alle hatten beruflich Einiges erreicht, hatten Familien; nach kurzer Unterhaltung waren sie plötzlich wieder die Kameraden von damals, die 25 Jahre dazwischen waren wie weggeblasen.

Fast alle Schulkollegen waren gekommen, nur Adrian Martig und Markus Michael nicht. Ersterer wohnte zwischenzeitlich als Geigenbauer in Arnheim (Niederlande), Letzterer in Südamerika. Und natürlich fehlte Thomas Hui, der leider viel zu früh verstorben ist.

Wir waren für einen Apero bei Andreas Diener bei ihm zuhause in Rafz eingeladen. Dann assen wir im Restaurant Krone und sahen uns gemeinsam unseren Film Anabasis an, welchen wir schon an der Maturfeier vorgeführt hatten. Ein grosser Teil der Klasse hat daran mitgewirkt und natürlich war es ein rechtes Gaudi.

Vielleicht werden wir es schaffen, zum 50jährigen Jubiläum unserer Matur, also 2026, zu einem zweiten Klassentreffen zusammenzukommen.

Berufstraum Filmer

Danis, Peters und mein gemeinsames grösstes Interesse gehörte neben den Mädchen dem Film. Wir begangen ab 1975 eigene kleine Superacht-Spielfilmchen zu drehen. Es entstanden Meisterwerke wie Null Null Strich, Anabasis, Wir und Sie, Weichen, Lostage, Göskopp, Packeis, Carl's bad, Hearing Haering, Keine Beziehung und Cut-throat.⁷³ Als vierter Filmer war bei Anabasis Michel Bodmer dazugestossen. Ich habe damals ziemlich viel von meinen eher spärlichen finanziellen Mitteln in das Superacht-Geschäft gesteckt. Drei Minuten Kodak-Film kosteten ca. 10 Franken, mit Tonspur sogar 17. Wir gingen mit dem Filmmaterial zwar sehr sparsam um, verfilmten aber trotzdem rund drei Mal so viel Material wie der Film dauerte. Ein Dreissig-Minuten-Film kam uns so auf 300 bis 400 Franken zu stehen. Der Tonfilm von Kodak hatte den Vorteil, dass die Dialoge wirklich Lippensynchron zum Bild passten, die Tonqualität war aber nicht über alle Zweifel erhaben. Und auch das Schneiden war bei Tonfilmen schwieriger, weil sich der Ton nicht auf derselben Höhe wie das dazugehörige Bild befindet. Bild und Ton werden an verschiedenen Orten aufgenommen.

Die Dreharbeiten empfand ich immer als ziemlichen Stress. Dani und ich waren für die Technik zuständig, Kamera, Ton, Licht. Wir hatten in der Regel kein Drehbuch, aber

⁷³ Vgl. die Zusammenstellung in Anhang 3.

ungefähr eine Vorstellung von dem, was wir machen wollten. Die Kamera-Einstellungen bauten wir meist chronologisch und nach unserem Gefühl auf. Die Grundregeln des Films kannten wir ziemlich gut, wechselnde Lichtverhältnisse waren aber meist eine (zu) grosse Herausforderung.

Am meisten liebte ich das Schneiden des Films. Hier hatte man im Rahmen des vorliegenden Materials die volle Kontrolle und konnte viele Patzer ausbessern. Neben einem handbetriebenen, optischen Visionierungsgerät, durch welches man den Film Bild für Bild ablaufen lassen konnte, gab es die eigentliche Schneidemaschine, einen kleinen Apparat, in welchen man die beiden Filmteile, die zusammengefügt werden sollten, einspannte, die Enden abschliff und schliesslich mit einem Tropfen Filmleim zusammenklebte. Mit etwas Übung erkannte man auch direkt auf dem Filmstreifen die einzelnen Bilder und die richtige Schnittstelle. Die einzelnen Teile einer Szene wurden an einer Wäscheleine der Reihe nach aufgehängt.

Etwas weniger gern machte ich die Vertonung, aber auch sie war uns sehr wichtig. Mit guten Toneffekten konnte man ebenfalls die eine oder andere Schwäche überspielen. Für die Begleitmusik haben wir in der Regel irgendwelche Musikkonserven benutzt. Für besondere Geräusche und Toneffekte gab es spezielle Vertonungsschallplatten.

Ursprünglich hatten wir nur einen Stummfilmprojektor, so dass wir für den Ton das schon erwähnte Revox-Tonband brauchten. Später bekam ich von meinen Eltern einen Tonbildprojektor geschenkt. Die Tonspur konnte man sich für wenig Geld direkt auf den Film aufkleben lassen und anschliessend darauf Geräusche, Musik oder auch nachsynchronisierte Gespräche aufnehmen.

Zu Recht hat unser Filmfreund, der grosse Historiker des Schweizerfilms Felix Aeppli⁷⁴ einmal angemerkt, selbstgemachte Musik statt Konserven würde den künstlerischen Wert eines eigenen Films enorm steigern. Felix Aeppli war ursprünglich der Geschichtslehrer meiner Freundin und späteren (Ex)Frau Susi. Sie befreundeten sich und später ich mit ihm. Irgendwann lernte er an einem Fest bei Susi und mir meine

⁷⁴ Vgl. <https://aeppli.ch>, Link auf meiner Website.

Studienkollegin Barbara Mathis kennen. Sie sind seit Jahrzehnten verheiratet und haben längst erwachsene Kinder, Meret und Basil. In unserem Filmchen Heaering Haering von 1984 spielt Felix Aeppli einen rauchenden, im Ausland für eine Friedensmission Zivildienst leistenden Kiffer.

Mitte der Achtziger-Jahre war absehbar, dass die Superacht- durch Videokameras abgelöst würden. Ich investierte für meine Verhältnisse enorm viel Geld in eine erste Videokamera, die stolze 4000 Franken kostete und ein riesengrosses Ding war. Am Anfang waren alle diese Apparate noch stinketeuer. Heute kriegt man eine Videokamera für einen Zehntel des damaligen Preises, bei hundert Mal besserer Leistung. Auch der dazugehörige Videorecorder, ein JVC, sowie ein grosser Sony-Farbfernseher dazu kostete mich nochmals ca. 4000 Franken.

Ich habe den Wechsel von Superacht auf Video nie richtig vollzogen. Mit der digitalen Filmerei bin ich nicht warm geworden. Zum einen sicher deshalb, weil das geliebte optische Schneiden des Superacht-Filmmaterials mit Schere und Leim verloren gegangen ist. Zum anderen haben die digitale Filmerei und Fotografie zu einer eigentlichen Bilderinflation geführt. Ein Werbespruch für digitale Foto-Kameras bringt es auf den Punkt: «Don't think, shoot!».

Es ist wohl kaum zu verhindern, dass die elektronischen Bilddateien, die wir en masse produzieren, irgendwann nicht mehr gelesen werden können, weil wir kein passendes Lesegerät mehr haben. Spätestens unseren Kindern dürfte es so ergehen. Ich habe noch wunderschöne alte Schwarzweiss-Fotografien von meinen Grosseltern und Eltern. Bereits die späteren Kodak-Farbfotografien haben massiv an Qualität verloren, sind verblasst oder haben einen Braunstich bekommen. Fotos seit ungefähr 2010 sind fast ausschliesslich in irgendwelchen Computer-Dateien oder auf Chips gespeichert. Unser kleiner Foto-Farbdrucker mit dem überteuerten Fotopapier ist nur ein schlechter Ersatz. An die neuerdings über das Netz organisierbaren Fotobücher habe ich mich bisher noch nicht gewöhnt. Ihre Qualität bzw. Haltbarkeit scheint mir zudem auch nicht über alle Zweifel erhaben zu sein.

Money, money, money

Ich habe mir meine ersten teuren elektronischen Geräte mit dem Lohn meiner ersten Jobs finanziert. Von 1983 bis 1986 war ich Assistent am Lehrstuhl für Zivilrecht bei Professor Riemer und gab am der Oekreal Managementzentrum⁷⁵ an der Schützengasse 4 beim Hauptbahnhof Unterricht in Rechtskunde, Arbeitstechnik und Schreibmaschinenschreiben, in der Regel 6 bis 8 Stunden pro Woche, jeweils am Donnerstagabend und am Samstag. Den Schreibmaschinenkurs absolvierte ich das erste Mal im Selbststudium mit einem Vorsprung von vierzehn Tagen auf meine Schüler:innen. Das war sehr hilfreich, seither kann ich das Zehnfingersystem auch blind. Die Unterrichtsstunden für Rechtskunde haben meine "Auftrittskompetenz" gestärkt und mich beim Sprechen vor Publikum selbstsicher gemacht.

Insgesamt verdiente ich damals rund 2800 Franken, neben meinen Assistentenlohn von ca. 2000 Franken nochmals ca. 800 Franken bei Oekreal. Susi bezog eine Halbwaisenrente und einen Lehrlingslohn während ihrer Ausbildung zur Physiotherapeutin. Unsere Wohnung, seit Oktober 1980 an der Wiesendangerstrasse 21 in Altwiedikon, kostete ca. 440 Franken pro Monat. Im September 1984 zügelten wir um zwei Ecken an die Goldbrunnenstrasse 141 in eine Vierzimmerwohnung, die uns ca. 900 Franken kostete.

Ich habe mein ganzes Leben lang bis zur Pensionierung finanziell nie mehr so sorgenfrei oder zumindest finanziell problemlos gelebt wie in diesen Jahren bis 1988. Allerdings waren damals auch unsere Ansprüche noch relativ gering. Je mehr ich in der Zukunft verdienen sollte, umso grösser wurden meine Ausgaben. Drei Kinder, dann eine Scheidung mit Alimenten, exponentiell wachsende Steuern, eine grosse Patchwork-Familie, Krankenkassenkosten in der Höhe von monatlich bis zu 2500 Franken etc..

⁷⁵ Rektor von Oekreal war Dr. Albert Stähli. Er blieb eine Schlüsselperson der Nachfolgeorganisation „Graduate School of Business Administration“ (GSBA), welche mit ihrem Geschäftsgebaren auch schon für negative Medienberichte sorgte (vgl. z.B. „Total abgezockt“, Spiegel vom 18. Oktober 2004, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Ich hatte nie teure Hobbies, und ein Auto ist für mich auch heute noch nicht mehr als ein Fortbewegungsmittel. Meine Einnahmen und Ausgaben haben sich in all den Jahren immerhin in etwa die Waage gehalten. Ich musste glücklicherweise nie Schulden machen. In der Zeit, in welcher ich mit Kornelia und unseren fünf Kindern zusammenzog, explodierten die Ausgaben; auch weil ich kräftig Alimente für meine Exfrau und Martin, der damals bei ihr in Südfrankreich weilte, bezahlen musste. Auf Grund sich abzeichnender finanzieller Engpässe zog ich 100'000 Franken von meinem Pensionskassenguthaben ab. Das Konstrukt war, dass ich Kornelia einen Fünftel ihres Hauses, in dem wir immer noch zusammenwohnen, abgekauft habe. Damit bezahlten wir insbesondere die trotz aller Abzüge sehr happigen Steuern. Kornelia hat diesen Betrag später aus Geld ihrer Erbschaft in die Pensionskasse zurückgezahlt, und ich habe ihr meinen Hausfünftel wieder zurückübertragen.

Immer wieder haben uns auch meine Eltern finanziell unterstützt. So zahlten sie beispielsweise für Florence und Silvia das jährliche Schulgeld für die Freie Katholische Schule Zürich. Wir haben mit dieser Lernstätte ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Sowohl Florence als auch Silvia absolvierten dort ihre Sekundarschulzeit, u.a. bei Frau Johanna Eberle, einer franziskanischen Ordensfrau. Sie kehrte nach ihrer Pensionierung ins Kloster Menzingen zurück. Für den einfühlsamen und zielgerichteten Unterricht sind wir der FKZ sehr dankbar. Auch Nichtkatholiken wie uns kann sie nur wärmstens empfohlen werden.

Wichtig war uns immer, dass nach unserem Tod das Vermögen (soweit bei mir überhaupt welches vorhanden sein sollte) auf die beiden verschiedenen Familienäste, von welchen es ursprünglich stammt, verteilt wird. Erbschaften haben immer ein grosses Potential für Familienstreitereien. Das sehe ich jetzt eindrücklich bei der Schwester von Kornelia. Und das dürfte erst recht für Patchwork-Familien gelten.

Juristerei gewinnt

Michel Bodmer und Peter Neumann haben später auch beruflich mit der Filmbranche zu tun gehabt: Peter als Filmjournalist und Moderator, eine Zeit lang zusammen mit Madeleine Hirsiger in "Film aktuell" des Schweizer Fernsehens. Zudem hat er

professionelle Dokumentarfilme gedreht⁷⁶. Michel arbeitete ebenfalls für das SF. Er war für die Filmreihe "Delikatessen" zuständig. Er hat es mit seinen trockenen und ironisch-intellektuellen Moderationen sogar geschafft, dass das SF-Denkmal Kurt Felix einmal eine spöttische Glosse über ihn schrieb⁷⁷. Nachher war er längere Zeit Serien-Chef des SF. Ich selber hatte während meiner Studienzeiten immer noch den Berufstraum Filmregisseur. Nach dem Jus-Studium wollte ich deshalb auch nicht in die juristische Praxis wechseln, sondern plante, Journalist zu werden. Ich stellte mir vor, dass es vom Journalismus ein kleinerer Sprung in die Filmbranche sei als von der Juristerei aus. Es kam dann aber doch alles anders.

Mein Freund Peter Neumann war in den Achtzigerjahren Journalist bei Radio 24. Er fragte mich, ob ich daran interessiert sei, tageweise als Aushilfe in der Nachrichtenredaktion mitzuarbeiten. Ich sagte gerne zu und lernte dort wohl 1985 - wenn auch nur flüchtig - Roger Schawinski, Markus Gilli, Hugo Bigi, Röbi Koller, Dani Wyler, Andres Büchi u.a. kennen. Sie werden sich sicher nicht mehr an mich erinnern, ich war nur wenige Male bei Ihnen. Für mich sind damit aber eindrückliche Erinnerungen und Erfahrungen verbunden.

Die Texte für die Nachrichtensprecher:innen wurden meist erst im letzten Moment fertig. Sie wurden auf Schreibmaschine geschrieben und mit der Schere zusammengeschnitten und -geklebt. Sie mussten jeweils immer noch mit Faxgeräten an die Redaktion anderer Lokalradios (Sunshine/ZG und Förderband/BE) geschickt werden. Die Nachrichtenredaktion bereitete zudem die Beiträge für die kurzen Informationsbeiträge nach den Nachrichten vor. Richtig hektisch wurde es, wenn Roger Schawinski auftauchte. Schawinski kam meist gerade noch vor der grossen Nachrichtensendung von 12.00 oder 17.00 Uhr, um die vorbereiteten Texte zu lesen und allenfalls Korrekturanweisungen zu geben. Einmal fand er einen meiner Texte – sicher zu recht – völlig nichts sagend und unbrauchbar. Es ging, wenn ich mich recht erinnere, um die Überbauung der letzten grossen Landreserve der Stadt Zürich auf dem Areal der alten Zürcher Ziegelei im Friesenberg-/Binzquartier. Ich musste im

⁷⁶ Vgl. <https://filmedia.ch>, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁷⁷ Vgl. «Der TV-Beobachter: Der TV-Absturz vor Mitternacht» (www.kurt-paola-felix.ch, 2004), auf meiner Website als Link aufgeführt.

letzten Moment noch ein Interview – war es mit dem Architekten Ralph Bänziger? – organisieren, was mir glücklicherweise gerade noch gelang. Ein anderes Mal wurde ich beauftragt, für die Nominationsversammlung der CVP auf den Uetliberg zu pilgern, um darüber zu berichten. Die Delegierten nominierten Wolfgang Nigg, der dann von 1986 bis 1998 als Stadtrat amtierte. Das Tonband, das ich von der Redaktion mitgenommen hatte, funktionierte leider nicht, der Akku war leer. Ich vereinbarte aber mit Nigg ein Interview mit einem unserer Nachrichtensprecher. Ein anderes Mal telefonierte ich mit Staatsanwalt Armin Felber, den ich als Generalsekretär der Justizdirektion besser kennenlernen sollte. In einem Telefoninterview erklärte er mir bzw. den Hörer:innen, was Geldwäsche sei. Schawinski fragte nachher, warum wir den Beitrag nicht mit einem Waschmaschinen-Geräusch gestartet oder beendet hätten. Ein weiterer Berührungspunkt zur Justiz ergab sich durch ein Fussballfreundschaftsspiel zwischen dem Team von Radio 24 und einem, welches aus Insassen der damaligen Arbeitserziehungsanstalt Uitikon zusammengesetzt war. Ich war ebenfalls kurz im Einsatz und brillierte nicht sonderlich. Wenn ich mich recht erinnere, wohnte Roger Schawinski damals in Uitikon.

Ich setzte meine Aushilfstätigkeit bei Radio 24 nicht fort, denn in der Endphase meiner Dissertation hatte ich neben meiner Assistenzstätigkeit bei Professor Riemer einfach nicht mehr genügend Zeit dafür. Gross vermisst hat mich niemand. Die Journalistenluft hat mir aber soweit gut gefallen, so dass ich beschloss, nach meinem Doktorat die Ringier-Journalistenschule zu besuchen. Ich ging deshalb an die Aufnahmeprüfung für die Journalistenschule, zusammen mit Stefan Barmettler aus dem Historikerfreundeskreis von Peter Neumann. Stefan wurde später Facts- und Handelszeitung-Chefredaktor. In einem Brief vom 22. September 1986 teilte mir der Leiter Journalistenschule Franz C. Widmer mit, dass ich die Aufnahmeprüfung bestanden habe und dass für mich der "Blick" als Stammhaus vorgesehen sei. Das schreckte mich dann doch ab und ich sagte kurzfristig ab. Stattdessen fing ich am 1. März 1987 als Auditor am Bezirksgericht Zürich am Einzelrichteramt für Zivil- und Strafsachen bei Vizepräsidentin Marianne Herzog an. Und dort wurde Kurt Klausberger mein erster Vorgesetzter.

Autistenväter

Hühnchen im Emilio. Dani Tewlin ist einige Jahre älter als ich und schon längere Zeit pensioniert. Er hat sehr schwere Jahre hinter sich, seine Partnerin Theres ist an Krebs gestorben. Eine Grundtraurigkeit ist bei ihm immer spürbar, aber auch heute kann ich mit ihm herrlich blödeln. Und natürlich will er von mir ausführlich erzählt bekommen, was in meinem Amt eigentlich abgegangen sei. Ich tue ihm den Gefallen.

Ich frage mich manchmal, ob Autistenväter wie er und ich den Keim der Behinderung unserer Söhne nicht bereits in uns tragen. Ich habe ein ähnlich gutes Gedächtnis wie Dani, ein ausgeprägtes Flair für Sprache und Denken in klaren Strukturen. Wir beide tendieren dazu, die Welt rund um uns herum kontrollieren zu wollen und zeigen möglicherweise auch da und dort, hoffentlich nur leicht zwangshafte – autistische? - Züge. Und stur sind wir beide. Ich glaube zwar, ein emotionaler Mensch zu sein, und doch kann ich meine Gefühle – ausser Aggressionen – meinen Nächsten nur schlecht adäquat zeigen. Damit geht einher, dass ich eigentlich im Innersten kein geselliger Typ bin, eher nur ungern an Spielen teilnehme und mich oftmals lieber zurückziehen würde als in Gesellschaft zu sein. Beruflich hat mir dies – vielleicht mit Ausnahme der letzten Arbeitsphase - kaum Probleme bereitet, irgendwie hat es einfach dazugehört, mit vielen Leuten in Kontakt zu sein. Wenn ich aber nicht „muss“, so ziehe ich mich lieber zurück. Ich habe mich leider allzu oft auch meinen Kindern gegenüber so verhalten. Ich habe manchmal Scherzes halber gesagt, dass ich meine Kinder am liebsten schlafend im Bett sehe. Einen Funken Wahrheit hat dies schon, obwohl ich sie von ganzem Herzen liebe. Letztthin habe ich Kornelia in einem Anflug von schmerzlicher Selbsterkenntnis gesagt, dass ich eigentlich lieber über meine Familie schreibe als mich direkt mit ihr auseinanderzusetzen. Solches Verhalten hat nun wohl eindeutig autistische Züge. Mein Bedürfnis, mit anderen Menschen intensiv in Beziehung zu treten, ist eher gering ausgeprägt. Vielleicht ist dies auch ein Grund dafür, dass ich sehr oft Witze mache, mich in Assoziationen verliere, ironisch oder sarkastisch werde. Das schafft Distanz und ist (k)eine gute Möglichkeit, sich abzugrenzen.

Noch zwei- oder dreimal am selben Rädchen gedreht – und dann, wird dann ein Autist daraus?

Autistensöhne

Dani Tewlins Sohn wohnt im Autistenwohnheim Forch, das zur Stiftung Wehrenbach gehört. Ich habe diese Stiftung neun Jahre lang präsidiert. Die Anfrage für dieses Amt kam von Heiri Gantenbein, der schon damals Geschäftsführer der Stiftung Wehrenbach war und mich von einer Versammlung her flüchtig kannte. Ich habe sofort zugesagt. Diese Aufgabe habe ich in der Zeit übernommen, als Martin noch bei seiner Mutter, meiner Exfrau Elisabeth in Frankreich bzw. dort in einer Institution namens Sésame Autisme lebte. Ich wollte hier in der Schweiz etwas machen, um die Autismus-Landschaft möglichst gut kennen zu lernen. Die Idee, die sicher auch dahinterstand, nämlich, dass Martin einmal in einem dieser Heime leben könnte, hat sich nicht verwirklichen lassen.

Vor langer Zeit hat mir ein Autistenvater einmal erzählt: eine der grossen Kapazitäten für Autismus, ein Professor am Kinderspital, habe ihm und seiner Frau nach der Diagnose "Frühkindlicher Autismus" gesagt: "Vergessen sie dieses Kind, geben sie es weg und bekommen sie möglichst rasch ein neues. Alles andere wird Sie und ihre Familie kaputt machen." In gewissem Sinn mag der Mann sogar recht gehabt haben, gleichwohl war seine Aussage monströs und herzlos.

Ich kenne andererseits nicht viele Ehen, die der Belastung standgehalten haben. Oftmals engagieren sich gerade Mütter derart intensiv und rund um die Uhr für ihr autistisches Kind, dass sie irgendeinmal zusammenbrechen. Hilfe, Unterstützung und institutionelle Angebote gibt es viel zu wenig.

Der Ausgang durch die Hintertüre

Ich habe Dutzende von Menschen kennen gelernt, die mehr oder weniger intensiv mit Martin zu tun hatten. Fast immer hatte ich das Gefühl, dass die meisten von ihnen den Weg zur Hintertür suchten und sich nicht weiter für einen "hoffnungslosen" Fall engagieren wollten. Überdeutlich wurde dies wieder einmal vor ca. zwei Jahren (2017) bei einem Klinikaufenthalt von Martin in der PUK: der dortige Oberarzt soll gesagt haben, bei Martin seien durch die Epilepsie-Serien so viele Hirnzellen kaputtgegangen, dass zusammen mit der angestammten Autismus-Behinderung sowieso Hopfen und Malz verloren und eine Therapie sinnlos seien.

Es gibt aber sehr selten immer wieder einzelne Menschen, die sich tatsächlich für Martin interessieren und engagieren. Anfangs kann ich es jeweils fast nicht glauben, aber es gibt solche Menschen. Und oftmals sind dies Menschen mit eigenen aussergewöhnlichen Lebensläufen wie z.B. Jakob Egli, dem Gründer des Vereins Chupferhammer und sein Sohn Köbi Junior. Jakob Senior sagte mir einmal, für besonders herausfordernde Autisten gebe es nie einen geeigneten Heimplatz, jeder "Problemfall" würde sofort weitergereicht. Man müsse für solche Menschen um sie herum ein neues Heim aufbauen, das richtige Personal und schliesslich die passenden weiteren Bewohner:innen finden. Nur so könne es klappen.

Jakob hat sich im Frühling 2019 verzweifelt an mich gewandt. Er setzte sich wieder einmal für einen "hoffnungslosen" Fall ein. Er hatte ein spezielles Wohnsetting für eine junge autistische Frau organisiert, die schon aus vielen Institutionen herausgefallen war. Es ging so weit alles gut, aber sie ist immer mal wieder ausgebücht. Zweimal rückte die Polizei aus und schliesslich hat sie die zuständige Behörde wieder in die geschlossene Psychiatrie eingewiesen. Die junge Frau, ihre Eltern und Jakob waren verzweifelt. Jakob engagierte sich mit vollem Einsatz, er wurde für die Behörden unangenehm. Gespräche wurden ihm verweigert, auch der Zugang zur jungen Frau. Sein Einfluss sei kontraproduktiv, beschied ihm die zuständige Appenzeller Behörde. Er wurde immer mehr in die Querulantenecke gedrängt. Er hat mir gemailt, wir haben miteinander telefoniert. Er, Jakob, ist ratlos! Er fragte tatsächlich mich um Rat. Ich selber steckte mitten in meiner beruflichen Abgangskrise und ... ich suchte den Weg zur Hintertüre heraus.

Menschen wie Martin sind in der "Szene" bekannt und ihr Ruf eilt ihnen voraus. Meist wird sich eine Heimleitung schon auf Vorrat mit Händen und Füßen gegen eine Aufnahme wehren. Wird sie dann zur Aufnahme quasi gezwungen, so kommt es sowieso nicht gut. Ich kann das letztlich auch nachvollziehen, aber am Schluss der Versorgungskette steht nur noch die zuständige regionale Psychiatrieklinik, welche Aufnahmezwang hat. Und dies ist mit Sicherheit die schlechteste aller Lösungen, sowohl von der Infrastruktur als auch von den Betreuungs- und Unterstützungsmöglichkeiten her gesehen. Was man dort aber machen darf: Fixieren und Medikamentieren.

Dass die Versorgungssituation derart schlecht ist, rührt daher, dass die meisten Behindertenheime eine private Trägerschaft haben und schwierige Fälle mit besonderem Aufwand mit den bestehenden Leistungsvereinbarungen nicht genügend entschädigt werden. Solche Fälle gehen aber immer ins Geld und führen zu einem Loch in der Kasse, was sich eine private Institution einfach nicht leisten kann.

Meine Erfahrung ist, dass das System solche besonders schwierigen Einzelfälle einfach aussitzt.

Emilio gehört zu den Lokalen, in welchen es ganz normal ist, dass man etwas länger sitzen bleibt. So sind Dani und ich nach 14.00 Uhr längst nicht die letzten, die das Restaurant verlassen. Anders als die letzten beiden Male begegnen wir auf unserem Heimweg auch nicht Regierungsrat Mario Fehr.

Es wird das letzte Mal sein, dass ich nach einem solchen Mittagessen an die Hohlstrasse 552 zurückfahre. Aber es ist sicher nicht das letzte Essen mit Dani im Emilio.

1. Oktober 2019: Mit Michi Rüegg in der 4Tiere Bar

Vom Kreis 4 in den Kreis 9.

14. Oktober 2015, Mein Vater: ein langes und gutes Leben ist zu Ende gegangen. Cousinen und Cousins marschieren auf. Ein Lebenslauf in Prosa, einer in Gedichtform.

Anni horribiles 2007/8 und 2016; Gin zum Runterspülen.

Der erste Sündenfall: das Weltwochen-Spezial; ein eher düsteres Jubiläum. Proaktive Kommunikation will gelernt sein.

Best Hacktätschli in Town im Volkshaus. Ein intelligenter Musterbruch. Divide et impera. Selbstreflexion und Selbstzufriedenheit.

12 Jahre sind genug.

4Tiere

Ich habe per Ende September 2019 die Amtsleitung abgegeben.

Tag 1 der neuen „Freiheit“. Schon lange haben Michi Rüegg und ich einen Termin gesucht und dann für den 1. Oktober, 18.00 Uhr in der 4Tiere Bar abgemacht, Feldstrasse 61, drei Gehminuten vom alten JuV-Amtssitz an der Feldstrasse 42 weg. Jemand hat kürzlich gesagt: "Solange wir an der Feldstrasse waren, lief alles gut. Die Hohlstrasse 552 ist irgendwie verhext." Quatsch natürlich. Aber es stimmt. Ich bin etwas zu früh dran und warte zehn Minuten in der Bäckeranlage. Sie liegt am anderen Ende der Hohlstrasse.

Ein Abschied im Herbst

Der neue Amtssitz an der Hohlstrasse 552 liegt in der Nähe der letzten Wohnung meiner Eltern, Hädrichstrasse 7 in Albisrieden. Mein Vater hat als junger Mann mit seinen Eltern bis zu seiner Heirat 1950 an der Anwandstrasse 44 gewohnt, in unmittelbarer Nähe der Feldstrasse 42. Gestorben ist er am 14. Oktober 2015, eine Woche nach meinem JuV-Umzug von der Feldstrasse an die Hohlstrasse. Noch nie lag mein Arbeitsort so nahe beim Wohnort meiner Eltern wie jetzt. Am Morgen seines

Todestages bekam ich von einem Spitexmitarbeiter einen Telefonanruf ins Büro. „Ihr Vater kooperiert nicht bei der Körperpflege. Er will nicht.“ „Geben Sie mir ihn doch ans Telefon“, bat ich und belehrte Vater: „Es ist natürlich gut, wenn Du trotz Deines Gesundheitszustandes zu Hause bleiben kannst. Du musst aber auch mithelfen, damit das geht. Mutter kann nicht mehr alles machen.“ Mein Vater sagte zwei oder dreimal mit gepresster Stimme „Ja, Ja.“ Ich sagte, dass ich bald vorbeikomme. „Ja, ja“, sagte Vater, und ich hängte auf. „Ja, Ja“, das war das letzte, was ich von meinem Vater gehört habe. Etwa 2 Stunden später rief Sabine, die zweite Tochter meiner Schwester Regula, mit tränenerstickter Stimme an: „Grosspapi ist eben gestorben. Ich weiss nicht was machen.“ „Wo ist Mutter?“ fragte ich. „Sie ist hier.“ Ich liess alles liegen, verabschiedete mich tränenüberströmt im Sekretariat und rannte los, nahm beim Bahnhof Altstetten ein Taxi und war in weniger als zehn Minuten an der Hädrichstrasse.

Vater liegt tot in seinem Bett. Automatisch laufen mir die Tränen runter. „Lieber Vater, Danke für alles und alles Gute, was Du für uns getan hast. Mach's gut.“ flüstere ich ihm ins Ohr. Er sieht friedlich aus, sicher nicht wie schlafend. Er ist eindeutig nicht mehr da und hat nur seinen Körper zurückgelassen, das Gesicht grauweiss. Am Schnauz klebt noch etwas Eigelb vom letzten Morgenessen. „So möchte ich auch einmal gehen können. Am Morgen noch auf meinen eigenen Beinen stehen, etwas Frühstück essen, und dann sterben“, tröste ich mich selbst.

„Lieber Vater.“

Ich bin froh, dass wir Vater nicht überredet haben, sich noch ins Triemlispital verlegen zu lassen. Fast sicher hätte man so sein Leben noch um ein paar Tage oder Wochen verlängern können, aber auf eine Art, wie er es auf keinen Fall wollte.

Zuhause, bei seiner Frau, mit welcher er 65 Jahre zusammenlebte, und einigermaßen selbstbestimmt.

Sabine erzählt, dass Grossmutter und sie im Wohnzimmer gesessen seien. Vater habe sich hingelegt. Dann habe er etwas gerufen, nicht laut, und als sie hingegangen seien, sei er schon tot gewesen. Ich sehe etwas dunklen Speichel in einer Mundecke, vielleicht mit Blut vermischt. Der Gesichtsausdruck ist ernst und ruhig, die Augen

geschlossen. 91 Jahre alt; zuhause. Mutter beugt sich über ihn und bleibt lange halb über ihm liegen.

Nach und nach treffen auch andere Familienmitglieder ein. Kornelia, Angelina, Regula, ihr Mann Hausi, mein Sohn Markus und Regulas Söhne Felix und Dani. Auch die Hausärztin Frau Dr. Knill kommt. Gestern hatte sie noch gemeint, Vater müsste eigentlich ins Spital. „Kommt nicht in Frage“ hat er gemurmelt. „Ich bin nun doch überrascht, wie rasch es gegangen ist“, sagt Frau Dr. Knill leise. Gut für Vater, so hat er es sich gewünscht. Sie stellt den Todesschein aus. Und dann kommen die Männer vom Bestattungsamt. Sie lassen uns Zeit für das Abschiednehmen. „Ab Morgen liegt er im Friedhof Sihlfeld aufgebahrt.“

Schliesslich packen sie Vater sorgfältig in einen grossen, schwarzen Leichensack. Ich will ihn tragen helfen. Vater ist ziemlich leicht geworden, sicher 15 Kilo weniger als vor seiner Pensionierung. Wir tragen ihn zum Lift und dann den Weg nach vorn zur Hädrichstrasse, wo der Leichenwagen parkiert ist, diskret schwarz mit verdunkelten Scheiben. Wir heben Vater in das Wageninnere. Was spüre ich? Ich weiss nicht, Traurigkeit und Einsamkeit? Die Männer verabschieden sich, der schwarze Wagen fährt weg, ich schaue hinterher, winke und salutiere halb, bis das schwarze Auto mit Vater um die Ecke abbiegt und verschwindet.

Am Mittwoch, 28. Oktober trifft sich der engste Familienkreis an seinem Grab im kleinen Friedhof Albisrieden. Von seinem Grab aus sieht man den Uetliberg und den blinkenden Sendeturm. Das gefällt Vater sicher. Während Jahren sind wir zu viert, die Eltern, Regula und ich fast jeden Sonntag via Hohensteinweg auf den Uetliberg marschiert. Mutter, er, sein Bruder Toni und dessen Frau Erika sowie das befreundete Ehepaar Rolf und Edith Nauer setzten diese Tradition noch jahrelang gemeinsam fort. Die Nauers waren Nachbarn von uns. Sie wohnten zuerst an der Hanfrosee im gleichen Haus wie wir und dann an der Wasserschöpfli gegenüber von Regula. Ihr Sohn Reto ist etwas jünger als ich. Ich kann mich daran erinnern, wie er einmal farbige grosse Plastikkegel vom Balkon im zweiten Stock auf die Wiese herunterwarf. Mein Vater kam hinzu und warf die Kegel im hohen Bogen zu ihm in den Balkon zurück. Ich fand das grossartig und war sehr stolz auf meinen Vater. Meine Mutter hat Edith Nauer im November 2015 im Seniorama Im Tiergarten wieder angetroffen. Edith war gesundheitlich stark angeschlagen und sass im Rollstuhl. Viel gesprochen haben sie

nicht mehr miteinander. Inzwischen ist sie gestorben. "Du gleichst immer mehr Leo", hat sie zu mir gesagt, als ich sie das letzte Mal gesehen habe.

Familientreffen

Wir sind vor Vaters Grab versammelt. Regula und ich lassen Vaters Urne in die kleine vorbereitete Grube heruntergleiten. Jetzt ist es endgültig. Da steht ein Holzkreuz mit dem Namen Leo Manhart-Schmid und den Jahresdaten 1924 und 2015. Der Grabstein ist noch nicht ausgewählt. Die Abdankungsfeier findet am Nachmittag in der alten Kirche im Albisriederdörfli statt. Viele Leute sind gekommen: neben dem engsten Kreis der Familienangehörigen sind es vor allem Cousinen und Cousins von Regula und mir bzw. Nichten und Neffen meiner Eltern und deren Partner:innen. Die acht Geschwister meiner Eltern (Hans, Hedwig, Anna, Franz, Bethli, Toni, Edith, Karl) sind schon alle gestorben. Nur Mutters Stiefschwester Rosmarie lebt noch.

Gekommen sind: Röbi und Madeleine Beyeler-Manhart, sie das letzte noch lebende Kind von Vaters ältestem Bruder Hans, also eine Cousine von mir. Röbi hat sein Berufsleben lang ein Geschäft für Velos und Motorräder geführt. Es befindet sich bei der Europabrücke und war für mich der Ort meiner Träume. Mit 13 habe ich von dort mein erstes Velo bekommen, einen stabilen Fünfgänger, nachdem ich die Gymi-Prüfung bestanden hatte. Und zur Konfirmation schenkten mir meine Eltern ein Töffli der Marke Bonanza. Das Velo-Geschäft führt Röbis Sohn René weiter.

Röbi ist im Februar 2019 an einem späten Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Seine Abdankung war in der alten Kirche Fluntern. Seine Frau Madeleine ist ihm am 23. Juli 2022 nachgefolgt. Ihre Abdankung fand ebenfalls in der alten Kirche Fluntern statt. Madeleine und Röbi hatten die Zürichberg-Villa an der Keltenstrasse von Madelaines Vater Hans Manhart übernommen. Pfarrerin Tania Oldenhage, welche ich bereits am selben Morgen in Zusammenhang mit meiner Tätigkeit als Kirchenkreiskommissionspräsident gesehen hatte, leitete den Abschiedsgottesdienst.

An der Abdankung von Röbi habe ich seine und Madeleines Tochter Madeleine Beyeler Matzner etwas näher kennengelernt. Sie und ihr Partner Markus Matzner, Journalist und Autor, sind auch als Winzer tätig. Ebenso gekommen sind: Koni und Yvonne Müller-Manhart, sie einzige Tochter von Vaters zweitältestem Bruder Franz und seiner Gattin Trudi. Franz ist 1977 gestorben. Ich erinnere mich an einen

Spitalbesuch im Triemli, wo er wegen seiner schweren Krebserkrankung am Ende noch längere Zeit lag. Er war knutschgelb und stark abgemagert. Trudi wurde viel älter als er und lebte noch ziemlich lange im Seniorama an der Burstwiesenstrasse, bis sie vor vielleicht 20 Jahren gestorben ist. Trudi und Franz haben wohl ihr ganzes Erwachsenenleben lang im Kungenmatt gelebt, wo auch meine Eltern ihren ersten ehelichen Wohnsitz hatten. Ihre Tochter Yvonne und ihr Ehemann Koni haben gemeinsam viele Jahre eine Agentur der Zürich Versicherungen betrieben und auch im Familienkreis die eine oder andere Versicherung verkauft. Kein gutes Geschäft machten sie mit der Vollkasko-Versicherung für Mutters erstes Auto, einem schönen kleinen, blauen Mazda, Jahrgang 1978. Nach einem kleineren Parkschaden verursachte ich bald darauf auch noch einen Totalschaden.

Von Mutters Seite sind Bernadette Schmid, die Witwe ihres Bruders Karl gekommen, ebenso Philipp Nanzer, der einzige Sohn ihrer Schwester Edith und von Roli, mit seiner Partnerin Christine, sodann Roger Manhart, der Sohn von Vaters Bruder Toni und dessen Frau Erika. Philipp und Roger haben sich an dieser Abdankung und anschliessend am Fest zu meinem 60. Geburtstag näher kennengelernt und ihre gemeinsame Liebe für das Musizieren entdeckt. Philipp singt und spielt Gitarre wie Roger.

Ebenfalls da sind ehemalige Arbeitskollegen und Geschäftsfreunde von Vater, so Markus Roth und seine Frau aus Basel sowie Richard Dähler, ein ehemaliger Direktionskollege meines Vaters bei Danzas, welcher nach seiner Pensionierung Japanologie studierte und sogar noch eine Doktorarbeit verfasst hat⁷⁸. Es sind auch ehemalige und aktuelle Nachbarn, Freunde und Freundinnen, auch von Regula und mir gekommen, und Chrigi und Walti Stalder. Chrigi war während der Zeit, als ich mit Markus und Silvia allein im Rossweidli haushaltete, Tagesmutter für Silvia. Chrigi hat das wunderbar gemacht. Dafür bin ich ihr auch heute noch sehr dankbar.

Bei der Abdankungsfeier fliessen bei mir wieder die Tränen, Regula kann nicht weinen, obwohl sie Vater noch näherstand als ich. Pfarrer Ruedi Wöhrle spricht gut, aber er hat Vater eben überhaupt nicht gekannt und das merkt man natürlich. Er verliert den

⁷⁸ Die japanischen und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion 1945-1956: Vergleich von Erlebnisberichten, Dissertation, Zürich 2006.

Lebenslauf, den Vater selber verfasst hat⁷⁹. Der Pfarrer war etwas nervös, weil Vater schriftlich angeordnet hatte, dass das Kuvert, in dem der Lebenslauf steckte, erst während der Abdankungsfeier geöffnet und dann sogleich verlesen werden sollte. Offenbar befürchtete der Pfarrer irgendeine unangenehme Überraschung. Mir und Regula war es recht so, und die Überraschung blieb aus. Vater fokussierte in seinem Lebenslauf ganz auf Mutter und erwähnte Regula und mich eher beiläufig. Für uns stimmte das hundertprozentig, genauso so ist es schliesslich gewesen. 70 Jahre lang waren Vater und Mutter ein Paar, davon nur 25 Jahre mit Regula und mir zusammen im gemeinsamen Familienhaushalt. Es gab Rückmeldungen von Leuten, die das etwas merkwürdig fanden, weil Vater doch immer so stolz auf uns gewesen sei und uns trotzdem kaum erwähnt habe.

Bei der Vorbereitung der Abdankung habe ich in meinen Unterlagen den von mir gereimten Lebenslauf für Vater zu seinem 90. Geburtstag gefunden:

Leo zum 90. Jubelfest

Ein Tag vor dem 29. Februar.

Es war im 7. Schaltjahr

Des noch jungen 20. Jahrhunderts.

Ein ganz besonderer Tag, wen wundert's.

Der 28. Februar Tausend neunhundert zwanzig und vier,

Vater Johann genehmigte sich zur Feier des Tages ein Bier

Als Leonhard Karl das Licht der Welt erblickte

Und sich in sein irdisches Dasein schickte.

Hedwig schenkte Kind Nummer sieben das Leben

Wie gesagt dem Leo eben.

Hans, Hedwig, Anna, Franz, Elisabeth und Toni daneben.

Als letzter geboren, der letzte er bleibt

so die Familiengeschichte es schreibt.

⁷⁹ Vgl. Anhang 17.

Viele Jahre liegen zurück
Jahre voll Arbeit und Jahre voll Glück.
Das Leben des lieben Leonhard
War meistens sehr schön und manchmal auch hart.
Manhart.
Wunderkind und Lausbub zugleich
Machte er auch manchen Seich.
Vom Balkon oben nach unten
formte er seinen Strahl zum Gunten.
Der Nachbar betroffen war wenig erfreut.
Den Leo hat's dann doch gereut.

Und über Mittag oh wunderbar
Bot er die Geige zur Probe dar.
Bei Bruder John macht er die Lehr
Und dann 44 hinterm Gewehr.
Erfüllt so seine Wehrmannspflicht
Und hält die Schweizer Grenze dicht.

Der Krieg war gewonnen und erobert das Heidi.
Nun waren sie beidi
Für immerdar
Ein Paar.

Nichts ist ihm zu viel und nichts zu schwer
Geht wieder zur Schule, wird Spediteur.
Die Leiter hinauf, es geht immer besser
Erst Heirat und die Familie wird grösser.
Von zwei auf drei, vier waren sie dann.
Man darf es sagen, ihm alles gelang,
Was man sich immer nur wünschen kann.
Liebe Frau, liebe Kinder und schönes Heim
Dies ergibt einen weiteren Reim.

*Die ganze Welt hat er erkundet
Den Globus so manches Mal umrundet.
Nach vierzig Jahren in die Pension
Der langen Arbeit verdienter Lohn.*

*Mit Heidi zusammen und vollem Genuss
Auch wenn's der Pensionskasse zum Verdruss
Den Lebensabend er verbringt
Und stets auch Neues noch gelingt.*

*So seine Glaskunst uns erhellt,
Wenn Leuchter und Lampen er herstellt.
Wer hätt's gedacht, wer hätt's betont
Dass solch ein Künstler in ihm wohnt.*

*Und nun geht's zu Ende, sein Leben noch nicht!
Nur dieses Gedicht.
Denn hundert Jahr
Dem Jubilar!*

(Dargeboten von Deinem Sohn Thomas am 2. März 2014)

Hundert Jahre sind es nicht geworden, aber 91 Jahre, sieben und ein halber Monat.

Bei meinem Gedicht zu Vaters Geburtstag lag ein Exemplar der NZZ vom 28. Februar 1924 (Morgenausgabe)⁸⁰, welches ich für seinen Neunzigsten organisiert hatte. Es ist schon beinahe unglaublich, welche Zeitspanne (s)ein Leben abdeckt. In dieser NZZ-Nummer ist ein langer Artikel über den Hitlerprozesses wegen des Münchner Putschversuchs. Es fühlt sich merkwürdig an, einen Originaltext über Hitler zu lesen, der ohne Wissen und Kenntnis der folgenden Horrorjahre geschrieben worden ist.

Sehr interessant ist auch ein Artikel zur „Fremdenfrage“. Es wird (1924!) ausgeführt, dass die Überfremdung nach wie vor ein brennendes Problem für unser Land sei und

⁸⁰ Vgl. Anhang 38.

dringend nach einer durchgreifenden Lösung verlange. Neben der Neuregelung des Niederlassungsrechts wird die Verstärkung der Einbürgerung durch Annahme der Inkorporation kraft Gebietshoheit postuliert. Das heisst wohl nichts anderes, als dass man durch Niederlassung auf dem Hoheitsgebiet der Eidgenossenschaft irgendwann das Bürgerrecht erwirbt, „einverleibt“ wird. Spannend liest sich in diesem Zusammenhang auch das Bundesblatt vom 24. November 1920 bzw. die darin enthaltene Botschaft des Bundesrates betreffend Revision des Art. 44 der Bundesverfassung. Waren da einige Altvordere schon weiter als wir?⁸¹

Und schliesslich zur Werbung in der NZZ vom 28. Februar 1924: es gibt Inserate für das Corso-Theater, die Tonhalle, das Stadttheater (Opernhaus) und das Schauspielhaus, das Kammerorchester Zürich, das Baur au Lac, die „Pension“ Florhof, Möbelpfister, das Mascotte, das Savoy-Hotel, Séquin-Dormann und das Kino „Kosmos – Lichtspiele“. Vieles hat seither geändert, einiges nicht.

Das Leichenmahl im Sternen

Zum Leichenmahl im Restaurant Sternen im Albisriederdörfli gibt es eine Käse- und Aufschnittplatte mit Brot, Früchten und Rotwein, Mineralwasser und Orangensaft. Eigentlich wollten wir ins Restaurant Friedbrunnen bei der Endhaltestelle des Trams 3 in Albisrieden gehen, der Stammbeiz meiner Eltern, wo sie ein bis zwei Mal pro Woche zu Mittag assen. Der Friedbrunnen war aber mit einer so grossen Gesellschaft überfordert. Ich habe mich dort in den letzten Jahren mit meinen Eltern immer mal wieder zum Mittagessen getroffen. Der Weg war sowohl von der Feldstrasse als auch von der Hohlstrasse aus kurz. Das letzte Mal trafen wir uns im Friedbrunnen noch Anfang September 2015, also etwa 6 Wochen vor Vaters Tod. Zum ersten Mal überhaupt hatten sich meine Eltern verspätet. Als sie auch nach einer halben Stunde noch nicht da waren, telefonierte ich ihnen, zuerst nach Hause, dann auf Vaters Handy. Er hatte den Termin vergessen, und sie waren gerade mit ihrer wöchentlichen Massage zu

⁸¹ Die sog. Neunerkommission, offenbar eine parlamentarische Kommission mit Vertretungen der wichtigsten Parteien, schlug damals als neuen Art. 44ter Bundesverfassung folgenden Text vor:

*„Die Gemeinden sind verpflichtet, den seit fünf Jahren bei ihnen niedergelassenen, unbeschränkt handlungsfähigen Ausländern und urteilsfähigen unmündigen Ausländern auf Begehren das Heimatrecht gegen Einkauf zu erteilen, wenn sie in der Schweiz geboren **oder seit fünfzehn Jahren in der Schweiz niedergelassen sind.**“ (!)* So weit wollte der Bundesrat in seiner Botschaft aber dann doch nicht gehen.

Ende. Er versprach, sofort mit dem Taxi zu kommen. Mit einer Stunde Verspätung fand dieses letzte Essen dann doch noch statt.

Nicht nach Albisrieden zur Beerdigung kommen konnte Mutters Stiefschwester Rosmarie Erni, sie lebte damals wegen ihrer fortschreitenden Demenz in einem Pflegeheim in der Nähe von St. Gallen. Natürlich hätte ich mir gewünscht, dass auch mein Martin an der Beerdigung hätte dabei sein können. So war es ursprünglich auch geplant. Sein Heimleiter Urs Biehler von der Timeout-Gruppe des Wohnheims Tilia hat Martin aber ganz kurzfristig telefonisch abmelden müssen, Martin sei zu unruhig. Und dann bringt es wirklich nichts für niemanden, am wenigsten für Martin selbst.

Vier Tiere

4Tiere Bar, 1. Oktober 2019, 18.00 Uhr: „Willst Du auch mal sehen“, fragt Michi Rüegg und streckt mir als erstes ein Ledermänner-Hochglanz-Magazin entgegen. „Wenn es ab und zu eine Lady drunter hat, warum nicht.“ Damit kann Michi leider nicht dienen. Er steckt das Magazin weg und registriert zufrieden, dass er mich damit nicht in Verlegenheit bringt. In der Bar drinnen ist alles voll, es ist aber noch immer warm und so sitzen wir draussen. „Hier haben sie den besten Gin, bleiben wir bei unserer Tradition“, schlägt Michi vor. „Den Gin von Dir und Raphael habe ich längst getrunken.“ antworte ich.

Michi war nach seiner Zeit als Kommunikationschef bei Markus Notter zuerst bei der Limmattaler Zeitung und dann Kommunikationschef von Stadtrat Raphael Golta. 2016 war nach 2008 für das JuV und damit für mich das zweite annus horribilis: Flucht von Bonnie und Clyde aus den Gefängnis Limmattal, Mord im Seefeld, gestohlene KESB-Akten in der Pöschwies, personelle Unruhen im VZ Bachtel, Frank Urbanioks Krebserkrankung, meine Lungenembolien. Michi und Raphael schenken mir damals aus Mitgefühl eine sehr gute Flasche Gin zum Runterspülen. Sie war rasch leer.

Wir können tatsächlich aus gefühlten zwanzig verschiedenen Sorten Gin auswählen. Auch das Tonicwasser kommt in einer exotischen Flasche daher. Der Kellner ist ein Bekannter von Michi, braungebrannt, sehr deutsch und sehr blond, charmant.

Taxierende Blicke

Michi Rüegg verdanke ich übrigens ein für mich einmaliges, ziemlich merkwürdiges Erlebnis bzw. Gefühl. Er hatte mich zur Vernissage seines neuen Buches eingeladen. War der Titel „Ab 18 Jahren“? Jedenfalls eine nicht ganz jugendfreie Lektüre. Ich war etwas spät dran und schlich während Michis Begrüssungsrede durch das Publikum auf einen freien Sitzplatz zu. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich taxierende Blicke einiger Anwesenden, so wie sonst wohl vor allem Männer Frauen als mögliche Sexualpartnerinnen abchecken. Frauen sind sich das vermutlich gewohnt, sofern man sich daran überhaupt gewöhnen kann. Für mich war es eine neue, eher unangenehme Erfahrung, zumal ich spürte, dass das Resultat der Taxierung wohl nicht immer zu meinen Gunsten ausfiel. Doppelt merkwürdig.

Aufforderung zum Abschluss

Ich bin Michi im September 2007 zum ersten Mal begegnet. Kann man auch im Sonderheft der Weltwoche zum 20jährigen Jubiläum des Zürcher Justizvollzugs vom 14. März 2019 im Interview von Michi mit mir nachlesen⁸².

Roger Köppels Weltwoche und mein Justizvollzug? Das war mit Sicherheit eine absolute Bieridee, die an mich herangetragen worden war. Und dann kam mir eine vermeintlich bessere Idee, die eigentliche Schnapsidee: „Das ist eine hochpolitische Frage“, sagte ich meinem Stabschef. „Kläre das zuerst mit der Chefin.“ Irrtümlicherweise habe ich angenommen, Jacqueline Fehr würde diesen Hirnriss sofort abschiessen, und ich könnte bequem zurücklehnen. Ich habe mich getäuscht, sie sucht Medienaufmerksamkeit um (fast) jeden Preis, auch jetzt und obwohl das Weltwochenspezialausgabe-Projekt - zumindest aus meiner Sicht und von ungefähr 94,32 % aller Insider:innen - total schräg war. Sie war begeistert: „Raus aus der Filterblase“, wurde ihr Slogan. Hauptansprechpartner auf Seiten der Weltwoche war der Journalist Alex Baur⁸³.

⁸² «Eine gute Strafe soll auch bessern» (Weltwoche vom 14.3.2019, Sonderheft Justizvollzug heute, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁸³ Vgl. auch «Unabhängigkeit kommt primär aus innerer Haltung heraus» (persoenlich.com vom 16. Juli 2018; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Meine Geschäftsleitung reagierte entsetzt, ich versteckte mich hinter der Chefin. So etwas kommt selten gut. Damit hatte ich gegenüber der Geschäftsleitung Schwäche gezeigt und zu allem Überduss auch einen neuen Dienstweg etabliert: er ging nun immer öfter an mir vorbei direkt zur Chefin. Bestenfalls wurde ich noch im Nachhinein zeitnah orientiert – oder auch nicht.

Zwar hatte ich bereits bei Martin Graf gelernt, mich nötigenfalls mit dem Holzhammer zu wehren. Bei Markus Notter und Moritz Leuenberger hatte jeweils ein zarter Wink genügt, um Widerspruch zu signalisieren, nicht aber bei Jacqueline. Ich wusste andererseits von vielen Leuten, dass Holzhammer bei Jacqueline nicht gut ankommt, begreiflicherweise. Kritik nimmt sie zwar freundlich entgegen, übergeht sie aber bisweilen beiläufig, wenn sie (ihr) nicht passt. Selbstverständlich immer alles auf Augenhöhe.

Ich habe das bis Ende 2018 noch nicht als wirkliches Problem wahrgenommen.

Das JuV wird 20

Ich habe schon erwähnt, im März 2019 fand die Jubiläumsfeier "20 Jahre Justizvollzug Zürich" statt. Der richtige Geburtstagstermin wäre eigentlich auf Anfang September 2019 gefallen. Es wurde aber auf höchster Ebene befunden, dass die Feier als Wahlkampfkation für die Regierungsratswahlen besser in den März passe, inkl. das erwähnte Sonderheft der Weltwoche zum Zürcher Justizvollzug als Beilage für die normale Weltwochenausgabe vom 14. März 2019. Es hat nicht ganz 100'000 Franken gekostet⁸⁴.

Es gab auch Leute, die meinten, 20 Jahre Menschen einsperren feiere man doch nicht.

Wie schon die Planung des ominösen Sonderheftes habe ich auch die Vorbereitungen für dieses Fest völlig aus der Hand gegeben. Das Programm des Organisationskomitees war wohl gut gemeint, eignete sich aber nicht wirklich für die Aufseherschaft, welche immerhin 2/3 unseres Personals ausmacht. Der Ablauf hätte sicher gut zu

⁸⁴ Vgl. Anfrage KR-Nr. 274/2018 (20 Jahre JuV und Sonderbeilage „Weltwoche“), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. Die intern produzierte Jubiläumsschrift „10 Jahre Justizvollzug“ (Zürich 2009) war – bei deutlich kleinerer Auflage - auch nicht viel billiger. Sie entstand als Sonderheft im Rahmen der Reihe „Jahreshefte“ des Amtes für Justizvollzug, welche Andreas Werren 2002 gegründet hatte (vgl. auch NZZ vom 15.08.2002, Strafvollzug für gemeingefährliche Täter; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

einem Fachstellen-Fest gepasst, sehr intellektuell und wenig bodenständig. Wenn ich heute die Einladungskarte mit den farbigen kleinen Männchen und Frauchen anschau, weiss ich nicht einmal mehr, welche Aussage dahintersteckt⁸⁵. Immerhin war der Apéro Riche sehr gut.

In meiner Begrüssungsansprache erinnerte ich zur Hauptsache an verdiente Personen, die das JuV zu dem gemacht haben, was es heute ist. Ich benutzte das Bild von Müttern und Vätern des Kindes JuV, welches nun 20jährig geworden sei. Dies ist nicht überall gleich gut angekommen, gab es rein faktisch in den letzten 20 Jahren doch einfach viel mehr Väter als Mütter. Als Vater outete ich Andi Werren und als Mutter Frank Urbaniok, als Grossvater den ehemaligen I. Staatsanwalt Marcel Bertschi. Die Hebamme könnte der verstorbene ehemalige Chef des Sozialdienstes und erste BVD-Leiter Jörg Frauenfelder gewesen sein. Leider alles Männer.

Franks Einfluss auf die Weiterentwicklung der Forensik und die forensische Forschung sowie auf das JuV überhaupt ist auch nach seinem offiziellen Ausscheiden aus dem PPD nach wie vor sehr gross geblieben. Dies wird mir bei der Begrüssungsansprache von Jacqueline Fehr einmal mehr sehr deutlich. Frank Urbaniok war und ist die einzige Person, die sie immer wieder namentlich in Zusammenhang mit der Schaffung und Weiterentwicklung des JuV nennt. Da kommt natürlich nicht nur bei mir Neid auf.

Letztlich sind wir ja alle nur kleine Fische, immerhin aber Piranhas, die sich manchmal auch gegenseitig fressen wollen.

Schönreden und Dementieren

„September 2007 bis Februar 2008, primus anus (sic) horribilis, weisst Du noch?“ frage ich Michi. Er war 2007 nach Markus Notters dritter brillanter Wiederwahl zum Regierungsrat als Kommunikationsverantwortlicher in die JI gekommen, gerade rechtzeitig für den schlimmen Fall des Wetzikoner Taximordes, der sich bereits im September in meinem zweiten Dienstmonat als neuer Amtschef ereignete. Für mich bestand damals die beste Kommunikationsarbeit darin, dass sie gar nicht stattfindet: Abblocken, Dementieren, Beschönigen, Schönreden, notfalls Nebelkanone. Und wenn dann halt doch, dann bitte so kompliziert, dass es niemand versteht. Michi hat mich

⁸⁵ Vgl. Anhang 34.

nach und nach, ab Dezember 2008 zusammen mit meiner Kommunikationsverantwortlichen Rebecca de Silva, eines Besseren belehrt. Proaktive Kommunikation, heraus aus der Defensive. Ich lernte mühsam: Wenn die Kacke schon mal dampft, macht es wenig Sinn, ihren Liegeort zu verschweigen, ebenso wenig sollte ausgeblendet werden, wenn noch weitere Kacke unterwegs ist. Richtig heftig wurde es aber erst Ende Januar 2008. Ein wegen Mordes verwarhrter Häftling hatte in der JVA Pöschwies einen jungen, harmlosen Mitinsassen vergewaltigt und aufs Übelste umgebracht. Krisenkommunikation war gefragt. Da war Michi in seinem Element.

Ich jammere bei Michi über das Elend der letzten Monate und Wochen, erzähle von allen möglichen und vermeintlichen Intrigen und Unterzügen. Er arbeitet jetzt bei der Internetzeitung Republik und ist sich Heftigeres gewöhnt. Damit kann ich leider nicht dienen. Dafür hält er seinerseits ein paar Schmankerl bereit. Ja, Journalist müsste man sein. Oder doch nicht? Michi jedenfalls hat momentan die Nase voll und auf Ende November 2019 gekündigt. „In der Redaktionsleitung zu sein ist auch nicht alles“, klagt er. „Letzte Woche hat eine unserer Journalistinnen in der Redaktionssitzung wieder einmal kritisiert, dass kein einziger Beitrag einer Frau in der aktuellen Nummer sei. Liegt es vielleicht daran, dass keine einzige Frau etwas abgeliefert hat? Ich habe natürlich nichts gesagt.“

Volkshaus

Wir verschieben uns zur Metzg an die Langstrass 31, leider ist alles voll besetzt oder reserviert, der Ort ist wohl zu angesagt. Also gehen wir halt doch ins Volkshaus beim Helvetiaplatz. Dort gibt es immerhin die besten Hacktätschli in Town.

Wir schwelgen in Erinnerungen und sind uns einig, dass die Zeit mit Markus Notter die beste überhaupt gewesen ist. Das stimmt zumindest für die JI tatsächlich. Die Direktion war dann genug gut aufgestellt, um vier turbulente Jahre mit Martin Graf, den ich persönlich sehr gern habe, zu bewältigen. Martin ist der fadengradeste Politiker, den ich je kennen gelernt habe, offen, ehrlich, authentisch. Man muss ihn einfach mögen. Aber: für den kantonalen Politbetrieb wohl doch eher weniger geeignet. Dort kommt es nicht gut, wenn man zu schnell und immer gerade heraus sagt, was man denkt.

Was Martin nie war: eine Windfahne. Da haben sich die Journalist:innen in ihm wirklich getäuscht. Er war vielleicht manchmal sprunghaft, aber immer sich selbst und von dem überzeugt, was er gerade sagte.

Martin Graf war der Grossmeister des Fettnäpfchens oder -napfs. Er selber wird das kaum so sehen, er wollte es einfach so. Anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Anerkennung der katholischen Kirche im Kanton Zürich kritisierte er am 31. Mai 2013 als „Kirchendirektor“⁸⁶ die „Rückständigkeit jener, die in der geschützten Werkstatt von Chur oder Rom“ lebten. Er zielte damit insbesondere auf den Zölibat, die Nichtzulassung von Frauen zum Priesteramt sowie die Nichtzulassung von geschiedenen Wiederverheirateten zur Kommunion. Der Churer Bischof Vitus Huonder reagierte sehr verärgert und sprach von einem Angriff auf die Religionsfreiheit und einer totalitären Gesinnung Grafs. Martin entschuldigte sich nicht. Intern hatte man dem Kirchendirektor Graf übrigens dringend davon abgeraten, von einer geschützten Werkstatt Rom zu sprechen. Martin liess sich in solchen Dingen aber nie bremsen⁸⁷. Und inhaltlich hatte er wohl schon recht.

Schon am Kadertag des JuV im November 2011, welchem er als Gast beiwohnte, machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er schwärmte im Kreis von uns Justizvollzugsbeamt:innen und Jurist:innen davon, dass er überall Velo fahre, gerne auch auf Trottoirs. Schlimmstenfalls nehme er halt eine Busse in Kauf. Irgendwie war er noch nicht ganz als Justizdirektor angekommen. Ebenso machte er uns wie schon seinem Generalsekretariat klar, dass er nicht allzu viel von Jurist:innen halte, diese verkomplizierten die Dinge nur. Zudem schätzte er die langen, teilweise schwer verständlichen juristischen Fliesstexte nicht besonders. Eine Tabelle oder gute Grafik (logo, Graf eben) sei meistens aussagekräftiger als 10 Seiten Geschreibsel. Damit hat er wohl nicht ganz unrecht.

⁸⁶ Als für die Direktion der Justiz und des Innern zuständiger Regierungsrat war er auch verantwortlich für die Schnittstelle Kirche-Staat.

⁸⁷ Vgl. dazu Anfrage KR-Nr. 193/2013 (Regierungsrätlicher Misstritt im Umgang mit den Religionsgemeinschaften), auf meiner Website als Link aufgeführt.

Wie wird die JI nach acht oder zwölf Jahren Jacqueline Fehr aussehen? Eine von Jacqueline Fehrs Devisen ist „Musterbrechen“ à la Hans Wüthrich, Professor an der Bundeswehr-Universität in München, Chefberater von Jacqueline.

Muster brechen sollte man im Justizvollzug aber nur, wenn ein neues Muster bereits erprobt und einsatzbereit ist. Und dann ist es kein Musterbruch mehr. Das ist eigentlich ja klar, und, natürlich, die Idee des Musterbruchs lässt sich unter gewissen Umständen mit den richtigen Rahmen- und sonstigen Bedingungen auf eine JVA analog – oder doch eher digital? - übertragen, modifiziert und intelligent angepasst, passgenau transferiert und kommuniziert, allenfalls nur in einem Randbereich oder in einem Pilotbetrieb oder Testversuch oder in einem innovativen Übungsfeld oder so oder ähnlich oder vielleicht auch nicht oder erst recht. Immerhin erstaunlich: es brauchte nur ein halbes Jahr, um die eingespielte Geschäftsleitung meines Amtes und mich zu destabilisieren und zu spalten.

Divide et impera.

„Du machst es Dir zu einfach Thomas, etwas mehr Selbstreflexion und Kritikfähigkeit wären gut“, sagen Jacqueline Fehr und ich zu mir selber. "Das ist wohl wahr", antworte ich (m)i(h)r. "Aber funktioniert hat 'mein' JuV elf Jahre soweit und so gut, dass wir zum führenden Amt für Justizvollzug in der Schweiz geworden sind.“ Angeblich.

Nun ja, in der Tat, etwas mehr Selbstreflexion und weniger Selbstzufriedenheit würden mir nicht schaden. Mein konsensualer Führungsstil hat jedenfalls ab September 2018 eindeutig versagt; ebenso meine eher vertrauensselige Art. Aber eigentlich sollte ein Amtschef sowieso nach zwölf Jahren abtreten. Freiwillig tun dies die wenigsten.

Michi und ich lassen uns noch einen Obstler vom Wagen vorfahren. Und dann geht es Richtung Stauffacher. Michi fährt mit dem Tram 14 nach Oerlikon, ich mit dem Elfer in die Rehalp.

Ich habe ganz vergessen, dass ich seit heute nicht mehr Amtschef bin.

2. Oktober 2019: Telefongespräch mit Arpad Baranyi

Eine Beerdigung zweiter Klasse. Laubwischen im Kantonalgefängnis. Erinnerungen an einen guten Gefängnisdirektor, über ihm nur der Himmel.

Eine denkwürdige SRF Rundschau im Jahre 1994 mit Moritz Leuenberger und einem seiner Untergebenen.

Polanski 2009 in Zürich; Überleben im Gefängnis; ein doppeltes Dankeschön. Im Gedenken an Peter Zimmermann. Echte Bürokratie lässt sich, einmal in Gang gesetzt, nicht mehr bremsen.

Wo bleibt die Solidarität? Revanche-Foul mit Nachtreten. Misstrauensprinzip und drei Beispiele: (keine) finanzielle Unregelmässigkeiten, eine merkwürdige Begnadigung, kein Licht in der Klärschlammaffäre.

Das neue Gefängnis Glarus Süd

Tag 2. Ich bin um 9 Uhr aufgestanden, habe meine Nordic Walking-Tour entlang des Wehrenbachs bis Witikon und über die Talstrasse zurück gemacht, geduscht und gefrühstückt. So könnte künftig jeder Tag beginnen, nicht schlecht. Eigentlich würde anschliessend noch Klavierüben dazu gehören, das passt aber irgendwie noch nicht in meinen neuen Morgenrhythmus. Also checke ich meine drei Maileingänge: beruflich, kirchlich und privat.

Arpad Baranyi hat mir zum zweiten Mal eine Mail geschickt. Er ist Departementssekretär des Departements Sicherheit und Justiz im Kanton Glarus. Er hat wohl mitbekommen, dass ich weg vom Fenster bin und möchte nun mit mir telefonieren. Das erledige ich bequem vom Sofa aus. Es geht um das Glarner Gefängnisprojekt. Das ist eine ältere Geschichte. Die Glarner sind überzeugt, ein neues Gefängnis in Glarus Süd würde die brachliegende Konjunktur beleben, sei ein supergutes Infrastrukturprojekt, schaffe Arbeitsplätze, generiere Aufträge für das Kleingewerbe. Natürlich wäre das Projekt vorab für das lokale Baugewerbe interessant. Die Glarner meinen tatsächlich, das könnte ein lohnendes Geschäftsmodell sein. Im Ostschweizer Strafvollzugskonkordat sind sie mit dieser Idee schon mehrmals aufgelaufen. Martin Graf hat als OSK-Präsident in seiner üblichen direkten Art geradeaus gesagt, dass er

das Projekt total überflüssig und chancenlos finde. Sein Glarner Kollege Andrea Bettiga, ein wirklich flotter Mann und fähiger Regierungsrat, wurde ziemlich sauer und protestierte. In gut freundeidgenössischer Art wird das Projekt seither niederschwellig und freundlich blockiert. Schliesslich hat Konkordatssekretär Joe Keel dem Vorhaben mit einem Bericht zuhanden der Strafvollzugskommission eine Beerdigung zweiter Klasse verpasst: Wir hätten genug geschlossene Vollzugsplätze für Männer, am ehesten würde es noch eine offene Strafanstalt mit Möglichkeiten für ein Arbeitsexternat für Frauen brauchen, dafür sei die geographische Lage Glarus Süd aber schlecht, für den Bussenvollzug brauche es auch nichts. Die Glarner haben aber immer noch nicht aufgegeben. Ihr dreizehnplätziges Kantonalgefängnis muss dringend total saniert oder dann halt geschlossen werden. Und ein neues Gefängnis müsste aus wirtschaftlichen Gründen schon etwas grösser sein. Joe habe ihm ein gewisses Interesse signalisiert, dass St. Gallen zusammen mit Glarus allenfalls gemeinsam ein neues Untersuchungsgefängnis bauen möchte, vielleicht, hofft Arpad.

Ja, das alte Kantonalgefängnis Glarus. In diesem familiären Betrieb wurden die wenigen Insassen für alle möglichen Arbeiten eingesetzt, z.B. auch fürs Laubwischen rund um das Gefängnis. Die Überwachung erfolgte akustisch per Ohr. Es muss Anfang der Zweitausenderjahre gewesen sein: als der einzige Aufseher längere Zeit keine Wisch-Geräusche des Häftlings mehr hörte, ging er um die Ecke nachschauen. Der Besen stand an die Mauer angelehnt da, der Insasse war weg. Das gab einen ziemlich grossen Skandal, der arme Aufseher wurde sofort freigestellt. Ein Kollege - war es schon Arpad? Nein, wohl eher sein Vorgänger - hat mir aus Glarus angerufen, ob wir ihm umgehend einen Ersatzaufseher zur Verfügung stellen könnten. Das machte der damalige Amtschef JuV Andi Werren doch gerne.

Jetzt sucht Arpad jemanden, der für die Glarner einen Machbarkeitsbericht mit Konzept, Betriebsaufbau- und Ablauforganisation, mit Kostenkalkulation etc. für ein neues Untersuchungsgefängnis ausarbeitet. Ganz vorsichtig fragt er, ob das nicht etwas für mich wäre. Ich sei doch jetzt im JuV-Etat als Projektdelegierter geführt. „Ich fühle mich sehr geehrt, dass Du an mich gedacht hast, aber das kommt für mich nicht in Frage.“ antwortete ich höflich und offenbar so rasch und deutlich, dass Arpad nicht weiter insistiert. Er sagt aber noch ein paar ganz nette und schöne Sachen über meine einmaligen Fähigkeiten, das geht wie Balsam runter. Ja, wer käme dann sonst in

Frage? Wir wälzen die Namen einiger alter und noch älterer Kameraden hin und her: Hans Ueli Meier, ehemaliger Pöschwies-Direktor: nach seinem nunmehr dritten Altersrücktritt steht er wohl endgültig nicht mehr zur Verfügung. Schon eher sein Nachfolger Ueli Graf. Er hat bereits für die neue Graubündner JVA Cazis TigneZ einige Konzepte geschrieben. „Ein anderer ehemaliger Gefängnisdirektor wurde mir auch genannt,“ sagt Arpad. „Ich weiss, wen Du meinst, ja, der könnte das wohl,“ antworte ich gönnerhaft, „aber den Kontakt kann ich Dir nicht herstellen. Er war bei mir zwar Gefängnisdirektor. Ich kenne ihn schon seit 25 Jahren. Es kam wiederholt zu Auseinandersetzungen. Er ist schliesslich vorzeitig in die Pension gegangen.“

Ein guter Justizvollzugsmann

Es wird für meinen ehemaligen Gefängnisdirektor sicher eine riesige Genugtuung sein, wenn er jetzt hört, dass ich sogar ein Jahr früher als er, nämlich mit 63, gehen muss. Das kann ich ihm nicht wirklich verübeln. Er war ein guter Justizvollzug-Mann. Er hat unter drei Regierungsräten und einer Regierungsrätin gedient: Hedi Lang, die ihn anstellte, Moritz Leuenberger, Markus Notter und zuletzt Martin Graf. Ich selber habe in verschiedenen Funktionen mit ihm zusammengearbeitet: seit 1994 als Generalsekretär, ab 2005 etwas weniger intensiv als Oberstaatsanwalt und schliesslich seit 2007 als (sein) Chef des JuV. Er hat als Direktor unsere Gefängnisse aus ihrem Einzelkämpfertum herausgeführt und zu einer schlagkräftigen Hauptabteilung geformt, mit Pragmatismus und Führungskraft. Er hat es selber einmal auf den Punkt gebracht, als er sich als guten Direktor aber weniger guten Untergebenen bezeichnete. Beides ist stark untertrieben: er war ein sehr guter Direktor und ein katastrophaler Untergebener. Über ihm gab es nur den Himmel, sicher nicht den Herrgott und schon gar nicht einen Justizdirektor oder ein Amtsleiterlein.

Ich lernte ihn am 5. Januar 1994 noch vor meinem Amtsantritt als Generalsekretär als Fernsehzuschauer kennen: Er stellte in der SRF-Sendung Rundschau SASTRA⁸⁸, das Projekt für ein Gefängnis vor, welches man gemäss seiner Idee in Süd- oder Mittelamerika bauen sollte. In der Schweiz verurteilte ausländische Gefangene könnten ihre Strafen dann dort absitzen. Das war insofern pikant, weil Moritz Leuenber-

⁸⁸ SASTRA steht für Schweizer Strafanstalt Süd/Mittelamerika (siehe SF Rundschau vom 5.1.1994, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

ger für dieselbe Rundschau als Gast eingeladen war. Es ging um die angeblich immer schlimmer werdende Kriminalität und den akuten Gefängnisnotstand im Kanton Zürich. Über allem schwebte immer noch der schreckliche Zollikerberg-Mord, und Moritz kämpfte um sein politisches Überleben. Gegenpart des Streitgesprächs war Nationalrat Christoph Blocher. Das Gespräch begann ungefähr so:

Frage des Moderators: „Herr Leuenberger, ist das jetzt die Lösung, der Export von Strafgefangenen, ein Schweizer Gefängnis im Ausland?“ Moritz: „Äh..., es ist eine Idee, ... eine gute Idee, aber schwierig durchzuführen, es müssten Gesetze geändert und Staatsverträge abgeschlossen werden. ...“

Darf man überhaupt Schweizer Strafurteile generell im Ausland vollziehen? Gelten für einen solchen ausländischen Strafvollzug schweizerische Minimalstandards? Braucht es Staatsverträge mit den Heimatstaaten der Verurteilten? Etc. etc. So etwas focht unseren Gefängnisdirektor nicht an. Seine Idee ist dann alle paar Jahre wieder von irgendeinem Strafvollzugsspezialisten aufgegriffen worden, immer wenn die Gefängnisse überbelegt waren. Es drohte glücklicherweise nie Realisierungsgefahr.

Meine erste Differenz als Generalsekretär hatte ich mit ihm schon gleich zu Beginn, als ich die Anschaffung seines neuen Direktions-Rovers stoppte, die er noch mit meinem Vorgänger Hans Ribi eingefädelt hatte. Irgendjemand hatte mir das gesteckt und behauptet, der Wagen sei viel zu teuer. Ich tappte voll in die ausgelegte Falle und machte mich frühzeitig unbeliebt. Ich weiss nicht mehr sicher, wie diese Geschichte schliesslich ausgegangen ist, vermutlich wurde das Auto trotzdem angeschafft.

Polanski was here

Der Direktor ging mit der Weitergabe von Informationen immer sehr haushälterisch um. Sein Überraschungsauftritt in der Rundschau war symptomatisch. Als er im September 2009 von der Kantonspolizei erfuhr, dass man Roman Polanski bei dessen Einreise in die Schweiz für die Entgegennahme des Preises für sein Lebenswerk am Zürich Filmfestival verhaften und sofort in eines unserer Gefängnisse stecken wollte, unterliess er es, mich zu informieren. Markus Notter rief mich am Sonntagmorgen nach der Festnahme von Polanski vom Vortag an und wollte wissen, was da genau abgehe. Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf hatte ihm eine entsprechende Information gesteckt. Ich ging dann sofort zu Polanski ins Gefängnis Zürich.

Die Situation, welche ich antraf, war schon sehr speziell. Mit 16 habe ich den Polanski-Film "Tanz der Vampire" gesehen und fand ihn sehr spannend und umwerfend komisch. Spätestens seit ich Mitte der Siebzigerjahre "Repulsion" mit der wunderbaren jungen Cathrine Deneuve gesehen hatte, war ich ein grosser Polanski- und noch grösserer Deneuve-Verehrer. Einer meiner eigenen unbedarften Superacht-Filmchen (Weichen, 1978) lehnt sich stark an "Le Locataire" an⁸⁹.

Es wurde eine Zelltüre aufgeriegelt und ein älterer Mann lag unter einer braunen Decke, die mich an eine Militärdecke erinnerte. Er stand langsam auf und stand in weisser, gerippter Unterwäsche vor mir. Er entschuldigte sich und zog langsam einen grauen Gefängnistrainingsanzug an. Einer der größten Filmregisseure der Welt. Er war überraschend klein, aber noch viel kleiner und nichtig kam ich mir selber vor. Im falschen Film. Es ging um Polanskis Auslieferung wegen einer üblen Vergewaltigungsgeschichte in den Siebzigerjahren, also vor mehr als dreissig Jahren und nach schweizerischem Recht schon lange verjährt. Das hat nach Einholung eines Gutachtens nach über zwei Monaten Auslieferungshaft auch das Bundesamt für Justiz festgestellt.

Wir hatten alle grosse Angst, dass sich Polanski etwas antun könnte. Einmal rief mir sein Anwalt Lorenz Erni mitten in der Nacht aufs Handy an, weil er das Gerücht gehört hatte, Polanski habe Suizid begangen. Natürlich war nichts daran, aber auch ich liess mich die Gasse hinabjagen.

Polanski wurde vom Aufseher Peter Zimmermann gut betreut, sie spielten regelmässig Schach miteinander, und am Schluss hatte Polanski das Gefühl, Peter sei der Gefängnisdirektor. Der richtige Gefängnisdirektor wollte Polanski wie jeden anderen Gefangenen behandeln, was ihn und sein Rechtsgleichheitsgefühl einerseits ziert. Andererseits war Polanski kein Untersuchungs-, sondern ein Auslieferungshäftling, und diese sollten eigentlich nach anderen Regeln behandelt werden. Insbesondere existiert bei Auslieferungshaft keine Kollusionsgefahr, womit Aussenkontakte nicht eingeschränkt werden müssen. Wir sprachen uns immer mit dem Bundesamt für Justiz ab. Aber ehrlich gesagt, völlig unbefangen war ich Polanski gegenüber auch nicht. Bei einem Gespräch mit ihm sagte ich ihm einmal, dass ich mich ein wenig wie der

⁸⁹ Vgl. Anhang 3.

deutsche Offizier in seinem Film "Der Pianist" fühle. Sehr schräger Vergleich, aber das hat ihm glaub ich gefallen.

Kürzlich hat mich unsere Kommunikationsbeauftragte Rebecca de Silva an unseren gemeinsamen Besuch bei Polanski im Gefängnis erinnert. Er hat uns dort auch sehr Trauriges erzählt, z.B. von seinem Vater, der sich auf der Zugfahrt ins KZ nur um die zerschliessenen Schuhe seines Sohnes Roman Sorgen gemacht hat.

Polanski trat uns gegenüber immer bescheiden auf, verlangte keine Sonderbehandlungen, war aber dankbar für unseren Respekt, unsere Aufmerksamkeit und Sorgfalt. In Absprache mit dem Bundesamt für Justiz erlaubten wir ihm, im Gefängnis das Editing für seinen Film "The Ghostwriter" zu machen.

Obwohl ich es natürlich schon vorher wusste: es war beelendend zu sehen, wie die Haftsituation einen Menschen verändert und klein macht. Am Tage nach seiner Verhaftung erlebte ich einen selbstsicheren und ruhigen Mann. Fit wie ein Turnschuh sei er, sagte mir der Chef der Sicherheitspolizei Hans-Jakob Baumann nach der Festnahme. Nach einigen Haftwochen wirkte Polanski verängstigt, unsicher, war gesundheitlich angeschlagen, voller Heimweh und Sehnsucht nach seiner Familie und natürlich sehr traurig. Wir waren sehr erleichtert, als er Anfang Dezember 2009 in sein Chalet in Gstaad mit elektronischen Fussfesseln in den Hausarrest verlegt und schliesslich entlassen worden ist. Zwei Jahre später kam er nochmals ans Zürcher Filmfestival. Er lud eine Aufseherin, einen Aufseher und mich zur Premiere eines Dokumentarfilmes über sein Leben ein⁹⁰. Es war an einem schönen Spätsommer-Abend am 27. September 2011 im Kino Corso. Bei seiner Dankesrede bedankte er sich ausdrücklich beim Gefängnisdirektor und Gefängnis-Staff, die ihm das Leben im Gefängnis einigermaßen lebenswert gemacht hätten. Ich begriff erst später, dass er mit dem Gefängnisdirektor wohl Peter Zimmermann gemeint hatte. Das Publikum lachte und nahm an, Polanski wolle über seinen Gefängnisaufenthalt witzeln. „Ich meine das wirklich so,“ sagte Polanski ernst, „ohne Gefängnis-Staff hätte ich das nicht überlebt.“ Er war damals 78. Peter Zimmermann, noch keine 50, Polanskis Betreuer, ist schon bald nach Polanskis Entlassung schwer erkrankt und konnte bei der Preisübergabe an Polanski nicht mehr dabei sein. Er starb etwa zwei Jahre später.

⁹⁰ Roman Polanski – A Film Memoir, GB 2011.

Immerhin konnte er sich noch „The Ghostwriter“ im Kino ansehen. „Wenn du den Film siehst, musst Du unbedingt bis zum Schluss bleiben und den Abspann lesen“, schrieb er mir in einer Mail im Februar 2010. Ich las dann im Kino, praktisch auf der letzten Zeile des langen Abspannes: „Special Thanks to Dr. Thomas Manhart und Peter Zimmermann.“ Was hätte ich in den Siebzigerjahren wohl gedacht, wenn man mir gesagt hätte, dass mir Polanski einmal in einem seiner Filme im Abspann speziell dankt? „Hurra, ich habe es geschafft, ich bin in der Filmbranche gelandet!“

Als guter Direktor engagierte sich mein Gefängnisdirektor für Polanskis Privatsphäre und Persönlichkeitsschutz. Er hatte seinen Leuten eingebläut: „Es gibt kein einziges Foto von Polanski aus unserem Gefängnis! Sonst könnt Ihr Euer blaues Wunder erleben!“ Das hat tatsächlich funktioniert, obwohl fünfstellige Frankenbeträge für einen einfachen Schnappschuss von Polanski im Gefängnis geboten worden sind.

Wie sich später zeigte, hatte die ganze Polanski-Affäre ein eifriger Kantonspolizist eines anderen Kantons ausgelöst, der zufälligerweise im Fahndungsregister gelesen hatte, dass Polanski immer noch von den USA zur Verhaftung ausgeschrieben war. Einmal in Gang gesetzt, war die Bürokratie nicht mehr zu stoppen, und dies, obwohl Polanski schon vor Jahren in Gstaad ein Chalet gekauft und sich dessen Kauf vom selben Bundesamt für Justiz, das ihn dann in Auslieferungshaft setzte, gemäss Lex Friedrich hatte bewilligen lassen. Polanski war seither regelmässig Jahr für Jahr unbehelligt in die Schweiz eingereist und hatte in Gstaad Ferien gemacht.

Das Zerwürfnis

Im Frühling 2013 verschlechterte sich das Verhältnis zwischen dem erwähnten Gefängnisdirektor und mir immer mehr. Vorboten dafür hatte es schon im Vorjahr an unserer Geschäftsleitungsklausur gegeben. Sie war so weit ganz gut über die Bühne gegangen. Als wir uns zum Abschluss nach zwei Tagen gegenseitig Feedbacks gaben, kam es zum Eklat. Ich vertagte bei schlechter Stimmung und versuchte, dies mit ihm anschliessend zu klären. Zwei oder drei weitere Vorfälle, an welchen auch ich meinen Anteil hatte, führten schliesslich zur Trennung, und er ging ein Jahr früher als geplant in den Ruhestand. Sicher masslos enttäuscht haben ihn die anderen Hauptabteilungsleiter, weil sich kein einziger offen mit ihm solidarisierte. Dass das weniger mit ihm oder mir persönlich, sondern mit den konkreten Machtverhältnissen zu tun hatte, habe ich später selber am eigenen Leib erfahren: kein einziges

Geschäftsleitungsmitglied - zwischenzeitlich in anderer Zusammensetzung – solidarisierte sich mit mir, als ich 2019 selbst auf die Abschussliste der Justizdirektorin gekommen bin.

Revanche-Foul mit Nachtreten

Unsere Geschichte war damit aber noch nicht auf ihrem Tiefpunkt angelangt. Nach seiner vorzeitigen Pensionierung war bei einem Leitungswechsel in einem Gefängnis ein Hinweis auf eine mögliche Unregelmässigkeit finanzrechtlicher Art aufgetaucht. Als ehemaliger Oberstaatsanwalt befürchtete ich das Schlimmste und besprach mich mit dem Leitenden Oberstaatsanwalt. Dieser riet mir zur sofortigen Anzeige gegen Unbekannt, ganz wie es auch meiner Einschätzung entsprach. Ich schrieb also noch am selben Tag die Anzeige. Martin Graf informierte ich nicht vorher, sondern unmittelbar nachher. Ich wollte mich da nicht bremsen lassen. Martín war überhaupt nicht begeistert, dass ich ihn vor vollendete Tatsachen stellte. Das Verfahren ergab dann keinerlei weitere Anhaltspunkte und wurde eingestellt. Rückblickend muss ich sagen: ich hatte damit eindeutig übers Ziel hinausgeschossen. Eine Meldung an die kantonale Finanzkontrolle hätte völlig ausgereicht. Es wäre nämlich absehbar gewesen, dass der ehemalige Direktor als höchster Verantwortungsträger der Gefängnisse und weitere teilweise schon pensionierte Mitarbeitende in das Verfahren involviert würden. Die dadurch entstehende Belastung hätte ich ihnen nicht zumuten dürfen. Mein Vorgehen konnte man tatsächlich als Revanche-Foul mit Nachtreten verstehen. Hierfür bitte ich um Entschuldigung.

Das Misstrauensprinzip

Zu Beginn meiner Tätigkeit als Generalsekretär war noch üblich, im Zweifelsfall immer sofort eine Untersuchung einzuleiten, damit einem niemand etwas anhängen konnte. Es galt ganz im Sinne des Justizdirektors Leuenberger das Misstrauensprinzip. Das hatte ich sogar meinen Stellvertreter als Generalsekretär und nachmaligen ersten Amtschef JuV Andi Werren spüren lassen. Wohl Mitte der Neunzigerjahre hatte das Amt für Straf- und Massnahmenvollzug doch tatsächlich einen wegen passiver Zuhälterei Verurteilten zum Strafantritt aufgeboten, obwohl die passive Zuhälterei nach einer Revision des Strafgesetzbuches nicht mehr strafbar war. Als der verurteilte „Zuhälter“ dann aus der Haft heraus ein Begnadigungsgesuch stellte, teilte ich den Fall Andi zur Bearbeitung zu. Dass wir uns potentiell der Freiheitsberaubung schuldig

machen könnten, wurde uns erst nach einer Weile klar. Dann ging alles sehr schnell, wir setzten den Mann trotz Widerstand unseres Amtes für Straf- und Massnahmenvollzug umgehend auf freien Fuss. Das ASMV stellt sich auf den Standpunkt, ein formell rechtskräftiges und nicht kassiertes Urteil sei ohne Wenn und Aber bis zu einer allfälligen gerichtlichen Aufhebung oder Begnadigung zu vollziehen. Das nennt man ein positivistisches Rechtsverständnis! „Würdet Ihr auch eine einmal ausgefallte Todesstrafe vollziehen, wenn sie zwischenzeitlich abgeschafft worden ist?“ wollte ich wissen. Das könne man überhaupt nicht damit vergleichen, hiess es zurück. Jedenfalls liessen wir die kantonale Bezirksanwaltschaft I für interne Untersuchungen prüfen, ob die Haftanordnung allenfalls strafrechtliche Folgen (z.B. wegen Freiheitsberaubung) haben müsste. Angeschuldigte waren unsere Leute, der verfahrensführende Bezirksanwalt Thomas Leins. Es kam auch hier zu einer Verfahrenseinstellung, Andi hat das aber wohl bis heute nicht vergessen.

Ich selber habe nach Moritz Leuenbergers Weggang das Misstrauensprinzip nur noch ein letztes Mal zusammen mit Markus Notter zu Beginn seiner Regierungszeit durchgezogen. Der Gemeinderat Zürich hatte 1996 eine parlamentarische Untersuchungskommission wegen der sog. Klärschlammaffäre eingesetzt. Im PUK-Bericht wurde eine seltsame Strafuntersuchung erwähnt. Ein höherer Stadtbeamter hatte einer der an der Klärschlamm-Affäre beteiligten Firmen Rechnung in der Höhe von über 100'000 Franken für die Entwicklung einer speziellen Lampe für Kläranlagen bzw. Klärschächte gestellt und das Geld auch kassiert. Die Existenz einer solchen Speziallampe oder entsprechende Entwicklungsbemühungen konnte er in der Untersuchung nicht belegen, es stank auch hier nach Klärschlamm. Der untersuchungsführende Bezirksanwalt stellte die Untersuchung trotzdem ein, der zuständige Staatsanwalt genehmigte die Einstellungsverfügung. Die Untersuchung sei nicht mehr zu retten gewesen, rechtfertigte er sich uns gegenüber. Und dann eben: der Justizdirektor beauftragte wegen möglicher Begünstigung durch die Strafverfolgungsbehörde Oberrichter Remo Bornatico, den späteren Obergerichtspräsidenten, mit einer Straf- und Administrativuntersuchung, die ebenfalls zu nichts führte, immerhin aber zu einer Kostenaufgabe an die Beschuldigten. Diese wurde im Rechtsmittelverfahren aufgehoben. Ausser Spesen nichts gewesen – trotzdem war es taktisch dann doch noch gut so, weil wir nach Veröffentlichung des PUK-Berichts

geltend machen konnten, diese seltsame Geschichte sei genau untersucht worden. Insofern hat sich auch hier das „Moritz-Prinzip“ bewährt.

Der betroffene Staatsanwalt hat mir das aber nie verziehen. Er war in der Situation eines Chefchirurgen, der plötzlich wegen eines vermeintlich entzündeten Blinddarmes selbst unter dem Messer landet. Er hat die schwierigen Auswirkungen einer ungerechtfertigten Strafuntersuchungen erstmals am eigenen Leib erfahren müssen. Eigentlich würde das jedem Staatsanwalt oder Richter guttun - Perspektivenwechsel. Leider funktioniert er aber meistens nicht, auch bei mir nicht, irgendwie kann man trotzdem nicht aus seiner Haut heraus. Jedenfalls hat mich der betroffene Staatsanwalt extra zu seiner Pensionierungsfeier eingeladen, um mir diese Geschichte bei seiner Abschiedsrede nochmals unter die Nase zu reiben. Ich verstehe ihn jetzt besser als damals.

„Ja, unser ehemaliger Gefängnisdirektor könnte der richtige Mann für eure Machbarkeitsstudie sein“, sagte ich Arpad am Telefon. "Ich werde ihn kontaktieren", verabschiedete sich Arpad. "Er hat das Mandat bereits übernommen", teilte mir Arpad an der nächsten Sitzung des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates vom 25. Oktober 2019 mit, an welcher ich zum letzten Mal teilnahm.

6. Oktober 2019; im Seniorama Tiergarten mit Mutter; im Wohnheim Tilia bei Martin

Es ist schön, schön grau. Hanni Maurers gedörrte Birnen. Alles ist besser als allein sein und warten.

Mein letzter Bürotag, ein letzter Blick zurück und zwei Selfies.

Im Timeout mit Martin, Mutter und Marija. Ungeduld und Fremdschämen. Und wieder ist eine Epilepsie-Krise vorbei.

Skandinavienreise im Jahre 1975 mit einem künftigen Regierungsrat. Hochsicherheitsabteilung alt und neu. 13 ist (k)eine Glückszahl.

Drei Mütter für Mutter: Anna, Gotteli Lutz und Tante Mathilde. Die schöne Anna und der Anwaltsohn. Die Scheidung. Der Fremdenlegionär.

"Joggeli Lutz, Heinrichstrasse, Metzger". Ein kindliches Trauma. Grossmutter ohne Beine. Fleischmärkli gegen Brotmärkli. Vater Erni und Rosmarie. Hochzeiten, Familiendramen und Scheidungen. Edith und mein Lieblingscousin Philipp. Kleine Unfälle und Lebensgefährliches; Teufel und Schutzengel.

Letzte Erinnerungen an Anna. Mutters neue Nachbarin heisst Heidi Schmid.

Vom Altersheim Seniorama zum Wohnheim Tilia

Ich bin auf dem Weg zum Zimmer meiner Mutter im Seniorama Im Tiergarten im Friesenberg. Im Speisesaal sitzt der alte pensionierte Strassenarbeiter schräg schlafend auf seinem Stuhl; an der Wand zu den beiden Hauptliften ist wie immer ein halbes Dutzend Pensionär:innen aufgereiht, 13.05 Uhr wartend auf das Nachtessen. "Guten Tag miteinander." Vereinzelt ein Nicken zurück, sonst Nickerchen. Einen Stammsitzgast habe ich schon länger nicht mehr gesehen, er ist wohl gestorben.

Die Mutter von Ueli Graf wohnte vor zehn Jahren oder noch länger auch hier. Ueli hat bei seinen samstäglich Besuchen jeweils die ganze Cafeteria mit seinen Spässen unterhalten. Alle wussten: das ist der Direktor der Strafanstalt Regensdorf (korrekt: Justizvollzugsanstalt Pöschwies).

Als meine Mutter knapp zwei Wochen nach dem Tod von Vater Ende Oktober 2015 einzog, war auch noch Hanni Maurer hier. Meine erste Erinnerung an Hanni ist, wie sie an einem Geburtstag meines Kindergartenschpänlis Esther uns Kindern gedörrte Birnen verteilt. Sie schmeckten köstlich, ich hätte gerne mehr davon gehabt. Die Maurers wohnten in einem Einfamilienhäuschen der Familienheim-Genossenschaft (fgz), direkt neben der Uetlibergbahnstation. Esthers Vater, Stadtrat Adolf Maurer, hat viele Jahre lang die fgz präsiert. Engeren Kontakt hatten Esther und ich erst wieder fünfundzwanzig Jahre später. Esthers Amtsantritt als Stadträtin im Jahre 1998 hat Dölf nicht mehr erlebt, er ist kurz vorher gestorben.

Meine Mutter erwartet mich, macht sofort die Türe auf, etwas verstrubbelt, vielleicht hat sie gerade noch etwas geschlafen. Sie hat hier im Quartier mit Vater über 50 Jahre lang und knapp fünfzig davon mit meiner Schwester und mir gelebt. Regula ist mit ihrer Familie immer in ihrer Nähe geblieben, ich bin mit 44 ans andere Stadtende zu meiner Kornelia gezogen. Jetzt findet sich Mutter draussen im Friesenberg- und Heuriedquartier allein nicht mehr zurecht. Die alten Patria-Versicherungen-Häuser sind alle abgerissen und durch neue, höhere Schuhshachteln ersetzt worden, verdichtetes Wohnen. Patria heisst auch schon längstens nicht mehr so. Keine Heimat mehr. „Könnte eine Schule, ein Altersheim, ein Wohnhaus oder ein Gefängnis sein“, sagt Kornelia.

"Wohin gehen wir?" "Zu Martin". "Das ist aber schön." Dann werden die Tiffany-Lampen von Vater gelöscht. Die Gang-Leuchte lösche ich, Mutter macht sie wieder an, ich wieder ab. Die Treppe zum Ausgang hinab ist steil. "Sorgfältig einfädeln Mutter, sonst machen wir eine Hechtrolle." "Danke."

"Du hast so ein schönes Auto, so elegant. So schön und neu." Mein schwarzer vierjähriger VW Polo errötet. "Hätte ich nicht die andere Brille mitnehmen sollen?" fragt mich Mutter. O Gott, Mutter, nein nicht schon wieder. Ihr prüfender Blick auf ihre Hand, so wie wenn sie ihre durchsichtig lackierten Fingernägel kontrollieren würde. Sehe ich meine Hand scharf? Wenn ja, ist es vielleicht die falsche Brille, denn mit der Weitsichtbrille sieht man nah nicht gut. Wenn nein, auch nicht gut. "Ich hätte die andere Brille anziehen sollen, mit dieser sehe ich so schlecht." Ich ertappe mich beim Zählen der Sekunden zwischen den verschiedenen Hand- bzw. Brillenkontrollen. Nein, ich

müsste das doch sein lassen können. Woher kommen bloss so viel Unwillen und Ungeduld?

War sie eigentlich eine geduldige Mutter?

"Wieso habe ich nicht die andere Brille mitgenommen?" Meine Schwester Regula hat mir kürzlich gesagt, die Gläser beider Brillen seien absolut identisch, die zweite sei eine Reservebrille. Ein Argument, das Mutter nicht gelten lässt.

„Es ist so trüb, ich mag dieses Wetter nicht so.“ „Ja, es ist halt Herbst.“ „Wie geht es der Familie und vor allem dir? Ist alles normal und in Ordnung?“ „Gut wie immer.“ „Das ist schön. Und was macht Angelina?“ „Sie ist im letzten Gymnasium-Schuljahr.“ „Ach ja. Was sie wohl nach der Matur einmal studieren wird? Vielleicht sehe ich das dann ja von einer Wolke von hoch oben herab.“⁹¹

Warum stört es mich, dass Mutter die Hauszeilen entlang der Strassen Richtung Lochergut so schön findet. Ein scheusslicher Betonblock, leicht orange-bräunlich oder einfach nur grau – „so schön, wunderschön“. Das Wetter ist grau, obwohl die Sonne ein bisschen durchdrückt. Und dann am Primetower vorbei: "Ist er nicht wunderschön?"

Könnte es sein, dass sie darum alles wunderschön findet, weil sie einmal pro Woche, meist samstags oder sonntags, mit mir vier Stunden zusammen sein kann? Wieso kann ich mich darauf nur selten unbeschwert freuen? Andererseits: Wenn ich sie nicht besuchen ginge, würde ich mich schlecht fühlen. Ich - ich - mich - ich.

"Schau nur diese schönen Häuser an, findest du sie nicht auch sehr schön? So farbig und schön." Ich brumme etwas in Richtung "es geht so": blaugrau, grüngrau, braungrau, eigentlich immer grau, wie bei Loriots Sketch mit der Ehetherapeutin. Ich stelle die Musik lauter, Enya singt. Ist das New Age? Wieso stimmt mich diese seichte Musik emotional und rührt mich fast zu Tränen, nicht aber meine 91jährige, einsame, berührungshungrige und umarmungsbedürftige Mutter?

Endlich sind wir auf der Autobahn. Nach Schwamendingen wird es langsam etwas ländlich, da und dort Baumgruppen, immer wieder Gewerbe- und Industriebauten.

⁹¹ Es ist genau so gekommen: Mutter ist am 24. Juni 2020 gestorben, an Angelinas Geburtstag. Angelina hat ihr Jus-Studium im September 2020 aufgenommen.

"Wie schön all das Grüne, so schön, so weit. Nur schade, dass es so trüb ist, sonst würde man das Grün viel besser sehen." Prüfender Blick auf die Hand, offenbar mit schlechtem Resultat, sie zieht die Brille ab. Das ist auch nicht besser. Sie zieht die Brille wieder an. Kontrollblick auf die Hand.

"Bridge over troubled water" von Simon und Garfunkel tönt aus dem Autoradio, verbunden mit meinem Handy via Bluetooth. Es gefällt Mutter, sie summt mit. Mir gefällt es eigentlich auch, aber es kommen mit diesem Lied auch beklemmende Gefühle hoch: Pubertät Anfang der Siebzigerjahre, Bubengymnasium Freudenberg, die stets präsente Mutter, die immer alles wissen will und dementsprechend von mir nichts zu hören bekommt, und die fast unerreichbaren Mädchen.

"Und wie geht es Angelina?" Ich könnte jetzt sagen, dass sie mit Kornelia in Paris ist, dass es die beiden sicher guthaben. Wenn sie es verstehen würde, würde sie es trotzdem nicht verstehen. "Ohne Dich Thomas in Paris?"

Ein letztes Mail

Dabei bin ich ganz froh, am Tage 6 nach meiner Quasipensionierung, wohl eher meines Rauswurfs, nach dem Räumen meines Büros an der Hohlstrasse, nicht nach Paris zu müssen, sondern zuhause meine Wunden lecken zu können. Es ist noch sehr nah, keine Woche seither, seit sie mich rausgeschmissen haben. Ich kann es mir noch nicht eingestehen, dass es weh tut. Mutter habe ich nur von meiner Frühpensionierung per Ende Mai 2020 erzählt, aber nichts von Homeoffice und faktischer Freistellung. Sie würde es kaum verstehen und sowieso sofort wieder alles vergessen.

Am letzten Montag, 30. September 2019 habe ich um 18.48 Uhr ein letztes Mail als Chef JuV an Jacqueline Fehr und meine Geschäftsleitungsmitglieder versandt:

Ein letztes Mal

Sehr geehrte Frau Justizdirektorin, sehr geehrte Herren Hauptabteilungsleiter

Ein letztes Mal wende ich mich an Euch in meiner Funktion als untergebener sowie vorgesetzter Amtschef Justizvollzug:

Wichtige Gelingensvoraussetzung für einen erfolgreichen Zürcher Justizvollzug ist eine Geschäftsleitung JuV, in der alle am gleichen Strick ziehen. Zentral ist die gegenseitige Unterstützung, Solidarität und Loyalität von Amtsleitung und Hauptabteilungsleitungen je einzeln und von allen untereinander sowie das stete

gemeinsame Ringen um Konsens. Loyalität ist unteilbar und drückt sich durch Handlungen oder Unterlassungen und nicht bloss durch Worte aus. Aus der Geschäftsleitung und von ihren Mitgliedern oder vom Amtschef herausgetragene Kritik aneinander wird sehr rasch zur Erosion der Autorität der kritisierten Person führen. Nur eine geeinte Geschäfts- und Amtsleitung ist eine starke Leitung JuV.

In diesem Sinne wünsche ich Euch unter weitsichtiger Führung der Justizdirektorin für die Leitung des Zürcher Justizvollzuges und die Zukunft nur das Beste.

Es war mir eine Ehre, 25 Jahre der Justizdirektion und die Hälfte davon dem Justizvollzug gedient zu haben.

*Beste Grüsse
Thomas Manhart*

Das appellative Ohr von Friedemann Schulz von Thun lässt freundlich grüssen.

Kurz nach 19.00 Uhr blicke ich nochmals zu meinem Büro zurück, gehe hinaus, schwöre mir, es nie wieder zu betreten. Konsequenterweise wie ich bin gehe ich dann doch nochmals zurück, mache zwei Selfies von mir in meinem Büro: 19.05 Uhr⁹². Ich schliesse die Innentür ab, darauf die Sekretariatstür. Dann entferne ich die Türbeschriftung und werfe sie in den grossen, verschlossenen Schredder-Container: Amt für Justizvollzug, Dr. Thomas Manhart, Amtsleiter. „Leiter“ hat mir sowieso nie gefallen: Heimleiter, Halbleiter, Durchleiter, Umleiter, Nullleiter, Amtsleitung, lange Leitung. Amtschef tönt besser. Noch besser einfach Chef. Das Amt gibt es sowieso bald nicht mehr. Amt hört sich antiquiert und verstaubt an. „Justizvollzug und Wiedereingliederung“ tönt besser.

Eigentlich wollte ich an meinem letzten Tag bis 23.59 Uhr bleiben, das kommt mir jetzt aber lächerlich vor. Und zudem habe ich Hunger.

[Galgenbuck](#)

["Es ist alles so schön grün, und diese schöne Strassen", sagt Mutter. Autobahn halt eben, aber der Weg weg vom Altersheim Im Tiergarten. Die Landschaft fliegt vorbei. Loterbuck, Galgenbuck heissen zwei Tunnels, erinnern mich an Wolfgang Buck, in den](#)

⁹² Vgl. Anhang 18.

Neunzigerjahren Chefarzt unseres Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes, Vorgänger von Frank Urbaniok. Wolfgang hat Frank Urbaniok angestellt.

Es kommt die Abzweigungstafel zur Psychiatrischen Universitätsklinik Rheinau und Martins Wohnheim Tilia. "Wir sind schon da, ist das schnell gegangen." "Ja." Eine Stunde im Auto vergeht schneller als im Zimmer Im Tiergarten. Ich parkiere wie immer auf dem Besucherparkplatz. Warum fahre ich nicht direkt zu Martins Wohngruppe Timeout? Dort hat es doch auch Parkplätze. Brauche ich die Distanz von fünf Gehminuten bis zu Martin?

Im Timeout

Die Timeout-Gruppe hat gezügelt. Das Gebäude 78 wird renoviert. Jetzt sind sie im viel zu grossen 86-88-Komplex. Tarek, ein neuer Betreuer, öffnet uns, Martin steht da, leicht gebückt, aber er steht und freut sich. Er nimmt mich sofort bei der Hand und setzt mich neben sich auf das rote Ledersofa, welches sie in die Küche gezügelt haben. Dort ist Martins Lieblingsplatz. Er hat schon immer das Gefühl für den strategisch besten Ort gehabt. Hier ist man nah beim Leben und Essen. Die Küche ist gross und offen. Marija sitzt neben uns aufs Sofa und sagt, dass sie mich gern hat. Es ist etwas eng. "Ich dich ich auch, Marija." Martin ist sofort an meinem Rucksack interessiert. "Noch nicht Martin, du hast sicher ein feines Mittagessen gehabt."

"Hallo Marija, du hast wunderschöne Kleider und eine schöne Mütze mit so schöner Goldzeichnung. Und der Rucksack mit dem herzigen Kätzchen", sagt Mutter. "Das ist Hello Kitty", erkläre ich ihr. Und Marija: "Hallo Oma, ich hab Dich gerne. Ich habe am 21. Oktober Geburtstag, ich freu mich so." Martins Oma umarmt Martin. "Martin, Du siehst so gut aus, Dein Schnauz ist so schön wie Papas." Sehe ich nicht ganz so, Martins Schnauz ist fast abrasiert. Martin sieht aber wirklich gut aus, modischer Dreitage-Bart, die Haare kurz geschnitten, es muss für die Coiffeuse nicht einfach gewesen sein, Martin liebt das Haareschneiden überhaupt nicht. Er hat fast keine Pickel im Gesicht, keine neuen Wunden oder Narben. Und die alten sind gut verheilt, die heftige Stirnnarbe vom Sturz im Jahr 1999 vom Büchergestell herab in die Glasvitrine und der Buckel vom Kopf-an-die-Wand-schlagen ist von seinen Haaren bedeckt. Martins Aussehen, super Body, Grösse 1.93 m und mein Verstand, das ergäbe eine umwerfende Kombination, die Welt und die Frauen würden uns beiden - zu einer Person gemacht - zu Füssen liegen. So aber wische ich ihm zuerst einmal die

Speichelspur und –fäden rund um seinen Mund ab. Ich habe immer ein Päcklein Papiernastücher dabei. Martin weiss, ich habe Minipics im Rucksack. Ich muss aber warten, bis Marija weg ist. Sie sollte nicht zwischen den Mahlzeiten essen. Und dann verschlingt Martin, der Speichel fliesst noch stärker, ein, zwei drei Würstchen. Immer dieser Drang, alles aufs Mal in den Mund zu stecken. "Martin, kaue gut und schluck zuerst alles herunter, vorher gibt es kein neues Würstchen."

"Hier ist es so wunderschön. Die Wände sind so weiss. Und die orange Wand hinten ist wunderschön." Ehrlich gesagt, ist 86-88 in einem sehr schlechten Zustand, nächstens wird alles herausgerissen und ausgehöhlt, nur die Fassade bleibt stehen – Denkmalpflege. "Ist es nicht wunderschön?" Ich brumme so was wie "es geht".

Marija steht wieder da. "Gehst du spazieren?" fragt meine Mutter. "Nein, warum?". Eine ältere Patientin durchstreift die Räume. Sie ist wohl neu hier. Sie hat grau-weisse Haare. "Sie haben dieselbe Frisur wie meine Mutter, so weiss." "Ja", sagt meine Mutter, "wenn man älter wird, bekommt man weisse Haare." Die ältere Frau geht weiter um die Ecke. Höre ich sie in ihrem Zimmer weinen? "Marija, du hast so wunderschöne Kleider, wie eine Prinzessin." Marija strahlt. „Das Orange-Rot ist so schön." "Mutter, das ist rosa oder pink." "Und wie sagst Du der Farbe von Marijas Hose?" "Pink, orange-braun ist die Wand dort hinten." "Aha, wenn Du das so sagst."

Und jetzt sind wir zu den Nüssen übergegangen, Migros Premium Pack, ich habe eine Curry-Mischung erwischt. Wieder einmal nicht genau hingeschaut. Hoffentlich hat Martin sie auch gern. Er hat. "Martin hat den besten und liebsten Vater, der immer feine Sachen mitbringt. Besser als alles andere Essen hier", lobt Mutter. Natürlich möchte Marija auch. "Marija, Du musst halt fragen, ob Du auch Nüsse haben kannst, einfach so darf ich sie Dir nicht geben." Marija geht in die Küche. "Marija, gehst Du spazieren?" "Nein." Sie kommt mit Tarek zurück. "Tarek, Thomas möchte Dich etwas fragen." "Also gut." Ich frage: "Darf ich Marija ein paar Nüsse geben?" "Ja, aber nur ein bisschen. Marija, Du hast Deine eigenen Chips schon gegessen." Ein paar Nüsse und Marija ist glücklich. "Thomas, weisst Du, worauf ich mich auf meinem Geburtstag am meisten freue?" "Vielleicht das Geschenk?" "Ja."

"Ist es hier nicht wunderschön, so ein schöner Raum, so helle weisse Wände", sagt meine Mutter. Ja, Marija freut sich, Martin freut sich, und meine Mutter auch, sie ist nicht allein. Der Raum ist für alle jetzt wirklich sehr schön. Und Martin findet es lustig,

wenn ich ihm die Nüsse einzeln gebe und immer mal wieder damit hin- und her wackele, die Hand zurückziehe, die Nuss zwischen den Fingern drehe oder aufs Sofa fallen lasse. Er ist sehr langsam, immer noch sediert, aber zielsicher, am Schluss hält er einfach meine Hand fest. Meine Mutter kommentiert wie ein Fussballreporter: "Das ist jetzt aber eine grosse Nuss (Pecanuss). Das ist eine lustige Nuss (Cashew), wie die aussieht, und die ist ja kugelrund. Gäll, das ist fein. So einen lieben Papi hast du. Mmmh, sind das feine Nüsse. So ein lieber Bub; nein, das stimmt nicht, du bist ja schon ein grosser junger Mann! Möchtest Du noch mehr Nüsse? Papi, hast Du noch mehr Nüsse? Martin möchte noch Nüsse. Martin findet die Nüsse sehr fein."

Warum nervt mich der Kommentar meiner Mutter? Warum denke ich: hör doch auf ständig zu plappern? Martin stört es nicht, vielleicht findet er es sogar schön. Immer wieder schäme ich mich für meine Mutter, dabei finden sie die meisten Leute eine reizende alte Dame. Wenn immer möglich geht sie auf Tuchfühlung, manchmal bei wildfremden Leuten, und dann schäme ich mich wieder. Sie vermisst Körperkontakt. Sie vermisst Vater, ziemlich genau vor vier Jahren ist er gestorben. "Einfach abgehauen ist er", sagt meine Mutter manchmal. "Immerhin seid Ihr 70 Jahre zusammen gewesen, 65 davon verheiratet." "Ja, das ist schon wahr. Aber trotzdem."

Marija geht und kommt wieder. "Marija, gehst Du spazieren?" "Nein." Tarik serviert Mutter einen Kaffee. "Vielen Dank, so ein guter Kaffee. Mmmmh, riecht der fein, ganz schwarz, so schön, vielen Dank, das ist so lieb. Mmmmh, er ist auch ganz heiss, so gut, vielen Dank." "Gerne geschehen."

Martin sitzt seit fast einer Stunde ruhig auf dem Sofa und lässt sich von mir füttern. Das ist sonst bei anderen Besuchen meistens nicht so. Dann steht er pausenlos auf, sitzt wieder ab, zieht mich auf, führt mich etwas herum, setzt mich wieder hin.

Ein ganzer Sack Nüsse, 170 g, reicht, einzeln verabreicht, für eine knappe Stunde. An der Wand hängt eine grosse Uhr. Ich wundere mich, dass die Minuten so schnell vergehen. Martin ist müde, das liegt an der Epilepsiekrise, sie hat ihn heftig geschüttelt und ist jetzt hoffentlich vorüber. An einem Tag Ende September waren es zwölf oder dreizehn beobachtete Anfälle. Notfallmässig ging es in das Kantonsspital Winterthur, dann nach zwei Tagen in die Epilepsie-Klinik Lengg, nach einem Tag zurück ins Heim, dann wieder neue Anfälle, wieder ins KSW. Jetzt ist Martin anfallsfrei, aber mit Medis zugehörnt.

Es klingelt an der Eingangstüre. Urs Biehler, der Gruppenleiter kommt. Urs war Betreuer in der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung der JVA Pöschwies. Gesehen habe ich ihn dort damals nie bewusst, er mich schon, bei einer Weihnachtsansprache oder so. Dann hat er die Timeout-Gruppe Tilia übernommen. Marija geht ihm entgegen. Mutter fragt: "Marija, gehst Du spazieren?" "Nein." Ich erkläre Marija: "Weisst Du, Marija, meine Mutter fragt manchmal immer wieder das Gleiche, weil sie kein gutes Gedächtnis mehr hat." Marija lächelt mir verschwörerisch zu. Urs kommt und Tarik geht. Und Sven kommt mit Renate von einem Spaziergang zurück. "Pass auf Deine Coca-Cola-Büchse auf, Renate, Martin schnappt sie dir sonst weg."

Urs erzählt: "Martins Medikation ist eindeutig zu hoch, so antriebslos wie er ist. Und wie sich die Neuroleptika mit der neuen Dosierung der Antiepileptika vertragen, ist auch nicht wirklich klar. Zudem führt das eine Medikament (Kepra?) zu einem Anstieg des Ammoniaks im Blut, was gefährlich für ihn werden kann. Immer wieder ist Martin verstopft. Wenn er sagen könnte, wie er sich fühlt, könnte man ihm viel besser helfen, auch bei der Medikamenteneinstellung. Ich glaube, dass es ihm jetzt immer wieder mal schwindlig ist. Ich muss das mit unserem Psychiater besprechen." "Was immer auch nötig ist, ich vertraue Deinem Urteil, Urs, ich werde Dich in allem unterstützen, niemand kennt Martin besser und kann ihn besser beurteilen als Du", sage ich, Martins Vater zu Martins Betreuer.

Urs erzählt: "Im KSW sind sie erstaunlich gut mit Martin zurechtgekommen. Sie haben eine Eins-zu-eins-Betreuung für ihn organisiert, etwas, was die Klinik Lengg wieder nicht zustande gebracht hat. Dort wurde erwartet, dass wir dies vom Heim aus übernehmen. Das geht aber einfach nicht, wir haben hier ja unsere anderen Bewohner, die uns brauchen. Darum hat ihn die Lengg auch zu früh zu uns zurückgeschickt, und die Anfälle haben wieder von vorn begonnen. Im KSW hat man die Medikation nochmals angepasst, das heisst natürlich erhöht. Wirklich schön war, dass Martin Freude gezeigt hat, wenn er aus den Anfällen aufgewacht ist und jemanden von uns erkannt hat. Das ist neu bei ihm."

Und ich erfahre, dass es in der Klinik Lengg sowieso recht schwierig war, offenbar ist die interne Kommunikation schlecht. Herr Dr. Sowieso vom Ambulatorium im Parterre weigert sich, mit der Stationsleitung im ersten Stock zu sprechen, man ist verkracht. Dabei wäre es unbedingt nötig, bei Martin eine Langzeitmessung der Hirnströme zu

machen, am besten während einer Anfallserie. Dann liessen sich der Ort des Hirngewitters lokalisieren und allfällige Massnahmen treffen. Eventuell wäre sogar ein chirurgischer Eingriff möglich, um die Störung mechanisch auszuschalten. Ein Grand Mal tötet etwa so viel Hirnzellen ab wie ein Vollsuff. 20 Vollräusche in 7 Tagen!

Jetzt ist das Premium Pack leer und es ist vier Uhr. Ich bin froh, dass es so gut gelaufen ist. Martin ist nicht übergriffig geworden und hat Mutter auch nicht an den Haaren zu Boden gezogen. Manchmal macht er das blitzschnell und freut sich dann, wenn seine Aktion bei uns Hektik verursacht.

Doch jetzt ist Martin sehr müde. Er weiss, dass wir bald gehen, er liegt auf dem roten Sofa und lässt sich zum Abschied umarmen. "Bis bald, Martin, lieber Sohn. Das nächste Mal komme ich vielleicht, wenn Marija Geburtstag hat. Danke Urs, für Deine riesige Unterstützung und Hilfe für Martin". Und dass Du es mich nicht spüren lässt, wie wenig ich selber für Martin da bin. „In drei Wochen komme ich wieder.“

Mit zwei künftigen Regierungsräten in der Rekrutenschule

Auf dem Rückweg zum Parkplatz noch ein Blick zurück zur neuen Hochsicherheitsabteilung der Klinik Rheinau. Ganz so neu ist sie zwar nicht mehr. Sie wurde 2007 eröffnet, als ich Amtschef geworden war. Thomas Heiniger hielt - gerade erst für die FDP Regierungsrat und Gesundheitsdirektor geworden – die Eröffnungsansprache.

Wir hatten seit unserer Gymi-Zeit und einer Skandinavienreise zu viert im Jahr 1975 (Er, mein Freund Dani Köhl und mein Gymikollege Erwin Eugster) kaum noch Kontakt miteinander gehabt. Zwar verbrachten wir im Sommer 1977 die ersten paar Wochen der Rekrutenschule in derselben Kaserne in Chur.

Thomas Heiniger war bei den Gebirgsminenwerfer-Kanonieren eingeteilt, ich bei den normalen Infanterie-Minenwerfern. Wir trainierten in separaten Kompanien auf dem Schiess- und Waffenplatz Rossboden, Thomas in den praktischen Gebirgsklamotten, ich im normalen Füsél-Kampfanzug. Er blieb auch später der Elegantere von uns beiden. Muss er auch: Er ist Offizier geworden, ich nur Unteroffizier. Er ist Regierungsrat geworden, ich nur Generalsekretär. Ein Korporal aus meiner RS ist übrigens auch Regierungsrat geworden, Reto Dubach, damals wie ich und Thomas Heiniger Jus-Student. Dubach wurde zuerst Staatsschreiber und dann Regierungsrat im Kanton Schaffhausen.

Im Sommer 1975 vor 44 Jahren war Thomas frisch und heiss in Susanne verliebt. Er reiste ihr über 500 km nach, stiess erst spät nachts wieder zu uns irgendwo in Finnland. Er hatte seine Brille verloren, sie muss ihn bei irgendeiner Aktivität gestört haben, es hatte sich aber für ihn gelohnt.

Thomas und ich waren kein Dreamteam. Wir mieteten im Sommer 1975 auf einem finnischen See ein kleines Segelboot. Mit dem Wind kamen wir gut in Fahrt und ziemlich weit weg. Wir schafften es aber nicht, gegen den Wind aufzukreuzen und paddelten mühsam zurück, bis wir auch noch das einzige Paddel im See versenkten und dann das Boot schwimmend zurückschieben mussten. Unsere Reisekollegen Dani und Erwin waren über unsere mehr als dreistündige Verspätung nicht sonderlich begeistert. Zum Glück wird es im nordischen Sommer erst spät dunkel.

Die alte und die neue Hochsicherheitsabteilung Rheinau

Die Zeiten haben sich auch hier in Rheinau geändert. Es soll ab 2025 sogar eine zweite moderne Hochsicherheitsabteilung geben, verbunden mit der bestehenden durch einen 200-Meter-Tunnel. Der soll 8 Mio. Franken kosten. Weil er nur wegen der Justiz und ihren gefährlichen Patienten nötig ist, solle der Justizvollzug den Tunnel bezahlen, meint die Leitung der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK). Seit 2018 ist die PUK eine selbständige, öffentlich-rechtliche Anstalt und schaut seither noch viel mehr auf das liebe Geld. Einen Tunnel hatte der Justizvollzug noch nie in seiner Investitionsplanung. Wo diese Planung heute steht, weiss ich nicht⁹³.

Bis 2007 war die alte Hochsicherheitsabteilung 89A in einem nett aussehenden, kleinen einstöckigen Haus. An diesem gehen Mutter und ich nun vorbei. Dort ist jetzt das Gartenatelier. Wenn es Martin gut geht, arbeitet er hier: Schubkarren stossen, kleine Botendienste verrichten, und natürlich Zvieri-Essen. Das eigentliche Highlight: Würste grillieren am Freitagnachmittag. Halte seine Wurst, wer kann!

⁹³ September 2021: kürzlich habe ich einen ehemaligen Kollegen JuWe getroffen. Er hat mir gesagt, dass die Planung nun wieder sehr viel offener geworden sei. Eventuell werde es an einem anderen Standort in Rheinau einen völlig neuen, ausbaufähigen Sicherheitskomplex (ohne Tunnel) geben. Es wird also noch viele Jahre bis zu einem baureifen Projekt dauern, erst recht bis zur Realisierung.

"Ach, Dein Polo ist so schön und elegant", wiederholt Mutter. Wir fahren los, ich bin froh. Das Wetter ist immer noch grau, es regnet ein bisschen. "Schade" meint Mutter, "aber es ist so schön, dass es Martin hier so gut geht. Er fühlt sich hier zuhause und wohl. Das sieht man auch, weil er nicht weint, wenn Du gehst."

Martin hat noch nie in seinem Leben geweint. In Rosh Pina, Israel, bei einem dreiwöchigen therapeutischen Aufenthalt vor 22 Jahren, waren die Therapeut:innen einmal ganz aufgeregt: weint Martin, hat er Tränen in den Augen? Es war wohl nichts. Unglücklich und verzweifelt ist Martin oft, und dann schreit er.

"Vielen Dank, Thomas, dass Du mich zu Martin mitgenommen hast. Es war schön. Und Martin geht es so gut. Und sag Kornelia liebe Grüsse und auch Angelina." Mutter beginnt immer sehr früh damit, sich zu verabschieden, dafür immer wieder von Neuem.

Nochmals eine verpasste Gelegenheit, Mutter zu sagen, dass Kornelia und Angelina in Paris sind. "Bekommst Du auch etwas zum Nachtessen?" "Mutter", möchte ich antworten, "ich bekomme nichts zum Nachtessen, sondern mache mir allenfalls selbst etwas oder gehe in ein Restaurant. Ich bin nicht in einem Altersheim, wo man alles serviert bekommt; nur leider das Wichtigste nicht." Aber natürlich lass ich es.

Ich denke an die Bratkügel im Kühlschrank, die ich gestern im Migros gekauft habe. Wenn meine Vegetarierinnen schon mal aus dem Haus sind, muss man die Chance packen. Bratkügel mit Anrührkartoffelstock und eine abgepackte Portion bereits gewaschener Salat. Hat das Martin eigentlich auch gern? Ich glaube schon, er liebt ja Bratwürste. Und ich Brät in jeder möglichen Form. Auf Platz eins steht bei mir der wunderbare Fleischkäse der Metzgerei Bär am Rennweg in Zürich⁹⁴, dann Folgen Bratkügel, Bratwurst und auf dem letzten Platz Adrio (vor allem das Schweinsnetz drumherum mag ich nicht besonders).

Zum Glück hat es für einmal keinen Stau auf der Autobahn von Winterthur nach Zürich am Sonntagabend um 16.30 Uhr. Der Heimweg scheint kürzer als der Hinweg. Ich fühle mich entspannt, weil alles so gut gegangen ist.

⁹⁴ Die Traditionsmetzgerei am Rennweg schliesst (Tages-Anzeiger vom 20. Dezember 2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Drei Mütter für Mutter

Wir kommen von der Gutstrasse her Richtung Friesenberg und überqueren die Birmensdorferstrasse auf Höhe Talwiese. "Ach, das Haus gibt es immer noch", sagt meine Mutter. "Hier haben wir gewohnt, Tante Mathilde, Grossmutter und ich."

Bis etwa 10 lebte meine Mutter bei Gotteli Lutz, wie wir Kinder sie nannten. Nachher wurde sie zu Tante Mathilde verpflanzt, der Schwester ihrer Mutter.

Ich habe die Geschichte von Mutters früher Jugend nie ganz durchschaut. Sie wurde am 23. Mai 1928 geboren als erstes Kind von Anna Schmid, geborene Hofmann. Anna arbeitete in einer Anwaltskanzlei an der Bahnhofstrasse in Zürich, was für eine junge Frau in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts an sich schon bemerkenswert ist. Der Filius von Herrn Rechtsanwalt Dr. Schmid hatte bald einmal ein oder zwei Augen auf die schöne Anna geworfen. Ein uraltes Foto in einem Familienalbum zeigt eine sehr aparte junge Frau⁹⁵. Mein Grossvater war offenbar ebenfalls ein sehr fescher junger Mann, soll ausgezeichnet Klavier gespielt haben, war aber zum Leidwesen seines Vaters ein Leichtfuss und Dandy. Anna verfiel seinem Charme und wurde schwanger. Es musste geheiratet werden, und meine Mutter erblickte das Licht der Welt. Klar ist dann nur noch wenig.

Mia

Gotti Lutz, eine Freundin von Anna, nahm das erst 10 Wochen alte Baby namens Heidi Schmid als Pflegekind bei sich auf. Sie liebte Heidi wie ein eigenes Kind. Sie war ursprünglich Deutsche und schon vor dem Zweiten Weltkrieg in die Schweiz gezogen. Ihre ältere Schwester Ida ist später als Kriegswitwe in die Schweiz nachgekommen und hatte einen Jutzi geheiratet und überlebt. Als Kind habe ich einmal bei Tante Ida übernachtet und dort das Ehrfurcht erweckende Schlafzimmer mit massivem Ehebett und einer altarähnlichen Fotoablage gesehen. An der Wand hing ein grosses gerahmtes Foto eines Offiziers. Ich habe eine schwarze Uniform in Erinnerung, vielleicht ist er in der SS gewesen. Ich nehme nicht an, dass das Bild ihres gefallenen Mannes schon zu Ehemann Jutzis Zeiten dort gehangen hat. Ida nannte ihre Schwester Mia. Ich erinnere mich auch noch an Tante Idas Sohn Manfred, der lange

⁹⁵ Siehe Anhang 31.

bei ihr in einem Zimmer wohnte. Er war in den Dreissigern, kaufmännischer Angestellter, fuhr einen VW Käfer und hatte eine hübsche Freundin. Ich fand das etwas merkwürdig. Warum hatte ein Mann in seinem Alter eine Freundin und war nicht verheiratet?

Mutter und Gotteli Mia Lutz blieben sich bis zum Tode von Mia in den Achtzigerjahren aufs Herzlichste verbunden. Wir Kinder besuchten sie mit Mutter jeden Mittwochnachmittag an der Heinrichstrasse 133 direkt gegenüber der katholischen Kirche St. Josef.

St. Josef, Heinz, Mark und nicht Brigitte

Ich habe noch eine weitere, indirekte Verbindung zur St. Josef-Kirche. Kornelias Exmann Heinz Specker war dort viele Jahre lang Organist. Er wechselte dann zur Kirche St. Anton an der Neptunstrasse. Sein Nachfolger in der St. Josef-Kirche wurde Mark Richli, welchen ich später im Vorstand der SP Zürich 3 kennengelernt habe. Mark war auch Gemeinderat und mit der SP 3-Genossin und damaligen Gemeinderätin Claudia Nielsen, der nachmaligen Stadträtin und Gesundheitsvorsteherin, liiert.

Bei Claudia Nielsen fällt mir immer wieder die Geschichte zur SP Zürich 3-Gemeinderatswahlliste ein. Sie möge mir verzeihen. Es war in den Neunzigerjahren, als ich noch Präsident der SP Zürich 3 war. Ich musste das „Gut zum Druck“ für die offizielle SP-Zürich 3-Liste für die Wahlunterlagen erteilen. Derjenige, welcher die Druckvorlage für die Wahlliste erstellt hatte, muss mit Gedanken irgendwo anders gewesen sein. Jedenfalls war Claudia mit dem Namen Brigitte Nielsen⁹⁶ aufgeführt.

Mittwochnachmittage bei Gotteli Lutz

Bei Gotteli Lutz bekamen wir immer einen feinen Zvieri. Sie las Regula und mir aus dem gelben Heftli von Ringier jedes Mal aus der Kinderseite mit den schönen farbigen Zeichnungen, Bildern und Rätseln vor.

Sie hatte immer Wellensittiche, die alle Joggeli hiessen. Mindestens ein Joggeli konnte wirklich gut sprechen: "Joggeli Lutz, Heinrichstrasse, Metzger", krächzte das kluge Tier.

⁹⁶ Brigitte Nielsen ist Model, Schauspielerin und Exfrau von „Rocky Rambo“ Sylvester Stallone.

Gotteli Lutz's Ehemann Hans, selbst evangelisch-reformiert, war Metzger in einer jüdischen Metzgerei, erst in den letzten Berufsjahren wechselte er zur Lebensmittelverein-Metzgerei am Limmatplatz. Er war ein knorriger kleiner Appenzeller aus Rehetobel und haderte manchmal damit, dass seine Brüder dortgeblieben, aus väterlichem Erbe eine grosse Weinkellerei übernommen und ihn mit einer kleinen Abfindung abgespiesen hatten. In Rehetobel heisst vermutlich jeder Zweite Lutz. Mit Martin tourte ich manchmal vom Wohnheim Columban in Urnäsch aus mit meinem alten Opel Zafira durch das Appenzellerland. Wir fuhren auch öfters durch Rehetobel, haben aber nie dort Halt gemacht.

Ich erinnere mich, dass Mia und Hans starke Raucher waren, beide rauchten Mary Long und beide stachen mit einer Stecknadel knapp über dem Filter mehrmals durch die Zigarette hindurch, bevor sie sie rauchten. Ganz feiner dünner Rauch strömte aus den stecknadelkleinen Löchern. Damit liess sich ihrer Meinung nach die Schädlichkeit von Zigaretten verringern. Onkel Hans starb an Krebs, Gotti Lutz besiegte noch mit 80 einen bösartigen Brustkrebs und wurde 99. Meinen letzten Besuch bei ihr machte ich zusammen mit Susi Ermatinger, meiner ersten Frau, im Pflegeheim Mattenhof. Die grosse, elegante und schöne Frau von einst hatte ziemlich dreckige, speckige Hosen an. Gotteli Lutz erzählte uns etwas von ihrer besten Freundin, die sie immer besuchen komme. Ihre Freundin sei eine bedeutende Frau und Gattin eines hohen Direktors. Ich brauchte einen Moment, bis ich realisierte, dass sie meine Mutter, ihr Kind Heidi meinte. Mia war hochgradig dement geworden. Welche Erinnerungen und Fakten hatten sich da in ihrem erlöschenden Gehirn vermischt? Sicher ist nur eines: Heidi blieb im Zentrum ihres Denkens.

Gotteli Mia war in den Zwanzigerjahren nach Zürich gekommen und führte einen Milchladen zusammen mit ihrem ersten Ehemann in Zürich 7. Er hiess Morgenthaler und ich glaube, an Gottelis Wohnungstür an der Heinrichstrasse hing bis zuletzt ein Schild mit dem Namen Lutz-Morgenthaler. Um das Familieneinkommen etwas aufzubessern, hatte Gotteli Lutz immer einen „möblierten“ Untermieter, welchen man damals „Zimmerherr“ nannte.

Weil das Ehepaar Lutz-Morgenthaler keine Kinder bekommen konnte, nahm Gotti Lutz Baby Heidi sehr gerne bei sich auf. Ihr erster Mann ist dann schon jung verstorben, wann genau weiss ich nicht. Ich nehme an, dass die Heirat mit dem kleinen, nicht

besonders attraktiven und überhaupt nicht weltgewandten Metzger Hans Lutz eine Zweckverbindung war. Nach meiner Erinnerung gingen die beiden aber immer respektvoll miteinander um. Onkel Hans war übrigens auch ein dankbarer Abnehmer der abgetragenen Anzüge meines Vaters, die Gotti Lutz eigenhändig anpasste und ausbesserte. Onkel Hans war begeisterter Fischer. In der guten Stube hing ein ziemlich kitschiges Bild mit einer Fischerfamilie, die am grossen Tisch einen Fisch verzehrt. Es hat mir immer sehr gut gefallen, obwohl ich Fisch nicht besonders liebte. Das lag wohl daran, dass ich als kleiner Bub einmal nach dem Genuss eines Fischfilets erbrechen musste. Ich erinnere mich noch heute an den Ruf des Fischhändlers, der jeweils freitags unsere Strasse hinaufzog und laut „Fischfilet – frische Fischfilets – rief. Heute esse ich Fisch ganz gerne, nicht aber irgendwelche Meerestiere wie Tintenfisch, Krebse, Muscheln oder Crevetten.

Gotteli Lutz war meiner Mutter eine liebevolle Mutter. Es muss für sie mindestens so schrecklich wie für Mutter gewesen sein, als die natürliche Mutter Anna 1938 beschloss, das 10jährige Heidi zu ihrer Schwester Mathilde zu geben. Für Mutter war dies sicher ein traumatisches Erlebnis, nach ihrer Erinnerung hat Gotteli Lutz aber nie ein böses Wort darüber verloren. Meine Mutter durfte ihre erste Pflegemutter Mia jeden Mittwochnachmittag direkt nach der Schule besuchen, eine Tradition, die Mutter auch mit uns Kindern fortsetzte. Gotteli Lutz war für uns viel mehr als nur Grossmutterersatz für die 1962 verstorbene Anna. Sie war für Regula und mich wirklich die Grossmutter, die uns fehlte. Die spezielle Beziehung, die sie zu unserer Mutter hatte, hinterfragten wir nie, auch nicht, dass Anna ihr Kind Heidi, unsere Mutter, einfach weggegeben hatte.

Eine an sich harmlose Situation habe ich noch sehr gut in Erinnerung: Gotteli Lutz war bei uns zu Besuch. Regula und ich stritten uns und ärgerten unsere Mutter. Da schritt Gotteli Lutz ein und las uns Kindern die Leviten: „Ihr seid ganz undankbare Kinder! Eure Mutter macht wirklich alles für Euch und ihr benimmt Euch derart schlecht. Schämt Euch!“ Regula und ich waren ziemlich verlegen und betroffen. Ich sehe immer noch das Gesicht meiner Mutter vor mir, welches Genugtuung und Zufriedenheit über die Intervention von Gotteli Lutz ausstrahlte.

Mathilde

Tante Mathilde Hofmann war Schneiderin und wohnte damals in Aussersihl an der Magazinstrasse 6 in der Nähe der Kanonengasse bei der Militärkaserne. Im Parterre hatte sie ein Atelier mit einem Schneidereiraum und einem Anprobierzimmer, den ersten Stock bewohnte sie zusammen mit ihrer Mutter, Heidis Grossmutter, die im Rollstuhl sass. Man hatte Grossmutter Hofmann beide Beine wegen einer Venenkrankheit amputieren müssen. Deshalb brauchte die voll berufstätige Mathilde Unterstützung, und diese wurde in der zehnjährigen Heidi gefunden.

Glücklicherweise war Mathilde ebenfalls eine liebevolle Pflegemutter. Mutter spricht auch heute noch gerne von dieser guten Zeit. Sicher verklärend erzählt sie mir oft: "Wir waren arm und hatten meist nur wenig zu essen, es war aber trotzdem immer schön." Heidi hatte zwar also bereits zum zweiten Mal eine Mutter verloren, dafür aber eine dritte Mutter bekommen. Mutters manchmal fast verzweifelte Art, auch in schwierigen Situationen immer auf heile Welt zu machen und familiäre Konflikte einfach zu ignorieren, zeigt, dass all diese Ereignisse für sie prägend waren. Sie ist Weltmeisterin im Verdrängen; eine Eigenschaft, die sie mir vererbt hat.

Die Grossmutter im Rollstuhl sei eine ganz Liebe gewesen, habe ihr aber nichts durchgehen lassen, erinnert sich Mutter. Wenn ihr etwas nicht passte, hat sie Heidi an ihren langen schönen schwarzen Zöpfen gezogen. Mutter hatte sich nicht nur um Grossmutter zu kümmern, sondern trug auch die fertig geschneiderten Kleider der Schneiderin Tante Mathilde Hofmann zur Kundschaft, oftmals durch die ganze Stadt bis zum Zürichberg. Mutter erzählt noch heute, je älter sie wird mit zunehmender Empörung, dass die meist sehr feine und gut betuchte Kundschaft ihr fast nie Trinkgeld oder auch nur einen Apfel oder ein Stück Brot gegeben habe. Und bezahlt hätten die reichen Leute Mathilde oft erst mit grosser Verspätung, obwohl die kleine Frauenfamilie fast immer unter Geldnot litt.

Mutter lebte von 1938 bis 1950 bei Tante Mathilde. In der Kriegszeit wurden an alle Familien Essensmärkli abgegeben. Heidi hat Mathildes Fleischmärkli immer gegen Brotmärkli eintauschen müssen, da das mehr zum Essen hergab. Für Kinder war der Tausch gefahrlos, für Erwachsene heikel, wenn man sie dabei erwischte. "Brot und Kartoffeln haben wir sowieso lieber als Fleisch gehabt, wenn möglich mit etwas Butter, Konfitüre oder Käse", sagte mir Mutter kürzlich an einem Sonntagabend im Restaurant

"Roter Stein" in Altstetten, wo sie wie immer Kalbsleberli mit Röstli und ich Kalbsrahmschnitzeli mit Nüdeli ass.

Von Mathilde stammt auch die Lebensweisheit: "Wenn es Dir schlecht geht, zeige es den Leuten auf keinen Fall, die freuen sich sonst noch darüber."

Anna

1929 bekam Mutter Anna ein Jahr nach Heidi ein zweites Mädchen namens Edith und nochmals ein oder zwei Jahre später den Sohn Karl. Edith wurde ebenfalls sofort fremdplatziert, wiederum bei einer befreundeten Familie. Ich habe in Erinnerung gehabt, dass die Mädchen damals weggegeben worden seien, weil Annas Mann "fortgelaufen" sei. Warum hat er dann aber noch im Jahresrhythmus zwei weitere Kinder zeugen können? Er war offenbar höchstens zeitweise weg, erst nach der Geburt von Karl dann aber für immer. Meine Schwester Regula sagte mir kürzlich, es sei eben so, dass Filius Arthur Schmid keiner Arbeit nachgegangen sei und Anna das Geld für die Familie als kaufmännische Sekretärin habe verdienen müssen. Deshalb seien die Kinder weggegeben worden. Im Übrigen habe Schmid Junior ständig Frauengeschichten gehabt. Gemäss Familienüberlieferung erhielt er seine gerechte Strafe und bekam die Kinderlähmung; offenbar aber nicht mit ganz schweren Folgen, so dass er eine zweite Familie im Tessin hat gründen können. Eine Halbschwester hat sich in den Achtzigerjahren nach dem Tod ihres - und Mutters - Vaters bei meiner Mutter telefonisch gemeldet. Mutter wollte überhaupt nichts von ihr oder der neuen Familie ihres Vaters wissen, sie hat jeden weiteren Kontakt abgelehnt.

Das Scheidungsurteil vom 4. Mai 1934

Anna liess sich anfangs der Dreissigerjahre von Arthur Schmid scheiden. Regula hat das Scheidungsurteil nach Mutters Tod in einer Kartonmappe gefunden, in welchem auch Doppel meiner Diplome aufbewahrt gewesen sind, und mir alles zugesandt. Das Urteil des Bezirksgerichts Zürich stammt vom 4. Mai 1934⁹⁷. Die 7. Abteilung tagte in Dreierbesetzung unter Vorsitz eines Dr. Huber, mit den Beisitzern E. Moser und A. Traber sowie dem Gerichtsschreiber Dr. Thüerer. Der Beklagte blieb unentschuldigt abwesend. Meine Grossmutter liess sich durch Rechtsanwalt Dr. Willfratt-Düby

⁹⁷ Vgl. Anhang 19.

vertreten. Meine Nachforschungen ergaben, dass es sich dabei um eine Frau handelt, Rechtsanwältin Dr. Margrit Willfratt-Düby, welche 1934 an der Hohlstrasse 35 in Zürich 4 praktizierte! Es muss eine sehr beeindruckende Frau gewesen sein. Sie war zusammen mit dem Ärztepaar Fritz und Paulette Brupbacher Mitgründerin der ersten Beratungsstelle für Fragen rund um Sexualität und Geburtenregelung⁹⁸, engagierte sich für Flüchtlinge im zweiten Weltkrieg⁹⁹, besonders für Frauen, war eine engagierte Scheidungsanwältin, kämpfte für das Frauenstimmrecht, referierte an öffentlichen Veranstaltungen des Frauenstimmrechtsvereins Zürich über «Scheidungsprobleme»¹⁰⁰ und postulierte den Schwangerschaftsabbruch auf Grund sozial-medizinischer Indikation¹⁰¹.

Dem Gerichtsurteil kann ich die genauen Personalien meiner beiden Grosseltern mütterlicherseits entnehmen:

Frau Anna Schmid, geb. Hofmann, ursprünglich von Unterkulm, Kt. Aargau (Hilfe, ich habe aargauische Wurzeln!), geb. 14. Mai 1901, cop. 28. April 1928 in Zürich, reformiert, wohnhaft Magazinstrasse 6, Zürich 4.

Arthur Schmid, kaufmännischer Angestellter, von Benken, Kt. Zürich¹⁰², geb. 23. Juli 1903, reformiert, zurzeit unbekannten Aufenthaltes.

Jetzt, wo ich das Scheidungsurteil erstmals in Händen halte, lässt sich auch die eine oder andere Unklarheit beantworten:

Meine Grosseltern haben am 28. April 1928 in Zürich geheiratet. Anna war damals mit Mutter hochschwanger, knapp vier Wochen später brachte sie am 23. Mai 1928 Heidi auf die Welt. Weiter ist dem Scheidungsurteil zu entnehmen, dass der Vater von Arthur

⁹⁸ Brigitte Ruckstuhl und Elisabeth Ryter, Der steinige Weg zur ersten Sexualberatungsstelle der Schweiz (spectra, Ausgabe Nr. 110, Sep. 2015), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁹⁹ Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus (Bergier-Kommission Zwischenbericht Band 17, 2001, S. 159 FN 314), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁰⁰ Die Staatsbürgerin, Mitteilungsblatt des Frauenstimmrechtsvereins Zürich, Nummer 5, Mai 1953; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁰¹ Margrit Willfratt-Düby, Das Problem der Abtreibung im schweizerischen Strafrecht (Rote Revue: sozialistische Monatsschrift Heft 5, Band 26, 1947), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁰² Immer wenn Mutter und ich auf der Fahrt zu Martin nach Rheinau bei der Autobahnausfahrt Benken vorbeifahren, erwähnte sie, dass sie von hier abstamme.

zwei Tage vor der Hochzeit Anna gewarnt hat, Arthur zu heiraten. Als guter Rechtsanwalt hat er dies mit eingeschriebenem Brief getan. Seine Motive sind mir nicht klar, es macht aber den Eindruck, dass er sich um seine künftige Enkelin nicht kümmern wollte, sondern lieber seine Hände in Unschuld wusch, so nach dem Motto: „Damit habe ich überhaupt nichts zu tun!“ und „Ich habe Dich ja gewarnt.“ Es ist mir nicht bekannt, dass er sich in irgendeiner Weise je um seine drei Enkel/innen bemüht hätte; vielleicht tue ich ihm aber auch unrecht.

Arthur Schmid habe bei der „La Suisse“ gearbeitet, dort ein Darlehen aufgenommen und dann seine Arbeitsstelle gekündigt. Anna habe das Darlehen zurückzahlen und auch für den Unterhalt der Familie aufkommen müssen. Der Beklagte habe ihr immer wieder das Geld abgenommen und das meiste für sich selber gebraucht. Kein Wunder, dass Anna also Heidi sofort fremdplatzieren musste. Schon bald ist Anna wieder schwanger geworden. Am 27. Juni 1929 erblickte Edith das Licht der Welt. Gleich nach ihrer Geburt habe Arthur sie verlassen und Edith wuchs ebenfalls bei einer Pflegemutter auf. Später kehrte Arthur nochmals zu Anna zurück und zeugte Karl Arthur, der am 10. Oktober 1931 zur Welt kam. Während dieser Zeit habe der Beklagte mit einem Fräulein Lehmann, einer „übel beleumundeten“ Cafésängerin, Bekanntschaft gemacht. Er sei mit ihr herumgezogen und habe sie auf Konzertreisen auf dem Klavier begleitet. Anna habe in dieser Zeit keine Adresse von ihm gehabt. Als er dann wieder heimgekehrt sei, sei die Klägerin „aufgebraust“, was erklärlich und entschuldbar sei. Im Jahre 1932 habe die Armenpflege Zürich den Beklagten in der Anstalt Rossau¹⁰³ versorgen müssen, und es sei ihm angedroht worden, dass er in eine Zwangserziehungsanstalt eingewiesen werde, wenn er sich nicht bessere. Am Silvester 1932 sei er von dort geflohen und am 3. Januar 1933 wieder eingeliefert worden. Zwei Tage später sei er wieder entwichen und jetzt unbekannten Aufenthalts.

¹⁰³ Es handelte sich offenbar um die offene Anstalt Weid in Rossau (Mettmenstetten ZH). Arthur Schmid wurde dorthin durch die Armenpflege der Stadt Zürich aufgrund des (1981 aufgehobenen) Gesetzes betreffend die Versorgung von Jugendlichen, Verwahrlosten und Gewohnheitstrinkern vom 24. Mai 1925 eingewiesen. Im Fluchtfall drohte ihm gemäss damaligen Gepflogenheiten die Versetzung in eine geschlossene Verwahrungsanstalt (vgl. auch Thomas Huonker, Martin Schuppli, Fabian Biasio (Fotos), Wandlungen einer Institution, Vom Männerheim zum Werk- und Wohnhaus).

Heute bietet an diesem Standort die «Stiftung zur Weid» für Suchtkranke und psychisch beeinträchtigte Menschen Wohn- und Arbeitsangebote zur persönlichen Stabilisierung und beruflichen Integration an.

Das Gericht stellte eine tiefe, vom Beklagten verschuldete Zerrüttung der Ehe fest und schied die Eheleute gestützt auf Art. 142 Zivilgesetzbuch. Der Beklagte wurde verpflichtet, an den Unterhalt seiner Kinder, welche der Klägerin zugewiesen wurden, monatlich je Fr. 40 bis zum vollendeten 18. Altersjahr zu bezahlen. Es ist mir nicht bekannt, dass er je einen Rappen bezahlt hätte.

Gemäss Gerichtsurteil wohnte Anna 1934 an der Magazinstrasse 6 bei Hofmann, also bei ihrer Schwester Mathilde, wo wohl schon damals auch ihre kranke Mutter war. Annas Kind Heidi wiederum wohnte in unmittelbarer Nähe bei Gotteli Lutz an der Heinrichstrasse 133. Anna war damals berufstätig. Ich gehe davon aus, dass sie ihr Kind oft sehen konnte. Ob sie das auch wirklich gemacht hat, weiss ich nicht. Mutter hat mir nie etwas darüber erzählt.

Meine Grossmutter Anna war in den Dreissigerjahren als geschiedene, arbeitstätige Frau mit drei Kindern eine schwer vermittelbare Partie. Die Rettung kam mit Gottfried Erni aus Winterthur. Er war schon seit frühen Jugendjahren in die schöne Anna schwer verliebt, heiratete dann aber, als sie ihn abwies, enttäuscht eine andere, die wiederum bald starb. Der Witwer Gottfried hatte eine kleine Tochter namens Rosmarie aus erster Ehe. Als er hörte, dass Anna wieder zu haben war, machte er ihr einen Heiratsantrag, den sie dieses Mal annahm. Es war wohl eine einseitige Liebesheirat.

Dass Anna ihre beiden Mädchen Heidi und Edith sofort nach der Geburt fremdplatziert und nur den Sohn Karl zu sich und ihrem neuen Mann Gottfried mitgenommen hat, mag für die damalige Zeit typisch sein. Boys first. Dass Anna aber vorher als alleinstehende Frau die beiden Mädchen sofort in befreundeten guten Familien unterbrachte, war sicher klug und umsichtig von ihr. Andernfalls hätte nämlich nach damals üblichen Gepflogenheiten die Vormundschaftsbehörde eingegriffen, Anna (und sowieso Arthur) die elterliche Gewalt für die Kinder entzogen und die Kinder zwangsweise irgendwo fremdplatziert. Anna zog zusammen mit Gottfried Erni, seiner Tochter Rosmarie sowie ihrem Sohn Karl an die Wülflingerstrasse 168 in Winterthur. Dort wohnte sie mit Gottfried Erni bis an ihr Lebensende. Gottfried zügelte irgendwann in den Siebzigerjahren ins Heuriedquartier an die Wasserschöpfli. Wir konnten von unserem Balkon aus seinen Hauseingang sehen, was meiner Mutter nicht besonders gefiel. Eigentlich wollte sie mit ihm möglichst wenig zu tun haben, denn sie hatten in all den Jahren nur wenig Kontakt gehabt und keine wirkliche Beziehung aufgebaut.

Seine Tochter Rosmarie hatte ihm die Wohnung aber organisiert und Edith hatte dabei mitgeholfen. Er starb nach wenigen Jahren wohl in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre über die Weihnachtstage an einem Hirnschlag in seiner Wohnung.

Wenn ich noch etwas weiter spekuliere, so kann ich mir gut vorstellen, dass die beiden berufstätigen Schwestern Mathilde und Anna an der Magazinstrasse 6 für ihre kranke Mutter einigermaßen gut hatten sorgen können, wegen Annas Wegzug nach Winterthur Mathilde nun aber überfordert war und dringend Hilfe brauchte. Möglicherweise hat das Baby Karl auch eine Zeit lang bei Mathilde gewohnt, vielleicht zeitweise auch zusammen mit seiner Mutter Anna. Ich glaube mich daran zu erinnern, dass Karl ein besonders gutes Verhältnis zu Mathilde gehabt hat. Vermutlich sind Anna und Karl nach Annas Heirat zum neuen Ehemann Gottfried Erni nach Winterthur gezogen. Jedenfalls musste um 1938 die zehnjährige Heidi von Gotteli Lutz weg zu Tante Mathilde ziehen und sie bei der Pflege der kranken (Gross)Mutter unterstützen. Das alles lässt sich nicht mehr wirklich sicher feststellen. Alle, die ich allenfalls hätte fragen können, sind zwischenzeitlich gestorben.

Mia Lutz hatte schon vorher ihren Ehemann verloren, dann also auch noch ihre Heidi. Aber auch diese starke Frau richtete sich wieder auf und entschied sich wie Anna für eine Zweckheirat.

Der Fremdenlegionär

Von einem anderen Verwandten ist ebenfalls überliefert, dass er wie Arthur Schmid "von zuhause davongelaufen" ist und "Schande über die Familie" gebracht hat. Er ging offenbar zur Fremdenlegion und soll in der Schlacht um Dien Bien Phu mitgekämpft haben, die für die Franzosen verloren ging¹⁰⁴. Später hat er sich nach Japan durchgeschlagen, dort geheiratet und eine Familie mit Kindern gegründet. Auch damit hatte er offenbar grosses Pech. Er soll seine ganze Familie in einem schweren Erdbeben verloren haben. Einigermassen gesichert ist: in die Schweiz zurückgekehrt entwickelte er sich zum Querulanten, schrieb allen möglichen Stellen und auch dem Bundesrat, um eine Entschädigung für das erlittene Unglück zu erhalten. Ich habe über sein

¹⁰⁴ Der Kampf des Viet Minh gegen die französischen Streitkräfte (Fremdenlegion) um die französische Festung bei Dien Bien Phu begann am 13. März 1954 und endete am 8. Mai 1954.

Schicksal in meinem Deutschmaturaufsatz mit dem vorgegebenen Titel "Das schwarze Schaf" geschrieben.

Ein Familiendrama

Karl heiratete bereits während der Rekrutenschule anfangs der Fünfzigerjahre seine schwangere, 17-jährige Freundin Margrit. Sie hat ihn mehr als 25 Jahre später wegen Roli Nanzer, dem Ehemann von Edith, der Schwester von Mutter und Karl, verlassen. Das gab natürlich einen grossen Familienskandal. Es war offenbar aber wirklich echte Liebe. Roli, in der ganzen Familie als Casanova bekannt, heiratete Margrit und blieb mit ihr bis zu seinem Tod mit über 95 zusammen. Sie wohnten lange Zeit in Sool/GL.

Anfang der Neunzigerjahre, als ich bereits erster Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Zürich war, besuchte mich Edith einmal überraschend in meinem Büro. Sie sagte mir, sie habe mit Roli einen Gerichtstermin betreffend Abänderung des Scheidungsurteils. Ich folgte ihr, um auch Roli kurz zu begrüßen. Als ich um die Ecke bog, sah ich durch einen dort sitzenden fremden Mann hindurch und suchte nach Roli. Der fremde Mann stand auf und fragte mich, ob ich ihm nicht einmal mehr Grüezi sagen wolle. Es war Roli. Ich hatte ihn jahrelang nicht mehr gesehen, er war älter geworden und trug eine Brille. Ich habe ihn absolut nicht mehr erkannt. Ich glaube, Edith hat sich darüber gefreut.

Edith und mein Lieblingscousin

Edith war meine Gotte. Sie hat sich immer sehr stark um mich gekümmert und bemüht. Die schönsten Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke kamen meist von ihr. Sie hat mir Federball-Schläger mit ledernen Griffen, das geliebte Knaurs Jugendlexikon und den herrlichen Baukasten Radiomann inkl. Röhre EF98 geschenkt. Mit diesem Kasten habe ich lange experimentiert. Edith hat mich manchmal auch zu gemeinsamen Ausflügen eingeladen.

Am 31. Dezember 1962 bekamen Roli und sie ihren einzigen Sohn Philipp für die damalige Zeit relativ spät, Edith war schon 33.

Der Winter 1962/63 war ein ganz besonderer Winter für Zürich. Damals ereignete sich die letzte „Seegfrörni“. Schon im November 1962 war es sehr kalt geworden. Im Verlauf des Dezembers gefror der ganze Zürichsee zu. Ab 1. Februar 1963 war die

Eisdecke dick genug, so dass sie für die Bevölkerung frei gegeben werden konnte. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich mit meinen Eltern und Regula mit einem Davoser Schlitten vom Bürkliplatz aus auf den Zürichsee spazierte. Es war grau, neblig und eiskalt. Dass dies ein Jahrhundert-Ereignis war, realisierte ich damals natürlich noch nicht.

Edith war eine feurige Rothaarige. Einmal hat sie mir gesagt, Roli habe immer unbedingt eine naturrothaarige Frau gewollt. Die hatte er nun. Edith war temperamentvoll und überschwänglich. Meine Mutter und sie hatten eine enge Beziehung, sie haben sich aber auch oft gestritten.

Sehr laut konnten Ediths Streitereien mit Roli werden. Roli hat Vater einmal erzählt, dass ihm Edith eine Ohrfeige verpasst habe, als er friedlich im Bett geschlafen habe. Sie hat sicher ihre Gründe gehabt und fühlte sich wohl vom Schlaf des Gerechten provoziert. Ihren Ehering spülte sie nach einem Ehekrach die Toilette herunter.

Edith war immer voller Leben und Leben bedeutete für sie Drama. Sie war für unsere eher spiessige und sehr angepasste Familie eine echte Bereicherung. Sie kümmerte sich in der schwierigen Zeit meiner Trennung von Elisabeth sehr stark um Markus und Silvia. Sie hatte ein feines Gespür für Menschen und ihre Nöte. Leider ist sie schon vor ca. 12 Jahren gestorben. Ich vermisse sie manchmal heute noch. Ihre grosse Bedeutung für unsere Familie und mich habe ich leider erst spät erkannt.

Ich bin sechs Jahre älter als Ediths Sohn, mein Lieblingscousin Philipp. Er war ein sehr kluges und empfindsames Kind. Wir hatten in seinen ersten 10 bis 12 Lebensjahren ein Verhältnis wie älterer und jüngerer Bruder.

Die Familie Nanzer wohnte im Mehrfamilienhaus an der Hanfrosee genau gegenüber von uns. Philipp und ich konnten uns von unseren Kinderzimmern aus sehen und zuwinken, er im zweiten Stock und ich im Parterre. Einmal haben wir unsere Zimmer via Fenster direkt mit einem Luftseilbähnchen verbunden. Auch sonst haben wir viel gemeinsam gebastelt und gespielt. In der Zeit, als sich seine Eltern trennten und Philipp einen älteren Bruder wirklich gebraucht hätte, war ich zu viel mit mir selber beschäftigt und zu wenig für ihn da.

Kleinere Unfälle und Lebensgefährliches

Einmal ging es beim Cowboy-Spiel – es war wohl im Jahr 1971 - so wild zu und her, dass ich Philipp mehr oder weniger ungewollt meine Hand in den Mund gegen seine Zähne schlug. Ich trug eine ziemlich tiefe Bisswunde davon, man sieht die Narbe noch heute zwischen kleinem Finger und Ringfinger an meiner rechten Hand. Menschenbisse sind offenbar nicht ganz ungefährlich. Wegen Blutvergiftungsgefahr nähte mein Kinderarzt die Wunde nicht zu, sondern ich musste einen abnehmbaren Gips tragen und die Wunde täglich mit Kamillosan reinigen. Es war mir jeweils etwas peinlich zu erzählen, wie der Unfall geschehen war. Ich war damals in der 2. Gymi-Klasse. Mathematiklehrer Peter Gebauer glaubte meiner Erklärung schlicht nicht. Er fragte mich, was ich in Deutsch für eine Note hätte. Weil ich so phantasievolle Geschichten erzählen würde. Ich mochte ihn auch sonst nicht besonders.

Ich hatte in meinem Leben bisher nur wenige, nicht schwere, dafür aber meist etwas merkwürdige Unfälle gehabt. Un-Fälle, so wie den soeben erwähnten mit meinen Cousin Philipp. Ein anderer eher seltsamer Unfall ereignete sich in der 5. Klasse. Ich wartete vor der grossen Turnhalle im Schulhaus Rebhügel mit Schulkollegen auf den Beginn der Turnstunde. Ein Schulkollege, René Gautschi, der Bäckerssohn vom Höfliweg, von welchem wir manchmal Abfallguetsli erhielten, turnte bereits im oberen Stock direkt über mir an einem Geländer herum und versuchte, den Handstand zu machen. Dies misslang ihm gründlich. Er konnte sich nicht im Handstand auf dem Geländer halten, es überschlug ihn nach hinten, und er stürzte in den unteren Stock, direkt auf mich herab, besser gesagt auf meine Nase. Es war ein heftiger Schlag sozusagen aus heiterem Himmel. Davon zeugt noch heute ein leichter Buckel auf meiner Nase. Ich würde rückblickend sagen, sie war gebrochen, zum Arzt gegangen bin ich deswegen aber nicht, es heilte auch so. René trug keinerlei Schaden davon, meine Nase hat den Sturz gut aufgefangen.

Lange Jahre ist mir nichts mehr passiert, auch nicht im Militär, dort bekam ich dafür regelmässig eine Bronchitis. Insbesondere habe ich bis 2008 – abgesehen vielleicht von meiner Nase - auch nie etwas gebrochen. Auch kein Bagatell-Unfall ist es gewesen, als ich im Restaurant Commihalle versehentlich auf die Gabel gebissen und dabei einen Zahnstückchen abgebrochen habe. Die Winterthurer-Versicherung

belehrte mich, es sei hier kein unfallähnliches Ereignis im Sinne von einer „groben Programm-Abweichung“ passiert¹⁰⁵.

Erst 2008 bei einer Rückfahrt aus den Ferien bei einer Autobahnzahlstelle vor Mailand knickte erstmals einer meiner Knochen. Irgendwie funktionierte die Durchfahrts-Barriere nicht, und ich ging auf die Suche nach jemandem, der uns helfen könnte. Dabei versuchte ich, über ein nicht allzu hohes Mäuerchen so etwas wie eine Flanke zu machen, was nur beinahe gelang. Ich blieb mit einem Schuh hängen und schlug seitwärts auf meinen Arm bzw. Ellbogen auf der anderen Seite auf dem Boden auf. Das tat ziemlich weh, auch am nächsten Morgen noch. Diagnose im Uni-Spital: das Radiusköpfchen am Ellbogen war angebrochen. Ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt. Wie vierzig Jahre vorher meine Nase hätte es vermutlich von selbst geheilt. Nun hatten wir aber das Jahre 2008, es gab für sechs Wochen einen Gips und nachher verordnete Physiotherapie. Ich konnte den Arzt nur mit Mühe davon abhalten, mich für diese Zeit krank zu schreiben. Ich erklärte ihm, dass ich trotz Gips mehrheitlich mit Grips arbeite. Ich habe aber immerhin gemerkt, wie sehr man mit einem Arm im Gips behindert ist: man kann sich nur schlecht anziehen und nicht einmal selbst die Schuhe binden.

Verkehr ist gefährlich, auch stehender. Mein letzter Um-Fall ereignete sich im Mai 2019¹⁰⁶. Ich war mit der S-Bahn von der Hohlstrasse aus auf dem Weg zum Zahnarzt, als ich ein Mail der kantonalen Finanzkontrolle erhielt. Ich überflog das Resultat ihrer Abklärungen der finanziellen Geschäftsbeziehungen unserer Bewährungs- und Vollzugsdienste mit der Stiftung Zürcher Gefangenen- und Entlassenenvorsorge (zsge) auf meinem Handy. Dabei nervte ich mich etwas, las beim Aussteigen konzentriert weiter und konzentrierte mich dabei zu wenig auf die Abgangstreppe vom oberen Zugabteil ins untere. Ich stolperte, stürzte die Treppen hinunter und schlug mir beide Schienbeine an den eisernen Treppenstufenenden ziemlich hässlich auf. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, wenn sich nicht die Wunden, wohl wegen ungenügender Wundbehandlung, entzündet und ich eine Blutvergiftung bekommen

¹⁰⁵ Das erinnert mich an eine Bagatell-Unfall-Meldung, welche ich einst als Personalchef des Bezirksgerichts Zürich erhalten habe. Ein Mitarbeiter machte geltend, er habe sich mit dem Reissverschluss seiner Hosen sein bestes Stück eingeklemmt. Programm-Abweichung?

¹⁰⁶ Stimmt leider bereits nicht mehr. Am 7. Juni 2021, also kurz nach der Veröffentlichung des vorliegenden Manuskriptes, habe ich den Fuss gebrochen. Mehr dazu in Teil 2.

hätten. Mit Antibiotika war sie schnell weg. Ich kann also mit Fug und Recht sagen, dass mich die Finanzkontrolle ins Stolpern und zum Sturz gebracht hat.

Keine Unfälle, aber lebensgefährliche Situationen habe ich zwei erlebt, beide im Verkehr, beide Male im fahrenden: das erste Mal stand ich – wohl 10 Jahre alt - vor einem Fussgängerstreifen an der Friesenbergstrasse, in unmittelbarer Nähe unseres Familiencoiffeurs Zimmerli. Ich weiss nicht, welcher Teufel mich ritt, es muss aber eindeutig einer gewesen sein. Ich oder der Teufel sagte mir, dass ich jetzt ohne zu schauen über die Strasse rennen wolle oder solle. Warum ich diesen Drang hatte, weiss ich beim besten Willen nicht mehr. Gesagt, getan, und ich krachte mit einem Velofahrer zusammen, dem es peinlicher als mir war: ein Kind auf dem Fussgängerstreifen. Er hat mich aber nicht voll erwischt, und es hat mir so gut wie nichts gemacht. Der Fehler lag eindeutig bei mir. Ob ich ein Auto wohl heranfahren gehört hätte und nicht losgerannt wäre?

Das zweite Mal war wieder ein Teufel beteiligt, dieses Mal war es aber nicht meine Schuld. Ich fuhr mit meinem roten Bonanza-Mofa wie jeden Morgen ins Gymnasium Freudenberg, entlang der damals noch sehr stark befahrenen Weststrasse, in der mittleren Spur entlang der Leitlinie, wie es sich gehört. Ein grosser Lastwagen kam von hinten, überholte mich auf der zweiten Spur links und streifte mich mit seinem ebenso grossen Anhänger, so dass ich stürzte, glücklicherweise nicht gegen den Anhänger, sondern auf die rechte andere Seite. Das nachfolgende Auto konnte stoppen, mir geschah nichts. Der Lastwagenfahrer hat nicht einmal angehalten.

Es ist schon gut, wenn auf jeden Teufel zwei Schutzengel kommen.

Another Wedding and two funerals

Der Bruder meiner Mutter Karl Schmid war mein Götti. Er heiratete nach seiner Scheidung von Margrit ein zweites Mal und zwar Bernadette, eine Bauerntochter. Sie hat mir einmal gesagt, dass sie es gar nicht habe glauben können, dass ein so wichtiger Mann wie Karl sich für sie interessieren könnte. Sie war einiges jünger als Karl und gebär schon bald den gemeinsamen Sohn Bernhard, von Karl manchmal Bürger genannt. Karls älteste Tochter aus erster Ehe mit Margrit heisst ebenfalls Margrit. Sie bekam praktisch zur selben Zeit wie ihr Vater mit ihrem Ehemann Beni ein Kind, ein Mädchen. Karl war gleichzeitig Vater und Grossvater geworden, und das

Baby Bürger Bernhard kam als Onkel zur Welt. Karl war Steuerinspektor in Glarus, dann eine Zeit lang selbständiger Steuerberater und schliesslich wieder kantonaler Steuerkommissär. Er ist vor einigen Jahren mit über 80 gestorben. Bernadette und Bürger wohnen noch immer in Glarus.

Grossmutter Anna blieb mit Stiefgrossvater Gottfried Erni bis zu ihrem Tod zusammen. Schon mit etwa vierzig hatte sie Gebärmutterkrebs bekommen. Offenbar war es damals üblich, diesen mit radioaktiven Einlagen zu behandeln. Anna starb 20 Jahre später mit 62 an Krebs. Ich habe im Nachlass meiner Mutter einige Briefe von Anna an meine Mutter gefunden. Sie sind sehr berührend, lassen eine grosse Einsamkeit und ärmliche Verhältnisse erahnen. So konnte Grossmutter Anna Anfang der Sechzigerjahre offenbar nur vom Apparat einer Nachbarin aus telefonieren, sie hatte kein eigenes Telefon, und die Kosten für einen solchen Anruf waren für sie ein Thema.

Sie schrieb in ihren Brief nie von „ich“, sondern immer in der dritten Person von „Mama“.

Ich habe wenige Erinnerungen an meine Grossmutter. Eine davon stammt von Weihnachten 1961 bei ihr und Gottfried zuhause in Winterthur. Ich erinnere mich, dass ich auf die vielen Geschenke, die Grossmutter und Grossvater Erni bekommen hatten, neidisch war. Als sie aber alles ausgepackt hatten, war mein Neid verflogen: sie bekamen u.a. einen grossen blauen Plastikeimer zum Putzen, einen Wasserkrug, Vater Erni Socken und auch sonst aus meiner Sicht nichts wirklich Schönes und schon gar nichts zum Spielen.

Die zweite Erinnerung ist, wie Grossmutter Anna uns überraschend an einem heissen Sommertag an der Hanfrose in Zürich besuchte. Ich muss vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Sie war blass und dünn, hatte sehr schlechte Zähne, war aber fröhlich. Regula und mir schenkte sie je einen Fünfliber. Wir hatten noch nie von jemandem so viel Geld bekommen.

In einem letzten Bild von ihr sehe ich sie in einem Spitalzimmer an Schläuchen angehängt im Bett liegen. Ich glaube mich erinnern zu können, dass sie sagte, sie wolle nun öfters nach Zürich kommen. Als erstes gehe sie mit Mutter im Bally neue Schuhe für sich kaufen. Sie starb im Jahre 1962. Zur Erinnerung an sie bekam Regula ein Bäbi geschenkt. Aus irgendwelchen Gründen - ich weiss nicht mehr warum,

vielleicht war es Neid - malte ich dem Bäbi auf den Hinterkopf mit Kugelschreiber ein zweites Gesicht. Rägi war wenig erfreut.

Annas Beerdigung war im Friedhof Sihlfeld. Anna wollte nicht in Winterthur begraben sein, sondern im Grab mit ihrer Schwester Mathilde liegen, die etwa fünf Jahre früher ebenfalls an Krebs gestorben war. Ich erinnere mich an einen weinenden Mann. Er sei aus der Familie Hofmann, sagte meine Mutter. Es war wohl Bernd Hofmann, der in den Vierzigerjahren im selben Haus wie Tante Mathilde, Grossmutter Hofmann und meine Mutter wohnte. Er war als Kind offenbar oft allein und hungrig. Obwohl die Frauenfamilie Hofmann kaum selbst genug zum Essen hatte, war er ein häufiger Gast. Er lebt noch, ist inzwischen 94, also zwei Jahre älter als Mutter und hat nach Mutters Tod Regula kürzlich geschrieben. Er habe mit Heidi leider immer weniger Kontakt gehabt, seit Leo in ihrem Leben aufgetaucht sei. Vermutlich war er selber ein wenig in die schöne Heidi verliebt.

Starke Frauen, schwache Männer

Ich staune, wie viele starke Frauen die Geschichte meiner Familie mütterlicherseits geprägt haben. Da war die kranke, aber willensstarke Urgrossmutter im Rollstuhl, sodann meine Grossmutter Anna, die schon in den Zwanzigerjahren als arbeitstätige und später geschiedene Frau den Lebensunterhalt für ihre Familie bestritt, ihre Schwester Mathilde, die Schneiderin, welche als Kleinstunternehmerin den Zürichberg mit ihren Kleidern belieferte, zu dritt zusammen die Frauenfamilie Mathilde, Heidi und Grossmutter Hofmann, welche während der Kriegszeit mit sehr wenig Geld hat auskommen müssen, es aber gleichwohl ohne fremde Hilfe geschafft und es nach Mutters Erinnerung erst noch immer gut miteinander gehabt hatte, und natürlich Gotteli Mia Lutz, die Mutter zehn Jahre lang wie ihr eigenes Kind betreut und sie dann klaglos, aber mit gebrochenem Herzen hat weggeben müssen. Und natürlich denke ich auch an die Schwester meiner Mutter Edith und meine Mutter selber. Diese Frauen hatten damals alle noch nie oder noch lange kein Stimm- und Wahlrecht, waren auch zivilrechtlich Bürgerinnen zweiter Klasse, und doch prägten sie ihre Familie stärker als die teilweise eher schwachen Männerfiguren wie mein Urgrossvater Rechtsanwalt Schmid an der Bahnhofstrasse, der sich offenbar aus allem herausgehalten hat, sein Sohn, mein Grossvater, Arthur Schmid, der seine Familie im Stich gelassen hat, des Weiteren der in meiner Erinnerung eher blass gebliebene zweite Mann von Anna, mein

Stiefgrossvater Gottfried Erni. Auch väterlicherseits war die prägende Figur mit Grösli Hedwig Manhart-Zwicky eine Frau. Sie hat ihr langes Leben lang der ganzen Familie mit Kindern, Gross- und Urgrosskindern den Zusammenhalt gegeben, welcher mit ihrem Tod 1977 weggefallen ist.

Heidi Schmid

Wir erreichen das Seniorama. Mutter sagt: "Jetzt sind wir früh genug zurück, ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, um mich in meinem Zimmer auszuruhen. Um 17.30 Uhr gibt es Nachtessen." Café complet plus, habe ich auf dem Menu-Plan gelesen. Nur Parkplatz Nr. 13 ist vor dem Altersheim noch frei, das passt mir eigentlich nicht, dabei haben Mutter und Regula beide an einem 13. geheiratet. Sie behaupten, 13 sei eine Glückszahl.

Ich bin eher abergläubisch. Einmal habe ich mich als Amtschef geweigert, eine wichtige und etwas heikle Verfügung mit Datum vom 13. zu unterzeichnen, als mein Chef Rechtsdienst eine Unterschrift von mir haben wollte. Schlechtes Omen, das hätte Unglück gebracht. Florian Funk musste einen Tag warten.

Ich habe an einem 30. (Mai 1987), dann an einem 14. (Juni 1991) und letztmals am 28. September 2002 geheiratet.

Im Seniorama warten etwas mehr Leute im Speisesaal, immer noch der alte Strassenarbeiter, jetzt wach. Hans von Niederhäusern sehe ich am Tisch spielen: Halma? Ein alter Genosse und Gewerkschafter aus meiner Kreispartei. Es ist doch eher Eile mit Weile. Im Nachbarzimmer von Mutter ist eine neue Bewohnerin eingezogen. Es hängt ein Willkommensschild an ihrer Tür. Ich lese den Namen: Heidi Schmid. "Schau mal Mutter, wie Deine Nachbarin heisst", sage ich ihr. Mutter liest, zögert einen Moment und sagt: "Das ich doch nicht möglich! So etwas, die Frau heisst ja genau wie ich. Ich müsste sie eigentlich einmal kennenlernen." - Warum nicht Mutter, sie ist ja deine Nachbarin.

Mutter überlegt wie meist einen Moment, ob sie den Badge ins Schlüsselloch schieben soll. Schon bei der Annäherung an den Sensor schaltet das Lämpchen auf grün und die Tür ist offen. Sehr praktisch, ausser für eine andere Nachbarin, die es meist nicht allein schafft. Als ich ihr das letzte Mal souverän zeigen wollte, wie das geht,

funktionierte auch bei mir der Badge nicht. Mutter übernahm, so energisch wie einst früher, und das Lämpchen schaltete auf grün.

Nun sind wir im Zimmer. "Ich lass den Mantel noch etwas draussen hängen, damit er trocknen kann. Und sag Kornelia und Angelina von mir liebe Grüße."

"Auf Wiedersehen Mutter, und bis zum nächsten Mal."

Ob sie mich wohl wie meistens nochmals bis zum Lift zurückbegleitet? Heute nicht. Das ist gut so. Und so rasch wie möglich gehe ich zu meinem schönen und eleganten Polo und fahre nach Hause.

Die Brätkügeli warten.

8. Oktober 2019: Im Café Mohrenkopf mit Susanna Stähelin

Die Gleiche geblieben. Die Störfallvorsorge.

Eine erfolgreiche Nichtbewerbung: ich lasse mich dreimal bitten. Eine Bundesratswahl erweist sich für mich als Glück.

Dichotomisches. Die versteckte Agenda. Eine Auswechslung mit späteren Folgen. Mein Preis. Sinnsuche. Wenn man eigentlich gehen möchte. Wasser predigen und Wein trinken.

Das hinterlegte Dauerrezept.

Susanne Stähelin

Pünktlich um 12.00 kommt Susanna Stähelin vom Kaspar Escher-Haus her zum Central. Wir haben bei der Haltestelle der Polybahn abgemacht, direkt neben dem Pot-au-vert¹⁰⁷. Unsere Kollegin Helen Wormser hat ihrem Partner, dem Eigentümer und Wirt des Hotel Limmathof Markus Nussbaumer, diesen Namen und das Vegi-Konzept eingeflüstert.

Irgendwann waren wir alle drei am Bezirksgericht Zürich tätig. Susanna war Gerichtssekretärin auf der 7. Abteilung, bei Vizepräsident Ringger. Damals amtierten weit über 20 Vizepräsident:innen am Bezirksgericht Zürich, so wie in einer grossen amerikanischen Firma, bis das Obergericht entschied, dass es neben dem Gesamtgerichtspräsidenten nur noch einen einzigen Vizepräsidenten geben solle. Zu meiner Zeit war der "richtige" Vizepräsident, also der Stellvertreter des Gesamtgerichtspräsidenten, zuerst Remo Bornatico, dann Ruedi Kieser, nachher Bruno Steiner und schliesslich Max Hauri. Ich selber war erster Gerichtsschreiber.

Helen Wormser wurde Bezirksanwältin, zuletzt bei der Besonderen Bezirksanwaltschaft III für Wirtschaftskriminalität und stets mit einem Schwerpunkt für Kindesschutz. Von dort wechselte sie 1995 zu mir ins Generalsekretariat als juristische Sekretärin mit besonderen Aufgaben. Sie war hauptsächlich für Opferhilfe und Kindesschutz, die

¹⁰⁷ Dieses im ersten Stock des Hotel Limmathofes gelegene Restaurant gibt es zwischenzeitlich auch nicht mehr. Es wurde Ende 2019 aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen.

Bezirksgefängnisse und für Vollzugslockerungen bei potentiell gefährlichen Tätern zuständig. Nach der grossen Verwaltungsreform mit der Zusammenlegung der Direktionen der Justiz und des Innern zu einer Direktion und einem Generalsekretariat zog sie um den Jahrtausendwechsel als Juristin zum Ombudsmann weiter. Wir hatten weiterhin ab und zu beruflich miteinander zu tun. Sie blieb bis zu ihrer Pensionierung beim kantonalen Ombudsmann. Ihr erster Chef war Markus Kägi, langjähriger Kantonsrat, vormaliger Notar-Stellvertreter in Zürich Riesbach und späterer Regierungsrat. Auf Kägi folgte Thomas Faesi, den ich auch von früher kenne. Er war ein Studienkollege von Thomas Ermatinger, dem Zwillingsbruder meiner ersten Frau Susi. Thomas Faesi war in den Achtzigerjahren Mitglied der Revolutionären Marxistischen Liga (RML), der späteren Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP). Er wechselte dann das Studium, von der Medizin zur Juristerei, ebenso die Partei, nämlich von der RML zur SVP (wohl nicht nahtlos). Seine Freundin Franziska Buob war damals schon auf dem Weg zur Juristin. Ich traf sie später am Obergericht wieder. Sie ist immer noch als Anwältin tätig.

Helen Wormser führte ihre Aufgaben immer äusserst engagiert und motiviert aus. Sie ist die einzige Mitarbeiterin, die mich wegen eines dringlichen Geschäftes einmal sogar auf der Herrentoilette gesucht hat ("Thomas, bist Du hier?"). Manchmal war sie eben kaum zu bremsen. Ich habe immer sehr gern mit ihr zusammengearbeitet.

Dem erwähnten Herren-WC im zweiten Stock im Kaspar Escher-Haus schräg vis-à-vis vom Regierungsratsbüro seien noch drei andere Erinnerungen gewidmet:

Es gab eine Zeit, als ein bekannter Bürgerschreck die Justiz intensiv beschäftigte und auf Trab hielt, so auch die Justizdirektion. Einmal wurde die Gefährdungssituation für Justizdirektor Leuenberger so eingeschätzt, dass für ihn im KEH ein spezielles Sicherheitsdispositiv aufgezogen wurde. Dieses war aber nicht ganz wasserdicht: als Leuenberger das fragliche Örtchen aufsuchte, stiess er mit besagtem Herrn zusammen. Es hat sich wohl jeder für sich über diesen Zufall amüsiert.

Eine wirklich peinliche Situation ergab sich, als ich einmal frohen Mutes besagtes Örtchen betrat und am „Brünneli“ auf einen Mitarbeiter aus einer Abteilung der Baudirektion stiess. Dieser war gerade damit beschäftigt, seinen Allerwertesten unter dem laufenden Wasserhahn zu reinigen. Ich war derart überrascht, dass ich auf dem Absatz umdrehte und den Tatort unverrichteter Dinge verliess.

Während einiger Monate wurden auf dieser Toilette immer wieder leere Schnapsfläschchen deponiert. Woher die Flachmänner stammten, liess sich nicht feststellen.

Die Gleiche geblieben

Susanna hat sich in all den Jahren nur wenig verändert. Ich habe seither die meisten Haare zumindest auf dem Kopf verloren und deutlich mehr Kilos zugelegt als Jahre vergangen sind. Susanna sieht man die Jahre kaum an. Als ich 1994 zur Justizdirektion wechselte, war sie schon bei der Direktion des Innern, Fachstelle für Störfallvorsorge oder so. Sie war selber zum Störfall geworden, weil sie sich mit Sämi Eglin, der dort zum Kader gehörte, zusammengetan hatte. Hiess der kleine rundliche Chef der Störfallvorsorge Funk, so wie Florian, mein Chef Rechtsdienst? Nun ja, nicht mehr mein Rechtsdienst.

Sämi Eglin ist später stellvertretender Generalsekretär in der Gesundheitsdirektion und die rechte Hand des Gesundheitsdirektors Thomas Heiniger geworden. Als ich Chef Justizvollzug wurde, hatte ich mit ihm öfters zu tun. Uns verband die gemeinsame strategische Planung für zusätzliche Hochsicherheitsplätze für psychisch kranke Gewalt- und Sexualstraftäter auf dem Gebiet der Klinik Rheinau. Ca. ein Jahr vor Thomas Heinigers Rücktritt als Regierungsrat übernahm Sämi die Geschäftsführung der neu gegründeten Axana AG, welche schweizweit das elektronische Patienten-dossier einführen will. Heiniger ist Verwaltungsratspräsident. In der Folge gab es Unstimmigkeiten mit der neuen Gesundheitsdirektorin Nathalie Rickli, welche einige mediale Aufmerksamkeit erregten¹⁰⁸. Auch sonst haben sich offenbar ernsthafte Probleme in Zusammenhang mit diesem IT-Projekt ergeben¹⁰⁹.

1994: Moritz Leuenberger hatte offenbar – in allen Ehren - auch ein Auge auf Susanna geworfen, jedenfalls fragte er mich vor meinem Stellenantritt als Generalsekretär, was ich davon halte, wenn er Susanna ins Generalsekretariat hole. Ich war begeistert. So fing sie am selben Tag an wie ich, am 1. März 1994. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert.

¹⁰⁸ Streit zwischen Rickli und Heiniger eskaliert (Tages-Anzeiger vom 11.9.2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁰⁹ Zürcher Parlament spricht von „unhaltbaren Zuständen“ bei IT-Projekt im Gesundheitswesen (NZZ vom 21.3.2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Eine erfolgreiche Nichtbewerbung

Dass ich überhaupt Generalsekretär der Justizdirektion geworden bin, ist eher einem Zufall geschuldet. Mit Einführung des obligatorischen Haftrichters hatte das Bezirksgericht Zürich eine Zweigstelle in der Militärkaserne eröffnet. Wegen Umbauarbeiten im Kaspar-Escherhaus war die Justizdirektion ebenfalls in die Kaserne in angrenzende Räumlichkeiten gezogen. So lernte ich Moritz Leuenberger flüchtig kennen.

Wohl Anfang 1993 telefonierte mir Moritz überraschend in mein Büro und erzählte mir, dass er gelegentlich die Stelle seines Generalsekretärs ausschreiben werde, da der bisherige Amtsinhaber Hans Ribi in Pension gehe. Ob mich diese Stelle interessieren würde. Spontan reagierte ich so, wie es auch taktisch am besten gewesen wäre. Ich antwortete Moritz nämlich, dass mir meine Stelle als Erster Gerichtsschreiber sehr gut gefalle und dass ich mittelfristig Richter werden wolle. Moritz nahm das so entgegen und stellte in Aussicht, dass er mich allenfalls noch einmal kontaktieren werde. Ich hatte dies schon wieder vergessen, als er mich im Herbst 1993 erneut anrief und mich fragte, wie es jetzt aussehe. Ich erteilte ihm wieder eine Absage, liess aber einen kleinen Türspalt offen. Ich sagte ihm, dass er mich kontaktieren könne, falls er keine:n geeignete:n Bewerber:in finde. Für mich sei aber klar, dass ich mich nicht einem offenen Bewerbungsverfahren stelle, man müsse mich schon berufen. Ich wolle in meinem Umfeld nicht den Eindruck erwecken, dass ich Abwanderungsgelüste habe, zu sehr gefalle mir meine jetzige Stelle. Im Oktober 1993 telefonierte er mir erneut und erklärte mir, dass er keinen Wunschkandidaten gefunden habe und an mir sehr interessiert sei. Wir machten für eine Besprechung ab, die ziemlich gut verlief. Seine Fragen waren klassisch nach Lehrbuch, ich selber hatte schon Dutzende von Personen angestellt und kannte so ziemlich alle Standardfragen. Am Schluss forderte mich Moritz nochmals auf, ihm meine Bewerbung zu schicken. Ich lehnte zum dritten Mal ab und sagte ihm, dass ich das nur tue, wenn er mich wirklich wolle, er müsse mich schon berufen. Das war ziemlich frech, ich hatte aber aus meiner Sicht nichts zu verlieren, denn eigentlich gefiel mir die Stelle am Gericht besser als diejenige, welche ich in der Justizdirektion in Aussicht hatte. Moritz überlegte es sich nochmals. Langsam begann ich mich aber für diese Stelle zu interessieren.

Wendepunkt Zollikerberg-Mord

Kurz nachher ereignete sich der Zollikerberg-Mord. Dieses schreckliche Delikt stellt einen Wendepunkt für den Strafvollzug im Kanton Zürich und in der Schweiz dar. Am 30. Oktober 1993 wurde die 20jährige Pfadiführerin Pasquale Brumann von Erich Hauert ermordet, der sich auf einem Hafturlaub befand. Hauert war wegen zwei Frauenmorden und elf Vergewaltigungen zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe verurteilt worden und galt als sehr gefährlich. Er hatte bereits über 100 Hafturlaube absolviert, als er den grauenhaften Mord beging. Politik und Öffentlichkeit reagierten zu Recht entsetzt und empört. Auch dank des Mutes und der Hartnäckigkeit von Jeanette Brumann, der Mutter des Opfers, wurden in den folgenden Jahren viele einschneidende Änderungen im Justizvollzug eingeführt und der Fokus inskünftig zu allererst immer auf den Opferschutz und die öffentliche Sicherheit gelegt¹¹⁰. Daneben blieb und bleibt aber der zweite Hauptauftrag des Justizvollzugs bei Straftätern mit endlichen Strafen die Wiedereingliederung. Hierauf wird in diesem Text nachfolgend noch mehrmals einzugehen sein.

Trotzdem oder jetzt erst recht

Natürlich gab mir das im Hinblick auf eine mögliche Anstellung als Generalsekretär der Justizdirektion schwer zu denken, zumal kurz vorher der stellvertretende Generalsekretär der Justizdirektion Schwierigkeiten bekommen hatte, weil er einen israelischen Insassen der Strafanstalt Regensdorf in seine Heimat abgeschoben hatte. Das wurde ihm als strafbare Begünstigung angekreidet. Die Medien hatten darüber berichtet. Mir schien das Eis im Strafvollzug ziemlich dünn zu sein. Gleichzeitig hat mich dieses spannende Umfeld aber auch gereizt. In der ersten Novemberwoche mitten im Zollikerberg-Mord-Skandal hat mir Moritz dann mitgeteilt, dass er mich unbedingt wolle. Ich solle mich doch bitte bewerben. Ich hatte es mir schon reiflich überlegt und sagte zu. Ich schickte mit Datum vom 10. November 1993 eine kurze Bewerbung an ihn und bereits am 24. November 1993 wurde ich vom Regierungsrat

¹¹⁰ Siehe DOK „Mord im Hafturlaub“ (SF vom 13.8.2007, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Und statt vieler anderer: Marcel Bertschi, Der Fall Hauert und seine Folgen, Die Weltwoche vom 14.3.2019, Sonderheft Justizvollzug heute.

mit RRB 3523/1994 gewählt. Ich wurde zum für mich überwältigenden Anfangslohn von 182'204 Franken in Lohnklasse 28 Erfahrungsstufe 4 eingestellt.

Moritz hat in einem Bericht und Interview des Tages-Anzeigers mit mir zu meiner Wahl gesagt, er habe mich auserkoren, weil die Chemie zwischen uns stimme¹¹¹. Ganz erfüllt hat sich diese Hoffnung aber nicht, wir waren doch zu verschieden. Er war (ist?) sehr misstrauisch, ich an sich vertrauensselig; er ein Pfarrersohn und hochkultivierter Ästhet aus dem SP-Adel des Kreises Zürich 6 (Zürichberg), ich etwas simpler, aus dem unteren Mittelstand abstammend und aus dem Proletariatskreis Zürich 3 (Wiedikon und Friesenberg). Eine erste kleine Dissonanz ergab sich schon bei meinem Einzug ins Kaspar-Escherhaus. Ich schleifte einen schweren Bürotisch-Korpus durch den frisch gebohnerten Korridorgang, was verräterische Schleifspuren, die direkt zu meinem Büro führten, hinterliess. Solche Unsensibilitäten waren nicht im Sinne meines neuen Chefs, was er mich auch wissen liess. Ich zweifelte aber nur einmal kurz daran, ob dies der richtige Entscheid gewesen sei, und zwar, als ich merkte, dass Moritz bereits nach einem Jahr unserer Zusammenarbeit im Regierungskollegium auf seinen Wechsel in die Erziehungsdirektion drängte. Dieses Departement war nach dem Rücktritt von Regierungsrat Alfred Gilgen frei geworden. Für mich kam ein Wechsel in die Erziehungsdirektion nicht in Frage, und ich überlegte mir schon, wer wohl mein:e neue:r Chef:in als Justizdirektor:in werden und wie das alles für mich weitergehen würde. Es war von mir ziemlich unbedarft gewesen anzunehmen, dass sich Moritz Leuenberger für mein berufliches Fortkommen näher interessieren könnte, nachdem er mich von der Spur der Richterlaufbahn zur Justizverwaltung weggeleitet hatte. Ich war damals immerhin schon 37 und hätte eigentlich nicht mehr so naiv sein dürfen. Moritz kam für die Bildungsdirektion aber nicht zum Zuge, sondern der neu gewählte Professor Ernst Buschor.

Bereits im Oktober 1995 wurde Moritz Leuenberger zum Bundesrat gewählt¹¹². Ich habe einen kurzen Moment lang gehofft, er könnte Vorsteher des Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartements als Nachfolger von Bundesrat Arnold Koller werden und mich fragen, ob ich als Generalsekretär mit ihm komme. Er hat bekanntlich aber

¹¹¹ Vgl. Anhang 12: „Moritz Leuenbergers Neuer“, in: Tages-Anzeiger vom 16. Februar 1994.

¹¹² Vgl. MitarbeiterInnen von Moritz Leuenberger verfolgen Bundesratswahl (SF Schweiz aktuell vom 27.9.1995), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation übernommen, und es kam weder für ihn noch für mich in Frage, dass ich dort Generalsekretär werden könnte. Letztlich war es mein grosses Glück, dass es so gekommen ist, denn es folgten die wunderbaren Jahre mit Markus Notter als Justizdirektor.

Im Mohrenkopf¹¹³

Ich will Susanna die Hand geben, so wie immer in den letzten 25 Jahren, sie gibt Küsschen links rechts links. Ich bin jetzt eben Pensionierter und nicht mehr Arbeitspartner, auch gut. Nein, ins Pot-au-vert wollen wir nicht, Helen Wormser könnte ja dort sein. Das würde jetzt nicht passen.

Direkt war Helen immer. Sie war 2004 die Einzige, die mir offen sagte bzw. mailte, sie halte mich für ungeeignet, Oberstaatsanwalt zu werden. So brutal hätte sie es auch nicht sagen müssen. Aber sie hatte vielleicht recht.

Also wohin zum Mittagessen? Ich schlage leichte Kost vor, einen Fitnessteller oder so. Damit fallen der Johanniter und die Bierstube weg, das Schnitzel mit Pommes Frites und Ketchup von gestern Abend im Restaurant Burgwies hat die ganze Nacht schwer aufgelegt; zu fettig? Ich bin auch schon ein halber Vegi geworden. Das Café Mohrenkopf ist die richtige Wahl.

Stichwort Wahl: Ich erinnere mich, wie wir am Tag nach Moritz Leuenbergers Wahl zum Bundesrat irgendwann im Herbst 1995 zu viert, er, Helen, Susanna und ich, im Mohrenkopf waren, wir drei mit stolz geschwellter Brust, alle erkannten ihn. Er tat wie immer so, wie wenn ihm das unangenehm wäre. Ich bewunderte ihn, und die Ladys himmelten ihn an. Am nächsten Tag kamen Helen und Susanna mit Foto im Blick: "Wir haben sogar für ihn gekocht!" stand da. Sogar was denn für wen und wofür?

Zweimal Salatschale Mohrenkopf, ein Coki zéro und eines normal (welches wohl für wen?) und für Susanna noch ein Süppchen. Gerade viel Distanz habe ich zu den Ereignissen der letzten Monate noch nicht. Ich schimpfe, ärgere mich und bringe ein paar krasse Beispiele. Susanna kennt natürlich alle. Bin ich wirklich froh, wie es gekommen ist, weil mir zwei schwierige Jahre bis zur ordentlichen Pensionierung erspart worden sind? Eigentlich hätte ich noch ganz gerne etwas gekämpft.

¹¹³ Schöne political correctness: Das Café Mohrenkopf heisst neuerdings Frisk Fisk.

Andererseits kam die glasklare Erkenntnis: keine Chance zu gewinnen. Und schon wieder bin ich in meiner Dichotomie gefangen, würde mein Stabschef sagen. Nur gewinnen oder verlieren, nichts dazwischen? Oder noch besser wäre ein ganz anderes Wording. Irgendetwas mit „zusammen“.

"Es ist doch schön, wenn Du jetzt viel mehr Zeit für Dich selbst hast", tröstet Susanna. "Ja", muntere ich mich auf, "Kornelia lässt sich per Ende Januar 2020 ebenfalls pensionieren, und dann können wir auch mal spontan nach Ramatuelle fahren; wann immer wir wollen."

Paradox: das Schwierigste ist aber, dass ich jetzt eigentlich fast nichts mehr müssen muss. Mein ganzes Leben lang war das anders: Kindergarten, Schule, Gymnasium, Studium, Militär, Beruf, Karriere, Familie. Das Geld musste rein, denn es ging noch schneller wieder raus. Jetzt kommt das Geld einfach automatisch.

Was ist ab jetzt der tiefere Sinn in meinem Leben? Die Familie ist und bleibt, die Arbeit ist weg. Ich sehe bei meiner Mutter, wie es sich anfühlt, wenn man eigentlich nicht mehr wirklich gebraucht wird.

"Von jetzt aus gesehen mache ich lieber Schluss, als ins Altersheim zu gehen", spekuliere ich. "Mein Vater kann sich als Arzt das Nötige selber verschreiben", erwidert Susanna. "Meine Mutter würde lieber schon jetzt gehen", erzähle ich. „Letzthin sagte sie mir am Telefon, dass sie jeden Abend hoffe, einzuschlafen und nicht mehr aufwachen zu müssen.“ Meine Mutter hat zwar den Hang zur Dramaqueen, was sagt man aber auf so etwas? Beschwichtigen, kleinreden: „Du hast es doch wirklich schön hier im Altersheim.“ „Ja, das ist wahr“, sagt sie dann. „Das Essen ist immer gut, und sie schauen für alles, machen einem das Zimmer, WC und Bad. Ich muss gar nichts mehr, wie im Hotel. Und das Wichtigste: Regula und Du seid damit entlastet, ich falle Euch nicht zur Last. Das ist das Wichtigste.“ Dieser letzte Satz, den sie immer wie das Amen in der Kirche bringt, sagt eigentlich alles.

Die Suppe ist gegessen, die Salatschüsseln Mohrenkopf sind da. "Wie sind wir überhaupt auf ein solch tristes Thema gekommen?" fragt Susanna. "Pensionierung, sinnstiftende Tätigkeit, Altersheim bzw. Alternative dazu...", fasse ich zusammen. Ich suhle mich im Selbstmitleid - Susanna, mitfühlend wie immer - und komme in Fahrt: "Eigentlich kann man das politische Ziel von Jacqueline, die weisse Altherren-

Strafjustiz im Kanton Zürich zu zerschlagen, nur gut finden. Bloss blöd, wenn man diesem Plan als erster zum Opfer fällt."

In der Tat ist die Führungsspitze der Strafjustiz des Kantons Zürich rein männlich, alt und weiss, tendenziell Krawattenträger (Stand Oktober 2019). Obergerichtspräsident Martin Burger ist über sechzig, der leitende Oberstaatsanwalt Beat Oppliger über fünfzig, der leitende Oberjugendanwalt Marcel Riesen sechzig. Innerhalb der JI hat Jacqueline Fehr einen taktisch wichtigen Meilenstein erreicht, wenn sie mich nun auswechselt und die Nachfolge so regelt, dass bald einmal eine Frau als JuV-Chefin nachkommen kann¹¹⁴. JI-intern ist ein weiteres Signal nicht zu unterschätzen: wenn sie das altgediente JI-Denkmal Manhart so rasch kaltstellen kann, so wird sich wohl kaum jemand mit ihr anlegen wollen. Meinen besorgten Kollegen habe ich aber gesagt, dass sie durch meinen Abgang gleichzeitig auch geschützt seien. Jacqueline Fehr wird es sich nicht leisten können, allzu rasch nochmals einen altgedienten Amtschef oder Hauptabteilungsleiter unter Inkaufnahme von Nebengeräuschen auszuwechseln.

Im Übrigen ist es tatsächlich so: es ist höchste Zeit für mehr Frauen an der Spitze der Zürcher Strafjustiz.¹¹⁵

Schliesslich kann man Jacqueline Fehr wohl kaum vorwerfen, dass sie ihre Pläne nicht offen deklariert, sondern eine Hidden Agenda führt. Aber gehört wirklich so viel Wasser predigen und Wein trinken dazu? Und kann der:diejenige, welche:r die Regeln macht, sich selber immer von diesen ausnehmen? Vertrauensfördernd ist das jedenfalls nicht.

Natürlich nehme ich dann die neue Hauptabteilung "Forschung und Entwicklung" ins Visier. Ich weiss, dass dieses Thema Susanna schon immer ein Dorn im Auge war. Ich rede von Kompetenzen, Legalitätsprinzip, Corporate Gouvernance, Compliance; Juristengeschwätz halt.

Noch einen Espresso für mich und einen Cappuccino für Susanna. Es ist schon 14.00 Uhr. Ich zahle, das Guthaben auf meiner Lunchcheck-Karte ist immer noch hoch.

¹¹⁴ Nicht überraschend ist es so gekommen: Vgl. «Mirjam Schlup wird neue Leiterin JuWe» (Medienmitteilung des Regierungsrates vom 15. Juli 2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹¹⁵ Das hat sich zwischenzeitlich massgeblich verändert: Stand Juli 2024: LOSTA: Susanne Leu; Chefin JuWe: Mirjam Schlup; Obergerichtspräsidentin: Flurina Schorta.

"Schliesslich war ich ja mal Dein Chef", sage ich, als Susanna protestieren will. Beim Abschied gibt es schon fast wie eingeübt drei Küsschen.

Möchte ich jetzt auch lieber Richtung Kaspar Escher-Haus gehen? Eigentlich nicht. Oder an die Hohlstrasse? Eigentlich schon. Und so gehe ich halt mit dem Zug Richtung Altstetten und hole in der Apotheke beim Bahnhof die Blutdruckmedikamente, Condorsulf sowie je eine Packung Dafalgan und Citalopram ab.

Mein Dauerrezept ist immer noch hinterlegt.

9. Oktober 2019: Café Altstetten; Jähzorn; Klassentreffen im Gefängnis Limmattal; Winnetou und meine Lieblingssendungen

Von Chefbüros und Dienstwagen.

Papiere ablegen und schreddern. Nur weg von hier.

Warten mit Mad Men.

Jähzorn. Kraft der Gewohnheit und Angst vor Neuem. Mein Deutsch.

Gefängnisbesuch mit Schulkamerad:innen. Wie man den Glauben an eine faire Justiz verliert. Mein Freund Vogli. Der Maler Willy Messmer. Stockhiebe, Watschen und Migräneattacken.

Dichter, Romanautoren und Fernsehnarren. Auf dem Weg nach Hollywood; am liebsten ins Kino. Die unbegreifliche Anziehungskraft von Waffen; Ziel- und Schiessübungen, auch im Kaspar Escher-Haus; meine Silberbüchse.

Machtspiele. Lang lebe der deutsche Zoll.

Nachessen in der Pizzeria Bären in Dietikon. Bessere Nachbarn. Fräulein Hanne Häberling. Ein sehr altes Wochenprogramm. Meine Karriere als Musiker; (k)ein guter Fussballer.

Der Gourmettempel

Tag 9: ich bin wieder einmal im Café Altstetten. Während meiner Zeit an der Hohlstrasse war ich zwei Mal wöchentlich hier zum Mittagessen. Hier gibt es beste schweizerische Hausmannskost, für Florian Funk und mich war das stets der Gourmet-Tempel schlechthin, Personal super freundlich, Menüs preiswert. Das Migros-Restaurant gegenüber liegt in jeder Beziehung weit abgeschlagen zurück.

Prestige und Dienstwagen

Ich erfahre von meinem Nachfolger, dass die neue Forschungsabteilung am Amtssitz in die bisherige Chefetage im siebten Stock zügelt. Das ist schon – je nach Sichtweise - ein starkes oder schwaches Signal. Meine ich. 1998 hat Andi Werren den

Justizvollzug übernommen, er hiess damals noch Amt für Straf- und Massnahmenvollzug (ASMV). Andi wollte nicht zu stark den neuen Chef markieren und gab sich mit einem kleinen Büro zufrieden. Das grosse Büro wollte er dem damals ins zweite Glied zurückgetretenen ehemaligen Chef überlassen. Ich überzeugte Andi, dass er das auf keinen Fall machen dürfe, sondern als neuer Chef auftreten müsse. „Eigentlich müsstest Du den roten Mercedes des alten Chefs konfiszieren, schwarz umspritzen und als Deinen neuen Dienstwagen fahren.“ Alte weisse Männer denken halt so. Damals war ich zwar erst Anfang vierzig. Ein alter weisser Mann kann eben auch noch jung sein.

Grosszügig auf Prestige-Objekte und Insignien zu verzichten, bedingt sehr viel Macht oder Ignoranz oder noch besser beides. Markus Notter hat recht: der Dienstwagen mit Chauffeur ist das letzte Macht-Insignium eines Regierungsrates¹¹⁶. Dem hat bisher keine:r widerstehen können, auch nicht Rot und schon gar nicht Grün.

Ein Dienstwagen mit Chauffeur ist halt einfach praktisch, vor allem auch, wenn man derart viele Abendtermine hat.

Es gab und gibt eine kleine Flotte von Regierungskarossen, meistens Mercedes oder Autos in einer ähnlichen Preisklasse, in Schwarz und mit tiefen Nummernschildern. Die Fahrer (es gab m.W. noch nie eine Frau) waren bzw. sind absolut vertrauenswürdige und schweigsame Männer, die sehr viele Interna zu hören bekommen, aber natürlich nichts weitererzählen (dürfen). Diesem Fahrzeugdienst ist ein zusätzlicher kleiner Fahrzeugpark angegliedert mit bescheideneren Autos, welche kantonale Angestellte für Dienstfahrten als sog. „Selbstfahrer“ reservieren können. Man hatte unter Aufsicht eine erste Probefahrt zu absolvieren. Ich selber benutzte meist den öV oder liess mich chauffieren. Nur sehr selten war ich Selbstfahrer.

Mein Nachfolger nimmt den Wochenhit und ein Mineralwasser mit Blöötterli, ich schon wieder einen Fitnessteller und ein Coki heavy. Mir grummelt der Magen noch etwas. Nach einem Espresso geht es zur Hohlstrasse. Zum Glück treffe ich nicht viele Leute an. Der siebte Stock ist menschenleer. Ich gehe ins Vorzimmer. Mein Büro ist abgeschlossen. Am Boden liegen zwei oder drei Kartonschachteln und ein loses

¹¹⁶ Vgl. hierzu auch: „Man fühlt sich nicht mächtig“ (Interview mit Markus Notter, Tages-Anzeiger vom 23.5.2015), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Papier. Was soll die verdammt Unordnung? Kaum ist man weg... Weit hinten höre ich Susanne von Euw, meine ehemalige Chefsekretärin. Und dann kommt sie ins Vorzimmer, herzliche Begrüssung und Küsschen. Wir sind beide nicht wirklich entspannt.

Mein Büro ist verwaist und leer. Ich habe eigentlich praktisch alle Akten, welche ich in meinem Büro lagerte, in den grossen, weissen Schredder-Container geworfen, ihn drei Mal gefüllt und wieder leeren lassen. Das Allermeiste ist sowieso in einem offiziellen Dossier abgelegt. Ich habe nur Kopien und Doppel weggeworfen. Nur was aus meiner Sicht ein Unikat ist, habe ich aufgehoben. Und das ist wirklich wenig gewesen.

Ich gehe mit Susanne ins Pausenzimmer. Sie merkt meine Anspannung und lässt mich bald gehen. Die Hohlstrasse ertrage ich zurzeit schlecht.

Jähzorn und Fremdschämen

Um 16.45 Uhr wollen wir uns vor dem Bahnhof Dietikon treffen, meine Klassenkamerad:innen der 4. bis 6. Primarklasse vom Schulhaus Bühl in Zürich Wiedikon und ich. Ich habe eine Führung für das Gefängnis Limmattal organisiert, im Frühsommer, als ich noch in Amt und Würden war und nicht wusste, wie rasch alles gehen würde. Anschliessend ist ein Nachtessen im Restaurant Bären geplant, dort waren meine Hauptabteilungsleiter und ich immer nach Geschäftsleitungssitzungen, wenn sie im Gefängnis Limmattal stattfanden. Jetzt ist es noch eineinhalb Stunden zu früh, nach Hause gehen lohnt sich aber auch nicht. Ich fahre zum Hauptbahnhof und setze mich in den Wartesaal im ersten Stock im Shopville, vertreibe mir mit meinem iPad die Zeit.

Nach einer halben Stunde kommen zwei Securitas-Leute und wollen von allen die Fahrausweise sehen. Das macht mich sofort hässig, Wut habe ich noch immer genug auf Vorrat. „Wer gibt Ihnen das Recht, mich zu kontrollieren, ich zeige Ihnen gar nichts.“ Der Chinese neben mir schaut erstaunt über meinen lauten Ton auf und hat schon sein Ticket gezückt. Der ältere, etwas vergammelt wirkende Herr neben ihm hört interessiert zu. Der erste Securitas-Mann weiss nicht recht was sagen. Der zweite nimmt Anlauf und führt aus: „Die SBB hat uns dazu den Auftrag gegeben. Dieser Warteraum ist nur für Passagiere.“ „Wie erbärmlich, maule ich, „Ihr habt also nichts Gescheiteres zu tun. Ich habe ein ZVV-Abonnement. Das müsste genügen.“ Ich suche

es im Portemonnaie, finde es aber nicht. Wo zum Teufel... Eine weisse Karte ist es, ...aber halt: neuerdings ist es auf dem SBB-CH-Pass aufgeladen, rote Karte. Wie freue ich mich, dass die beiden Securitas-Männer kein elektronisches Lesegerät dabei haben, um die Karte zu lesen. „Merk Dir die Kartenummer“, sagt der zweite zum ersten, er will sein Gesicht wahren. Ich habe meines bereits verloren, ziemlich armseliger Sieg. Zum Glück ist Kornelia nicht hier, da wäre wieder mal Fremdschämen angesagt. Dann schaue ich auf Netflix Mad Men weiter. Eine halbe Stunde später kontrollieren uns nochmals zwei Polizeiassistenten.

Jähzorn begleitet mich schon mein ganzes Leben lang. Wirklich besiegt habe ich ihn nie. Damit handle ich mir auch immer mal wieder Probleme ein, vor allem innerfamiliär. Wer etwas näher mit mir zusammenarbeitet, erahnt wohl meine jähzornige Natur oder ist vielleicht einmal an einem Ausbruch dabei gewesen. Allzu oft war das zwar nicht der Fall, meistens war es dann aber doch ziemlich peinlich, zum Selbst- und Fremdschämen eben. Es kann auch sein, dass Leute, die mich gut kennen, sagen würden, ich sei öfters jähzornig, mehr als ich jetzt zugebe.

Sicher ist, dass ich oft mit dem Jähzorn kämpfe, mich zurückhalten muss und es meist auch leidlich schaffe. Dann sieht man mir es aber fast immer auch an. Mein Kopf wird rot, ich atme lauter und wirke verkniffen, so wie ich es halt in diesem Moment auch bin.

Wirklich schwierig wird es für mich, wenn ich den Jähzorn zwar unterdrücken kann, man ihn mir aber doch anmerkt, weil man eben mein Ringen um Selbstbeherrschung sehen und spüren kann. Ich räume dabei natürlich ein, dass dies jeweils die Stimmung beeinträchtigt und für andere auch unangenehm ist. Aufbrausendes Verhalten kann man zwar bekämpfen; dass es gar nicht erst in mir hochkocht, ist jedoch (zu)viel verlangt, meine ich. Wenn man mir gleichwohl meinen inneren Kampf mit dem Jähzorn zum Vorwurf macht, empfinde ich das als unfair.

Jähzorn und Wut: In einem interessanten Artikel habe ich gelesen, dass diese in einer engen Verbindung mit Optimismus und Narzissmus stehen. So hätten die eigenen Aussagen einen höheren Stellenwert und würden als richtig angesehen. Das führe dazu, dass die persönliche Meinung über die der anderen gestellt werde und es schnell

zu einer Selbstüberschätzung komme¹¹⁷. In Bezug auf mich sind diese Ausführungen wohl nicht ganz falsch.

Als Baby brüllte ich oft, das wurde mir mehr oder weniger erfolgreich von meiner Mutter abgewöhnt. Sie legte mich dann offenbar jeweils im Badezimmer in die leere Badewanne und wartete, bis ich mich beruhigt hatte. Das konnte auch länger dauern. In der Schule war ich sehr angepasst, auch noch in der Mittelschule. Es kam aber immer mal wieder vor, dass ich unter Schulkollegen irgendetwas zu Boden oder gegen die Wand schmiss oder herumschrie. Dreingeschlagen habe ich nie.

Ich war nie besonders gut darin, Schwieriges mit einer gewissen Gelassenheit anzugehen. Ich konnte auch oft nicht gut loslassen, mich entspannen und relaxen. Probleme will ich immer sofort lösen, abwarten ist nicht mein Ding. Das alles fördert natürlich Stress und letzten Endes auch Jähzorn. Dass dies mit einem ausgeprägten Kontrollbedürfnis einhergeht, ist ebenfalls nicht weiter verwunderlich.

Ich kann mich an einzelne Situationen in meinem Leben erinnern, in welchem ein grosser innerer Druck plötzlich nachgelassen hat, sich quasi in Luft aufgelöst hat, was mit einem befreienden Durchatmen verbunden war. Und es ist wirklich rein physisch so, dass einem in einem solchen Moment eine zentnerschwere Last vom Herzen fällt. Das spürt man richtig so. Für einen kurzen Moment ist dann einfach alles gut und ich fühle mich leicht und völlig frei. Das war/ist aber sehr selten. Es waren Situationen wie eine erfolgreiche Liebeserklärung, die Geburt meiner Kinder, aber auch Nachrichten von guten Ergebnissen nach ärztlichen Kontrollen, vor denen man sich gefürchtet hat, von bestandenen, sehr wichtigen Prüfungen (Aufnahme ins Gymnasium, Matur, Lehrabschluss von Silvia), das Zusammenkommen mit einem Mädchen oder einer Frau, die Rückkehr der seit längerer Zeit vermissten Hauskatze oder wenn eine Nierenkolik plötzlich aufhört, weil sich der Stein gelöst hat. Es können aber auch banale Situationen wie besonders emotionale und berührende Filmmomente oder Musikstücke sein. Alles also kurze, grosse Gefühls- oder Erfolgserlebnisse; Glücksgefühle, wie ich sie eher selten in meinem Leben verspürt habe.

¹¹⁷ WELT News (www.welt.de) vom 13.8.20218: Wer leicht reizbar ist, überschätzt oft die eigene Intelligenz; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Wichtig wäre es natürlich, wenn man vor allem auch im Moment und für die Dauer von anhaltendem, grossem Druck etwas durchatmen und loslassen könnte. Das fällt mir schwer. Als natürliches Mittel hat mir hierbei am ehesten Schlaf geholfen, vielleicht auch – aber eher weniger – gute Gespräche, oder Supervision. Ich habe auch immer mal wieder auf Alkohol oder zuletzt auf Medikamente zurückgegriffen. Andere Drogen habe ich nie genommen, nicht einmal einen Joint habe ich ausprobiert.

Wehe, wenn ich losgelassen

Als Autofahrer war und bin ich in meinen Ausbrüchen ziemlich unkontrolliert. Immer wieder erstaunlich ist für meine Umwelt, aber auch für mich, wie ich innert einer Sekunde von Null auf Hundert durchstarten kann. Da ist der gestreckte Mittelfinger noch das geringste. Wenn ich in einer aufgeheizten Situation aus dem Auto aussteige, kann ich sehr ungehobelt sein. Meine Lieben haben da schon Situationen miterlebt, welche sie mir noch jahrelang vorhalten werden. Wenn ich z.B. eine von hinten drängelnde und hupende Autofahrerin stelle und ihr sage, dass ich ihr genau das wünsche, was sie verdiene. Oder wenn ich in Frankreich einem die ganze Strasse während längerer Zeit mit seinem grossen SUV blockierenden St. Galler zurufe, dass ich mich für so einen Miteidgenossen schäme. Er hatte sein Auto extrem ungünstig parkiert und kam dann irgendwann mit Familie und Hund gemütlich vom Nachessen zurück. Sein Hund war gross und kräftig, als er mir auf die Pelle rückte. In einem solchen Moment verspüre ich keinerlei Angst, sondern nur unbändige Wut. Die Situation eskalierte dann beinahe endgültig, als der St. Galler merkte, dass seine Frontscheibe mit weisser Farbe besprüht war. „Haben Sie das gemacht?“ fuhr er mich an. „Was fällt Ihnen ein, mir so etwas zu unterstellen?“ gab ich zurück. Schliesslich zogen er und seine Familie ab. Zurück blieben ich und meine Familie, welche sich – aber nicht ich – für mich schämte. Für die Einheimischen war es immerhin eine sehr unterhaltsame fremdeidgenössische Vorstellung.

Einen schon lange zurückliegenden, unangenehmen Auftritt hatte ich im schönen Zürcher Kunsthaus. Wir besuchten mit unseren Kindern eine Ausstellung. Angelina war noch so klein, dass ich sie in einer Kindertrage auf dem Rücken trug. Ein Museumsaufseher hielt uns zurück und belehrte uns, dies sei nicht erlaubt. Das machte mich an sich schon ungehalten. Als dann zur gleichen Zeit ein Kinderwagen durchgelassen wurde, startete ich durch und erkundigte mich lautstark nach der Logik

dieses selektiven Verbotes. Der Aufseher liess sich nicht auf Diskussionen ein, was mich dazu brachte, ihn mit einem Befehlsempfänger des dritten Reichs zu vergleichen. Das wiederum brachte den Mann auf die Palme, er wollte dies nicht auf sich sitzen lassen. Irgendwie kriegte ich gerade noch die Kurve, vermutlich wäre ich mit dieser Beleidigung ziemlich flach herausgekommen. Die höhere Logik des betreffenden Verbotes besteht im Übrigen darin, dass man mit einem Rucksack oder etwas Ähnlichem auf dem Rücken wenig Übersicht hat und beim Umdrehen womöglich etwas herunterstossen könnte. Eine unersetzliche Ming-Vase oder die Mona Lisa. Sicher ein EU-Standard-Verbot.

Beruflich war ich während meines raschen Aufstieges meist zurückhaltend und obrigkeitsgläubig. Bis ca. 40 waren es wohl wirklich Ausnahmesituationen, in welchen es mir den Nuggi raushaute. Das eine oder andere Beispiel werde ich sicher noch erwähnen.

Im Verlaufe der Jahre häuften sich meine Ausbrüche, insbesondere in der letzten Zeit meiner Berufstätigkeit. Dies geschah dann allerdings meist nicht mehr eruptionsartig und manchmal auch nicht einfach völlig unkontrolliert, sondern teilweise durchaus gewollt. Ich hatte immer öfters das Gefühl, mit deutlichen Worten zum Ausdruck bringen zu müssen, was mir missfällt. So nach dem Motto: in meinem Alter lasse ich mir nicht mehr alles gefallen.

Auch das war aber kaum geeignet, um zu verhindern, das seit 2018 schwindende Vertrauen meiner Geschäftsleitungsmitglieder wiederherzustellen.

Die Kraft der Gewohnheit und die Angst vor Neuem

Ich bin wohl schon genetisch nicht mit besonderer Neugier und Lust, Neues kennen zu lernen und zu erforschen, gesegnet. Das verstärkte sich noch durch meine Erziehung. Für meine Eltern und insbesondere meine Mutter war gut, was bekannt und bewährt war. „Ist alles wie immer?“ lautete eine ihrer Standardfragen. Ein Ja war gut, ein ausserordentliches Ereignis grundsätzlich nicht, selbst wenn es an sich nichts Negatives, aber etwas Neues, Unbekanntes bedeutete. Neu war gefährlich, eine Bedrohung, verhiess Stress. Wenn es im Moment sehr gut läuft, so könnte das bedeuten, dass es dafür schon bald umso schlechter läuft. Nur nicht übermütig werden! Möglichst viel Normalität ist gut. Dann ist alles in Ordnung.

Mein Vater liess sich zwar auch ziemlich rasch stressen, erkannte aber sicher die Problematik solchen Verhaltens. Schon zu mir als Knabe sagte er zu meinem Berufswunsch Pilot oder Astronaut, dass ich dafür zu wenig starke Nerven habe. Als er mich einmal, als er bereits pensioniert war, am frühen Montagmorgen ins Militär zu einem Wiederholungskurs fahren wollte und wir eine Autopanne hatten, drehte ich vor lauter Nervosität, zu spät zu kommen, beinahe durch. Zu Recht fand mein Vater mein Verhalten reichlich übertrieben.

Von Stress verursachender Übervorsicht und Angst habe ich mich mit der Zeit zu lösen versucht. Das ist mir nur teilweise gelungen. Mit meiner Berufswahl, insbesondere auch mit meiner Entscheid für das Amt des Chefs Justizvollzug, wählte ich diejenige Funktion in der kantonalen Verwaltung aus, die einem Schleudersitz gleichkommt. Am sicheren Platz, in der Oberstaatsanwaltschaft, blieb ich nur kurz. Das wäre nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Gemäss meiner Disposition hätte ich eigentlich Richter werden sollen. Wenn man das einmal geworden ist, kann einem nicht mehr viel passieren. Andererseits wagte ich es nicht, meinen ursprünglichen Traumberuf „Filmregisseur“ zu realisieren. Ich bereue dies nicht, zumal ich letztlich zu wenig kreativ und innovativ bin. Ich bin eben kein Künstlertyp. Eher ein Kontrollfreak.

Die Auswahl meiner Frauen war hingegen jeweils eher eine Gegenreaktion auf die erwähnte Grunddisposition. Bei meinen drei Ehen entschied ich zwei Mal bewusst gegen meine eigentliche Disposition und wollte das Neue und Unbekannte wagen. Eine besondere Ironie des Schicksals besteht darin, dass mein Entscheid für eine „normale“, dem traditionellen Männer- und Frauenbild entsprechende Partnerin überhaupt nicht funktionierte. Statt Kontrolle, Ordnung und Normalität entwickelte sich alles in Richtung von maximalem Kontrollverlust und Chaos.

Ferien

Stark spüre ich mein Verlangen nach Kontrolle und lieben Gewohnheiten, wenn es um Ferien geht. Ich neige dazu, am liebsten an Orte zu reisen, die ich schon kennen und schätzen gelernt habe, wo mich keine bösen Überraschungen erwarten, wo ich schon zum Vornherein weiss, wo was ist, woran ich bin.

Kornelia tickt da völlig anders, und wohl auch darum habe ich sie für mich ausgewählt. Sie ist immer voller Entdeckungslust und Neugier.

Wir haben einmal darüber nachgedacht, was auf unseren Grabsteinen stehen müsste. Für Kornelia schlug ich vor: „Sie wollte immer etwas anderes. Jetzt hat sie es.“ Bei mir könnte stehen: „Er wollte immer das Gleiche. Was nun?“

Kreuzfahrten

Meiner Angst vor Neuem und dem gleichzeitigen Bedürfnis, ab und zu etwas Neues zu erleben, kommen Kreuzfahrten sehr entgegen. Ich war mit meinen Eltern während meiner Jugendzeit in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre zweimal auf Kreuzfahrten in der Ägäis. Seit 2013 befuhr ich mit meiner Familie in unterschiedlicher Zusammensetzung drei Mal (immer Kornelia und ich mit Angelina, manchmal mit Olivia und Florence, einmal war auch Reto dabei) jeweils für eine Woche mit Kreuzfahrtschiffen von Savona oder Venedig aus das Mittelmeer, zweimal das östliche und einmal das westliche. Ökologisch ist das an sich kaum mehr zu vertreten, gleichwohl haben wir es genossen. Für mich war es perfekt. Wir bekamen sehr Vieles zu sehen, alles (inkl. Führung) war gut organisiert, keine eigenen abenteuerlichen Taxi- oder öV-Fahrten in einer fremden Stadt. Nach dem Ausflug ging es zurück in den sicheren Hafen und ins bereits bezogene Zimmer. Das opulente Buffet wartete, keine mühsame Suche nach einem Hotelzimmer oder einem Restaurant. Nach über dreissig Jahren habe ich auch endlich wieder einmal Athen gesehen und zum ersten Mal Rom, in welches wir uns sofort verliebt haben. Im Jahr darauf, 2017, besuchten wir Rom für eine Woche lang, sicher nicht zum letzten Mal.

Die Übermacht der Gewohnheit

Für Kornelia ist Reisen etwas vom Schönsten. Sie lässt sich nicht so schnell bzw. höchstens von mir stressen. Sie geniesst Überraschungen und bleibt auch in schwierigen Situationen grundsätzlich ruhig und gelassen. Ganz anders ich. Ich arbeite zwar schon seit längerem daran, denn es ist mir bewusst, dass mir auf Grund meiner Haltung viel Spannendes und Interessantes entgeht. Zudem ist es für Kornelia immer wieder frustrierend. Ein Forscher und Entdecker werde ich aber nie werden.

Wie sehr wir uns (auch) diesbezüglich unterscheiden, zeigt sich beispielsweise daran, wie verschieden wir mit Neuem und Unbekanntem oder Altem und Wohlbekanntem umgehen: Ich sehe in einer fremden Stadt vor allem auch diejenigen Dinge, die schlechter als in Zürich sind, Kornelia hingegen solche, die besser sind. Wenn ich dann

das Gefühl bekomme, dass sie Zürich zu stark herabsetzt, so verstricke ich mich sofort in einer überflüssigen Verteidigungshaltung. Und dann merke ich, leider meist zu spät bzw. erst im Nachhinein, dass ich immer wieder zu starr und unflexibel reagiere. Als wir in Paris im ehrwürdigen Theater Mogador die wunderbare Aufführung von „The Lions King“ – immerhin in schönstem Französisch – sahen, war es für uns etwas schwierig, die gekauften Plätze im Zuschauerraum zu finden. Sie waren nämlich nicht fortlaufend nummeriert, wie ich es gewohnt bin; vielmehr stellte sich heraus, dass sich die Plätze mit geraden Zahlen auf der rechten und diejenige mit ungeraden Zahlen auf der linken Saalseite befanden. Ich musste die Platzanweiserin zwei Mal fragen, bis ich das System begriffen hatte, was wohl auch an ihrem schnellen Sprachfluss lag. Ich pflaumte sie dann in meiner üblichen Art an, was das für ein idiotisches System sei. Schliesslich fanden wir unsere Sitze 28 und 30, die somit nebeneinander lagen, doch noch. Einmal mehr schämte sich Kornelia für mein grobes Auftreten. Sie meinte zudem, das System sei einfach nur anders als das Unsrige und nicht unlogisch. In Zürich seien im Übrigen die geraden Strassennummern auch auf der einen Strassenseite und die ungeraden auf der anderen.

Ein weiteres Beispiel für mein Festhalten an lieben Gewohnheiten ist mein Umgang mit der IT-Technologie. Mitte der Achtzigerjahre, als ich also um die dreissig war, bedeutete für mich der Wechsel von der Schreibmaschine zum Computer eine riesige Herausforderung. Ich hoffte, dies nach der ersten grossen Umstellung nun hinter mir zu haben. Bald realisierte ich, dass es ständig wieder neue grosse Umstellungen geben wird, und diese Aussicht macht(e) mir wenig Freude. Auch bei den neuen iPhones bedeutet für mich jeder Wechsel eher Stress und nicht wie für manche meiner Kollegen Spass und Freude. Ich bin jeweils erleichtert und froh, wenn alles wieder „normal“ läuft. Darum warte ich mit dem Wechsel immer möglichst lange zu.

Statisch und Deutsch

Ich stelle fest, dass mein Denken eher statisch ist, innerhalb dieser Statik aber sehr schnell und durchaus flexibel. Ich denke in erster Linie in Substantiven und nicht in Verben. Deutsch ist hierfür die perfekte Sprache. Natürlich gibt es auch eine Wechselwirkung zwischen Denken und Muttersprache. Kornelia ist kein statischer Typ, sondern dynamisch oder besser gesagt fliegend. Sie spricht perfekt Französisch. Ich bin ein See und sie ist ein Fluss. Deutsch ist ein tiefer See und Französisch ein grosser Fluss.

Das Lateinische kommt meiner Neigung und Liebe zu Substantiven gut entgegen, das Altgriechische etwas weniger. Typisch ist auch, dass ich in Fremdsprachen wie Latein und Altgriechisch, die man nicht aktiv sprechen muss, sondern bei welchen die Übersetzung ins Deutsche im Mittelpunkt steht, in der Schule viel besser war als bei modernen Fremdsprachen.

Ich liebe es und beherrsche es recht gut, spontan zu assoziieren und Wortwitze zu machen. Diese Fähigkeit funktioniert im Denken mit Substantiven besonders gut.

Substantive passen (zu) mir: sie sorgen für Klarheit, Ordnung und Übersicht. Verben bedeuten Bewegung, Veränderung, Dynamik und Erneuerung.

Wenn man versucht, eine Geschichte nur mit Substantiven oder nur mit Verben zu erzählen, so merkt man: mit Substantiven funktioniert es besser, sie definieren, bestimmen Ort und Zeit und lassen sich assoziativ besser als Verben zu einer Geschichte verbinden. Zudem lassen sich Verben substantivieren. Substantive sind allerdings auch anfälliger auf Vorurteile.

Ich liebe die deutsche Sprache und deswegen auch die deutsche Kultur.

Klassentreffen im Gefängnis Limmattal

16.16 Uhr fährt mein Zug. Ich bin der Erste am Treffpunkt am Bahnhof Dietikon. Dann kommt meine alte Klassenkameradin Silvia. Mit ihr hatte ich Anfang Jahr einige Telefonate wegen einer dummen Geschichte. Sie hat Ersparnisse bei einem Bekannten einer Freundin investiert, Wertpapiere mit Traumrendite in Zypern. Nun ist alles futsch. Im Strafverfahren lief zehn Jahre nichts, dann wurde der fallführende Staatsanwalt pensioniert und die neue Staatsanwältin hatte die revolutionäre Idee, in Zypern um Rechtshilfe nachzusuchen. Natürlich gab es keine Reaktion und die Staatsanwaltschaft III für Wirtschaftsdelikte stellte das Verfahren ein. Meine Schulkameradin fragte mich um Rat. „Vergiss es“, sagte ich ihr. „Selbst wenn der Glünggi im Strafverfahren verurteilt wird, so hast Du das Geld damit immer noch nicht. Und wenn Du dann in einem separaten Zivilverfahren, das Du tüchtig bevorschussen darfst, das Geld zugesprochen erhältst, so wird das Betreibungsverfahren mit einem Verlustschein und Tausenden von Franken Verfahrens- und Anwaltskosten für Dich enden, auf denen Du sitzen bleibst.“ Diese bittere Pille konnte und wollte Silvia nicht schlucken, und sie erhob beim Obergericht Beschwerde gegen die

Einstellungsverfügung. Ich half ihr dabei. Womit wir aber nicht gerechnet hatten: Das Obergericht hat sie als erstes sofort und umgehend kautioniert, zahlbar innert 10 Tagen. Da gab Silvia auf. Damit aber noch nicht genug, natürlich musste das Obergericht das Verfahren juristisch korrekt mit einer Nichteintretensverfügung infolge Nichtbezahlung der Kaution abschreiben, das kostete Silvia nochmals 300 Franken. Ich schämte mich für meine Kollegen vom Obergericht, die Staatsanwaltschaft für Wirtschaftsdelikte und auch ein bisschen für mich selber. So geht der Glaube an eine faire Justiz verloren. Trotzdem habe ich bei Silvia noch einen Whisky für meine Bemühungen zugute.

„Sie sind Herr Manhart?“ spricht mich eine Frau an. „Ich habe Sie aus dem Fernsehen erkannt“, sagt die Frau zu mir. Vor etwa einem Monat war eine DOK-Sendung im Schweizer Fernsehen über Frank Urbaniok und ich hatte drei Quotes¹¹⁸. Die Frau stellt sich als Freundin von Daniel Bäni vor. Sie schreibt Krimis und möchte unbedingt einmal ein Gefängnis von innen sehen. Danis Vater Heinz Bäni war in den Sechzigerjahren ein genialer Fussballer, er spielte als Aufbauer für GC, den FCZ, La Chaux-de-Fonds, Young Fellows und in der Nationalmannschaft. Dani selber war im Tschütten eher eine Pumpi. Andererseits war er der Liebling unserer Lehrerin Ida Götte. Er wird direkt zum Nachtesen in den Bären kommen.

Vogi mit Fehlspürsinn

Dann steht auch Heinz da, mein alter Schulfreund, Vogi oder Vöge genannt. Er war der Intelligenteste der Klasse, motorisch aber etwas ungeschickt, eher langsam. Dafür sagte er nur Sachen mit Hand und Fuss. Er war unschlagbar im Mühlespiel und hundert Mal besser im Schachspielen als ich. Ich besuchte mit Heinz schon die Unterstufe bei Lehrer Willy Messmer.

Willy Messmer, Maler und Lehrer

Willy Messmer war ein passionierter Maler und entwickelte eigene Bildtechniken. Eine davon nannte er Monotypie. Er malte sein Bild auf Glas und zog hiervor eine einzige Kopie ab, die Monotypie eben. Mein Vater hat ein solches Bild gekauft, ich habe es

¹¹⁸ Der Gutachter des Bösen – Die Ära Frank Urbaniok (SF DOK vom 12.9.2019, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

immer noch. Seine zweite Technik nannte er Mineralienkultur. Er formte sein Bild aus vielen unterschiedlichen Steinen.

Messmer veranstaltete mit uns Blockflötenkonzerte, Kasperlitheater und Krippenspiele. Ich erinnere mich dabei an meine Rollen als Teufel, mürrischer Hirte und schliesslich Josef; Maria war leider nicht meine persönliche Favoritin.

Lehrer Messmer war witzig und sehr streng. Er erzählte uns viele Webstübler- und andere Witze. Mein Nachbar von der Hanfrose Felix Stutz machte sich bei ihm sofort beliebt, weil er ihm – als Erstklässler – einen etwas anzüglichen Witz erzählte, den ich damals nicht wirklich verstand: Eine kleine Katze geht in ein Restaurant und verlangt Milch mit Schnaps verdünnt. «Wieso willst Du das denn?» fragt sie der Wirt. «Ich habe gehört», antwortet die Katze, «dass man nach einem Rausch am nächsten Morgen mit einem Kater aufwacht.» Der ledige Messmer war im Übrigen wohl tendenziell ein Frauenheld, was ich bereits als kleiner Knabe durchaus wahrgenommen habe.

Über der Türe unseres Schulzimmers hing ein Bambusstock, welchen er liebevoll Dicke Berta nannte. Er drohte manchmal damit, hat ihn aber nur ein einziges Mal mit Spezialeffekt benutzt. Ein Schulkollege war immer unaufmerksam und laut, seine Hausaufgaben machte er selten. Einmal wollte Willy Messmer mit der Dicken Berta an ihm ein Exempel statuieren. Wie bei mittelalterlichen Körperstrafen üblich erfolgte der Vollzug vor versammelter Gemeinde. Bereits beim ersten, nicht sehr starken Stockhieb auf den Hintern des über einen Stuhl gebeugten Schülers zersplitterte der Stock in mehrere Teile, er war alt und morsch und - das muss man zugunsten von Willy Messmer erwähnen – offenbar kaum je benutzt worden. Zuerst lachte das Opfer, dann Willy Messmer und schliesslich wir alle. Den frechen Schüler habe ich erst viele Jahre später wieder getroffen. Ich war für eine Sitzung mit dem Kommando der Kantonspolizei in die Polizeikaserne gekommen. Bei der Eingangskontrolle sass ein Polizeiasistent, der mir irgendwie bekannt vorkam. Ich schaute das Namensschild genauer an. Jetzt erkannte ich nach wohl 45 Jahren trotz Glatze meinen Schulkollegen von damals wieder. Wir wollten irgendwann einmal gemeinsam ein Bier trinken gehen, haben es bisher aber nicht geschafft.

Lehrer Messmer teilte gelegentlich Ohrfeigen aus. Das lag damals in den Sechzigern irgendwie gerade noch drin. Einmal hatten ein paar Schüler die Zimmertüre zugehal-

ten und uns andere ausgesperrt. Dann kam Messmer hinzu. Er stiess die Türe mühelos auf, und es setzte für die Übeltäter ein paar Watschen ab.

Ich selber war immer ein total braver Schüler, lernte fleissig, willig und schon bald mit gutem Erfolg. Ich mag mich nur an eine einzige ungenügende Prüfung bei Messmer erinnern. Wir mussten zum ersten Mal und ohne Vorankündigung ein auswendig gelerntes Gedicht niederschreiben. Ich hatte es gut gelernt und hätte das eigentlich problemlos machen können. Messmer wollte uns mit den Satzzeichen helfen und schrieb für jede Gedichtzeile, die er symbolisch mit Strichen symbolisierte, am Schluss der Zeile das entsprechende Satzzeichen hin. Das irritierte mich so stark, dass ich einen totalen Blackout hatte und eine Eins schrieb. Etwas Ähnliches ist mir noch zweimal im Leben passiert: das nächste Mal in der 4. Klasse bei Frau Ida Götte. Dort ging es darum, die Masseinheiten für Längen, Gewichte, Zeiten und ihre Untereinheiten systematisch in eine Tabelle zu übertragen. Auch hier versagte ich angesichts der mir nicht bekannten Systematik der Aufgabenstellung, obwohl ich den eigentlichen Aufgabeninhalt beherrschte.

Das dritte und bisher letzte Mal war am Ungemütlichsten, weil es während der Zwischenprüfung für Obligationenrecht nach dem dritten Semester des Jus-Studiums passierte. Mein Pultnachbar war erkältet und schnüffelte, zog den Schnuder hoch, hustete ständig und schnuderte pausenlos laut weiter. Das machte mich völlig fertig, ich hörte nichts Anderes mehr, konnte mich überhaupt nicht mehr konzentrieren und nicht einmal mehr den Aufgabentext richtig lesen bzw. verstehen. Das ging eine knappe Stunde so. Irgendwie gelang es mir dann doch noch, mich zusammenzureissen, und ich schrieb immerhin noch eine 4,5.

Ansonsten war ich vor Prüfungen zwar oft etwas nervös, das stachelte mich aber eher zu besseren Leistungen an als dass es mich behindert hätte. Während der Prüfungen war ich in der Regel sehr fokussiert und konzentriert.

Willy Messmer war ein fairer Lehrer, so nach dem Motto «hart aber gerecht». Ich bekam im Zeugnis meist für alle Fächer die Note 5-6. Einmal regte er sich auf, weil viele in der Klasse nicht mehr wirklich schön schrieben und das bestrafte er mit einer fast flächendeckend verteilten Note 4. Ich war da auch irgendwie hereingerutscht, was

ich ungerecht fand. Obwohl ich ein eher schüchterner Schüler war, beschwerte ich mich sofort bei Messmer. Er verlangte von mir ein Schreibheft, blätterte es kurz durch und gab mir dann recht. Er radierte direkt im Zeugnis die Note 4 aus und überschrieb sie mit einer 5. Unmittelbar daneben vermerkte er «korr. W.M.. Dies ist so in meinem ersten Zeugnis für die 2. Klasse vom Frühsommer 1965 verewigt.

Willy Messmer ist schon früh gestorben, 1982 kurz nach seiner Pensionierung, jetzt, wo er endlich nur noch Maler hätte sein können. Ich frage mich manchmal, was wohl aus seinen vielen Bildern geworden ist.

Erst vor kurzem habe ich erfahren, dass Willy Messmers Schwester als Chefin der Matrimonialsachenkanzlei (zu meiner Zeit hiess das dann Familiensachenkanzlei) am Bezirksgericht Zürich gearbeitet hatte. Sie war offenbar eine imposante Erscheinung, 180 cm gross und hatte den Übernamen «Raddampfer».

Migräneattacken

Mehr als vor Blackouts an Prüfungen fürchtete ich mich vor Migräneattacken. Von der Zeit an, als ich ins Gymnasium eintrat, hatte ich ab und zu klassische Anfälle mit Augenflimmern, Erbrechen und sehr starkem Kopfweg. Während einer solchen Attacke gab es nur eines: in einem abgedunkelten Raum liegen und ab und zu kotzen. Nach sechs bis zwölf Stunden war die Migräne jeweils vorbei, noch ungefähr einen Tag lang blieb ein dumpfes Gefühl in einer Kopfhälfte zurück.

Vor oder während einer Prüfung hatte ich nie Migräne, manchmal aber nachher, meist gegen Ende einer Woche, oft am Samstag. Es war so eine Art Spannungskopfweg, wenn der Lern- und Leistungsdruck nachgelassen hatte. Es bestand wohl auch ein Zusammenhang mit dem vielen Lesen und meiner Sehkraft. Seit Anfang Gymnasium trage ich eine Brille, zuerst nur für den Schulunterricht, zum Lesen und Fernseh-schauen. Erst ab etwa zweitem Studienjahr an der Uni war ich ständig Brillenträger. Linsen zog ich für mich nie in Betracht, das war mir zu kompliziert. Auch während der Rekrutenschule trug ich noch nicht immer Brille, dies änderte sich erst mit der Unteroffiziersschule. Als ich am Knabenschiessen das erste Mal mit einer Brille schoss, erzielte ich das schlechteste Resultat überhaupt. Bisher hatte ich von 35 möglichen Punkten 23 und einmal 26 Punkte erreicht. Mit Brille kam ich dann gerade

auf 5 Punkte. Offenbar schiesse ich besser, wenn ich das Ziel nicht so genau sehe. Latein-Lehrer Bruno Denzler, der sich immer für unsere Schiessresultate interessierte, fragte mich, den er als guten und fleissigen Schüler kannte, wie ich das nur geschafft hätte. Das sei nicht so schwer gewesen, erwiderte ich ihm.

Während des Studiums hatte ich ungefähr einmal pro Monat eine Migräneattacke. Das hat merkwürdigerweise mit meinem Eintritt ins Berufsleben völlig aufgehört. Ich habe zwar ab und zu noch Kopfweg, aber nie schlimm und mit einer Kopfwegtablette - früher am liebsten Dolocyl und seit ich das Blut verdünne Dafalgan - einfach zu behandeln.

Anders geht es da meiner Kornelia. Sie hat seit Kindheitstagen immer wieder schwere Migräneanfälle. Es beginnt meist mit starkem Kopfweg, welches im ungünstigen Fall zu einer echten Migräne ausartet. Die ganz heftigen Attacken haben aber auch bei ihr mit zunehmendem Alter etwas nachgelassen. Bei ihr wirkte am besten das alte Saridon. Dieses sehr bewährte Medikament wurde aber mit irgendwelchen faden-scheinigen Begründungen aus dem Markt genommen, ähnlich wie andere gute Arzneimittel wie Vita Merfen oder Euceta-Salbe. Es wird behauptet, es gebe Qualitäts-sicherungsprobleme. Ich denke aber, es geht vielmehr um auslaufende Lizenzen und Gewinnoptimierung. Zum Glück verkaufte die Leonhard-Apotheke beim Central noch bis vor kurzem das sog. Thea-Pulver, das in seiner Zusammensetzung genau dem alten Saridon entspricht. Kürzlich hat sie aber auch dieses durch eine Pille ersetzt, welche nicht mehr alle Wirkstoffe des alten Thea-Pulvers enthält. Immerhin hilft es Kornelia immer noch einigermaßen gut.

Eine Dichterfamilie

Unser Lehrer Messmer ermunterte uns, für das Schlexamen¹¹⁹ Gedichte zu schreiben und selber vorzutragen. Ich war doppelt motiviert, da auch Grösl, meine Grossmutter väterlicherseits, und mein Onkel Toni, der zwei Jahre ältere Bruder meines Vaters, fleissig Gedichte schrieben. Ich orientierte mich an Grösls Themen und reimte mit dem Holzhammer vom wunderbaren Frühling, seinen Vögelein, die

¹¹⁹ Zu meiner Zeit nannte man so den letzten Schultag, an welchem die Eltern - damals fast immer nur Mütter - in die Schule zu Besuch kamen. Wir trugen Gedichte und Lieder vor oder führten ein kleines Theaterstück auf. Am Schluss gab es das Zeugnis zusammen mit einem Examenweggen, einem grossen Weggli mit einem Spitzenkamm.

ihren Schöpfer lobpreisen, so nach der Art: *"Es gab einmal einen Spatz mit dem Namen Matz. Im Garten hatte es einen Kirschenbaum, das war dem Spatz sein Lieblingsplatz"*, oder ich dichtete von Lokomotiven mit schönen Reimen wie: *"Das Lokomotivdepot ist ein tolles Haus, die Züge fahren ein und aus. Der Vorortszug ist rot gestrichen, hätte fast dem Roten Pfeil geglichen"*¹²⁰.

Auch mein Freund Heinz schrieb Gedichte. Wir spornten uns gegenseitig an, ein richtiges Buch zu schreiben, einen Seeräuber-Roman. Ich reihte – wohl wie jetzt wieder hier in meinen Erinnerungen – einfach Episode an Episode und verwertete dabei beliebig, was ich gerade im Fernsehen gesehen oder in Büchern gelesen hatte. Heinz schrieb immerhin eine zusammenhängende Geschichte. Als ich sie einmal lesen durfte, realisierte ich, dass seine Geschichte wirklich gut und meine grottenschlecht war.

Ich warf zwei dicke Hefte über den Seeräuberkapitän John Smith und seinen Kumpanen Mort Hensel¹²¹ heimlich in den grossen Abfallcontainer vor unserem Haus. Die meisten Gedichte habe ich aber noch immer in zwei alten Tagebüchern aufbewahrt. Im Sommer 1967 bis Ende 1967 schrieb ich recht intensiv jeden Tag im Tagebuch, dann hörte ich auf und fing nie wieder damit an.

Heinz und ich waren in unserer Klasse eher Aussenseiter, er wohl etwas mehr als ich und deshalb umso bemühter, sich durch irgendwelche Aktionen beliebt zu machen. Manchmal spielte er auch schlicht den Clown. Z.B. trank er während des Zeichenunterrichts für 20 Rappen mit Malfarben gemischtes Wasser. Wir versuchten, das Wasser möglichst hässlich schwarz und braun einzufärben.

Heinz solidarisierte sich zeitweise mit den schulisch schlechtesten und faulsten Schülern und machte kaum mehr Hausaufgaben. Er erhoffte sich davon mehr Respekt von seinen Kameraden als durch gute Leistungen. Als er einmal von der Lehrerin

¹²⁰ Eine Abschrift dieser und anderer Gedichte befindet sich im Anhang 1.

¹²¹ Inspiriert hatte mich – inkl. der Name John – das Buch "Die Schatzinsel" und insbesondere dessen Verfilmung in vier Teilen. Ich habe zuerst das Buch gelesen und dann über Weihnachten/Neujahr 1966/67 diesen Vierteiler gesehen. Der Film des bedeutenden deutschen Regisseurs Wolfgang Liebeneiner beeindruckt mich auch heute noch. Er ist atmosphärisch sehr dicht und spannend. Mit diesem Film wurde der Schauspieler Michael Ande bekannt, der später fast 40 Jahre lang in der beliebten Krimiserie "Der Alte" den Assistenten von Kommissar Köster spielte.

streng gefragt wurde, wo seine Hausaufgaben seien, begann er im Ablagefach unter seinem Pult zu suchen. Dort herrschte stets ein heilloses Chaos und man konnte schon annehmen, dass die Suche etwas länger dauern würde. Nach etwa fünf Minuten merkte ich aber, dass er nicht mehr suchte, sondern gemütlich unter dem Pult an seinen Hausaufgaben schrieb. Nach weiteren fünf Minuten merkte es auch die Lehrerin, und es setzte ein Donnerwetter und Strafaufgaben ab.

Heinz versuchte sich auch mit seinem Musikgeschmack zu profilieren. Als er die neueste Beatles-Single Obladi Oblada lobte, musste er sich sagen lassen, das sei schlimmer als Ländlermusik. Wer wirklich drauskomme, fahre auf die Bee Gees ab. Ich kannte damals beide Gruppen kaum.

Mein Vater bezeichnete diese Art von Musik als von Langhaardackeln gemachten Lärm.

Duell auf dem Pausenplatz

Gute Schüler galten als Streber, und solche waren nie besonders beliebt. Es ist mir aber fast immer gelungen, mich aus grösseren Streitereien oder Feindschaften herauszuhalten. Während der Primarschulzeit kam ich nur einmal wirklich in Bedrängnis. Ich hatte einen etwas jüngeren Schüler, mit dem ich Streit bekommen hatte, auf dem Pausenplatz rasch niedergerungen, nicht weiter schlimm. Das hatte allerdings Folgen. Er rückte am nächsten Tag mit seinem älteren Bruder und dessen Kollegen an. Sie nahmen mich in die Zange und forderten ein Duell zwischen mir und dem Jüngeren. Damit dieser nicht chancenlos war, sollte jeder die Möglichkeit bekommen, dem anderen einen Hieb zu verpassen, der andere musste ruhig hinhalten. Ich hatte ziemlich Angst und hoffte, die Situation entspannen zu können. Jedenfalls gab ich dem Kleineren nur einen symbolischen Klaps. Dieser wiederum verpasste mir mit der geballten Faust einen gewaltigen Schlag an den Hals, ich kam ins Wanken. Immerhin war damit der Konflikt einstweilen erledigt, alle zogen ab. Ich konnte es allerdings nicht lassen und rang am nächsten Tag den Kleinen in der Pause nochmals rasch nieder. Die Hierarchie war wiederhergestellt.

Fernsehen, Film, Kino

Das Fernsehen spielte für mich in jungen Jahren eine äusserst wichtige Rolle, auch wenn es ursprünglich nur gerade zwei Sender gab, die wir empfangen konnten,

Schweizer Fernsehen und ARD. Es war ein grosses Ereignis, als 1967 das ZDF in unserem Wohnquartier aufgeschaltet wurde und ich endlich am Sonntagabend von 17.25 bis 18.15 Uhr Bonanza schauen konnte. Zu meinem Leidwesen war dies nicht immer möglich. Wenn wir am Sonntagabend noch irgendwo unterwegs waren, verzweifelte ich manchmal fast, wenn die Zeit gnadenlos voranschritt und ich meine Lieblingsendung verpasste.

Filme zogen mich magisch an, und ich suchte nach irgendwelchen Möglichkeiten, selber etwas in Richtung Film zu machen. Mit etwa 12 produzierte ich mit meinem sechs Jahre jüngeren Cousin Philipp Nanzer einen Western, natürlich auf höchstem Niveau. Philipp stellte einen Indianerhäuptling und dann noch einen Kavalleriesoldaten dar. Ich lichtete ihn in verschiedenen Posen jeweils mehrmals mit einer Kamera namens Klickomat ab, welche man für einen Fünfliber mit einem speziellen, aber eher häufigen Jahrgang hatte kaufen können. Eine Filmrolle war im Fotoapparat zwar eingelegt, ich habe sie aber nie entwickeln lassen. Geplant war, eine kurze, mit eigenen Fotos bebilderte Story zu produzieren.

Philipp besass mehrere Cowboy-Käpslipistolen¹²² und ein Gewehr. Meine Mutter erlaubte mir nichts dergleichen. Philipp hatte zudem auch eine beeindruckende Sammlung von Bessy- und Lasso-Heftchen, welche mir meine Mutter ebenfalls verwehrte. Mir war ausnahmsweise höchstens mal ein "Fix und Foxi" erlaubt.

Ich fabrizierte im Hobbykeller meines Vaters mit Philipp aus Holz jede beliebige Art von Waffen: Pistolen, Gewehre, eine kleine Kanone und sogar einmal eine Mondrakete aus Kartonschachteln, die so gross war, dass man hineinsitzen konnte. "Was mached ihr mit dere Chile mit Chämi?" war der Kommentar unseres Hausabwartes Herr Beck, als wir dieses Wunder der modernen Technologie auf der Wiese vor unserem Wohnhaus aufstellten. Unser selbst gebasteltes Agentengewehr hat Philipp noch lange Zeit aufbewahrt, es war auch wirklich beeindruckend: zusammensetzbar, mit separatem Magazin und Schalldämpfer in einem Köfferchen massgenau eingepasst und mit persönlichem Waffenschein. Wir waren beide von einer

¹²² Die Käpsli-Munition war auf einem langen, dünnen roten Papierstreifen aufgewickelt, es waren kleine runde dunkle Punkte aus Schiesspulver. Es knallte, wenn der Hammer der Spielzeugpistole auf einen solchen Punkt schlug. Ein Mechanismus der Pistole transportierte dann zum nächsten Käpsli weiter. Im Gegensatz zu Schreckschusspistolen, die sehr viel lauter knallten und schon damals verpönt waren, gab es nur einen kleinen Chlapf.

Vorabendserie im ZDF namens Percy Stuart mit dem deutschen Schauspieler Klaus Wilke beeindruckt und inspiriert. Dort legte ein Killer mit einem solchen Gewehr gleich reihenweise Leute um.

Rückblickend erstaunt es mich eigentlich, was für gewalttätige Vorabendserien Ende Sechzigerjahre im ZDF zu sehen waren. Philipp und ich verständigten uns über Wochentage nur über die Serien, die am entsprechenden Tag liefen: Sonntag: „Die Peanuts“; „Der Zauberer Merlin“; „Die Brady-Familie“; „Bonanza“; „Rauchende Colts“, „Die Leute von der Shiloh Ranch“; Montag: „Die Bill Cosby Show“; Dienstag: „Verliebt in eine Hexe“; „Bezaubernde Jeannie“; „Die seltsamen Methoden des Franz Joseph Wanningers“; „Minimax oder Immer wenn er Pillen nahm“; Mittwoch: „Westlich von Santa Fé“ oder „Geächtet“, beide mit Chuck Connors; Donnerstag: „Yanzy Derringer“, Freitag: ausnahmsweise auch einmal ein Schweizer Produkt wie „Ein Fall für Mändli“ mit Ruedi Walter oder „Die sechs Kummerbuben“; Samstag: „Hucky und seine Freunde“, „Raumschiff Enterprise“ oder „Daktari“.

Ob die Tage so stimmen, weiss ich nicht mehr sicher, diese Serien und viele andere mehr liebten wir aber heiss.

Vor einigen Jahren bin ich rückfällig und wieder ein Serienjunkie geworden, meist bei Netflix, Prime Video (Amazon) und Sky, und für Qualitätsserien, wie ich gerne behaupte (Meine Nr. 1: Die Sopranos; Nr. 2: The Wire; Nr. 3: Mad Men). Die Einstiegsdroge war für mich die Serie Homeland von HBO, welche ich 2013 wöchentlich spät Sonntagabends im Schweizer Fernsehen schaute. Ich kaufte mir dann die verschiedenen Staffeln im Ex Libris.

Ex Libris, die Migros-Tochter war in meiner Kindheit für mich der wichtigste Buchladen überhaupt. In der Filiale in der Augustinergasse an der Bahnhofstrasse, die es auch schon lange nicht mehr gibt, habe ich meine Karl May-Bücher erstanden, welche jeweils in einem Doppelband für Fr. 6.80 verkauft worden sind. In einer der letzten, inzwischen auch geschlossenen Ex Libris-Filialen in Zürich, im Ladenkomplex Neumarkt beim Lindenplatz in der Nähe meiner Arbeitsstelle in Altstetten, habe ich jeweils die neueste Staffel von Game of Thrones gekauft. Ex Libris ist genauso im Sinkflug wie DVD's, beiden macht das Online-Geschäft das Leben schwer.

Ich habe immer noch eine stattliche Sammlung von DVD-Serien, bin zwischenzeitlich aber wie erwähnt zu Netflix, Amazone und Sky übergelaufen. Ein Monatsabo kostet dort die Hälfte einer neuen DVD-Staffel oder weniger.

Ein sehr guter Berater in Sachen sehenswerte Serien ist für mich bis heute Alessandro Barelli, Abteilungsleiter der Bewährungs- und Vollzugsdienste. Er gehört zu den JuWe-Leuten, mit denen ich auch sonst gerne Kontakt halte.

Ich war mit 11 Jahren das erste Mal im Kino. Für die Lancierung des Films "Die sechs Kummerbuben" von Franz Schnyder aus dem Jahr 1968 gab es für Schüler:innen im Kino Corso eine Gratis-Voraufführung. Ich war tief beeindruckt; unvergessen die Szene, wo der jüngste Kummerbub von einem Stein am Kopf getroffen wird und eine blutende Wunde davonträgt. Dies ist die Szene, die meine jüngste Tochter Angelina rund vierzig Jahre später beinahe traumatisiert hat.

Schon kurz vorher hatten mir meine Eltern in Aussicht gestellt, dass wir am Ostermontag im Apollo-Kino (mit der wunderbaren Cinerama-Leinwand) den Film "In achtzig Tagen um die Welt" anschauen würden, wenn das Wetter schlecht wäre. Ich wachte während der ganzen Nacht ständig auf und horchte, ob es regnete. Gegen den frühen Morgen setzte tatsächlich etwas Regen ein und bereits um 8 Uhr weckte ich aufgeregt meine Eltern und sagte ihnen, dass wir wegen des schlechten Wetters also ins Kino könnten. Meine Eltern waren über die frühe Störung ziemlich verärgert. Man werde ja sehen, hiess es, ob es auch nachmittags noch regne.

Ich habe in meinem Leben immer wieder auf schönes Wetter gehofft und habe mir nie mehr so sehr schlechtes Wetter gewünscht wie damals. Und wie das Leben halt so spielt, gegen Mittag hellte es auf und meinen Eltern zogen mein Lieblingsprogramm durch, Spaziergang auf den Uetliberg. Den wunderschönen Film nach Jules Verne mit David Niven und Shirley Maclaine habe ich erst einige Jahre später allein gesehen, auf der grossen Breitleinwand in meinem Lieblingskino Apollo, wo ich auch Ben Hur, den Rennfahrer-Film Le Man, Tora! Tora! Tora!, Luftschlacht um England, It's a mad mad mad mad World, Odyssee 2001, Für ein paar Dollar mehr oder Star Wars und Indiana Jones in voller Grösse genoss. Ich konnte es 1988 fast nicht fassen, als das Apollo für immer schloss. Für mich war es damals schlimmer, als wenn man das Grossmünster abgebrochen hätte.

Die Sechs Kummerbuben gaben den Startschuss für meine Karriere als Kinozuschauer. Als nächstes sah ich – wohl 1968 - im Kino Cinébrief den Film "Die Lümmel von der ersten Bank" mit Hansi Kraus und Theo Lingen. Es folgten noch zahlreiche Filme dieser Pauker-Serie. Mit der Zeit entwickelte ich etwas Qualitätsbewusstsein und merkte, dass es ziemlich einfältige, wenig originelle Komödien waren.

Ebenfalls 1968 kam der Zeichentrickfilm „Das Dschungelbuch“ von Walt Disney in die Zürcher Kinos. Ich schaute mir den Film an einem Samstagnachmittag vor Ostern im Kino Bellevue an. Ich kaufte vorher am Goldbrunnenplatz in der Conditorei Dätwyler als Geschenk für Mutter einen kleinen, in Zellophanpapier eingewickelten Schoggihasen. Das war ein Fehler. Im Kino Bellevue merkte ich im Verlauf des Films, wie

der Hase in meinen Händen langsam dahinschmolz. Viel war da nicht mehr zu retten, und so ass ich ihn in der Pause selber auf.

Nachhaltig gefallen hat mir mein erster Karl May-Film, den ich im Kino Uto¹²³ schaute: Der Ölprinz. Ich ging in der Folge in jeden Karl May-Film, der irgendwo in Zürich lief. Ich finde sie bis heute recht gut, auch wenn das Strickmuster immer dasselbe ist. Aber eindeutig gut gemacht. Mit beinahe 60 habe ich mir die wichtigsten Winnetou-Filme auf DVD gekauft.

Ab meinem 15. Lebensjahr ging ich jeden Samstagnachmittag ins Kino, meist allein, und wenn möglich gleich zwei Filme hintereinander. Im Kino Kosmos an der Badenerstrasse gab es stets ein Doppelprogramm. Ich eilte aber auch gern von einem ins nächste Kino. Ich habe den grössten Teil meines Taschengeldes hierfür ausgegeben. Ein Kinobesuch kostete damals auf den billigsten Plätzen immerhin schon 3 Franken dreissig Rappen, im Apollo sogar Fr. 4.95. Mir machte es nie etwas aus, im Kino zu sitzen, so fühlte ich mich mitten im Geschehen. So geht es mir auch heute noch. Das erste Mal war ich sogar überrascht, dass die vordersten Kinoplatze, anders als im Zirkus, die billigsten waren.

¹²³ Das Kino Uto wird im März 2024, 98 Jahre nach seiner Eröffnung leider definitiv seine Tore schliessen (vgl. Tages-Anzeiger vom 1. Februar 2023; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Pistolen und Petticoats¹²⁴

Western und Kriegsfilme haben es mir besonders angetan. Zu Waffen habe ich ein ambivalentes Verhältnis. Einerseits weiss ich natürlich, dass sie und die Menschen damit schlimmste Dinge anrichten, andererseits fühlte ich mich schon als kleiner Bub von ihnen stark angezogen. Warum soll ich es auch leugnen? Auch heute noch bleibe ich vor einem Waffenladen stehen und schaue mir die Auslage im Schaufenster an.

Das pädagogisch an sich sinnvolle Verbot meiner Mutter hat bei mir wenig gefruchtet. Als ich in die sechste Klasse gekommen bin, habe ich mir heimlich vom Sackgeld doch noch meine erste Kapslipistole für Fr. 3.90 in der Epa gekauft. Erst viel später hat sie meine Mutter in meinem Pult entdeckt. Obwohl schon beinahe verjährt, bekam ich heftige Lämpen. Ich kaufte mir dann mit 12 oder 13 im Franz Carl Weber selber ein Luftgewehr und später noch eine Luftpistole dazu.

Meine Mutter ist mit mir aber immerhin auch in Kriegsfilme oder Western ins Kino gegangen. So haben wir zusammen z.B. „Die Brücke am Kwai“ von David Lean mit Alec Guinness und William Holden, „Spiel mir das Lied vom Tod“ von Sergio Leone mit Charles Bronson und „Il grande silenzio“ von Sergio Corbucci mit Jean-Louis Trintignant und Klaus Kinski gesehen. Vermutlich sagte sie sich, wenn ich schon diese Filme ansähe, dann besser gleich mit ihr. Solche Filme waren nicht Vaters Sache. Er liebte vor allem lustige Film, z.B. die Don Camillo-Filme von Julien Duvivier mit Fernandel. Ich kann mich an einen Film erinnern, den wir zusammen im Kino gesehen haben: Tschitti Tschitti Bäng Bäng von Ken Hughes, ein Familienfilmmusical, ebenfalls aus dem Jahr 1968. Und wohl 1971 haben wir zusammen mit Mutter den Film „Wer ist Harry Kellermann?“ mit Dustin Hoffmann angeschaut. Das war wohl v.a. für Vater eher ein Fehlgriff, ich fand den Film auch eher merkwürdig, kann mich aber an einige Szenen noch gut erinnern.

Zielübungen

Mutter hatte eingesehen, dass Widerstand gegen meine Begeisterung für Schiesswaffen zwecklos war. Es war mir erlaubt, im Kellergang unseres Wohnhauses auf eine Zielscheibe mit Kugelfang zu schießen. Natürlich benutzte ich lieber andere

¹²⁴ Westernserie, die ich 1968 im Fernsehen schauen durfte.

Ziele. Einmal zielte ich wie mein Held John McLean mit seiner Spezial-Winchester in der Serie "Westlich von Santa Fé" aus der Hüfte heraus, und zwar auf die Glühbirne an der Decke des Kellergangs – Volltreffer. Ich erzählte dann meiner Mutter irgendetwas von einem Abpraller.

Erst im Militär habe ich gelernt, dass man nie seitwärts auf Zielhöhe stehen sollte, weil es den sogenannten T-Effekt gibt: die Kugeln können seitlich in einem 90-Grad-Winkel abprallen. Das erfuhr ich und mein Schulkollege vom Höfliweg Marco Lavagnolo einmal selber, als wir auf brennende Zündhölzchen schossen. Der eine zündete das Zündhölzchen an, steckte es in eine Kittmasse und trat ein paar Schritte beiseite. Ein Kügelchen fand einmal problemlos den Weg zu mir. Es fitzte recht heftig am Arm, soweit harmlos, aber dennoch brandgefährlich. Ganz haben wir das damals noch nicht begriffen, aber wir hatten hundert Schutzengel.

Viele Männer – auch ich – bleiben eben, was Waffen (und wohl vieles anderes mehr) betrifft, unreife Kindsköpfe.

Meine Schiessübungen von damals erinnern mich daran, dass der stellvertretende Generalsekretär der Justizdirektion Ernst Weilenmann in seinem Büro Zielübungen mit einer Luftpistole veranstaltet haben soll. Und meinem Vorgänger als Generalsekretär Hans Ribi soll einmal sogar beim Manipulieren mit seiner Pistole im Büro ein Schuss abgegangen sein. Die Kugel schlug offenbar zuerst im Boden ein und durchlöcherte den Teppich, bevor sie in der Wand stecken blieb. Das jedenfalls erzählte mir die langjährige Vorzimmersekretärin Annalis Staudenmann, welche für den Justizdirektor und mich arbeitete. Es gilt die Unschuldsvermutung. Aber: Si non e vero, e ben trovato.

Als mir Hans Ribi bei meinem Amtsantritt den Direktionstresor übergab, in welchem auch die Doppel von allen Bezirksgefängnisschlüsseln lagen, entnahm er ihm eine grössere und eine kleinere Pistole, welche beide ihm gehörten.

Nur mein Sturmgewehr 57 aus meinen Militärzeiten hat es mir nie wirklich angetan. Es ist ein hässlicher, zu grosser und zu schwerer Prügel. Das einzige, was für das Stgw 57 spricht, ist, dass es denselben Jahrgang wie ich hat. Wir waren beide zwanzig, als

wir uns in der RS kennen lernten. Es ist nicht zu vergleichen mit Winnetous Silberbüchse, Old Shatterhands Henrystutzen oder Bärentöter. Die einzige Ähnlichkeit mit der Silberbüchse bestand darin, dass die schwarze Farbe des Mantellaufs im Lauf der Jahre wegen des häufigen Manipulierens mit den Stützen von der Position Mittellauf zu Vorderlauf und zurück etwas abgeblättert und der Lauf silbern geworden war. Es hat mich ziemlich geärgert, als irgendein Genie von Waffenmechaniker es im vorletzten Ergänzungskurs noch für nötig befand, den Laufmantel neu schwarz zu spritzen. Der besondere Charme meiner Silberbüchse war für immer verloren. Ich habe mein Sturmgewehr aber nicht wie die meisten Kollegen mit allem anderen Militärmaterial abgeben, sondern ich bewahre es freiwillig und vorschriftsmässig bei mir zuhause auf. Das spricht wohl auch für sich.

Als ich Generalsekretär geworden bin, war es noch möglich, mit einem Eintrag in den Personalausweis der Justizdirektion eine Waffentragbewilligung zu erhalten. Die meisten Bezirks- und Staatsanwälte hatte eine solche Bewilligung, wohl auch Ernst und Hans. Ich selber habe ernsthaft in Betracht gezogen, mir ebenfalls eine Waffe bewilligen zu lassen und eine Pistole anzuschaffen. Daraus wurde dann aber nichts, insbesondere auch deshalb, weil als Voraussetzung für eine solche Bewilligung eine obligatorische theoretische und praktische Prüfung eingeführt worden ist. "Zum Glück", sagt mein Verstand. "Leider!" der Cowboy in mir. Frank Urbaniok hatte eine Zeit lang auch eine Waffentragbewilligung, fand es später aber nicht mehr so wichtig, weshalb er dann darauf verzichtete.

Ich habe von Zeit zu Zeit immer wieder – auch heute noch – denselben Traum: Ich suche ein Waffengeschäft in der Nähe des Stauffachers (dort gab und gibt es tatsächlich ein oder zwei solche). Ich will mir eine Pistole oder einen Revolver kaufen. Ich finde das Geschäft aber nicht, es scheint nicht mehr da zu sein. Manchmal will ich mir auch nur Munition kaufen. Auch hier finde ich das Geschäft nicht. Manchmal habe ich bereits einen Revolver und eine Schachtel mit Munition. Wenn ich die Munition in die Trommel einlegen will, realisiere ich, dass die Munition kaputt oder zu klein ist, jedenfalls funktioniert es nicht. Oder wenn ich zu schiessen versuche, so sind es nur Blindgänger.

Mein Freund Heinz

Zurück zum Klassentreffen und meinen Kameraden von damals: Heinz und ich haben auch ausserhalb der Schule viel miteinander unternommen. Einmal versuchten wir uns an einem eigenen Hörspiel. Am Wichtigsten war uns, ein Tonstudio einzurichten. Wir konstruierten aus Zeitungspapier ein zeltähnliches Gebilde in meinem Zimmer. Wir benutzten ein Kassettentonband mit Mikrophon und versuchten uns in verschiedenen Stimmlagen. Irgendwann hatten wir genug und beendeten die Geschichte rasch mit einigen Sätzen des Erzählers. Das Stück muss "Bankraub an der Blumenstrasse" geheissen haben. Keine Ahnung wieso Blumenstrasse.

Wir verbrachten in den Schulferien gegenseitig jeweils einige Tage bei Heinz oder bei mir zuhause. Weil er gescheiter war als ich, tyrannisierte ich ihn, wenn ich argumentativ zu unterliegen drohte. Ich war nämlich der stärkere, rang ihn mühelos zu Boden und setzte mich auf ihn, bis er aufgab. So gleicht man geistige Defizite aus. Die Intelligenz hatte er wohl von seiner Mutter geerbt, sie stammte aus Hindelbank und arbeitete in einem Milchlädeli ganz in der Nähe der Austrasse, des Wohnortes der Familie. Der Vater war Pöstler und roch immer stark nach Zigaretten. Auch Heinz ist ein starker Raucher geworden. Die Eltern träumten für Heinz von einer Banklehre. Er wollte aber ins Gymnasium, was er an sich locker schaffte. In der Probezeit machte ihn aber der Geschichtslehrer richtig fertig, Heinz gab zu wenig rasch Antwort, sondern überlegte immer lange. Die sehr schlechte Geschichtsnote im Zwischenzeugnis brach ihm dann das Genick, zu viele Minuspunkte. Und seine Eltern bekamen die ersehnte Banklehre für Heinz. Allerdings wollte Heinz Revolutionär werden und flog nach der Lehre sofort aus der Bank.

Anfang der Achtzigerjahre war er sogar einige Tage im Knast, wie er mir kürzlich anvertraute. An einer Demo während der Opernhauskrawalle floh er in einen Hinterhof, wo ihn die Polizei aufgriff, ihn festnahm, die Hände auf den Rücken fesselte, ihn auf die Beine stellte, um ihm dann wieder den Haken zu stellen. Einer trat ihn in die Eier, andere schlugen ihm den Grind blutig, die Brille war futsch. „Am meisten genervt hat mich, dass eine alte Frau, die zusah, den Polizisten für ihren tollen Einsatz gegen uns Chaoten gedankt hat“, erzählte mir Heinz lächelnd.

Heinz arbeitete lange Jahre als selbständiger Buchhalter, zog kleinere EDV-Projekte für KMU's durch, bekam dann nicht mehr genug Aufträge und landete schliesslich als

nicht beamteter Zöllner beim deutschen Zoll in Lörrach. „Im Auswahl-Assessment bin ich zwar durchgerasselt, wurde aber auf eine Liste gesetzt und bin dann einfach nachgerutscht. Der Schweizer Zoll hätte mich altersmässig nie mehr genommen.“ Er wirkt jetzt zufrieden und geht mit 66 in Rente. „Du musst das nächste Mal unbedingt in Uniform kommen“, bitte ich Heinz. „Mal sehen“, meint Heinz. Er lässt sich von mir nicht mehr vorführen.¹²⁵

Im Gefängnis

Alle Angemeldeten sind jetzt am Treffpunkt bei Bahnhof Dietikon da, Felix, Gerda, Armin, Rolf, Silvia, Heinz, die Freundin von Dani Bäni und ich. Dieses Mal kann unsere Lehrerin Ida Götte nicht dabei sein. Sie ist schon weit über achtzig und fühlt sich zurzeit nicht sehr gut. Das letzte Mal hat sie Zeichnungen von uns zum Klassentreffen mitgebracht. Ich bekam meine Zeichnung von einem Baum zurück, die nicht unbedingt gelungen, wohl aber sehr interessant ist. Man muss kein Psychologe sein, um einige Besonderheiten zu erkennen¹²⁶.

Wir marschieren Richtung Gefängnis Limmattal los. Der stellvertretende Gefängnisleiter Jan Streitberg erwartet uns beim Eingang und führt uns ins Sitzungszimmer im obersten Stock. Dort erklärt er einige Basics zum Amt für Justizvollzug, den Untersuchungsgefängnissen und den anderen Hauptabteilungen. „Und von allen bist Du der Chef“, flüstert Silvia anerkennend. „Gewesen“, antworte ich.

Dann besuchen wir die verschiedenen Abteilungen, für Jugendliche, die Kriseninterventionsabteilung für suizidgefährdete Untersuchungshäftlinge, die Normalabteilung, die Arrestzellen, die Sicherheitszentrale etc.. Jan und seine Leute machen es souverän, verkaufen unsere Philosophie und die Werbespots von Jacqueline wirklich sehr gut: „Wir müssen schon während der Untersuchungshaft die Leute darauf vorbereiten, dass sie irgendwann wieder in Freiheit kommen. Sie werden wieder unsere Sitznachbarn im Tram, kaufen mit uns im Migros oder Coop ein, sind

¹²⁵ Wie traurig: Heinz ist am 5. November 2023 an seinem Wohnort in Rostok (Deutschland) an einer Krebserkrankung gestorben.

¹²⁶ Vgl. Anhang 15. Die Zeichnung ist zwar nicht datiert, dürfte aber von 1967 oder 1968 stammen. Typisch für mich ist, dass ich immer etwas Mühe mit der Raumaufteilung hatte. Meist war das Zeichnungsblatt am Schluss nicht gross genug. Hier ist der Baumstamm unnötig lang geworden, dafür stösst die Baumkrone am oberen Blattende an. Ebenfalls nicht sehr überzeugend geraten ist das Wurzelwerk.

Arbeitskollegen und Nachbarn von nebenan. Was wollt Ihr lieber: einen wütenden und frustrierten Exknacki oder einen auf die Freiheit gut vorbereiteten Nachbarn? Wir wollen doch alle bessere Nachbarn.“ Ich bin stolz auf Jan.

Nach Weißwein, Mineral, Organgenjus mit Nüssli, Chips und Co. verschieben wir uns mit Verspätung zum Restaurant Bären, direkt beim Bahnhof Dietikon. Wirklich ein Top-Programm für Pensionierte. Alle geben sich von der Gefängnisführung beeindruckt.

Das Gespräch kreist dann bald um die alten Geschichten aus der Schulzeit: weisst Du noch? Wo ist eigentlich Walti geblieben? Und Andi hatte doch unserer Lehrerin Fräulein Häberling einmal eine Ohrfeige gegeben (nicht umgekehrt). Sie hatte ein feuerrotes Gesicht und Andi war dann vierzehn Tage weg. Und Desirée ist bereits gestorben.

Wochenprogramm eines Primarschülers

Ich habe, wie schon erwähnt, in meinem Leben nur einmal intensiv Tagebuch geführt, und zwar vom 19. Juli 1967 – dem Tag, als mir Mutter als Ferienbeschäftigung in der EPA das Tagebuch kaufte – bis Ende 1967, dann war das Buch vollgeschrieben. Am 29. Dezember 1967 habe ich einen typischen Wochenablauf von damals aufgeschrieben:

"Unter dem Jahr geht es fast immer gleich zu. Ich gehe um acht Uhr in die Schule und komme um zehn Uhr wieder heim. 3x habe ich am Nachmittag frei¹²⁷ und 3x Schule. Jeden Samstag gehe ich Schlittschuhlaufen. Jeden Dienstag und Donnerstag habe ich Turnen. Jeden Mittwoch- und Samstagnachmittag gehe ich in den Schlittschuhclub. Jeden Mittwoch gehe ich in die Musikstunde (1). Jeden Dienstag und Donnerstag gehe ich in den Sprachunterricht. (2)"

Wenn ich das so lesen, stelle ich fest, dass ich stilistisch in den letzten fünfzig Jahren keine besonders grossen Fortschritte gemacht habe.

(Haus)Musik

Zum Wochenablauf noch folgende Anmerkungen:

¹²⁷ Mitgerechnet ist hier der Samstagnachmittag. Am Samstagmorgen hatten wir damals noch – anders als heute - Unterricht.

(ad 1) Ich habe eine ausgesprochen klägliche Karriere als Musiker hinter mir. In der Primarschule spielte ich wie fast alle Blockflöte. Unsere Lehrerin, eine alte Dame namens Freuler, platzierte uns gemäss unseren Leistungen in eine lange durchgehende Bank im Singsaal: die schlechten ganz vorn in ihrer Nähe, die besseren weiter hinten. Sie sprach vom Kopf und Schwanz des Krokodils. Ich bin immer weiter nach vorn gerutscht.

Wie so oft haben auch bei der Instrumentenwahl meine Eltern für mich entschieden. Mir war es soweit recht. Zuerst hiess es, ich solle Oboe lernen, dann Querflöte. Das liegt wohl daran, dass Regulas Querflöten-Lehrer mit dem seltenen Namen Hans Meier einmal meinte, meine Mundform sei für Querflöte sehr geeignet. Meine Mutter, die das auch hörte, liess sich sofort überzeugen. Hans Meier war offenbar ein guter Acquisiteur. Ich ging dann auch zu ihm in den Unterricht. Die Oboe war mir selber immer wegen des Mundstückes etwas suspekt. Es sieht ja wie ein Trinkhalm aus und ich meinte tatsächlich lange, man müsse daran saugen und nicht blasen.

Dass ich wie Regula dann Querflötenunterricht genommen habe, entspricht einem typischen Muster meiner Eltern. Wo immer möglich, haben sie Regula und mich dasselbe machen lassen: Mandeln entfernen, Eiskunstlaufen und eben Querflötenspiel. Nur bezüglich Schulkarriere pushten sie mich mehr als meine Schwester.

Der Musikunterricht wurde von der Knabenmusik Zürich finanziert, welcher ich beigetreten war. Schon nach zwei oder drei Jahren habe ich mit dem Querflötenspiel wieder aufgehört. Ich sagte meinem Musiklehrer, welcher Mitglied des Tonhallenorchesters war, ich hätte keine Zeit mehr dafür, weil ich jetzt ins Gymnasium gehe. Begreiflicherweise verstand er das nicht so recht. Ins Korps der Knabenmusik bin ich nicht aufgenommen worden, weil ich so früh aufgehört habe. Ich habe die Querflöte nur noch einmal mit ca. 20 wegen eines hübschen Mädchens hervorgeholt, welches eine Begleitung für sein Gitarrenspiel suchte. Ich war doppelt erfolglos und habe dem Mädchen schliesslich die Querflöte geschenkt, mein Herz wollte sie nicht haben. Für diese Erkenntnis musste ich nicht einmal einen Annäherungsversuch machen, ich habe es auch so gemerkt.

Eigentlich hätte ich ganz gerne Trompete gespielt, das kam aber irgendwie nie in Frage, wohl zu laut für das Üben in einem Mehrfamilienhaus. Ich wäre aber nie und

nimmer auf die Idee gekommen, Klavier spielen zu lernen. Für meine Eltern und mich war es klar, dass so etwas nicht in Frage kommt. In unseren Kreisen spielte man ein Blasinstrument, das man überall hin mitnehmen kann. Zudem hat es in der guten Stube keinen Platz für ein Klavier. Gitarrenspielen war auch suspekt, etwas für Langhaardackel.

Als unsere Nachbarn, die Familie Stutz für ihre Kinder ein Klavier anschaffte, hiess es bei uns: „Sie halten sich wohl für etwas Besseres!“ Dabei war Vater Stutz auch nur Prokurist wie mein Vater.

Als aktiver Musiker habe ich bisher auf der ganzen Linie versagt. Ich liebe aber Musik und habe ein ganz gutes Musikgehör. Auch mein Gesang ist recht ansehnlich bzw. anhörlich. Ich habe immer sehr gerne Musik gehört. In meiner Kindheit war zuhause fast nur klassische Musik zu hören, vor allem Mozart, aber auch Beethoven, Haydn, Mendelssohn, Bach, Telemann. Als ich klein war, hat mir mein Vater aus seiner Sammlung eine Schallplatte geschenkt, auf welcher ein Tenor in einer eingängigen Melodie „Diri Diri Diri Diri Dumba...“ sang. Genaueres weiss ich nicht mehr dazu, höre das Lied in meinem Kopf aber immer noch Ton für Ton.

Mein Vater stand immer früh auf, auch am Sonntag bereits so gegen acht Uhr. Dann ging er in die gute Stube und hörte sich klassische Schallplatten an. Ich konnte in meinem Zimmer nebenan halb schlafend gut mithören. Ich behauptete dann später, ich sei nach einem Sonntagmorgen klassischer Musik im Halbschlaf jeweils halb depressiv aufgewacht; das ist aber nicht wahr. Für mich sind damit schöne Erinnerungen verbunden. Vater hörte sehr oft von Mozart das Klarinetten- (KV 622) sowie die beiden Flötenkonzerte (KV 313 und 314). Höre ich sie jetzt, so denke ich sofort an diese Sonntagmorgen mit Vater nebenan im Wohnzimmer.

Ich selber bekam mit etwa 12 Jahren einen Lenco-Plattenspieler, der zusammen mit dem Lautsprecher zu einem Kofferchen zusammengelegt werden konnte. Regula und ich waren zuerst Roy Black-Fans. Wir bekamen von Adeline Schönenberger, der Freundin von Rosmarie Erni, letztere die Stiefschwester meiner Mutter, je eine Langspiel-Schallplatte von Roy Black mit so schönen Liedern wie „Ganz in Weiss“, „Dein schönstes Geschenk“ etc. zu Weihnachten geschenkt. Später begeisterte mich Udo Jürgens. Ich wurde zum Geburtstag mit der Schallplatte „Udo 70“ beschenkt und hörte sie ständig. Vieles von Udo Jürgens gefällt mir auch heute noch ganz gut.

Schon früh hatte ich mir sehnlichst jede Art von Musikwiedergabegeräten gewünscht. Mit etwa 9 Jahren bekam ich zu meiner grossen Begeisterung von meinem Götti Karl eine Musikdose zu Weihnachten, welche „Vo Luzern gäge Wäggis zu“ spielte. Sie war aus Holz, mit einem Glas über der Drehwalze, und auf dem Deckel war ein Foto von Luzern. Ich hörte mir die Melodie so oft an, dass meine Mutter schliesslich meinte, sie hätte mir eine schönere und bessere Musikspieldose gekauft, wenn sie gewusst hätte, dass ich so grosse Freude daran habe. Das verstand ich damals noch nicht ganz, fand ich doch meine Musikdose grossartig.

Später habe ich mir dann von geschenktem Geld für ca. 70 Franken im Exlibris mein erstes eigenes Transistorradio gekauft. Es war ein hübsches, mittelgrosses Gerät, schwarz und silbern. Wenn ich daran zurückdenke, staune ich eigentlich immer wieder, wie teuer diese Apparate damals waren und wie billig sie heute sind.

Meine Eltern kauften sich Mitte der Sechzigerjahre eine Stereo-Anlage, welche tatsächlich den enormen Betrag von 2000 Franken kostete. Das war nicht nur in meinen Augen unglaublich teurer. Für meine Mutter war das wichtigste, dass die Boxen klein genug waren, um sie hinter den Wohnzimmervorhängen zu verstecken. Freistehende oder sichtbare Boxen wären für sie inakzeptabel gewesen. Diese Stereoanlage meiner Eltern durfte ich 1981 in Susis und meine erste gemeinsame Wohnung an die Wiesendangerstrasse 21 mitnehmen. Sie wurde insgesamt sicher mehr als 30 Jahre alt. Die späteren Anlagen für CD, Kassettentonband etc. überlebten jeweils kaum viel mehr als 5 Jahre.

In der 5. oder 6. Klasse bekam ich von meinen Eltern ein Kassettentonbandgerät geschenkt, auf welchem ich meine ersten Beatles- und Rolling Stones-Songs hörte. Zeitlebens gehörte ich mehr zur Beatles- als zur Stones-Fraktion. Mit Bob Dylan konnte ich – mea culpa – nie besonders viel anfangen, dafür ist Leonhard Cohen einer meiner Lieblingssänger.

Natürlich ist es besonders schön, dass meine Kornelia eine Musikerin ist, hervorragend Blockflöte und Cembalo spielt. Zudem ist sie eine begnadete Musikpädagogin. Eine Zeit lang hat sie Gambe gespielt und gerne würde sie auch Handharmonika spielen lernen. In unserem Musikzimmer steht nicht nur ein Cembalo, sondern auch ein Klavier, das einem geradezu zum Spiel einlädt, und mindestens ein Dutzend Blockflöten in allen Grössen.

Das Roland Elektro-Piano steht in meinem Zimmer im ersten Stock. Das hat damit zu tun, dass ich mir schon vor einiger Zeit vorgenommen habe, ab 60 Klavierunterricht zu nehmen. Das habe ich vorerst auch umgesetzt und mit Amri Alhambra, einem Musikschulkollegen von Kornelia, einen wunderbaren Lehrer gefunden. Seit ich sehr viel schreibe, ist das Klavierspiel leider in den Hintergrund getreten. Irgendwie hat mir das viele Schreiben im Jahre 2020 zu wenig Platz für etwas anderes Kreatives gelassen, gefühlsmässig jedenfalls. Ich hoffe sehr, dass sich das wieder ändern wird¹²⁸. Natürlich liegt es auch daran, dass man als Klavier-Anfänger zwar rasch gewisse Anfangserfolge erzielt und der Weg erst etwas später wirklich steinig wird. Dann braucht es Durchhaltewillen.

(Ad 2) In meinem Wochenprogramm von damals erwähnte ich auch den Sprachunterricht. Damit war die "Staggeli-Schuel" bzw. Sprachheilschule gemeint. Ich hatte nämlich einen S-Fehler und lispelte etwas. Dazu ausführlicher weiter hinten.

Bis zum nächsten Mal

Das Klassentreffen ist gegen 22.15 Uhr zu Ende. Wie die meisten Schüler:innen aus dem Bühlschulhaus im Kreis 3 stammen meine alte Klassenkamerad:innen und ich fast alle aus dem unteren Mittelstand. Das merkt man uns auch heute noch an. Niemand dreht gross auf, Pizza, Pasta, Rösti Bären, Mineralwasser, mehr Bier als Wein, kein Dessert und am Schluss wird die Rechnung nicht durch zehn geteilt, sondern jeder zahlt für sich selbst. Das ist gerechter so.

Rolf Traber fährt mit mir in der S3 zum Stadelhofen. Er war einer der besten Fussballer unserer Klasse.

Ich leider nicht.

¹²⁸ Leider immer noch nicht.

18. Oktober 2019: JVA Cazis Tignez, Eröffnungsfeier

Die vermissten Sprüche von Ueli Graf; seine Stand- und Bibelfestigkeit.

Begegnungen mit Bundesrat Blocher.

Von hohen Mauern und verhinderten Fluchten. Der mutige Panzergeneral und mein Kollege Beni. Beamtenkarussell und kommunizierende Röhren.

Philosophieren über Führungsphilosophie. Frau Bundesrätin Karin Keller-Sutter.

In Memoriam 27. Januar 2008. Theatergruppe Korn.

Der grösste Kunstraub. Staatsanwalt Alois Rüegg.

Sprachlose Söhne, geschwätzige Väter.

Sonntagsblick und Presserat. CdA Ade.

Geist und Geld.

Cazis Tignez I

Ich nehme die Autobahnausfahrt nach Cazis. Kurz darauf kommt bereits das erste Hinweisschild zur JVA Cazis Tignez: Parkplatz bei der Bündner Arena, Italienische Strasse 28. Bei der Abzweigung steht eine Security-Frau, die mich einweist.

Schon von weitem sehe ich den ehemaligen Direktor der JVA Pöschwies Ueli Graf im Gespräch mit zwei anderen Herren. Ich lasse die Scheibe runter und begrüsse ihn: "Hallo Herr alt Direktor." Er freut sich und ich parkiere ein. Er zieht mich an meiner entgegengestreckten Hand zu sich und umarmt mich. "Bist Du eigentlich noch im Amt oder bereits pensioniert?"

Diese Frage wird mir heute nicht zum letzten Mal gestellt, denn alles wurde bisher nur sehr niederschwellig kommuniziert. Die Absicht dahinter: eine ganz normale hochverdienende vorzeitige Pensionierung mit geplanter Nachfolge. "Ich habe die Amtsleitung Ende September abgegeben", erwidere ich, "und jetzt bin ich Projektdelegierter des JuV. Das Projekt ist meine Pensionierung. Ich bin darum auch mit dem Auto gekommen, als Amtschef hätte ich den öV genommen, das geht insgesamt aber drei

Stunden länger, eine solche Zeitverschwendung kann ich mir als Projektleiter und Halbpensionierter nicht mehr leisten."

"Geht es jetzt aber wieder gut?" fragt Ueli mitfühlend. "Ein Indianer kennt keinen Schmerz." antworte ich. "So muss man es wohl sehen", meint Ueli.

Ein nasser Bär

Apropos schmerzfreie Indianer: Ueli Graf, der pensionierte JVA Pöschwies-Direktor, hat immer wieder Sprüche geprägt, die ins feste JuV-Repertoire gehörten: "Man kann das Fell des Bären nicht waschen, ohne dass sein Pelz nass wird." Als mir Ueli das zum ersten Mal sagte, begriff ich nicht sofort, was er damit meinte. Was ist schon schlimm daran, wenn das Fell nass wird. Bären haben das sogar gerne. Etwas klarer wird es, wenn man die abgewandelte Form nimmt: "Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass." So etwa lautet der Auftrag für den Justizvollzug, welchen uns Gesetzgeber, Politik und Bevölkerung erteilt haben.

Zwei weitere Lieblingssprüche, die in ihrer häufigen Wiederholung durch Ueli immer wieder für Heiterkeit sorgten, waren: "Es kann nur einer neben dem Chauffeur sitzen." Hierzu muss man allerdings einwenden, dass Regierungsrät:innen in ihrer Dienstkarosse nie neben dem Fahrer sitzen, sondern immer vornehm hinten.

Und schliesslich: "Wie oft kann die Hebamme das Kind fallen lassen?".

Ueli benutzte gerne drastische Bilder oder Namen für besondere Orte: so bezeichnete er den Amtssitz JuV an der Feldstrasse als Plattenbau (die DDR lässt grüssen), den Sitz der Finanzdirektion als Obersalzberg (wer grüsst hier wohl mit welchem Gruss?).

Es gibt für Ueli bestimmte Verbrechertypen: den libanesischen Heckenschützen (darf man heute wohl auch nicht mehr so sagen). Nicht in der Pöschwies dienen konnte er mit "Kioskheftliräubern". Jeder, der Ueli kennt, wird sich auch an den von ihm oft zitierten Hundeführer XY erinnern, der immer als Referenzperson hinhalten musste, wenn Ueli etwas für schwer kommunizierbar oder nicht umsetzbar hielt, weil damit die Leute überfordert wären.

Ueli hat mir vor einiger Zeit erzählt, wie unser erstes Telefonat 1997 verlaufen sei: Er habe sein Interesse für die ausgeschriebene Direktorenstelle bekundet und habe mich gefragt, ob ich ihm zu seiner weiteren Information ein paar Jahresberichte der

Strafanstalt schicken könne. Ich soll angeblich geantwortet haben, dass wir das nicht machen, wir seien schliesslich kein Versandhaus. Ueli vermutete, ich habe ihn damit testen wollen, ob er sich die Jahresberichte anderweitig beschaffen könne. Das ist ihm natürlich gelungen. Er hat sie über die Sekretärin von Hans Ueli Meier, des damaligen Direktors, organisiert. Vermutlich war es bei mir aber einfach ein Verwaltungsreflex: ich wollte kein Präjudiz schaffen, sonst hätte die eklatante Gefahr bestanden, dass auch die 50 anderen Bewerber:innen nach Hunderten von Jahresberichten verlangt hätten. Ich handelte getreu nach dem zentralen Verwaltungsglaubenssatz: "Da könnte ja jeder kommen". Die anderen beiden Leitsätze sind: "Das haben wir noch nie so gemacht." Der dritte: "Das haben wir schon immer so gemacht."

Ueli hat sich jedenfalls nicht abschrecken lassen, auch nicht durch Hans Studer, dem damaligen Direktor der offenen JVA Wauwilermoos, den er vom Grossen Rat des Kantons Luzern her kannte. Hans Studer wollte als Insider gewusst haben, dass alles bereits unter der Hand vergeben sei. Ganz gestimmt hat das ja nicht, aber es gab schon einen internen Bewerber, der von manchen als Kronfavorit gehandelt wurde. Dies hat immerhin dazu geführt, dass sich keine weiteren Insider beworben haben. Ueli setzte sich in der Folge gegen den internen Interessenten und andere hochkarätige Bewerber durch und trat seine Stelle am 1. Dezember 1997 an. Gleichzeitig wurde mit Ueli Grafs Wahl ein starkes Zeichen dafür gesetzt, dass nicht mehr die alte Nomenklatura quasi unter sich die Nachfolge für den Direktor der Pöschwies ausmachte, sondern ein neues verjüngtes Team unter der Leitung von Markus Notter den Ton angab.

Die neue Strafanstalt Pöschwies war damals erst seit gut zwei Jahren in Betrieb. So war die Anfangszeit von Ueli Graf eine Zeit des Ausbaus und der Konsolidierung. Sicher empfand er es aber als Rückschlag, als die Strafanstalt und damit er selbst ab 1999 nicht mehr dem Justizdirektor persönlich, sondern dem Amtschef JuV unterstellt wurde. Dies war das Ergebnis einer grossen Reorganisation, die zur Schaffung des Amtes für Justizvollzuges geführt hatte. Vermutlich hatte Ueli damals auch schon einmal die Geschichte gehört, dass sein Vorgänger als Direktor der Strafanstalt Regensdorf Hans Ueli Meier die Zusage für die Stelle vom stellvertretenden Direktionssekretär Ernst Weilenmann mit den Worten erhalten haben soll, er (Weilenmann) übergebe ihm (Meier) die letzte Grafschaft der Ostschweiz. Die

Geschichte ist zwar nicht wahr, aber doch recht gut erfunden. Natürlich blieb die JVA Pöschwies unter Ueli im wörtlichen Sinn eine Grafschaft, aber eben, nicht mehr direkt des Königs oder Kaisers Untertan. Diese Mediatisierung hat Ueli Graf in der für ihn typischen Konsequenz zwar stets bedauert, gleichzeitig hat er es aber seine Vorgesetzten in der täglichen Zusammenarbeit nie spüren lassen. Dabei vertrat er seinen Standpunkt immer konsequent und direkt. So ist denn auch einer seiner Lieblingssprüche: „*Eure Rede aber sei ja ja, nein nein*“, und natürlich dachte er dabei an die Fortsetzung: „*Was darüber ist, ist vom Übel*“ (Matthäus 5,37). Stand- und Bibelfestigkeit haben ihn schon immer ausgezeichnet.

Sein Lieblingsschriftsteller ist Thomas Bernhard. Wir haben Ueli zu seiner Pensionierung Bernhards gesamtes Werk geschenkt, wohl 22 Bände.

Entscheidungen, die gegen seine tiefe innere Überzeugung gefällt wurden, respektierte er zwar, er vergass aber nie, daran zu erinnern. Nach vielen guten Jahren des Aufbaus, der Gestaltung und der Konsolidierung war es für ihn eine herbe Enttäuschung, als er 2004 gezwungen wurde, den Erweiterungsbau der JVA Pöschwies aus Spargründen und wegen des generellen Gefängnisplatzmangels in Doppelbelegung zu führen. Dies rügte er seither bei jeder Gelegenheit, und in keinem Interview fehlte der Hinweis darauf, dass damit in unzulässiger Weise vom ursprünglichen Konzept der Strafanstalt Pöschwies abgewichen, die Richtlinien des Europarates verletzt und die Subventionsauflagen des Bundesamtes für Justiz missachtet worden seien. Es setzte ihm ausserordentlich stark zu, dass in genau diesem Erweiterungsbau 2006 ein Insasse einer Doppelzelle seinen Mitinsassen tötete. Für diesen Todesfall und insbesondere auch das zweite Tötungsdelikt im Januar 2008 fühlt er sich auch heute noch ganz persönlich verantwortlich. Vor allem der verletzte moralische Anspruch, im eigenen Haus solches Leid nicht zulassen zu wollen, wiege besonders schwer, so seine eigenen Worte dazu.

Ueli hat in seinen ersten Pöschwies-Jahren Sachen gewagt, die er später nicht mehr gemacht hat, z.B. Wahlempfehlungen an seine Mitarbeitenden für die Kantonsratswahlen. Er war wegen Budgetkürzungsanträgen der SVP derart sauer, dass er seinen Leuten riet, auf keinen Fall die SVP zu wählen. SVP-Parteisekretär Claudio Zanetti war entsetzt und empört, Regierungsrat Notter musste Ueli dann anlässlich eines gemeinsamen Mittagessens disziplinieren. Ein nicht bestätigtes Gerücht lautet, dass

er Ueli gesagt habe, er (Ueli) müsse sich immer in Erinnerung rufen: „Wo arbeite ich?“ Auf diese Frage wird noch zurückzukommen sein.

Ein unangemeldeter Bundesrat

Ein Highlight der besonderen Art in Uelis Karriere war der Überraschungsbesuch von Bundesrat Christoph Blocher in der JVA Pöschwies. Als alter Oberst der Luftschuttruppen wollte Blocher quasi eine unangemeldete Überraschungsinspektion bei Ueli machen. Er hoffte sicher, so mehr vom wirklichen Alltag in einer JVA zu erfahren. Er war sich wohl nicht wirklich im Klaren darüber, dass er als EJPD-Vorsteher nicht oberster Vorgesetzter des Pöschwies-Direktors war und seinen Besuch über den zuständigen Justizdirektor hätte anmelden müssen. Ueli erkannte diese Dienstwegverletzung natürlich sofort und erklärte BR Blocher, er müsse zuerst mit seinem Chef Markus Notter Kontakt aufnehmen. Markus hat sich ziemlich über Blochers Eigenmächtigkeit aufgeregt und wollte ihm in seiner ersten Reaktion den unangemeldeten Besuch in die JVA verweigern. In einem längeren Telefongespräch, welches der Bundesrat in seinem Dienstwagen vor der JVA mit dem Justizdirektor führte, konnten die Zuständigkeiten und das Protokoll geklärt werden. Blocher kam doch noch zu seinem Besuch und hat dabei offenbar unseren Aufsehern grossen Eindruck gemacht. Sie waren jedenfalls voll des Lobes über ihn.

Ich selber habe Bundesrat Blocher nur zweimal persönlich getroffen. Einmal anlässlich einer grossen Schlussbesprechung zwischen Bund, Kantonen und einer Delegation des Committee against Torture (CPT) in Bern. Das Komitee erläuterte die Ergebnisse seiner Visitationen von Schweizer Gefängnissen. Blocher war sehr zufrieden, nahm kaum grössere Kritik wahr und liess dies umgehend in einer Medienmitteilung so verbreiten. Dies wiederum verärgerte die Verantwortlichen des CPT sehr stark, weil sie sich von ihm nicht ernst genommen und marginalisiert fühlten. Sie machten dies in ihrer eigenen Medienmitteilung deutlich.

Das zweite Mal traf ich Christoph Blocher, als er bereits nicht mehr Bundesrat war, nämlich im Januar 2010, als ich als Gast an die Bad-Horn-Tagung eingeladen wurde. Im Bad Horn Hotel im thurgauischen Horn am schönen Bodensee trifft sich alljährlich das Kader der SVP aus der ganzen Schweiz. Das Hotel gehört dem verdienten alt SVP-Nationalrat Walter Frey. Die Einladung hatte ich dem ehemaligen Kantonsrat und

damaligen Nationalrat und Mitglied des Europarates Alfred Heer¹²⁹ zu verdanken, mit dem ich mich recht gut verstanden habe. Bei ihm wusste ich jedenfalls immer, woran ich war. Offenes Visier. Zudem war er bei aller politischen Polemik mir gegenüber immer sachlich und korrekt. Ich referierte zum Thema "Justizvollzug zwischen Hochsicherheitsgefängnis und Kuschelvollzug". Ich habe dort anlässlich einer Podiumsdiskussion erstmals Nathalie Rickli, die kurz vorher in den Nationalrat gewählt worden war, als instinktsichere Politikerin wahrgenommen. Sie sagte unter anderem, dass die SVP das Strafrecht und den Strafvollzug weiterhin zu einem ihrer Schwerpunktthemen machen müsse, weil die Partei hierbei schlicht nicht verlieren könne. Wie wahr!

Drei-Phasen-Beziehung

Meine Beziehung zu Ueli während seiner 16 Jahren als Pöschwiesdirektor verlief in drei verschiedenen Phasen ab:

Die erste war diejenige als Generalsekretär mit einer gewissen Distanz zur Front. Ich habe Ueli mit Verwaltungs-, Infrastrukturanliegen, Sparprogrammen und Personalgeschichten belästigt. Dazwischen geschaltet waren während dieser Zeit immer Ernst Weilenmann oder Andreas Werren, meine Stellvertreter als Generalsekretär.

Es ist mir eigentlich nie ganz klar geworden, wie Uelis Verhältnis zu Ernst wirklich gewesen ist. Vielleicht erzählt er es mir irgendwann einmal in einem schwachen Moment. Sie haben sich aber sicher gegenseitig respektiert. Ueli hat Ernst denn auch nach dessen Pensionierung für das Reorganisationsprojekt für die JVA Pöschwies (ReoPro) als Berater beigezogen. Dass Uelis Verhältnis zu Andi Werren von sehr grosser gegenseitiger Achtung geprägt war, ist klar; ebenso dasjenige zur zweiten JuV-Chefin Beatrice Breitenmoser.

Die zweite Phase unserer Arbeitsbeziehung betraf meine Tätigkeit als Oberstaatsanwalt. Béatrice Breitenmoser war damals Amtschefin. Während dieser Zeit habe ich die durchaus vorhandenen Vorbehalte und Vorurteile der Strafverfolger:innen gegenüber dem Justizvollzug und der JVA Pöschwies mitgetragen: Die JuV-Leute waren für uns die Softies und Weicheier, welche diejenigen rauslassen, die wir, die hartgesot-

¹²⁹ Alfred Heer ist am 19. September 2025 überraschend im Alter von 63 Jahren gestorben.

tenen Strafverfolger mühsam eingebuchtet hatten. Es bestand und besteht bei den Staatsanwaltschaften wohl weiterhin grosses Unverständnis gegenüber Vorfällen in der JVA und Gefängnissen wie Drogenschmuggel¹³⁰, Handymissbrauch, Pornographiekonsum, Gewalt etc. Warum verhindert der Justizvollzug nicht solches? Schlamperei! Ich habe als Oberstaatsanwalt nicht selten ins gleiche Horn geblasen. Als schmerzhaft habe ich im Jahr 2006 den skandalisierten Fall des verwahrten A.G. erlebt, der auf Urlaub eine Sexarbeiterin missbraucht haben soll¹³¹. Ueli ist allen Anfechtungen zum Trotz standhaft und gegenüber Beatrice Breitenmoser loyal geblieben, so wie man es sich nur wünschen kann. Sein ausgeprägtestes Merkmal: er lässt Menschen nie fallen.

Die dritte Phase unserer Beziehung war natürlich die engste: unsere gemeinsame Zeit im JuV. Es waren zwar nur fünfeinhalb Jahre, aber aus meiner Sicht durch und durch gute. Bei meiner Abschiedsrede für Ueli konnte ich festhalten, dass ich in meinem Mail-Archiv ziemlich genau 750 Mails von ihm gespeichert hatte. Rund hundert davon betrafen Medienarbeit, bei über 50 ging es um Todesfälle von Insassen, ca. weitere 50 betrafen einen besonders schwierigen Insassen und bei fünf ging es um Viagra bzw. Levitra.

Ich sehe Ueli eindeutig zu wenig. Ich vermisse ihn und seine Sprüche.

Alte und andere Direktoren

Ueli und ich steigen ins wartende Postauto ein, das uns zur JVA Cazis Tignez fährt. Nach weniger als fünf Minuten sind wir dort und verschieben uns zu Fuss durch das grosse Eingangstor in den Wartebereich innerhalb der Mauern. Es gibt kleine Häppchen und Weisswein zum Apéro.

Ueli hat bei der Planung und Projektierung der neuen JVA beratend mitgewirkt, insbesondere für konzeptionelle und Sicherheitsfragen. "Ursprünglich wollten sie gar

¹³⁰ Der Schmuggel von Drogen ins Gefängnis scheint übrigens ein altes Phänomen zu sein. Doris Perels, die Frau von Pfarrer Hans-Ulrich Perels, der einst das Pfarramt Dällikon innehatte, erzählte mir folgende charmante Geschichte: ein Dälliker Bauer lieferte der damaligen Strafanstalt Regensdorf jeweils Milch. Eines Tages schwammen in der gelieferten Milch Weinetiketten obenauf...

¹³¹ Muss nochmals ein Mord geschehen, bis die Justizdirektion erwacht? (Medienmitteilung der SVP des Kantons Zürich vom 21. August 2006); Verwahrter handelte wie früher (NZZ vom 27.8.2006); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

keine Mauer, sondern nur einen hohen Sicherheitszaun. Das war für mich natürlich ein absoluter No Go. Ich habe mich dann durchgesetzt, und jetzt haben wir eine fast einen Kilometer lange und sieben Meter hohe Umfassungsmauer", sagt er stolz. Trump wäre neidisch. Aber: eine hohe Mauer ermöglicht mehr Bewegungsspielraum im Innern der JVA.

„Seit Inbetriebnahme sind aus der Pöschwies nur gerade Anfang der 2000er drei Häftlinge über die Mauer geflohen“, erinnert sich Ueli Graf. „Die Gefangenen konstruierten eine zusammensetzbare Leiter aus Holz, die sie unter den Tischplatten in der Gärtnerei versteckten. Da waren wir zu wenig aufmerksam. In einem günstigen Moment ging alles blitzschnell. Die Flüchtenden lösten beim Peristop den Alarm aus, als sie mit der zusammengesetzten Leiter Zaun und Mauer überkletterten. Weit sind sie aber trotzdem nicht gekommen, sie wurden alle wieder geschnappt.“

Weitere ehemalige JVA-Direktoren stossen zu uns, Andrea Zinsli, echter Projektdelegierter und ehemaliger Direktor JVA Sennhof/Chur und der JVA Realta. Und dann kommt Martin Vinzens dazu, nicht mehr sehr lange Direktor der offenen JVA Saxerriet/SG. Er ist einer der Direktoren aus der Theologengilde, so wie auch der ehemalige Thorberg-Direktor Hans Zoss, Johannsen-Direktor Manfred Stuber und last but not least die Hindelbank-Direktorin Annette Keller. Sie habe ich bereits von fern ausgemacht, vermutlich ist auch Manfred Stuber da, gesehen habe ich ihn unter den vielen Leuten aber noch nicht. Dafür kommt Hansruedi Schwarz auf mich zu. Er ist eine beeindruckende Persönlichkeit, war Instruktionsoffizier und Kommandant bei den Panzertruppen, Direktor einer Auslandschweizerschule in Südamerika, dann Direktor der offenen Strafanstalt Witzwil, zu welcher der grösste Landwirtschaftsbetrieb der Schweiz gehört. Und jetzt ist er also neuer Thorberg-Direktor. "Du bist wirklich todesmutig", meint Ueli zu ihm, "Das ist doch ein Himmelfahrtskommando." Und wenn das jemand beurteilen kann, dann Ueli.

Beamtenkarussell

Nach Hans Zoss' Pensionierung hievte der Berner Amtschef Martin Kraemer seinen Stabschef Georges Caviccio ins Amt des Thorberg-Direktors. Dieser musste aber bald wieder unter schwierigen Umständen zurücktreten, eine Vermischung von heiklen

privaten Angelegenheiten mit seiner Amtstätigkeit kostete ihm den Kopf¹³². Auf Georges Caviccio folgte Thomas Egger, ehemaliger Direktor von Crêtelongue/VS. Nach gut vier Jahren ging auch er, "freiwillig". Sein Entscheid wurde vom Berner Regierungsrat Philipp Müller "begrüsst"¹³³.

Auch das Amtsleiter-Karussell drehte sich fröhlich. Mein Kollege Amtschef Martin Kraemer musste nach der Affäre Caviccio seinerseits "gesundheitshalber" vorzeitig den Hut nehmen, nota bene in einem ähnlichen Alter wie ich jetzt bin. In einer Administrativuntersuchung wurde ihm vorgeworfen, sein Amt nicht im Griff zu haben. Tönt da etwas bei mir an? Beni Brägger, Sekretär des Nordwest- und Innerschweizer Strafvollzugskonkordats, hielt ihm in seinem Untersuchungsbericht u.a. vor, den Thorberg-Direktor zu wenig eng geführt zu haben¹³⁴.

Beni ist ein ausgewiesener Vollzugsspezialist, und ich fühle mich ihm freundschaftlich verbunden. Doch da war er eindeutig auf dem Holzweg. Vielleicht lag das aber auch einfach daran, dass sein Auftraggeber, Regierungsrat Hans-Jürg Käser, selbst in die Kritik wegen der Ereignisse rund um den Thorberg geraten, einen Sündenbock brauchte, und diesen lieferte ihm Beni franko domizil. Bezüglich Regierungsrat Käser's Rolle hielt Beni anlässlich der gemeinsamen Präsentation des Berichts mit Käser fest, dieser habe jederzeit sachgerecht, richtig, zweckmässig und zeitnah gehandelt, er habe also keinerlei Fehler gemacht¹³⁵. Das fanden nun aber wir Mitglieder der Konferenz der Kantonalen Amtsleitungen Justizvollzug, welche übrigens im Jahre 2010 Beni (damals noch Amtschef in Neuenburg) und ich gegründet hatten, ziemlich dicke Post. Ich selber sagte das Beni auch persönlich.

¹³² Vgl. Strafanstalt ohne Autorität (NZZ vom 26.6.2014, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹³³ Vgl. Thorberg-Direktor Egger hat genug (Berner Zeitung vom 14.5.2019, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹³⁴ Vgl. Benjamin Brägger, Zusammenfassender Bericht der Administrativuntersuchung in den Anstalten Thorberg sowie im Amt für Freiheitsentzug und Betreuung des Kantons Berns vom 20. Juni 2014 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Auf S. 19 ebenda kritisiert Brägger den kooperativ-delegativen *long-line* Führungsstil des Berner Amtsvorstehers, der auf Konsens ausgerichtet sei. Ich selber habe nie einen anderen Führungsstil gepflegt und bin nach wie vor der Überzeugung, dass dies für reife Persönlichkeiten, wie sie Gefängnisdirektor:innen sein müssen, richtig und zielführend (gewesen) ist.

¹³⁵ Vgl. Ein vernichtendes Urteil (Berner Zeitung vom 27.6.2014, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Ich schätze den Umgang mit Beni darum so sehr, weil man sich mit ihm herrlich streiten und sich noch besser wieder versöhnen kann. Nicht selten ist es zwischen uns an Sitzungen laut geworden und manche Sitzungsteilnehmer:innen hatten dann das Gefühl, wir seien hoffnungslos verkracht. Weit gefehlt, wirklich heftig streite ich mich nur mit Leuten, die ich gut mag. Ich bezweifle übrigens, dass Beni nochmals einen Amtschef so ans Messer liefern würde. Für Martin Kraemer aber war die Sache gelaufen.

Bern und Zürich funktionieren im Justizvollzug praktisch wie zwei kommunizierende Röhren. Läuft es in Bern gut, so geht es in Zürich schlecht und umgekehrt. Als Andi Werren zusammen mit dem unvergessenen Jörg Frauenfelder 1998 die Reorganisation des Zürcher Justizvollzugs an die Hand nahm, pilgerte er nach Bern, welches in Sachen Straf- und Massnahmenvollzug damals als modellhaft galt. Er nahm von dort für unser eigenes Projekt viele Ideen mit.

Der damalige Berner Chef Andrea Baechtold musste um den Jahrtausendwechsel den Hut nehmen. Seine vorgesetzte Regierungsrätin Dora Andres und er hatten das Heu nicht auf derselben Bühne. Er war eine Fachkapazität auf seinem Gebiet und wurde Professor für Strafrecht an der Universität Bern. Martin Kraemer folgte auf ihn. Die Zusammenarbeit mit Martin war stets vorzüglich. Als er 15 Jahre später das Amt vorzeitig verliess, wurde er durch Tom Freytag ersetzt, der ursprünglich beim Zürcher Justizvollzug gearbeitet und dann den Freiburger Strafvollzug übernommen hatte. Toms Zeit war wiederum gut drei Jahre später abgelaufen.

2018 besuchte mich eine Berner Expertengruppe unter Leitung meines Vorgängers Andi Werren (seit 2005 selbständiger Berater in der Beratungsgruppe BGU) in Zürich. Ich pries ihnen das Zürcher Modell an, welches Andi natürlich bestens kennt, er ist ja wie erwähnt einer der Gründungsväter des JuV. Andi und ich scheinen überzeugend gewirkt zu haben, jedenfalls haben die Berner nun ein vergleichbares Organisationsmodell wie wir (es hatten). Hansruedi Schwarz und die designierte neue Berner Amtsleiterin Romilda Stampfli versicherten mir, dass sie die Zürcher Führungsphilosophie, welche – etwas altbacken - auf klaren Abläufen, Dienstweg und partizipativer Führung beruht, auch für den Berner Justizvollzug für geeignet halten.

Ich selber war und bin der festen Überzeugung, dass man einen JVA-Direktor und ganz generell Geschäftsleitungsmitglieder und Hauptabteilungsleiter eines Justizvoll-

zugsamtes nicht eng führen soll, zumal man es auch gar nicht kann. Der Direktor einer Anstalt, der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste oder des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes haben die operative Verantwortung für ihren Betrieb, müssen absolut eigenständig, zeitnah und schnell handeln können. Entscheidend ist ein gutes Vertrauensverhältnis zwischen ihnen und der Amtsleitung (inkl. Stab). Ihr Chef soll für sie Sparringpartner, Berater und Kollege sein. Nie, aber wirklich auch nie darf der Amtschef seinen Direktor desavouieren, denn das wird in einem geschlossenen System wie einer JVA von den Mitarbeitenden und Insassen sofort erkannt und gnadenlos ausgenützt. Dies würde den Direktor und damit auch die Anstaltssicherheit in gefährlicher Art schwächen. Passiert dies sogar wiederholt, so steht der Direktor bald einmal auf verlorenem Posten. Das System einer funktionierenden Strafanstalt ist sehr schnell aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es ist tödlich für einen Anstaltsdirektor, wenn – wie in Bern geschehen – sein oberster Chef öffentlich erklärt, er gebe dem Direktor zur Unterstützung einen Berater zur Seite¹³⁶.

In den letzten Jahren wurden immer wieder Gefängnis- und Anstaltsdirektoren als Folge von irgendwelchen „Skandalen“ entlassen. Ich halte das insgesamt für eine schwierig Entwicklung. Natürlich, wenn ein:e Anstaltsdirektor:in tatsächlich einen grossen Fehler mit weitreichenden Folgen begangen oder schlicht und einfach das Vertrauen seiner Mitarbeitenden, Vorgesetzten und der Öffentlichkeit verloren hat, gibt es kaum andere Optionen. Wenn aber in der Branche und darüber hinaus der Eindruck entsteht, dass ein Direktor bei einem grösseren Vorfall regelmässig über die Klinge springen muss, egal, ob er eine Schuld daran trägt oder nicht, so werden sich über kurz oder lang nicht mehr diejenigen Leute für eine solche Stelle bewerben, welche wir wirklich brauchen. Wir wollen ja keine Durchlauferhitzer, Abenteurer, Gambler oder Hasardeure für solche Positionen. Jeder neue Abgang verursacht unter den Direktoren-Kolleg:innen zudem weitere Unruhe, und man stellt sich die bange Frage, wer wohl der nächste sei. Es wird auch von allen Direktor:innen immer sehr genau beobachtet, wie die Obrigkeit mit einem „abgesägten“ Direktor im Trennungsprozess umgeht. So hat man einerseits zur Kenntnis genommen, dass der langjährige Schöngrün-Direktor nach einem grösseren Skandal immerhin noch in eine

¹³⁶ Vgl. Ergebnisse Coaching Thorberg und Amtsentwicklung (Bieler Tagblatt vom 19. März 2019, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Stabsfunktion versetzt worden ist¹³⁷. Andererseits hat man sich gefragt, ob es wirklich nötig gewesen ist, die Versetzung mit dem Hinweis zu verbinden, dass damit eine grössere Lohneinbusse verbunden sei.

Ein:e Direktor:in muss sehr viele Fähigkeiten haben, z.B. Sozialkompetenz und vor allem Führungsstärke und direktoriales Auftreten. Fragt man eine:n ihrer/seiner Leute, wer ihr/sein Chef:in sei, so wird fast sicher der/die Direktor:in genannt und nicht der/die nächste Linienvorgesetzte. Der/Die Direktor:in ist sozusagen die Fleisch gewordene JVA. Das tönt sicher alles altväterisch, ist aber die einzig mir bekannte Art, eine JVA sicher und stabil zu führen¹³⁸.

Gerade zur Zeit, als ich das alte Zürcher Modell der Berner Delegation predigte, war meine eigene Autorität als Amtschef am Bröckeln und Erodieren, wie Berater Prof. Wüthrich meiner Chefin rapportierte. Er hatte absolut recht, über die Gründe dafür werden wir uns aber nicht einigen können. Etwas simpel bringe ich in diesem Kontext gerne folgendes Bild: Jemand sägt am Stuhl eines Mannes oder einer Frau und weist dann darauf hin, dass der Stuhl wackelt. Und wenn sogar drei gleichzeitig sägen... Aber auch das habe ich wohl zu wenig reflektiert.

Wie auch immer, als die Berner Vollzugsverantwortlichen im Frühjahr/Sommer 2019 ihre Reorganisation umzusetzen begannen, eine neue Amtschefin und ein neuer Thorberg-Direktor ernannt wurden, wartete ich selber bereits ausrangiert auf dem Abstellgleis.

Cazis TigneZ II

Wir sind in der JVA Cazis TigneZ, und es ist bald 11.00 Uhr. Wir werden in einen grossen Saal mit Festbestuhlung geführt, wo die verschiedenen Ansprachen gehalten werden. Die Dorfmusik Cazis erfreut uns mit einem Begrüssungsmarsch, und dann das Übliche: man lobt sich und das Jahrhundertwerk gegenseitig. Es ist die grösste Hochbaute, die der Kanton Graubünden je erstellt hat, Kosten 119 Mio. Franken.

¹³⁷ Untersuchungskommission deckt gravierende Mängel in Haftanstalt auf (swissinfo.ch vom 22. Dezember 2009; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹³⁸ Vgl. z.B. Breites Wissen, breiter Rücken (Tages-Anzeiger von 22. Februar 1995, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Jacqueline Fehr spricht als Präsidentin des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates und macht das wie immer souverän und gut.

Jacqueline Fehr und ich hatten und haben nie Differenzen in den politischen Zielen unseres Justizvollzuges. In verschiedenen Welten zuhause sind wir in unserem Führungsverständnis und in der Art, wie man die Ziele erreichen will und mit Leuten umgehen soll.

Am Schluss spricht Bundesrätin Karin Keller-Sutter. Als St. Galler Regierungsrätin und Justizdirektorin präsierte sie einstmals ebenfalls das OSK. Sie hätte eigentlich ein Heimspiel, wirkt auf mich aber überraschend unsicher. Ich erinnere mich plötzlich an die Neueröffnung des Massnahmenzentrums Bitzi, wo sie als zuständige Regierungsrätin ebenfalls eine Begrüssungsrede hielt. Sie sagte damals ungefähr: "In Bitzi hier in unserem schönen Toggenburg wird es nie Gewalt- oder Sexualstraftäter geben." Sie wollte damit wohl die Bevölkerung beruhigen, aber sie hat sich getäuscht, heute wird im MZ Bitzi im Verbund der Massnahmenvollzugsinstitutionen die zweite, geöffnete Vollzugsphase auch für diese Täterkategorie vollzogen.

Ueli Graf bietet sich als mit den hiesigen Verhältnissen bestens vertrauter Experte für eine Führung durch den Neubau an. Andreas Naegeli und ich schliessen uns sofort an. Auch unsere Chefin kommt mit. Ueli ist ganz in seinem Element. Er sieht jünger und viel besser aus als in seinen letzten Amtsjahren als Pöschwies-Direktor. Er hat mir ein Jahr nach seiner Pensionierung gesagt, dass es auch physisch spürbar gewesen sei, welche Last er habe abgeben und ablegen können.

27. Januar 2008

Die grösste Last hatte er sicher zu tragen, als sich in der JVA Pöschwies am 27. Januar 2008 ein schreckliches Tötungsdelikt in der Abteilung für Alter und Gesundheit (AGE) ereignete. Ein Verwarther hatte einen jungen Insassen, der lediglich wegen Betäubungsmitteldelikten eine kürzere Freiheitsstrafe absitzen musste, zuerst mit einem Medikamentencocktail betäubt, dann auf besonders schlimme Art vergewaltigt und schliesslich erdrosselt. Es war an einem Sonntagnachmittag. Ich war mit meiner Familie und unseren Freunden Stefan und Bernadette Rohr im Theater 11 in Oerlikon. Wir hatten gerade eine Aufführung von Westside Story gesehen, als mein Handy klingelte. Ein bedrückter Ueli Graf teilte mir mit, dass ein junger Gefangener in der

Zelle eines anderen tot aufgefunden worden sei. Das ganze Rösslispiel sei schon in der JVA und untersuche den Todesfall. Es sehe nach einem Tötungsdelikt aus. Ich realisierte im ersten Moment noch nicht ganz, was das eigentlich bedeutete und versuchte, Ueli zu beruhigen.

Aber alles kam noch viel schlimmer, als wir alle gedacht hatten. Der junge Gefangene hatte sich erst vor kurzem über den älteren Verwahrten beschwert, weil ihm dieser zwischen die Beine gegriffen hatte und es zu einem kurzen Gerangel gekommen war. Der Verwahrte war diszipliniert worden. Offenbar gab es auch irgendwelche offene Schulden zwischen den beiden wegen Zigaretten oder so. Das Opfer wäre bereits Mitte Februar aus dem Strafvollzug entlassen worden.

Am Sonntag sind gegenseitige Zellenbesuche innerhalb einer Abteilung erlaubt. Und so geschah es. Warum das Opfer den Medikamentencocktail trank, welchen ihm der Verwahrte anbot, blieb unklar. Wohl einfach um high zu sein. Wie es möglich war, solche Medikamente zu sammeln und zu horten, blieb ebenfalls unklar.

Am Montag ergoss sich zu Recht ein riesiger Shitstorm über uns. Es entwickelte sich ein eigentlicher Justizskandal, wir waren das Pannenamt schlechthin. Verschiedene kleinere und grössere Unstimmigkeiten wurden scheibchenweise bekannt, an jedem Tag etwas Neues, wir gerieten gnadenlos in Rücklage. Aus allen Ecken wurden Halbwahrheiten, Gerüchte und Lügen verbreitet. Selbsternannte Strafvollzugsspezialisten gossen zusätzlich Öl ins Feuer. Wir stellten klar, dementierten, versuchten zu beschwichtigen und zu beschönigen. Bald schon entschieden wir uns für möglichst grosse Offenheit und Transparenz, unser Informationsstand war aber meist auch nicht viel besser als derjenige der Allgemeinheit, und aus dem geschlossenen System drangen immer wieder scheibchenweise tatsächliche und vermeintliche weitere skandalöse Einzelheiten hinaus. Ehemalige Insassen traten vorzugsweise im Blick oder TeleZüri als Kronzeugen auf. Alle wollten die Gefährdung des armen jungen Opfers schon längst erkannt haben, nur wir JuV-Trottel hätten geschlafen. Niemand verstand, warum Verwahrte nicht isoliert, sondern mit weniger gefährlichen Insassen auf derselben Abteilung platziert werden. Wie üblich wurde auch versucht, die traumatisierte Familie des Opfers zu instrumentalisieren, was aber nicht gelang. Sie zog sich in ihrer Trauer zurück, wollte von uns aber alles ganz genau wissen. Selbstverständlich kamen wir diesem Wunsch nach.

Der stellvertretende JVA-Direktor Thomas Erb und ich wurden vom Vater des Opfers an die Beerdigung seines Sohnes eingeladen. Es war an einem kalten Februarnachmittag im Jahre 2008, wohl an einem Freitag. Es war sicher einer der traurigsten und bedrückendsten Tage meines Lebens, es war aber auch bewundernswert, wie würdevoll die Familie mit dieser Tragödie umging. Tragischerweise starb drei Wochen später auch die Partnerin des Vaters des Opfers. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr dieser Mann gelitten hat.

Markus Notter war am Tag nach dem Tötungsdelikt medial abgetaucht und äusserte sich während der ganzen heissen Phase nicht mehr öffentlich, was ihm sogar sein Kommunikationschef Michi Rüegg als Fehler ankreidete. Aber auch ein absoluter Politprofi wie Markus darf einmal Nerven zeigen. Das war im Übrigen das erste und einzige Mal. Vor allem auf Ueli Graf wurde aus allen Kanonen und Lage(r)n geschossen. Er machte sich selber grösste Vorwürfe und empfand geradezu physisch, dass er grosse persönliche Schuld auf sich geladen habe. Er hielt es nicht mehr aus, konnte nicht mehr schlafen und musste aus gesundheitlichen Gründen eine Auszeit nehmen. Auch während dieser Zeit liessen ihn die Journalisten nicht in Ruhe. Einmal veröffentlichte der Blick eine fast ganzseitige Photographie von ihm mit der Bildlegende "Pöschwiesdirektor Ueli Graf mit akkurater Föhnfrisur". Ich selber fühlte mich ebenfalls ziemlich allein gelassen und pilgerte am 12. Februar 2008 in den Thurgau zum bekannten Kommunikationsberater Markus Knill, der – wie überraschend – feststellte, dass eine Medienkampagne gegen das JuV und insb. Markus Notter, Ueli Graf und mich laufe. Wir führten ein langes gutes Gespräch. Auch er kritisierte Notters Schweigen. Am Schluss sagte er mir: "Herr Manhart, ich bin überrascht, sie sind ja ein durchaus humorvoller und schlagfertiger Mensch. Das hätte ich von einem Chef Justizvollzug nicht erwartet." Er gab mir persönlich aber eine schlechte Prognose, diese Krise im Amt zu überstehen.

Ich besuchte Ueli Graf während seiner Auszeit irgendwo im Berner Oberland. Es war ein eiskalter Tag im Februar und es schneite leicht. Erst mit der Zeit zeigte sich eine matte Sonne. Wir unterhielten uns lange, und eigentlich hatte ich schon befürchtet, dass Ueli das Handtuch werfe. Er war am Boden zerstört. Und immerhin war er schon 60. Ich versuchte ihn mit allen möglichen Argumenten zu überzeugen, dass er nicht selber und erst recht nicht persönlich und allein an allem schuld sei. Ich sagte ihm

sogar, er nehme sich selbst zu wichtig, wenn er meine, alles sei wegen ihm so gekommen. Er sei ja nicht der Herrgott, sondern auch nur einer von vielen. Er übersteigere sein Ego. Paradoxe Intervention.

Ich war sehr erleichtert, als er einige Tage später seine baldige Rückkehr, auch ins Direktorenamt, ankündigte. "Wenn Ihr mich überhaupt zurückhaben wollt", sagte er. Natürlich wollten wir. Ueli war zur richtigen Erkenntnis gelangt, dass ihn jetzt seine Leute dringender brauchten als je zuvor und dass er sie nicht im Stich lassen durfte.

Es darf einfach nicht sein, dass ein schwerer Rückfall eines Verurteilten automatisch zum Rücktritt des zuständigen Anstalts- oder Amtsdirektors führt. Natürlich müssen schwere Fehler Konsequenzen haben. Sämtliche Untersuchungen haben aber ergeben, dass Ueli Graf und seinen Leuten keine solchen schweren Fehler unterlaufen sind. Es wurden aber verschiedene kleinere Fehler, Informationspannen oder Widersprüchlichkeiten aufgedeckt. Wir haben daraus die nötigen Schlussfolgerungen gezogen, Abläufe optimiert, das Sicherheitsdispositiv, den internen Informationsaustausch, Instruktion und Ausbildung weiter verbessert. Sicher kann man immer noch mehr tun und noch besser werden. Aber leider wird es nie hundertprozentige Sicherheit geben. Auch nicht fehlerlose Menschen.

Theatergruppe Korn: Mord in der Pöschwies¹³⁹

Mehr als drei Jahre nach dem schlimmen Tötungsdelikt erhielt ich einen Brief des Vaters des Opfers. Er schrieb mir, dass eine Theatergruppe mit dem Namen Korn ein Stück zur Ermordung seines Sohnes aufführen werde. Er lud mich zur Premiere ein. Am 22. Oktober 2011 fuhren Kornelia, Olivia und ich nach Bauma ins Gasthaus zur Tanne, wo vor kleinem Publikum die Aufführung stattfand. Regisseur und Hauptdarsteller Peter Zimmermann kannte ich beruflich. Er ist Präsident von „Reform 91“, einer "Organisation für Strafgefangene und Ausgegrenzte".

Zimmermann ist im September 2019 einmal mehr wegen sexueller Handlungen mit Kindern verurteilt worden, dieses Mal zu 30 Monaten Freiheitsstrafe¹⁴⁰. Die Theater-

¹³⁹ Vgl. Theaterstück über Mord in Pöschwies, in: 20 Minuten vom 17. Oktober 2011 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹⁴⁰ Peter Zimmermann (79) muss 30 Monate ins Gefängnis (Blick vom 23.9.2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

gruppe Korn kommt aus der kirchlichen Jugendarbeit. Auch im fraglichen Stück spielte ein Jugendlicher mit, was ich ziemlich problematisch fand. Nun ist Zimmermann also mit 79 ein weiteres Mal einschlägig verurteilt worden.

Das Theaterstück bestand im Wesentlichen aus dem umständlichen und stockenden Verlesen der Anklageschrift gegen den Pöschwiesmörder durch eine ziemlich hölzern agierende "Staatsanwältin" sowie der Urteilsöffnung durch den "Gerichtspräsidenten" Peter Zimmermann, der seinen Auftritt in dieser ihm zwar wohlbekannten, für ihn persönlich aber doch ungewohnten Funktion offensichtlich genoss. Im Rahmen von ein oder zwei zusätzlichen Szenen schoss er aus allen Rohren gegen den Gruppenvollzug. Ich fragte ihn im Anschluss an die Theateraufführung, ob sein lauter Protest gegen den Gruppenvollzug nicht den Zielen von Reform 91 zuwiderlaufe. Er fühlte sich missverstanden. Natürlich Gruppenvollzug, aber nur bei solchen Häftlingen, die ihre Gruppenkollegen nicht umbringen. Dagegen lässt sich wenig einwenden.

Der Vater des Opfers schaffte es dann doch nicht, persönlich zur Premiere zu kommen. Ich schrieb ihm einen Dankesbrief.

Der Heimweg durchs dunkle Zürcher Oberland schien endlos lang. Ich sollte diese Strecke zwei Jahre später öfters fahren. Martin war eine Zeit lang in Bauma in naher Nachbarschaft zum Gasthaus zur Tanne im Wohnheim Zum Baumgarten platziert.

Es gibt viele Bäume in Bauma.

In jenem Februar 2008 war nicht nur das grauenhafte Tötungsdelikt in der JVA Pöschwies aufzuarbeiten, es gab auch noch weitere, ganz spezielle Vorfälle. Manchmal kommt so vieles zusammen, dass man es kaum fassen und erfassen kann.

Der grösste Kunstraub in Zürich

Ich war schon mit grösserer Rücklage in dieses schwierige Jahr 2008 gestartet. Kurz nach meinem Start als neuer Chef Justizvollzug ereignete sich im September 2007 der schlimme "Wetzikoner Taximord". Mehr dazu später.

Am Sonntag, 10. Februar 2008, zwei Wochen nach dem Pöschwiesmord, beschlossen Kornelia und ich, am Nachmittag die wunderbare Bührl-Sammlung an der

Zollikerstrasse zu besuchen¹⁴¹. Wir waren schon relativ spät dran und holten zuerst noch Kornelias Mutter Elisabeth Kihm-Gerber, die selber eine hervorragende Malerin ist, bei ihr zuhause in Erlenbach ab.

Es reichte gerade noch knapp für einen Kurzbesuch, es war so gegen 16.00 Uhr, das Museum würde um 17.00 Uhr schliessen. Die Museumsaufsicht hatte ein alter pensionierter Kantonspolizist, den ich schon einmal hier an einer Führung für die Oberstaatsanwaltschaft gesehen hatte und welchen mein Kollege Oberstaatsanwalt Martin Bürgisser kannte. Im Parterre betrachteten wir den Knaben mit der roten Weste von Cézanne und diskutierten wie immer, ob Cézanne da der eine Arm nicht zu lange geraten sei. Wir befanden uns im ersten Stock, als wir ca. 16.30 Uhr plötzlich ein Gepolter aus dem unteren Geschoss und laute Rufe hörten. "Das ist ein Überfall!" sagte Kornelia, die ein sehr feines Sensorium für alles hat. Sie zog sich mit ihrer Mutter in die hinteren Räume zurück und überlegte, ob sie aus dem Fenster fliehen könnten. Mit ihrer alten, schon etwas gebrechlichen Mutter war daran nicht zu denken. Ich hatte ein sehr "gschmuuches" Gefühl, begab mich aber Richtung Treppe. Ich sah von oben schräg herab, dass Leute am Boden lagen und ein maskierter Mann den am Boden liegenden Kassier mit einer Pistole bedrohte. Rufe im Befehlston waren zu hören, so in der Art von "Abliegen" oder "Liegen bleiben". Das fühlte sich sehr schlecht an und ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich zog mich zu Kornelia, ihrer Mutter und einer Handvoll anderer Leute in einen der hintersten Räume zurück und informierte kurz darüber, was ich gesehen hatte. Wir überlegten, ob man nicht sofort mit dem Handy die Polizei alarmieren müsse. "Das sieht aber nicht gut aus, wenn die Räuber zu uns heraufkommen. Und wenn die Polizei zu früh da ist, nehmen die uns noch als Geiseln. Halten wir doch einfach still, bis sie verschwunden sind", wurde von jemandem eingewandt. Das taten wir, einige endlose Minuten verstrichen. Unten war es still geworden, bald einmal kamen aber wieder Lebenszeichen und Töne zu uns hoch. Es machte den Anschein, als seien die Räuber abgezogen. Wir näherten uns vorsichtig der Treppe. Vielleicht ein halbes Dutzend Menschen standen und sassen herum, auch eine hochschwangere junge Frau. Der pensionierte Kantonspolizist sagte kein Wort

¹⁴¹ Seit 2021 ist die Sammlung Emil Bührle im neuen Erweiterungsbau des Kunsthauses Zürich platziert. Seither ist sie im Brennpunkt der Diskussion um sogenanntes Fluchtgut (vgl. z.B. Tages-Anzeiger vom 16.12.2021: „Eine Nazi-Kunstsammlung hat er uns nicht hinterlassen“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

und wirkte geschockt. Ich telefonierte mit dem Handy auf Nr. 117, der Alarm war aber schon herausgegangen. Die Einsatzzentrale sagte, die Polizei sei unterwegs. Ich erblickte auf dem Treppenabsatz eine Pistole. "Der Räuber hat sie hier abgelegt", sagte der Kassier. Das war merkwürdig, aber beim näheren Hinsehen war der Grund dafür klar: es war eindeutig keine echte Waffe, sondern sah wie eine Chäpsli-Pistole aus. Die Räuber wollten damit wohl klarmachen, dass es kein Raub mit echter Waffengewalt gewesen war. Gelesen oder gehört habe ich davon aber nichts¹⁴².

Die Räuber hatten nur wenige Bilder mitgenommen. Unser Knabe mit der roten Weste fehlte an der Wand. Es waren nur noch einige durchgeschnittene Drähte zu sehen¹⁴³. Sofort ging unter uns Besuchern die Diskussion darüber los, ob der Raub mit besseren Sicherheitsvorkehrungen zu verhindern gewesen wäre.

Nach gefühlten 15 oder 20 Minuten hörten wir endlich Polizeisirenen. Auch ein Brandtour-Staatsanwalt erschien, ich glaube es war Staatsanwalt Markus Imholz, ich bin mir aber nicht mehr sicher. Das runde Dutzend Besucherinnen und Besucher wurde einzeln befragt. Kornelia meinte, gehört zu haben, dass die Räuber miteinander albanisch gesprochen haben.

Kornelias Mutter war sehr aufgeregt, aber offensichtlich auch geradezu begeistert, so etwas miterlebt zu haben. Sie erzählte später noch oft davon. Ihr Bekannter Walther Natsch liess sich von ihr alle Details der Geschichte erzählen, denn er hatte selber ein Buch über einen Kunstraub geschrieben¹⁴⁴.

Ein lieber Kollege

An diesem aufwendigen Strafverfahren war u.a. Staatsanwalt Alois Rüegg von der Staatsanwaltschaft I beteiligt. Er war auf solche Fälle spezialisiert. Wenige Tage später wurden zwei Bilder in einem auf einem Parkplatz auf dem Burghölzli-Hügel

¹⁴² Dass es tatsächlich keine echte Pistole war, wurde in der Dokumentation des Schweizer Fernsehens vom 1. April 2023 bestätigt: „Es geschah am...“, Staffel 1: Episode 6: Der Bührl Kunstraub (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Die in einer nachgestellten Szene gezeigte Pistole sieht aber echter aus als die damalige Spielzeugpistole.

¹⁴³ Grösster Kunstraub der Schweizer Geschichte (swissinfo vom 11.2.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁴⁴ Walther Natsch, Schrei ohne Echo, Verlag R.G. Fischer, 2005.

abgestellten Auto entdeckt¹⁴⁵. Das machte nun nicht gerade den Eindruck, dass hinter diesem Raub professionelle und auf Kunstraub spezialisierte Gangster steckten, welche im Auftrag eines Russenmafia-Paten gehandelt hatten. Verdeckte Ermittler unter Leitung von Staatsanwalt Roland Wolter gelang schliesslich der Durchbruch. Sie brachten es tatsächlich nach Jahr und Tag fertig, mit den Räubern oder Hehlern in Kontakt zu treten. Ein verdeckter Ermittler machte sich mit einem Geldkoffer auf, ich weiss nicht mehr genau wohin. Der verlangte Preis war am Schluss erstaunlich gering, nur ein Bruchteil des Wertes der Bilder. Die verdeckte Aktion glückte, und es kam zu Verhaftungen¹⁴⁶.

Das Wichtigste bei der Aufklärung eines solchen Bilderraubes seien Hartnäckigkeit und Geduld, sagte mir nachher Alois Rüegg. Er hatte von beidem viel. Ich habe ihn vor etlichen Jahren in Zusammenhang mit der Klärschlammaffäre kennengelernt und ihn nachher immer wieder mal zum Mittagessen getroffen, meist in einem chinesischen Restaurant an der Bahnhofstrasse. Er ist leider viel zu früh gestorben. Nach einem Sturz von einer Leiter beim Kirschenpflücken wurde bei ihm Krebs im fortgeschrittenen Zustand diagnostiziert. An einem Mittagessen wurde er in der JVA Pöschwies verabschiedet. Er hatte einige heikle Verfahren mit Aufseher:innen als Verfahrensbeteiligte geführt. Er bedankte sich für die gute Zusammenarbeit. Am 10. Januar 2011 ist er gestorben. Ich bewunderte ihn, mit wieviel Kraft, Mut, aber auch Gelassenheit, Haltung und Humor er seine letzte Zeit gelebt hat. Etwas war ihm besonders wichtig: er wollte unbedingt noch die Hochzeitfeier seiner Tochter erleben, was ihm auch vergönnt war. Er sagte am Schluss, dass er sich nun darauf freue, das grösste Geheimnis überhaupt erforschen zu können.

Eine aufgebauschte Geschichte

Am 2. März 2008 titelte der SonntagsBlick auf der Frontseite „Verwahrter Kinderschänder allein im Ausgang“. Es war eine schlecht recherchierte Geschichte, die völlig aufgebauscht worden war. Natürlich ging es darum zu zeigen, dass das Pannenamt

¹⁴⁵ Zwei Bilder aus dem Zürcher Kunstraub gefunden (Swissinfo vom 19.2.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁴⁶ Wenn Polizisten zu «Kriminellen» werden (Tages-Anzeiger vom 27.4.2012); Staatsanwalt zu Kunstraub: «Das war kein russisches Roulett» (Blick vom 30.9.2018), beide Artikel auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

JuV und die JVA Pöschwies auch nach dem Tötungsdelikt von Ende Januar 2008 rein nichts dazu gelernt hatten. Ein weiterer Sargnagel also. Die beiden Journalisten Beat Kraushaar und Daniel Jaggi hatten am späteren Freitagabend per Mail mit mir Kontakt aufgenommen. Sie wollten wissen, ob es tatsächlich so sei, dass ein Verwarhter auf begleitetem Urlaub unkontrolliert telefonieren könne. Man habe einen entsprechenden Hinweis erhalten. Ich wollte, dass die Journalisten Ross, Reiter und Wagen nennen. Sie weigerten sich und so konnte ich nur eine allgemeine Auskunft geben, die dann auch noch falsch und natürlich zu unseren Ungunsten im Artikel zusammengefasst wurde. Das Elaborat war auch sonst ziemlich fehlerhaft mit Ortsverwechslungen und beliebig vielen unhaltbaren Vorwürfen an unsere Adresse. Es stellte sich später heraus, dass der Verwarhte auf einem begleiteten Urlaub mit einem ausgeliehenen Handy mit SVP-Kantonsrat Claudio Schmid ein längeres Telefongespräch geführt hatte. Schmid hatte dieses aufgenommen und mit der Erlaubnis des Verwarhten auf seiner Website veröffentlicht¹⁴⁷. Der damalige Chefredaktor Marc Walder kritisierte diesen neuerlichen „Justizskandal“ als erschreckend und unhaltbar.

Markus Notter und sein Generalsekretär Christian Zünd wollten sich eine solche einseitige Art von Journalismus nicht weiter gefallen lassen. Ich selber war an sich dafür, die Sache auf sich beruhen zu lassen, setzte mich aber mit meiner defensiven Haltung nicht durch. Der auf Medienrecht spezialisierte Rechtsanwalt Prof. Urs Saxer, ein Studienkollege von mir, wurde von der Justizdirektion beauftragt, Beschwerde an

¹⁴⁷ Rückblickend gesehen habe ich mit dieser Vorgehensweise von Claudio Schmid keine Probleme. Er hatte die Einwilligung des Verwarhten, und seine Vorgehensweise war vom Grundrecht der Meinungsäusserungsfreiheit abgedeckt. Ich kritisiere allerdings auch heute noch die völlig einseitige Berichterstattung des SonntagsBlick.

Etwas grenzwertiger war Claudio Schmid's Vorgehen, wie er mit Oberstaatsanwalt Martin Bürgisser umgesprungen ist. Bürgisser hatte an einem Freitagabend Ende März 2012 mit zwei Freunden in seiner Wohngemeinde Bülach das Horse Pub besucht und sich über den Fall des ehemaligen Nationalbankpräsidenten Philipp Hildebrand bzw. die Causa Christoph Blocher unterhalten. Er soll u.a. gesagt haben, Blocher berufe sich auf seine parlamentarische Immunität, um einem strafrechtlichen Verfahren wegen Verletzung des Bankgeheimnisses zu entgehen. Bürgisser's Pech war, dass an einem Nebentisch Claudio Schmid sass, alles mithörte, in einem Gedächtnisprotokoll festhielt und seine Parteifreunde Christoph Blocher und Christoph Mörgeli umgehend informierte. Die „Lauschaaffäre“ wurde medial bekannt und führte zu einer Aufsichtsbeschwerde und einer Strafanzeige gegen Martin Bürgisser. Das Obergericht eröffnete aber kein Strafverfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung, weil Bürgisser nichts gesagt hatte, was nicht schon öffentlich bekannt gewesen war. Es gab in dieser Geschichte schliesslich nur Verlierer: der Oberstaatsanwalt hatte sich ungeschickt und Schmid wie ein Schnüffler verhalten (vgl. hierzu auch KR-Nr. 190/2012, Anfrage betreffend Rechtsvertretung auf Kosten der Steuerzahler für staatliche Strafrechtsexperten, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

den Presserat zu erheben. Der Presserat wies in seiner Stellungnahme Nr. 36/2008 vom 13. August 2008 die Beschwerde ab und stellte fest, dass der SonntagsBlick mit der Veröffentlichung der Titelschlagzeile und dem dazugehörigen Bericht die Wahrheits- und Anhörungspflicht nicht verletzt habe. Der Presserat führte u.a. aus: «Im Ergebnis ist eine Verletzung der Anhörungspflicht deshalb knapp zu verneinen.» Ein glasklarer «Freispruch» ist das nicht. Der ausführliche Sachverhalt sowie die Erwägungen dazu sind auf der Website des Pressrates publiziert¹⁴⁸.

CdA Ade

Ein politisches Erdbeben, das zur Abwechslung nicht den Justizvollzug, dafür aber die Zürcher Justizdirektion bzw. Strafverfolgungsbehörde und Bundesbern erschütterte, ereignete sich im Sommer dieses ereignisreichen Jahres 2008. Per 1. Januar 2008 hatte Korpskommandant Roland Nef sein Amt als neuer Chef der Armee (CdA) angetreten. Schon im Vorfeld, zur Zeit, als ich noch Oberstaatsanwalt war, war leises Donnern zu vernehmen. Gegen Nef war in Zürich ein Strafverfahren geführt und dann eingestellt worden.

Am 12. Juni 2008 ereignete sich ein militärischer Bootsunfall auf der Kander, bei dem fünf Armeeangehörige ums Leben kamen. Bei einer gründlichen Untersuchung kam heraus, dass es bei der Selektion des verantwortlichen Kommandanten zu kleineren Unregelmässigkeiten gekommen war. Als Folge davon legte der CdA dem zuständigen Chef der Luftwaffe, Korpskommandant Walter Knutti den Rücktritt nahe. Nef kritisierte Knutti öffentlich mit harschen Worten, markierte den korrekten Saubermann und sprach von Vertrauensbruch¹⁴⁹. Im Moment kam er damit bei Medien und Politik gut an, offenbar überschritt er aber eine interne rote Linie. Irgendjemand, der die pikante Geschichte rund um das gegen Nef eingestellte Strafverfahren kannte, dürfte wohl Nef sein selbstgerechtes Vorgehen gegen den beliebten Knutti übelgenommen haben. Es wurde schliesslich im Juli 2008 durch Indiskretionen öffentlich bekannt, dass ein Strafverfahren gegen Nef, welches eine ehemalige Partnerin angestrengt hatte,

¹⁴⁸ Siehe www.presserat.ch, Nr. 36/2007, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁴⁹ Vgl. Kommandant der Schweizer Luftwaffe muss zurücktreten (NZZ vom 20.6.2008, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

eingestellt worden ist¹⁵⁰. Das Medienecho war gewaltig. Auch die zuständige Staatsanwältin der Staatsanwaltschaft I für besondere Untersuchungen geriet unter Druck.

Die entsprechende Kampagne war mindestens so stark gegen Nefs Chef Bundesrat Samuel Schmid gerichtet, der sich nun selbst Vorwürfe im Zusammenhang mit der Sicherheitsüberprüfung von Nef machen lassen musste. Nef trat schliesslich Ende Juli 2008 als Chef der Armee zurück¹⁵¹.

Für mich blieben zwei Lehren zurück. Nicht sehr überraschend, aber: wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen um sich werfen. Und zweitens: es war für mich als Aussenstehenden unschön zu sehen, wie ein Mann wie Nef auf dem Höhepunkt seiner Karriere von fast allen wie eine heisse Kartoffel fallen gelassen wurde. Er mag Fehler begangen haben, und man kann sich darüber streiten, wieviel diese über seine Eignung als CdA aussagen. Nef hat anschliessend offenbar keinen neuen, halbwegs akzeptablen Job mehr gefunden. Da geht es jedem mehrfach verurteilten Straftäter besser. Jeder Mensch, sogar ein Korpskommandant, verdient eine zweite oder dritte Chance. Das sage ich auch als ehemaliger Chef des Justizvollzugs.

Cazis Tignez III

Die neue JVA Cazis Tignez ist wirklich gut gelungen. Sie ist räumlich grosszügig ausgestaltet, hell und ideal in die Landschaft eingebettet. Die hohen Mauern wirken vor den grossen Bergen klein und der Blick in die Landschaft vermittelt das Gefühl von Weite. Man darf ruhig ein bisschen Stolz auf den Bänder, OSK- und Schweizer Justizvollzug sein¹⁵². Es wird viel Geld und Geist in dieses gesellschaftspolitisch äusserst wichtige Thema investiert. Ich bin überzeugt: es lohnt sich.

Ich nehme Andreas Naegeli in meinem Auto mit nach Zürich. Wir haben viel zu bereden. Es sind für ihn schwierige und herausfordernde Zeiten. Andreas und ich haben schon immer ähnlich getickt. Ich beneide ihn nicht, dass er noch 9 Jahre bis zur

¹⁵⁰ Vgl. Der Fall Nef (Tages-Anzeiger vom 3.9.2008, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

¹⁵¹ Armeechef Roland Nef gibt auf (NZZ vom 25.7.2008, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹⁵² Vgl. auch: Vom härtesten Knast zum modernsten Gefängnis der Schweiz (SF DOK vom 22.10.2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Pensionierung vor sich hat. Dabei ist er der beinahe perfekte JVA-Direktor und jede:r Justizdirektor:in müsste eigentlich glücklich sein, auf ihn zählen zu können.

Vielleicht läuft aber alles schon allzu lange zu gut, damit man dies wirklich noch schätzen könnte.

24. Oktober 2019: Namensforum im Medienzentrum mit Jacqueline Fehr

Bessere Nachbarn und bessere Geschichten; Justizvollzug und Wiedereingliederung. Standfestigkeit oder Moritz Leuenberger oder Jacqueline Fehr widersprechen.

You and we. Aussen- und Innensichten. Weizen und Spreu.

Tot gesagte Ämter leben länger.

Berater, Coaches und andere Experten: Calzaferri, Zimmermann, HUM, Werren, Brägger, Uster und Wüthrich.

Justizvollzug und Wiedereingliederung, warum auch nicht?

Rebecca de Silva, Medienverantwortliche des noch Amtes für Justizvollzugs hat angekündigt, dass ab 15.00 Uhr ein Live-Stream des sog. Namensforums aufgeschaltet wird, an welchem Jacqueline Fehr die Neubenennung - Neuenglisch Renaming - bekannt machen will. Eigentlich wissen es schon alle: der neue Name soll "Justizvollzug und Wiedereingliederung" heissen, und es soll ein neues Logo geben.

Wie immer macht es Jacqueline Fehr gut. Spannend ist für mich vor allem, wie sie alte Geschichten in ihrem Sinn umdeutet: Schon 2016 sei ihr die Idee gekommen, den alten Namen JuV zu erneuern und einen Schwerpunkt auf die Wiedereingliederung zu setzen. 2017 habe dann das Schweizer Fernsehen den Dokumentarfilm "Bessere Nachbarn" ausgestrahlt. Es hätten intensive interne Diskussionen eingesetzt, und schliesslich habe sie sich entschlossen, einen Renaming-Prozess zu starten. Anlässlich des 20-Jahres-Jubiläums des JuV habe sie angekündigt, dass sie dem JuV zu seinem 20. Geburtstag einen neuen Namen schenke und dass sie dafür eine grosse und repräsentative Arbeitsgruppe einsetze, welche sich diesem Thema widme. Letztlich habe sich Stefan Tobler (Projektverantwortlicher Untersuchungsgefängnisse Zürich) mit seiner Idee „JuWe“ als Kürzel für „Justizvollzug und Wiedereingliederung“ durchgesetzt. Stefan Tobler ist schon Namenspate für das neue Gefängnis „Zürich West“ im Polizei- und Justizzentrum gewesen.

Das stimmt fast alles, ist im Kern aber trotzdem nicht ganz richtig. Vermutlich pflege ich nur mein Ego, wenn ich hier meine etwas anderen Erinnerungen wiedergebe,

vielleicht ist es aber auch ein typisches Beispiel für vieles, was hier und andernorts abläuft.

Den Dokumentar-Film "Bessere Nachbarn" haben wir JuV-Leute irgendwann im Herbst 2017 gesehen. Er hat mir Eindruck gemacht, im Wesentlichen bringt er aber nichts wirklich Neues, und an den meisten Themen ist der Zürcher Justizvollzug schon lange hart dran. Im Film ist mir eine Direktorin der Vollzugsbehörde von North Dakota speziell aufgefallen. Sie imponiert mit einem pragmatischen, aber sehr hoffnungsvollen Menschenbild. Ihre Behörde heisst Departement of Corrections and Rehabilitation, was übersetzt ungefähr so viel wie "Justizvollzug und Wiedereingliederung" heisst. Kurz darauf sprach ich mit Jacqueline über diesen Film und sagte ihr, ich wisse einen guten neuen Namen für das Amt, nämlich Justizvollzug und Wiedereingliederung. Das hat ihr sofort gefallen und wir vereinbarten, diesen neuen Namen als Ziel im Hinblick auf das 20-Jahre-Jubiläum des JuV zu verfolgen. Die Idee wurde dann 2018 auch in der Geschäftsleitung JuV diskutiert. Der Widerstand war sofort einhellig gross: der Name sei zu lang, zu kompliziert, redundant. Das Thema dümpelte 2018 dahin, Ende 2018 spitzte sich meine persönliche Situation als Amtschef immer mehr zu.

Im Kontext des Mails von Jacqueline Fehr vom 11. Februar 2019, welches meinen Abgang auslöste, machte sie mir den Vorwurf, dass ich Projekte zu wenig breit und sorgfältig bearbeite und in Aktivismus ver falle. Es bedürfe grösserer Partizipation und Akzeptanz. In unserem Gespräch vom 14. Februar nannte sie als Beispiel dafür die Renaming-Geschichte. Nun ist es aber so, dass ich durchaus für breiten Einbezug aller betroffenen Kreise bin, nicht aber, wenn der Entscheid schon gefallen ist. Und das war bei diesem Thema ganz klar der Fall, sie liess daran keine Zweifel offen. Dennoch war sie nicht davon abzubringen, eine grosse Arbeitsgruppe einzusetzen. Sie wurde in ihrem Entschluss von Berater Prof. Hans Wüthrich unterstützt bzw. ihre Einschätzung stammte vermutlich von ihm. Ich riet ihr also von der Einsetzung einer grossen Arbeitsgruppe für das Renaming ab. Ich weiss aus Übungen, die ich selber eher schlecht als recht so durchgezogen habe, dass es die Leute wenig schätzen, wenn sie merken, dass sie nur alibimässig mit einbezogen werden und die Würfel eigentlich schon längst gefallen sind.

Eine auf Renaming spezialisierte Agentur wurde beauftragt, diesen Prozess zu begleiten. Es sollte ein recht grosser Töff werden. Irgendwann flatterte mir ein Vertrag

aufs Pult, den ich unterzeichnen sollte. Ich weigerte mich, da ich nie in die Vertragsverhandlungen einbezogen worden war. Das Resultat dieser aufwändigen Übung bestand dann ein halbes Jahr später darin, dass die Arbeitsgruppe den neuen Namen "Justizvollzug und Wiedereingliederung" herausgefunden hatte. Dazu wurde, auf welchen Wegen und von wem auch immer, ein neues Logo entwickelt¹⁵³, das die Geschäftsleitung JuV nur noch gerade abnicken konnte.

Wie froh bin ich, dass ich für ein solches Vorgehen nicht mehr hinstehen muss. Anlässlich des heutigen Namensforums im Medienzentrum der Staatskanzlei fressen einige Leute tüchtig Kreide. Seinerzeit hat man mich ausgelacht, als ich den neuen Vorschlag "Justizvollzug und Wiedereingliederung" brachte. Die damalige Argumentation war nachvollziehbar: "Machen wir das wirklich so gut, dass wir Wiedereingliederung in unserem Namen haben wollen?" Heute findet man, dass damit ein wichtiges Zeichen gesetzt und das richtige Signal für die Entwicklung des Justizvollzugs gegeben werde. Das meine ich ja eigentlich auch.

Und mea culpa: Ja, die ursprüngliche Idee für den neuen Namen stammt von mir.

Widerspruch und Widersprüchliches

Sich selber treu geblieben ist einzig Andreas Naegeli. Er sagt vor laufender Kamera, dass er mit dem neuen Namen Mühe habe. Er sei zu lange, die Wiedereingliederung sei im Begriff Justizvollzug bereits enthalten und zudem sei Wiedereingliederung schon immer eine zentrale Aufgabe der JVA Pöschwies gewesen. Auch sei der bisherige Name "Amt für Justizvollzug" schweizweit bestens eingeführt.

Ich ziehe meinen Hut vor ihm, seiner Standfestigkeit und seinem Mut. Die Chefin betont zwar immer, dass sie Widerspruch schätze, und auch jetzt lobt sie ihn für seine Gegenrede. Ich bin mir aber – wie seinerzeit bei Moritz Leuenberger - nicht so sicher, ob das auch wirklich so ist. Bei Moritz Leuenberger war ich noch ziemlich jung, hatte ein langes Arbeitsleben vor mir und war dementsprechend immer sehr vorsichtig. Als Moritz – Bundesrat geworden – mit mir das Abschiedsgespräch führte, lobte er mich über den grünen Klee und sagte als einzige Kritik: "Du hättest mir ab und zu schon etwas mehr Widerstand entgegensetzen und widersprechen können. Gut gemacht,

¹⁵³ Vgl. auch: Die Justizdirektorin will ein neues Image (Tages-Anzeiger vom 15.11.2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

dachte ich mir, nur jetzt keinen Fehler machen, und ich sagte: "Ja, Moritz, Du hast absolut recht, daran muss ich arbeiten." Ich habe in den anderthalb Jahren intensiver Zusammenarbeit mit ihm öfters erlebt, wie er mit Widerspruch umgegangen ist: er schätzte diesen besonders dann, wenn er seine eigenen Bedenken aufnahm. Wenn man diese Bedenken dann Punkt für Punkt entkräftete und ihm den Weg für den Entscheid freimachte, war alles bestens. Brachte jemand unliebsame Argumente vor und beharrte allzu lang darauf, so liess er bald einmal spüren, dass jetzt dann doch genug sei¹⁵⁴. Andererseits habe ich kaum je eine:n Politiker:in kennengelernt, der/die eine bessere Nase für heikle politische Fragen gehabt hätte als Moritz Leuenberger. Zudem erfasste er komplexe Zusammenhänge stets blitzschnell und spürte auch in dicken Dossiers Fussangeln und Stolpersteine instinktsicher und rasch auf. Und das alles – soweit ich es überhaupt beurteilen kann – mit relativ geringem Aufwand.

Bei Jacqueline Fehr war ich dann 20 Jahre älter. Ich formulierte meine Bedenken zwar immer noch mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung, aber wohl deutlicher als früher. Ich meine, dabei immer wertschätzend gewesen zu sein. Solche Gespräche mit ihr verliefen aus meiner Sicht meist recht gut, mit der Zeit hatte ich aber das Gefühl, dass sie ziemlich wirkungslos waren. Je länger je mehr suchte Jacqueline in zentralen Fragen des Justizvollzuges andere Gesprächspartner:innen als mich. Das ist natürlich ihr gutes Recht, sie hätte mich als Amtschef aber nicht aussen vor stehenlassen sollen.

Es brauchte noch nicht wirklich Mut, als ich Ende Januar 2017 meinen Essay über Trump und die Anfänge von Hitler an alle meine Mitarbeitenden versandte¹⁵⁵. Damit ging ich kein Risiko ein, zumal uns Jacqueline Fehr mit ihrem Weihnachtsbrief per Ende 2016 ermuntert hatte, auch mal Kante zu zeigen. Sie ermahnte mich zwar anschliessend schriftlich, da ich unerlaubterweise für eine private politische Meinungsäusserung unseren internen Mailverteiler benutzt hatte, liess mich aber spüren, dass sie das im Grunde gut fand. Weniger gut kam wohl an, dass ich es gewagt hatte, die politische Bühne, die ihr die Welt bedeuten, ohne ihre Einwilligung zu

¹⁵⁴ Interessanterweise zeige ich gemäss Würdigung von Jacqueline Fehr zu meiner Pensionierung vom 29. Mai 2020 ein ähnliches Verhalten (vgl. Anhang 26). Diese Beobachtung und die Worte dazu dürften wohl nicht ganz unzutreffend sein. Oft stört einem am anderen, was auch ein eigener blinder Fleck ist.

¹⁵⁵ Vgl. Anhang 21.

besteigen. Das kann man zwar verstehen. Bei Frank hat sie das aber immer toll gefunden. Darauf oder auf ihn bin ich wohl etwas neidisch.

Am Schluss der Stream-Show aus dem Medienzentrum erklärt eine junge Praktikantin zum neuen Logo JuWe: sie habe das als You und We gelesen, eine Zusammenführung im Logo vom Du zum Wir. Der Ausgegrenzte wird wieder eingegliedert. Wäre schön, wenn diese Idee irgendwie aufgenommen werden könnte.

Nach knapp 1,5 Stunden ist es vorbei. Es ist für mich schon ein sehr merkwürdiges Gefühl, nach 25 Jahren Insidersicht plötzlich mit Sicht des kritischen Aussenstehenden einer solchen Veranstaltung gefolgt zu sein. Diese Mischung von Aussensicht mit dem Wissen des langjährigen Insiders hat es in sich. Mit allem Hintergrundwissen bilde ich mir ein, abschätzen zu können, was hier wirklich authentisch ist und was nicht. Wo sich Leute verbiegen oder zumindest glauben, sich verbiegen zu müssen. Ich war Jahrzehnte lang Nutzniesser solcher Verhaltensweisen. Eigentlich müsste ich froh sein, doch noch die Erfahrung zu machen, wie das auf Mitarbeitende oder Aussenstehende gewirkt hat bzw. wirkt.

Um 17.03 Uhr erhalte ich mit Grossverteiler aller JuV-Kader, auf dem ich immer noch figuriere, ein Mail der Justizdirektorin:

"Liebe Alle

Heute haben wir einen längeren partizipativen Prozess beendet und allen Mitarbeitenden des Amts für Justizvollzug den neuen Namen ihres Arbeitgebers bekannt gegeben..."

Es heisst nun also Justizvollzug und Wiedereingliederung, JuWe, ohne Amt.

Mir kommt dazu in den Sinn, dass die Frage Amt oder nicht schon 1998 bei der grossen Reorganisation der ganzen Justizdirektion ein Thema war. Andi Werren und unser Hauptberater Francesco Calzaferri wollten vom verstaubten Begriff "Amt" schon damals wegkommen. Neues Logo, Briefpapier und Kuverts, alles ohne Amt.

Irgendwann hat sich das Amt jedoch wieder eingeschlichen, ich weiss nicht wann und wie, jedenfalls war es wieder da, das Amt, als ich 2007 sein Chef wurde.

Totgesagte Ämter leben länger.

Berater, Coaches, Moderatoren und externe Projektleiter

Zu meinen Zeiten als JuV-Chef waren in Sachen Justizvollzug schweizweit die gefragtesten Berater Andi Werren, Hanspeter Uster und Beni Brägger und etwas früher auch noch Hans Ulrich Meier, der ehemalige Pöschwiesdirektor mit seiner HUM Consult. Wenn es irgendwo irgendeinen schwierigen Rückfall oder einen "Justizvollzugsskandal" aufzuarbeiten gab, so kam meistens einer dieser Berater zum Zug. Alle haben eigene, einschlägige Justizvollzugserfahrungen und sind zudem auch politisch mit den nötigen Wassern gewaschen. Bei jedem von ihnen kann man zudem sicher sein, dass sie den Auftrag in der vereinbarten Zeit abschliessen und brauchbare Resultate abliefern.

Ich habe in all den Jahren mit vielen externen Berater:innen zusammengearbeitet. Für die JI oder das JuV als Berater tätig waren Francesco Calzaferri (Beratergruppe für Unternehmensentwicklung bgu), Rolf Zimmermann (Platypus GmbH), Niklaus Geisshüsler, ff Unternehmensentwicklung AG, Hans Kernen (zu dessen Gruppe auch Ueli Locher¹⁵⁶, früher einmal Chef der Bewährungs- und Vollziehungsdienste, gehört), Catherine André, Partnerin von Rolf Zimmermann in dessen Platypus GmbH, Christina Brunnschweiler, damals Pricewaterhouse (CEO Spitex Zürich, Ehefrau des ehemaligen Generalsekretärs der Gesundheitsdirektion Martin Brunnschweiler), Hans Wüthrich und natürlich Andi Werren, welcher nach seinem Rücktritt als JuV-Chef 2005 zur bgu von Francesco Calzaferri stiess.

Francesco Calzaferri

Er war für die JI und das JuV ein besonders wichtiger Mann und sicher einer der besten Berater, mit welchem ich je zusammengearbeitet habe.

Er wurde von Justizdirektor Markus Notter für das Grossprojekt „Zusammenlegung der Justizdirektion und der Direktion des Innern zu einer Direktion“, kurz „Direktion 99“ genannt¹⁵⁷, engagiert.

¹⁵⁶ Ich bin Ueli Locher 2019 wieder begegnet in seiner Funktion als Berater der Kirchgemeinde Zürich.

¹⁵⁷ Direktion 99, weil die neue Grossdirektion per 1999 gegründet wurde. Intern nannte ich sie "Direktion nicht ganz hundert".

Calzaferri unterstützte anschliessend die JI, Andi Werren und Jörg Frauenfelder auch im Rahmen des Projekts "Union" bei der Gründung des neuen Amtes für Justizvollzug, welches wie bereits erwähnt schon damals nicht mehr Amt heissen sollte. Es war im Übrigen keineswegs zum vornherein klar, dass alle Gefängnisse und Dienstleistungsbereiche zu einem einzigen Amt zusammenfasst würden. Eine längere Zeit wurde die Variante verfolgt, den Justizvollzug in zwei Bereichen zu bündeln: in einem Amt für die Institutionen (Gefängnisse, MZU und JVA) sowie einem Amt für die Dienste (PPD und BVD). Diese Option wurde zugunsten der besseren Gesamtsteuerung in einem einzigen Amt aufgegeben. Von dieser Lösung bin ich auch heute noch überzeugt. Wirklich Sinn macht ein solches Konstrukt aber nur, wenn es von einem/einer Amtschef:in mit den nötigen Linienkompetenzen geführt wird. Wird der/die Amtschef:in von der Justizdirektorin ständig übersteuert, so funktioniert ein solches Amt nicht mehr richtig gut.

Die Zusammenarbeit mit Francesco Calzaferri war immer sehr konstruktiv und angenehm. Er hatte überzeugende Ideen, war stets fundiert vorbereitet und zudem auch ein vorzüglicher Motivator und Moderator. Er hat Andi während dessen ganzen Amtszeit als JuV-Chef von 1999 bis 2004 begleitet und beraten.

Rolf Zimmermann

Ich bin Rolf in Zusammenhang mit der gesamtkantonalen Einführung der neuen Mitarbeiterbeurteilung als Coach und Berater der JI begegnet. Als JuV-Chef kam ich mit ihm ins Geschäft, als wir einen Organisator für die sog. "Führungswerkstatt" suchten, unsere interne Weiterbildung für das untere und mittlere Kader. Später hat er auch Aufbau und Durchführung der Weiterbildungsreihe "Leadership GL plus" für das obere Kader des JuV übernommen. Er lernte das JuV und seine Leute durch zahlreiche Kontakte in seinen Schulungen so gut wie ein Interner oder vielleicht sogar noch besser kennen. Rolf Zimmermann kann für sich in Anspruch nehmen, einen nicht unwesentlichen Teil zur Entwicklung der JuV-Kultur beigetragen zu haben.

HUM

Hans Ueli Meier hat nach seinem Rücktritt als Direktor der JVA Pöschwies im Jahr 1997 seine HUM Consulting gegründet. Einer seiner ersten Aufträge war eine Studie zum Zürcher Justizvollzug. Auftraggeber war Markus Notter.

Hans Ueli war fast zwanzig Jahre lang eine der ersten Adressen für Beratungen und Projektleitungen im Schweizerischen Justizvollzug. So hat er massgeblich für die Zürcher Gesundheitsdirektion am Konzept der neuen Hochsicherheitsabteilung der Klinik Rheinau mitgearbeitet. Er hat für das EDA verschiedene Mandate in Zusammenhang mit Wissenstransfer im Strafvollzug mit China, Vietnam und Russland geführt. Ich habe ihn einmal nach Russland begleiten können.

Hans Ueli Meier kündigte des Öftern an, etwas kürzer und langsam aber sicher in den Ruhestand zu treten. Aber immer wieder kamen neue Projekte dazwischen, so dass er letztmals seinen nun wohl definitiven Rückzug erst vor kurzem vermeldet hat. Er ist aber nach wie vor voller Tatendrang, und ich freue mich jedes Mal, wenn ich ihn zu einem Essen mit Gedankenaustausch treffe. Er hat mich in all den Jahren, in welchen ich für die Justizdirektion und die JI tätig war, wohlwollend und unterstützend begleitet. Auch privat sind wir uns verbunden geblieben.

Andreas Werren, erster Teil

Nach seinem Rücktritt als Chef des Zürcher Justizvollzugs per Ende 2004 wechselte Andi als selbständiger Berater in die Beratergruppe für Unternehmensentwicklungen von Francesco Calzaferri. Andi ist zu einem der renommiertesten Berater im Kanton Zürich für Verwaltungs- und Justizvollzugsfragen geworden. Er hat auch in diversen anderen Kantonen grosse Mandate geführt. Eine seiner Spezialitäten ist das Management auf Zeit, wenn ein Amt in Schieflage geraten oder führungslos geworden ist. So hat er nach dem Abgang von Beatrice Breitenmoser nochmals für sechs Monate das JuV im Auftragsverhältnis geführt, wurde also quasi sein eigener Nachfolger¹⁵⁸. Nach der Freistellung von Adrian Baumann als Chef des Migrationsamtes hat er auch dieses interimistisch übernommen¹⁵⁹, und neuerdings ist er in dieser Rolle für das gebeutelte Stadtrichteramt Zürich tätig gewesen¹⁶⁰.

¹⁵⁸ Interimistische Leitung des Amtes für Justizvollzug (Medienmitteilung vom 9.3.2007), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁵⁹ Heikle Mission im Migrationsamt (NZZ vom 30.8.2010), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁶⁰ Gekündigt, gefeuert, ausgebrannt (Tages-Anzeiger vom 16.12.2020), vgl. Link auf meiner Website. Am 14. September 2022 habe ich Andreas Werren wieder einmal zum Mittagessen getroffen. Er hat seit Juli wieder eine Führung auf Zeit übernommen, dieses Mal für das Amt für Justizvollzug Solothurn als Leiter einer verwaisten Abteilung.

Einen weiteren wichtigen Auftrag betraf den Aufbau des Schweizerischen Kompetenzzentrums Justizvollzug, und auch für den Zusammenschluss der 32 Stadtzürcher Kirchgemeinden zu einer einzigen Kirchgemeinde hielt er ein Mandat. Unsere Wege haben sich dort letztmals gekreuzt.

Exkurs: Zürcher Stiftung für Kinder und Jugendheime zkj

Andi Werren hat in seinem Kirchenmandat sehr gut mit dem Gesamtprojektleiter Andreas Hurter zusammengearbeitet. Da Andi auch die Zürcher Stiftung für Kinder- und Jugendheime zkj beraten hat, ist es wohl kein Zufall, dass Andreas Hurter ab Sommer 2020 die Geschäftsführung zkj übernommen hat, anfangs nur interimistisch, seit Dezember 2020 nun definitiv¹⁶¹. Andreas Hurter ist der Ehemann von Esther Maurer. Richtig kennengelernt habe ich ihn erst im Vorstand der Familienheim-Genossenschaft, als ich Vizepräsident und er für das Bauressort zuständig war. Wir haben uns angefreundet und treffen uns gerne auch zu viert, zusammen mit unseren Ehefrauen.

Ich war dreizehn Jahre lang Stiftungsrat der zkj, ungefähr die Hälfte davon auch im Betriebsausschuss. 2018 bin ich zurückgetreten. Ich wollte mich ganz auf meine in Schieflage geratene Aufgabe als Chef JuV konzentrieren. Genutzt hat dies auch nichts mehr. Ich hätte mein Mandat als Stiftungsrat zkj aber sowieso nach meinem Rücktritt als Amtschef abgegeben.

In der zkj sind alle Kinder- und Jugendheime gebündelt, welche ursprünglich durch die Stadt Zürich betrieben worden sind. Zwischenzeitlich sind weitere Heime dazuge-

¹⁶¹ Wir waren am 1. Juli 2020 (einen Tag, bevor Andreas als interimistischer Geschäftsführer zkj zusagte) in einem wunderbaren alten Boot mit Kapitän Hansruedi Lienhard, ehemaliger Friedenrichter Zürich 1 und 2 (und Ehemann von Hanna Lienhard, Präsidentin Schulkreis Zürichberg; aber Achtung, kein SP-, sondern FDP-Filz!) auf dem Zürichsee unterwegs. Andreas hatte damit Esther überrascht, welche Ende Juni 2020 ihren letzten Arbeitstag als Vizedirektorin des Bereichs Asyl im Staatssekretariat (SEM) hatte. Ich riet Andreas mit voller Überzeugung, ihm und der zkj zuliebe, zur Annahme dieses spannenden Mandates. Unvergessen bleibt mir im Übrigen der Abschluss unserer sommerlichen Bootsfahrt. Mitten auf dem Zürichsee erwischte uns in dunkler Nacht ein heftiges Gewitter mit voller Kraft. Die Sicht war praktisch gleich null, Kapitän Lienhard navigierte uns aber mit sicherer Hand zum Hafen.

kommen¹⁶². Um den Jahrtausendwechsel wurden die Heime aus der städtischen Verwaltung ausgegliedert und in die zkj überführt. Erster Stiftungspräsident war Stadtschreiber André Kuy, ihm folgte Andreas Brunner, welcher mit seiner Wahl zum Leitenden Oberstaatsanwalt das Mandat als Stiftungspräsident abgab. Er fragte mich - ich war damals selber Oberstaatsanwalt - ob ich sein Nachfolger als Stiftungsrat werden wolle. Neue Präsidentin wurde die ehemalige Stadträtin Monika Weber, ihr wiederum folgte Bobby Neukomm nach. Schliesslich wurde Gerold Lauber, ein weiterer alt Stadtrat, neuer Stiftungsratspräsident. Lange Jahre war Theo Eugster Geschäftsführer. Er bildete zusammen mit Kurt Huwiler und Christian Etter eine sehr solide und krisenfeste Geschäftsleitung. Assistentin der GL zkj ist bis zum heutigen Tag (Stand 2020) Heidi Fuchs.

Ich habe Theo Eugster per 2014 für das JuV abgeworben, wo er als Direktor die Vollzugseinrichtungen Zürich übernommen hat. Das haben mir einige zkj-Leute wohl übelgenommen, wobei sie gefliessentlich übersehen haben, dass es für einen solchen Transfer immer zwei braucht. Die Nachfolge von Theo Eugster als Geschäftsführer zkj wollte in den folgenden Jahren nicht recht klappen. Schon nach wenigen Jahren verliess Anna Beck die Stiftung wieder, ebenso ihre Nachfolgerin Tessa Müller. Dank dem allseits anerkannten und geschätzten Kurt Huwiler, dem eigentlichem Brain der Angebotsentwicklungen der zkj, konnte das Schiff Kurs halten. Nachdem Kurt nun kürzlich pensioniert worden ist, freut mich die Berufung von Andreas Hurter als neuen Geschäftsführer umso mehr.

Zkj und Justizvollzug haben diverse Schnittstellen. In zkj-Institutionen werden auch jugendstrafrechtliche Massnahmen vollzogen, so dass insbesondere ein enger Bezug zum MZU besteht. Im Bundesamt für Justiz sind zudem dieselben Personen Anlaufstellen für zkj und MZU: so z.B. der erst kürzlich pensionierte John Zwick, der entsprechende Bauprojekte stets kompetent und wohlwollend begleitet hat; oder

¹⁶² Das sind heute: Intermezzo, Schulinternat Aathal, Schulinternat Flims, Heimgarten, Schulinternat Redlikon, Ringlikon, Rosenhügel, Altenhof, Obstgarten, WG Sternen, Burghof, Dialogweg, Eichbühl, Fennergut, Durchgangsstation Winterthur, Gfellergut, Heizenholz, Riesbach, Röteli, Vertigo.

Die zkj ist von ihrer Grösse mit 20 Institutionen und mit rund 900 Mitarbeitenden mit JuWe vergleichbar, auch von der dezentralen Struktur her. Stiftungsratspräsident Gerold Lauber hat einen guten Draht zu Andreas, ist er doch zusammen mit dessen Frau Esther Maurer lange im Stadtrat von Zürich gewesen.

Beatrice Kalbermatten, welche eine sehr zugewandte Vertreterin der fachlichen Bundesaufsicht ist.

Die Durchgangsstation Winterthur (DSW) wurde früher vom MZU-Direktor Michael Rubertus geleitet. Damals war ein Verein der Träger, Präsidenten waren Justizvollzugskoriphaen wie Hans Ueli Meier, ehemaliger Pöschwiesdirektor oder Andreas Werren. Unter dem Präsidium von Andi wurde die DSW in die zkj überführt, womit sich der Kreis wieder schliesst.

Andreas Werren, 2. Teil

Andi Werren hat die grosse Gabe, in komplexen und komplizierten Verhältnissen den Überblick rasch (wieder)herstellen zu können. Zudem findet er auf Grund seiner ruhigen, überlegten und empathischen Art zu fast allen Personen einen guten Draht. Ich selber habe ihn für das JuV in besonders heiklen Situationen immer wieder beigezogen, bis zum Schluss. Allerdings war mir da nicht mehr zu helfen. Merkwürdigerweise hat Andi seit meinem Abgang als Amtschef kein einziges Mandat von JuWe mehr erhalten.

Wenn ich gefragt werde, ob ich einen guten Berater kenne, so nenne ich stets auch Andi Werren.

Hanspeter Uster und Beni Brägger

Hanspeter Uster ist am 27. September 2001 vom Zuger Attentäter Friedrich Leibacher lebensgefährlich verletzt worden (Lungendurchschuss)¹⁶³. Er hat sich rasch erholt. Schon im nächsten Jahr sah ich ihn wieder an der Tagung der Schweizerischen Arbeitsgruppe für Kriminologie in Interlaken. Wie er das so schnell hat wegstecken können, weiss nur er selbst. Das letzte Mal habe ich ihn 2020 an der Regierungspräsidentinnenfeier von Silvia Steiner getroffen, wo er mein Tischnachbar war. Uster war als zuständiger Regierungsrat Silvias Vorgesetzter, als sie noch Chefin der Zuger Kriminalpolizei war.

Für Regierungsgebäude in der Schweiz gibt es eine Zeit vor und nach dem Zuger Attentat. Vorher war auch der Zugang zum Kaspar Escher-Haus völlig unkontrolliert

¹⁶³ Vgl. Das Attentat von Zug (SF DOK vom 21.9.2006), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

und frei, unmittelbar nachher wurde eine Sicherheitsschleuse und eine Aufsichtskanzel, die mit einem Sicherheitsbeamten besetzt ist, eingebaut.

Zwischenzeitlich bewegt sich Hanspeter Uster wieder auf höchstem politischem Parkett. Er ist per 1. Januar 2019 Präsident der Aufsichtskommission für die Bundesanwaltschaft geworden. Seither ist er in einen Machtkampf mit Bundesanwalt Michael Lauber verwickelt, welchen Lauber im Sommer 2020 endgültig verloren hat. Ende 2021 hat Uster sein Präsidium abgegeben.

Mein Kollege Benjamin Brägger ist einer der versiertesten und umtriebigsten Kenner des schweizerischen Justizvollzugs. Er verfügt über eine schier unerschöpfliche Arbeitskraft und publiziert erst noch einschlägige Fachliteratur am Laufmeter. Er hat nicht nur viele Neider, sondern provoziert immer wieder auch gerne Widerspruch. Ich selber habe mich oft mit ihm gestritten und noch öfter wieder versöhnt. Besonders schätze ich Benis positive Ausstrahlung, seinen Witz und sein lautes Lachen, welches man immer schon von Weitem hört.

Ein ungeeigneter Berater

Ich selber wäre ein schlechter Berater geworden. Der Blick von der Seitenlinie liegt mir nicht, ich will, wenn immer möglich, selber mitspielen, am liebsten als Spielertrainer. Ich bin stark angetrieben und für einen guten Berater zu wenig ruhig, kann mich mit meiner Meinung mehr schlecht als recht zurückhalten und gehe nicht selten vom Resultat aus. Mit der Zeit wurde es zum Running Gag in meiner Geschäftsleitung, wenn ich von einer ergebnisoffenen Lösung sprach. Mein Vorgehen ist zudem mehr induktiv als deduktiv.

Aber mit der für mich typischen Selbstzufriedenheit behaupte ich: ich habe mit dieser Vorgehensweise oft gute Resultate erzielt und für den Kanton Zürich auch viel Zeit und Geld eingespart. Für mich sollte ein Berater auch nicht einfach ein Feigenblatt für die Rechtfertigung schon gemachter Entscheidungen oder ein Blitzableiter sein. Man sollte dem Berater auch keine Entscheidungen delegieren. Beratung ist Führungsunterstützung und nicht Führung.

Ich halte nicht viel davon, einem Berater einen völlig "ergebnisoffenen" Auftrag zu erteilen. Die Führung muss zumindest in den Grundzügen eine Vorstellung davon

haben, wohin die Reise gehen soll. Die grosse Herausforderung besteht aber zugegebenermassen darin, nötigenfalls auch von bereits (vor)gefassten Positionen abrücken zu können. Hilfreich ist dabei vor allem eine mutige Beratung, die es wagt, Kritik und unangenehme Dinge gegenüber Auftraggeber und Führung anzusprechen sowie gegebenenfalls auch zu widersprechen. Rolf Zimmermann hat hier für meine Begriffe stets das Optimum geleistet.

Hans Wüthrich

Letztlich muss aber auch immer die Chemie stimmen. Und diese hat für mich in Bezug auf Professor Hans Wüthrich, dem Chefberater von Jacqueline Fehr¹⁶⁴, nie gestimmt. Wir sind zwar ungefähr gleichaltrig, sonst aber grundverschieden. Er ist schlank, rank und zäh.

Ich habe ihn schon bald nach Jacqueline Fehrs Amtsantritt, als zwischen uns alles noch in Ordnung zu sein schien, an diversen Anlässen und Events getroffen. Sie hat ihn wohl anlässlich ihres Nachdiplomstudiums für den Executive Master of Public Administration als Dozent kennengelernt.

Wüthrich ist analytisch sehr schnell und stark, für meinen Geschmack aber etwas zu fanatisch, verbissen und von sich selbst eingenommen. Er kann sich so richtig für seine eigenen Ideen begeistern. Das ist an sich schön und kann auch motivierend wirken, es kann bei ihm aber schwierig werden, wenn man ihm nicht genügend applaudiert. Wüthrich kommt bei mir als Berater an, der einem die Welt erklären will und sich nicht aufs Beraten beschränkt. Viele seiner Lösungsvorschläge haben mir durchaus eingeleuchtet. Alter Wein in neuen Schläuchen oder des Kaisers neue Kleider fallen mir dabei aber auch als Bilder ein.

Eines von Wüthrichs gängigen Lösungsmustern lässt sich mit dem Stichwort „Muster brechen“ umschreiben. Schon fast paradox: Aus meiner Sicht hat sich das bei ihm zum Selbstläufer bzw. zum Selbstzweck entwickelt. Ein echter Musterbruch bei ihm wäre, wenn er nicht immer damit kommen würde.

¹⁶⁴ Vgl. auch: Jacqueline Fehr und der „Chefberater“ (NZZ am Sonntag vom 12.6.2021; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Er schwärmt für flache Hierarchien, was man für Organisationen bis vielleicht 200 Personen gut finden kann. Darüber hinaus wird es aber ohne klare Führungsstrukturen und -abläufe problematisch. Musterbruch als Organisationsentwicklungsprinzip ist vor allem im Justizvollzug eher ungeeignet. Eigene Führungserfahrungen scheint Wüthrich nur wenig zu haben.

An unserem ersten langen Gespräch in Zusammenhang mit Jacqueline Fehrs unklarem Projektauftrag an mich für eine "Neue Kultur Justizvollzug" hielt ich mich Wüthrich gegenüber lange zurück, schliesslich entschied ich mich, ihm Einblick in meine Denkwelt zu geben. Ich wollte ihm reinen Wein einschenken. Das hat mir - zumindest kurzfristig gesehen - mehr geschadet als genützt, auch wenn der Professor grosse Befriedigung darüber zeigte, dass ich mich endlich offenbart hatte. Jedenfalls riet er der Justizdirektorin wenig später, mich als Amtschef abzulösen.

Ich bereue nicht, ihm gegenüber Klarheit geschaffen zu haben.

25. Oktober 2019: Ostschweizer Strafvollzugskonkordatssitzung in Oberegg/Al

Reise ins Appenzellische; Bratwürste und Hamburger in Abtwil.

Der Fabrikant und die Lehrtochter, eine Liebesgeschichte.

Wer ist der Mann, der hier verabschiedet wird?

Die verschlungenen Wege einer Glocke und ein verhinderter Kulturgüterstreit.

Künftige Bundesratsmitglieder.

Der "Tschingg", der Grieche und der Postautofahrer. Verlorene Geschenke.

Alpabzug mit Sachschaden.

Tempora mutantur.

Letztmals OSK

Am 25. Oktober 2019 nehme ich letztmals an einer Konferenz des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates (OSK) in Oberegg/Al teil.

Die Reise ins Appenzellische ist schön. Vier Mal umsteigen, und zuletzt geht es mit dem Postauto nach Oberegg. Diese Reise ist auch eine Reise in die Vergangenheit.

Mit Martin unterwegs

Von 2010 bis 2014 lebte Martin im Behindertenheim Columban in Urnäsch. Während dieser Zeit bin ich mit ihm viele hundert Kilometer durch das Appenzellerland und das Toggenburg getourt. Martin liebt Autofahrten. Ich hatte damals noch den alten grossen Opel Zafira, einen Siebenplätzer. Die Mittelreihe liess ich frei, Martin sass in der hintersten Reihe. So war die Gefahr kleiner, dass er mir ins Steuer griff. Es ging lange recht gut. Wir assen oftmals im McDonalds-Drive-in in Abtwil. Martin vertilgte mehrere Hamburger und Pommes mit Ketchup, dazu ein grosses Coki. Am Nachmittag besuchten wir immer auch noch einen Imbissstand auf einer Autobahnraststätte vor Abtwil. Ich bestellte jeweils je eine St. Galler-Bratwurst für Martin und mich, Martin ass auch von meiner immer mehr als die Hälfte. Oft begleiteten mich meine Eltern bei

diesen Besuchen und Fahrten. Mein Vater hat in Urnäsch die Metzgerei Löwen an der Unterdorfstrasse entdeckt, welche leider vor einigen Jahren schliessen musste¹⁶⁵. Dort kaufte er sich am liebste ein oder zwei Schüblige, die ihm Mutter dann zuhause kochte. Ich selber habe Schüblig nie gemocht, ist mir zu fettig.

Martin machte sich manchmal einen Spass daraus, meine Mutter an den Haaren zu ziehen. Sie schrie und schimpfte dann immer laut, Martin freute sich über ihre heftige Reaktion. Allein darum ging es ihm, er wollte Mutter sicher nicht ärgern.

Mit der Zeit waren Fahrten mit ihm allein nicht mehr möglich. Martin hatte entdeckt, dass man die Innendachverschalungen im Zafira hinten herunterreissen kann. Dann zog er an den darunterliegenden Kabeln und freute sich, wenn ich ausrastete und ihn anschrie. Er liebt eben starke Reaktionen. Selber agieren und die anderen reagieren lassen. Nicht immer nur herumgeschoben werden.

Einmal hatte Martin mitten auf der Autobahn einen starken Epilepsieanfall. Den ersten Anfall, den wir bei uns zuhause im Rossweidli in Zürich beobachteten, hatte er mit etwa sechs Jahren. Jetzt also auf der Autobahn. Ich konnte nur gerade die nächste Ausfahrt nehmen und ihn aus dem Auto ziehen. Nach wenigen Minuten waren der Anfall und das Schütteln vorbei. Dann schüttelte es mich. Noch einmal gut gegangen. Am gefährlichsten ist ein zu langer Atemstillstand. Ein anderes Mal hatte er einen schweren Anfall in seinem geliebten McDonalds in Abtwil. Meine Eltern waren mit dabei, darum fuhr ich nicht nur ins Drive-in, sondern wir gingen ins Restaurant essen. Auf dem Weg zu unserem Sitzplatz schnappte er sich von einem fremden Tablet einen Burger, was zu einem längeren Disput mit dem beraubten Besitzer führte. Irgendwann begriff dieser dann aber die Situation. Nach dem heftigen Epilepsieanfall liessen wir den erschöpften Martin sich erholen, und wir warteten eine Viertelstunde, er auf einer Sitzbank liegend. Statt einer Beruhigung folgte ein zweiter Grand Mal. Wir schleppten ihn mit Hilfe des beraubten Hamburger-Besitzers ins Auto und fuhren zurück nach Urnäsch ins Heim.

Diese Anfälle sind heimtückisch und scheinen aus heiterem Himmel zu kommen. Es kommt vor, dass Martin mitten im Schritt plötzlich umkippt und zu Boden stürzt. Manchmal stösst er unmittelbar vor dem Anfall einen kurzen hohen spitzen Schrei aus.

¹⁶⁵ Das Restaurant Löwen gibt es noch.

Martin hat sich zwar schon viele Blessuren geholt. Er hat aber auch ein Heer von Schutzengeln. Trotz vieler sehr gefährlicher Situationen hat er sich nie ernsthaft verletzt. In Notfallstationen war er aber sicher schon dutzendfach. Meist musste eine Platzwunde genäht werden. In den Kantonsspitalern St. Gallen und Winterthur ist er gut bekannt. Leider ist er mehrmals auf die Schneidezähne gestürzt. Nach einem weiteren Sturz ist ein Schneidezahn abgestorben und ausgefallen. Bisher konnte ihm noch keine Zahnbrücke eingesetzt werden. Wenn ihn im Mund etwas stört, wird er es über kurz oder lang irgendwie herausreissen. Ich hoffe, dass wir gelegentlich mit dem Zahnarzt doch noch eine Lösung finden, es sieht nicht sehr schön aus.

Herr Hans und seine Rosmarie

Oft fuhren Martin und ich auf unseren Ausflügen auch bei Engelsburg vorbei, wo früher Rosmarie Erni, die Stiefschwester meiner Mutter, wohnte. Sie lebte dort mit ihrem Partner Hans, einem alten Winterthurer Fabrikanten, einst vermögend und aus bester Familie stammend. Er hatte Rosmarie Ende der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts als 17jährige Lehrtochter in seinem Betrieb kennengelernt. Er selber war mehr als 30 Jahre älter als sie und machte sie später zu seiner Zweitfrau. Offenbar wurde dies bei sehr wichtigen, alten weissen Männern auch in den pruden Fünfziger- und Sechzigerjahren akzeptiert, es wussten jedenfalls alle davon, inkl. seiner Ehefrau. Rosmaries Vater Gottfried Erni störte sich ebenfalls nicht an dieser Liaison. Er liess sich nicht ungern in Hansens Dienstmercedes mit Chauffeur herumkutschieren. Dazu rauchte er eine dicke Zigarre.

Regula und mir war klar, dass Herr Hans etwas Besonderes sein musste, Millionär oder so. Rosmarie himmelte ihn an. Sie sprach nicht so, wie man es gewöhnlich auf Mundart macht wie „de Hans hätt...“, sondern immer nur von „Hans hätt...“, immer ohne Artikel, so wie man ja auch nicht „de Gott...“ sondern nur „Gott...“ sagt. Stolz zeigte sie Mutter ab und zu eine neue „Klunkere“, einen neuen Ring mit prächtigem blauem Diamanten oder eine mehrreihige Perlenkette mit smaragdverziertem kunstvollem Schloss.

Hans residierte ursprünglich in der Nähe von Winterthur in einer herrschaftlichen Villa auf einem grossen Grundstück, auf welchem auch seine Fabrik stand, die u.a. Kunststoffknöpfe produzierte. Er war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und wohl bis in die Siebzigerjahre ein erfolgreicher Geschäftsmann. Er besass eine zweite

Fabrik in Luxemburg, welche er ein oder zwei Mal pro Monat über ein verlängertes Wochenende zusammen mit Rosmarie besuchte. Jeweils im Januar flogen die beiden jahrelang zusammen nach Madeira in die Ferien. Rosmarie hat mir einmal erzählt, Hans habe ihr gezeigt, dass die grösste Umweltverschmutzerin eigentlich die Natur selbst sei. Immer wenn sie Madeira im Januar angeflogen hätten, sei von hoch oben zu sehen gewesen, dass das Meer rund um die Insel voller Blütenstaub war, ein richtiger Blütenstaubteppich. Aus der Sicht eines Fabrikbesitzers, der sicherlich mit vielen Umweltschutzaufgaben zu tun hatte – Bundesgerichtsentscheide aus dem Jahr 1959 und 1964 bezeugen dies –, war dies wohl die grösste Form von Umweltverschmutzung. Er hat auch sonst die Zeichen der Zeit nicht immer richtig gedeutet. Jedenfalls gingen seine Geschäfte nach und nach bergab. Als seine Winterthurer Liegenschaft umgezogen wurde und damit massiv an Wert verlor, verstrickte er sich in langwierige Prozessierereien und seine letzten Felle schwammen ihm endgültig davon.

Rosmarie hat ihren Hans bis zuletzt verehrt und geliebt. Er verlor in den Achtzigerjahren so ziemlich alles. Als Unternehmer alter Schule hatte er immer als unbeschränkt haftender Gesellschafter seiner Firma geschäftet und nie eine AG gegründet. Auch eine Krankenkasse hatte er nicht, damals gab es noch kein Obligatorium. Eine Krankenkasse war nur etwas für arme Leute. Diese Haltung rächte sich nun. Seine einzige Versicherung blieb Rosmarie, die er immer sehr gut versorgt und finanziell unterstützt hatte. Hans zog samt Konzertflügel zu ihr nach Engelsburg. Von dieser Zeit an begleitete er Rosmarie auch an unsere Familienfeste, was er früher nie getan hätte.

Hans starb erst mit weit über 90. Rosmarie war untröstlich und verfiel immer mehr dem Alkoholismus. Ab und zu irrte sie im Treppenhaus ihres Mehrfamilienwohnhauses herum. Irgendwann wurde für sie eine Beistandschaft eingerichtet. Mein Kollege Andreas Haltinner, der während Jahren Generalsekretär des St. Gallers Justizdirektors Hans Rohr gewesen war, amtierte zufälligerweise damals in Engelsburg als Gemeindepräsident und telefonierte mit mir wegen Rosmarie. Ich lehnte die Übernahme der Beistandschaft für sie ab. Sie lebte dann noch einige Jahre in einem Alters- und Pflegeheim im Toggenburg. Im Januar 2016, knapp drei Monate nach Vaters Tod, ist sie dort gestorben.

Ich habe ein letztes Bild von ihr vor Augen: wie ich vor ihrem Pflegeheim mit Martin im Auto auf sie warte und sie uns mit einer Betreuerin unsicher entgegenkommt. Ihre Bluse ist mit Kaffee- und Essensresten befleckt. Und da ist die Erinnerung an die Grande Dame von einst, die irgendwie Grace Kelly ähnelte, einfach mit pechschwarzem Haar und nicht platinblond. Oder vielleicht ein bisschen wie Queen Elisabeth.

Eine weitere Verabschiedung

Ich bin früh dran. Das Restaurant St. Anton hat eine eigene Postauto-Haltestelle. Das Ostschweizer Strafvollzugskonkordat muss schon vor einigen Jahren einmal hier getagt haben. War das nicht ziemlich am Anfang meiner Zeit als Generalsekretär im Herbst 1995? Moritz war bereits Bundesrat. Ich hatte damals noch kein Handy, sondern einen Pager, der plötzlich piepste und mir die heimische Telefonnummer anzeigte. Ich rief zurück und meine damalige Frau Elisabeth sagte mir, dass sie Bescheid über die Untersuchung des Geschwulstes an ihrem Rücken bekommen habe. Es sei ein semimaligner Tumor. Ich war wie benebelt und wollte nur noch so rasch wie möglich nach Hause.

Der Rundblick hier ist prächtig, bis zum Bodensee hinunter. Ich warte im Nebenraum, die Sitzung dauert sicher schon zwei Stunden. Ab und zu kommt ein Kollege heraus, begrüsst mich herzlich, verschwindet auf der Toilette und kehrt dann wieder in den Sitzungssaal zurück. „Willst Du nicht schon hereinkommen?“ „Nein, ich warte lieber, bis ich dran bin.“

Um 11.30 Uhr ist es soweit, ich gehe mit dem Appenzeller-Kollegen, der vom WC zurückkommt, mit herein und setze mich ganz hinten hin. Jacqueline Fehr leitet als Präsidentin des OSK die Sitzung und wirkt sehr konzentriert. Als sie kurz aufschaut und mich erblickt, winkt sie freundlich. Das Timing ist gut, wir kommen sogleich zum Traktandum meiner Verabschiedung.

Wer ist das, von dem Jacqueline spricht? Das muss ein wirklich guter Justizvollzugs-mann gewesen sein, fachkundig, bestens vernetzt, humorvoll und stets Garant für einen menschenrechtskonformen Justizvollzug. Den Mann hätte ich gerne kennen gelernt. Während sie spricht, konzentriere ich mich auf ihre Körpersprache und kann

sie wie immer nicht wirklich lesen. „Wir haben als Geschenk für Dich eine Biographie von Jakob Kellenberger, der aus dem Appenzell stammt. Zudem etwas Süsses.“ Nicht schlecht, ich gehe nach vorn und nehme die Geschenke entgegen. Applaus. Ich bedanke mich artig, betone, dass für mich die OSK-Frühlings- und Herbsttagungen immer Highlights gewesen sind. Das stimmt wirklich. In diesem Gremium wurden gemeinsam gute Lösungen gefunden, der Umgang miteinander war stets angenehm und kollegial, schon beinahe freundschaftlich.

Einige der anwesenden Justizsekretäre und Amtschefs sind auch schon beinahe ewig dabei. Heute ist das natürlich kein Qualitätsmerkmal mehr, für mich aber schon, fachlich und beziehungsmässig. Ich denke z.B. an Ralph Bannwart aus Appenzell Ausserrhoden, Matthias Fässler aus Graubünden, Hansruedi Arta aus St. Gallen, Stefan Felber aus dem Thurgau.

Exkurs zur Felbener Glocke

Stefan Felber erinnert mich mit seinem Nachnamen an die Felbener Glocke, die im grossen Spazierhof der JVA Pöschwies aufgehängt ist. Nicht nur der Name von Stefan und derjenige der Glocke sind identisch, sie sind auch beide Thurgauer. Die besagte Glocke hat eine wechselvolle Geschichte, welche im sog. Regan-Zunftblatt für die Bewohner:innen und Freund:innen von Regensdorf, Watt und Adlikon, 33. Jahrgang 1995, nachzulesen ist.

Eine Etappe in ihrer jüngeren Geschichte, über welche noch nichts geschrieben und welche vermutlich durch die Publikation im erwähnten Regan-Zunftblatt ausgelöst worden ist, durfte ich mitgestalten. Die besagte Publikation von 1995 hat im Thurgau und in Felben Begehrlichkeiten geweckt. Die historische Glocke wurde von der JVA Pöschwies zurückgefordert. Sie sollte nach Felben zurückkehren.

Ein neuer Kulturgüterstreit drohte. Der damalige Thurgauer Ständerat und SP-Genosse Thomas Onken gelangte schriftlich an Moritz Leuenberger. Nun muss man wissen, dass das Herausgabebegehren eigentlich ein Witz war, denn die Glocke sollte ursprünglich wegen eines grossen Sprungs eingeschmolzen werden. Die Glockengiesserei Rüetschi in Aarau, welcher die Thurgauer die Glocke zu diesem Zweck

verkauft hatten, reparierte jedoch die Glocke und verkaufte sie 1901 an die Strafanstalt Regensdorf¹⁶⁶.

Die JVA Pöschwies konnte also einen glasklaren Rechtstitel ausweisen, um die Herausgabe der Glocke zu verweigern: Eigentumserwerb durch Kaufvertrag mit der Glockengiesserei; Felben hatte durch Verkauf der Glocke an Rüetschi klar zum Ausdruck gebracht, dass sie damals an Eigentum nicht mehr interessiert war. Es liegt auch kein Willensmangel vor, sondern eine Umbesinnung.

Ich entwarf für Moritz Leuenberger einen Antwortbrief an Onken, in welchem ich die Rechtslage und dann noch ein wirklich schlagendes emotionales Moment dargelegt habe: Es sei doch so, dass der liebliche Klang der Felbener Glocke seit nun bald hundert Jahren manchem in der JVA Pöschwies einsitzenden Thurgauer die heimwehswangeren Abende versüsst habe.

Thurgau gab nach.

OSK-Grössen

Im OSK waren immer wieder sehr markante Regierungspersonen vertreten. Da waren natürlich Moritz Leuenberger sowie Karin Keller-Sutter, ebenfalls spätere Bundesrätin. Und dann der buntschillernde Regierungsrat Peter Aliesch aus Graubünden. Er stolperte über die sog. Pelzmantelaffäre: seine Frau hatte sich von einem mit dem Ehepaar befreundeten griechischen Millionär einen Pelzmantel schenken lassen. Der Grieche soll zum Kanton Graubünden geschäftliche Kontakte unterhalten haben. Es gab zwar einen grossen Medienwirbel, es war aber alles ohne strafrechtliche Relevanz. Es soll übrigens ein Video gegeben, in welchem der ehemalige Generalsekretär Alieschs, zwischenzeitlich Chef des Strassenverkehrsamts Graubünden geworden, dem Griechen die Fahrzeugnummer GR 1 überreicht. Ich weiss nicht, ob es sich dabei um eine Original- oder eine Juxnummer handelte.

Unvergesslich ist mir auch der freundliche Appenzeller Regierungsrat, der neben seinem Halbamt als Justizdirektor zur anderen Hälfte Postautochauffeur war.

¹⁶⁶ Die Rüetschi AG hat übrigens auch diejenige Glocke hergestellt, welche seit 1928 in der damaligen Kolonie Ringwil (heute Vollzugszentrum Bachtel) hängt (vgl. Vom „Hof im Chellerloch“ zum offenen Freiheitsvollzug, 1881-2021, Das Vollzugszentrum Bachtel und seine Entwicklung im gesellschaftlichen Kontext; Herausgeber für den Kanton Zürich: Theo Eugster)

Und da ist natürlich unser Konkordatssekretär Joe Keel aus St. Gallen, langjähriger ehemaliger Amtschef des St. Galler Justizvollzugs, unersetzlich mit seinem breiten Wissen und seinem vorbildlichen Pflichtbewusstsein. Viele andere Kolleg:innen sind zwar nicht schon seit 20 Jahren, aber seit mindestens 10 Jahre dabei. Ausserhalb des Kantons Zürich drehen die Uhren noch nicht so schnell.

Meine Chefin hat in ihrer Laudatio gesagt, eine meiner Qualitäten sei es, dass ich bei niemandem einen Anti-Züri-Reflex auslöse. Nun gut, ich mache die Probe aufs Exempel und bedanke mich bei allen Anwesenden und insbesondere „beim besten aller Kantone, meinem wunderbaren Kanton Zürich, der mir meine ganze Karriere ermöglicht hat.“ Das hat den Vorteil, dass ich mich bei Jacqueline Fehr nur für die Geschenke bedanken muss. Und zudem wünsche ich dem Konkordat unter Joe Keels Führung als Konkordatssekretär nur das Beste. Ein ziemlicher Fauxpas, das wollte ich eigentlich gar nicht so sagen. Die Führung des OSK liegt natürlich bei der Konkordatspräsidentin, also bei Jacqueline Fehr. Mein Unterbewusstsein hat da wieder einmal die Regie übernommen, doch was solls. Und wie gross ist der Anteil meines Unterbewusstseins daran, dass ich Jacquelines Geschenke nachher im Zug von Uster nach Zürich in der Gepäckablage liegen lasse?

Jacqueline Fehr ist wie immer souverän und scheint mit allem zufrieden zu sein. Applaus – und dann ist die Sitzung fertig. Den Apéro gibt es draussen, es ist schon kühl.

Alpabzug

Natürlich setze ich mich dann im Sali zu den alten Kollegen an den Tisch. Irgendwann kommt mir eine Geschichte mit Martin in den Sinn, die sich hier in der Nähe, in Zürchers Mühle, Appenzell Innerroden ereignet hat. Ich war auf dem Rückweg von einem Besuch bei Martin in Urnäsch. Es war Spätsommer oder Herbst und gerade Alpabzug. Die Kühe kamen uns Autofahrern entgegen. Wir wichen alle brav aufs Trottoir aus, die Strasse gehörte den Kühen. Eine Kuh war an meinem alten Opel Zafira sehr interessiert und lief bis zur vorderen Stossstange auf. Dann zog sie ihre

grosse Glocke quer über meine Motorhaube¹⁶⁷. Es waren wunderschöne, lange und tiefe Kratzer. Typisch schweizerisch sind solche Fee-Schäden in jeder Autohaftpflichtversicherung inbegriffen, es gab keinerlei Probleme. Mein alter Zafira bekam eine neu lackierte Motorhaube.

Das Essen in St. Anton ist sehr gut, der Rotwein passabel, ich trinke drei Gläser, das kann ich mir jetzt leisten, ich habe am Nachmittag nichts mehr vor. "Kein Vergleich mit unserem Tropfen, den wir Euch in Fläsch serviert haben", meint Matthias Fässler, der Graubündner. Das Dessert ist gross und so kalorienreich wie nochmals eine Hauptmahlzeit.

Seltsamerweise bin ich es, der um 14.15 Uhr zum Aufbruch drängt. Dann fahre ich mit Florian Funk in seinem Mercedes bis nach Uster mit, wo Florian zu Hause ist. Wir tauschen Erinnerungen aus. Ganz frei fühlen wir uns nicht beim Sprechen, der neue Amtsleiter fährt mit uns mit. Noch vor einem Jahr hätten wir zu gar nichts ein Blatt vor den Mund genommen.

Tempora mutantur.

Heute ist mein Sohn Markus 28 Jahre alt geworden.

¹⁶⁷ Wie man sich als Autofahrer korrekt verhält, ist der Blickausgabe vom 1. Juni 2021 zu entnehmen (Link dazu auf meiner Website): Auto rechts ranfahren, Zündschlüssel abziehen und sich an die vordere linke Ecke des Fahrzeugs stellen, um ausscherende Kühe vom Auto wegzuhalten.

31. Oktober 2019: Kreiskonvent in der Kirche Balgrist; am Sitz des Hochbauamtes

Mein Kirchenkreis sieben acht.

Ehemalige Mitglieder der Kirchgemeinde Fluntern: Johann, Hans und Hedwig Mannhardt. Die Unbestechlichkeit einer Familienbibel. Erinnerungen an die St. Lucas Kapelle. Herr und Frau Professor Cloetta. Der Grütliverein und doch (k)ein Held. Ein Orthopäden-Clan.

Warum meine Grossmutter nicht im selben Grab wie Grossvater liegen wollte.

Kirchengeschichte(n); meine Bühlkirche. Biblische Geschichte und Sittenlehre. Showtime mit Pfarrer Meili und Zwänzgerstückli; Historiker und Politiker; kein Schuss von der Kanzel.

Kirchenpolitik, Kirchenverwaltung, meine Kirche.

Erste Schritte am Bezirksgericht Zürich

Mittagessen mit Kurt in der Commihalle. Tippex grau; verschwundene Pornoheftchen.

Prüfungserinnerungen; phantasielose Professoren; geänderte Machtverhältnisse.

Mein Vorbild, mein Freund. Coiffeur und Jurist.

Danke, mein Schlaf; der verlorene Kampf. Schlaf, Tod und Träume. Kindische Grössenideen.

50. Sitzung der Projektsteuerung für das neue Polizei- und Justizzentrum.

Bundesrichter, Haftrichter, Ersatzrichter und besoffene Richter.

Lieber Exmann als Exfreund. Erwachsenwerden auf der dritten Abteilung; Abschied in der Chnelle; der härteste Fall. Das Ende meiner Jugendzeit. Plötzlich Chef; Respektpersonen mit Berufsstolz, Weibel und Dactylos.

Das Geniebataillon. Providurien und "gebundene" Folgekosten.

Telefon mit HUM. Und noch eine Scheidung. "Der Zug ist da"; Schiesserei im Weisstannental.

Strafprozess gegen das alte System und ein Freispruch zweiter Klasse.

Konvent im Balgrist

Schön an meiner Tätigkeit als Präsident der Kirchenkreiskommission Zürich 7 und 8 ist, dass viele Aktivitäten und Anlässe direkt in meinem Wohnquartier stattfinden, so auch heute der Kreiskonvent der Mitarbeitenden und Pfarrpersonen meines Kirchenkreises, und sogar in meiner Balgristkirche. Das ist ein Heimspiel, hier wurden vier unserer Kinder konfirmiert, Olivia bei Pfarrerin Margrit Conrad, Florence, Markus und Silvia bei Pfarrer Jürg Kaufmann. Angelina wäre zu Pfarrer Christoph Strebel gekommen, war aber die einzige Konfirmandin aus dem Balgrist-Quartier, deshalb wurde sie der Kirchgemeinde Neumünster zugeteilt, zu Pfarrer Res Peter. Dort habe ich den damaligen Neumünster-Kirchpflegepräsidenten Ueli Schwarzmann, einen pensionierten SP-Genossen aus vergangenen Zeiten, getroffen. Er hat mich gefragt, ob ich allenfalls dafür zu gewinnen sei, das neue Kirchenkreispräsidium sieben acht zu übernehmen.

Nach kurzer Überlegungszeit sagte ich zu. Eigentlich war es mir im Juni 2018 dafür noch zu früh, immerhin noch vier Jahre bis zur Pensionierung; in Tat und Wahrheit ging es dann aber nur noch ein gutes Jahr. Einmal mehr hat sich mein Motto bewährt: dann zupacken, wenn sich die Gelegenheit bietet, auch wenn der Zeitpunkt nicht optimal zu sein scheint. Lieber zu früh als zu spät.

Ab neun Uhr findet also der Kreiskonvent in der Balgristkirche statt. Es kommen viele Mitarbeitende aus der Verwaltung des Kirchenkreises, Siegriste, Katechetinnen, Diakone, Verwaltungsangestellte, Organistinnen, fast alle Kreiskommissionsmitglieder und auch einige Pfarrer:innen. Zentrales Thema ist die Gottesdienstordnung für das nächste Jahr und damit verbunden die "Bespielung" unserer fünf Kirchen im Kreis sieben acht. Es findet immer noch fast jeden Sonntag in allen Kirchen ein Gottesdienst statt. Das wird sich aus verschiedenen Gründen ändern (müssen), ist aber ein sehr heikles Thema (Stand Ende 2019).

Die Mannhardts

In meinem Kirchenkreis sind in der alten Kirche Fluntern mein Onkel Hans am 29. Oktober 1905 und meine Tante Hedwig am 19. Mai 1907 getauft worden. So steht es in der Familienbibel. Der Name Manhart wurde damals noch **Mannhardt** geschrieben, so handschriftlich von Grossvater Johann Mannhardt, geb. 10. Januar 1878, in der

alten Bibel eingetragen. Er stellte das Doppel-N durch einen Strich über dem einen n dar. Mein Vater erklärte mir die "moderne" Schreibweise Manhart damit, dass der Stadtschreiber von Zürich die Schreibweise Mannhardt zu kompliziert gefunden und einfach Manhart eingetragen habe. Wie auch immer, in der Familienbibel steht: "Hausvater" Johann Mannhardt, von Mols und Quarten, St. Gallen. Und unter "Hausmutter" ist zu lesen: Helene Hedwig Mannhardt, geb. 18. September 1882. Sie war eine geborene Wicky. Getraut wurden die beiden am 1. Oktober 1904, wo, steht nicht, vermutlich auch in der alten Kirche Fluntern.

Während ich das jetzt lese und schreibe, fällt mir zum ersten Mal auf, dass sie wohl heiraten mussten, Hans wurde schon sieben Monate nach der Heirat am 4. Mai 1905 in Fluntern geboren. "Grösli", wie wir Grosskinder sie nannten, war am 1. Oktober 1904 bereits mit ihm schwanger. Das zweite Kind Hedwig wurde am 21. Februar 1907 ebenfalls in Fluntern geboren und getauft. Sie ist mit 10 Jahren an einer Hirnhautentzündung gestorben. Grösli hat mir noch mit über 90 erzählt, wie schwer das für sie war. Sie hat es nie ganz überwunden. Das dritte Kind Anna wurde am 7. Juli 1908 in Aussersihl geboren und in der Heilsarmeehalle an der Zweierstrasse getauft. Aussersihler sind auch alle weiteren Kinder, also Franz Erwin, geboren am 15. Februar 1912; Elisabeth, in meiner Erinnerung immer Tante Bethli oder Bettina genannt, geboren am 22. Juni 1913; Anton, geboren am 21. Mai 1922 und mein Vater Leo, geboren am 28. Februar 1924, einem Schaltjahr. Die letzten beiden Kinder wurden in der St. Lucas Kapelle in Aussersihl getauft, einer freien evangelischen Gemeinde; keine Sekte, wie mein Vater immer betonte. Meine Mutter hat einmal erwähnt, dass diese kleine Gemeinde zur evangelischen Lutherkirche gehört habe. Die Kapelle muss irgendwo in der Nähe des Schulhauses Hohlstrasse gestanden haben.

Es war ein guter Ort, jedenfalls lernte mein Vater mit 21 dort meine damals siebzehnjährige Mutter kennen. Sie blieben 70 Jahre lang bis zu seinem Tod zusammen, 65 davon verheiratet. Der Pfarrer der Lucas Kapelle hiess Binder.

Regula und ich wurden in der Lucas Kapelle getauft. Mein Tauftag war der 11. August 1957.

Bis ich ca. fünf Jahre alt war, sind wir am Sonntag in die Lucas Kapelle gegangen, dann wechselten meine Eltern zur Bühlkirche, weil sie wollten, dass wir in unserem

Quartier die Sonntagsschule und die Kirche besuchten. Sie wollten auf keinen Fall, dass wir Aussenseiter werden oder dass man glauben könnte, wir gehörten zu einer Freikirche.

Ich habe noch eine starke Erinnerung - das muss in der Lucas Kapelle und ich wohl vier Jahre alt gewesen sein: Eine Frau versuchte meine Eltern zum Verbleib in der Lucas Gemeinde zu überreden. Sie sprach auch auf meine Schwester und mich ein und sagte zu uns, dass es uns bestimmt hier gefalle und dass wir doch sicher nicht weggehen wollen. „Gäll, säged das am Mami und Papi!“ Ich fand es irgendwie seltsam, dass sie gegen meine Eltern sprach. Ich glaube, es war die Frau von Pfarrer Binder.

Was beim Studium der ersten Seiten der Familienbibel auffällt ist, dass ab der Taufe von Franz, also ab 1912 als Taufpatin immer eine Frau Professor Cloetta-Spöndler aufgeführt ist. Unsere Familiengeschichte erklärt das so, dass die Cloettas als angesehene und reiche Zürcher Familie vom Zürichberg wie damals üblich als Paten die private Fürsorge für die kinderreiche und in Not geratene Familie Manhart übernommen haben. Es gibt Fötelis von meinem Vater mit Bruder Toni in schönen Matrosenanzügli, ein Geschenk von Frau Professor. Sicher ist auch, dass Toni und Vater die freie evangelische Schule besuchten, also nicht die normale Volksschule. Das wurde von der Professorenfamilie finanziert. Zudem stammt Vaters erster Vorname von Herrn Leonhard Cloetta her (scheint nicht der Ehemann von Frau Professor Cloetta gewesen zu sein, denn er wird ohne Professorentitel aufgeführt). Ebenso hiess Antons Taufpate Tony Cloetta.

Vater hat manchmal Schulerinnerungen erzählt, zum Beispiel, dass ihm ein Lehrer namens Bühler den Takt zum Singen mit einem Lineal auf seinen Kopf geklopft habe. Er habe aber damit aufgehört, als er, Vater, einmal reklamiert habe. Oder dass Toni ein ziemlicher Störenfried gewesen sei und auch schon mal einem Schulkollegen während des Religionsunterrichts die Schuhbündel mit einem Streichholz angezündet habe.

Dass unsere Familie in Not geraten war, wurde nicht nur mit der grossen Kinderzahl begründet, sondern damit, dass mein Grossvater Johann, SBB-Beamter und ein Grütlianer der ersten Stunde an Streiks mitgemacht habe. Der Grütliverein war ein vaterländisch orientierter Arbeiterverein, der 1901 mit der Sozialdemokratischen Partei fusionierte. SBB-Beamten sei es aber damals verboten gewesen zu streiken, weshalb

er entlassen und sogar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden sei. Ein halber Held also, mein Grossvater? Kürzlich hat mir aber mein Cousin Roger Manhart, Sohn von Toni, gesagt, es sei wohl eher um eine Veruntreuung im Dienst gegangen. Ich bin geneigt, letzteres für möglich zu halten, denn die Daten sprechen dafür. Die grossen Zürcher Arbeiterunruhen in Auszersihl fanden erst im November 1916 statt. Bei den Auseinandersetzungen zwischen Armee und Arbeiterschaft gab es mehrere Tote. Allerdings fand in Zürich nicht nur 1918, sondern bereits 1912 ein Generalstreik statt¹⁶⁸. Und Frau Professor Cloetta war ab 1912 Patin der Kinder der Familie. Mein Grossvater also doch ein Held? Jedenfalls ein bemerkenswerter Mann.

Dass er im Gefängnis war, ist sicher. Meine Mutter machte eine Lehre als kaufmännische Angestellte. Nach dem Lehrabschluss arbeitete sie im Stadthaus bei der Einwohnerkontrolle. Sie hat mir einmal erzählt, dass sie auch mit dem Strafregister zu tun gehabt und gesehen habe, dass bei Grossvater Johann eine Gefängnisstrafe¹⁶⁹ eingetragen gewesen sei.

Johann Manhart war nach seinem Gefängnisaufenthalt sein ganzes Berufsleben lang Hilfsarbeiter, es gab keinen Weg zurück zur SBB. Seine Frau soll ihm dies für den Rest seines Lebens, das bis 1956 dauerte, vorgeworfen haben. Er hat 1924-1927 am Tunnel, der Wiedikon mit der Enge verbindet, mitgearbeitet. Meine Kinder und ich witzeln immer darüber, wenn wir mit dem Auto durch den Tunnel fahren. Grossvater Johann hat stets für seine Familie hart gearbeitet, in seinen älteren Tagen in der kleinen Fabrik für Schuheinlagen und Bruchbänder seines Sohnes Hans.

Der älteste Bruder Hans hat nach mehreren beruflichen Anläufen mit der Herstellung von Schuheinlagen und Bruchbändern¹⁷⁰ endlich ein Business gefunden, welches ihn reich und zum Villenbesitzer am Zürichberg machte. Er war offenbar ein gewiefter

¹⁶⁸ Vor 105 Jahren: der erste Zürcher Generalstreik (Schweizerisches Sozialarchiv, 2017/08/29), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁶⁹ Ich stelle fest: mein Grossvater mütterlicherseits Arthur Schmid wurde wegen Liederlichkeit in der Anstalt Rossau eingesperrt. Mein Grossvater väterlicherseits verbüsste eine Gefängnisstrafe, vermutlich wegen einer dienstlichen Veruntreuung. Ich kann also mit Fug und Recht von mir behaupten, dass ich für eine Karriere im Justizvollzug geradezu prädestiniert gewesen bin.

¹⁷⁰ Statt einen Leistenbruch zu operieren, wurden damals Bruchbänder benutzt: gemäss Wikipedia dient ein Bruchband dazu, einen Leisten- oder Nabelbruch am Heraustreten zu hindern. Es besteht aus einem straffen Gürtel und einer Pelotte (Polster), welche den Bruch zurückdrängen sollte. Der Nutzen von Bruchbändern ist umstritten. Heute ist die Therapie der Wahl eine rasche Operation.

Geschäftsmann und die Nachfrage nach Schuheinlagen war in den Nachkriegsjahren gross. Auch Bruder Toni stieg bei Hans ein und schliesslich mein Vater, und zwar als Lehrling. Eine Lehre als Buchbinder hatte er bereits nach zwei Wochen abgebrochen, weil sie ihm überhaupt nicht gefiel. Die Lehre bei Hans war wohl eher eine Anlehre, ohne begleitende Berufsschule und ohne offiziellen Abschluss. Es ging darum zu lernen, wie man Schuheinlagen und Bruchbänder massgenau anfertigt und dann dem Fuss bzw. Bauch anpasst. Die Manharts fanden ihre Kunden als reisende Vertreter in eigener Sache bei Vorträgen und Präsentationen in Apotheken, welche diese Dienstleistung ausschrieben. Die Kundschaft kam dann in die Apotheke und wurde dort von den Manharts beraten. Toni stieg bald einmal bei Hans aus und machte sich selbständig. Mein Vater wechselte nach der Rekrutenschule die Branche und wurde Spediteur bei Danzas. Toni und Hans waren nun Konkurrenten und haben sich noch längere Zeit richtig gehend bekriegt und versucht, dem anderen das Geschäft zu verderben. Es soll auch zu Gerichtsstreitigkeiten gekommen sein. Toni blieb ein erfolgreicher Einmann-Betrieb, Hans zog seine beiden Söhne Harry und René ins Geschäft nach.

Gemäss Überlieferung versuchte Hans stets, seinen Kunden gleichzeitig zwei Paar Einlagen zu verkaufen. Wenn man diese immer nur einen Tag am Stück trage und dann auslüfte, so würden sie viel länger halten, argumentierte er. Vielleicht hatte das ja etwas für sich, Toni aber fand, dass man den Kunden den doppelten Preis nicht zumuten könne. Er hatte trotz ausgeprägter bürgerlicher Haltung eine starke soziale Ader. In späteren Jahren vertrugen sich die Brüder wieder.

Toni war zwei Jahre älter als mein Vater. Sie blieben zeitlebens eng miteinander verbunden. Auch ihre Frauen, Erika und meine Mutter Heidi, mochten sich recht gut. Toni war als klassischer Gewerbler noch konservativer als mein Vater. Er konnte mit heiligem Zorn gegen Linke und Ausländer wettern, wenn er aber ganz konkret mit Menschen zu tun hatte, gleich welcher Couleur, so war er immer umgänglich und empathisch. Sein Weltbild kam wohl ein erstes Mal während der Globuskrawalle in Zürich 1968 ins Wanken. Sohn Roger ging wie viele Jugendliche auf die Strasse und beteiligte sich an den Demonstrationen. Einmal geriet er in die Fänge der Polizei, die damals überhaupt nicht zimperlich war und erwischte Demonstranten systematisch verprügelte. Als Roger windelweich und blau geschlagen nach Hause kam, war sein

Vater Toni über so viel Polizeigewalt entsetzt und hat sich, wenn ich mich recht erinnere, auch beschwert. Für mich war er immer ein guter Onkel und Mensch, nicht nur, weil er seinem Göttkind, meiner Schwester Regula und mir zu Weihnachten und Geburtstag immer besonders schöne Geschenke machte. Meine Eltern gingen mit Toni und Erika öfters in die Sommerferien, drei Mal war ich mit von der Partie, immer in Griechenland, zweimal auf einer Kreuzfahrt in der Ägäis, wohl 1973, 1974 und letztmals 1976 für zwei Wochen auf der wunderschönen Insel Samos.

Bei Vaters ältestem Bruder Onkel Hans war ich gern zu Besuch. Er sammelte alte Türschlösser, Uhren und Waffen, Gewehre, Pistolen, vor allem auch sehr alte Modelle. Mir haben natürlich die Cowboy-Colts am besten gefallen, und einmal hatte er mir sogar mein Lieblingsgewehr, eine Winchester, gezeigt.

Hans litt wie mein Vater an einer Art von Agoraphobie bzw. Platzangst. Er war nicht im Stand, ohne sein Velo irgendwohin zu gehen, er musste es zumindest immer an seiner Seite schieben, und er führte es auch in dichter Menschenmenge stets mit sich. Mein Vater wiederum konnte keine offenen Brücken zu Fuss überqueren. Grosse Plätze waren ihm ein Graus, er machte immer einen grossen Bogen um sie herum. Vater vermutete, dass dies von einem Unfall herrührte, welchen er als kleiner Junge gehabt hatte. Als Vierjähriger war ihm eine schwere Holzschaukel an den Kopf geknallt. Die Beule, die er davontrug, war bei genauem Hinschauen sein ganzes Leben lang sichtbar. Vielleicht ist es aber einfach eine familiäre Disposition. Ich z.B. habe etwas Höhenangst.

Für Hans, ursprünglich in Fluntern getauft, schloss sich ein Kreis, als er wieder nach Fluntern zurückkehrte. Er starb mit ca. 80 Jahren. Seine Abdankung fand Mitte der Achtzigerjahre in der Kirche Fluntern statt, nicht in der alten, sondern in der grossen "neuen" Kirche, die 1920 eingeweiht worden und somit 100 Jahre alt ist.

Hans und seine Frau Emmi lebten viele Jahre zusammen mit ihrer Haushälterin Berta, die einfach zur Familie gehörte. Von aussen gesehen funktionierten sie fast wie eine Ménage à trois. Die beiden Frauen trösteten sich an der Beerdigung gegenseitig, sie haben Hans wohl jede auf ihre Art geliebt. Auf Wunsch von Emmi wurde gegen den Schluss des Abdankungsgottesdienstes das bekannte Kirchenlied gesungen:

So nimm denn meine Hände

Und führe mich

Bis an mein selig Ende

Und ewiglich.

Ich mag allein nicht gehen,

Nicht einen Schritt.

Wo du wirst gehn und stehen,

Da nimm mich mit.

Ich hatte das sehr starke Gefühl, dass die trauernde Witwe diese Worte nicht an Gott, sondern an ihren verstorbenen Mann richtete.

Grossvater Johann ist ein Jahr vor meiner Geburt gestorben. Es gibt ein sehr schönes Foto von ihm: ein alter Mann steht zusammen mit Grösli auf dem Balkon meiner Eltern an der Hanfrosee¹⁷¹. Wie mein Vater und ich hatte Grossvater einen schönen Schnauz, eine Brille und eine Glatze. Es wird wohl niemand von mir erwarten können, dass ich meinen Schnauz je abrasiere, mir Sehlinse kaufe und ein Toupet zulege. Ich kann nicht bestreiten: Grossvater, Vater und ich sehen sehr ähnlich aus, je älter wir sind, desto mehr gleichen wir uns.

Die Ehe meiner Grosseltern war vermutlich eine Zweckgemeinschaft. Wenn Johann zu Grösli nett sein wollte, sagte er zu ihr "altes Kriegsschiff". Als Grösli schon sehr alt war und das Gespräch auf das Sterben kam, hat sie sich vehement dagegen gewehrt, im gleichen Grab wie Johann im Friedhof Sihlfeld beigesetzt zu werden. Ich kann mich auch noch an ihre Begründung erinnern: "Als Leo 1950 als letztes Kind von zuhause auszog, war ich sehr traurig. Ich sagte zu Johann, dass wir beide es nun zusammen etwas schön haben können." Er antwortete ihr offenbar schroff, damit müsse sie jetzt auch nicht mehr kommen, dafür sei es zu spät.

Die grosse Familie Manhart-Wicky wohnte in Aussersihl, zuerst an der Glasmalergasse, dann im Ehrismannhof, einer nach Wiener Vorbild mit öffentlichen Geldern erstellten Arbeitersiedlung mit günstigen Wohnungen für kinderreiche Familien. Der liebste Spielgefährte meines Vaters war eine kleine Katze namens Röteli, welche ihr

¹⁷¹ Siehe Anhang 31.

Geschäft selbständig und sauber auf der Familientoilette verrichtete. Vater hat zeitlebens Katzen geliebt.

Später wohnten sie an der Anwandstrasse 44, zwei Ecken von der Feldstrasse 42 entfernt, dem einstigen Sitz meines Amtes für Justizvollzug. Grösli hat Johann 20 Jahre überlebt und starb an der Hanfrose 21 in ihrer Einzimmerwohnung, von welcher aus sie unseren Wohnungseingang Nr. 27, unser Küchen-, WC- und mein Kinderzimmerfenster sehen konnte. Wann immer wir ein- und ausgingen, Grösli winkte uns zu. Sie starb 1976 zuhause nach etwa drei Wochen Bettlägerigkeit. Heutzutage hätte man sie wohl in ein Spital gebracht. Sie starb an einem frühen Morgen, nachdem die Hauspflege (so hiess die Spitex damals) soeben gegangen und meine Mutter zu ihr gekommen war. Ein schöner Gedanke, dass sie auf ein Familienmitglied gewartet hat und erst dann gegangen ist.

Gröslis Beerdigung fand in der Bühlkirche statt, unserer neuen Familienkirche, wo Regula und ich konfirmiert und Markus am 14. Juni 1992, Martin am 26. September 1993 und Silvia im Frühling 1995 getauft wurden. Ich sah Vater an der Beerdigung seiner Mutter erstmals richtig weinen. Meine Schwester weinte ebenfalls. Später hat sie mir gesagt, dass sie nicht wegen Grösli geweint habe, sondern weil ihr Vater derart leidgetan habe.

Mein Kinderglauben

Ich fühle mich schon mein ganzes Leben mit dem christlichen Glauben verbunden. Er ist für mich Teil der Familie und bedeutet Geborgenheit. Jeden Abend vor dem Zubettgehen hat meine Mutter mit Regula und mir gesungen und gebetet. Als erstes immer das Liedchen:

Ich ghöre äs Glöggli

Das lüüetet so nett.

De Tag isch vergangä

Jetzt gang i is Bett.

Im Bett tueni bäte¹⁷²

¹⁷² Kürzlich haben wir zusammen mit Kornelias ältester Tochter Olivia, Reto und ihrem 1½-jährigen Sohn Juri dieses Liedchen gesungen. Etwas konsterniert habe ich zur Kenntnis genommen, dass in der „modernen“ Version nun im Bett nicht mehr gebetet, sondern gesungen wird („im Bett tueni singe“) und

Und schlafe dänn ii.

De lieb Gott im Himmel

wird au bi mir sii.

Dann kam ein Gebetssprüchli an die Reihe:

Liebä Heiland (chumm und)¹⁷³ mach mi fromm

Dass ich zu Dir in Himmel chumm.

Erst später kam dann auch noch das „Vaterunser“ hinzu.

Meine Bühlkirche

Meine ersten eigenen Kirchenerfahrungen sind mit dem Besuch der Sonntagsschule bei Frau Brassel im alten Kindergarten am Höfliweg verbunden. Sie erzählte uns schöne und spannende Geschichten aus der Bibel. Am Schluss wurde das unvermeidliche "Negerkässeli" herumgereicht. Das schwarze Kind, das über dem Sparkässeli angebracht war, nickte mit gefalteten Händen jedes Mal brav, wenn man einen Batzen einwarf, bei Regula und mir waren das Zehn- oder Zwanzigräppler. Frau Brassel war sehr stolz darauf, dass in der ganzen Kirchgemeinde Wiedikon in ihrer Sonntagsschule am meisten Batzeli gesammelt wurden. Sie machte aber auch ziemlich viel Druck, wenn ein Kind einmal keinen Batzen dabeihatte. Meine Erinnerungen an sie sind gut, Regulas weniger.

In der Schule gab es das Fach Biblische Geschichte und Sittenlehre BS. Die Lehrer:innen lasen dabei jeweils etwas aus einem mehr oder weniger besinnlichen Buch vor. Immerhin kann ich mich an das eine oder andere noch gut erinnern, z.B. an das Buch von Ralph Moody über einen mit seiner Familie nach Amerika ausgewanderten Jungen, von dem ich dann noch weitere Bücher las wie "Ralph, der Amerika-

nicht „de liäb Gott im Himmel“, sondern Papi und Mami auch bei mir sind („und Papi und Mami werded au bi mir sii“). Absolut politisch korrekt und niemanden vereinnahmend, konfessionsneutral, super.

Ich habe diese Geschichte unserer Pfarrerin von der grossen Kirche Fluntern Chatrina Gaudenz erzählt. Sie gehört zum „Wort zum Sonntag“-Team des Schweizer Fernsehens und hat diese Reminiszenz in eine ihrer Sendungen integriert: Wenn „Gott“ durch „Mami und Papi“ ersetzt wird, Wort zum Sonntag vom 12. Februar 2022, SF 1 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹⁷³ Dieses «chumm» ist fest in meiner Erinnerung verankert, gehört aber eigentlich nicht zum Originaltext.

ner"; oder dann von Ida Bindschedler die "Turnach-Kinder" ("im Sommer"¹⁷⁴ und "im Winter").

Die Sonntagsschule für die Primarschüler fand in der Bühlkirche statt. Jeder einzelne der vier damaligen Pfarrer ist mir in guter Erinnerung geblieben: Pfarrer Etter, Pfarrer Schmid, Pfarrer Grässli und Pfarrer Stern. Sie alle waren für mich Respektspersonen.

Ich war bei den Pfarrherren beliebt, weil ich bereit war, immer mal wieder ein Gedicht oder eine Textstelle im Gottesdienst vorzutragen, und das erst noch mit lauter Stimme. Die meisten anderen Kinder flüsterten und stotterten leise vor sich hin, ich trug zum Entzücken der Pfarrer mit sehr lauter Stimme vor. Ich hatte entdeckt, dass man sich so bei Lehrern und Pfarrern beliebt machen konnte und dass dann auch meine Eltern stolz auf mich waren. Es brauchte nur ein klein wenig Mut.

Der Friedrich-Meili-Weg

Pfarrer Etter engagierte mich auch für ein Theaterstück, das er selber geschrieben hatte. Es handelte von Pfarrer Friedrich Meili, nach dem ein Weg in der Nähe der Bühlkirche benannt ist. Meili hatte in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts als Bub am Knabenschiessen teilgenommen, welches damals noch auf der Kollerwiese bei der Schmiede Wiedikon stattfand. Weil ein Gewehr versehentlich doppelt geladen worden war, explodierte der Lauf bei der Schussabgabe und Fritz verlor ein Auge. Diesen Knaben mit Seeräuberaugenbinde spielte ich in Pfarrer Etters Theaterstück, meine Mutter mit langem Rock war die Mutter von Fritz, meine Mutter eben. Es fanden zwei oder drei Aufführungen statt, alle waren ein grosser Erfolg, ich kann mich noch gut an den grossen Schlussapplaus mit vielen Vorhängen erinnern. Im Anschluss an die Premiere spendierte Pfarrer Etter "Zwänzgerstückli" zu Tee und Kaffee. Das war der Namen für Patisseriestücke, welche aber schon damals deutlich mehr als zwanzig Rappen, aber ein Vielfaches weniger als heute kosteten.

Pfarrer Meili war für Wiedikon ein wichtiger Mann. Er hat entscheidend darauf hingewirkt, dass 1894-1896 meine Bühlkirche erbaut worden ist. Sie ersetzte das

¹⁷⁴ Das Sommerhaus der Familie Turnach stand im Seefeld, wo sich ganz in der Nähe einst das Elternhaus von Kornelias Vater Heinrich Kihm (1917 bis 1990) befand. Das Kihm-Haus musste einer Strasse weichen. Als Ersatz dafür bekam die Familie ein Haus an der Heimatstrasse, das heute noch steht, aber nicht mehr in Familienbesitz ist.

kleine Bethaus an der Schmiede Wiedikon, welches heute noch in kirchlichem Besitz ist. Offenbar ging es damals den Wiedikern vor allem auch darum, mit der Kirchgemeinde Enge gleichzuziehen, welche schon 1892-1894 die neue grosse und stolze Kirche Enge erbaut hatte. Der Turm der Bühlkirche sollte ebenso hoch werden wie derjenige der Engekirche, welche auf der Bürgliterrasse die Stadt überragt.

Friedrich Meili war 1875 mit 24 Jahren Pfarrer in Wiedikon geworden. Er starb mit 52 im Jahre 1904. Der Friedrich-Meili-Weg bei der Bühlkirche erinnert an ihn.

Pfarrherren als Historiker und Politiker

Pfarrer Etter konfirmierte meine Schwester Regula 1970. Er stand kurz vor der Pensionierung und es gelang ihm nicht mehr, die Verbindung zu den Jugendlichen herzustellen. Er hatte die Gestaltung eines Teils der Konfirmation seinen Konfirmand:innen überlassen und machte sich anschliessend in der Predigt über die Unbedarftheit ihres Beitrags lustig. "Da sieht man, wie es herauskommt, wenn man den Jungen völlig freie Hand gibt", sagte er doch tatsächlich. Regula war sehr wütend. Nach der Pensionierung widmete er sich seiner eigentlichen Leidenschaft: er war Hobbyhistoriker und Chronist von Altwiedikon.

Ich selber ging bei Pfarrer Ulrich Grässli in den Konfirmationsunterricht. Pfarrer Grässli war klein, aber ein grosses Energiebündel. Er sprach stets gestenreich und polterte dabei mit seinem schweren Siegelring auf Kanzel oder Tisch. Ich war damals im dritten Gymnasialjahr und meinte, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Ich diskutierte und debattierte im Unterricht gerne mit ihm. Einmal verstieg ich mich zur Behauptung, Religion sei nur die Erklärung des bisher noch nicht Erklärten und Erforschten. Mit den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gebe es bald keinen Platz mehr für sie. Ich fand das sehr überzeugend und gescheit, es war aber natürlich vor allem auch nachgeschwatzt. Pfarrer Grässli erwiderte nach einigem Überlegen, das sei für ihn ganz anders. Die Religion gebe ihm Impulse für sein Leben, für schwierige Entscheide und sei für ihn so etwas wie ein Lebenskompass. Ich konnte hierauf nichts erwidern. Er hatte mir damit etwas absolut Entscheidendes beigebracht.

Das Konfirmationslager wurde im Herbst 1972 - wie für viele Konfirmand:innen seit Jahrzehnten und auch noch heute - im Centro Evangelico Magliaso im Tessin durchgeführt. Ich war mit der Klasse von Pfarrer Stern und derjenigen seines

Schwiegersohnes Pfarrer Boller¹⁷⁵ dort, weil ich im Frühjahr nicht mit meiner Konfirmationsklasse und Pfarrer Grässli hatte mitgehen können. Ich war im Gymi sonst immer in einer reinen Knabenklasse, und es war wundervoll, mit so vielen Mädchen zusammen zu sein. Ich machte im Rahmen von mehr oder weniger gelungenen Annäherungen erste kleine Erfahrungen. Das war für mich jedenfalls der Startschuss dafür, auch nach Rückkehr von Magliaso nach Zürich fortan immer wieder weitere Versuche bei Mädchen zu wagen, mit unterschiedlichem Erfolg.

Ich wurde im Frühjahr 1972 konfirmiert, natürlich von Pfarrer Ulrich Grässli in der Bühlkirche in Wiedikon. Mein Konfirmationsspruch habe ich dann familienintern an Markus weitergegeben. Er lautet: Alles ist möglich, dem der glaubt! (Markus 9, 23)

Pfarrer Grässli war ein aktiver EVP-Politiker und auch Kantonsrat. Einmal kandidierte er für den Stadtrat. Erst später habe ich erfahren, dass er zudem ein erfolgreicher Geschäftsmann war. Ihm sollen ein oder zwei Autowaschanlagen gehört haben, offenbar nicht nur zur Freude des Kirchenrates, welchem Pfarrer Grässli wohl eine Spur zu umtriebig war.

In den Jugendgottesdiensten hörte ich am liebsten Pfarrer Schmid zu, der die spannendsten Geschichten erzählte. Die eine oder andere habe immer noch in Erinnerung, z.B. diejenige von einem im zweiten Weltkrieg abgeschossenen amerikanischen Piloten, der in der japanischen Gefangenschaft zum christlichen Glauben gefunden hat und – wie wunderbar – sogar seinen japanischen Bewacher bekehren konnte. Pfarrer Schmid erzählte das mit so viel Inbrunst und Überzeugungskraft, etwa, wie der Gefangene sich mühsam am Zellengitter hochzog, um einen Blick nach draussen zum Himmel zu erheischen, so dass ich zu dieser Geschichte noch heute Bilder vor meinem geistigen Auge habe.

Kein Schuss von der Kanzel

Im Gymnasium machte mir unser Religionslehrer Pfarrer Albrecht grossen Eindruck. Er war sehr offen, kommunikativ, witzig und gescheit. Er versuchte auch immer, auf uns Schüler einzugehen. Wir besprachen z.B. ausführlich das damals neue Musical

¹⁷⁵ Ich habe ihn kürzlich – nach rund fünfzig Jahren – beim Apéro nach dem Abschiedsgottesdienst von Pfarrer Thomas Fischer in der Bühlkirche angetroffen und mich mit ihm unterhalten. Er hat sich äusserlich nur wenig verändert, so dass ich ihn sofort wieder erkannt habe.

Jesus Christ Superstar von Lloyd Webber und Rice. Ich habe mir sofort diese Doppelschallplatte gewünscht und von meinen Eltern zum Geburtstag geschenkt bekommen. Pfarrer Albrecht war eine bunte Figur. Er war ein guter Pistolenschütze und einmal als Rategast bei "Wär gwünnt" mit Mäni Weber im Schweizer Fernsehen, wo er sich zu seinem Wissen über Handfeuerwaffen prüfen liess. Er schnitt recht gut ab und wusste auch erstaunlich viel über das Thema seines Gegners, bei dem es um die verschiedenen Typen von Hausdächern ging. Er schaffte es aber nicht in die nächste Runde. „Wär gwünnt“ und noch vorher „Dopplet oder nüt“ waren damals echte Strassenfeger. Einzelne Kandidat:innen brachten es zu nationaler Berühmtheit. So z.B. „Dampferlotti“, Charlotte Kunz, die mit 16 Jahren zum Thema Dampfschiffe alles wusste und den Maximalbetrag gewann. Sie war später 25 Jahre lang bei der Zürcher Denkmalpflege für technische Kulturgüter zuständig.

In Zusammenhang mit Pfarrer Albrecht kommen mir zwei kleine Episoden in den Sinn. Ich hatte im Tages Anzeiger eine Geschichte über Aliens und Ufos gelesen, ein "Tatsachenbericht", der mich sehr beeindruckte. In der Religionsstunde erzählte ich davon und Pfarrer Albrecht forderte mich auf, ihm den Zeitungsartikel per Post zu schicken. Ich wollte dies tun, merkte dann aber, dass ich nicht wusste, wie man einen Brief korrekt adressiert und frankiert. Statt jemanden zu fragen, z.B. meine Mutter, liess ich es ganz einfach bleiben. Als sich Pfarrer Albrecht in der nächsten Stunde nach dem Artikel erkundigte, tat ich überrascht und behauptete, ihm den Brief geschickt zu haben. Albrecht erwiderte, das sei nicht das erste Mal, dass an ihn gesandte Post nicht angekommen sei. Er werde gelegentlich bei der Post reklamieren. Diese kleine Geschichte zeigt, wie lebensuntauglich und unbeholfen ich mit 14 noch war.

Eine andere Geschichte hat uns Pfarrer Albrecht erzählt: Er habe einmal sein Auto vor einem Fussgängerstreifen angehalten wegen eines alten Mannes, der einen unsicheren Eindruck machte. Er habe einen Moment gewartet, und der alte Mann sei plötzlich gestürzt und habe sich etwas verletzt. Er sei sofort ausgestiegen und haben dem alten Mann geholfen und ihn zum Arzt gebracht. Am nächsten Tag sei der Vorfall mit einer BLICK-Schlagzeile gewürdigt worden: „Pfarrer überfährt armen, alten, kranken Mann!“

Ich habe mir ernsthaft überlegt, mich von Pfarrer Albrecht konfirmieren zu lassen, verwarf den Gedanken aber wieder, weil ich lieber in meiner Bühlkirche bei meinen Kolleg:innen im Quartier blieb.

Meine Kirche

Leider ist die Kirchgemeinde Zürich mitgliedermässig auf einem dramatischen Sinkflug. In die schönen Kirchen meines Kirchenkreises sieben acht kommen durchschnittlich höchstens 20 bis 30 Personen zu einem Sonntagsgottesdienst, meist ältere Frauen, nur bei besonderen Anlässen sind es mehr. Für die neue Amtsdauer ab 2020 haben wir eine Pfarrperson weniger als jetzt, entsprechend dem Mitgliederschwund in unserem Kirchenkreis. Jetzt sind es weniger als 9'000 Mitglieder, und die allerwenigsten davon sind aktive Kirchengänger. Im Durchschnitt besuchen nur ca. 1% aller Gemeindemitglieder des Kreises sieben acht die Gottesdienste. Jedes Jahr verliert die Kirchgemeinde Zürich ca. 2% ihrer Mitglieder. Linear gerechnet gibt es sie - uns - also in 50 Jahren nicht mehr.

Unterhalt und Erneuerung unserer Kirchen sind sehr teuer. Es liegt auf der Hand, dass man über kurz oder lang nicht mehr alle Kirchen für den Kirchenkreis erhalten kann. Überhaupt ist die Liegenschaftspolitik und die Entwicklung einer entsprechenden Strategie im Kirchenkreis und in der Kirchgemeinde Zürich ein grosses und herausforderndes Thema.

Eine Kirche ist fast immer eine identitätsstiftende Baute mit hohem Wiedererkennungswert, nicht selten auch ein Anker und allenfalls sogar ein geographisches Wahrzeichen für einen Ort, so wie das Grossmünster für Zürich, die Klosterkirche für Einsiedeln, das Berner Münster und viele mehr; ein Heimatsymbol auch für „Ungläubige“.

Ich weiss, dass jede einzelne Kirche an sich unersetzlich ist, ihr Verlust Heimatverlust bedeutet. Und doch liegt auf Grund der schwindenden Mittel und Zahlen die Idee nahe, nicht mehr in allen vier Kirchen meines Kirchenkreises am Sonntag um 10.00 Uhr den traditionellen Sonntagsgottesdienst durchzuführen. Allerdings ist es auch problematisch, wenn an einem Sonntag einmal in dieser und dann wieder in einer anderen Kirche der Gottesdienst stattfindet, während die anderen geschlossen bleiben. Eine Kirche ist ein sehr spezieller, spiritueller, geweihter und heiliger, mystischer Ort, Raum

und Kraftort. Die Bühlkirche ist für mich mit viel Emotion, Familiengeschichte und schönen Kindheitserinnerungen verbunden, einzigartig und unverwechselbar; nicht ersetzbar.

Eine Kirche ist nicht ein mit einer gewissen Beliebigkeit austauschbarer Ort, wo Gottesdienste im Rahmen einer Liegenschaftsstrategie durchgeführt werden, oder dann aus finanzpolitischen oder verwaltungstechnischen Gründen eben halt nicht mehr. Kirche bedeutet, dem Glauben eine Heimat zu geben, und Heimat gibt es nur eine.

Der pensionierte Pfarrer Hans-Ulrich Perels¹⁷⁶, der bis vor kurzem ab und zu in der Balgrist-Kirche Gottesdienste feierte, brachte es an einer Kirchenkreisversammlung kürzlich auf den Punkt: "Wenn es meine Kirchgemeinde trotz aller Kirchensteuern nicht mehr schafft, dass an jedem Sonntag in meiner Kirche ein Gottesdienst stattfindet, hat sie in meinen Augen ihre Existenzberechtigung verloren!" Andererseits heisst dies für mich nicht zwingend, dass alle Kirchen in der Stadt Zürich und im Kirchenkreis sieben acht erhalten bleiben müssen und weiterhin an jedem Sonntag bespielt werden. Für die Gemeindemitglieder sollten aber nach Möglichkeit an jedem Sonntag immer in derselben Kirche Gottesdienste stattfinden, in ihrer Heimkirche. Man kann auch eine neue Heimat finden.

Ich bin fast 40 Jahre lang verwaltungserprobt und -gestählt. Was ich in meiner neuen Funktion vor gut einem Jahr, ab Juni 2018, als Kirchenkreispräsident angetroffen habe, ist Verwaltung im Quadrat. Die Strukturen sind kompliziert, doppel- bis dreispurig und kaum geeignet, einen modernen Erneuerungsprozess zu unterstützen. Meine Aufgabe als Kirchenkreispräsident ist beinahe unlösbar, aber spannend und abwechslungsreich. Ich lerne viele interessante neue Leute kennen. Und das war mir eigentlich schon immer etwas vom Wichtigsten.

¹⁷⁶ Pfarrer Perels betreute einst das Pfarramt Dällikon nahe Regensdorf. Damit hatte er natürlich auch immer wieder Kontakt mit der Strafanstalt. Er war eine Zeit lang Religionslehrer im Freien Gymnasium, welches der damalige Direktor der Strafanstalt Hans Ueli Meier besucht hatte. Deshalb konnte Pfarrer Perels mit dem Lehrerkollegium die neu gebaute und noch nicht eröffnete JVA Pöschwies besichtigen. Er war im Übrigen auch regelmässiger Kunde der Buchbinderei der Strafanstalt.

Wir besprechen am heutigen Kreiskonvent in der Kirche Balgrist die neue Gottesdienstordnung. Sie sieht vor, dass nur noch alle vierzehn Tage in einer Kirche ein Gottesdienst stattfindet. Wünschbar sind aber stattdessen Gottesdienste unter der Woche am späteren Abend. Pfarrerin Heidrun Suter-Richter von der Kreuzkirche und ich informieren die Anwesenden zum Thema, sie sehr akribisch und detailliert, ich oberflächlich und vereinzelt auch falsch, was aber zum Glück sofort korrigiert wird. Es wird allen klar, wie kompliziert die Geschichte ist.

Anschliessend findet das Mitarbeitenden-Forum statt, an welchem Barbara Keller, die Betriebsleiterin, die wir im Dezember 2018 neu eingestellt haben, ausführt, was wo alles läuft. Sie macht das gut und sorgfältig.

Nicht nur die Kirchenverwaltung, sondern eigentlich alles rundherum wirkt wie aus vergangenen Zeiten. Das zeigt sich schon an der Sprache: Versammlungen heissen Konvent, Sozialarbeitende sind Sozialdiakon:innen und Religionslehrer:innen sind Katechet:innen. Und Pfarrer:innen können nicht pensioniert werden, sie eremitieren.

Auf dem Sinkflug

In meiner Generation war es noch normal, dass man schon ab Kindergarten die Sonntagsschule, später den Religionsunterricht in der Schule und in der Kirche besuchte und sich schliesslich konfirmieren liess. Dann ging oder geht man von 17 bis 65 eigentlich nur noch für Hochzeiten, Taufen oder Beerdigungen oder vielleicht einmal am Heiligabend oder Ostern in die Kirche. Erst im höheren Alter besuchen vor allem Frauen, allenfalls zusammen mit ihren Partnern wieder die Sonntagsgottesdienste.

So wird es die Generation unserer Kinder kaum mehr machen.

Es haben in den letzten zwanzig oder dreissig Jahren auch merkwürdig gegenläufige Entwicklungen stattgefunden. Während für meine Generation eine Heirat mit allem traditionellen Brimborium eher die Ausnahme war und die Trauung in der Kirche nicht unbedingt zum Normalprogramm gehörte, kann für unsere Kinder eine Heirat nicht konventionell genug sein: Weisses, langes Brautkleid, der Bräutigam in einem eleganten Hochzeitsanzug und unbedingt eine möglichst romantische Kirche. Sie ist eine der ganz wichtigen „Locations“. Die Kirchenfeiern drohen zu Shows zu werden, nach einem Drehbuch, das in Hollywood geschrieben worden ist.

Ich fürchte, unsere Kirchen leeren sich immer mehr und werden dann geschlossen. Und was geschieht dann mit ihnen und meiner evangelisch-reformierten Landeskirche?

Erste Schritte am Bezirksgericht Zürich

Um 11.30 Uhr ist die Kirchen-Veranstaltung vorbei. Ich fahre zum Bahnhof Stadelhofen, wo ich meinen lieben Freund Kurt Klausberger treffe. Kurt habe ich im März 1987 kennengelernt, als ich am Einzelrichteramt für Zivil- und Strafsachen am Bezirksgericht Zürich bei Vizepräsidentin Marianne Herzog als Auditor zu arbeiten begonnen habe. Ko-Auditor war Niklaus Bannwart, der sein ganzes Berufsleben lang juristischer Sekretär am Bezirksgericht Zürich blieb.

In der Nähe des Einzelrichteramtes Herzog arbeitete auch die Gerichtssekretärin und nachmalige Regierungsrätin Silvia Steiner. Sie war sog. fliegende Gerichtssekretärin für diverse Einsätze und hat mich an mehrere Gerichtsverhandlungen als Auditor mitgenommen. Später wurde sie Bezirksanwältin und dann Kripo-Chefin der Zürcher Stadtpolizei und Kripocheфин in Zug. Als ich Oberstaatsanwalt war, ist sie wieder zur Strafverfolgung in die Staatsanwaltschaft II zurückgekehrt und hat sich einen Namen mit der Bekämpfung des Menschenhandels gemacht. Ich habe immer sehr gern mit ihr zusammengearbeitet. Wir haben uns seither ab und zu im Bona Dea getroffen, auch als sie Regierungsrätin geworden ist. Ich bedaure, dass sie sich als Kripocheфин mit meiner Kindergartenfreundin Esther Maurer, als diese noch Vorsteherin des städtischen Polizeidepartementes war, beruflich zerstritten hat. Die näheren Hintergründe will ich gar nicht wissen. Es kommt ab und zu vor, dass zwei Personen, die man beide sehr schätzt, miteinander überhaupt nicht auskommen. Schade, es sind zwei wirklich besonders fähige, starke und gute Frauen.

Kurt brachte mir bei, wie man Protokolle und Urteilsbegründungen schreibt. Er war und ist ein Perfektionist geblieben. Wir schrieben damals unsere Anträge, die Entwürfe für Urteilsbegründungen, auf graues Umweltpapier mit alten Schreibmaschinen, die meist keine Korrekturtasten hatten. Man benutzte Tippex flüssig. Damit konnte man Schreibfehler wegpinseln und dann nochmals neu überschreiben. Tippex war weiss,

und das störte Kurt. Er war der einzige Gerichtssekretär, der Tippex grau hatte, was natürlich auf grauem Papier viel besser aussieht¹⁷⁷.

Wir arbeiteten schon damals am Gericht mit Textbausteinen, allerdings nicht mit elektronischen, sondern solchen aus Papier. Immer wiederkehrende Urteilspassagen (wie z.B. die sog. Zehnjahresregel beim Tatbestand des Fahrens in angetrunkenem Zustand) lagen mehrfach kopiert und zurechtgeschnitten im Materialkasten bereit, damit sie im Urteilentwurf mit einem Pritt-Stift eingeklebt werden konnten. Das hatte für den korrigierenden Gerichtssekretären den angenehmen Nebeneffekt, dass er sofort sah, was vom Auditor selbst stammte. Zudem wollten schon damals alle Auditor:innen nach Möglichkeit immer eine Mustervorlage haben, nach welcher man sich richten konnte. Völlig eigenständiges Denken und Begründen war und ist einem wohl eher unheimlich.

Heute spielen Mustervorlagen und Textbausteine eine noch viel grössere, wohl sogar überragende Rolle. Als überall PC's eingeführt worden waren und wenn man dann den Urteilsantrag eines Auditors durchlas, hatte man vielleicht das Gefühl, dass dies alles eigentlich noch ganz gut töne; wohl ein Textbaustein. Dann rumpelte und schepperte es plötzlich: Aha, eigene Gedanken und Ausführungen des Verfassers. Und dann folgte ohne ersichtlichen Zusammenhang und Übergang wieder eine geschliffene Passage; wohl wieder ein Textbaustein.

Je länger je mehr wird leider die deutsche Sprache nicht mehr so stark gewichtet. Nicht selten konnten und können auch Jurist:innen kein geschliffenes und fehlerfreies Deutsch mehr schreiben; holprige Sätze, dafür aber in einem perfekten Layout.

Die Urteilsbegründungen sind so in den letzten 20 Jahren im Vergleich zu früher sicher fast doppelt so lang wie früher geworden. Ein:e gute:r Juristin:in zeichnete und zeichnet sich m.E. aber dadurch aus, dass er/sie auch ohne Vorlage eigenständige Texte schreiben kann, knapp und konzis. Diese Fähigkeit geht leider immer mehr verloren. Vermutlich wird in nicht allzu ferner Zukunft ein Subsumtionsautomat oder irgendein intelligentes Computerprogramm die Redaktion der Urteile übernehmen. Besser werden sie dadurch wohl kaum werden, sicher aber länger.

¹⁷⁷ So schon meine Ausführungen in: Bezirksgericht Zürich, Facetten eines Forums, Wenn ich ans BGZ denke, S. 103, St. Gallen 2014.

Kurt machte alles, um den Ansprüchen seiner Vorgesetzten Marianne Herzog gerecht zu werden. Sie war in der Tat auch ziemlich fordernd, wir aber liebten sie. Sie ist der Typ, der nicht älter wird. Sie war 45 und auch zwanzig Jahre später sah sie noch blendend aus. Sie war schon damals mit Dave Hüppi¹⁷⁸, Richter im Audienzrichteramt am BGZ, später Oberrichter, liiert. Beide waren gut mit Gerichtspräsident Hans Peter Weber befreundet. Marianne ist eine blitzgescheite Juristin. Sie hat sich immer etwas Jugendlich-Frechheit bewahrt und genoss sowohl bei Gerichtspräsident Weber als auch seinem Nachfolger Ruedi Kieser eine Sonderstellung. Auch Vizepräsident und Genosse Jörg Bitterli, der sonst fast alle und alles dominierte, hielt sich ihr gegenüber immer respektvoll zurück. Von ihm wird noch ausführlicher die Rede sein.

Marianne hat Kurt einmal gesagt, ein Gerichtssekretär müsse die Zivil- und Strafprozessordnung auf seinem Nachttischchen liegen haben. Kurt machte es so. Er nahm Marianne immer wörtlich. Marianne war grosszügig und streng zugleich. Wenn sie gewollt hätte, wäre sie Oberrichterin geworden.

An einen Fall mit ihr mag ich mich noch speziell gut erinnern. Es ging um den Verkauf von pornographischem Material in einem Sexshop. Staatsanwalt Marcel Bertschi hatte die Pornojagd in den Siebziger- und Achtzigerjahren zu einem der Schwerpunkte der Strafverfolgungsbehörden gemacht. Das wurde politisch auch so von ihm gefordert. Ein solcher Fall war bei Einzelrichterin Herzog gelandet. Mehrere Kisten mit Deliktsgut waren beschlagnahmt worden und lagerten nun in Kurts Büro. Wir beschlossen, uns seriös auf den Fall vorzubereiten und das Material gründlich zu sichten. Kurt war es dabei nicht ganz wohl und er schloss unser Büro von innen ab. Wir wollten einem überraschenden Besucher ja keinen falschen Eindruck vermitteln. Prompt rüttelte plötzlich Marianne an der Tür und wir hatten gerade noch genügend Zeit, die Heftchen und Kisten wieder wegzustellen. Als erster Gerichtsschreiber musste ich in einem solchen Fall sogar einmal Strafanzeige gegen Unbekannt einreichen. Von ursprünglich mehreren Kisten waren nur noch gerade zwei beim Einzelrichteramt Ferdinand Hürlimann angekommen. Am Schluss war es sogar nur noch eine halbleere. Roman Jina, der Gerichtssekretär von Ferdi, kam besorgt zu mir. Wir beschlossen, der guten Ordnung halber Strafanzeige wegen Diebstahls zu machen. Man sagte mir, es sei in

¹⁷⁸ Dave Hüppi ist mit 80 Jahren am 18. Juni 2021 verstorben.

solchen Fällen üblich, dass immer viel Material wegkomme. Das erspare dem Gericht, nach Rechtskraft seines Urteils für die Vernichtung des Beweismaterials zu sorgen.

Prüfungserinnerungen

Mein Chef Kurt war mir gegenüber zu Anfang sehr zurückhaltend. Offenbar war ich ihm vom ersten Gerichtsschreiber Maxi Hauri als der beste Auditor, den das Bezirksgericht Zürich seit Langem hatte, angekündigt worden. Das lag daran, dass ich sowohl Lizentiat als auch Doktorat mit dem Prädikat "summa cum laude" abgeschlossen hatte. Ich weiss eigentlich gar nicht, wie mir das gelungen ist. Und stolz darauf bin ich schon. Am liebsten habe ich aber, wenn das jemand für mich sagt, ich selber halte mich lieber vornehm zurück. Sicher lag mein Prüfungserfolg auch daran, dass ich in den 10 mündlichen Lizentiats-Prüfungen in sechs Prüfungen Fragen beantworten musste, von denen ich wusste, dass sie immer wieder gestellt werden. Professoren (ohne :innen, ich wurde von keiner einzigen Professorin geprüft) sind oft ziemlich phantasielos. Vereinzelte Professoren stellten ganze Halbtage lang allen Kandidaten nacheinander immer wieder dieselben Fragen. Das konnte dazu führen, dass ein Professor beim ersten Prüfling noch einigermaßen gnädig auf dessen Unwissen reagierte und ihn mit einer genügenden Note bewertete, während er beim dritten Kandidaten, der es auch nicht wusste, langsam sauer wurde und meinte, das müsste dieser nun langsam doch kapiert haben. Das Ergebnis konnte dann eine schlechte Prüfungsnote sein. Um allzu grosse Ungerechtigkeiten zu verhindern, wurde es obligatorisch, bei der mündlichen Prüfung durch einen Assistenten Protokoll führen zu lassen. Vermutlich war dies das Resultat eines gutgeheissenen Rekurses. Bei meinen Lizentiatsprüfungen war es jedenfalls noch nicht so, sondern erst bei den drei Doktorprüfungen.

Wenn man etwas vor dem Termin am Prüfungsort erschien und den vorangehenden Prüfling fragte, was Thema gewesen sei, war man oftmals ziemlich gut vorbereitet. Bei meiner Doktorprüfung bei Professor Daniel Thürer im Fach Völkerrecht im Jahr 1986 war als Protokollführer Markus Notter dabei. Ich kannte ihn damals noch kaum. 1990 kam er als Auditor ans Bezirksgericht Zürich. Ich war gerade erster Gerichtsschreiber geworden, oberster aller Gerichtsschreiber und –sekretäre, und so gesehen auch Chef von Markus. Die Machtverhältnisse haben sich dann wieder geändert, als Markus 1996

Justizdirektor und ich sein Generalsekretär wurde. Seine politische Karriere zeichnete sich schon am Bezirksgericht Zürich ab. Er war bereits SP-Kantonsrat und wurde 1990 zum vollamtlichen Stadtpräsidenten von Dietikon gewählt.

(M)Ein Vorbild

Trotz Perfektionismus war Kurt ein grosszügiger Chef. Ich habe in den fünf Monaten, als ich sein Auditor war, von ihm sehr viel gelernt und profitiert. Er ist lange bei Marianne Herzog Gerichtssekretär geblieben, bevor er juristischer Sekretär am Kassationsgericht wurde. Sie hätte ihn wohl am liebsten bis zu ihrer Pensionierung behalten.

Auch am obersten Zürcher Gericht war Kurt schnell ein sehr geschätzter Mitarbeiter. Kassationsgerichtspräsident Guido von Castelberg, der für seine strenge und kritische Haltung Jurist:innen gegenüber bekannt war, hielt grosse Stücke auf ihn. Kurt war auch EDV-mässig immer sehr interessiert und kundig, hatte die besten Gadgets und war stets auf dem neuesten Stand der Technologie. Er wurde deshalb zusätzlich EDV-Koordinator des Kassationsgerichts. Bald einmal holte ihn das Bezirksgericht Zürich als vollamtlichen Ersatzrichter zurück.

Kurt war hierauf einige Jahre Referent auf der 8. Kollegialabteilung und wurde schliesslich als SP-Vertreter zum Bezirksrichter gewählt. An der Nominationsversammlung durfte ich ihm direkten Support geben. Schon damals war es üblich und wohl auch notwendig, der Parteiversammlung darzulegen, dass man als Kandidat zwar allenfalls ein guter Jurist, vor allem aber ein guter Genosse, Flugblattverteiler und insbesondere ein vehementer Kämpfer für die Gleichberechtigung sei. Letzteres wurde auch von anderen Kandidaten sehr stark betont, so dass der damalige SP-Stadtpartei-Präsident Koni Loepfe irgendwann leicht genervt meinte, es sei jetzt dann genug, wir würden ja keine Gleichstellungsbeauftragte nominieren. Heutzutage muss man natürlich mit dem Velo kommen, wenn man eine Chance haben will.

Später wurde Kurt Einzelrichter im Audienzrichteramt, wo er wieder mit seiner ehemaligen Chefin Marianne Herzog zusammenarbeitete. Er ist für mich einer der besten, gewissenhaftesten und mutigsten Richter, den das Bezirksgericht Zürich je hatte. Als Ersatzrichter verurteilte er den Zivildienstverweigerer Andi Gross in einem

Aufsehen erregenden Strafprozess entgegen der gängigen Praxis nur zu einer Busse und nicht zu einer unbedingten Gefängnisstrafe. Er hielt ihm achtenswerte, strafmildernde Beweggründe zugute. Ankläger war übrigens der CVP-Bezirksanwalt Urs Broder, von dem noch später die Rede sein wird. Kurts Urteil wurde vom Obergericht im Berufungsverfahren wieder aufgehoben, und Andi Gross wurde mit einer unbedingten Gefängnisstrafe sanktioniert, welche er in der Halbgefangenschaft Winterthur absass¹⁷⁹.

Gross soll ein angenehmer und kooperativer Gefangener gewesen sein. Er ist wohl der einzige Nationalrat geblieben, welcher an die Ratsversammlungen und Kommissionssitzungen in Bern aus der Halbgefangenschaft anreiste.

Pensioniert

Kurt kommt zu unserem Treffpunkt vor dem Bretzelkönig am Bahnhof Stadelhofen wie immer mit einer Einkaufstasche. Diesmal ist es aber kein technisches Gadget, sondern ein Buch von Orell Füssli, irgendetwas über gesunde Ernährung, welches er dabei hat. Wir fahren mit dem Zug zum HB und gehen in die nahegelegene Commihalle.

Die Commihalle liegt direkt neben dem Kaspar-Escherhaus, dem Zentrum der kantonalen Verwaltung. Sie ist um diese Zeit überfüllt mit Verwaltungsangestellten. Ich bin als Generalsekretär sehr oft hier gewesen. Wir haben gerade noch am grossen runden Tisch beim Eingang Platz, wie meistens habe ich nicht reserviert. Als Kontrapunkt zu seinem neu erworbenen Buch entscheidet sich Kurt für das Schweins-cordonbleu mit Pommes Frites. Ich nehme Tortellini an Tomatensauce.

Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen. Darum erzähle ich ihm von meinen beruflichen Irrungen und Wirrungen der letzten Monate. Und natürlich tauschen wir uns intensiv über unsere Familien aus. Ich berichte stolz, dass Markus im September mit dem Jus-Studium begonnen hat. Vor zehn Jahren hat er die zweisprachige Matur inkl. International Baccalaureate am Literargymnasium Rämibühl gemacht, dann ein Jahr lang an der Kasse von Coop Sihlcity gejobbt. Ich habe damals schon etwas leer

¹⁷⁹ Vgl. Anfrage KR-Nr. 292/1993 (Ausnahmebewilligung für die Verbüssung von Strafen in Halbgefangenschaft), auf meiner Website als Link aufgeführt.

geschluckt, als er mir mitgeteilt hat, er wolle nun Coiffeur werden und er beginne nächstens mit einem Praktikumsjahr bei "Pierres Hairstylist" am Bahnhofplatz; anschliessend wolle er dort die dreijährige Lehre machen. Ich redete mir ein, ein engagierter Coiffeur sei sicher besser als ein weiterer unmotivierter Jurist. Und Markus bewies, dass er wirklich motiviert war. Er schloss von 250 Coiffeuren (wie macht man das hier nur mit dem „:“, vielleicht: Coiffeur:sen?) zusammen mit einer jungen Frau mit Punkfrisur als bester im ganzen Kanton mit Notendurchschnitt 5,8 ab.

Neun Jahre später ist er nun also zur Erkenntnis gekommen, die ich ihm schon 2010 zu vermitteln versucht habe: als Coiffeur arbeitet man sehr viel, verdient aber wirklich nur wenig, vielleicht 4000 Franken brutto im Monat, und man hat nur wenig Entwicklungsmöglichkeiten.

Markus hat mit dem Jus-Studium begonnen! An unseren letzten Treffen habe ich mich mit ihm vor allem über seine aktuellen Fallbearbeitungen im Fach Obligationenrecht unterhalten. Das war für mich eine grosse Freude, und ich hoffe sehr, dass er das lange Studium durchzieht. Ich sage zwar immer, ich sei bei meinen Kindern frei von jedem Prestige-Denken, wirklich wahr ist das aber nicht.

Kurt ist seit drei Jahren pensioniert. Er ist der grösste Sammler, den ich kenne. Zudem hat er Zehntausende von Fotos, die er systematisch zusammenstellt und ordnet, ebenso hunderte von Videostunden. Seine Ausrüstung lässt jeden Profi vor Neid erblassen. Er ist nie ohne Kamera unterwegs, und damit meine ich nicht unbedingt seine Handy-Kamera, die auch nur vom Feinsten ist.

Kurt will wissen, wovor ich mich bei der Pensionierung am meisten fürchte. Es ist nicht die Langweile, sondern die Angst davor, dass mir die Zeit durch die Finger rinnt. Ich gehe spät ins Bett und schlafe mindestens acht Stunden. Um 09.00 Uhr oder noch später stehe ich auf, es könnte ein Spaziergang im Wehrenbachtobel folgen, dann ausgiebiges Duschen und Morgenessen und schon ist es Mittag. Vielleicht treffe ich nachmittags noch einen Kollegen in der Stadt oder habe eine kürzere oder längere Kirchensitzung. Jeden Tag gilt es viele Kirchen-Mails zu verarbeiten und zu beantworten. Das dauert meistens ein bis zwei Stunden. Abends gibt es dann das gemeinsame Nachtessen, das auch erst einmal vorbereitet werden muss. Ein bis zwei Mal pro Woche ist das meine Sache. Zum und nach dem Essen folgen Gespräche,

Lesen oder eine Serie schauen, oftmals noch schreiben, und schon ist der Tag vorbei. Und dann Schlafen.

Gut verschlafene Zeit

Ein Drittel des Lebens verschläft man. Mein neues Verhältnis zum Schlaf ist im Rahmen meines Pensioniertendaseins noch ungeklärt. Ich schlafe sehr gerne, hatte und habe fast nie Einschlafprobleme, aber seit bald vierzig Jahren Durchschlafstörungen, die mich trotz ihres Namens nie gross gestört haben. Wenn ich um drei oder vier Uhr morgens wach werde, stehe ich auf, gehe pissen, esse dummerweise meist etwas Kleines, z.B. ein Jogurt oder noch blöder etwas Schokolade, trinke ein Glas Wasser, putze dann rasch die Zähne, gehe zurück ins Bett und schlafe sofort weiter.

Ich brauche mindestens sieben Stunden, besser noch eine halbe oder ganze Stunde mehr, mit weniger Schlaf bin ich tagsüber müde. Ich bin ein Abend- und Nachtmensch, gehe eigentlich nur ungern vor zwölf ins Bett, lieber um ein oder zwei Uhr.

Während meiner früheren Berufszeit ging ich meist um halb zwölf schlafen und stand um 06.45 auf. Spätestens um 08.15 Uhr begann ich mit der Arbeit. Mit der Zeit hat sich mein Arbeitsbeginn immer weiter nach hinten verschoben, in den letzten Jahren fing ich mit der Arbeit in der Regel nicht vor 08.30 Uhr an, es sei denn, es gab eine frühere Sitzung. Und im letzten Jahr erschien ich kaum je vor 09.00 Uhr im Büro. Ich blieb dafür meist bis 19.00 oder 20.00 Uhr. Bei Frühstartern sind die ruhigen und ungestörten Stunden zwischen 06.30 und 08.00 Uhr, bei mir waren es diejenigen zwischen 17.30 und 19.30 Uhr. Oftmals kam während dieser Zeit Frank Urbaniok zu mir herauf, und wir unterhielten uns über Geschäftliches und alles Mögliche. Frank ist auch ein Nachtmensch und Spätaufsteher.

Wenn ich zu wenig geschlafen habe, so habe ich das vor allem während Sitzungen, welche ich nicht selber geleitet habe, gespürt. Da bin ich nach der Mittagspause manchmal eingenickt. Schon während des Studiums habe ich an langen Vorlesungstagen gegen den Schlaf gekämpft und meistens verloren.

Als Amtschef war ich natürlich immer unter besonderer Beobachtung. Es konnte manchmal schon unangenehm werden, wenn mein Schlafkampf begann. Wirklich peinlich ist es – zumindest für mich - aber nur einmal geworden, und zwar auf einer Auslandsreise nach Russland. Wir mussten uns in schlecht gelüfteten grossen Räumen (zu)viele endlos lange Vorträge und Referate anhören, meist auf Russisch mit Dolmetscher. Ich sass als eine der Hauptpersonen in der vordersten Reihe und kämpfte vergeblich gegen den Schlaf, was man vom Podium aus natürlich sehen konnte. Dies trug mir eine berechtigte Rüge von Delegationsleiter Hans Ueli Meier ein. Er sagte mir vorwurfsvoll, der russische Delegationsleiter habe ihn gefragt, ob ich an einer Schlafkrankheit leide. Die folgenden anderthalb Tage litt ich sehr, kämpfte pausenlos, aber immerhin mit Erfolg gegen den Schlaf, was ziemlich anstrengend war.

Wenn ich mir im Büro Zeit freihielt, um einen längeren Text zu lesen, so konnte es passieren, dass ich über der Lektüre einnickte. Oftmals habe ich im bequemen Bürosessel nach dem Mittagessen ein Powernapping gemacht. Das habe ich schon in meiner Assistenzzeit bei Professor Riemer so gehandhabt. Wenn ich phasenweise mit meiner Dissertation Motivationsprobleme hatte oder nicht recht weiterkam, so konnte sich das Nachmittagsschläfchen auch durchaus auf eine Stunde oder länger ausdehnen. Ich hatte zu diesem Zweck einen gemütlichen schwarzen Kunstledersessel in einer schwer einsehbaren Büroecke stehen.

Schlaf ist die Basis des Lebens. Schlaf ist die Voraussetzung für neue Lebensenergie, bei mangelnder Energie flüchtet man sich gerne in den Schlaf. Es ist mir eher selten passiert, dass ich mich auf etwas so sehr gefreut habe, dass ich schon früh mit dem dringenden Wunsch aufzustehen aufgewacht bin. Das geschah wohl am ehesten noch in meiner Kindheit. Wenn ich etwas später Schule hatte, las ich vor dem Aufstehen gerne noch in einem spannenden Buch, und solche Bücher gab es unendlich viele. Seit ich erwachsen bin, stehe ich nicht freiwillig vor 9 Uhr auf. 9 Uhr wäre auch die für meine neue Lebensphase vorgesehene Aufstehzeit. Zum Glück tickt Kornelia da ähnlich wie ich, auch sie ist keine Frühaufsteherin. Im Moment wird es aber oft 10 Uhr, wenn ich erst um zwei Uhr im Bett bin.

Mein bisheriges Leben bestand aus viel Selbstdisziplin. Ich gehörte nie zu den Führungskräften, die von sich behaupten können, für sie reiche fünf Stunden Schlaf

aus. Schlafen ist schön und man ist immer auf der sicheren Seite, da kann man nicht viel falsch machen, und es kann nicht viel passieren.

Schlaf gibt Sicherheit. Letztmals ist mir das wieder aufgefallen, als Andreas Naegeli auf unserer Israelreise 2018 den letzten Morgen vor dem Rückflug nach Zürich dafür benutzte, in aller Herrgottsfrühe einen Abstecher nach Jerusalem zu machen. Während ich lieber bequem in Tel Aviv ausschliefe, kam er mit vielen neuen Eindrücken um 13.00 Uhr ganz knapp direkt an den Flughafen. Für solche "Abenteuer" bin ich einfach nicht geschaffen oder auch zu nervös und unsicher im Hinblick auf mögliche Verspätungen oder Probleme. Leider besteht in diesem Punkt keine Gemeinsamkeit mit Kornelia, sie ist da ganz auf der Linie von Andreas. Mit meinem Verhalten behindere ich sie immer mal wieder in ihrer Unternehmungslust. Da muss und will ich wirklich noch dazulernen. Was kann einem mit über 60 denn schon passieren? Das Flugzeug verpassen. So what?

Schlaf und Autofahren

Wenn ich nicht mindestens acht Stunden gut geschlafen habe, droht mir beim Autofahren der Sekundenschlaf. Vor Jahrzehnten ist mir das einmal während eines militärischen Urlaubs passiert. Zum Glück dauerte der Schlaf auf der Autobahn wirklich nur ein oder zwei Sekunden, ich wachte sofort wieder auf, schüttete erschreckt viel Hormon aus und war wieder hellwach, es war nichts geschehen.

Nur fast nichts passiert ist 2006 nach einem Sekundenschlaf des Leitenden Oberstaatsanwaltes Andreas Brunner auf der Rückreise von einer Klausur. Wir hatten uns zum Mittagessen wie gewöhnlich noch ein Bierchen genehmigt. Ich schlief auf dem Beifahrersitz bald einmal gemütlich den Schlaf des Gerechten, was dem Beifahrer im Militär ja strengstens verboten wäre. Andreas gesellte sich zu mir ins Reich der Träume. Wir rasten auf der Autobahn weiter, und sein Auto fuhr überraschend sanft auf die mittlere Leitplanke auf. Plötzlich tönte es hässlich, schepperte und rumpelte. Andreas packte sofort wieder das Steuer und riss es zum Glück nicht herum. Wir

hielten bei nächster Gelegenheit an und begutachteten den Schaden. Die ganze linke Seite seines Autos war böse zerkratzt und demoliert. Ich beglückwünschte Andreas zu seiner guten Reaktion und uns zu unserem Glück.

Auf unseren langen Reisen nach Ramatuelle lösen Kornelia und ich uns nach ca. zwei bis drei Stunden am Steuer jeweils ab. Nach dem Mittagessen so zwischen 12.30 und 14.30 habe ich immer mit dem Schlaf zu kämpfen, ganz egal, wieviel ich vorher geschlafen habe. Da helfen nur Espresso und Coca-Cola oder noch besser: Kornelia fährt und ich schlafe. Falls ich während dieser Zeit allein unterwegs bin, so nützen laute Selbstgespräche oder Singen am besten.

Der Schlaf ist des Todes kleiner Bruder. Ich liebe den Schlaf und brauche deshalb vor dem Tod keine Angst zu haben. Als ich eine vierfache Lungenembolie hatte, war ich zwar dem Tode noch nicht wirklich nahe, hätte aber allenfalls ziemlich Angst haben können. Diese blieb merkwürdigerweise aus.

Traumwelt

Irgendein Philosoph, vermutlich Sokrates oder vielleicht Seneca, hat gesagt, der Tod sei wohl wie ein langer und traumloser Schlaf. Davor müsse man also keine Angst haben. Wenn der Tod traumlos ist, hat der Philosoph sicher recht. Träume können nämlich recht mühsam sein. Ich kann mich nur an wenige wirklich schöne Träume erinnern, am ehesten noch an diejenigen sexueller Natur. Immer waren da aber auch die schwierigen Träume, einige davon oft wiederkehrend; z.B. der schon fast infantile Traum vom Einrücken ins Militär. Die Zeit wird knapp, ich bin am Bahnhof, merke, dass mir einiges fehlt, z.B. das Gewehr oder der Effektensack oder auch nur das Bajonett oder der Ceinturon. Und plötzlich merke ich, dass ich immer noch die Pyjama-Hosen anhabe oder noch besser gar keine. Hier bricht der Traum dann meist ab oder wechselt einfach in eine andere doofe Militärszenerie.

Ein anderer, ständig wiederkehrender Militärtraum handelt davon, dass ich in einen Wiederholungs- oder Ergänzungskurs einrücken muss, obwohl ich schon viel zu alt dafür bin. Dieser Traum verfolgt mich bis in die aktuelle Gegenwart. Ich bin auch im Traum schon pensioniert und kann mir eigentlich nicht erklären, warum ich als einziger so alter Soldat noch Dienst machen muss. Ich ärgere mich darüber, dass ich es nicht

früher abgeklärt habe. Ich habe mein Dienstbüchlein mit dabei und man wundert sich auch im Kompaniebüro darüber. Aber so einfach nach Hause gehen kann ich dann doch nicht, das müsse alles zuerst sauber abgeklärt werden. Da könnte ja jeder kommen. Ich werde gefragt, ob ich mich mit einer Identitätskarte ausweisen könne. Natürlich kann ich das, ich greife nach meinem Portemonnaie, doch es ist nicht das meine. Es sind viele Identitätskarten drin, nur nicht die richtige. Der Bürolist erklärt lachend, er habe einen Bruder, der solche Karten herstellen könne, und er habe mein Portemonnaie vorher vertauscht. Ich bekomme von ihm das richtige zurück, meine Identitätskarte ist aber nicht drin. Vielleicht geht es mit meinem alten Führerausweis, doch auch der fehlt. Inzwischen ist ein älterer Herr eingetroffen, dem Dialekt nach ein Berner, der sich als Verwalter vorstellt. Er sagt mir, er müsse zuerst einige Telefonate führen. Dann könne er mein Dienstbüchlein korrekt ausfüllen. Ich treffe auch meinen Kompaniekommandanten an, der über meinen Fall nicht besonders erstaunt ist. Ich sage ihm, ich sei doch einfach viel zu alt, zudem könne ich wegen Arthrose in den Knien nicht mehr richtig rennen, habe Bluthochdruck und müsse das Blut verdünnen. Er meint, dann müsse ich mich halt sanitärisch ausmustern lassen. Das will ich aber auch nicht. Zwei oder drei Male bin ich fast wach und weiss, dass ich wieder einmal diesen Militärtraum träume. Ich will aber nicht ganz aufwachen sondern in den Traum zurückkehren und die Sache endlich endgültig klären. Schliesslich kommt der Verwalter mit meinem Dienstbüchlein zurück und erklärt, es sei nun alles korrekt eingetragen. Ich freue mich aber zu früh, denn ich kann noch nicht gehen. Es brauche noch eine französische und italienische Übersetzung, das sei im Schweizer Militär halt so üblich. Das könne frühestens Morgen erledigt werden. Jetzt habe ich die Nase voll und ich drohe ihm, die Geschichte in die Medien zu bringen. Jetzt im Sommer in der Saure-Gurken-Zeit bekomme eine solche Story sicher viel Aufmerksamkeit. Zudem würde ich mehrere Journalisten kennen. Dies beeindruckt den Verwalter nicht weiter. Ich realisiere, dass ich zu keinem Ende komme und wache auf. Erklärungsansätze dafür, weshalb ich diesen Traum immer wieder träume, habe ich mehrere: als ich vom Korporal zum Wachmeister befördert wurde, hätte ich eigentlich bis zum 32. Altersjahr zwei zusätzliche Wiederholungskurse machen müssen (10 statt 8). Da ich bis 32 aber nur acht Kurse absolvieren konnte, entfielen diese beiden zusätzlichen. Ich war mir vorher aber nicht ganz sicher, ob dies wirklich so sei, oder ob ich bis zum 34. Altersjahr die zwei zusätzlichen WK's nachholen müsse.

Ganz generell habe ich das Militär stets als sehr einschneidend empfunden, hat es doch – gerade für einen Studenten – eine ziemlich heftige Art von Freiheitsentzug zur Folge. Rückblickend möchte ich es sicherlich nicht missen, damals habe ich Militärdienst aber als recht mühsam und belastend empfunden. Als ich kürzlich diesen Traum geträumt hatte, erzählte ich ihn Kornelia, auch die Sache mit den Identitätskarten. Sie meinte, das zeige möglicherweise auf, dass meine Ichstärke nicht besonders stark ausgeprägt sei. Natürlich widersprach ich im ersten Moment mit Hinweis auf meinen starken Willen, meine Berufskarriere und mein eher cholerisches Temperament. Wenn ich aber vertieft darüber nachdenke, so muss ich einräumen, dass dies durchaus stimmen könnte. Meine mangelhafte Impulskontrolle und mein Jähzorn dürften damit zusammenhängen. Ich habe mich immer sehr stark an die Forderungen der Realität angepasst und mich selten gefragt, was ich selber aus meinen Innersten heraus wirklich für mich wolle. Mit zunehmendem Alter habe ich das wohl gespürt und manchmal etwas überkompensiert. Vermutlich hängt auch mein schwieriger beruflicher Abgang irgendwie damit zusammen.

Träume, die mir Hinweise auf mangelnde Ichstärke geben, habe ich eigentlich ziemlich oft: Ich komme zu spät, habe etwas vergessen, das Telefon funktioniert nicht; es kann auch mal ein altes mit Drehscheibe sein, welche sich nicht präzise einstellen lässt und ich versuche immer wieder erfolglos, die richtige Nummer zu wählen, etc.. Kürzlich habe ich wieder einen solchen Traum gehabt. Weil es unmittelbar vor dem Aufwachen war, erinnere ich mich noch sehr genau an viele banale Details. Ich befand mich in einem grossen Bungalow-Hotel, wohl im Ausland für eine Seminartagung. Vielleicht war es auf einer kanarischen Insel, jedenfalls hätte das Wetter gut sein müssen, aber es hatte überall pflotschigen Schnee. Es war Zeit für die Abreise. Ich hätte noch bezahlen müssen, aber die Rezeption war verwaist. Plötzlich vermisste ich meinen schwarzen Mantel, und dann, als ich ihn an einem merkwürdigen Ort, in einer grossen Wohnung mit mir bekannten Leuten gefunden hatte, war meine Windjacke weg. Sodann bemerkte ich, dass ich meine dunkelblaue Umhängetasche irgendwo liegen gelassen hatte. Auch eines der grossen Gepäckstücke fehlte. Nun wird es noch merkwürdiger: plötzlich tauchte meine Exfrau Susi auf. Ich wusste zwar auch im Traum, dass wir nicht mehr zusammen sind, gleichwohl war es irgendwie selbstverständlich, dass sie da war. Sie suchte ebenfalls nach einem Koffer und verschwand wieder. Langsam wurde die Zeit knapp, ich musste auf den Zug. Ich wollte

Susi telefonieren, merkte dann aber, dass ich auch ihr Handy in meiner Tasche hatte. Das Telefon war merkwürdig grau und irgendwie schimmelig, es war eindeutig das Handy von Kornelia. Mein eigenes Handy war ebenfalls grau und alt, die Tastatur funktionierte nicht mehr richtig. Ich eilte zum Bahnsteig, der irgendwie wie die SZU-Haltestelle Selnau aussah, anders und doch vertraut. Die langgezogene Haltestelle mündete in den Hauptbahnhof Zürich ein, ebenfalls ganz anders als in Wirklichkeit, aber so, wie ich es schon öfters geträumt habe. Der Zug hielt irgendwo mitten auf einem Feld und ich stieg in einen Wagen ein, der ein teilweise offenes Dach und viel Plunder, Decken und Kissen auf den Sitzen hatte. Ich sah auch vereinzelte Aktentheke mit Namensanschriften. Als ich einen Aktenthek erblickte, der mit meinem Namen angeschrieben war, wollte ich ihn zu mir nehmen. Kurt Klausberger, der plötzlich neben mir stand, meinte, ich solle ihn besser liegen lassen, denn sonst würde ich den ordentlichen Transportablauf durcheinanderbringen. Bei der Kofferabgabe beim Einchecken im Flughafen war ich dann definitiv zu spät, und es gab auch irgendein Problem mit meinem Billett. Ich sass dann trotzdem im Flugzeug. Und schliesslich bin ich aufgewacht.

Verschiedene Elemente solcher Träume stammen aus der realen Welt, sind so passiert. Wieso mich solche Banalitäten bis in meine Träume verfolgen, kann ich mir nicht recht erklären. Weshalb Susi im Traum aufgetaucht ist, natürlich auch nicht. Spannend ist für mich insbesondere, dass immer wieder Räume und Orte vorkommen, die realen Örtlichkeiten gleichen, aber doch ganz anders sind und in ihrer Andersartigkeit immer wieder so in meinen Träumen auftauchen.

Früher träumte ich manchmal, dass ich eigentlich fliegen könne, allenfalls gelingt es mir auch unter heftigem Schwingen der Arme, dann aber trotz aller Anstrengungen nicht mehr. Immer wieder kommen auch klaustrophobische Träume vor, ich muss mich durch einen ganz kleinen, tief gelegenen, engen Durchgang, eigentlich mehr eine Röhre oder einen Schacht hindurchzwängen, welcher zu allem Überduss auch noch eine sehr starke Biegung aufweist. Das Schwierigste ist das Einfädeln kopfvoran. Oder ich finde mich auf der Schulbank wieder. Ich bin an der Maturprüfung für Mathematik und verstehe nur Bahnhof, so wie es auch in Wirklichkeit war. Ich bekomme eine ganz schlechte Prüfungsnote und bin durchgefallen. Ich realisiere, dass alles, was ich beruflich erreicht habe, ungültig ist, keine Matur, kein Studium, nichts. Manchmal

träume ich von meinen mündlichen Lizentiatsprüfungen. Ich weiss dann den richtigen Prüfungstermin nicht mehr, bin verspätet, habe den Termin ganz verpasst oder finde meinen Anzug nirgends, ich vermisse meine Krawatte, finde kein gebügeltes Hemd oder brauche unerklärlich viel Zeit für das Ankleiden. Oder ich bin schlicht nicht genügend vorbereitet.

Ein speziell merkwürdiger Traum, den ich auch in letzter Zeit immer mal wieder geträumt habe, versetzt mich als Erwachsener zurück in die Primarschule oder in den Kindergarten am Döltischweg. Ich wiederhole als Erwachsener die Schule aus mir im Traum plausibel erscheinenden Gründen, welche ich aber im Wachzustand nicht mehr nachvollziehen kann. Ich kann vieles gut, einiges geht gar nicht. Die Lehrerin oder Kindergärtnerin findet meine Anwesenheit merkwürdig, aber doch irgendwie normal. Ich möchte ihr imponieren. Oder dann gehe ich seit vielen Wochen nicht mehr in den Mathe-Unterricht, ich schwänze und komme damit halbwegs durch, weiss aber nicht, wie ich benotet werde oder ob die ganze Sache nicht doch noch aufliegt.

Manchmal bin ich auch daran, eine zweite Dissertation zu schreiben. Mein Bundesordner ist gefüllt mit beidseitig mit dickem Bleistift beschriebenen A4-Seiten. Es geht ebenfalls um irgendein Thema aus dem Bereich der beruflichen Vorsorge. Ich müsste die handschriftlichen Unterlagen endlich einmal in meinen PC übertragen, das ist viel Arbeit und ich weiss, dass einiges vom Geschriebenen bereits veraltet ist. Ich komme aber einfach nicht vorwärts. Dann frage ich mich im Traum, ob man überhaupt in derselben Fakultät eine zweite Dissertation abgeben könne und wenn ja, was das für einen Sinn mache.

Manchmal träume ich auch von unsäglichen Brutalitäten und Schlachtereien, dass ich Tiere zerschneide und ausnehme oder Meerschweinchen und Wellensittiche zerquetsche. Dann wiederum muss ich mich gegen Verbrecher verteidigen, suche nach einer Waffe, finde auch eine alte Pistole, aber ich habe keine Patronen. Ich finde sie dann doch in meinem alten Büchergestellkästchen, aber nur merkwürdig verbogene, zu kleine oder schon verschossene Hülsen, die ich zwar in die Trommel einführen kann, von denen ich aber nicht weiss, ob ich damit auch wirklich schiessen kann. Wenn ich es versuche, hat die Kugel keine richtige Durchschlagskraft. Und dann suche ich ein Waffengeschäft. Ich weiss eigentlich, wo es sich befindet, aber es ist trotzdem nicht da. In vielen Träumen war ich schon auf der Suche nach einem Waffengeschäft.

Ich weiss nicht warum und finde es eigentlich schrecklich, aber ich habe auch schon davon geträumt, dass ich seltsam entfremdete Menschen töte und zerstückle, im Keller meiner Kindheit zwischen Kartonschachteln verstecke oder vergrabe.

Erst kürzlich habe ich geträumt, dass ich im Pausenzimmer der JuV-Amtsleitung zwei oder drei meiner Jurist:innen helfe, eine Person umzubringen. Wer das Opfer ist, weiss ich nicht. Ich schneide ihm von hinten den Kopf ab und packe ihn in einen Abfallsack. Diesen will ich entsorgen, habe im Moment dafür aber keine Zeit. Der restliche Körper spielt merkwürdigerweise keine Rolle. Ich verlasse das Haus und kehre später wieder zurück. Jetzt wimmelt es im Haus von mir bekannten Polizisten. Sie sind auch im Pausenzimmer und haben offenbar etwas gefunden. Ich bin noch nicht unter Verdacht, mir ist aber klar, dass man mich anhand der DNA überführen wird. Ich gehe deshalb zum Kripochef, der keiner mir bekannten Person gleicht, ich kenne ihn aber trotzdem. Ich nehme die ganze Schuld auf mich. Plötzlich frage ich mich: Wird nun auch mein Keller durchsucht, so dass man auch die anderen Leichenteile findet? Seltsam ist, dass diese Kellerepisode an sich aus einem früheren, sehr viel älteren Traum stammt und nun hier wieder auftaucht.

Ebenfalls sehr unangenehm oder beängstigend fühlt es sich an, wenn ich merke, dass meine eine Kopfhälfte sich irgendwie in etwas Kaktusähnliches verwandelt hat oder dass sich das Hirn langsam in all seinen Verästelungen zu Holz verwandelt. Ich habe irgendwo einmal gelesen, dass es gar nicht gut sei, wenn man solche Träume habe. Es kann auch sein, dass ich in einer völlig irrealen Schwarzweiss-Welt mit Zahlen feststecke, ich versuche etwas zusammenzurechnen, es gelingt nicht, ich drehe mich dabei ständig im Kreis, bis ich mir sage, jetzt sei genug, und dann wache ich auf.

Eher selten träume ich von realen Personen so, dass ich mich noch deutlich an sie erinnere, wenn ich aufwache. Z.B. von meiner Ex-Chefin, die mir im Traum sehr freundlich entgegenkommt, viel jünger ist und mit mir nett sprechen möchte. Ich wende mich einfach ab. In der letzten Berufsphase träumte ich oft, ich ginge zurück ans Bezirksgericht Zürich, realisiere aber, dass ich dort viel zu wenig verdiene für das, was ich für meine Familie brauche. Manchmal vermischen sich reale Menschen mit anderen zu irgendwelchen Mischwesen.

An einen anderen intensiven Traum erinnere ich mich noch recht gut. Das Seltsame an diesem Traum ist, dass ich mich selbst gesehen habe, die volle Person, also nicht

so wie im Wachzustand nur aus subjektivem Blickwinkel. Ich war auch nicht genau die Person, die ich bin oder einmal war, irgendwie war ich mit einer anderen Person vermischt, ich habe mich aber trotzdem als (m)ich gefühlt. Wenn ich so darüber nachdenke, frage ich mich, wie ich mich im Traum normalerweise eigentlich sehe. Ich denke, es ist fast nie von aussen.

Einen eindrücklichen und für mich sehr bemerkenswerten Traum träumte ich typischerweise nach dem Erscheinen des Stelleninserates im Tages-Anzeiger für die Amtsleitung des JuWe vom 24. April 2021¹⁸⁰. Ich las dort, dass mein Nachfolger seine Anstellung nun doch nicht verlängert, sondern dass er sich mit 65 pensionieren lässt. Ich zeigte das Inserat sofort auch Kornelia, die etwas verwundert fragte, warum mich dieses Thema nach wie vor so brennend interessiere. „Das war mein berufliches Leben“, antwortete ich. „Ja, es interessiert mich immer noch sehr stark.“ Ich studierte das Inserat sofort genau, v.a. auch in Hinblick darauf, welche Anstellungsvoraussetzungen mir selber nach meiner Eigeneinschätzung fehlen. Sicher die Zusatzausbildung in Betriebswirtschaft, Public Management o.ä.. Deshalb bewarb ich mich dann doch nicht...

Dass mich das Thema nicht nur im Wach-, sondern auch im Traumzustand beschäftigt, hat sich dann in der Nacht auf den Montag, am frühen Morgen gezeigt:

Wie mein Traum beginnt, weiss ich nicht mehr genau. Jedenfalls war ich mit einem nicht näher bestimmten Personenkreis aus meiner Familie in irgendeiner Stadt oder einem Dorf mit alten Gebäuden und hohen Mauern, fast so wie die Innenstadt von Rapperswil. Aus irgendwelchen Gründen bekommen wir es mit einem grossen Bären zu tun. Die Situation erscheint zwar als bedrohlich, jedoch als irgendwie nicht besonders aussergewöhnlich. Wir fangen mit meiner tatkräftigen Mithilfe den Bären mit einem Seil ein und ziehen in eine Mauer hoch, wo er dann hängen bleibt. Verschiedene Leute kommen hinzu. Eine unbekannte Frau klettert an einem anderen Seil zum Bären hoch und will mit ihm spielen und ihn streicheln. Der Bär greift sie aber an, umklammert sie, es wird gefährlich. Die Leute wollen der Frau helfen und sie vom Bären wegziehen. Es gelingt nicht, und der Bär scheint sie in den Oberkörper zu beissen, alles geschieht mehr oder weniger tonlos. Nun bringt jemandem einen

¹⁸⁰ Vgl. Anhang 27.

zweiten Bären hinzu, der zum ersten hinaufsteigt und ihn in den Hals beisst. Es spritzt Blut, die Situation eskaliert, ich entferne mich, gehe eine grosse Strasse hinunter, irgendwo in der Gegend der alten Kirche Fluntern. Ich erzähle den Leuten vom Bärenkampf und versuche, die Polizeinummer 117 zu wählen. Wieder einmal funktioniert mein Handy nicht richtig, schliesslich nimmt nach endlos langem Läuten eine Polizistin ab, die ich merkwürdigerweise nicht nur höre, sondern auch sehe. Sie nimmt alles sehr genau und arbeitet langsam. Ich sei doch Herr Manhart, der ehemalige Oberstaatsanwalt, der immer mal wieder telefoniere, meint sie. Ich fordere sie auf, sofort eine Ambulanz und eine Eskorte hierher zu schicken, weiss dann aber nicht, wo wir sind. Ich gehe zum Tatort zurück, es ist nichts mehr vom Bärenkampf zu sehen. Ich suche nach Strassenschildern, die entweder fehlen, verdeckt oder einfach unleserlich sind. Ich frage eine Passantin, sie lacht mich aus, sagt mir verschiedene Strassennamen, aber lange nicht den Namen des Ortes. Es soll Gossau sein, behauptet sie schliesslich, was ich nicht recht glauben kann. Dann bin ich plötzlich bei mir zuhause, auf der Toilette. Ich habe in einem Sack oder Gefäss verschiedene Organteile dabei, von den Bären oder der Frau? Sie sehen etwa so aus wie die Innereien von Mäusen, welche unsere Katzen gerade jetzt im Frühling oft in unserem Haus verteilen, einfach nur grösser. Es ist eine ziemliche Sauerei und ich versuche, alles das WC herunterzuspülen. Ich hoffe, dass es die Toilette nicht verstopft, das tut es dann doch. Es kommt mir in den Sinn, dass ich gerade in einem Film gesehen habe, wie die Polizei einem Serienmörder wegen einem von Leichenteilen verstopften Abwasserrohr auf die Spur gekommen ist¹⁸¹. Es klopft an der WC-Türe, ich öffne nicht, es kommt ein Polizist herein, ein zweiter steht vor der Tür. Er will wissen, was ich da mache. Ich erkläre mich, so gut es geht. Er meint freundlich, ich müsse einfach nur sagen, das alles sei ein grosses Missverständnis, das genüge. „Missverständnis“, schmunzelt der zweite Polizist. Ich hoffe, dass niemand herausfindet, dass ich den Bären angebunden habe. Aus nicht ganz klaren Gründen scheint mir das Ganze mit dem Justizvollzug zu tun haben, weshalb ich meinem Nachfolger telefonieren will. Dann klingelt mein Handy, ich kann den Anruf nicht entgegennehmen, es scheint Michèle Klausberger zu sein. Schliesslich gelingt es mir irgendwie doch, meinen Nachfolger telefonisch zu erreichen. Er ist offenbar in irgendeinem Restaurant in der

¹⁸¹ Des, GB 2020; von Lewis Arnold, mit David Tennant (über den britischen Serienmörder Dennis Nilsen).

Nähe der Feldstrasse. Und dann bin ich selber in den alten Räumlichkeiten des JuV an der Feldstrasse, gehe durch die Räume, atme immer schneller und heftiger, ich bin von meinen Gefühlen überwältigt und denke, warum mir das am letzten Tag als Amtschef noch passieren müsse. Ich treffe in einem Raum auf meinen Nachfolger, der mich anlächelt. Er wisse alles, es sei überhaupt kein Problem, meint er. Das alles habe sich gar nicht ereignet, ich hätte zwar herumtelefoniert und sei auch in der Stadt gesehen worden, die ganze Bärengeschichte sei aber nur meine Einbildung. Die Polizei wisse von nichts. Ich atme immer stärker und schneller, sage mir dann, dass ich wieder kontrolliert, langsamer und tiefer durchatmen müsse, und dann wache ich auf. Vermutlich habe ich tatsächlich stark und schnell geatmet. Die Eindrücke sind immer noch sehr stark, und ich schreibe mir sofort alles in meinem schwarzen Notizbüchlein auf. Am meisten beschäftigt mich die Frage, wer die beiden Bären waren. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie Teile von mir selbst waren.

Dieses ganze Potpourri an Träumen und ihre Inhalte erscheinen mir manchmal als sehr klar und banal in ihrer Bedeutung, teilweise aber auch erratisch und enigmatisch.

Immer wieder kommen ganz simpel Versagensängste zum Ausdruck.

Vermutlich wird mich ein Traumdeutungsprofi oder ein:e Psychiater:in auf Grund meiner Erzählungen als Psychopathen outen können.

Sinnstiftung

"Und was ist schlimm daran, dass nun die Tage so rasch vorüberziehen?" fragt mich Kurt. "Eigentlich nichts, aber irgendwie suche ich eine sinnstiftende Aufgabe." "Dafür hast Du doch deine Kirchenarbeit", erwidert Kurt.

Ja, ist sie das für mich? Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich weiss aber, dass die Zusammenarbeit und das Zusammensein mit vielen verschiedenen Leuten für mich sehr wichtig sind. Ist dieses Tun für mich sinnstiftend? Vermutlich im gewissen Sinne schon. Irgendwie habe ich aber noch immer nicht meinen alten Lebenstraum ausgeträumt, einmal etwas zu schaffen, etwas zu erschaffen, das bleibt, das ich der Nachwelt hinterlasse.

Etwas erschaffen, das für wie lange denn und für wen bleiben soll? Eigentlich ist mir ja schon klar, dass ich einfach Grössenideen habe. Solche pflege ich seit je vor allem

auch in Tagträumen, im Tram, während Konzerten oder vor dem Einschlafen oder bei langweiligen Sitzungen oder Predigten. Wirklich ideal sind Konzerte, die meine Phantasien musikalisch untermalen. Meine Tagträume waren schon immer farbig, nicht besonders kreativ, aber verfilmt wären sie wohl massenpublikumstauglich, Blockbusters.

"Mein Problem ist", sagt Kurt, "dass ich zu viel Verschiedenes machen möchte, dabei aber einfach nicht meinen Ansprüchen genügen kann." Kurt, der Perfektionist. Dieses Problem habe ich nicht, ich ziehe zwar relativ viel durch, aber meist ziemlich oberflächlich und nicht besonders sorgfältig. Ich war schon immer ein Surfer, aber immerhin: oftmals ereignet sich das Spannende an der Oberfläche. Und dann kehre ich wieder zu meinem beruflichen Scheitern zurück und sage Kurt ein paar Dinge, welchen er leicht anmerkt, dass ich noch nicht wirklich alles verdaut habe. Immerhin realisiere ich das und spreche es auch aus. Kurt lächelt verständnisvoll.

Die 50. Projeksteuerungssitzung zum Ersten

Ich nehme ein letztes Mal an einer Steuerungssitzung für das neuen Polizei- und Justizzentrum teil. Da ich viel zu früh an der Stampfenbachstrasse 110, dem Hauptstandort des kantonalen Hochbauamtes bin, gehe ich noch etwas in den kleinen Park beim Beckenhof spazieren. Pünktlich um drei Uhr treffe ich im Sitzungszimmer 013 im Zwischengeschoß ein. Ich habe ein Flair für versteckte Zwischengeschosse in Verwaltungsgebäuden. Ich stelle mir dann immer vor, dass Hunderte von vergessenen Verwaltungsbeamt:innen unbemerkt in solchen versteckten Zwischengeschossen arbeiten und längst nicht mehr nötige administrative Arbeiten in höchster Perfektion für niemanden erledigen. Das ist hier im Hochbaumt natürlich überhaupt nicht der Fall. Wie es sich gehört sind alle völlig überlastet, wie heutzutage alle und überall, auch in meinem Amt.

Der Leitende Staatsanwalt Peter Pellegrini ist als Vertreter von Oberstaatsanwalt Andreas Eckert da, welcher wiederum seit 2011 Oberstaatsanwalt ist. Andreas ersetzte meinen Nachfolger Ueli Arbenz, der bis zu seiner Pensionierung 2012 noch als Sonderstaatsanwalt amtierte. Ich kenne Peter Pellegrini schon seit dreissig Jahren. Während man mir die vergangene Zeit ansieht, präsentiert sich Peter schlank,

braungebrannt, gutaussehend und jugendlich; ein Phänomen, wie er das macht. Dabei hat er als Leiter der Kantonalen Staatsanwaltschaft III für Wirtschaftskriminalität nicht gerade den leichtesten Job. Er macht seine Arbeit so gut, dass er als Nachfolger für den im Sommer 2020 zurückgetretenen Bundesanwalt Lauber gehandelt worden ist.

Plötzlich kommt mir in Erinnerung, wie Peter und ich vor dreissig Jahren in der Silberkugel an der Ecke Badener-/Langstrasse zusammengesessen sind, zusammen mit Michèle, der Frau von Kurt Klausberger, sie damals Gerichtssekretärin; Peter war früher einmal ihr Auditor. Wie schon erwähnt war Kurt als Gerichtssekretär mein Chef. Ich wiederum war kurz nachher Gerichtssekretär bei Vizepräsident Jörg Bitterli auf der dritten Kollegialabteilung und Michèle wurde meine Auditorin und Untergebene.

Persönliche Verbandelungen

Kurt kam an meine erste Hochzeit, als ich Ende Mai 1987 in der alten Kirche Witikon Susi Ermatinger heiratete. Er und ich kannten uns noch nicht so gut, dass er Michèle mitgebracht hätte, er kam quasi als Gerichtsdelegation. Am anschliessenden Fest in einem Hotel in Rümikon am Rhein war er nicht dabei. Dafür war Kurt bei meiner zweiten Eheschliessung mit Elisabeth Ziegler Trauzeugen. Zivilstandesbeamter bei dieser Trauung war Peter Nägeli, der Knonauer Gemeindeschreiber. Ich habe Peter in einem militärischen Ergänzungskurs kennengelernt. Er war – damals eher ungewöhnlich für einen Milizler – Adjudant und mein Vorgesetzter. Ich war Wachtmeister und Zugführer des Versorgungszuges. Elisabeth und ich heirateten am 14. Juni 1991 im schönen Schloss Knonau. Auch bei meiner dritten Eheschliessung mit Kornelia am 28. September 2002 fehlte Kurt nicht. Die zivile Trauung fand im Stadthaus Zürich statt, eine kirchliche Traufeier in der alten Kirche Fluntern und ein grosses Fest bei uns zu Hause an der Rehalpstrasse. Trauzeuginnen waren meine Schwester Regula und Beatrice Rusjan, eine Freundin von Kornelia.

Pfarrer bei meiner ersten Trauung war Daniel Frei, Pfarrer in Oberstrass. Er wohnte damals wie Susis Mutter Valentine Petronille Marie-Therese Ermatinger-Cremers an der Blümlisalpstrasse. Ich habe ihn vor einem Jahr hier im Kirchenkreis sieben acht wieder getroffen, wo er - zwischenzeitlich pensioniert – Pfarrer-Stellvertretungen in Fluntern und seit kurzem im Balgrist übernommen hat.

Er hat Susis Mutter vor vielen Jahren nach meiner Scheidung einmal gesagt, dass er unserer Ehe zum Vorherein keine grosse Chance gegeben habe. Damit hatte er völlig recht. Und das wussten eigentlich auch Susi und ich. Als sie wenige Tage vor der Heirat Bedenken äusserte, mich zu heiraten sei vielleicht doch keine so gute Idee, konnte ich das schlagende Argument vorbringen: "Du bist mir so wichtig, dass ich lieber Dein Exmann als nur Dein Exfreund bin."

Die Ehe dauerte dann nur noch ein Jahr, wir waren aber insgesamt 10 Jahre zusammen, es waren wichtige und gute Jahre. Auch die Heirat habe ich nie bereut.

Susi stammte aus einer edlen Familie. Mütterlicherseits gibt es irgendwelche holländischen Barone. Susis Grossvater väterlicherseits war Emil Ermatinger, ein nationalkonservativer Germanist und Professor an der Universität Zürich¹⁸².

Der Ernst des Lebens beginnt am Bezirksgericht

Kurts Frau Michèle und ich arbeiteten also gemeinsam auf der dritten Gerichtsabteilung bei Vizepräsident Jörg Bitterli. Bitterli hatte den Ruf, ein knallharter Chef zu sein, der jede:n sofort rausschmiss, welche:r nicht nach seinen Vorstellungen funktionierte. Das wäre beinahe Luca Marazzi, einem lieben Tessiner Studiunkollegen so passiert. Bitterli legte Wert auf grösste Speditivität, und dies bitte ohne Qualitätsabstriche. Luca war sehr bedächtig und äusserst gründlich. Als ich ihn später wieder auf der I. Zivilkammer des Obergerichts traf, wo wir beide als Obergerichtsssekretäre tätig waren, brauchte er für die Fertigstellung eines Verhandlungsprotokolls manchmal fast eine Arbeitswoche, und das lag nicht an seinen Deutschkenntnissen, er spricht ausgezeichnet Deutsch. Wir bearbeiteten auf der I. Zivilkammer vor allem Rekurse gegen vorsorgliche Massnahmen in Scheidungs- und in Eheschutzverfahren, wo es um vorsorgliche Unterhaltszahlungen und Obhutszuteilungen ging. Für die Bemessung der Unterhaltsleistungen war damals – vielleicht auch heute noch – die

¹⁸² Susi hat mir erzählt, dass er eine Autobiographie mit dem Titel "Richte meines Lebens" geschrieben hat. Dank Internet kann man heutzutage so etwas rasch überprüfen: Emil Ermatinger, Richte des Lebens und Jahre des Wirkens (Autobiographie in zwei Bänden, 1943/45). Erst kürzlich, nämlich in der NZZ vom 5. Oktober 2020, ist ein Artikel mit dem Titel „Verständigungsarbeit“ in Hitlers Reich“ erschienen. Ermatinger wird als einer der bedeutendsten Schweizer Germanisten und als notorisch deutschfreundlich beschrieben. Er habe sich – wie Wirtschaftskapitäne und Politiker jener Zeit – mit den Nationalsozialisten gut arrangiert.

unterschiedliche steuerliche Belastung der Streitparteien von einer gewissen Bedeutung. Die meisten Obergerichtssekretäre und natürlich auch ich machten das Handgelenk mal Pi, nicht aber Luca; er konnte mit solchen Fragen Wochen verbringen. Das hat ihn aber sicher für seinen Lebensjob prädestiniert, er wurde für die FDP als Tessiner Vertreter Bundesrichter in Lausanne und ist es bis vor kurzem noch gewesen.

Die Zeit bei Jörg Bitterli war sehr intensiv, lehr- und erlebnisreich. Er selber hatte meist ein gutes Gefühl für Angeklagte und Parteien. Einmal liess er als Haftrichter einen Untersuchungshäftling auf den Koran schwören, dass er seine Frau nicht mehr schlagen werde. Erst dann entliess er ihn aus der Untersuchungshaft.

Eindrücklich ist mir noch in Erinnerung, wie ich während meiner Zeit als erster Geschichtsschreiber kurzfristig bei ihm als Ersatzrichter einspringen musste. Bitterli stürmte in mein Büro und befahl mir, sofort mitzukommen, einer seiner Richter sei besoffen. Ich liess alles liegen und erlebte gerade noch den schwankenden Abgang des fraglichen Ersatzrichters aus dem Gerichtssaal. Er musste anschliessend das Gericht für immer verlassen. Der zweite Referent war Rolf Naef, nachmaliger Obergerichtspräsident. Der beisitzende Auditor, ein sehr beflissener Jurist, fragte Bitterli, ob er das Vorgefallene protokollieren müsse, eine nicht total, aber doch ziemlich abwegige Frage. Bitterli fragte den Praktikanten jedenfalls lautstark mit dem ihm eigenen Feingefühl: "Ist Ihnen eigentlich ein mittleres Dach aufs Hirn geknallt?!" Damit war die Frage geklärt. Der Auditor hatte auch später mit Dächern zu tun: er ist Jurist in der Rechtsabteilung beim Dachverband der Hauseigentümer geworden. Damals war übrigens auch Hans Egloff, der später Präsident des Hauseigentümerversandes der Schweiz und für die SVP Nationalrat geworden ist, als Richter am Bezirksgericht Zürich tätig. Er ist der Sohn des ehemaligen SVP-Stadtrats Kurt Egloff, welcher Vorsteher des Schulamts der Stadt Zürich gewesen ist.

Muntere dritte Abteilung

Die Richter auf der dritten Abteilung waren ein recht munterer Haufen. Unter dem Vorsitz des Vorgängers von Jörg Bitterli genoss die dritte Abteilung noch nicht den allerbesten Ruf. Ihr Vorsitzender war bekannt dafür, dass er nach dem Mittagessen manchmal einnickte. Das kann ich ihm gut nachfühlen. Er war aber ein routinierter Sitzungsschläfer, weder Schnarchen noch Zuckungen verrieten ihn. Man konnte den

Eindruck haben, er halte einfach seine Hand vor die Augen, um sich gegen störende optische Einflüsse zu schützen.

Der Bundesgerichtshof in Deutschland hat einmal in einem Urteil festgehalten, dass man bei einem Richter aus geschlossenen Augen nicht ohne weiteres schliessen dürfe, dass er schlafe. Dies könne auch ein Zeichen für erhöhte Konzentration sein¹⁸³. Der alte Vorsitzende beherrschte zudem die Kunst, immer zu Ende eines Parteivortrages langsam aus dem Halbschlaf aufzuwachen, wiederum ohne zusammenzuzucken, um dann der Gegenpartei das Wort zu erteilen. Wenn er versehentlich nochmals der gleichen Partei das Wort gab, so konnte er sich auf zuverlässige Beisitzer verlassen, die ihn sogleich sanft korrigierten.

In meinem Sekretärenjahr auf der dritten Abteilung waren neben dem immer hellwachen Vizepräsident Jörg Bitterli als Ersatzrichter Bruno Graf und Hanspeter Egli als Bezirksrichter tätig. Bruno Graf ist später nicht ganz unumstrittener Statthalter des Bezirks Zürich geworden. Er hat Anfang der Neunzigerjahre den Platzspitz hinter dem Landesmuseum – den Needlepark - aufsichtsrechtlich schliessen lassen. Bruno kam jeweils am Vorabend des Verhandlungstages zu mir ins Büro und liess mich die vorgeladenen Fälle für ihn kurz zusammenfassen. Das genügte ihm oft als Vorbereitung, er war ein cleverer Jurist und gewiefter Referent.

Der zweite Referent der dritten Abteilung war Hanspeter Egli. Er ist ein sehr geselliger Typ, guter Jasser und passabler Tennisspieler, zudem ein seriöser Schaffer und guter Jurist. Jörg Bitterli hat seine ehemalige Gerichtssekretärin Kathrin Bretschger geheiratet, die zwanzig Jahre jünger als er ist. Das war von beiden eine gute Wahl, sie kennen ihre Stärken und Schwächen aus der Zusammenarbeit bestens und ticken in Vielem sehr ähnlich. Sie war selber SP-Richterin, wurde 2001 erste weibliche Vorsitzende einer Kollegialabteilung am Bezirksgericht Zürich und dann wie vorher ihr Ehemann langjährige Präsidentin der dritten Abteilung.

Als sich Bruno Graf 1988 als neu gewählter Statthalter vom Gericht verabschiedete, lud er zum Abschiedsfest in die nahe gelegene "Chnelle" ein. Es waren verschiedene altgediente Kämpen dabei, z.B. ein älterer Gerichtsschreiber mit schwäbischem

¹⁸³ Vgl. Schlaf eines Richters, Deutsches Bundesverwaltungsgericht vom 13.6.2001 (juraOnline, erschienen am 2. April 2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Akzent, verschiedene Bezirksanwälte und natürlich viele gegenwärtige und ehemalige Mitarbeiter der 3. Abteilung.

Bier, Wein und Schnaps floss in Strömen. Ich war als junger Gerichtssekretär fasziniert, wie sich gestandene Juristen gehen liessen. Vermutlich wäre man da heute vorsichtiger. Es wurde auf Kommando kalter Schnaps – Genever oder so hiess er – ex und hopp getrunken. Nach dem zweiten Glas hatte ich genug und kippte die mir aufgedrängten Gläser unter dem Tisch auf den Boden aus. Niemand merkte das ausser der listige ältere Gerichtsschreiber, der lauthals protestierte und mir vorwarf, damit verführe ich andere zum Trinken, das sei unkollegial. Die nächste Runde kippte ich dann wieder mit, schluckte aber nicht runter, sondern ging sofort aufs WC und spuckte alles aus. An diesen Tisch kehrte ich nicht zurück.

Das Gelage eskalierte weiter, ein gewählter Bezirksrichter stieg irgendwann auf einen Tisch und verstreute den Inhalt von zwei Zuckerbeuteln und sang dazu: "Es schneielt, es beielet, es gaht en küehle Wind." Ein Bezirksanwalt referierte lange über die Auswirkungen der Monatsblutungen bei Frauen auf ihre Gemütsverfassung. Später bekam er das heulende Elend und erzählte schluchzend, seine Frau lasse ihn nicht mehr ran. Einer Auditorin, heute Rechtsanwältin in einem renommierten Büro und Professorin, war dies alles wohl noch peinlicher als mir.

Irgendjemand kam auf die gute Idee, man könne einer bestimmten jungen netten Gerichtssekretärin telefonieren und sie hierher bestellen. Es war gegen 24 Uhr und endlich stoppte Bruno Graf den Spuk.

Speziell war auch, dass ich am nächsten Tag dem Bezirksanwalt, der sein heulendes Elend zwischenzeitlich überwunden hatte, auf der Strasse begegnete. Er war wohl auf dem Weg zum Zvieri-Trunk in die Chnelle. Wir grüssten, unsere Blicke trafen sich kurz. "An was kann er sich von gestern noch erinnern?" dürfte sich jeder vom anderen gefragt haben.

Der Fall K.

Eine besondere Erinnerung habe ich an einen traurigen Zivilprozess, welchen ich als Gerichtssekretär ganz am Anfang meiner Tätigkeit auf der 3. Abteilung im Herbst 1987 begleiten musste. Der Fall war schon sehr lange am Gericht hängig, wohl gegen 10 Jahre. Jörg Bitterli hatte beschlossen, die Zeugeneinvernahmen vor Kollegialgericht

durchzuführen, was eher selten ist. Meistens macht dies der Referent allein. Ich musste für Einvernahmesekretär Markus Kriech, welcher heute Oberrichter ist, einspringen. Der Fall war komplex, und vermutlich wollte sich Jörg so möglichst gut kundig machen, um nachher rasch ein Urteil fällen zu können. Die Verjährung drohte. Vielleicht wollte er seinem Referenten auch einfach nur zusätzlichen Dampf machen.

Der Sachverhalt war ungefähr folgender: ein Kind litt nach seiner Geburt an der Neugeborenen-Gelbsucht, Bilirubinämie, an sich nichts Ungewöhnliches. Es wurde unter eine UV-Lampe gelegt, so wie es in solchen Fällen üblich ist, auch mein Markus hatte unmittelbar nach seiner Geburt zu hohe Bilirubin-Werte¹⁸⁴. Die Werte beim anderen Jungen blieben aber sehr hoch, so hoch, dass man eine vollständige Blutwäsche in Erwägung zog. Eine solche ist für ein Neugeborenes immer mit einem gewissen Risiko verbunden, weshalb erst spät, allenfalls aus fachlicher Optik zu spät diese Option gewählt wurde. Das Kind erlitt infolge eines Kernikterus einen schweren Hirnschaden und Prozessthemata war, ob dieser wegen eines ärztlichen Kunstfehlers in Zusammenhang mit der Neugeborenen Gelbsucht entstanden war. Der Junge war gemäss meiner Erinnerung inzwischen ungefähr 16 Jahre alt, schwerst behindert, oft verzweifelt, massiv unruhig; manchmal schlug er mit dem Kopf gegen die Wand, und ich glaube, er musste ab und zu auch fixiert werden. Ich habe aus den Prozessakten Fotografien in Erinnerungen, die sich in meinem Kopf mit Bildern von Martin in der PUK vermischen. Wenn ich damals geahnt hätte, dass ich selber einmal einen schwer behinderten Sohn haben würde...

Das Gericht hatte für zwei Tage zahlreiche Zeugen zur Einvernahme vorgeladen. Für mich als Gerichtssekretär, der das Protokoll zu führen hatte, war das Spezielle an Zeugeneinvernahmen, dass ich nach erfolgter Einvernahme jeweils das Protokoll sofort verlesen musste. Anders als bei normalen Protokollausfertigungen kann man dabei also nicht auf die Tonbandaufnahmen, die immer von den Verhandlungen gemacht werden, zurückgreifen. Man muss sich auf seine Protokollierungsnotizen und sein Gedächtnis verlassen. Meines war damals noch vorzüglich, Bitterli war mit mir sehr zufrieden. Ein erfahrener Anwalt lobte mich in der Verhandlungspause und wollte wissen, was für eine Technik ich anwende, weil er meine Zusammenfassung der

¹⁸⁴ Und neuestens so auch bei Anthea, geboren am 15. April 2021, dem zweiten Kind von Olivia, der Tochter vom Kornelia.

Zeugenaussagen durchwegs für schlüssig und gelungen hielt. Ich konnte nur auf mein wenig aussagekräftiges Gekritzelt im Protokollheft und mein Gedächtnis verweisen.

Diese Verhandlungen waren wohl das Anstrengendste, was ich in meiner Juristentätigkeit je erlebt habe. Es war über viele Stunden ununterbrochen höchste Konzentration angesagt. Und während sich das Gericht und die Anwälte bei meinem Protokollverlesen und Diktieren zurücklehnen und etwas Pause machen konnten, war ich gerade auch dann aufs höchste gefordert. Die Mittagspause war kurz und der Prozess dauerte bis in den späten Abend. Danach war ich fix und fertig und schlief zu Hause sofort ein und durch.

Am zweiten Tag ging es in diesem Stil weiter. An eine Episode erinnere ich mich besonders gerne. Bruno Graf stellte oftmals seine Fragen nicht direkt, sondern kreiste das Thema langsam ein, bis er eher umständlich auf den Punkt kam. Solches Vorgeplänkel kann man im Protokoll gut weglassen. Er vergaloppierte sich manchmal auch ein wenig, kam in Schuss und schoss dabei auch mal übers Ziel. Bei der Befragung einer ärztlichen Person, welche schilderte, dass bei einem notfallmässigen Blutaustausch bei einem Neugeborenen schon eine gewisse Hektik aufkommen könne, hakte Bruno nach: "Sie meinen also, ziemlich chaotisch, wie im Wilden Westen mit Cowboy und Indianern, bumm bumm und so?" Als ich zu dieser Passage kam, stach mich plötzlich der Hafer und ich verlas es genau so, wie es Bruno gesagt hatte. Natürlich protestierte er und wollte das aus dem Protokoll gestrichen haben. Alle anderen schmunzelten und Jörg meinte in seiner typisch entwaffnenden Art, dass Bruno akzeptieren müsse, dass es auch im Protokoll stehe, wenn er einen solchen Seich verzapfe. Natürlich nahm ich die Cowboys und Indianer trotzdem aus dem Protokoll.

Ich habe das spätere Prozessende nicht mehr erlebt, ich war bereits ans Obergericht weitergezogen, ich meine aber mich daran zu erinnern, dass der Prozess schliesslich mit einer Klageabweisung geendet hat, weil der Rechtsanspruch auf Schadenersatz nach über 10 Jahren verjährt war. Ein wirklich beelender Fall mit vielen Verlierern. Für mich war es aber ein gelungener Einstand bei Bitterli.

Das Ende meiner Jugendzeit

Für immer ins Gedächtnis eingebrannt hat sich jener spezielle Verhandlungstag im November 1987. Am Vortag hatte Susi plötzlich Blutungen. Sie war schwanger. Ich

Idiot ging am nächsten Tag trotzdem an die Verhandlung, ein Gerichtssekretär ist schliesslich unverzichtbar und Susi ging es soweit gut. Sie ging zum Arzt und der wies sie sofort ins Universitätsspital ein. Ich ging über Mittag zu Susi ins nahe gelegene Spital. Der kleine Eingriff würde nächstens stattfinden. Sie sagte mir, es habe keinen Sinn, wenn ich hier warte, ich solle zur Arbeit, und wenn sie dann aufwache, sei Abend und ich könne ja dann kommen. Ich nochmals noch grösserer Idiot stimmte ihr zu.

Zurück zur Verhandlung sagte ich Bitterli nur so viel, dass Susi Probleme habe. Ich bekam dann eine Migräne-Attacke, es war mit kotzübel und an Protokollführung war nicht mehr zu denken. Jetzt schenkte ich Bitterli reinen Wein ein und der schickte mich sofort ins Spital zu Susi: "Herr Kollega", sagte er mir, "Sie wollten ihren Grind überlisten, und jetzt macht der nicht mit." Im Spital war Susi bereits wieder wach. Die Auskratzung war medizinisch völlig unproblematisch verlaufen. Irgendwie war ich an diesem Tag nicht bei mir und noch schlimmer nicht bei Susi. Ich muss völlig weggetreten gewesen sein. Ein Jahr später waren wir bereits getrennt.

Wenn ich datieren müsste, wann meine Jugendzeit vorbei war und das Ende unserer Ehe begann, würde ich dieses Datum irgendwann im November 1987 nennen.

Plötzlich Chef

Bereits nach einem Jahr verliess ich im März 1988 das Bezirksgericht Richtung Obergericht, um Anfang 1989 wieder als Stellvertreter des 1. Gerichtsschreibers in die Zentralkanzlei des Bezirksgerichts zurückzukehren. Damit hatte ich plötzlich über hundert Untergebene, ich wurde nämlich Chef des kaufmännischen Personals, oder wie man damals so schön abgrenzend sagte: des nicht juristischen Personals. Ich hatte damit sofort Einblick in gute und weniger gute Personalsituationen.

Ein älteres Fräulein (sie bestand auf dieser Anrede), welche als Schreibkraft (damals Dactylo genannt) auf der Kanzlei einer Gerichtsabteilung arbeitete, fiel je länger je mehr in eine schwere Depression, die sie völlig lähmte. Es musste der Weg zu ihrer Invalidisierung beschritten werden. Sie wohnte direkt neben dem Gerichtsgebäude an der Kanzleistrasse im Zimmer eines Hauses für alleinstehende Mädchen und Frauen. Einige Monate, nachdem sie bei uns bereits ausgeschieden war, bekam ich einen Telefonanruf ihres alten Vaters, der irgendwo in der Innerschweiz wohnte. Er erkundigte sich, wie es seiner Tochter bei der Arbeit gehe. Er habe den Eindruck, sie

sei in Schwierigkeiten. Seine Tochter hatte es offenbar noch nicht gewagt, ihm zu sagen, dass sie bei uns ausgetreten war. Ich konnte ihm das natürlich auch nicht einfach so am Telefon sagen, ermunterte ihn aber, mit seiner Tochter das Gespräch zu suchen.

Eine andere Kanzleisekretärin war ziemlich jung völlig überraschend an einem Herzinfarkt gestorben. Die Angehörigen baten uns, ihren Büroplatz aufzuräumen und ihnen ihre persönlichen Dinge zu schicken. Es war eine schwierige Aufgabe, das Schreibpult und den Kleiderkasten mit viel persönlichem Material durchzusehen. Ohne dass ich danach gesucht hätte, fielen mir auch eine wirklich sehr persönliche Fotografie in die Hände, die sie offen in einer unteren Schublade in einem hinteren Fach aufbewahrt hatte. Ich sah keine andere Möglichkeit, als diese Aufnahme in einem verschlossenen Kuvert den Hinterbliebenen zu übergeben, obwohl ich auf Grund der Art der Fotografie ziemlich sicher war, dass dies kaum im Sinne der Verstorbenen gewesen wäre. Mit der Lebenserfahrung von heute würde ich ein solches Foto vermutlich einfach fortschmeissen.

Ein stolzer Berufsstand

Die Gerichtsweibel bildeten eine eigene Berufsgattung mit ausgeprägtem Berufsstolz. Sie waren es, die mit den Rechtsanwält:innen und Verteidiger:innen Termine abmachten, die Parteien zum Gerichtstermin vorluden, in den Gerichtssaal aufriefen und für Ruhe und Ordnung sorgten. Ganz früher hatten sie eigene Uniformen mit Zweispitzhüten, Überwurf und Weibelstab, so wie sie heute nur noch der Obergerichtsweibel und der Standesweibel der Regierung bei feierlichen Anlässen tragen. Die Standesweibel der Regierung waren und sind wirkliche Respektspersonen, früher lange Jahre der unvergessene Max Kindhauser und nun auch schon wieder seit vielen Jahren Peter Sturzenegger. Sie waren bzw. sind derart imposante Figuren, dass sie von ausländischen Besuchern auch schon für ein Regierungsmitglied gehalten wurden.

Der Weibel der 3. Abteilung machte ebenfalls eine eindrückliche Figur, gross, laut, mit hochdeutschem Akzent, immer freundlich und aufgestellt. Ursprünglich kam er mit Jörg Bitterli bestens aus. Die Einführung der EDV führte aber zum Zerwürfnis, weil er einfach nicht mehr Schritt halten konnte. Er war es sich gewohnt, aus einer Beige Formulare aus dem Kasten eines herauszuholen, in die Schreibmaschine einzu-

spannen und auszufüllen. Auf die neuen Abläufe konnte er sich nicht mehr einstellen. Beispielsweise kopierte er im Computer ein Vorladungsformular hundertfach leer, um dann jeweils eines für eine neue Vorladung zu benutzen. Wenn der elektronische Vorrat aufgebraucht war, erstellte er neue Computerkopien. Bei Vielem funktionierte diese analoge Methode im digitalen Umfeld definitiv nicht mehr, wie z.B. beim Abmischen von in einer Datenbank gespeicherten Personalien in ein EDV-Formular.

Ein anderer Gerichtsweibel trat in einer Art und Weise auf, dass ich das erste Mal, als ich ihm begegnete, meinte, er sei der Abteilungsvorsitzende. Einer seiner Vorgänger hatte sogar die Kunst beherrscht, mit Zustimmung seines Abteilungsvorsitzenden dessen Unterschrift nachzuahmen, damit der sicher völlig überlastete und häufig abwesende Richter nicht alles und jedes selber unterschreiben musste. Sein Nachfolger, der schon erwähnte Weibel der 6. Abteilung, war politisch interessiert und engagierte sich für eine völlig unbekannte politische Splitterpartei. Auf seinem Wahlkampfflyer für die Kantonsratswahlen stand, dass er den Durchschnitt der Bevölkerung repräsentiere und deshalb als Kantonsrat besonders geeignet sei. Leider wurde er nicht gewählt, es hatte wohl bereits zu viele Personen mit seinem Profil im Kantonsrat. Der frühere Staatsschreiber Reinhard Isler, der dieses Amt von 1951 bis 1967 bekleidete, pflegte den Kantonsrat "Geniebataillon" zu nennen.

Meinem Alter entsprechend finde ich aber auch, dass es früher im Kantonsrat deutlich mehr prägende Figuren als heute gegeben hat, welche fraktionsübergreifend wirkten. Es gab vor allem auch bei der FDP Persönlichkeiten mit hoher integrativer Wirkung wie Werner Hegetschweiler¹⁸⁵, Ulrich Gut oder Thomas Isler. Bei der SP erinnere ich mich besonders gerne an Willy Spieler¹⁸⁶.

Der Weibel der 1. Kollegialabteilung trug stets ein Ledergilet nach der Art von John Wayne. Zudem hatte er relativ lange weisse Haare. Er war ein feiner und stiller Mann. Leider ist er früh gestorben. Überhaupt ist es auffällig, dass viele Mitarbeitende der ersten Abteilung und der Gerichtsleitung jener Tage ziemlich früh verstorben sind: so ein erster Gerichtsschreiber, der den Titel nix. iur. trug, weil er kein Jurist war, sodann

¹⁸⁵ Vgl. Arzt, Politiker und Dichter (NZZ vom 13.6.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

¹⁸⁶ Vgl. Zum Tod des katholischen Publizisten Willy Spieler (kath.ch vom 4.3.2016), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

sein Stellvertreter, der bereits erwähnte listige ältere Gerichtsschreiber, natürlich Gerichtspräsident Hans Peter Weber, aber auch eine treue und sehr sympathische Sekretärin der Zentralkanzlei.

Auf der Zentralkanzlei der Gerichtsleitung arbeiteten vier Sekretärinnen. Zwei davon waren dem Generalsekretär direkt unterstellt. Die eine war für die Administration der Auditorinnen, Gerichtssekretäre und Gerichtsschreiberinnen zuständig, die andere für die Richter:innen. Beide waren jüngere Frauen, arbeiteten absolut zuverlässig, schnell und exakt. Was kann man sich mehr wünschen. Die beiden anderen Sekretärinnen der Zentralkanzlei waren der Stellvertretung des ersten Gerichtsschreibers unterstellt und für das administrative (nicht juristische) Personal zuständig, 1989 also mir. Ab Anfang 1990 war ich erster Gerichtsschreiber. Meine Stellvertreter:innen wurden zuerst Rochus Gassmann und später Ursula Weber.

Und natürlich denke ich auch immer wieder an den wunderbaren Kollegen Max Hauri, meinen Vorgänger als erster Gerichtsschreiber und späterer stellvertretender Gerichtspräsident. Er verunfallte nach seiner Pensionierung so schwer und tragisch, dass er seither im Rollstuhl sitzt. Max ist nicht nur ein hervorragender Jurist, sondern war auch ein brillanter Pianist.

Lange waren ausschliesslich Männer Gerichtsweibel, die ersten Frauen in dieser Funktion waren die Weibelinnen der 7. und der 8. Abteilung. Letztere war eine schillernde Person, die mit einem erfolgreichen Rechtsanwalt befreundet war. Sie hatte ein kleines weisses Hündchen, das ein schlimmes Schicksal erleiden musste. Sie fuhr mit ihm immer mit dem Auto zur Arbeit und liess es beim Einsteigen auf den hinteren Sitz springen. Eines Morgens war es auf dem hinteren Sitz ungewöhnlich ruhig. Die Weibelin sah im Rückspiegel lediglich einen Teil der Leine. Nur die Leine, aber nicht das Hündchen hatten es an diesem Morgen ins Auto geschafft. Das bedauernswerte Tier war eine längere Strecke mitgeschleift worden, weil die Leine in der Tür eingeklemmt war. Es überlebte, verlor aber ein Beinchen. Später wurde das Tier "Geschädigter" eines Gerichtsverfahrens beim Einzelrichteramt für Strafsachen. Es war im Wald munter dreibeinig auf ein kleines Kind zugesprungen. Der Vater sah darin eine Gefahr für Leib und Leben und kickte das arme Tier wie einen Fussball weg. Einzelrichter Ferdi Hürlimann bestrafte den rabiaten Mann wegen Tierquälerei. Über das weitere Schicksal des Hündchens ist mir nichts bekannt.

Das Bezirksgericht Zürich war auch für sehbehinderte Menschen immer ein guter Arbeitgeber. Sie arbeiteten als Dactylos, was heisst, dass sie auf Tonband diktierter Verhandlungsprotokolle abtippten. Ein Dactylo der Kanzlei des Einzelrichteramts für Zivil- und Strafsachen war nicht nur seh-, sondern auch hörbehindert und ziemlich temperamentvoll. Wenn er etwas nicht verstand, so telefonierte er dem entsprechenden Gerichtssekretär, sagte kurz und sehr laut: "Was heisst das?" und liess das Tonband in voller Lautstärke am Telefon ablaufen. Erreichte er telefonisch niemanden, so konnte er auch völlig unsinnige Wörter ins Protokoll schreiben, gefolgt von Frage- und Ausrufezeichen: ????????!!!!!!!!!!!!!!

Einen besonders lebenswürdigen blinden Dactylo des Einzelrichteramtes habe ich immer mal wieder an der Wengistrasse, gerade um die Ecke meines JuV-Amtssitzes an der Feldstrasse, im Migros-Restaurant getroffen. Ein Erlebnis mit ihm bleibt mir eindrücklich in Erinnerung. Der Einzelrichter Jean-Paul Bozzone, welchen ich als Kanzleivorstand der I. Zivilkammer am Obergericht kennen- und schätzen gelernt hatte, und ich sassen zusammen mit diesem Dactylo beim Mittagessen im Migrosrestaurant an der Wengistrasse. Es stand ein volles Mineralwasserglas vor ihm, welches er mit seiner Hand suchte. Es stand nicht dort, wo er es vermutete, und so stiess er es versehentlich um. Ein Schwall kaltes Wasser ergoss sich über seine Hosen. Da er nichts sah, erschrak er sehr, es kamen ihm die Tränen und er schluchzte kurz und tief. Für mich war dies eine ausserordentlich berührende und traurige Szene, für ihn Alltag.

In diesem Restaurant habe ich später auch eine andere berührende Situation erlebt, die mir seither nicht aus dem Kopf gehen will. Ich sass allein beim Essen und beobachtete eine alte Dame, die mit einiger Mühe ihr Esstablett an ihren Platz tragen wollte. Sie schwankte etwas, hatte ein gerötetes Gesicht wie nach einem Sonnenbrand und wirkte dennoch irgendwie bleich. Ich dachte mir, das dies vielleicht mit einer Strahlentherapie wegen Krebs in Zusammenhang stehe. Ich überlegte mir noch, ob ich aufstehen und der Frau helfen sollte. Doch da kippte bereits das Tablett mit Essen und Getränk und fiel scheppernd und klirrend zu Boden. Eine Angestellte kam zu Hilfe, putzte alles auf und anerkund der Frau, sich Essen und Trinken nochmals zu holen. Die Frau zögerte, schritt Richtung Buffet und kehrte dann um. Sie verliess schwankend das Restaurant. Sie wirkte ratlos und niedergeschlagen. Und wieder kam ich ihr nicht

zu Hilfe, was ich mir noch heute zum Vorwurf mache. Warum bloss habe ich nicht sofort reagiert? Ich stelle mir immer wieder vor, wie die Frau mit aller Energie zum ersten Mal wieder auswärts essen gehen wollte und dann einen solchen Frust erleben musste. So etwas macht einfach nur traurig.

Ich ging oft von der Feldstrasse aus allein ins Migrosrestaurant an der Wenigstrasse zum Mittagessen und zwar meist am selben Platz. Zwei Tische von mir entfernt sassen fast immer die zwei gleichen Pensionäre. Der eine war meistens schon da und hatte bereits gegessen, wenn ich kam. Er las stets den Blick. Der zweite kam später hinzu und dann tranken sie gemeinsam Kaffee. Sie unterhielten sich lautstark über die Tagesaktualitäten. Vor allem der alte Herr mit schwarzgefärbtem Haar, kariertem Jackett und akkuratem Schnauz fiel durch sehr abschätzige Bemerkungen über die Sozis im Allgemeinen und die Stadtregierung im Besonderen auf. Werde ich wohl auch mal so? fragte ich mich manchmal. Und jetzt: bin ich so geworden? Ich hoffe nicht.

Ein anderer Dactylo, der sehbehinderte Ewald Leu arbeitete über 40 Jahre lang am Bezirksgericht Zürich. Er engagierte sich auch ausserhalb seines engeren Wirkungskreises im Personalausschuss und für andere Personen. Ich konnte verschiedene Male mit ihm zusammenarbeiten. Er schrieb neben seiner Arbeit das Buch "Blind und blöd" sowie Kriminalromane.

Ich habe viele beeindruckende Personen während meiner Zeit als Chef des kaufmännischen Personals kennenlernen dürfen. Die Leiter:innen der Strafsachen- und Familienkanzlei, der Geschäftskontrolle oder der Rechtshilfe verstanden von vielen Dingen sehr viel mehr als Jurist:innen, verdienten aber einfach nur die Hälfte. Ich kann mich an Namen wie Sonderegger, Fritschi, Erne, Riesen und Roth erinnern. Frau Roth hatte einen riesigen, Furcht einflössenden Hund, welchen sie ins Büro mitnahm. Manchmal zog er seine Speichelfäden von der einen Ecke des Büros zur anderen.

Die Fünfzigste zum Zweiten

Zufälligerweise ist meine letzte Projektsteuerungssitzung für das Polizei- und Justizgefängnis (PJZ) die fünfzigste, und es wird - wie passend - im Anschluss einen Apéro geben.

Das Megaprojekt PJZ hat mich mein ganzes Berufsleben lang begleitet. Ich habe viele ganz persönliche Erinnerungen zur langen Geschichte des PJZ. Schon als erster Gerichtsschreiber des Bezirksgerichts Zürich beschäftigte ich mich mit dem PJZ verbundenen Themen wie dem richtigen Standort für das Haftrichteramt. Das ist kürzlich wieder ein aktuelles und strittiges Thema geworden, weil das Obergericht plötzlich nichts mehr davon wissen will, dass ein kantonales Haftrichteramt ins PJZ kommt. Die Gewaltenteilung macht es möglich, und diese ist – egal ob der Entscheid des Obergerichts richtig oder falsch ist – unantastbar!

Kurz nach Inbetriebnahme des Provisorischen Polizeigefängnisses im Jahre 1995 wurde auch die zweite Bauetappe des Flughafengefängnisses und die neue JVA Pöschwies eröffnet. Das Propog sollte zu einem der längsten Provisorien in der Zürcher Gefängnisgeschichte werden. Es besteht nun seit über 25 Jahren und wird wohl erst 2022 nach Eröffnung des neuen Gefängnisses Zürich West (GZW) im Polizei- und Justizzentrum ausser Betrieb gesetzt. Seit das provisorische Polizeigefängnis auf der Kasernenwiese steht, wird an einem definitiven Polizei- und Justizzentrum mit einem integrierten Polizei- und Justizgefängnis geplant. Ein erstes Mal durften wir Polizei- und Justizleute uns freuen, als der Regierungsrat im Jahre 2000 den visionären Standortentscheid für das PJZ auf dem Güterbahnhofareal fällte. Diese Wahl wurde dann mit dem Gesetz über das PJZ im Jahr 2003 in einer ersten Volksabstimmung bestätigt.

Als Oberstaatsanwalt war ich in den Jahren 2005-2007 aus der Perspektive der Strafverfolgung mit dem Polizei- und Justizzentrum (PJZ), ab 2008 als Chef des Zürcher Justizvollzuges und als solcher insbesondere mit dem Polizei- und Justizgefängnis bzw. dem Gefängnis Zürich West im PJZ befasst. Die Planungsarbeiten gingen gut voran. Umso grösser war unsere Enttäuschung, als der Kantonsrat 2010 den Objektkredit für das PJZ ablehnte. Das Zürcher Stimmvolk sagte 2011 zum Glück ein zweites Mal sehr deutlich Ja zum PJZ (indem es die Aufhebung des PJZ-Gesetzes ablehnte), und die Planungsphase begann wieder neu. 2011 war übrigens auch das Datum, an welchem gemäss ursprünglicher Planung das PJZ hätte fertig gebaut sein und seinen Betrieb aufnehmen sollen. Eine gut zehnjährige Verzögerung zeichnete sich ab.

Spätestens seit Hans-Ruedi Blöchliger als Projektdelegierter die Verantwortung für die Gesamtplanung übernommen hatte, wuchs in mir die Gewissheit, dass es nun gelingen würde. Ursprünglich hätte ich darauf gewettet, dass ich die Eröffnung und Inbetriebnahme des PJZ noch im Amt erleben würde, nun ist es natürlich nicht mehr so, aber selbst wenn ich bis 65 hätte im Amt bleiben können, wäre es sehr knapp geworden.

Von den Teilnehmern der ersten Projektsteuerungssitzung PJZ nach dem Restart 2013 ist ausser dem Projektdelegierten Hansruedi Blöchliger heute niemand mehr dabei. Zeit also auch für mich zu gehen. Die heutige Sitzung ist wie immer gut vorbereitet, zu steuern gibt es fast nichts, alles ist schon vorher geklärt und abgesprochen worden. Das PJZ wird sicher ein Jahrhundertbau, riesig in seiner Dimension; riesig sind auch die Kosten.

Die Kostenentwicklung des PJZ ist ein Paradebeispiel für intransparente Regierungspolitik. Nachdem das Bauprojekt im ersten Anlauf im Kantonsrat gescheitert war, wollte die Regierung auf gar keinen Fall mit einer höheren Kreditsumme als der bisherigen von Fr. 568 Mio. in den neuen Abstimmungskampf ziehen. Es war eigentlich allen klar, dass dies nicht ausreichen würde. Und so hat die Regierung zusammen mit der Verwaltung eine beeindruckende Kreativität entwickelt, wie man finanztechnisch doch noch zum Ziel kommen kann. Sog. gebundene Ausgaben, solche also, die zwingend und ohne viel Ermessensspielraum als Ersatz für eine alte Baute anfallen, wurden ausgeschieden, es wurden Umbuchungen vorgenommen und, soweit es rechtlich einigermaßen vertretbar war, zusätzliche Bedürfnisse direkt über die Budgets der beteiligten Direktionen abgewickelt.

Diese zusätzlichen gebundenen Ausgaben dürften insgesamt wohl gegen 200 Mio. Franken betragen, die zum eigentlichen Baukredit von 568 Mio. Franken hinzukommen. Der Betrag von Fr. 750 Mio., welchen alt Baudirektor Markus Kägi früher einmal genannt und welcher zu einem öffentlichen Aufschrei der Empörung geführt hat, wird also sogar überboten. Markus Kägi war einfach zu ehrlich. Aber zum Glück werden gebundene Ausgaben nicht mit Steuergeld finanziert...?

Die 50. PS-Sitzung geht pünktlich zu Ende, und einmal mehr werde ich mit blumigen Worten verabschiedet. Ich habe mich in dieser Runde immer sehr wohl gefühlt und werde diese Leute vermissen. Hansruedi Blöchliger überreicht mir einen edlen roten

Tropfen aus der Kellerei des Baur au Lac. Das Gespräch dreht sich um meinen eher überraschenden Abgang. Ich halte mich zurück, mache aus meinem Herzen aber auch keine Mördergrube.

Telefongespräch mit HUM

Zuhause sagt mir Kornelia, ich müsse Hans Ueli Meier, dem ehemaligen JVA-Pöschwies-Direktor zurückrufen. Er habe mich offenbar schon mehrfach zu erreichen versucht und jetzt eine Nachricht auf der Combox hinterlassen. Eigentlich erstaunlich, dass sich HUM erst jetzt meldet. Er war immer eine der bestinformierten Personen im Justizvollzugskuchen. Er kannte und verbreitete rasch und zuverlässig Neuigkeiten und Gerüchte aus und in die ganze Schweiz.

HUM ist mir in den schwierigen Zeiten meiner Trennung und Scheidung von Elisabeth beigestanden, und er hat mir geholfen, meine Gedanken zu sortieren. Er gehört zum seltenen Typ Mensch, bei dem man schon von der zweiten Begegnung an das Gefühl hat, man sei mit ihm ewig befreundet. Eine seiner weiteren Fähigkeiten ist manchmal auch irritierend: schickt man ihn in einen Saal mit tausend Menschen, so steht er innert fünf Minuten bei der höchsten, wichtigsten oder berühmtesten Person und unterhält sich mit dieser. Er kann auf jemanden begeistert zugehen und abrupt abdrehen, wenn er jemand Wichtigeren sieht. Das ist zwar gewöhnungsbedürftig, er ist aber auch immer treu, emphatisch, herzlich und lustig. Wenn er will, kann er wohl jeden Menschen für sich gewinnen. Seine ehemaligen Mitarbeitenden trauern ihm noch heute nach.

Als Pöschwies-Direktor hatte er auch stets einen sehr guten Zugang zu den schwierigsten Insassen. Einmal zerriss er eine Justizdirektionsverfügung aus meiner Feder, mit welcher ich einen Hafturlaub abgelehnt hatte, anlässlich einer Direktionsaudienz zusammen mit dem betroffenen Insassen. Es wird sogar behauptet, sie hätten die Verfügung gemeinsam verbrannt.

Der Zug ist da

Ein anderes Mal hatte er es wie so oft mit einem psychisch schwer angeschlagenen Insassen zu tun, der immer und allen sagte, er warte auf den Zug, hier in der Strafanstalt, in seiner Zelle, im Arbeitsraum, überall. Als er wieder einmal darauf insistierte, kam ihm gerade ein Mitarbeiter mit dem grossen Putzwagen auf dem Gang

entgegen. Spontan ging HUM – oder war es einer seiner Mitarbeiter? - mit einem weiteren Mitarbeiter zum Putzwagen, einer stieg auf den Putzwagen, die zwei anderen schoben. Sie imitierten gemeinsam Lokomotivgeräusche inkl. Pfeifen – Tsch tsch tsch tsch – Buhuuup! – und der Lokführer rief: "Ihr Zug ist da, Herr X". Der Insasse habe gestrahlt, und ein Moment lang war alles gut. Ich hätte das gerne miterlebt.

Schiesserei im Weisstannental

Ein spezielles Vertrauensverhältnis hatte HUM zu einem besonders engagierten Abteilungsleiter der alten Schule. Mit ihm hatte er das Alplager im Weisstannental im Sarganserland zu einem festen Bestandteil des Jahresprogrammes gemacht. Gefangene, die sorgfältig dafür ausgesucht wurden, durften unter dessen Leitung zusammen mit einer Gruppe von weiteren Aufsehern zu einem einwöchigen Arbeitseinsatz auf die Alp. Fast immer ist alles gut abgelaufen. Dass die Durchführung dieses Alplagers aber durchaus mit Risiken verbunden war, zeigte ein Vorfall vor sicher mehr als 20 Jahren. Zwei Gefangene hatten sich von ihrer Gruppe entfernt und waren in der näheren Umgebung in eine Alphütte eingedrungen. Dort fanden sie eine Flasche Schnaps, die sie sogleich leerten, und ein Jagdgewehr, zu allem Überduss auch noch die Munition dazu. Angewärmt und beschwingt machten sie dann Schiessübungen, so wie wir es im Militär nicht besser hätten machen können. Die Schüsse alarmierten die Aufseher und alles endete Gott sei Dank glimpflich, natürlich mit sofortigem Abbruch des Lagers für die beiden Sportschützen.

Für seinen treuen Abteilungsleiter war HUM ein verlässlicher Freund. Quasi an dessen Todesbett organisierte er für ihn eine Notheirat, damit dessen Freundin in den Genuss einer Witwenrente kam.

Am Telefon wollte HUM nun von mir wissen, wie es mir geht. Er habe gehört, dass... usw.. Das sei ja schrecklich, ungerecht etc. etc.. Natürlich genoss ich seine Empathie. Ich spürte wieder einmal, dass er meine Arbeit schätzte. Das war nicht immer so. Als ich als junger Generalsekretär unreflektiert alles umsetzte, was immer auch Moritz Leuenberger von mir verlangt hatte, liess HUM mich merken, dass er mich für einen kadavergehorsamen Befehlsempfänger und Vollzugsbeamten im wörtlichen Sinne hielt.

Mit HUM konnte man sehr gut streiten, ohne dass es allzu persönlich wurde. Er liess mich trotz allem immer seine menschliche Wertschätzung spüren.

Sogar Juristen können noch dazulernen

Ein Lieblingsstreitthema zwischen uns war, wenn es um die möglichst frühzeitige bedingte Entlassung aus dem Strafvollzug und die Voraussetzungen dafür ging. HUM argumentierte meist, dass bei einem seiner Meinung nach bedingt zu entlassenden Insassen der Vollzug zwar schwierig und nicht wirklich erfolgreich verlaufen sei und eine gute Prognose kaum gestellt werden könne. Wenn man den Insassen jetzt aber nicht bedingt entlasse, so würde alles nur noch viel schlimmer und der Insasse verschliesse sich definitiv einer allenfalls immer noch möglichen positiven Entwicklung. Als jungem Juristen sträubten sich bei mir angesichts einer solchen Argumentation sämtliche Haare und ich erklärte ihm, dass eine solche Begründung juristischer Selbstmord sei. Er hatte im Ergebnis aber trotzdem fast immer recht. Die Juristerei greift im Justizvollzug oft zu kurz.

Ich lernte von HUM, dass man manchmal vom Ende her denken muss. Er lernte wiederum von mir, solche bedingten Entlassungen juristisch einigermaßen vertretbar begründen zu lassen. Und ich habe nach und nach begriffen, dass zumindest im direkten Umgang mit Menschen die Juristerei nie ein rein deduktiver, logischer und vollständig ergebnisoffener Vorgang sein darf, der zu einem mathematischen Ergebnis führt. Die Juristerei ist vielmehr nur ein Hilfsmittel für eine vernünftige Entscheidungsfindung und -begleitung. Oftmals muss man tatsächlich vom angestrebten und für richtig befundenen Resultat ausgehen. Dies hat auch mit Intuition zu tun. Die Juristerei hat dann die Aufgabe, die nötigen Begründungen für den angestrebten Zweck zu liefern. Sie ist das Mittel, das den Zweck heiligt.

Hans Ueli gehört noch einer anderen Vollzugsgeneration an, obwohl er nur gut zehn Jahre älter als ich ist. Seine Überzeugungen und Haltungen sind tief in den Erfahrungen und Erkenntnissen der Siebziger- und Achtzigerjahre verankert. Je älter ich werde, umso mehr erkenne ich, dass er recht hat und seine Heimat auch meine ist.

System a. A.

Als ich kurz nach dem Zollikerberg-Mord Generalsekretär geworden bin, war Hans Ueli Meier ein ziemlich einsamer Mann. Das System war am Arsch, wie sich ein Kollege

auszudrücken beliebte. Die ganze Welt meinte zu wissen, dass unser bisheriger Strafvollzug auf den Misthaufen gehöre. Er aber wusste und hielt daran fest, dass es viel Gutes zu bewahren und noch mehr weiter zu entwickeln gibt. Er hat trotz grosser Anfeindungen und wenig politischer Unterstützung bis 1997 als Strafanstaltsdirektor durchgehalten, bis der tragische Zollikerberg-Mord politisch und strafrechtlich aufgearbeitet war.

Moritzens taktische Meisterleistung

Moritz Leuenberger hatte unter starkem politischem Druck den Auftrag erteilt, gegen alle beteiligten Justizpersonen (Hans Ribi, Ernst Weilenmann, Hans Ueli Meier, Wolfgang Buck und den Psychologen H.) ein Strafverfahren durchzuführen. Leuenberger selber blieb aber strafrechtlich unbehelligt und wurde während dieser Zeit sogar Bundesrat. Wahrlich eine taktische Meisterleistung! Und nebenbei konnte er Hans Ueli auch dafür gewinnen, an seiner grossen Bundesratsfeier den Tafelmajor zu übernehmen. Das soll ihm einer mal nachmachen!

1996 bis 1998 führte der St. Galler Staatsanwalt und nachmalige Richter am Bundesstrafgericht in Bellinzona Andreas Keller als ausserordentlicher Staatsanwalt für den Kanton Zürich die Strafuntersuchung gegen diejenigen Personen, welche für die Urlaubsgewährung für Erich Hauert verantwortlich waren. Ich habe mitgeholfen, ihn auszusuchen.

Keller war zuerst uns allen gegenüber sehr misstrauisch, merkte aber bald, dass der Zürcher Justizvollzug vorbehaltlos kooperierte. Wir hatten auch nichts zu verbergen. Letztlich wurde dem alten System der Prozess gemacht. Das Verfahren endete mit einem Freispruch für alle Angeklagten, zuerst vor Bezirksgericht, dann vor Obergericht mit Urteil vom 25. März 1999¹⁸⁷. Es war dabei aber klargeworden, dass in Bezug auf den Umgang mit Hochrisikotätern für das alte System durchaus Handlungs- und Entwicklungsbedarf bestand. Diese Erkenntnis ist u.a. auch ein Verdienst von Andreas Keller.

Für die Opferfamilie war es sicher kaum ein Trost, dass es in einem separaten Staatshaftungsprozess zu einem unpräjudiziellen Vergleich zwischen dem Staat

¹⁸⁷ Der Fall Hauert und seine Folgen (Weltwoche vom 14.3.2019, Sonderheft Justizvollzug heute), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Zürich und der Opferfamilie mit einer hohen Genugtuungszahlung gekommen ist. Der Kanton Zürich anerkannte eine moralische, aber keine rechtliche Verpflichtung gegenüber der Opferfamilie¹⁸⁸.

Der Anwalt der Opferfamilie war übrigens Attilay Ileri, mit welchem Moritz Leuenberger früher im selben Anwaltsbüro zusammengearbeitet hatte.

¹⁸⁸ KR-Nr. 94/1997 (Geldzahlung im Mordfall Hauert), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. Hierbei handelt es sich aber nur um eine erste frühe Tranche.

7. November 2019: Abschiedsapéro Kadertag im Au Premier

Krawatten ver/bindern, Fliegen grenzen ab.

*Eine Abschiedsrede über Zuversicht und Sorge. Gute Leute, gute Leute, gute Leute.
Jörg Frauenfelder.*

Prognosen und Wahrscheinlichkeiten. In dubio pro securitate vs. in dubio pro libertate.

In dubio pro libertate!

Anfang November findet jeweils der Kadertag des JuV statt. Die Teilnehmer:innen gehören dem oberen und obersten Kader des Amtes an. In der Regel sind das ca. 60 bis 80 Leute. Für mich ist es immer ein wichtiger Tag mit vielen Begegnungen gewesen. Dieses Jahr komme ich nur zum Apéro. Damaris Reichen, die neue Chefsekretärin, hat hierfür im Au Premier im Hauptbahnhof im Jägerstübli reserviert. Ich komme auf die Minute pünktlich. Man will ja als Halbpensionierter nicht den Eindruck erwecken, man habe sonst nichts zu tun. Auf dem Weg zum Lift begegne ich Andreas Naegeli. Wir freuen uns, uns zu sehen. Wir waren immer auch über unsere Krawatten verbunden. Oftmals wählten wir unabhängig voneinander dieselbe Farbe aus, wir waren die einzigen, die fast immer Krawatte trugen. War es seltenerweise einmal nicht der Fall, so mussten wir uns nicht vorgängig absprechen, wir kamen einfach beide ohne Krawatte. So auch heute. Andreas sagt mir schmunzelnd, er habe angenommen, ich trage für diesen Anlass keine Krawatte. So ist es.

Für mich signalisierte die Krawatte unter Verwaltungschefs und gegenüber Regierungsrät:innen immer: "Du musst Dir keine Sorgen machen, ich bin angepasst, ok und mache keine Lämpen." Der Fliegenträger als Variante signalisiert: "Ich kenne die Etikette, bin aber nicht ganz so angepasst, ich bin ein Individualist, kreativ und innovativ." Heute besteht die Uniform mehrheitlich aus Hemd, oft weiss, keine Krawatte, aber mit Jackett, darf auch etwas zerknittert sein, nicht aber das Hemd, das gehört sich gebügelt. Bluejeans-Hosen sind eher verpönt. Andreas hat eine neue Brille, die ihm gut steht.

Im Jägerstübli sind schon ziemlich viele Kaderleute versammelt, es gibt Prosecco, Weiss-, Rotwein, Bier, Organgenjus oder Mineral und kleine Häppchen. Ich kläre den

Ablauf mit meinem Nachfolger. Er ist wie immer dankbar, dass er nicht viel sagen muss. Ich habe eine Abschiedsrede vorbereitet¹⁸⁹. Ich will sie so rasch wie möglich hinter mich bringen:

"Liebe Kolleginnen und Kollegen

Liebe Mitarbeitende

Ich bin sehr froh, dass ich die Gelegenheit habe, mich in diesem Rahmen von Euch zu verabschieden. Ich möchte mich als ehemaliger Amtschef an Euch richten. Ich habe in der zusätzlichen freien Zeit, die mir seit Anfang Oktober geschenkt worden ist, über vieles nachgedacht, rekapituliert, analysiert, antizipiert, einfach nachdacht eben. Zwei Gedanken, eigentlich vor allem auch zwei Gefühle, stehen für mich im Vordergrund: Zuversicht und Sorge.

Zuversicht:

Ich habe grosse Zuversicht, dass sich das Amt gut weiter entwickeln wird, dass die angestossenen Projekte und Entwicklungen weitere Verbesserungen bringen werden. Diese Zuversicht habe ich – wegen Euch allen. Ihr arbeitet als Kader jeden Tag mit grossem Engagement und Professionalität für unsere Klient:innen, zusammen mit Euren Kolleginnen und Kollegen und Arbeitspartner:innen. Dank Euch ist der Zürcher Justizvollzug schweizweit führend. Dank Euch werden wir die grossen Herausforderungen der Zukunft bewältigen.

Wir haben schon immer hervorragende Leute gehabt. Darum ist es kein Zufall, dass wir heute so gut aufgestellt sind. Im Zusammenhang mit verschiedenen Veranstaltungen in der letzten Zeit könnte man den Eindruck bekommen, alle diese positiven Entwicklungen und Leistungen der letzten Jahre und Jahrzehnte seien in erster Linie der Zürcher Forensik zu verdanken. Wir verdanken ihr tatsächlich sehr viel, anderen Leuten aber ebenso. Und darauf möchte ich heute zur Abwechslung fokussieren:

Ich gehe dabei weiter zurück als Ihr es vielleicht erwartet: Es gibt nämlich ein gefestigtes Narrativ zu korrigieren: es ist nicht so, dass vor 1994 alles schlecht

¹⁸⁹ Ich habe vieles aus dieser Rede teilweise wörtlich in meinem Artikel für die Zeitschrift Seelsorge und Strafvollzug, Nr. 4 / Juli 2020 übernommen. Er ist auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

gewesen ist und man wegen dem schrecklichen Zollikerberg-Mord den Strafvollzug hat neu erfunden müssen. Ich habe im März 1994 bei meinem Amtsantritt als Generalsekretär der Justizdirektion vielmehr einen bereits sehr gut funktionierenden Strafvollzug angetroffen. Der damalige Direktor der Strafanstalt Regensdorf Hans Ueli Meier hat bereits in den Achtzigerjahren mit einem wegweisenden Modellversuch¹⁹⁰ noch in der alten Strafanstalt die Grundlagen für die neue JVA Pöschwies gelegt. Von ihm stammen alle Konzepte der ersten Stunde, alles, worauf wir aufgebaut haben¹⁹¹. Damals wie heute ist die Wiedereingliederung ein zentrales Thema gewesen. Und ich behaupte, dass in den Achtzigerjahren die Grundlage für unser Verständnis und unser Bild für einen menschenwürdigen Justizvollzug geschaffen worden ist.

Grosse Justizvollzugsfiguren wie der langjährige Generalsekretär Hans Ribi und sein Stellvertreter, der legendäre Ernst Weilenmann, haben sich für ein Menschenbild und einen Vollzug eingesetzt, welche auch heute noch nachhaltig wirken: menschenfreundlich, wohlwollend, konsequent und konsequent auf Wiedereingliederung ausgerichtet. Möglicherweise ist man damals sogar in einem wichtigen Punkt weiter gewesen als heute: die Heimkampagne der Siebzigerjahre hat eine breite Diskussion über Sinn und Zweck von Anstalten und Gefängnissen ermöglicht. Heutzutage diskutiert man nur noch darüber, wie viele zusätzlichen Gefängnisplätze es braucht. Radikalreformer werden als Utopisten oder Spinner abgetan.

¹⁹⁰ Das Instrument des Modellversuchs ist eine Förderungsmassnahme des Bundesamtes für Justiz zur Weiterentwicklung des Justizvollzugs. Das Bundesamt für Justiz beteiligt sich bei Modellversuchen an den anfallenden Kosten mit einem von ihm festgelegten Kostenschlüssel. Der Zürcher Justizvollzug hat mehrfach und mit Erfolg diese Chance genutzt, um wichtige Veränderungen in Gang zu setzen, und damit den gesamten Schweizer Justizvollzug verändert.

Vom Bundesamt für Justiz bewilligte und mitfinanzierte Modellversuche des Zürcher Justizvollzuges sind die folgenden:

- Gruppenvollzug in der Kantonalen Strafanstalt Pöschwies (1988–1995)
- Halbgefangenschaft Winterthur, verlängerte Halbgefangenschaft im Kanton Zürich (1993–1998)
- Gemeinnützige Arbeit in verschiedenen Kantonen (BE, LU, VD, ZH) (1993–1995)
- Gemeinnützige Arbeit unter den neuen GA-Modalitäten (1996–1999)
- Lernprogramm als neue Interventionsform in der Strafjustiz (1999–2003)
- Therapieevaluation und Prädiktorenforschung (2000–2005)
- Bildung im Strafvollzug, Machbarkeitsstudie im Gefängnis Affoltern a.A. (2007–2010)
(Dieses Projekt wurde von der Stiftung Drosos finanziert.)
- Risikoorientierter Sanktionenvollzug (LU, SG, TG, ZH) (2010–2013).

¹⁹¹ Siehe „Neues Strafvollzugs-Konzept in Regensdorf“ (SF Schweiz aktuell vom 22.11.1992, als Link auf meiner Website aufgeführt).

Zweifelloos hat man bis 1993 allzu stark nur den Wiedereingliederungsaspekt und weniger die Rückfallgefahr und den Opferschutz berücksichtigt. Das hat sich mit dem Zollikerberg-Mord radikal geändert. Von einem Bruch würde ich aber trotzdem nicht sprechen. Auch nicht davon, dass seither kein Stein auf dem anderen geblieben sei¹⁹². Es ist vielmehr mit dem Risikofokus ein neues, sehr wichtiges Geschäftsfeld hinzugekommen. Interdisziplinäres Zusammenarbeiten wurde überall verstärkt, und es wurde der sog. Fachausschuss, heute "Fachkommission zur Überprüfung der Gemeingefährlichkeit von Straftätern" gegründet. Dieses Gremium ist interdisziplinär mit Vertretungen aus Strafverfolgung, Gerichten, Forensik und Justizvollzug zusammengesetzt. Gründungsväter waren Moritz Leuenberger, Marcel Bertschi und ein wenig auch ich selber. Vielleicht heisst es heute deshalb nicht mehr Fachausschuss, weil ich einmal an einer wichtigen Versammlung aus Versehen Fachausschiss gesagt habe.

Kaum gross genug einschätzen kann man den Einfluss des unvergessenen Jörg Frauenfelder, seit Anfang der Neunzigerjahre Chef des Sozialdienstes der Justizdirektion¹⁹³. Jörg hat sein Amt mit einem interdisziplinären und auf ganzheitliche Wirkung ausgerichteten Verständnis geführt. Juristen – auch mich – hat er damals damit geradezu verschreckt. "Was masst sich der an, in mein Gärtchen hineinzutreten", haben viele gedacht. Doch seine Ideen, z.B. diejenige der durchgehenden Fallführung, haben sich durchgesetzt. Er ist auch der Ziehvater und Mentor des jungen Andreas Werren geworden.

Der Zürcher Justizvollzug wäre sicher nicht das geworden, was er ist, wenn es Jörg Frauenfelder nicht gegeben hätte. Jörg wurde aber nach der grossen Justizvollzugsreorganisation und der Gründung des neuen Amtes von vielen altgedienten

¹⁹² Das sah ich 2012 noch anders, in: Schweizerische Arbeitsgruppe für Kriminologie (SAK), Strafsystem und Öffentlichkeit: Zwischen Kuscheljustiz und Scharfrichter; Band 29, Vollzugslockerungen im Spannungsfeld zwischen Medien, Politik und Fachlichkeit, S.194, Bern 2012.

¹⁹³ Jörg Frauenfelder war sein ganzes Leben mit viel Tempo unterwegs, beruflich und privat. Einmal fuhr er mit seinem Velo mit Vollgas eine Unterführung hinunter und krachte mit einem entgegenkommenden Velo in der Mitte zusammen. Ein anderes Mal hatte er einen Schlittelfall. Er hat sich mit 60 vorzeitig pensionieren lassen und wollte nochmals mit einer eigenen Firma durchstarten, als er die Krebsdiagnose bekam. Er erholte sich relativ rasch, aber ein Rückfall führte zu einem raschen Ende. Seine Angehörigen, Freundinnen und Freunde, Arbeitspartnerinnen und -partner nahmen von ihm in der Kirche Enge Abschied anlässlich eines berührenden Gedenkanlasses zu seinen Ehren mit Musik aus verschiedenen Ländern.

Sozialarbeitenden schon fast als Verräter an der Sozialarbeit gebrandmarkt. Viele sahen damals im Strafrecht den eigentlichen Feind, den es zu bekämpfen galt. Sozialarbeit durfte ausschliesslich unterstützend und keinesfalls und niemals kontrollierend, überwachend oder gar repressiv sein. Jörg führte aber mit seinem Projekt "Union" die begleitende, unterstützende Sozialarbeit mit gewissen Kontrollfunktionen der Führungsaufsicht zusammen. Die damaligen Anfeindungen haben Jörg schwer getroffen.

Die JVA Pöschwies hat sich mit eigener, innerer Innovationskraft weiterentwickelt. Sie hat auch immer grosse Direktoren gehabt, nach Hans Ueli Meier kamen Ueli Graf und Andreas Naegeli. Bei allen von ihnen verantworteten Veränderungsprozessen war und ist von grösster Bedeutung, dass die Kontinuität im Geschäftsgang von engagierten und sachkundigen Praktiker:innen mit Blick für das Machbare sichergestellt war und ist. Dies war mit einem Klaus Büttikofer, Thomas Erb und Jules Baumann und anderen Leistungsträgern in der JVA Pöschwies immer garantiert. Ähnliches gilt für die Amtsleitung und ihren Stab, welche oft im Mittelpunkt von Veränderungen standen: was und wo wären wir heute ohne meinen lieben Kollegen Florian Funk, Chef des Stabsrechtsdienstes, der im ganzen Durcheinander immer wieder Ordnung und Übersicht hergestellt hat.

Eine völlig eigenständige Entwicklung mit schweizweiter Strahlkraft hat das Massnahmenzentrum Uitikon gemacht. Das MZU hat ebenfalls das Glück gehabt, durch grosse, innovative und tatkräftige Direktoren geführt worden zu sein. Ich denke an Victor Gähwiler, und natürlich an Michael Rubertus, den eigentlichen Erbauer und Erneuerer des neuen MZU¹⁹⁴, und jetzt Gregor Tönnissen. Auch hier gilt: mit einem Peter Müller oder einer Dorothea Bieler hat das MZU immer Leute auf der nächsten Führungsstufe gehabt, welche in allen Stürmen entscheidend mitgeholfen haben, das Schiff auf Kurs zu halten.

Der schon erwähnte Sozialdienst der Justizdirektion ist nicht nur zum Nukleus der neuen Bewährungs- und Vollzugsdienste, sondern auch des JuV geworden.

¹⁹⁴ Ein früher Erneuerer der alten Arbeitsziehungsanstalt (AEA) war Ueli Merz, welcher in den Achtzigerjahren als Direktor der AEA Uitikon wirkte. Ich habe ihn erst später kennengelernt.

Ein aus Reihen der BVD angestossenes Projekt hat schweizweite Bedeutung erlangt: Das System des Risikoorientierten Sanktionenvollzugs - ROS. Klaus Mayer, Alex Schilling und Daniel Treuthardt und viele andere haben dieses überhaupt erst ermöglicht. Ohne Leute wie Heidi Hollenweger¹⁹⁵, Cornelia Koller¹⁹⁶ und Renate Anastasiadis wäre gar nichts gegangen.

Die Gefängnisse haben sich ebenfalls eigenständig weiterentwickelt. Auch hier gilt es vorab ein Narrativ zu korrigieren: es ist nicht so, dass sich die Untersuchungshaft als Veränderungs- und Entwicklungsthema erst auf Druck von Medien und Politik hin ergeben hat. Eine wichtige Rolle haben die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF) und das Schweizerische Kompetenzzentrum für Menschenrechte (SKMR) gespielt. Diese beiden haben ihre kritischen Berichte zur Untersuchungshaft bereits 2014 abgeliefert, noch zur Regierungszeit von Martin Graf. Die UGZ und die Geschäftsleitung JuV haben hierauf die Weiterentwicklung der Untersuchungshaft als neuen Entwicklungsschwerpunkt aufgenommen und schon an einem der ersten Amtsrapporten mit Jacqueline Fehr traktandiert. Die neue Justizdirektorin hat dieses Thema mit dem ihr eigenen politischen Instinkt sofort auf ihre Agenda gesetzt. Es war aber nie nötig, uns dazu zu prügeln, man rannte bei uns offene Türen ein. Das Mehrphasen-Modell für die Untersuchungshaft ist genuin ein Projekt der UGZ, ursprünglich von Markus Eppele und dann von Roli Zurkirchen¹⁹⁷ vorangetrieben.

Selbstverständlich: der Einfluss der Forensik auf das JuV ist ausserordentlich gross. Mir scheint aber, dass heute unnötigerweise ein Kampf um die Frage gefochten wird: Wer hat die Deutungshoheit? Ich sage, wir – sorry, jetzt muss ich sagen – Ihr alle zusammen habt gemeinsam die Deutungshoheit. Die Experten und Fachleute

¹⁹⁵ In der Zeit des Austritts von Ueli Locher bis zum Amtsantritt von Hans-Jürg Patzen vom April bis November 2007 führte Heidi Hollenweger die BVD. Sie tat dies mit Umsicht, grosser Kompetenz und menschlicher Reife. Es ist vor allem ihr zu verdanken, dass die BVD diese Übergangszeit trotz schwieriger Rahmenbedingungen gut bewältigt haben. Heidi Hollenweger hat damit sehr gute Voraussetzungen für den Amtsantritt von Hans-Jürg Patzen geschaffen.

¹⁹⁶ Sehr bemerkenswert ist auch ihre im Rahmen des Executive Master of Public Administration eingereichte Projektarbeit „Leistungs- und Wirkungsindikatoren für den Strafvollzug im Kanton Zürich (Universität Bern, 28.11.2008; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

¹⁹⁷ In dieser Rede vergessen gegangen ist Rudolf Georg Hablützel. Umso wichtiger, ihn hier zu erwähnen: Was wären die alten GKZ bzw. neuen UGZ und VEZ ohne ihn gewesen! Ruedi war als Stabschef GKZ von 1995 bis zu seiner Pensionierung Ende Februar 2020 immer das juristische Gewissen und die lebende Datenbank für die Zürcher Gefängnisse.

Justizvollzug, Aufseherinnen und Betreuer genauso wie die Sozialpädagogen, Sozialarbeitenden, Seelsorgenden, Ärztinnen und Psychiater, Forensiker und Juristinnen und viele andere mehr. Diese gemeinsame Verantwortung will die GL JuV gemeinsam konsequent weiterentwickeln. Gut so!

Sorge

Meine Sorgen drehen sich nicht um betriebliche Reformen, neue Hauptabteilungen oder andere organisatorische Weiterentwicklungen. Organigramme sind rasch neu gezeichnet und noch rascher wieder geändert. Wir haben so viele gute Leute, dass nötige Anpassungen jederzeit und zeitnah möglich sind.

Meine Sorge ist vielmehr eine inhaltliche. Gerade in diesen Tagen befassen sich viele Kommentare mit diesem Thema im Nachgang zum Brian-Carlos-Prozess. Es geht um die immer stärkere Betonung des Präventionsgedankens.

Das klassische Strafrecht bestraft einen Straftäter für eine begangene Straftat. Der Verurteilte verbüsst die Strafe. Der Justizvollzug bemüht sich, ihn möglichst gut auf die Freiheit und Wiedereingliederung vorzubereiten. Im modernen Strafrecht unserer Tage spielen Legalprognose, Rückfallgefahr und Opferschutz, der Blick in eine ungewisse Zukunft also, eine immer grössere Rolle. Eine Grundsatzproblematik besteht aber darin, dass die wichtigsten Errungenschaften des rechtsstaatlichen Strafrechts offene, transparente, für den Beschuldigten gut nachvollziehbare Verfahren und Prozesse, umfassendes rechtliches Gehör und natürlich vor allem die Rechtssicherheit sind. Genau diese Werte kann aber ein auf die Frage der Legalprognose fokussiertes Verfahren nicht ohne weiteres gewährleisten. Es sollte jedoch für den Beschuldigten immer voraus- und absehbar sein, mit welcher Sanktion er schlimmstenfalls zu rechnen hat, wie lange diese maximal dauert, wie er sich verhalten muss, damit er möglichst bald wieder auf Bewährung probeweise entlassen werden wird.

Das klassische Strafrecht garantiert Transparenz, Voraussehbarkeit und Rechtssicherheit. Im klassischen Strafvollzug weiss der Verurteilte jederzeit, wie er sich zu benehmen hat, damit ihm Wohlverhalten attestiert werden kann. All das ist im Massnahmenrecht und insbesondere bei der Verwahrung im Hinblick auf mögliche Vollzugslockerungen und die Entlassung aus dem Vollzug aber eben genau nicht oder

höchstens nur ansatzweise gegeben. Allzu Vieles bleibt für den Verurteilten unklar, nicht abschätzbar und ungewiss, und zwar fast immer zu seinen Lasten.

Wirklich berührt hat mich vor einigen Jahren der Brief eines Insassen. Er hat mir verzweifelt geschrieben: "Was muss ich um Himmels Willen denn machen, damit ich nochmals eine Chance bekomme? Entweder wirft man mir mangelnde Kooperation oder dann wieder Überanpassung vor. Aber ich will doch einfach nur alles tun, was nötig ist und man von mir verlangt. Was also muss ich tun, damit man mir Glauben schenkt und ich nochmals eine Chance bekomme?"

Bei der Legalprognose geht es nicht allein darum, was der Straftäter gemacht hat, sondern vor allem auch, ob und welche Straftat er in Zukunft allenfalls begehen könnte. Sind schwerste Delikte begangen worden und drohen diese auch für die Zukunft, so ist das nachvollziehbar oder gar zwingend. Wir sind heute aber an einem Punkt angelangt, wo in Erwägung gezogen wird, einen 24jährigen Straftäter, welcher bis anhin niemanden wirklich schwer verletzt hat, zu verwahren. Ich habe zwar darauf vertraut, dass das Gericht auch im Fall Brian (= Carlos) nach Recht und Gesetz entscheiden wird. Wie lange werden die Gerichte aber dem immer grösser werdenden Druck von Öffentlichkeit, Medien und Politik noch standhalten können?

Vorgestern hat es im Dienstagsclub im Schweizer Fernsehen Ständerat und Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch auf den Punkt gebracht¹⁹⁸: Wenn etwas Schlimmes passiert ist, wird sich die öffentliche Meinung nie mit statistischen Wahrscheinlichkeiten und richtigen Prognosen mit falschem Ausgang abspeisen lassen. Ich meine dazu: genau da fängt die intellektuelle Unredlichkeit an: Wenn wir uns auf das wissenschaftliche Feld der Prognostik begeben, so müssen wir auch akzeptieren, dass eine zu 90% positive Prognose statistisch nichts anderes heisst als: in 100 vergleichbaren Fällen passieren 10 Rückfälle! Und wir müssen in diesen 10 Fällen bereit sein, dafür hinzustehen, und unser Tun und Lassen begründen und verteidigen.

Beim zweiten Thema, welches mir Sorge bereitet, geht es um einen Grundsatz, den ich selber immer wieder postuliert habe: In dubio pro securitate. Im Zweifel für die

¹⁹⁸ Der Fall Carlos: Das grosse Versagen (Club SRF vom 5.11.2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Sicherheit. Man kann mir vorwerfen, dass ich erst jetzt nach meinem Abgang als Amtschef auf dieses Problem aufmerksam mache. Es ist aber schlicht und einfach so, dass die Verantwortung eines Justizvollzugschefs unter der bleiernen Last der Rückfallgefahr eine andere ist als die eines Pensionierten ohne jede Organisationsverantwortung. Das ermöglicht mir eine etwas andere, offenere Sichtweise.

Ein Verwahrter ist gemäss Art. 64a Abs. 1 Strafgesetzbuch zu entlassen, "sobald zu erwarten ist, dass er sich in der Freiheit bewährt." Wenn aber jede Unklarheit welcher Art auch immer zu Lasten des Verwahrten geht, wenn man mit dem Grundsatz "Im Zweifel für die Sicherheit" im Kopf die bedingte Entlassung beurteilt, so wird der durchaus vorhandene gesetzliche Spielraum mit Sicherheit nie zugunsten des Verwahrten ausgelegt. Und das ist, es tut mir leid, eine weitere intellektuelle Unredlichkeit, bei welcher ich bisher immer mitgemacht habe.

Für Vollzugslockerungen oder gar Freilassung eines ursprünglich gefährlichen Insassen ist bekanntlich immer eine Güterabwägung zwischen dem Risiko, welches der Verwahrte für die Öffentlichkeit allenfalls immer noch darstellt, und dem Eingriff in seine Grundrechte vorzunehmen. Die Legalprognose und das Verhältnismässigkeitsprinzip spielen dabei eine zentrale Rolle. Die Aussage "in dubio pro securitate" stellt klar, dass immer die Sicherheit vorgeht.

Wieso soll es aber so klar sein, dass im Rahmen des gesetzlichen Ermessensspielraums immer zu Ungunsten des Verwahrten entschieden wird?

Der Grundsatz in "in dubio pro libertate" bezieht sich wie der absolut fundamentale Grundsatz "in dubio pro reo" immer nur auf die Sachverhaltserstellung. Nur wenn der tatbestandsmässige Sachverhalt zweifelsfrei erstellt ist, darf darauf zu Ungunsten des Verurteilten oder Angeklagten abgestellt werden. Der "in dubio pro"-Grundsatz darf sich niemals auf die rechtliche Würdigung des Sachverhalts beziehen.

Mit anderen Worten: bleiben bei der Gefährlichkeitsabklärung erhebliche Zweifel betreffend die Gefährlichkeit des Verurteilten bestehen, so muss dies im Sinne von "In dubio pro securitate" gewürdigt werden. Nur wenn die zweifelsfreie Erwartung besteht, er werde sich in der Freiheit bewähren, ist eine Vollzugslockerung zulässig. Ist diese Erwartung aber forensisch bestätigt, so wird man auch einem Verwahrten, der mit einem abscheulichen Verbrechen grosse mediale Aufmerksamkeit erregt hat, eine

Vollzugslockerung und in letzter Konsequenz die bedingte Entlassung gewähren müssen. Und dies selbst dann, wenn ein kleines Restrisiko bleibt.

Ich höre schon den Einwand, der Verwahrte müsse doch deshalb stets das Nachsehen haben, weil er eine schwere Straftat begangen und damit der schuldige Teil sei. Das potentielle künftige Opfer sei aber völlig unschuldig. Das mag zwar in einer weit verbreiteten Denkweise als richtig erscheinen. In der Logik des Strafrechts – und es ist nach geltendem Recht das Strafrecht, das diese Frage zu regeln hat – ist der Verwahrte pro futuro aber genauso unschuldig wie ein potentielles künftiges Opfer¹⁹⁹. Er hat nämlich seine Strafe verbüsst, der Schuldausgleich hat stattgefunden. Ich wiederhole: er gilt im Sinne des Strafrechts im Hinblick auf die Zukunft genauso als unschuldig wie (s)ein potentielles Opfer. Er hat – dies muss man dreimal unterstreichen – grundsätzlich die genau gleichen Rechte wie das potentielle Opfer. Während bei ihm eine Einschränkung – oder soll man sagen "Verletzung" - seiner Rechte die zwingende Folge einer fortdauernden Verwahrung ist, ist die Rechtsverletzung des potentiellen künftigen Opfers eine rein hypothetische, welche nicht zwingend eintreten muss, hoffentlich nicht eintritt. Hier setzen eben nun die Prognostik und Wahrscheinlichkeitsberechnungen ein. Die Schuldfrage in Bezug auf ein zurückliegendes Delikt hat hier keinen Platz.

Wenn man dem Verwahrten ein "Sonderopfer" zumutet, so müssen ihm zum Ausgleich zumindest bessere Haftbedingungen gewährt werden. In der Fachdiskussion, welche ich hier nicht vertiefen kann, wird das sog. Abstandsgebot postuliert: es soll für den Verwahrten im Sinne von Haftverbesserungen ein Abstand zum normalen Strafregime bestehen. Der Verwahrte soll bessere Haftbedingungen haben als im Strafvollzug.

In Rahmen der Rechtsauslegung und -anwendung gibt es meines Erachtens nur eine strafrechtlich richtige, intellektuell redliche Lösung:

In dubio pro libertate – im Zweifelsfall für die Freiheit!"

¹⁹⁹ Letztlich kollidieren hier die Wahrscheinlichkeit eines Rückfalles mit der Unschuldsvermutung. Letztere bezieht sich zwar grundsätzlich nur auf eine begangene Tat, gleichwohl ist es rechtsstaatlich unbefriedigend, dass sie durch die Prognostik völlig ausgehebelt wird.

Der Applaus ist wohlwollend. Mein Nachfolger lobt mich: "Chapeau, Du hast uns da in einem für Deine Situation ungewöhnlichen Abstraktionsgrad und Niveau sehr wichtige Dinge gesagt. Das müssen wir unbedingt bei unseren weiteren Entwicklungsarbeiten berücksichtigen. "In dubio pro libertate! Also wirklich!"

Er schenkt mir namens der Geschäftsleitung JuV einen Gutschein für ein neues iPad Pro, weil ich mein altes dienstliches Ende Mai 2020 abgeben muss. Und ohne einen iPad kann man sich heutzutage das Leben ja kaum mehr vorstellen, auch nicht mein Leben nach dem Justizvollzug.

11. November 2019: Mit dem Generalsekretären-Kollegium im Glockenhof

Maibummel und Martini-Mahl. Regierungsrätinnen wechseln Generalsekretäre öfter aus. Hans Ribis alte Schule; vermisste Kuralien.

Smart working. Die seltsamen Postverteilungsmethoden des Professors Dr. Ernst Buschor.

Die Herrscher des 4. Stockes. Der Finanzausgleich: ein Buch mit acht Siegeln. Wahlen mit Müllereien. Genug aalglatte Bürschchen. Der sehr überzeugende Dr. Bruno Lang; ein perfekt eingespieltes Dreierteam.

Immer die fähigsten Frauen, Teilzeitarbeit sei Dank.

Nachfolgende Generalsekretär:innen. J1 + J2 = - CZ.

Die populärste Regierungsrätin: Hedi Lang for ever; Mario Fehrever. Ho – Ho – Ho. Ein Jäger als Opfer; Hähninnen-Kampf. Der Numismatiker vom Geschworenengericht. Eine Bildungsdirektorin hinterlässt Spuren. Die Nachfolger:innen von Gottfried Keller. Der Datenschützer.

Maibummel und Martini-Mahl

Zwei Mal im Jahr treffen sich alle aktuellen, ehemaligen und alt Generalsekretär:innen, ein erstes Mal zum Maibummel und das andere Mal im November zum Martini-Mahl. Der oder die jeweils amtsjüngste Generalsekretär:in ist Obmann/frau des Kollegiums und organisiert alles. Dieses Jahr ist eine Führung im Kriminalmuseum der Kantonspolizei vorgesehen. Anschliessend sitzen wir zum Nachtessen im Glockenhof an der Sihlstrasse zusammen.

Die Unterscheidung zwischen *alt* Generalsekretär und *ehemaligem* GS war früher sehr wichtig. Wehe, man verwechselte hier etwas bei der Nachführung der Mitgliederliste! Alt GS ist, wer im Amt pensioniert worden ist, ehemalig, wer vor Erreichen des Pensionsalters ausgeschieden ist, aus welchen Gründen auch immer. Alt ist also ehrwürdiger als ehemalig. Darum sind in der aktuellen Adressliste wohl vorsichtshalber gleich mal alle nicht mehr Aktiven als *alt* aufgeführt.

Im ehrenwerten Kollegium der Generalsekretär:innen waren bis in die Zweitausenderjahre etliche Amtsinhaber vertreten, die bereits vor meinem Amtsantritt pensioniert worden waren. Damals habe ich als noch nicht Vierzigjähriger gerne gescherzt, dass ich durch meine Präsenz das Durchschnittsalter der Anwesenden auf 85 herunterdrücke. In der aktuellen Mitgliederliste, die mir vorliegt, ist kein einziger mehr aufgeführt, welcher gänzlich vor meiner Zeit tätig gewesen wäre. Einer dieser Kategorie war Peter Veleff, der im April 2020 im Alter von 94 Jahren verstorben ist. Er war ein sehr interessanter Gesprächspartner. Er war ursprünglich Bezirksanwalt, stellvertretender Geschäftsleiter in Zürich und damals damit auch zuständig für die Aufsicht über das Bezirksgefängnis Zürich. Später wurde er Generalsekretär der Militärdirektion. Er war Oberstleutnant, wirkte zudem als Generalsekretär der Schweizer Delegation in der Neutralen Überwachungskommission für den Waffenstillstand in Korea und 1967 nach dem Sechstagekrieg in Israel als Delegierter des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes in Jerusalem. Er hat sich intensiv mit der neueren schweizerischen Militär- und Spionagegeschichte befasst und dazu Bücher geschrieben, z.B. „Spionageziel Schweiz? Die Geheimdienste der DDR und deren Aktivitäten in der Schweiz“ (Zürich 2006). Im Rahmen seiner Nachforschungen führte er mit einem Dutzend ehemals hochrangiger Offiziere des DDR-Auslandspionagedienstes und des DDR-Armeenachrichtendienstes Gespräche, woraus sich nach seinen eigenen Angaben teilweise auch Freundschaften entwickelten. Es wurde ihm dann auch prompt zum Vorwurf gemacht, seine Untersuchung sei zu einseitig zugunsten der damaligen Verantwortlichen ausgefallen²⁰⁰. Es ist andererseits absolut nachvollziehbar, dass hohe Offiziere und Staatsbeamte auch unterschiedlicher Regimes viele Gemeinsamkeiten haben, welche sie untereinander mehr verbindet als sie es mit manchem Bürger ihres eigenen Landes sind.

O tempora o mores! Früher war der Wechsel von aktiv GS zu alt GS normal, heute ist es die Ausnahme. Ich war 1994 GS geworden und war bereits nach wenigen Jahren einer der amtsältesten. Etliche Kollegen wurden in den letzten 25 Jahren, die ich ganz gut überblicke, vorzeitig und gegen ihren Willen ausgewechselt. Viele ihrer Vorgänger waren Jahrzehnte lang Direktionssekretäre, wie z.B. Ulrich Hardmeier, unter welchem

²⁰⁰ Vgl. Die DDR-„Abschöpfkontakte“ in Bern (NZZ vom 11. Juni 2006), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

zahlreiche Finanzdirektoren gedient hatten. Sein Nachfolger Daniel Wettstein wurde bereits nach einigen Jahren abgelöst. Vorzeitig ausgewechselt wurden auch Arnold Hassler (Erziehungs- bzw. Bildungsdirektion), Herbert Brütsch (Gesundheitsdirektion), Georges Elser (Volkswirtschaftsdirektion), Thomas Hodel (Baudirektion), Christian Zünd (Direktion der Justiz und des Innern). Aus organisatorischen oder anderen Gründen wie Wechsel in eine andere Stelle zurückgetreten sind Martin König (Militärdirektion), Peter Holenstein (Fürsorgedirektion), Hans Birchler (Direktion des Innern), Marianne Dietrich (Baudirektion), Thomas Manhart (Direktion der Justiz und des Innern), Caroline Brüesch (Volkswirtschaftsdirektion), Hans Schibli (Finanzdirektion), Bruno Aebischer (Volkswirtschaftsdirektion). Wirklich lange im Amt geblieben und pensioniert wurden – nacheinander - Rolf Steiger und Hans-Peter Tschäpeler, beide Generalsekretäre der Sicherheitsdirektion. Das sagt natürlich auch etwas über die Sicherheitsdirektion selbst aus, bei welcher Kontinuität und Stabilität immer eine sehr grosse Rolle gespielt haben. Eine so grosse, wie sie auch für die JI gut wäre. Den Amtsdauer-Rekord der jüngeren GS-Geschichte dürfte Stephan Widmer, Generalsekretär der Bildungsdirektion, halten. Er wird 2020 in den Ruhestand treten. Mein Vorgänger Hans Ribi kam auf über 20 Dienstjahre, mein Nachfolger Christian Zünd und ich selber immerhin noch auf je 11 Dienstjahre als GS.

Das Berufsprofil des Generalsekretärs hat sich in den letzten zwanzig Jahren stark gewandelt. Früher stand der GS für Erfahrung, Wissenserhaltung und -transfer sowie Kontinuität in der Direktion bei oft wechselnden Direktionsvorstehern. Die Regierungsräte kamen und gingen, die Generalsekretäre blieben. Ein damals geflügeltes Wort unter alten Generalsekretären: "Es spielt mir keine Rolle, welcher Regierungsrat unter mir dient." Nach und nach hat sich das verändert. Der/Die Generalsekretär:in wurde immer öfter zum/zur persönliche:n Mitarbeiter:in des Regierungsrates bzw. der Regierungsrätin.

Bei genauer Betrachtungsweise: eigentlich hat diese Veränderung bei Moritz Leuenberger wohl mit mir begonnen. Er hat Hans Ribi hinausgedrängt und seinen Parteigenossen Manhart geholt. Je länger je mehr ist spezifisches Fachwissen zweitrangig geworden. Das ist einerseits verständlich, birgt aber auch grössere Gefahren in sich. Es gibt nicht mehr sehr viele Generalsekretär:innen, die ihre ganze Direktion vertieft kennen und ihren Laden wirklich im Griff haben. "Muss ein GS auch

gar nicht", kann man mir entgegenhalten. Nach meinem Berufsverständnis und den Erwartungen zumindest von Moritz Leuenberger und Markus Notter war das aber nötig. Offenbar sehen das heute viele Regierungsrät:innen anders.

Auffällig ist, dass bei fünf von sechs erzwungenen Wechseln eine Frau die vorgesetzte Regierungsrätin war. Es lässt sich trefflich darüber spekulieren, ob das ein Zufall ist oder ob andere Gründe dazu geführt haben. Es könnte sein, dass Frauen weniger bereit sind, bei Schlüsselpositionen Kompromisse einzugehen als Männer. Genauso auffällig ist allerdings, dass die unfreiwillig abgelösten Generalsekretäre alles Männer waren. Wenn man nun beide Auffälligkeiten zusammennimmt: Vielleicht kamen die Herren Generalsekretäre mit einer Frau Chefin nicht so gut zurecht oder akzeptierten sie schlicht zu wenig, was diese wiederum geradezu zur Ablösung des GS zwang. Etwas Ähnliches ist vielleicht auch mir selber als Amtschef passiert.

Mein Vorgänger Hans Ribi

Mein Vorgänger als GS Hans Ribi war noch ganz alte Schule, durchaus auch im positiven Sinn. Er ist erst vor kurzem, nämlich am 19. Januar 2021 im Alter von 88 Jahren verstorben. Er war ein kluger und sehr gebildeter Mann mit einem guten Machtinstinkt. Er war von 1972-1994 Direktionssekretär. Sein Vorgänger war Rolf Tinner. Als Hans Generalsekretär der Justizdirektion wurde, war zur gleichen Zeit auch der Posten des Generalsekretärs der Direktion des Innern zu besetzen. Hans Hug, der bisher Stellvertreter von Rolf Tinner war, wurde Direktionssekretär des Innern.

Hans Ribi hat die Justizdirektion also zweiundzwanzig Jahre lang geführt und war GS unter Arthur Bachmann, Hedi Lang und Moritz Leuenberger. Erstere beide "dienten" allenfalls noch nach altem Motto unter ihm, Leuenberger sicher nicht. Die beiden konnten es nicht besonders gut miteinander. Hansens ursprünglich sehr sicherer Instinkt hat ihn gegen Ende seiner langen Amtszeit im Stich gelassen, eine weitere Ähnlichkeit mit mir. Einerseits rechnete er hundertprozentig damit, dass nach den Neuwahlen von 1991 Hedi Lang seine Chefin bleiben würde. Andererseits ging er davon aus, dass Moritz Leuenberger sowieso nicht gewählt und, wenn wider Erwarten doch, Moritz ganz sicher nicht Justizdirektor werden würde. Doch beides geschah. Hedi hatte Hans zwar fest versprochen, die letzten vier Jahre gemeinsam mit ihm und Ernst Weilenmann in der Justizdirektion zu bleiben. Ebenfalls war so gut wie ausgemacht, dass Ernst als GS für Hans nachrutschen würde. Was genau zu Hedi

Langs Meinungsumschwung und Direktionswechsel führte, weiss ich nicht. Sicher ist aber, dass sich bei der Neukonstituierung im Regierungsrat plötzlich eine Dynamik entwickelte, welche Hedi weg in die Volkswirtschaftsdirektion und Moritz hin in die Justizdirektion und die Direktion des Innern spülte, welche damals unter einem Regierungsrat als Doppeldirektionen geführt wurden. Hansens letzter und grösster Fehler war, dass er sich im vermeintlich engen Freundeskreis sehr kritisch über Leuenberger geäussert haben soll. Das wurde Moritz natürlich umgehend hinterbracht. Die Lehre daraus habe ich jedenfalls schon vor meinem Amtsantritt als GS gemacht: Nur was das eigene Gehirn nicht verlässt, bleibt wirklich geheim, alles andere wird früher oder später bekannt, in der Regel zuerst demjenigen, der es am wenigsten wissen sollte, und zudem meistens zum ungünstigsten Zeitpunkt.

Hans Ribi führte eine spitze Feder und konnte in aller Höflichkeit und vollendeter Form den gestreckten Mittelfinger zeigen, wenn ihm jemand auf die Nerven ging. Anwälte regen sich manchmal über die Untätigkeit der Verwaltung auf, über lange Wartefristen, die dann plötzlich durch ihnen angesetzte kurze Fristen unterbrochen werden. Der eine oder andere ist deshalb schon der Versuchung erlegen, der Verwaltung seinerseits eine Frist anzusetzen. Ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen. Hans Ribi pflegte auf eine solche Anmassung in seinen Briefen etwa so zu antworten:

"Sehr geehrter Herr Kollege

Nachdem wir die von Ihnen uns angesetzte Frist haben verstreichen lassen, erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, dass..."

Hans besass einen feinen Humor. Einmal schrieb ihm beispielsweise ein Gefängnisinsasse etwas ungenau empört in einer Beschwerde: "Tagsüber tut ihr Herren uns Gefangene quälen, und nach der Arbeit geht Ihr dann ins Puff." Hans soll dazu nur gemeint haben: "Woher der gute Mann das bloss weiss?!"

Die Generalsekretäre zu Zeiten von Hans Ribi redigierten oftmals noch höchstpersönlich die schriftlichen Anträge für Regierungsratsbeschlüsse oder korrigierten die ihnen von Mitarbeitenden vorgelegten bis zum letzten Komma.

Wichtig war vor allem auch die Einhaltung der Kuralien. Hierbei geht es um die korrekten Anrede- und Grussformen. Ein sog. Direktionsbrief an einen anderen Regierungsrat durfte niemals mit "Sehr geehrter Herr Regierungsrat oder

Justizdirektor" und schon gar nicht mit "Lieber Fredi" beginnen. Die Anrede lautete schlicht und einfach: Herr Baudirektor (wobei ich nicht einmal mehr sicher bin, ob auch die Anrede "Herr" weggelassen werden musste). Auch eine Grussformel am Schluss war nicht vorgesehen, es durfte nur gerade die Funktionsbezeichnung des Absenders sein. Der Bundesrat wurde im Sinne von "Werte liebe Eidgenossen" angeschrieben, und der Brief endete nach meiner Erinnerung mit der schönen Formel: "Wir anempfehlen Euch der Schutzmacht Gottes". Das war zumindest bis Mitte der Neunzigerjahre so. In der letzten Zeit sind die Kuralien völlig verludert, jede:r macht es so, wie es ihm im Moment gerade passt. Ein kleines Bisschen Stil ist damit schon verloren gegangen. Ganz im Ernst (nicht Weilenmann).

Auch die Postverteilung glich einem Ritual. Für die Post war grundsätzlich das Vorzimmer zuständig. Eine freundlichere Bezeichnung dafür lautet Vorzimmerdrachen. Damit war die kaufmännische Sekretärin und Assistentin des Direktionsvorstehers gemeint. Sie hatte oftmals eine hohe informelle Macht. Nicht selten führt/e der Weg zum Direktionsvorsteher nur über sie. Deshalb wurde ihr von erfahrenen Verwaltungskennern immer hofiert. Während Jahrzehnten war dies auf der Justizdirektion die wunderbare Annelis Staudenmann. Sie hat ihren Regierungsrät:innen die Agenda, die Akten und das Archiv geführt, das Telefon bedient, die Post verteilt, die Sitzungsunterlagen zusammengestellt und vieles mehr.

Damals ging natürlich noch alles Schriftliche auf dem postalischen Weg ein. Annelis verteilte die Post auf zwei in der Strafanstalt Regensdorf geflochtene Körbe im Oversize-A4-Format: ein Korb für den Justizdirektor und einer für den Generalsekretär. Auch direkt an eine andere Person adressierte Post ging immer zuerst an den Generalsekretär, der natürlich am liebsten mit "Persönlich" oder "Vertraulich" gekennzeichnete Post an andere Personen öffnete. Für Eingaben, für welche eine weitere Bearbeitung nötig war, eröffnete er ein Geschäft, einen neuen Fall; ein Beiblatt wurde ausgefüllt und eine Geschäftsnummer vergeben. Auf dem Beiblatt wurde vermerkt, welchem Mitarbeiter das Geschäft zur Weiterbearbeitung oder Erledigung zugeteilt wurde. Ebenfalls aufgeführt waren die Geschäftsart (Rekurs, Parlamentarisches Geschäft, Gesetzesvorlage etc.) sowie die Partei(en) und der Betreff, ev. auch eine Bearbeitungsfrist; letzteres aber nur sehr selten, wer will sich

schon stressen lassen. Später wurde alles elektronisch mit obligatorischer Fristenkontrolle erfasst und die Akten in ein gelbes Dossier mit weisser Klebeetikette gelegt.

Für die Post gab und gibt es einen internen Kurierdienst, welcher der Staatskanzlei angegliedert ist. Dieser Kurierdienst bedient(e) auch die verschiedenen auswärtigen Amtsstellenorte vom Kaspar-Escherhaus aus. So wurden wir an der Feldstrasse und an der Hohlstrasse vom Kurierdienst beliefert, der auch über eine eigene Fahrzeugflotte verfügt. Beim Versand eines Briefes galt es also immer zu beachten, dass die Zusatzschleife über den Kurierdienst bis zur Zustellung einen zusätzlichen Tag in Anspruch nahm. War deshalb zwingend eine Zustellungsfrist einzuhalten, so musste das entsprechende Schreiben sicherheitshalber auch mal persönlich auf die Sihlpost gebracht werden. Ärgerlich, wenn dies vergessen ging und deshalb eine Rechtsmittelfrist verpasst wurde.

Für die interne Post zwischen den Amtsstellen waren braune Kurier-Kuverts zu verwenden. Diese sind etwas grösser als A4-Format, haben für die Adressierung vorgesehene Spalten und Linien und sind perforiert, so dass man sofort sieht, ob sich etwas drin befindet. Auf diese Erfindung war ein ehemaliger Parlamentsdienstleiter besonders stolz, diese Löcher sind sein bleibendes Vermächtnis. Übrigens ist es strikt untersagt, ein Kurier-Kuvert zuzukleben. Dann könnte man es ja nur schlecht mehrmals verwenden. Die alte Adresse wurde jeweils bei einem neuen Versand durchgestrichen und die neue eingetragen. So gibt es Kuverts voller durchgestrichener Adressen, die eine ganze Geschichte erzählen.

Seit meiner Pensionierung hat es grössere digitale Veränderungen gegeben. Auch in der kantonalen Verwaltung gibt es immer weniger Papierpost, doch hinkt die Ver(w)altung diesbezüglich – durchaus sympathisch – immer noch stark hinterher. Sie ist in all den Jahren etwas kundenfreundlicher geworden als früher. Die Bäume wachsen aber nicht in den Himmel.

Ich selber habe die Postkörbe beibehalten und die Geschäftsverteilung nach Möglichkeit mit meinem Stellvertreter gemacht. So hatte man nämlich ständig einen recht guten Überblick, was auf dem und über das Generalsekretariat so alles lief. Genau zu diesem Zweck startete ich meinen Arbeitstag um 08.15 Uhr stets mit einer Sitzung der Viererbande: Generalsekretär, Stellvertreter (Andi Werren und anschlies-

send wieder Ernst Weilenmann), Chef Finanzen und Logistik (Renato Widmer) sowie Personalchefin (Susanna Stähelin).

Über die Postverteilung lässt sich viel steuern. So soll Moritz Leuenberger bei seinem Amtsantritt als Justizdirektor angeordnet haben, dass sämtliche ein- und ausgehende Post über seinen Schreibtisch laufe. Lange hat er dies natürlich nicht durchgehalten, es ermöglichte ihm aber immerhin zu regeln, was auch künftig immer auf seinem Pult landen sollte. Als Gegenbeispiel hat mir Markus Notter einmal erzählt, dass es in ferner Vergangenheit im alten deutschen Reich einen preussischen Minister gegeben habe, der allein in seinem Büro gesessen und praktisch nie Post oder Besuch bekommen habe. Die Verwaltung hatte sich so organisiert, dass alles an ihm vorbeilief.

Smart working

Die neue moderne Bürowelt funktioniert völlig anders als früher. Ich habe nach einem eindrücklichen Besuch aller Amts- und Fachstellen-Leiter:innen der JI bei der Credit Suisse-Zentrale Uetlihof den neuen Muster-Arbeitstagesablauf für eine Verwaltungsstelle entworfen und folgendermassen skizziert:

Der Tag beginnt für den Mitarbeitenden (MA) damit, dass er versucht, in sein Amtsgebäude durch eine gesicherte Vereinzelungsschleuse einzutreten. Wenn ihm das nicht gelingt, z.B. weil sein Badge streikt, so wird er über die Warteschlange beim Empfang kanalisiert und kann sich gegen Vorweisung seines Mitarbeitenden-Ausweises seinen Badge neu segmentieren, d. h. die nötigen elektronischen Zutrittsberechtigungen im Haus auf den Badge überspielen lassen. Notfalls erhält er gegen Vorweis seines Personalausweises einen Tagesbadge. Dann wartet er auf den überlasteten Lift, um nach ca. 10 Minuten ins Haus zur Arbeit zu gelangen.

Natürlich sind keine festen Arbeitsplätze mehr zugewiesen. Es gibt für alle ausser die Chef:innen Smart Workplaces. Für Tätigkeiten, bei welchen der Mitarbeiter (MA) auf absolute Vertraulichkeit angewiesen ist, hat es schalldichte, Telefonkabinen-grosse Verrichtungsboxen. Nun schnappt sich der MA in der zentralen Abgabestelle im zweiten Untergeschoss einen freien Roli mit Laptop und Bildschirm und macht sich auf die Suche nach einem freien Sitzplatz. Das kann in einer innovativen alten Werkhalle oder dem einem Hamam nachempfundenen Grossliegeraum, im Dschungelzimmer oder Fitnessraum oder auch mal auf dem ehemaligen Stock der eigenen Abteilung

sein. Hierauf wird der MA aus seinem privaten Spind (mit einem Maximalvolumen von 40x40x25cm) seine privaten Gegenstände wie Fotos vom Familienhund, einen Kaktus oder eine Anerkennungsmedaille für seinen letzten Halbmarathon rund um den Greifensee sowie seine Kopfwehtableten herausholen und an seinem heutigen Arbeitsplatz dekorativ aufstellen. Das gibt sogleich etwas mehr persönliche Atmosphäre und Cachet ab. Da der MA von Marthalen mit dem Velo zur Arbeit gekommen ist, hängt er sein verschwitztes Traineroberteil über den zweiten noch freien Stuhl. Das fällt zwischen den vielen zum Trocknen aufgespannten Regenschirmen nicht weiter auf. Anschliessend versucht der MA, sich in die verschiedenen PC-Applikationen einzuloggen. Meist wird er sich aber etwas gedulden müssen, bis sein Computer die aktuellen zentralen und spezifischen Updates verschiedenster Programme ausgeführt hat. Dann wird er den Computer nochmals neu starten müssen, et voilà!

Da doch noch ab und zu auf dem Postweg ein Schreiben eingeht, begibt er sich zu seinem Postfach in der zentralen Postverteilungsstelle im vierten Stock und entnimmt den dort gelandeten Papierstoss. Diesen scannt er dann an seinem Arbeitsplatz mit einem dem entsprechenden Geschäft zugeordneten Strichcode ein. Dann checkt er seinen Maileingang, wobei natürlich E-Mails zur alten Technologie gehören sollten. Darum wirft der MA immer zuerst einen Blick in die neuen Kommunikationssysteme wie Connect, Axioma, Habacus, Disconnect, Luftibus etc. und dort in seine verschiedenen Communitys. Die Telefoncombox hört er nicht mehr ab, nur Idioten oder Querulanten hinterlegen dort eine Nachricht. Vom Sekretariat elektronisch übermittelte Telefonzettel werden aus Datenschutzgründen sofort vernichtet. Nach rund eineinhalb Stunden ist unser MA nun vollständig à jour und bereit für den fünften Kaffee. Falls die Kaffeekapseln ausgegangen sind, begibt er sich zur Kapselausgabestelle im dritten Untergeschoss und lässt sich dort beraten, welche der 15 verschiedenen Sorten im Moment gerade en vogue ist. Eigene (billigere) Kapseln von zuhause mitzunehmen würde die vertraglichen Bestimmungen mit der Leasingfirma verletzen, welche die ca. 27 Luxuskaffeemaschinen im Haus zur Verfügung stellt. Die Firma hat sich einen Exklusivlieferungsvertrag für Kaffeekapseln ausbedungen. Dann bezahlt der MA den schon vorher abgezählten Barbetrag für den gekauften Kaffeekapselkarton, man kann ja nicht erwarten, dass die Ausgabestelle auch noch Rückgeld herausgibt.

Anschliessend begibt sich unser MA ins Pausenzimmer und genießt in kollegialer Runde den wohlverdienten Kaffee.

Bereits 33 Minuten später findet der Qualitätssicherungszirkel seiner Abteilung statt. Man tauscht sich aus über best practices, neue Standards, den aktuellen state of the art, what works, wichtige Präjudizien, schwierige Fachfragen sowie die Champions League-Runde von heute Abend. Jedes dritte Mal, in ungeraden Monaten nur jedes vierte Mal, schliesst sich eine durch eine:n externe:n Spezialist:in moderierte Supervisionsstunde an. Von 11.00 bis 11.25 findet ein Klientengespräch in einem der Zimmer des zentralen Sitzungsbereichs im Erdgeschoss statt, dem geht eine je halbstündige Vor- und Nachbereitung vor bzw. nach. Gerade rechtzeitig bemerkt unser MA, dass die Post-it-Zettel mittlerer Grösse in der Farbe lindgrün ausgegangen sind, weshalb er sich noch schnell zur Materialausgabestelle im siebten Stock begibt. Blöderweise gibt es sie nur noch in Pink. Darum braucht er nun auch zusätzlich einen grünen Filzstift (für lindgrüne Zettel natürlich pink). Dieser ist aber im hauseigenen Materiallager nicht vorhanden und muss elektronisch bestellt werden.

Die Mittagspause wird wie meist stressig und knapp, das Klientengespräch hat sieben Minuten zulange gedauert. In der Vereinzelungsanlage beim Ausgang bildet sich bereits ein Rückstau. Oft reicht die Zeit nur gerade für ein veganes Sandwich oder eine in der Mikrowelle heiss gemachte Guacamole-Pasta, dazu ein Vivicola Zéro. Nach einem externen Mittagessen wiederholt sich das Eintrittsprozedere vom Morgen. Nun gilt es die zahlreichen zwischenzeitlich eingegangenen Mails abzuarbeiten, und von 15.45 bis 16.10 findet das zweite Klientengespräch statt. Anschliessend wird es nochmals stressig. Es gibt sehr viel bis zum Ende des Arbeitstages zu erledigen. Die während des Tages in einem selbst mitgebrachten Papiersack angesammelten Abfälle müssen sauber getrennt entsorgt werden. Papierkörbe gibt es selbstverständlich schon lange keine mehr am Arbeitsplatz, dafür eine zentrale Entsorgungsstelle im ersten Untergeschoss, wo sich ebenfalls schon eine kleine Schlange bildet. Das Papier wird nach Farbe, Qualität und Gewicht entsorgt, ebenfalls Petflaschen, Schoki-Aluminiumpapier, in den Kompost kommen Teebeutel, Präservative, Tampons und Essensreste vom Mittagessen. Für Batterien gibt es aus ökologischen Gründen keine Rückgabemöglichkeit, diese entsorgt man am besten in einem unauffälligen, gebrauchten Kuvert zusammen mit dem Altpapier. Dann kehrt man an den Arbeitsplatz

zurück. Da unser MA pro Arbeitswoche nur 88,25 % arbeitet (am Freitagmorgen bis 13.35 Uhr ist Familientag) und somit am nächsten Tag entsprechend fehlen wird, bespricht er die Telefoncombox mit einem Hinweis, spezifiziert und aktiviert den Abwesenheitsagenten im Computer, trägt die heute erbrachten Leistungen nach Kategorien mit genauen Zeitangaben im elektronischen Leistungserfassungssystem ein und bereinigt allfällige Unklarheiten mit dem HR- oder IT-Support. Nur so kann eine aussagekräftige Kostenleistungsrechnung für die einzelnen Produkte und ihre Kostenstellen gewährleistet werden. Aus dieser wiederum werden dann aussagekräftige Führungsinformationen abgeleitet und für die Gesamtsteuerung des Systems nutzbar gemacht. Dann packt unser MA alle seine Sachen ein und weg (Clean-Desk-Prinzip). Die Reinigung des Arbeitsplatzes inkl. die Beseitigung der Fettspuren vom Poulet übernimmt das externe Facility Management nach einem genau festgelegten Rotationsplan. Donnerstags sind alle Türfallen an der Reihe. Unser MA rollt den Roli samt Laptop in die zentrale Rückgabestelle ins Dachgeschoss zurück, schliesst die persönlichen Sachen in seinen Spind ein und entnimmt schliesslich seinen gestern im nahen Migros oder Coop getätigten Wocheneinkauf aus dem grossen Kühlschrank im Pausenzimmer.

Noch zu erwähnen sind die fünf bis zehn WC-Besuche. Kaffee und Mineralwasser fordern ihren Tribut. Und ab und zu möchte man ja auch alleine sein.

Jetzt winkt endlich der Feierabend.

P.S.: 43,7 % aller Mitarbeitenden arbeiten inzwischen in dieser schönen neuen smart work-Welt²⁰¹ oder wie ich im Home Office oder sind krankgeschrieben.

Herr Professor Buschor, der Erneuerer der kantonalen Verwaltung

Vorwärts in die Vergangenheit: Eine ganz spezielle Postverteilungsmethode soll Bildungsdirektor Ernst Buschor gepflegt haben. So wurde es mir jedenfalls von ehemaligen Generalsekretären erzählt: Buschor habe seine Post jeweils in grossen

²⁰¹ Das ist alles kalter Kaffee von gestern. Die Corona-Krise wirkt sich natürlich sehr stark auf die Arbeitsplatzsituation aus. Die bis vor kurzem noch hippen Grossraumbüros sind verpönt, Home-Office ist in und ist phasenweise sogar Pflicht gewesen. Wie sich das längerfristig entwickeln wird, ist ungewiss, es wird aber kaum nochmals eine Rückkehr zu Grossraum-Büros geben.

Papiersäcken mit sich herumgetragen, vermutlich immer in der Hoffnung, dass er irgendwann dazu komme, sie zu lesen. Am Montagmorgen früh fand der Rapport mit seinen Direktionskadern und Amtschefs statt. Er soll dann die Post aus dem Papiersack ausgepackt und einen Brief nach dem anderen laut vorzulesen begonnen haben, um anschliessend zu klären, wem das Geschäft zur Bearbeitung zugeteilt wird. Er sei in der Regel nicht sehr weit damit gekommen und habe am Schluss den nicht verteilten grossen Rest wieder für den nächsten Montagsrapport in die Papiersäcke eingepackt und mitgenommen. Es war offenbar unmöglich, ihm die Post bei dieser Gelegenheit wegzunehmen, heimlich zu entwenden oder zu entreissen. Das führte dazu, dass sein Generalsekretär nicht selten erboste Telefonanrufe erhielt. Ein Briefabsender am anderen Ende des Drahtes erkundigte sich nach Wochen oder Monaten, was nun eigentlich mit seiner Eingabe los sei. Der Generalsekretär musste sich dann jeweils irgendwie herauswinden, damit man nicht merkte, dass er von nichts wusste. Mit Buschors Direktion erfahrenere Bitt- oder Antragssteller stellten dem Generalsekretär vorsichtshalber immer eine Orientierungskopie ihrer Eingabe zu.

Eine wirklich sehr effiziente und moderne Arbeitsweise. – Man stelle sich vor: Professor Dr. Ernst Buschor, Vater von New Public Management, der Wirkungsorientierten Verwaltungsführung Wifl. Das zeigt andererseits aber auch, dass der Prediger nicht unbedingt der Gläubigste und Frommste sein muss. Es ist nämlich keine Frage, dass Ernst Buschor ein visionärer Kopf gewesen ist und die kantonale Verwaltung in das neue Jahrtausend geführt hat. Ihm verdankt die Verwaltung vor allem auch das Globalbudget, welches sich für mein Amt als wahrer Segen erwiesen hat.

Professor Buschor ist ein rundum sympathischer Mensch. Und ein runder Mann: er soll sich manchmal zu seinen langen Arbeitstagen eine grosse Schachtel mit Pommes Frites, Mayonnaise und eine noch grössere Schachtel mit Patisserie ins Büro mitgenommen haben, welche er nach und nach leerte.

Der Herrscher des vierten Stocks und seine Mannschaft

Die Justizdirektion und die Direktion des Innern, die zwei bis 1998 demselben Regierungsrat unterstellten Direktionen, waren auf zwei Stockwerken im Kaspar Escher-Haus platziert, die JD im zweiten, die DDI im vierten Stock. Der Direktionsvorsteher residierte im zweiten Stock und hiess deshalb Justizdirektor. Als ich im März 1994 als GS JD anfang, herrschte im vierten Stock DDI-Generalsekretär Hans Birchler

zusammen mit Hansruedi Thalmann und Urs Reber, Frau Ursula Gilli im Vorzimmer und Frau Margarethe Bänniger als Personalbeauftragter, alle in einer Altersspannbreite von über 50 bis 60 Jahren. Ziemlich alt kamen sie mir vor. Im Generalsekretariat der JD war das Team deutlich jünger.

Ein sehr wichtiger Mann der DDI war Arthur Rey, der Spezialist für den kantonalen Finanzausgleich. Das war für uns alle – inkl. Moritz Leuenberger – ein Buch mit sieben Siegeln. Thuri Rey galt als derart kompetent, dass ihm einfach alle glaubten und vertrauten, inkl. die Gemeinden. Für den rechtstheoretischen Hintergrund sowie das Gemeinderecht im Allgemeinen und im Besonderen war die allseits anerkannte Kapazität Hansruedi Thalmann, der Kommentator des Gemeinderechts, zuständig.

Moritz Leuenberger wusste nicht so recht, was er mit den verschiedenen parlamentarischen Vorstössen zum Thema Finanzausgleich und Finanzkraft anfangen sollte, und machte deshalb das, was man in einer solchen Situation immer macht: er setzte eine hochkarätige Arbeitsgruppe und einen teuer bezahlten Berater ein, Hans-Caspar Nabholz. Es wurden umfangreiche Analysen und Studien erstellt. Einen Schritt weiter gekommen sind wir aber erst mit dem Amtsantritt von Markus Notter. Er war der einzige neben Rey und Nabholz, der wirklich verstand, worum es ging.

Später kam dann auch noch mein alter Kommilitone Ueli Hubler dazu. Ich habe mich im Studium zusammen mit ihm und Barbara Mathis auf die Zwischenprüfung vorbereitet. Ueli kochte immer ein paar Grad heisser als alle, verbrannte sich am heissen Wasser aber manchmal selbst die Finger. Was nicht perfekt war, genügte ihm nicht. Er hat sich derart in den Finanzausgleich vertieft, dass ihm nur noch Markus Notter folgen konnte. Ueli schuf sein eigenes Finanzausgleichsuniversum, aus welchem sich wohl ohne weiteres die Milchstrasse, das Sonnensystem und die Erde ableiten liessen. Er hat sich bereits vor einigen Jahren pensionieren lassen.

Zwei Müller sind zwei zu viel

Ich machte mich sofort nach meinem Amtsantritt bei meinem Kollegen Hans Birchler unbeliebt. Es waren in der Stadt Zürich gerade Stadtrats- und Präsidentenwahlen. Als Kampfkandidat der Bürgerlichen war der unbekannte Andreas Müller aufgestellt worden. Linke Kreise machten sich einen Spass daraus, einen zweiten Andreas Müller ausfindig zu machen und ihn ebenfalls für eine Kandidatur als Stadtpräsident zu

motivieren. Nun drohte ein Chaos. Für wen sollte die Stimme zählen, wenn nur Andreas Müller auf dem Wahlzettel stand?

Birchler und seine Leute waren für die Klärung dieser Frage zuständig. Wenn ich mich recht erinnere, stellten sie sich auf den Standpunkt, in einem solchen Fall die Stimme als ungültig zu werten, weil unklar sei, wem sie zuzuordnen sei. Damit hatten sie wohl nicht ganz unrecht. Das gefiel Moritz Leuenberger vom Resultat her überhaupt nicht, wollte er den Bubenstreich doch durchkreuzen. Er gab deshalb Susanna Stähelin und mir den Auftrag, nach einer anderen Lösung zu suchen. Wir zimmerten eine solche rasch zusammen und argumentierten, der bürgerliche Andreas Müller habe seine Kandidatur als erster eingereicht. Sie sei zudem offensichtlich ernsthaft und auch bekannter als die als Jux-Kandidatur zu bewertende des anderen Müller. Dementsprechend sei die blosser Nennung von Andreas Müller dem bürgerlichen Müller zuzurechnen. So oder ähnlich haben wir argumentiert, genau weiss ich es nicht mehr. Moritz und die Öffentlichkeit waren jedenfalls sehr zufrieden.

Es wurde schliesslich keiner der beiden Müllers als Stadtrat oder Stadtpräsident gewählt und die Müllerei kam zu einem raschen Ende.

Aalglatte Bürschchen wie Stefan und ich

Hans Birchler fand wohl, ich sei ein nachgiebiger und gut (ver)führbarer Karrierist und würde jeden gewünschten Bückling vor Moritz in vorauseilendem Gehorsam machen. Ganz falsch lag er damit nicht. Hans revanchierte sich indirekt bei nächster Gelegenheit bei mir, als es darum ging, Ende 1994 eine Stellvertretung für ihn als GS zu finden. Neben Rosmarie Müller vom städtischen Baudepartement hatte sich auch Stephan Widmer beworben. Birchler schoss Stefan mit der schlaun Bemerkung gegenüber Moritz ab, er habe den Eindruck, Moritz wolle sich nur noch mit so aalglatten Bürschchen wie Manhart umgeben. Ob er denn keinen Widerspruch und Standfestigkeit mehr ertrage? Das wollte Moritz nun auch wieder nicht auf sich sitzen lassen, obwohl es eine:n Bessere:n als Widmer gar nicht geben konnte.

Stephan Widmer war aus dem Rennen, wurde später aber stellvertretender GS und dann langjähriger Generalsekretär der Bildungsdirektion; ein Glücksfall für unseren Kanton und alle seine Vorgesetzten, Pech für die JI. Glück aber auch für Stefan. Wäre er stellvertretender GS DDI und später mein Nachfolger als GS JI geworden, was unter

Markus Notter sehr wahrscheinlich gewesen wäre, so hätte er spätestens 2015 mit Amtsantritt von Jacqueline Fehr gehen müssen. Sie hat nämlich mit ihrer Freundin Jacqueline Romer ihre eigene Generalsekretärin mitgebracht und war fest entschlossen, jeden GS auszuwechseln, ganz egal, wer auch immer schon da war. Das ist natürlich legitim und entspricht der Tradition der Bundesverwaltung, die in Vielem für Jacqueline ein Vorbild ist. Zudem erwähnte sie einmal beiläufig mir gegenüber, sie habe es ja wie seinerzeit Moritz Leuenberger mit mir gemacht. Damit hatte sie natürlich nicht ganz unrecht.

Gerade als ich zur Oberstaatsanwaltschaft wechselte, beschloss die Regierung neue Anstellungs- und Abgangsmodalitäten für die Generalsekretär:innen. Jede:r neue Regierungsrät:in kann demnach innerhalb eines bestimmten Zeitraums nach Direktionsübernahme den GS ablösen, und dieser erhält eine ziemlich grosszügige Abfindung. Ich nehme an, dass ist immer noch so.

Hansruedi Thalmann wurde am Schluss seiner langen Karriere in der Direktion des Innern noch für kurze Zeit Generalsekretär, bis er Mitte 1995 in den wohlverdienten Ruhestand trat.

Die alte Mannschaft des Innern wechselte per 1999 nicht mehr in die neu vereinigte Direktion der Justiz und des Innern. Urs Reber wurde an einer Fachhochschule Professor für Rechtskunde und Staatsrecht. Hans Birchler hatte schon 1994 ein internationales Mandat als Rechtsberater des EU-Administrators in Mostar (Bosnien) übernommen. Frau Bänniger und Frau Gilli gingen in Pension. Ein Urgestein der Direktion des Innern ist auch nach der Vereinigung der beiden Direktion geblieben: der Staatsarchivar Dr. Otto Sigg, welcher das Staatsarchiv von 1983-2006 geführt hat. Er hat unter den Regierungsrät:innen Bachmann, Lang, Leuenberger und Notter gedient. Insbesondere mit Markus Notter hat er sehr gut harmoniert. Er ist mir in seiner bescheidenen und kompetenten Art in bester Erinnerung.

Da sich 1995 abzeichnete, dass die Justizdirektion und die Direktion des Innern zu einer einzigen Direktion zusammengeführt würden, wurde kein:e neue:r Generalsekretär:in für das Innere mehr gewählt. Das Generalsekretariat des Innern wurde mir ab Juli 1995 interimistisch unterstellt²⁰² und ich war damit auch Generalsekretär DDI.

²⁰² Regierungsratsbeschluss 1995 / 640 vom 8. März 1995.

Faktisch wurde das Generalsekretariat des Innern aber von der zwischenzeitlich als stellvertretende Generalsekretärin gewählten Rosmarie Müller geführt. Sie hoffte noch bis zur Fusion der beiden Direktionen, Generalsekretärin des Innern zu werden. Nachdem sich dieser Wunsch nicht erfüllte, wechselte sie 1999 als Jugendanwältin zur Jugendanwaltschaft Zürich. Sie ist leider viel zu früh verstorben.

Der Guru für berufliche Vorsorge

Eine ganz spezielle Beziehung verband mich mit Bruno Lang, der viele Jahre in der Direktion des Innern für die kantonale Stiftungs- und Pensionskassenaufsicht zuständig und damals zusammen mit Hansruedi Thalmann einer der führenden Köpfe der Zürcher Verwaltung war²⁰³. Er hat 1978 das erste bedeutende Anlagereglement einer kantonalen Aufsichtsbehörde für Pensionskassen ausgearbeitet. Pensionskassen unterstanden als Stiftungen der Stiftungsaufsicht. Die zentrale staatliche Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, dass das Pensionskassenvermögen (mündel-)sicher angelegt wird. Bruno Lang hat hier Pionierarbeit geleistet und sich damit als Chef für das neue Amt für berufliche Vorsorge und Stiftungen empfohlen. Ich nehme an, dass es Anfang der Achtzigerjahre in Zusammenhang mit dem Obligatorium der zweiten Säule errichtet worden ist. Ich habe Bruno Lang 1984 kennen gelernt, als ich an meiner Dissertation über „Die Aufhebung mit Liquidation von Stiftungen, insbesondere Personalvorsorgestiftungen gemäss BVG“ arbeitete. Ich machte Brunos Amt einen wenig ergiebigen Besuch, lernte aber den sehr freundlichen Amtschef mit etwas schütterem, wohl frisiertem Haar kennen. Bruno war Coiffeursohn, wie er mir später anvertraut hat. Nun, ich war eine Zeit lang Coiffeurvater. Bruno war im Pensionskassenwesen eine schweizweit anerkannte Kapazität, schon beinahe eine Institution. In all den Jahren unter seiner Aufsicht hat es keinen einzigen nennenswerten Pensionskassenskandal im Kanton Zürich gegeben. Er hat auch die Kuoni-Affäre von 2002 gut gemanagt. Die Führung der Firma Kuoni ist von einer Unternehmensstiftung wahrgenommen worden. Deren Stiftungsrat bzw. Geschäftsleitung hat sich selbst wegen des erfolgreichen Geschäftsganges sehr hohe Boni ausbezahlt. Es war umstritten, ob dies zulässig gewesen war. An sich dürfe dies eine Stiftung nicht, eine

²⁰³ Bruno Lang ist am 11. Oktober 2021 im 82. Altersjahr verstorben (Zum Tod von Bruno Lang, in: Vorsorgeforum, Das Portal zur beruflichen Vorsorge der Schweiz, 18. Oktober 2021; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Unternehmensstiftung aber schon, für diese würden andere Regeln gelten, meinte mein Doktorvater Professor Hans Michael Riemer in einem Privatgutachten. Die mediale Aufregung war ziemlich gross, so dass auch Markus Notter und ich als sein Generalsekretär involviert waren²⁰⁴.

Bruno Lang war ein blendender Verkäufer seiner Ideen und seiner selbst. Er hat damit auch Markus Notter beeindruckt. Bruno hat Markus sogar dazu überreden können, das Amt für berufliche Vorsorge und Stiftungen mit dem Gemeindeamt zu einem einzigen Amt zusammenzulegen. Worin der Nutzen dieser Konstruktion hätte bestehen sollen, ist mir nie ganz einsichtig geworden. Der wirkliche Grund dafür wird wohl gewesen sein, dass Markus Notter als Chef des neuen Gemeindeamtes unbedingt Bruno Lang haben wollte. Bruno war dazu aber nur bereit, wenn er die Leitung des Amts für berufliche Vorsorge nicht abgeben musste. Und so wurde mit eher fadenscheiniger Begründung von wegen Synergien im Sekretariatsbereich und Gleichartigkeit von Aufsichtsaufgaben dieses dann nur kurzlebige Konstrukt gegründet. Als mir mein alter Studienkollege Donat Walser, der schon lange im Amt für berufliche Vorsorge arbeitete, im Vertrauen sagte, es gehe bei ihnen das Gerücht herum, Bruno übernehme in Personalunion beide Funktionen in einem Amt, hielt ich das für einen eher schlechten Witz und lachte Donat aus. Doch genau so ist es gekommen.

Bruno Lang leitete sein Amt zusammen mit seinem Adjunkt Gilbert Weber und seiner Chefsekretärin Gaby Tischler. Sie waren ein sehr effizientes und bestens eingespieltes Team. Bruno und Gilbert funktionierten zusammen nach dem Prinzip good cop und bad cop. Gilbert fuhr mit dem Bulldozer voraus, Bruno kam mit dem Schüfeli, Wüscherli und Verbandskasten hinterher.

Gaby Tischler war eine vorzügliche Organisatorin und managte die beiden manchmal etwas chaotischen Herren. Bruno Langs Stellvertreterin Karin Somma gehörte nicht zum Dreier-Kernteam, hielt Bruno aber den Rücken frei. Bruno und sie hielten sich gegenseitig bis zum Schluss die Treue. Eine juristische Mitarbeiterin von Bruno Lang hat später noch schweizweit Schlagzeilen gemacht. Gaby Barco war zusammen mit ihrem Partner Werner Greiner, einem Zürcher Rechtsanwalt, auf einer Autotour durch

²⁰⁴ Kuoni erhält Hilfe vom Kanton Zürich – Stiftungsaufsicht erteilt Kuoni-Stiftung Direktiven – Aktionäre stehen in der Pflicht (Finanz und Wirtschaft vom 9.5.2001); Gordischer Knoten bei Kuoni durchschlagen (NZZ vom 7.6.2001); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Afrika in Mali in Geiselhaft geraten. Nach Vermittlungsbemühungen von Bundesrätin Calmy-Rey und angeblich einer Millionenzahlung des Bundes an Al Kaida-Terroristen kamen Gaby nach drei Monaten und ihr Partner nach sechs Monaten endlich wieder frei.

Bruno Lang versuchte, im Hinblick auf seine Pensionierung auf seine Nachfolge Einfluss zu nehmen. Er hat wohl mindestens drei verschiedenen Leuten Hoffnung darauf gemacht. Am Schluss lief es aber nicht nach seinen Wünschen. Markus Notter hat Hans Stamm, den Kirchenratsschreiber der evangelisch-reformierten Landeskirche in diese Funktion berufen, wobei Hans schon sehr bald wieder für eine Abtrennung der Hauptabteilung Beruflichen Vorsorge und Stiftungsaufsicht (BVS) eintrat. 2002 wurde das BVS vom Gemeindeamt losgelöst. Es ergab sich dann, dass die Stellvertreterin von Bruno Lang ohne Brunos Unterstützung das BVS nicht übernehmen konnte. Ich führte deshalb neben meiner GS-Funktion für eine Übergangszeit auch das BVS. Markus Notters Auftrag an mich lautete zudem, zusammen mit ihm eine:n neue:n Amtschef zu suchen. Ich habe während dieser Zeit im BVS die eine oder andere Personalie geklärt, aber wirklich nahe ans Geschäft bin ich nie herangekommen. Nach einigen Monaten hatten wir einen neuen Amtschef BVS gefunden. Erich Peter erwies sich als geeigneter Turnaround-Manager. Als das vollbracht war, ist er weitergezogen. Er und seine Frau Linda waren früher das Traumpaar am Sozialversicherungsgericht, intelligent, effizient und attraktiv. Ich habe als Generalsekretär Linda als juristische Sekretärin mbA für das Generalsekretariat anstellen können. Zwischenzeitlich sind der Kommunikationsverantwortliche der JI Beni Tommer und sie ein schönes Paar geworden.

Besonders viele romantische Geschichten habe ich übrigens während all dieser Jahre keine beobachten können. Das muss am Verwaltungsmief liegen. Oder wahrscheinlicher: sie blieben mir einfach verborgen.

Ich habe immer wieder das Glück gehabt, besonders hervorragende Juristinnen einstellen zu können. Neben einer interessanten und vielfältigen Arbeit und einem passablen Lohn war mein Trumpf dabei stets, flexible Teilzeitarbeit anbieten zu können. Frauen wie Esther Pfyl, Eva Vontobel, Linda Peter und andere hätten wohl nie für die kantonale Verwaltung gewonnen und so lange erhalten werden können, wenn sie nicht auf einen Teilzeitjob angewiesen gewesen wären. Männer von ihrer

Qualität sind in höchste Funktionen aufgestiegen, diese Frauen aber stellten solche Ambitionen zugunsten ihrer Familie zurück. Glück für die kantonale Verwaltung, doch eindeutig immer noch Nachholbedarf bei der Gleichstellung von Mann und Frau.

Meine Nachfolger:innen als GS

Christian Zünd kenne ich von meiner Zeit beim Bezirksgericht Zürich. Er war auf der 1. Kollegialabteilung und wurde später Sozialversicherungsrichter. Er rief mich an, als 2004 die Stelle des Generalsekretärs infolge meiner Wahl zum Oberstaatsanwalt ausgeschrieben war. Wir trafen uns im Restaurant Domenico an der Stampfenbachstrasse. Ich hielt ihn für einen sehr guten Kandidaten und schwärmte ihm von meiner Stelle vor. Er bewarb sich und setzte sich in einem grösseren Bewerberfeld durch. Er trat die neue Stelle bereits im November 2004 an, und wir verbrachten meine letzten beiden GS-Monate gemeinsam in meinem Büro. Ich mag mich gut daran erinnern, denn diese beiden Monate waren für mich ziemlich speziell. Ich hatte ständig ein merkwürdiges Schwindelgefühl und eine Matschbirne. Mein Blutdruck war trotz Medis viel zu hoch, es mussten Betablocker her. Irgendwie fürchtete ich mich wohl vor dem Schritt ins Ungewisse. Zudem war mir klar, dass ich nie wieder einen derart kompetenten und angenehmen Chef wie Markus Notter haben würde. Ich freute mich zwar auf die Zusammenarbeit mit dem neuen Leitenden Oberstaatsanwalt Andreas Brunner, ich wusste aber auch, dass es mit ihm nicht mehr ganz so einfach sein würde.

Christian war ein guter Generalsekretär. Als ihn Jacqueline Fehr 2015 auswechselte, wurde das allseitig sehr bedauert, und Christian bekam von der NZZ das schönste Arbeitszeugnis ausgestellt, das man sich nur wünschen kann²⁰⁵. Ich kenne seine Nachfolgerin Jacqueline Romer, wenn auch nicht gut, so doch schon lange noch von meinen Gerichtszeiten her. Später war sie ca. ein Jahr beim Gemeindeamt an der Feldstrasse 42 im vierten Stock tätig, als ich bereits Chef JuV im selben Haus war. Wir haben uns ab und zu gesehen und dabei immer ein paar Worte gewechselt. Unsere Beziehung war freundlich und unverkrampft. Ich bedauerte zwar den Abgang von Christian ausserordentlich, war aber auch froh, dass jemand wie Jacqueline Romer kommt. Sie hat viel Verwaltungserfahrung. Die Arbeitsaufteilung mit ihrer Chefin ist

²⁰⁵ Vgl. NZZ vom 19. Juni 2015, „Jacqueline Fehr holt Winterthurer Genossin“, sowie NZZ vom 5. August 2015, „Zoff im Umfeld von Jacqueline Fehr“; beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

aber anders als ich es erwartet habe. Sie scheint als Generalsekretärin vor allem persönliche Beraterin von Jacqueline Fehr und Chefin der kleinen (politischen) Fachstellen wie Integration, Fachstelle für Gleichberechtigung, Kultur etc. zu sein. Zudem ist sie auch für die Digitalisierung und das Nachfolgesystem des Rechtsinformationssystems RIS zuständig. RIS 2, für sehr viel Geld intern entwickelt, hat sich nicht wie erhofft durchsetzen können. Jacqueline Fehr hat es gestoppt und eine Submission für das Nachfolgeprogramm von RIS in Auftrag gegeben. Auch diese Aufgabe liegt nun in den Händen von Jacqueline Romer.

Für die grossen Bereiche der JI und insbesondere für die Strafjustiz ist Jacqueline Fehr mit Unterstützung von Susanne Stähelin selber direkt zuständig. Die Direktionsvorsteherin bemüht sich um diesen grossen Bereich so, wie es früher zu meinen Aufgaben als GS gehörte. Oftmals nehme ich Jacqueline Fehr dabei nicht als Politikerin und Regierungsrätin, sondern als Oberfachfrau und Oberamtschefin wahr, eine Rolle für eine Direktionsvorsteherin, mit welcher ich zugegebenermassen etwas Mühe habe. Ein Amtschef genügt, es braucht nicht noch eine Oberamtschefin oder wenn schon, dann eben keinen Amtschef. Vielleicht arbeitet sie ja daran. Über ihren Umgang mit dem Dienstweg muss ich mich hier nicht nochmals auslassen. Die Arbeitsaufteilung zwischen den beiden Jacquelines ist – nicht nur für mich - gewöhnungsbedürftig. Ich habe diese Anpassungsleistung nie ganz geschafft.

Nicht vergessen darf man dabei, dass die beiden Jacquelines schon seit langer Zeit ein eingespieltes Team sind und sich gegenseitig blind vertrauen. Sie haben im selben Haus in Winterthur ihre Kinder grossgezogen und sind auch politisch ein eingeschworenes Winterthurer Tandem. So war es denn völlig klar, dass Jacqueline Fehr ihre Freundin Jacqueline Romer als Generalsekretärin nachziehen würde, welche Direktion sie auch immer übernehmen würde.

Hedi Lang

Auf der Justizdirektion bzw. der Direktion der Justiz und des Innern hat es in den letzten 40 Jahren vier Generalsekretär:innen und mit Hedi Lang, Moritz Leuenberger, Markus Notter, Martin Graf und Jacqueline Fehr fünf Regierungsrät:innen gegeben: viermal rot und einmal grün. Hedi Lang habe ich nur noch gerade als Volkswirtschaftsdirektorin kennengelernt. Sie war die erste Frau in der Zürcher Regierung überhaupt und 1983 bis 1991 Justiz- und Innendirektorin. Sie war bei allen

äusserst beliebt. Auch Hans Ribi und Ernst Weilenmann waren ihr sehr zugetan. Auch wenn sie ihr logischerweise fachlich überlegen waren, so setzte Hedi Lang in ihren Direktionen Justiz und Inneres wichtige Akzente, z.B. mit dem Aufbau des Sozialdienstes der Justizdirektion oder der Fachstelle für Gleichberechtigung. Zudem war der Abstimmungssieg für die neue JVA Pöschwies auch massgeblich Hedi Langs Verdienst. Sie war Gewerkschafterin und Sozialdemokratin der alten Garde, sehr populär und zudem als langjährige Nationalrätin und einstige Nationalratspräsidentin weitherum bekannt. Eher überraschend ist, dass sie Mitglied der Geheimorganisation P-26 gewesen ist²⁰⁶.

Sie hatte auch einen sehr guten politischen Instinkt. Das zeigte sich im Vorfeld der Wahlen von 1995. Moritz Leuenberger hatte von einem bekannten Zürcher Bauunternehmer als Wahlkampfspende ein Kuvert mit 5000 Franken ausgehändigt bekommen. Er fragte mich, was er damit machen solle. Ich riet ihm, das Geld mit bestem Dank wieder zurückzugeben. Dieselbe Antwort gab ihm auch Hedi Lang. Ich weiss nicht, welche Herren Regierungsräte ebenfalls ein Kuvert bekommen und dann im Unterschied zu Moritz behalten haben.

Hedi pflegte ein Mittagsschläfchen zu machen. Zu diesem Zweck hatte sie im Nebenraum ihres Büros, wo sich ein kleines Aktenarchiv befand, ein massives und schweres Stahlklappbett montieren lassen. Das grosse Gewicht riss das ganze Konstrukt eines schönen Tages mit einigem Flurschaden aus der Wand. Hedi bezog hierauf ein Zimmer auf der anderen Seite der Stampfenbachstrasse über dem Restaurant Frieden, wohin sie sich von nun an zurückziehen konnte.

Wenn man immer von den guten alten Zeiten schwärmt, so darf man zwei Ereignisse aus ihrer Regierungszeit nicht vergessen, wie sie auch heute zum Glück nur selten vorkommen: In den Achtzigerjahren gab es einen Sprengstoffanschlag auf ihr Haus in Wetzikon und später – etwas weniger dramatisch – 1987 die berühmte Sofa-Besetzung: Sympathisanten des Ausbrecherkönigs Walter Stürm hatten es sich

²⁰⁶ P-26 war eine geheime (legale) Kaderorganisation zur Aufrechterhaltung des Widerstandswillens der Schweiz im Fall einer Besetzung. Sie wurde 1979/1981 als Nachfolgerin des Spezialdienstes in der Untergruppe Nachrichtendienst und Abwehr eingesetzt und 1990 nach der Fichenaffäre und dem PUK-Bericht von Moritz Leuenberger durch den Bundesrat aufgelöst (vgl. Wikipedia: P-26).

unaufgefordert in ihrem Haus auf ihrem Stubensofa gemütlich gemacht²⁰⁷. Ein eigentliches Attentat fand übrigens auch auf Haus und Auto von Markus Notter im Jahre 2008 statt. Sein neuer Prius wurde mit einem Brandsatz in Feuer gesetzt. Weil das Auto so nahe beim Haus stand, wäre das Feuer beinahe auf das Haus übergesprungen²⁰⁸.

Hedi Lang ist mit nur 72 Jahren 2004 verstorben. Viele Mitarbeitende der JI waren an ihrer Beerdigung. Sie war, wie man so sagt, die Seele der Direktion, zuerst des Innern und der Justiz, dann der Volkswirtschaft und letztlich des ganzen Regierungsrates. Eine solche würde auch heute guttun. Vermutlich müsste es aber eine digitale sein.

Es waren derer Vieler und Wichtiger

Ich hatte im Verlauf der Jahre mit vielen Regierungsrät:innen zu tun. Mit den schon genannten Herren Notter und Heiniger sowie mit Silvia Steiner durfte ich studieren und/oder schon vor ihrer Zeit als RR zusammenarbeiten. Mario Fehr kenne ich ebenfalls schon vom Studium her. Er hat seine schriftliche Lizentiatsprüfung im Fach Zivilgesetzbuch bei Professor Riemer abgelegt und ich korrigierte sie. Es war eine vorzügliche Arbeit. An derselben Prüfung hat übrigens auch Leana Isler, welche später Rechtsanwältin und Verwaltungsrichterin wurde, mit ebenfalls glänzendem Resultat teilgenommen. Ihr Sohn ist mit meiner Tochter Silvia in die Primarschule gegangen.

Mario Fehr wurde ungefähr zur selben Zeit wie Markus Notter Jung-Kantonsrat. Für einige Zeit arbeitete er als Lehrer in der damaligen Arbeitserziehungsanstalt Uitikon (heute MZU). Er war und ist einer der am besten informierten Menschen, die ich kenne. Er ist mir immer offen und freundschaftlich begegnet. Wie Hans Ueli Meier hat er die irritierende Eigenschaft, dass er auf jemanden zusteuern und im letzten Moment zu

²⁰⁷ Alt Regierungsrätin Hedi Langt gestorben (news.ch vom 31. März 2004; Link dazu auf meiner Website).

²⁰⁸ Ein anderer Anschlag auf ein Haus eines Regierungsrates ereignete sich schon im Jahre 1975. Ziel war Regierungsrat Jakob Stucki bzw. sein Haus in Seuzach, welches durch eine explodierende Bombe erheblich beschädigt wurde. Die Täterschaft kam aus dem Umfeld des Divine-Light-Zentrums (DLZ) in Winterthur, einem religiösen Verein um den indischen Guru Swami Omkarananda (vgl. KR-Nr. 227/1998 betreffend Anfrage „Neue Erkenntnisse und Spekulationen bezüglich des Bombenanschlages vom 8. Oktober 1975 auf den damaligen Polizeidirektor Jakob Stucki“; Der Landbote vom 13.8.2014, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

einer noch wichtigeren Person abbiegen kann. Dann steht man da wie am Bahnhof mit Blumen, bestellt und nicht abgeholt.

Bei Mario Fehr basiert alles auf Vertrauen. Da ist er ähnlich wie Moritz Leuenberger, zudem ist er ebenso dünnhäutig. Er ist äusserst clever, gut berechnend und strategisch stets in Allianzen denkend. Auch 2019 war seine Direktion wieder einmal die einzige, die im Budgetprozess keine Federn lassen musste. Das erreicht er mit konsequentem Lobbying. Er ist praktisch immer am Handy. Manche fürchten sich schon fast vor seinen Anrufen. Doch wer wird den Telefonanruf eines Regierungsmitgliedes nicht annehmen wollen?

Mario Fehr hat die Wichtigkeit einer umfassenden Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit wohl als einer der ersten Regierungsrät:innen erkannt. Kein Zufall, dass er zwischenzeitlich seinen Kommunikationschef zum stellvertretenden Generalsekretären gemacht hat. Seine Wahlergebnisse gehörten stets zu den besten. In der richtigen Konstellation wäre er Bundesrat geworden. Er steht ohne Wenn und Aber hinter seinen Leuten, hinter seiner Kantonspolizei, "der Besten der Welt". Bei unseren Kontakten wollte er meist etwas aushandeln, einen Deal machen, er hatte aber auch stets eine faire Gegenleistung anzubieten. Er gehört zur aussterbenden Gattung der Sozialliberalen²⁰⁹.

Jacqueline und Mario, die beiden Fehrs, verstehen sich wie Hund und Katz. Es kann offengelassen werden, wer canis und wer felis ist.

Zweimal Ho

Die Herren Homberger und Honegger waren beide für die FDP zu ähnlichen Zeiten Regierungsräte, aber grundverschieden in ihrer Wesensart. Ich habe Ernst Homberger als sehr zurückhaltend und gewissenhaft erlebt. Er konnte während der Vorbereitung einer Regierungsratssitzung direkt dem zuständigen Generalsekretär telefonieren, um ihn in Detailfragen zu verstricken. Mit mir wollte er einmal einen Nebenaspekt eines Begnadigungsantrags diskutieren. Glücklicherweise konnte ich Antwort geben, sonst wäre das Geschäft wieder auf meinem Pult gelandet.

²⁰⁹ Zwischenzeitlich ist er aus der SP ausgetreten: „Paukenschlag: Zürcher Regierungsrat Mario Fehr verlässt die SP“ (www.srf.ch, 18.6.2021, Link auf meiner Website).

Eric Honegger erlebte ich als den starken Mann in der Zürcher Regierung, stärker in seiner Wirkung als Moritz Leuenberger oder Markus Notter, was auf seine bürgerliche Hausmacht zurückzuführen war. Leuenberger und nachher Notter arbeiteten meist gut mit ihm zusammen. In Sachgeschäften war er stets offen für Argumente, in Personalgeschäften habe ich ihn dagegen auf strikt bürgerlicher Linie erlebt. Wer aus der linken Ecke kam, war für ihn wohl nie vollkommen vertrauenswürdig, auch ich nicht. Als Moritz Leuenberger im Herbst 1995 Bundesrat geworden ist, war er als sein Stellvertreter fast ein halbes Jahr lang mein Chef. Die Vakanz dauerte deshalb ungewöhnlich lang, weil weder Vreni Müller-Hemmi, von der SP portiert, noch ihr Gegenkandidat Rolf Gerber von der SVP, im ersten Wahlgang als Nachfolger:in von Moritz gewählt worden ist.

Ich mag mich noch gut an den Abend von Vrenis Wahlschlappe erinnern. Wir Parteimitglieder trafen uns im Cooperativo, assen und tranken zusammen und versuchten, die Niederlage zu verdauen. Markus Notter ass gemütlich seine Pasta. Moritz sagte ihm leise nur den einen Satz: "Markus, sag und mach jetzt einfach nichts, wart ab." Als ich Vreni Müller-Hemmi aufmuntern wollte und von ihren guten Chancen für den zweiten Wahlgang sprach, blieb Moritz eiskalt und sagte, das müsse man jetzt alles erst einmal gründlich analysieren. Nach Unterstützung für Vreni sah das nicht mehr aus. Er hatte natürlich recht.

Für den zweiten Wahlgang trat Markus Notter an. Er war an einer Wahlversammlung im Volkshaus praktisch einstimmig nominiert worden, nachdem Elmar Ledergerber von einer eigenen Kandidatur Abstand genommen hatte. Auch da steckte wohl Moritz dahinter. Er hatte bei Elmar vorgängig über die knochentrockene, aber bleischwere Belastung seines Amtes als Regierungsrat und den geringen Spielraum, der ihm bleibe, geklagt. Es sei eigentlich langweilig, Regierungsrat zu sein. Man finde kaum Beachtung. Die Botschaft kam bei Elmar an. Er ist der perfekte Stadtpräsident von Zürich geworden.

Ich selber habe diese Nominationsversammlung eher unangenehm in Erinnerung. Das lag an einem Virus, der mir zu schaffen machte. Die Eustachische Röhre am rechten Ohr war entzündet und verstopft, ich hörte rechts praktisch nichts mehr, und eine Mittelohrentzündung schmerzte im Verlauf des Abends immer stärker. Schon im Vorjahr etwa zur selben Zeit kämpfte ich mehrere Wochen lang mit einer schweren

Bronchitis, die in eine Lungenentzündung auszuarten drohte. Mein Immunsystem war damals wohl deshalb geschwächt, weil seit der Geburt von Martin Ende März 1993 langer und ungestörter Schlaf ein ziemlich rares Gut geworden war. Elisabeth schickte mich dann im Frühling 1996 zur Gesundung für eine Woche nach Seefeld ins Tirol.

Auf der Hinfahrt im Bus, welche gegen vier Stunden dauerte, schlief ich sofort ein und wachte erst wieder am Ziel auf. Eine spezielle Erinnerung an diese Ferien habe ich noch: Bei Nachtessen im Hotel in Seefeld sass ich jeweils mit einem alten Mann am selben Tisch. Er erzählte mir, dass er Knecht (sic!) auf einem alten grossen Berner Oberländer Bauernhof sei. Seine „Herrschaft“ habe in hier in die Ferien geschickt und alles für ihn organisiert. Er erzählte mir auch, dass er eigentlich gern geheiratet hätte, sich das aber mit seinem Knechtenlohn nie leisten konnte. Er war wohl 80 oder etwas älter. Mir war es etwas peinlich, dass mich das Personal im Hotel auch vor ihm in gut österreichischer Manier mit „Herr Doktor“ ansprach. Aber Elisabeth hatte mich so angemeldet.

Markus Notter wurde also 1996 im zweiten Wahlgang ohne Gegenkandidaten problemlos gewählt. Rolf Gerber war nicht mehr angetreten, sondern blieb noch für viele Jahre Chef des kantonalen Amtes für Landwirtschaft und Natur. Sein Bruder Peter Gerber war übrigens Bezirksanwalt bei der Bezirksanwaltschaft III für Wirtschaftsdelikte.

Ich hatte während der langen Vakanz recht viel mit Eric Honegger zu tun. Er hat eine äusserst rasche Auffassungsgabe, delegierte angemessen, sah sofort die politische Relevanz eines Geschäftes und hatte ein gutes Gefühl für Stolpersteine und Fallen. Dies lässt sich leider für seine Swissair-Zeit nicht mehr sagen. Während es Vater Daidalos Fritz Honegger zum Bundesrat gebracht hatte, kam Sohn Ikarus Eric Honegger der Sonne zu nahe und stürzte wie der Swissair-Flug 111 ins Meer.

Die Phase mit Regierungsrat Honegger als Justizdirektor war geprägt durch recht happige Sparprogramme, welche allen Direktionen zu schaffen machte. Ich habe unseren Hals mit einem etwas gewagten Spiel aus der Schlinge gezogen. In jener Zeit war soeben die JVA Pöschwies fertig gestellt worden, und es stand bereits die Realisierung des Erweiterungsbaus für 60 Plätze mit entsprechenden Kosten, insbesondere natürlich für zusätzliches Personal bevor. Ich beantragte, hierauf zu verzichten und Budget sowie Finanz- und Investitionsplan entsprechend zu entlasten.

Das kam natürlich bei meinen Leuten, insbesondere Hans Ueli Meier und Ernst Weilenmann überhaupt nicht gut an und sie lobbyierten wohl auch aktiv dagegen, was mir durchaus recht war. Auch der Baudirektor, Regierungsrat Hans Hofmann wollte fertig bauen und so kamen wir nochmals mit einem blauen Auge davon.

Die beiden Herren Baudirektoren SVP

Die SVP-Regierungsräte Hofmann und Kägi waren sich in ihrer Art nicht unähnlich: unaufgeregt, sachlich, vertrauensерweckend, von guter Postur, sympathisch und ruhig. Hofmann hatte das Glück, in einem politisch und medial noch wenig aufgeladenem Umfeld Baudirektor gewesen zu sein. Seinen Ruf als Elder Statesman konnte er als Ständerat definitiv festigen. Markus Kägi war als langjähriger kantonaler Ombudsmann 2007 in den Regierungsrat gewählt worden. Er hatte als Baudirektor schwierige Grossprojekte umzusetzen, u.a. das Polizei- und Justizzentrum. Der Um- und Erweiterungsbau des neuen Massnahmenzentrums Uitikon wurde ein ziemliches Desaster, es kam wegen Planungsfehlern zu einem Baustopp und anschliessend musste die Regierung beim murrenden Kantonsrat einen hohen Nachtragskredit einholen²¹⁰.

Kägi war in seiner ruhigen Art ein geeignetes Opfer. Medien und Politiker:innen aller Couleurs trampelten gerne auf ihm herum. Für die vielen gut umgesetzten Bauprojekte bekam er kaum Applaus. Er hat das rein äusserlich stets stoisch ertragen. Wenigstens als begeisterter Jäger war er nicht immer das Opfer.

Rita Fuhrer

Die Zusammenarbeit mit Regierungsrätin Rita Fuhrer und ihrem Generalsekretär, zuerst Rolf Steiger, dann Hans-Peter Tschäppeler, war stets gut und angenehm. Rita Fuhrer hatte immer ein gutes Gespür für Leute. Pech für den damaligen Kommandanten der Kantonspolizei Eugen Thomann, dass er sich mit ihr angelegt hat. Diesen Kampf konnte er nicht gewinnen. Er hatte sich mit seiner teilweise dominanten Art viele Feinde gemacht. Er war früher Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Winterthur und hat mit erfahrenen Bezirksanwälten wie Ueli Arbenz und Peter Marti erfolgreich

²¹⁰ Vgl. MZU: Weiteres Vorgehen nach Baustopp ist bekannt (Medienkonferenz vom 12.5.2011, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt); Streit verzögert den Ausbau des MZU um zwei Jahre (Aargauer Zeitung vom 12.5.2011, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Und schliesslich: Später Ärger über neuen Zürcher Jugendknast, Tagesanzeiger vom 30.08.2021, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

zusammengearbeitet. Als Stellvertreter des Kommandanten und später als Kommandant hat er sich oft mit der Staatsanwaltschaft gestritten. Man schätzte ihn zwar grundsätzlich, Hahnenkämpfe sind aber ein schwieriges Business.

Überhaupt kann ich mich kaum an eine Zeit erinnern, in welcher das Verhältnis zwischen dem Kommandanten der Kantonspolizei und dem obersten Strafverfolger des Kantons (ursprünglich I. Staatsanwalt, seit 2005 Leitender Oberstaatsanwalt) völlig unbelastet war. 1994, bei meinem Amtsantritt als Generalsekretär der Justizdirektion, war Claude Baumann Kommandant und Marcel Bertschi erster Staatsanwalt. Claude Baumann, ehemaliger Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Bülach, ein gediegener Gentleman alter Schule, kannte das Business der Strafverfolgung bestens. Einer meiner Juristen erschien einmal an einem heissen Sommertag bei ihm mit Kurzarmhemd ohne Krawatte an einer Sitzung. Baumann sagte ihm, dass er ihn wieder heimschicken würde, wenn er einer seiner Leute wäre.

1994 wurde Kommandant Baumann pensioniert und also durch Eugen Thomann ersetzt. Thomann, ein Machtmensch par excellence und brillanter Kopf, musste 1996 im Rahmen der sog. Polizeiaffäre abtreten²¹¹. Das begründete den Ruf von Rita Fuhrer als grosses Kaliber.

Als ehemalige Bezirksanwälte kannten die Kommandanten Baumann und Thomann das Strafverfolgungsgeschäft sehr gut, was die Zusammenarbeit an sich erleichterte, bei Hahnenkämpfen aber wenig half. Peter Grütter übernahm das Kommando 1997 bis 2008. Mit dem I. Staatsanwalt Hansruedi Müller gab es kaum Reibereien, was auch auf Hansruedis sehr umgänglichen und auf Harmonie bedachten Führungsstil zurückzuführen war. Das änderte sich ab 2005 wieder gründlich mit dem neuen Leitenden Oberstaatsanwalt Andreas Brunner, der für Strafverfahren den Lead der

²¹¹ Der damalige Chef der technischen Abteilung der Kantonspolizei Zürich wurde im August 1995 wegen ungetreuer Amtsführung verhaftet (Stichworte: Peilflugzeug, Fotostudio für Ehefrau) und 1998 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Rahmen der Aufarbeitung des Falles kam es zum Zerwürfnis zwischen Regierungsrätin Fuhrer und Kommandant Thomann (vgl. Dringliche Interpellation KR-Nr. 186/1995 betreffend diverse Vorkommnisse in der Polizeidirektion und die Verantwortung des zum massgeblichen Zeitpunkt zuständigen Regierungsrates sowie des Gesamtregierungsrates; „Hier stimmt vieles nicht“ – wie die Zürcher Polizeiaffäre vor 25 Jahren für Schlagzeilen sorgte, in: NZZ vom 3.8.2020, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Siehe auch: SF 10 vor 10 vom 8.2.1996, Interview mit Rita Fuhrer; alles auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

Strafverfolger:innen beanspruchte und damit sofort mit der kantonalen Kriminalpolizei und dem Kommando im Clinch war.

Ab 2008 bis 2020 war dann Thomas Würigler Kommandant. Er war wie schon Baumann und Thomann langjähriger Bezirksanwalt und Geschäftsleiter der Abteilung für internationale Rechtshilfe. Anfänglich hoffte Brunner noch, dadurch würde sich die Zusammenarbeit mit dem Kommando der Kapo wieder verbessern. Beide sind aber ausgesprochene Alphas. Das Klima zwischen ihnen verschlechterte sich rasch.

Diese Erblast hat auch der aktuelle Leitende Oberstaatsanwalt Beat Oppliger übernommen, obwohl die sachlichen Voraussetzungen für eine gute Zusammenarbeit eigentlich optimal gewesen wären: Oppliger war nach seiner Tätigkeit als Bezirksanwalt in Meilen langjähriger (Stadtzürcher) Polizeioffizier, beide kannten also das Metier des anderen bestens. Eine kleine Genugtuung für Oppliger mag gewesen sein, dass der Stellvertreter des Kommandanten und Stabschef der Kantonspolizei Hans-Ruedi Troxler 2017 als Stabschef in die Oberstaatsanwaltschaft wechselte²¹².

Rita Fuhrer hat nie den Kampf gescheut. Währenddem der Streit mit Stadträtin Esther Maurer letztlich unentschieden ausgegangen ist, gewann sie gegen Baudirektorin Dorothee Fierz durch technischen K.o.: Nachdem Rita Fuhrer von der Sicherheitsdirektion in die Volkswirtschaftsdirektion gewechselt hatte, gab es bald unschöne Kompetenzrängeleien mit der Baudirektorin Fierz. Es ging um Raumplanungsfragen und das Flughafendossier. Der Konflikt wurde in die Öffentlichkeit getragen und der Verdacht einer Amtsgeheimnisverletzung lag in der Luft.

Die Geschichte war für die Journalisten damals so heiss, dass sie alle Register zogen. Ich bekam einen Telefonanruf von Andres Büchi, damals noch Blattmacher beim Tages-Anzeiger. Ich kannte ihn von früher aus meinen temporären Einsätzen als "Journalist" bei Radio 24. Er hoffte, dass ich als Generalsekretär über Informationen verfüge, was die Regierung am nächsten Tag in diesem Kompetenzstreit zwischen den beiden Damen entscheiden werde. Ich wusste nichts und sagte nichts, hätte auch

²¹² Seit Sommer 2020 ist Bruno Keller, bisher Stellvertreter von Thomas Würigler, Kommandant der Kantonspolizei Zürich (vgl. Bruno Keller wird Kommandant der Kantonspolizei Zürich, Medienmitteilung vom 19.12.2019, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Er ist allseits beliebt, sehr versiert und erfahren. Ich habe immer sehr gerne mit ihm zusammengearbeitet. Ich nehme an, dass er mit Beat Oppliger gut auskommt. Bruno Keller wird im Ende 2022 altershalber in den Ruhestand treten.

nichts gesagt, wenn ich etwas gewusst hätte. Büchi sagte mir, er habe eine Insiderinformation, brauche für die Publikation aber noch eine zweite Quelle, welche diese bestätige. Er werde sie mir nun vorlesen. Wenn ich sie so bestätigen könne, so solle ich einfach nichts sagen und dann kommentarlos auflegen. Auch diesen Gefallen konnte ich ihm nicht machen²¹³.

Von der Zürcher Regierung allein gelassen und in ein Strafverfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung verwickelt, trat die glücklose Dorothée Fierz im Mai 2006 schliesslich als Regierungsrätin zurück. Da sie nicht zwei volle Amtsdauern als Regierungsrätin gewirkt hatte und sie zudem nicht abgewählt worden war, sondern selber ihren Rücktritt erklärt hatte, blieb ihr sogar eine Rente verwehrt. Eine bittere Geschichte²¹⁴.

Ihre Nachfolgerin als FDP-Regierungsrätin wurde Ursula Gut, die zuerst die Baudirektion und dann die Finanzdirektion übernahm. Sie ist mit dem bekannten FDP-Politiker Ulrich E. Gut verheiratet, der bis 1999 als Kantonsrat amtierte und auch langjähriger Chefredaktor der Zürichsee-Zeitung war. Ursula Gut arbeitete übrigens einst als Auditorin (Praktikantin) bei der Bezirksanwaltschaft Zürich unter Anleitung des nachmaligen Oberstaatsanwaltes Andreas Brunner.

Als Dorothée Fierz abtreten musste, habe ich mich wieder an das erste Zusammentreffen der 1999 neu gewählten Regierungsrätin Fierz mit Rita Fuhrer im Kaspar Escher-Haus erinnert. Eine strahlende Dorothée Fierz ging auf Rita Fuhrer zu und sagte ihr, dass sie sich auf gute Zusammenarbeit mit ihr freue. "Wir werden sehen", antwortete Lovely Rita kühl.

Bezüglich Coolness und Öffentlichkeitswirkung erinnert mich Nathalie Rickli an Rita Fuhrer.

Ich habe Rita Fuhrer immer sehr gern gehabt. Sie hat einen ausgeprägten Machtinstinkt, was man als Regierungsrätin wohl einfach haben muss. Sie ist aber auch ein ausgesprochen warmherziger, gefühlsvoller und verlässlicher Mensch. Wie

²¹³ Kürzlich habe ich eine Probenummer des Beobachters zugeschickt bekommen und zur Kenntnis genommen, dass Andres Büchi seit 2008 dort Chefredaktor ist.

²¹⁴ Vgl. NZZ vom 5.5.2006, Der Streit mit Rita Fuhrer bringt Dorothée Fierz zu Fall (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Regierungsrätin Verena Diener hatte sie während ihrer Amtszeit mit gesundheitlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, liess sich das aber nie anmerken, und auch ihre Amtsführung litt nie darunter. Das verdient grössten Respekt.

Ein sparsamer Oberrichter wird Finanzdirektor

Mit dem ehemaligen Staatsanwalt und Geschworenengerichtspräsidenten Christian Huber, der 1999 zum Regierungsrat für die SVP gewählt worden ist, bin ich nie ganz warm geworden. Er ist mir gegenüber immer sehr distanziert und meist ironisch aufgetreten. Er hat kaum je einen Satz, den ich gesagt habe, einfach so stehen gelassen. Woran das lag, weiss ich nicht. Er hat ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein.

Er war ein hervorragender Geschworenengerichtspräsident. Er gehörte am Obergericht zur Gruppe der Numismatiker und war deshalb durchaus zum Finanzdirektor prädestiniert.

Im Rahmen der BVK-Affäre rund um seinen Trésorerie-Chef D.G., meinen alten Kommilitonen, ist er in einer tiefen Sumpflandschaft gelandet. Huber war immer gradlinig und korrekt. Er ist deshalb als Regierungsrat schon 2005 zurückgetreten, nachdem es wegen seiner Finanzpolitik zu Differenzen mit der SVP-Parteileitung gekommen war. Er hat wegen fehlender Unterstützung seiner eigenen Partei im Kantonsrat kaum je ein Budget auf Anhieb durchbekommen.

Regine Aepli

Ein herzliches Verhältnis pflege ich zu Regine Aepli. Sie ist 2003 als Regierungsrätin gewählt worden. Schon während ihrer Zeit als Kantonsrätin habe ich mit ihr in kantonsrätlichen Kommissionen zusammengearbeitet. 1995 wurde sie Nationalrätin. Ich hatte einmal die Ehre, für sie an einer Nominationsversammlung der SP-Stadtpartei Werbung zu machen. Sie ist eine politische Weggefährtin von Moritz Leuenberger.

Ich habe auch Regine Aeplis Mann Thomas Wartmann, einen ausgewiesenen Wirtschaftsanwalt, gekannt und sehr geschätzt. Er war ein gross gewachsener, blitzgescheiter, eleganter, äusserst sympathischer und herzlicher Mensch. Ein letztes Mal hatte ich mit ihm zu tun, als er als Präsident einer Stiftung der wiederum von mir

präsierten Stiftung Wehrenbach für ein neues Wohnheimprojekt eine grosszügige Spende überwies. Er ist leider viel zu früh gestorben.

Regine Aepli hat als Bildungsdirektorin zusammen mit ihrem Generalsekretär Stephan Widmer viele grosse Reformen realisiert. Unter ihrer Federführung entstand das neue Volksschulgesetz, das 2005 mit klarem Volksmehr angenommen worden ist. Einer ihrer grössten Würfe ist die Neustrukturierung des Zürcher Fachhochschulwesens. Dank ihr konnte die 2002 neu gegründete Pädagogische Hochschule Zürich 2012 einen neu erstellten zentralen Standort direkt neben dem Hauptbahnhof beziehen. Ihre Amtszeit endete 2015 nach zwölfjähriger erfolgreicher Regierungstätigkeit.

Im Doppelpack

Es kam immer mal wieder vor, dass zwei aus derselben Gemeinde stammende Regierungsrät:innen zusammen in der Regierung sassen. Es waren aber durchaus nicht immer Regierungspersonen aus der grossen Stadt Zürich, sondern auch aus kleineren Gemeinden wie Pfäffikon (RR Rita Fuhrer und RR Christian Huber), Adliswil (RR Mario Fehr und RR Thomas Heiniger) und zuletzt Winterthur mit sogar drei Vertretungen (RR Jacqueline Fehr, RR Nathalie Rickli und RR Martin Neukom).

Staatschreiber:innen und Generalsekretär:innen

Von den neuen Generalsekretären kenne ich einige nicht mehr gut. Gian Schmid, neuer Generalsekretär der Volkswirtschaftsdirektion ist mir vom Bezirksgericht Zürich bekannt. Lukas Geissman, der Nachfolger von Hans-Peter Tschäppeler, hatte am Bezirksgericht Zürich vor seinem Wechsel in die kantonale Verwaltung als Mitglied der Gerichtsleitung eine ähnliche Funktion inne wie einstmals ich. Ebenso arbeitete er direkt mit Gerichtspräsident Ruedi Kieser zusammen.

Hans Roggwiler habe ich nur noch in seinem letzten Amtsjahr erlebt. Er war jahrelang Staatsschreiber, ein gediegener, feiner, intelligenter und äusserst versierter Jurist und zudem ein ausgezeichneter Pianist. Mit seinem Nachfolger Beat Husi habe ich ab 1995 als Generalsekretär 10 Jahre lang bestens zusammengearbeitet. Wie Roggwiler war er das juristische Gewissen der Zürcher Regierung. Beide haben einen ähnlichen trockenen Humor und eine blitzschnelle Auffassungsgabe. Der Kanton Zürich hat ihnen sehr viel zu verdanken.

Es ist zu hoffen, dass wenigstens für die Funktion des Staatsschreibers Kontinuität wichtig bleibt. Kathrin Arioli ist seit 2018 erste Staatsschreiberin des Kantons Zürich überhaupt. Sie war Leiterin der kantonalen Fachstelle für die Gleichstellung von Mann und Frau, welche zur Direktion des Innern gehörte. Seit der Fusion von DDI und JD hatte ich als Generalsekretär immer wieder mit ihr zu tun. Sie ist stets sehr klar, aber auch immer auf Ausgleich bedacht. Das macht die Zusammenarbeit mit ihr sehr konstruktiv und angenehm. Nach einem Abstecher in den Kanton Zug, wo sie als Co-Generalsekretärin der Direktion des Innern amtierte, sowie nach Bern, wo sie als Obergerichtsschreiberin tätig war, ist sie nun also als achte Regierungsrätin nach Zürich zurückgekehrt.

Alte Kolleg:innen, immer weniger

Neben Kathrin Arioli kenne ich nur noch gerade zwei weitere Spitzenkader im aktiven Staatsdienst, welche ungefähr zur gleichen Zeit wie ich in der kantonalen Verwaltung angefangen haben. Die eine ist Susanna Stähelin, der andere der Datenschützer Bruno Baeriswyl.

Moritz Leuenberger und ich hatten Bruno einst aus vielen Bewerbungen ausgesucht und ihn 1995 dem Regierungsrat zur Wahl vorgeschlagen. Der Datenschützer war damals noch der Justizdirektion angegliedert. Ich hatte mit Bruno Baeriswyl schon einmal am Bezirksgericht zu tun gehabt, als er noch für IBM arbeitete und das alte Computersystem AS 400 verkaufte. AS 400 war bei Gerichten und Verwaltung weit verbreitet. Man erinnert sich wehmütig: grüne Schrift auf schwarzem Bildschirm.

Bruno Baeriswyl wird 2020 pensioniert, seine junge Nachfolgerin Dominika Blonski ist kürzlich vom Kantonsrat gewählt worden.

13. November 2019: Teffen mit Gefängnisseelsorgenden im Hirschengraben; Timeout St. Joseph

Kirchliche Freunde; Nähe und Kooperation.

Gott und die Welt; mein "Glaubensbekenntnis".

Mutige(re) Gefängnisseelsorge; Streetchurch, Kirche auf die Strasse! Frühstück im Bebek.

Mein Versuch eines Weltbildes. Unveränderbar ist nur die Zukunft.

Vorstellungen und Ideen von Gott.

Hafenkäse.

Hirschengraben, Timeout St. Josef

Die Gefängnisseelsorgenden haben mich für ihre Sitzung vom 13. November 2019 ins Zentrum der katholischen Landeskirche am Hirschengraben 66 eingeladen. Nur ein paar Meter weiter am Hirschengraben 50 ist der Sitz der evangelisch-reformierten Landeskirche. Beide Landeskirchen sind sich nicht nur geographisch sehr nah. Es war mir bereits zu Zeiten von Markus Notter stets eine Freude, mit Exponenten der beiden Kirchen zusammenarbeiten zu dürfen. Während dieser Jahre sind mir Leute wie die Kirchenratsschreiber Hans Stamm und Fredi Frühauf oder der Generalsekretär des Synodalrates Giorgio Prestele liebe Kollegen geworden. Hans Stamm wechselte als Nachfolger von Bruno Lang in die Direktion der Justiz und des Innern und wurde Chef des Gemeindeamtes. Giorgio Prestele arbeitete einige Jahre auf dem Generalsekretariat der Direktion des Innern, bevor er zum General-sekretär des römisch-katholischen Synodalrates berufen worden ist.

Vor Fusion der beiden Direktionen der Justiz und des Innern war ich wie bereits erwähnt zwei oder drei Jahre lang auch interimistischer Generalsekretär der Direktion des Innern. Ich hatte dort Giorgio als klugen und sorgfältigen Juristen kennen und schätzen gelernt. Ein erstes Mal hatte ich ihn 1994 als Mitglied der grossen Arbeitsgruppe zur Räumung des Platzspitzes, welche auch für die Bereitstellung der nötigen flankierenden Massnahmen zuständig war, getroffen. Wenn ich mich recht erinnere, war er damals Delegierter des Zürcher Stadtrates für Drogenfragen. Noch

früher ist er Bezirksanwalt gewesen. Giorgio unterstützte mich massgeblich als Projektsekretär bei der Zusammenlegung der beiden Direktionen der Justiz und des Inneren.

Hans Stamm hatte im Jahre 1998 oder 1999 einen schrecklichen Unfall, den er wie durch ein Wunder überlebte. Ein Lastwagen war von hinten in sein Auto aufgefahren. Ich glaube, es war am Hirschengraben. Der Aufprall war derart massiv, dass sein Fahrersitz gespalten war. Hans erlitt ein schweres Schleudertrauma und gravierende Verletzungen an der Halswirbelsäule. Er leidet noch heute darunter, an seinem Engagement für Kirche und Gemeindeamt tat dies aber keinen Abbruch. Am 28. September 2002 leitete Hans den Traugottesdienst in der alten Kirche Fluntern für Kornelia und mich. 2007 musste sich Hans dann doch aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensionieren lassen. Sein Nachfolger wurde Arthur Helbling, der diese Funktion auch heute noch ausübt.

Pfarrerin, Kirchenrätin und Kantonsrätin Esther Straub verabschiedet mich als Vorsitzende des Gremiums der Gefängnisseelsorgenden bereits im Hirschengraben. Ihre Vorgängerin war während vieler Jahren Irene Gysel, welche bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2013 Redaktorin der Sternstunde Religion beim Schweizer Fernsehen war. Ich habe immer sehr gern mit ihr zusammengearbeitet. Ab und zu sehe ich sie noch im kirchlichen Umfeld.

Als Abschiedsworte hier im Hirschengraben verwende ich die recycelte Rede, die ich am Apéro für den Kadertag JuV gehalten habe. Ich gebe hier nur die Passage wieder, mit welcher ich mich explizit an die Gefängnisseelsorgenden gewandt habe²¹⁵:

"Sehr geehrte Damen und Herren

... Ihr Kollege Alfredo Diez hat mich gebeten, ein paar Worte an Sie zu richten im Sinne eines Rückblickes als Amtschef JuV und einer Einschätzung der zukünftigen Entwicklung des Zürcher Justizvollzugs. Das mache ich gerne. ...

Ich kann mich gut daran erinnern, dass es früher immer wieder Reibereien zwischen Gefängnisseelsorge und Strafvollzug geben hat. Ich habe ab 1994 als Generalsekre-

²¹⁵ Vieles aus diesem Referat habe ich z.T. wörtlich in meinen Artikel für die Zeitschrift Seelsorge und Strafvollzug, Nr. 4 / Juli 2020, übernommen.

tär sehr viel mit Vollzugslockerungen wie Hafturlauben zu tun gehabt. Öfters hat es bei der Beurteilung der Gefährlichkeit und des Verhaltens eines Menschen grosse Unterschiede gegeben, z.B. zwischen Fachkommission zur Beurteilung der Gemeingefährlichkeit und Gefängnisseelsorge. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass man da eigentlich von zwei verschiedenen Menschen spricht. Irgendwann habe ich begriffen, dass tatsächlich aber mit zwei unterschiedlichen Sichtweisen zwei sehr wichtige und verschiedene Seiten des gleichen Menschen aufgezeigt werden, beide gleich wahr und gleich relevant.

Es geht nicht um richtig und falsch, sondern um eine gegenseitige Ergänzung, und vor allem auch: um die Respektierung der verschiedenen Rollen und Positionen.

Die gegenseitige Respektierung und Zusammenarbeit zwischen Seelsorge und Justizvollzug funktionierte in den letzten Jahren ausgezeichnet. Erlauben Sie mir hierzu eine schon fast paradoxe Bemerkung: Manchmal würde ich mir etwas mehr Eigenständigkeit und Mut der Gefängnisseelsorge wünschen. Ich weiss, dass viele von Ihnen ab und zu damit hadern, wie mit einem Insassen justizseitig umgesprungen wird. Sie lassen sich aber meist von den Zwangsläufigkeiten und Gesetzmässigkeiten des Strafprozesses und Justizvollzuges überzeugen und halten trotz grossen Zweifeln still. Seien Sie durchaus etwas unbequemer und mutiger. In diesem Sinne schätze und respektiere ich Ihren Kernauftrag des Dienstes am Menschen ganz besonders."

In der Tat, zu viel Verständnis, Nähe, Harmonie und Kooperation können auch heikel werden. Aus meiner Sicht sollten die Seelsorgenden ganz im Sinne von Sokrates auch immer die störenden und stechenden Brämen am Körper des Pferdes (=Staat) sein und dann halt mal auch die Pharisäer aus dem Tempel werfen.

Die grosse Zurückhaltung, Vorsicht und vielleicht auch Furcht der Gefängnisseelsorger:innen rühren von schwierigen Fällen und Zusammenstössen in der Vergangenheit her. Es hat Gefängnisseelsorgende gegeben, die sich gegenüber den von ihnen betreuten Insassen nicht genügend abgegrenzt haben. Und das hat beim Gefängnispersonal jedes Mal eine riesige Aufregung verursacht. Ich erinnere mich an eine Pfarrperson, die einem Insassen eine USB-fähige Uhr, auf welcher heikle Daten

aufgeladen waren, ins Gefängnis gebracht oder von dort mitgenommen und zudem auch Zahlungen im Auftrag des Gefangenen getätigt hat.

In einem anderen Fall spielte ein Gefängnisseelsorge-Person für einen Untersuchungshäftling Kurier und schmuggelte Kassiber hin und her. Sie flog auf und wurde selber dafür bestraft. Sie war definitiv an den falschen Staatsanwalt geraten, nämlich an meinen geschätzten Kollegen Bruno Meier. Wehe dem, der sich mit ihm anlegte. Wenn Bruno Meier einmal zugebissen hatte, liess er nicht mehr los.

Sicher ist das richtige Gleichgewicht zwischen Distanz und Nähe gegenüber Klienten oder Anvertrauten nur sehr schwer zu finden. Die meisten Gefängnisseelsorgenden kommen damit aber gut zurecht. Anders als früher sind sie für ihre schwierige Aufgabe speziell geschult und ausgebildet. Wo die Grenze zwischen echtem Engagement und Überidentifikation verläuft, ist allerdings eine schwierige Frage.

Vor vielen Jahren hat einmal ein Gefängnisseelsorger Regierungsrat Markus Notter im BLICK vorgeworfen, er sei ein Schreibtischtäter. Es ging um die Aufarbeitung des Falles betreffend den Verwahrten A.G. Dieser hatte 2006 auf einem Hafturlaub eine Prostituierte angegangen. Anfänglich war von Vergewaltigung, am Schluss noch von einer kurzen Freiheitsberaubung die Rede²¹⁶. Markus Notter hatte als Sofortmassnahme ein allgemeines Urlaubsverbot verhängt. Darunter war auch ein Schützling des erwähnten Seelsorgers gefallen. Der engagierte und temperamentvolle Pfarrer wurde meines Wissens dann von der Landeskirche ermahnt.

Das Eis ist dünn. Drei Jahre später hat der betreffende Pfarrer sich in einem zweiten Fall, es handelte sich ebenfalls um ein "Opfer" der Aufarbeitung des Falles A.G., direkt an mich gewandt. Wir haben gemeinsam nach einer Lösung gesucht, allerdings nur mit mässigem Erfolg.

Nach der Seelsorge-Sitzung wechseln wir ins nahe gelegene Restaurant TimeOut, das zum Hotel St. Joseph gehört. Wir führen zu Tische angeregte Gespräche über Gott und die Welt.

²¹⁶ Vgl. Thomas Manhart, in: Schweizerische Arbeitsgruppe für Kriminologie (SAK), Strafsystem und Öffentlichkeit: Zwischen Kuscheljustiz und Scharfrichter; Band 29, Vollzugslockerungen im Spannungsfeld zwischen Medien, Politik und Fachlichkeit, S. 198; Bern 2012.

Ich habe in letzter Zeit in Gesprächen mit Theolog:innen immer wieder meine eigenen religiösen Positionen überprüft und zu schärfen versucht. Als ich im Juni 2018 Kirchenkreiskommissionspräsident geworden bin, haben mich Freund:innen des Öftern gefragt, warum ich das nur mache. Sie hätten gar nicht gewusst, dass ich gläubig oder religiös sei. Viele verstanden mich überhaupt nicht und fanden mein Engagement seltsam. Ich habe darum damit angefangen, meine Sichtweise für mich selber besser zu klären.

Schwieriges Glaubensbekenntnis

Ich erkläre meinen Tischgenoss:innen, wie sehr es mich stört, wenn mich ein:e Pfarrer:in in seiner/ihrer Predigt mit seinem/ihrer Glaubensbekenntnis vereinnahmen will. Ich höre mir dann jeweils mit zunehmender Verärgerung an, wie sehr ich mich in absoluter Sicherheit über die Existenz Gottes wähnen, auf seine Fürsorge und bedingungslose Unterstützung vertrauen darf oder sogar muss. Ich brauche mich nur in seine Hände fallen zu lassen. Er ist immer schon da.

Ich weiss, dass solche Aussagen in einer Predigt auch rituellen Charakter haben und bis zu einem gewissen Grad einfach dazugehören. Das Stammpublikum erwartet es so. Damit stösst die Kirche aber die Menschen zurück, welche diese Gewissheit nicht haben. Jeder Mensch, der eine schwere Woche hinter sich hat, eine schwierige Zeit, der einen Verlust oder einfach nur einen Frust erlitten, den Job verloren hat, mit schwerer Krankheit konfrontiert wird, jeder Mensch, welcher in den Medien alles Mögliche und Unmögliche über Elend und Tod, Kriegsoffer und Hungersnöte, über Naturkatastrophen, Flugzeugabstürze, Attentate, verletzte, hungernde und tote Kinder und Frauen und alle Schrecken dieser Welt erfahren hat, sich wegen der industriellen Vernichtung von Millionen von Tieren, der Klimaerwärmung und letztlich der fortschreitenden Zerstörung unserer Welt grosse Sorgen macht²¹⁷, wird sich die ewig wiederkehrende Frage stellen: "Wenn Gott allwissend und immer für uns da ist, seine schützende Hand über uns hält, warum lässt er all das Leid und Elend geschehen?"

²¹⁷ 2020 ist noch das Corona-Virus dazugekommen, 2022 der Angriffskrieg von Russland auf die Ukraine.

Ich kenne natürlich die üblichen Standardantworten hierauf, sie überzeugen mich aber wenig. Im Kontext mit dem eingeforderten Glaubensbekenntnis fühlt es sich einfach nicht richtig und schlüssig an. Der Widerspruch unserer umfassenden Selbstverantwortung und der noch umfassenderen Schutzmacht Gottes, welcher wir uns blindlings anvertrauen sollen, ist schwer auflösbar. Dort, wo es nur um uns selbst geht, mag das noch angehen. Unser Unvermögen und Versagen gehen aber immer zulasten anderer unbeteiligter, „unschuldiger“ Menschen. Ich bin für mein eigenes Handeln selbst verantwortlich, schade damit aber oft auch anderen Menschen. Diese haben dann das Nachsehen. Ihr eigener Handlungsspielraum, die dadurch von ihnen zu tragende und ihre damit verbundene Eigenverantwortung werden durch mein Handeln oder Unterlassen offenkundig stark eingeschränkt oder negativ beeinflusst, ohne dass sie ihrerseits etwas dagegen tun könnten. Und Gott hält über alles seine schützende Hand. Wie soll das um Himmels Willen aufgehen, lieber Lieber Gott?

Wir – ich – haben grosse Fragen, Hoffnungen; und da ist auch Glaube, mein Glauben. Das mir im Gottesdienst abverlangte Glaubensbekenntnis geht von einer absolut gesicherten, unumstösslichen Erkenntnis und Weisheit aus – es ist mehr als Glauben, es ist gesichertes Wissen. Dieses fehlt mir, wird aber irgendwie vorausgesetzt.

Ich möchte glauben, ich will glauben, ich glaube, ich bin ein Wollensgläubiger, ein Glaubenwollender, ein Willenschrist. „Alles ist möglich, dem der glaubt.“ Glauben zu können ist unabhängig vom Glauben an Gott eine Fähigkeit, die nicht jede:r hat. Man kann an eine Sache glauben, an eine Idee, an einen Menschen, an sich selber. Glauben versetzt Berge.

Ich glaube an die gute – göttliche – Wirkung guter Gedanken. Ich glaube auch daran, dass Gutes auf mich irgendwann einmal wieder genauso zurückkommt so wie Schlechtes auch. Und ich glaube, dass die Summe allen Glaubens an Gott ihn selber ausmacht. Der Glaube an Gott erschafft Gott, ist selber Gott. Gott ist also immer und überall da, solange es den Glauben an ihn gibt. Genauso wie ein Mensch noch nicht wirklich gestorben ist, solange man sich an ihn erinnert, mit ihm verbunden durch gemeinsame Erfahrungen, Erlebnissen und Erinnerungen.

Ich glaube, also bin ich. Ich glaube, also ist Gott. Gibt es Gott ohne den (Glauben der) Menschen? Jedenfalls wäre Gott ohne Mensch wie ein Instrument ohne Resonanzkörper²¹⁸.

Gäbe es Gott ohne die Sprache, das Wort? Das Johannes-Evangelium beginnt so:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe geworden, und ohne das Wort ist auch nicht eines geworden, das geworden ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht für die Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht angenommen.“ (Joh 1,1)

In der Zürcher Bibel, Ausgabe 1971, steht es noch so, wie soeben zitiert *„und das Wort war Gott.“* In der Ausgabe von 2006 wird für „Wort“ der Begriff „Logos“ eingeführt, und es bzw. der Logos ist nicht mehr Gott selber, sondern *„von Gottes Wesen war der Logos“*. Ehrlich gesagt finde ich diese ergänzte Neuübersetzung nicht sehr hilfreich, man führt einfach mal die Blackbox „Logos“ ein und lässt eine:n bestenfalls ratlose:n Leser:in zurück. Für mich hat es das „Geschmäckle“ eines faulen Kompromisses, indem man ein äusserst komplexes Thema noch schwieriger und für einen „normalen“ Menschen unverständlich macht, so dass sich niemand mehr herangetraut, sondern die Passage lieber überliest, weiterliest. Jedenfalls muss man so nicht Position beziehen.

Ich bin kein Theologe und schreibe hier einfach, wie das auf mich wirkt und es bei mir ankommt. Die Theolog:innen mögen mich dafür einen unbedarften Laien nennen, macht nichts. Jedenfalls finde ich Johannes Aussage gemäss Zürcher Bibel 1971 *„und das Wort war Gott“* grandios, überwältigend einfach. Ich bin in den Genuss einer altphilologischen A-Matur gekommen und weiss deshalb natürlich, dass man mir entgegenhalten kann, die Variante 1971 sei eine völlig unzulässige Verkürzung des altgriechischen Textes und werde insbesondere dem „Wort“ „Logos“ in keiner Art und Weise gerecht werde. Mich überzeugt gleichwohl sofort: ohne Wort kein Gott. Ohne Mensch kein Gott.

²¹⁸ Ähnliche Gedanken lese ich auf der Newsplattform Watson im Sektenblog von Hugo Stamm vom 29.1.2022: Gott ist in unserem Hirn entstanden und gefangen; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Mit „Logos“ lande ich bei Platon und seiner Ideenlehre, an deren Spitze als Oberstes die Idee des Guten steht. Stichwort *Idee*: Meine Tochter Angelina schreibt eine Maturarbeit über die Logik der Gerechtigkeit anhand von Platons Staat²¹⁹. Das Thema hat mich ebenfalls zu interessieren begonnen und ich habe dazu ein Buch des Platon-Kritikers Karl Popper (Die offene Gesellschaft und ihre Feinde; Band I: Der Zauber Platons) gelesen. Vieles habe ich nicht wirklich verstanden. Am besten gefällt mir Poppers Aussage, dass jede Philosophie so dargestellt werden muss (und kann), dass sie in einfachen Worten verständlich wird. Oftmals würden Philosophen unausgegorene oder leichtgewichtige Gedanken in eine derart komplizierte Sprache einkleiden, dass sie tiefsinnig erscheinen. Wenn man sich aber die Mühe mache, die unnötig komplizierte Sprache in einfache und gut verständliche Worte und Sätze zurückzuführen, so erkenne man den verbleibenden dünnen Gehalt. So nach dem Motto also: "Manche trüben ihre Wasser, damit sie tief erscheinen." Dieser Satz scheint mir auch für viele theologische Betrachtungen zu gelten.

Die Ideenlehre Platons verstehe ich zugegebenermassen nur ansatzweise. Ein Aha-Erlebnis hat mir immerhin Karl Popper mit dem Hinweis verschafft, die griechischen Götter seien eigentlich nichts Anderes als eine die Gestalt eines Gottes oder einer Göttin annehmende Idee. Jede Gottheit entspreche einer grundlegenden Entität. Damit kann ich etwas anfangen. Irgendwie scheint mir unser alter, weisser und allmächtiger Mann und sein Sohn nach demselben Prinzip erschaffen worden zu sein, ergänzt durch all die Heiligen, die damit das ganze breite Ideen-Feld abdecken. Ein Schutzheiliger für jede Idee und jedes Bedürfnis als meine Mittelsperson zur alles umfassenden Oberidee Gott.

Solche Gedanken verringern im Übrigen meine Bereitschaft zu glauben keineswegs. Sie helfen mir aber, mich von stereotypen Dogmen, Leerformeln, Wort- und Satzhülsen, an welche sowieso kein „vernünftiger“ Mensch mehr glauben kann, zu befreien. Es geht um kontextuelles Textverständnis einer zweitausendjährigen Schrift, auf die heutige Zeit übersetzt. Pfarrpersonen behaupten mir gegenüber in Gesprächen zwar immer wieder, dass sie das ja genau täten, es kommt bei mir aber meist nicht so

²¹⁹ Zwischenzeitlich ist die Arbeit abgeschlossen: Angelina Manhart, Die Logik der Gerechtigkeit, Momente einer Idee bei Platon, Betreuer: Urs Schällibaum, Kantonsschule Stadelhofen 2020, publiziert auf: www.maturitaetsarbeiten.ch, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

an. Vielmehr wird der liturgische Teil eines Gottesdienstes quasi „herabgebetet“ und dann in einer separaten Predigt ein Bezug zur Gegenwart gemacht, ohne aber eine nachvollziehbare Verbindung zu den abverlangten Glaubenssätzen herzustellen. Hierzu nochmals die klassische Frage: wenn Gott allwissend ist und uns alle jederzeit beschützt, wieso lässt er dann derart viel Elend zu, lässt Männer Frauen und kleine Kinder vergewaltigen und ermorden?

Trotz aller Zweifel: Die Kraft des Guten wirkt, muss einfach wirken, daran glaube ich. Wenn viele zusammen etwas Gutes glauben und wollen, dann haben wir gemeinsam auch die Chance, es zu erreichen. Es liegt an jedem einzelnen von uns. Ich will „Gott“ nicht für alle Verbrechen und Scheusslichkeiten dieser Welt verantwortlich machen. Verantwortlich kann nach meinem kleinen menschlichen Verständnis sowieso nur eine Person sein. Und damit liegt es in unser aller Hände. Jede:r ist für sich und sein Handeln selbst verantwortlich, „schuld“. Gott, die Idee vom Guten, der Sinn von allem und für alles ist für jeden Menschen greifbar, spür-, hör-, seh- oder lesbar und Gott ist keine Haftungsperson.

Gott ist nur mit Haftungsausschluss zu haben (also nicht einmal als GmbH, sondern als GoH).

Ich habe die Wahrnehmung, den Eindruck, das Gefühl, ich denke, dass da eine gestaltende Kraft sein muss. Man glaubt sie im Kleinen wie im Grossen, im Mikrokosmos genauso wie im Universum zu erkennen, in der Schönheit einer Schneeflocke, einem Regenbogen, einem Sonnenaufgang, dem Sonnenuntergang, dem Vollmond über dem Meer oder der Milchstrasse am Himmel.

Gott kommt mir in der Bibel als Person, als Übermensch entgegen. Er schickt uns auch seinen Sohn. An beides kann ich so nicht ohne weiteres glauben. Die Darstellung des Göttlichen als alter weis(s)er Mann (und nicht als Frau) und als Gottes Sohn (selbstverständlich nicht seine Tochter) lässt sich historisch einfach erklären. Nur so und nicht mit einer abstrakten *Idee* war dies den Menschen in frühen Zeiten vermittelbar. Das alttestamentarische Gottesbild, welches trotz mosaischem Bilderverbot bei mir entsteht, ist jedoch in der heutigen Zeit nicht mehr vermittelbar: Schöpfer, Herr, Vater, Hüter, Allmächtiger?

Ich habe meine liebe Mühe, zu glauben oder zu bekennen, dass Jesus Christus im wahren Sinn des Wortes Gottes Sohn ist, nicht nur symbolisch gemeint, sondern wirklich, ohne Wenn und Aber biologischer Sohn Gottes. "Äs isch eifach soo!" würde der italienisch-schweizerische Komiker Massimo Rocchi sagen. Wenn in der heutigen Zeit jemand mit dem Anspruch daherkommt, er sei Gottes Sohn, so hielte man ihn für einen Hochstapler oder erklärte ihn für verrückt oder beides. Das kann man gerade in der aktuellen Netflix-Serie "Messiah" sehen. Ich gehe mal zugunsten von Jesus davon aus, dass er das selber nie von sich gesagt hat. Damit wäre er bei seinen Eltern und Geschwistern sicher nicht durchgekommen, die wussten es besser.

Kürzlich habe ich irgendwo gelesen, der Glaube an Gott sei eigentlich nichts anderes als eine grosse Verschwörungstheorie.

Es gibt viele mündlich verzerrte Überlieferungen, Geschichtsklitterung und Wunschdenken. Die christliche Religion finde ich aber trotzdem etwas vom Grössten und Bemerkenswertesten, wenn nicht sogar das Grösste überhaupt. In einer Zeit, in welcher – wie in allen früheren und späteren Zeiten auch – das Gebot des Stärkeren gilt, kommt jemand, der von Gottes Liebe und Gnade und seiner besonderen Liebe für die Schwachen und Armen spricht. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! Was Du Deinem Nächsten antust, tust Du Dir auch selber an. Wenn Dich jemand auf die eine Wange schlägt, so halte auch die andere hin.

Durchbrich die irre Logik der Gewaltspirale! Eine auch heute noch revolutionäre und einmalige Philosophie. Aber wieso hat das gewalttätige, imperialistische römische Reich ausgerechnet dieses obskure Christentum, einen kleinen Sektenableger des Judentums, zu einer Weltreligion gemacht? Es mag daran liegen, dass das Christentum – anders als andere Religionen – für sich selbst immer auch einen im Kern imperialistischen Ansatz verfolgt hat: es ist nach seinem Selbstverständnis für die ganze Menschheit bestimmt. Man muss es zu allen Menschen in die ganze Welt hinaustragen. Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Missionare kamen immer mit Kreuz und Schwert. Das Kreuz war eine ideale Rechtfertigung für das Schwert. Und nicht etwa umgekehrt.

In Tat und Wahrheit ging es immer in erster Linie um Eroberung, Unterwerfung, Anhäufung von Reichtum, Macht, sexuelle Ausbeutung, Einfluss und Unterdrückung. Das Christentum hat sich seit nunmehr 2000 Jahren immer wieder zum Komplizen der

Imperialisten gemacht. Oder umgekehrt ausgedrückt: die Imperialisten und Herrschenden der christlichen Welt haben das Christentum oft für ihre Zwecke missbraucht: zurzeit machen wieder mit wechselndem Erfolg Präsident Putin und sein Patriarch Kirill nichts Anderes. Oder Trump und die Evangelikalen. Zum Glück kann solches das ideelle Christentum letztlich nicht beschädigen. Gegenteil werden durch derartige permanente Missbräuche seine wirklichen Werte noch deutlicher und besser sichtbar.

Für Kirchengänger:innen gilt auch heute noch: am Sonntag das Neue Testament und von Montag bis Samstag das Alte.

Selbst Atheist:innen können den Einfluss des Christentums auf unsere Welt, unsere Werte und Haltungen weder übersehen noch leugnen. Letztlich beziehen sie sich mit dem vorgestellten, verneinenden „A-“, trotzdem auf Gott. Die christlichen Werte sind durch die Aufklärung und französische Revolution säkularisiert und so für alle aufgeklärten Menschen wieder geniessbar geworden. Die daraus abgeleiteten Menschenrechte sind hierfür das schönste und beste Beispiel.

Dieses westliche, eben christliche Weltbild geht davon aus, dass jeder einzelne Mensch, individuell und für sich, einen Anspruch auf den Schutz Gottes und die Liebe von Jesus oder – durch die französische Revolution säkularisiert - auf die verfassungsmässig verbrieften Menschenrechte hat. Christus ist für jeden einzelnen Menschen gestorben. Das heisst für mich nichts anderes, als dass das Christentum für jeden einzelnen Menschen, jedes einzelne Individuum da ist und einsteht und nicht etwa für das Wohl eines Kollektivs oder einer Zwangsgemeinschaft auf Kosten einzelner Menschen oder einer Minderheit.

Diese christliche Haltung unterscheidet sich nach meinem Verständnis deutlich von kommunistischen oder sozialistischen Ideen oder Kulturen wie der chinesischen und wohl auch vom Islamismus. Jene haben so wie ich sie verstehe einen kollektivistischen Ansatz, Menschenrechte sind vor allem und in erster Linie Pflichten und Verpflichtung des Menschen, der Schutz des Individuums ist weniger stark oder gar nicht ausgeprägt. In solchen Gesellschaften spielen die „Sozialrechte“ eine grosse Rolle: Recht auf Arbeit heisst in erster Linie Pflicht zur Arbeit. Recht auf Wohnung heisst dort wohnen zu müssen, wo einem der Staat die Wohnung zuweist, nicht etwa Niederlassungsfreiheit. Es geht zuallererst, immer und bis zum Schluss um den Schutz

und die Stärkung des Kollektivs, um das Recht und den Schutz der Gemeinschaft. Dafür hat das Individuum nötigenfalls jedes erdenkliche Opfer zu erbringen, sämtliche Einschränkungen seiner individuellen Freiheit und Menschenrechte hinzunehmen und sich bedingungslos zu unterordnen. Sozialrechte sind Sozialpflichten. In letzter Zeit nervt mich immer mehr, dass auch „meine Partei“, die SP, vor allem das Kollektiv und nicht das einzelne Individuum im Auge zu haben scheint.

Von selbst versteht sich, dass fast immer einzelne wenige Mächtige unter dem Deckmäntelchen der Gemeinschaft und des Kollektivs die wahren Nutzniesser des Systems sind, welches sie ausbeuten.

Natürlich überfahre ich die Pfarrpersonen und anderen Leute an meinem Tisch im Restaurant TimeOut im St. Joseph nicht mit so viel Text. Ich bringe nur einige ausgewählte Elemente vor. Es wird daraus eine angeregte Unterhaltung. Markus Giger, Pfarrer, Leiter von Streetchurch und Seelsorger im MZU, sagt zu meinem Erstaunen, dass er nun schon lange nicht mehr ein Gespräch über so grundsätzliche Fragen geführt habe und dass ihm das guttue. Eigentlich habe ich gemeint, dass Theolog:innen unter sich ständig solche Diskussionen oder Diskurse führen.

Kirche auf die Strasse!

Ich habe kürzlich zum ersten Mal Markus Gigers Streetchurch, ein Angebot der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde der Stadt Zürich an der Badenerstrasse 69 beim Stauffacher besucht. Anlass meines Besuchs war die Besprechung eines besonderen Falles. Es ging um einen jungen Mann, der nach dem Massnahmenvollzug nirgends Wohnung und Arbeit finden konnte. Alle angefragten Institutionen hatten aus Angst vor einer allenfalls fortbestehenden Gefährlichkeit des Entlassenen abgesagt. Am Schluss war nur die Streetchurch bereit, ihm sowohl eine Wohn- als auch Arbeitsmöglichkeit anzubieten. Mein Freund und Kirchgemeindepäsident Andreas Hurter hatte mich schon damals um meinen Rat und um eine Risikoeinschätzung gebeten. Nun ging es um eine neuerliche Standortbestimmung. Bisher ist alles ermutigend verlaufen, wir freuen uns mit dem jungen Mann.

Was Markus Giger mit und für die Streetchurch leistet, erfüllt mich mit Zuversicht. So wird die evangelisch-reformierte Kirche auch in Zukunft einen wichtigen Platz in unserer Gesellschaft einnehmen. So braucht es sie dringender denn je.

Frühstück im Bebek

Mein heutiger Austausch mit den Gefängnisseelsorger:innen führt dazu, dass mich Frank Stüfen, reformierter Seelsorger in der JVA Pöschwies und Christoph Rottler, sein katholischer Kollege ebenda für den 25. November 2019 zu einem späten Morgenessen ins Bebek bei der Kalkbreite einladen. Es geht um das Thema "Mutigere Gefängnisseelsorge". Dieser Ansatz in meinen Ausführungen vor den Gefängnisseelsorgenden hat den beiden offenbar gut gefallen. Sie überreden mich, hierzu für eine der nächsten Nummern "Seelsorge und Strafvollzug, Zur Praxis heutiger Gefängnisseelsorge" einen Artikel zu verfassen²²⁰. Sie sind Gründer und Herausgeber dieser wichtigen Zeitschrift.

Ein Versuch, mein Weltbild zu denken

Ich habe für mich ein Weltbild zusammengeschustert, das ich in einer Gesprächsrunde nicht einfach so einbringen kann. Es ist eine krude Mischung von Angelesenem, wohl falsch verstandenen und nicht immer passend zusammengefügt Splittern von verschiedenen Philosophien (z.B. Platon und Popper) und Religionen, etwas angereichert mit Stephen Hawking (zuletzt: Kurze Antworten auf grosse Fragen) und Yuval Harari (Eine kurze Geschichte der Menschheit). Wohl ein ziemlich populistischer Mix. Theologen, Philosophinnen, Physiker und viele kluge Köpfe mögen mich dafür auslachen oder infantil finden. Es entspricht eben meinen Grössenideen, dass ich für mich möglichst für alles und jedes eine Antwort bereit haben, mir alles zurechtlegen und -biegen und es auch immer (noch) besser wissen will.

Ebenso gehört dazu, dass ich mich dann doch nicht wirklich darin vertiefe, sondern es wie meine Lieblingsspaghetti anrichte: rasch viel gemacht, simpel, mit einer Sauce von Tomatenmark aus der Tube, mit Salz, Pfeffer und Reibkäse (vorzugsweise Emmen-

²²⁰ Vgl. Zeitschrift Seelsorge und Strafvollzug, Nr. 4 / Juli 2020 (Link dazu auf meiner Website).

taler). Fertig und einfach und am liebsten direkt aus der Pfanne gegessen. Das ist mein Spaghetti-Prinzip, das ich auch sonst und hier gerne anwende.

Der nachfolgende Text ist mehr ein Erklärungsversuch, der natürlich zum Scheitern verurteilt ist, mir aber eine gewisse Befriedigung bereitet. Es sind sicher viele Gedanken von gescheiterten Menschen und Autoren eingeflossen, die ich zitieren müsste, wenn es mir bewusst wäre. Auch hier genieße ich das Privileg des Pensionierten, der nichts mehr muss, sondern nur noch darf, so auch unwissentlich oder eventualvorsätzlich plagiiere.

Für mich ist jeder Mensch sein eigenes Universum, seine eigene individuelle Welt. Es gibt nur mein individuelles Universum, meine eigene Welt, so wie ich sie wahrnehme, die mit meiner Existenz und meinem Bewusstsein und meiner Seele untrennbar verknüpft ist. Sterben tun immer nur die anderen. Und wenn ich dann wirklich einmal selbst sterbe, so geht das Universum, eben mein individuelles Universum unter. Es gibt deshalb nur einen Weltuntergang für die diesseitige Welt: den eigenen individuellen Tod. Das ist das Weltbild eines nur auf sich bezogenen Egoisten, mit ihm steht und fällt alles. Aber das ist für mich nicht alles.

Im Zentrum meines individuellen Seins steht mein Ich-Gefühl. Ich frage mich immer wieder: wieso ist dieses Ich-Gefühl gerade in mir, Thomas Manhart entstanden bzw. vorhanden? Was ist dieses Ich-Gefühl? Eine Seele, die den Körper des Sohnes von Heidi und Leo Manhart-Schmid beseelt hat? War „ich“ schon einmal hier oder anderswo?

Klar ist, dass es für meine Existenz nur mein Ich-Gefühl als Beweis gibt: ganz nach dem Descartes'schen Grundsatz „cogito ergo sum“.

Eine rein naturwissenschaftliche Erklärung interessiert mich nicht, das greift für mich viel zu kurz. Wenn ich in den Spiegel schaue und mich in meine Augen vertiefe, so sehe immer das gleiche Ich, welches ich schon sehe, seit ich denken kann.

Wenn ich versuche, mich zu erinnern, wie sich mein Ich früher angefühlt hat, so glaube ich, mich bis vielleicht als Vierjähriger daran zurückerinnern zu können. Und ich glaube, es hat sich immer mehr oder weniger gleich angefühlt. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass ich mich, als ich noch klein war, als kleines Kind gefühlt hätte,

unfertig und ahnungslos, oder dass ich als Erwachsener ein reiferes Ich-Gefühl gespürt hätte.

Ich meine, dass die innersten Zweifel und Ängste meines Ichs sowohl qualitativ als auch quantitativ immer in etwa dieselben waren und geblieben sind. Es ging und geht um Zweifel an mir selber, ob ich etwas packen kann, um Versagens- und Verlustängste. Vielleicht haben sie im Verlauf der Jahre ein wenig abgenommen, das mag sein. Irgendwie sind sie mir aber auch immer Antriebskraft geblieben. Darum hoffe ich eigentlich, dass sie mir noch lange treu bleiben. Solange mein Bewusstsein intakt ist, müssten sie das eigentlich tun.

Ich glaube, dass so etwas wie eine Seele (weiter)"existiert", "lebt", "ist". Sie kehrt nach meiner Wunschvorstellung mit dem Tod in ein kollektives, ganzes, universelles und vollkommenes Sein zurück, aus welchem sich immer wieder neu, ständig und billionenfach ein einzelnes individuelles Sein für eine kurze Zeit für eine nächste Inkarnation herauslöst, vom Bazillus bis zum Wal, irgendwo dazwischen auch der Mensch. Manchmal denke und wünsche ich mir, dass sich jede Seele in jedem Wesen, das es je gegeben hat, gibt und noch geben wird, inkarniert, alle lösen einander gegenseitig ab in einem ewig wiederkehrenden, unendlichen Kreis. Jede:r wird jede:r sein, jede:r alle und alle jede:r. Nichts geht verloren, alles bleibt. Es hängt letztlich alles irgendwie zusammen. Dementsprechend wäre der Spruch "Was Du Deinem Nächsten antust, tust Du Dir selber an", sehr wahr. Die Zeit wäre dementsprechend auch nichts, was unwiederbringlich vergeht, sondern ein Konstrukt, welches das Zusammenspiel zwischen universellem und individuellem Sein organisiert. Gegebenenfalls kann eine Milliarde Jahre kurz wie eine Sekunde sein. Ein Zitat, dass offenbar niemandem eindeutig zugeschrieben werden kann, besagt, dass Zeit nur darum existiert, damit nicht alles gleichzeitig passiert.

Die Zeit – die Zeit

Die Zeit ist eine Aneinanderreihung von Momenten, jeder für sich sofort wieder vorbei. Nur aus der Aneinanderreihung von Momenten ergibt sich für uns ein Sein. Dies lässt sich mit dem guten alten analogen Filmmaterial veranschaulichen: eine Sekunde Superacht-Film setzt sich aus 24 Einzelbildern zusammen, die nacheinander abgespult zum bewegten Bild werden. Der Moment – die Gegenwart - ist flüchtig und existiert kaum. Damit ist er auch nicht wirklich real. Kaum da, schon wieder vorbei und

vergangen. Die Vergangenheit und die Zukunft scheinen unendlich lang zu sein. Wie lang ist die Gegenwart?

Die Vergangenheit selbst verändert sich ständig, in unserem Denken, unserer Erinnerung. Der forschende Historiker schreibt eigentlich mehr über seine Zeit und sich als über das Objekt seiner Forschung, die Vergangenheit. Er interpretiert Werte, Ideen und Entwicklungen seiner „Realität“ und überträgt sie in seine eigene Geschichtsschreibung. Als Beispiel lässt sich hierfür die „Schweizer“ Geschichte heranziehen. 1291 war alles andere als der Gründungstermin für ein Land, schon gar nicht für den Nationalstaat Schweiz. Zürich war beispielsweise mit dem Süddeutschen Städtebund ab 1385 vermutlich enger verbunden als mit der Eidgenossenschaft. Im Zug der Gründung von Nationalstaaten schuf sich jeder Staat seine Geschichte und Identität neu, deutete vergangene Ereignisse in seinem Sinn um. Die moderne Geschichtsschreibung bemüht sich, einige dieser „gewollten Irrtümer“ wieder zu berichtigen, ist aber wohl kaum frei von neuen eigenen Umdeutungen im Sinne des aktuellen Zeitgeistes. Nicht ganz unberechtigt ist deshalb wohl die Kritik, Geschichte sei eigentlich gar keine Wissenschaft.

Auch die eigenen, persönlichen Erinnerungen ändern sich ständig, lassen Unangenehmes vergessen gehen oder eine andere Geschichte entstehen. Die neuen Erinnerungen überschreiben die alten, die Vergangenheit verändert sich immer mehr in das, was man sich wünscht oder gewünscht hätte, im Guten wie im Schlechten. Beides wird übersteigert. Einstmals als gut empfunden kann sich eine Person im Auge der Geschichte in einen Teufel verwandeln, um viel später wieder zum Vorbild werden. Ein aktuelles Beispiel ist Stalin. Es ist zu befürchten, dass auch das Hitlerbild in (hoffentlich noch ferner) Zukunft wieder beschönigt wird.

In diesem Sinn verändert sich die Vergangenheit also ständig, die Gegenwart ist flüchtig und wird sofort selber zur Vergangenheit. So ist denn paradoxerweise nur die Zukunft gewiss und unveränderbar, als Produkt verschiedenster Faktoren, die zusammenwirken. Heute war gestern noch morgen. Heute wird morgen gestern sein. Aber: Morgen war auch gestern (Über-)Morgen und ist es auch heute noch. Erst wenn das Morgen, die Zukunft zur Gegenwart und unmittelbar danach zur Vergangenheit wird, unterliegt es dem soeben beschriebenen Veränderungsprozess.

Während der Raum für mich eine Konstante darstellt (sofern man diesen Begriff für den Raum überhaupt benutzen darf), ist die Zeit das Gegenteil davon, nicht konstant, flüchtig, sich ständig verändernd; ohne sie existiert nichts, auch nicht der Raum. Ich weiss nicht, ob die Zeit ohne Raum bestehen würde.

Raum und Zeit, diese vier Dimensionen, welche unsere Welt ausmachen, beschreiben und uns selber definieren, sind unendlich gross und lang, miteinander verbunden im Konstrukt des/der Lichtjahre/s, welches ich mir nicht vorstellen kann, genauso wenig wie das Nichts. Der Raum ist dreidimensional, die Zeit eigentlich auch: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Es sind sechs Dimensionen, die unsere Welt beschreiben. Die Bewegung im Raum ist im Prinzip in alle Richtungen möglich. Wenn sich das All (wie allgemein angenommen) aber immer weiter ausdehnt, so gibt es immer wieder neuen Raum, der nicht schon immer zur Verfügung gestanden ist. Insofern sind im All nur Rückwärtsbewegungen möglich. Ähnlich scheint es mir mit der Zeit zu sein, man kann (zumindest gedanklich) beliebig weit in die Vergangenheit zurückgehen, nicht aber bzw. nur fiktional in die Zukunft reisen. Es gibt keine Archäologie der Zukunft. Existiert aber ein Nullpunkt, der Zustand vor einem zeit- und raumlosen Urknall? Ein ultimatives schwarzes Loch, in welchem man (niemand) sich nicht bewegen kann und in welchem es keine Zeit gibt?

Unser (individuelles) Bewusstsein, unsere Existenz ist eine Voraussetzung für unsere freie Bewegung im Raum. Ist „man“ tot oder ungeboren, ist Bewegung im Raum nicht mehr (noch nicht) möglich. Die Rückkehr des individuellen in das kollektive Sein hebt auch die Zeit auf, es herrscht Zeitlosigkeit wie vor dem Urknall oder wie in einem schwarzen Loch. Das kollektive Sein ist so gedacht also von Zeit und Raum unabhängig, braucht sie nicht. Oder in Dimensionen ausgedrückt: alles ist überall und „passiert“ gleichzeitig, alles miteinander eins und verbunden. Das individuelle Sein „wartet“ quasi im schwarzen Loch bis es mit der Inkarnation in Raum und Zeit „explodiert“ und dann mit dem Tod wieder (zurück) in das zeit- und raumlose kollektive Sein implodiert.

Wenn ich über all das nachdenke, stellt sich bei mir nur Hilf- und Ratlosigkeit ein. Und da ist doch noch die Gravitation, die in Wechselwirkungen mit Zeit und Raum tritt. Ein schwarzes Loch, ein implodierter Stern, hat eine riesige Gravitationskraft. Das schwarze Loch vor dem Urknall enthält die Gravitation unendlich vieler Galaxien und

Sterne, seine Gravitationskraft ist fast unendlich gross. Mit dem Urknall wird die Gravitation aufgesplittet, Raum und Zeit entstehen.

Natürlich sind meine Ausführungen alles andere als wissenschaftlich fundiert, in Mathematik war ich sowieso immer schlecht. Ich weiss gar nicht, ob die Mathematik die Zeit überhaupt braucht. Vielleicht ist die Zeit wirklich nur ein Konstrukt, das uns hilft, zumindest einen winzigen Teil unserer „Realität“ zu erfassen.

Mathematiker und Physikerinnen suchen seit je nach einer Weltformel, die alles präzise beschreiben, erklären und miteinander verknüpfen kann. Würde sie gefunden, so würde sie ein normaler Mensch wohl nicht verstehen. Schon die Relativitätstheorie, welche sich mit Raum und Zeit und den entsprechenden Zusammenhängen befasst, begreife ich nicht. Und welche Rolle spielt die Gravitation?

Jede:r, welche:r etwas von diesen Dingen versteht, wird sich über mein Geschreibsel amüsieren. Es hilft mir aber, das Unbegreifliche zu ertragen.

Gott

Nach meiner Vorstellung kommt alles vom gesamtheitlichen universellen Sein oder Bewusstsein her und fliesst wieder dorthin zurück, wo alles individuelle Sein aller Wesen (Seelen) irgendwelcher Art immer wieder zurückkehrt und all die gemachten Erfahrungen einbringt. Das Wissen dieses universellen Seins wächst also ständig. Dieses alles steuernde, das individuelle Sein erst ermöglichende kollektive und universelle Sein könnte man auch Gott nennen. Gott ist in dieser Vorstellung für mich dieses innere und wirkliche Universum, der (heilige) Geist oder die Gesamtheit der Ideen, der Ursprung von allem, die eigentliche Weltformel. Ist Alles und Nichts dasselbe? Ist Gott das schwarze Loch vor dem Urknall?

Das materielle, äussere Universum denke ich mir als den für die einzelne Seele individuell bereitgestellten Raum, welcher vom inneren Universum, diesem kollektiven und universellen Sein durch Inkarnation beseelt, bestückt und belebt wird. Das innere Universum ist raumlos und "existiert" ewig, "ist" zeitlos. Das Wissen der einzelnen Seele kehrt stets in dieses universelle Sein zurück. Das universelle Sein vermehrt sich ständig. Gott ist unendlich. Nichts geht verloren, es kommt immer Neues hinzu.

Vielleicht hat das universelle innere Sein ein einziges äusseres Universum geschaffen, das seit dem Urknall ständig wachsen muss, bis es eine Grösse erreicht, wo Alles, das All eben, wieder ins Nichts zusammenfällt. Sozusagen also eine Versuchsanordnung für das innere Universum oder Sein, welches immer mehr Platz für seine milliardenfachen Inkarnationen braucht. Irgendwann ist die Festplatte voll und alles schrumpft wieder zusammen, es gibt ein Reset zum Nichts, raum- und zeitlos. Und dann wieder von Neuem, aus dem Nichts heraus immer als erstes Mal neu: Bummmm!

Was aber ist das Nichts und wie kann daraus ein Bumm entstehen? Mein Deutschlehrer im Gymnasium Michael Weissert hat einmal treffend bemerkt:

"Im Nichts ist nicht einmal das Nichts, dort ist gar nichts."²²¹

Das aus dem Nichts etwas entstehen kann, übersteigt meine Vorstellungskraft. Am ehesten kann ich es für mich mathematisch plausibilisieren: Die Null lässt sich mathematisch durch eine Rechnung darstellen, die im Resultat Null ergibt, beispielsweise: $6 - 2 - 4 = 0$. Die Null, dieses Nichts kann also in drei Zahlen dargestellt werden; oder in unendlich vielen anderen Varianten. Die Null ist also auch unendlich, umfasst alles. Gleich viel positive und negative Energie ergeben nach dieser meiner Milchbüchleinrechnung ebenfalls Null. Doch wenn die 0-Energie wieder in positive und negative zerfällt, so wird es wohl einen lauten Knall geben – Bumm!! und die Null zerfällt in unendlich viele Möglichkeiten²²².

Natürlich wird mir jede:r Naturwissenschaftler:in sagen können, dass das mathematische Nonsense sei und dass die Null nicht nichts ist. So machen erst zwei Nullen die Zahl 100 aus.

Gedankensprung

Eine physisch spürbare Verbindung zwischen innerem und äusserem Universum erschafft für mich die Musik. Nichts lässt mich so stark erahnen und spüren wie die Musik, dass es noch etwas gibt, das über dieses mein individuelles Sein hinauszeigt

²²¹ Siehe Anhang 2.

²²² Mein Freund Peter Neumann hat mir nach dem Durchlesen dieser Passage gesagt, er habe irgendwo gelesen, die 1 (Eins) sei göttlich und die 0 (Null) die grösste Erfindung aller Zeiten.

und -führt; etwas, das uns alle mit dem inneren Universum verbindet. Eine Kantate von Bach zum Beispiel.

Macht alles Sinn, wenn man das Ganze erkennen würde?

Zumindest etwas ist für mich offensichtlich: das individuelle Bewusstsein prägt alles: die Wahrnehmung meiner fünf Sinne, mein Zeitempfinden, meine Gefühle, Liebe und Hass, alles, auch den Schmerz.

Der Schmerz. Ich glaube, dass der physische Schmerz das einzige ist, das wirklich "real" ist. Wir werden im Schmerz geboren und sterben im Schmerz.

Ist der Schmerz die Verbindung zwischen dem universellen und individuellen Sein, der Schmerz der Ablösung vom und der Schmerz der Wiedervereinigung mit dem universellen kollektiven Sein? Erinnert uns der Schmerz, den wir ein Leben lang immer wieder erleiden müssen, an diese Verbindung? Wir empfinden ihn so lange, bis wir mit wieder mit dem kollektiven Sein verbunden sind. Ist die Erinnerung daran seine wirkliche Aufgabe und Bestimmung? Es wäre jedenfalls schön und tröstlich, wenn dem Schmerz so ein tieferer Sinn zukäme.

Wenn der Schmerz eine Folge der Ablösung oder Lostrennung des äusseren individuellen Seins vom universellen inneren Sein und seiner Wiedervereinigung ist, was ist dann die Liebe? Könnte es sein, dass sie sich als göttliches Gefühl mit der Wiedervereinigung (dem Tod) des individuellen mit dem kollektiven Sein oder als kleine Ahnung davon bei der Vereinigung zweier sich liebender Menschen einstellt, dem *petite mort*, wie der Franzose sagt? Die Vereinigung als Anfang und Ende, als Alpha und Omega. So gesehen wäre die göttliche Liebe und das kollektive Sein ein und dasselbe – Gott ist die Liebe - und wir könnten besser verstehen, dass "Gott" als das kollektive Sein alle Leiden des individuellen Seins und aller Individuen kennt und alles trotzdem geschehen lässt, weil er uns immer beschützt, indem er seine Hand über uns hält und jedes Individuum letztlich auch immer wieder in seinem kollektiven Sein, seiner ewigen (zeitlosen) Liebe auffängt.

Simpel gesagt: das individuelle Sein wäre angesichts des kollektiven Seins ziemlich unwichtig, auch in seinen schrecklichsten Erscheinungsformen. Das kann in meiner Systemanordnung aber keinesfalls als Freibrief verstanden werden, denn die göttliche Liebe, die unendlich gross ist, kann nur weiterwachsen, wenn jedes individuelle Sein

möglichst viel individuelle Liebe in die Wiedervereinigung mit dem kollektiven Sein einbringt. Mit diesem Gedanken liesse sich sogar begründen, dass Gott tatsächlich seinen Sohn zu uns geschickt hat, um uns an seine Liebe zu erinnern, seine Liebe zu schenken und seine Idee der Liebe zu erklären.

Vorbild all dieser Gedanken sind letztlich die Ideen vom Diesseits und Jenseits, der Passion, der Auferstehung, Himmelfahrt Christi und von Pfingsten.

Im Westen nichts Neues also. Immerhin, die Hölle gibt es in diesem System nicht.

Wie all das, mein Glauben, mein Weltbild und meine Gottesvorstellung zusammengehen sollen? Ich weiss es nicht. Es sind alles grosse Baustellen, an welchen ich gerne arbeite.

Es kann auch gut sein, dass das alles nur Hafenkäse ist.²²³

²²³ Eigentlich meinte ich, es müsste «Haferkäse» heissen. Auf Züridütsch sagt man wohl aber «Hafäkääs». Damit ist minderwertiger Käse gemeint, der in einem Topf (Hafen) aus Quark gemacht wird.

14. November 2019: im Maresqueira Atlantico mit Stefan Rohr, Markus Knellwolf und Mathis Kläntschi

Schöne Zeiten an der Freiestrasse 36; "Nüt da, i d'Vorläsig wird gangä!"; Zwei Säulen. Versaute Loseblattsammlungen; Folienplatten und panierte Schnitzel; eine geniale Methode und ein nicht perfektes Schlagwortregister.

Pouletknochen im Papierkorb. Berufswunsch Hundesteuerrekurskommissionssekretär. Kaiser gegen Keller, Sieg nach Punkten. Tierquälerei, Häretiker und eine Gurke. "Nöd jede dörf wo wott".

St. Galler Kulturgüterstreit; Krieg unter Bibliothekaren und Historikern; Kladden ins Kurier-Kuvert; durchgebrannte Pferdchen führen zum Durchbruch.

Keine Universitätskarriere, aber viele Verbindungen zur Uni.

Dienstabteilung Spezialdienste. Stolze Väter und ihre Söhne. Gerechtigkeit und Sturheit gehören zusammen.

Langer Mittag

"Langer Mittag" heisst mein Treffen mit Stefan Rohr, Markus Knellwolf und Mathis Kläntschi im Restaurant Maresqueira Atlantico an der Hohlstrasse direkt bei der Gottlieb Duttweiler-Brücke²²⁴. Der Name kommt daher, dass Markus Knellwolf jeweils "Langer Mittag" in seine Amtsagenda eingetragen hatte. Das bedeutete, dass es ungewiss sei, ob er am Nachmittag nochmals ins (Steuer-)Amt zurückkehre. Nicht einmal "incertus quando an", sondern "incertus an" also.

Markus Knellwolf und ich lieben Latein. Ich habe mit ihm studiert, er ist ein Jahrgang 1957 wie ich, aber schon seit zwei Jahren pensioniert. 1976 haben wir beide mit dem Jus-Studium in Zürich angefangen. Markus kam aus dem Thurgau, soviel ich weiss in der Nähe von Amriswil, wo er auch heute noch zusammen mit seiner "Mammä" wohnt. Er war schon zu Studienzeiten ein echtes Original und fiel sofort überall auf, obwohl er ein zurückhaltender Mensch ist und das sicher nicht wollte. Er trug bereits mit 19 Jahren stets Anzug mit Krawatte, wenn es kälter wurde zusätzlich einen Filzhut. Er war

²²⁴ Auch dieses Restaurant hat leider auf Grund der Corona-Pandemie schliessen müssen.

neben einigen Professoren sicherlich der einzige Krawattenträger an der Uni. Sein Outfit hat er seither nicht mehr geändert, auch heute wird er so gekleidet kommen, ohne Hut zwar, dafür mit einem Regenmantel, der sogar - immer noch gut erhalten wie er selbst - der alte von damals sein könnte. Damals sah er wie fünfundvierzig aus, heute immer noch. Er ist in all den Jahren immer gleich alt geblieben.

Schöne Zeiten an der Freiestrasse 36

Markus war ein sehr seriöser Student, besuchte stets alle Vorlesungen. Das verlangte er auch von seiner jüngeren Schwester, die nach ihm mit dem Studium angefangen hatte. Markus wurde wie ich wissenschaftlicher Assistent bei einem Professor, er bei Professor Hans Peter, ich bei Professor Hans Michael Riemer. Wir arbeiteten daneben an unseren Dissertationen und wurden damit auch etwa gleichzeitig fertig. Sein opus magnum trägt den beeindruckenden Titel: Zur Konstruktion des Kaufes auf Probe. Die Gefallensbedingung und ihr Verhältnis zu Wollensbedingung, Resolutivbedingung und Rücktrittsrecht, dargestellt nach pandektistischen Grundsätzen²²⁵.

Es muss 1984 oder 1985 gewesen sein, wir sassen noch nach 14.00 Uhr in der Cafeteria des juristischen Seminars an der Freiestrasse 36, als die Schwester von Markus unverhofft auftauchte. Markus erblickte sie erstaunt und fragte (Übersetzung vom Thurgauer Dialekt ins Hochdeutsche): "Was machst Du denn hier, Du hast doch Vorlesung!" Er kannte ihren Stundenplan genau. Sie antwortete etwas verlegen, sie habe noch eine schriftliche Fallbearbeitung zu erledigen und sei darum hier im Seminar. "Nüt da, I d'Vorläsig wird gangäl!" sagte Markus streng und seine Schwester kehrte reumütig um.

Eine ganz andere Cafeteria-Szene habe ich noch in lebhafter Erinnerung, ebenfalls mit Bühnenauftritt einer Frau: Wir Assistenten sassen mit unserem Professor oben in der Cafeteria, tranken Kaffee und assen etwas Süsses, Professor Riemer eine Crèmeschnitte. Plötzlich schob er meinem Assistenten-Kollegen seine Crèmeschnitte quer über den Tisch zu und sagte, er solle sie doch fertig essen, er habe eigentlich genug. Das war nun schwer zu verstehen, wenn man Hans Michael Riemer und seine Liebe für Süsses kennt. Der Grund dafür wurde aber sogleich klar: Er hatte beim

²²⁵ Schulthess, Polygraphischer Verlag, Zürich, 1987.

Cafeteria-Eingang seine Gattin Gabriela Riemer-Kafka erblickt. Offenbar war er in einem Abmagerungsprogramm und wollte sich Diskussionen mit ihr ersparen.

Frau Professor Riemer war übrigens eine Kommilitonin von uns und also einige Jahre jünger als Hans Michael. Als ich die Zusage von Professor Riemer für die Assistenzstelle bekommen hatte, traf ich sie nach längerer Zeit wieder einmal zufälligerweise in der Seminarsbibliothek. Sie fragte mich, was ich nun nach dem Lizentiat so mache. Ich antwortete, ich hätte eine Anstellung als wissenschaftlicher Assistent hier im Hause. Sie erwiderte, dass offenbar nun fast jeder bei irgendeinem Professor untergekommen sei. "Immerhin besser als ihn zu heiraten", hätte ich sagen sollen, liess es aber bleiben und erwiderte: "So ist es und zwar bei Deinem Mann." Frau Professor wurde Professorin eigenen Rechts, nämlich für Sozialversicherungsrecht an der Universität Luzern. Hans Riemer und sie haben drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben: Zwei wurden glaube ich ebenfalls Jurist:innen. Professor Riemer hat mir einmal an einem Weihnachtsessen des Kassationsgerichts, zu dem ich als Gast und er als Kassationsrichter eingeladen waren, erzählt, dass eine seiner Töchter geradezu zur Juristin prädestiniert sei. Sie habe ihm aber unbegreiflicherweise doch tatsächlich eröffnet, dass sie alles, aber ganz sicher nicht Jus studieren wolle. Er konnte dies überhaupt nicht verstehen. Ich ziehe vor so viel Eigenständigkeit meinen Hut.

Der Lehrstuhl Riemer

Dem Lehrstuhl Riemer standen im ersten Stock an der Freiestrasse zwei recht grosse Büros zur Verfügung, eines für die Assistenten und eines für den Professor selber. Da Hans Riemer zuhause arbeitete, durften wir auch sein Büro benutzen, er brauchte es nur für die Durchführung der mündlichen Lizentiatsprüfungen. Bei diesen Prüfungen war jeweils ein Assistent Protokollführer.

Professor Riemer war ein freundlicher und grosszügiger Examinator. Ich habe nur ein einziges Mal erlebt, dass er jemandem eine ungenügende Note gegeben hat. Dabei handelte es sich ausgerechnet um einen guten Studienkollegen. Ich wusste, dass dieser an panischer Prüfungsangst litt. Er hatte mit viel Aufwand und Wiederholungen die schriftlichen Lizentiatsprüfungen hinter sich gebracht. Nun brach er definitiv ein. Riemer stellte immer einfachere Fragen, solche, die man eigentlich gar nicht falsch beantworten kann, er half mit suggestivem Nachfragen, alles nützte nichts. Ich selber schwitzte Blut, es war derart beelendend, bei diesem Absturz dabei zu sein. Nachdem

der Kandidat gegangen war, meinte Riemer, dieser Prüfling sei nun wirklich sehr schlecht gewesen. Dem konnte ich kaum widersprechen, ich erwähnte aber, dass ich den Mann kenne und wisse, dass er an sehr grosser Prüfungsangst leide. Riemer erwies sich einmal mehr als sehr menschlich und gab ihm immerhin die Note 3,5. Mein Kollege begab sich unmittelbar nach der Prüfung in ärztliche Behandlung und liess sich attestieren, dass er am Prüfungstag in einem psychischen Ausnahmezustand gewesen sei. Er hat leider keinen Prüfungsabschluss mehr gemacht.

Ich war als Assistent Nachfolger von Kurt Schweizer, der wie ich auf dem Gebiet der beruflichen Vorsorge und Pensionskassen dissertierte und – im Gegensatz zu mir - auf diesem Gebiet zu einem absoluten Spezialisten geworden ist. Riemer ist Verfasser des Berner Kommentars zum Stiftungsrecht, und Pensionskassen sind fast immer Stiftungen. Deshalb wurde Riemer auch zu einer Koryphäe im Bereich der 2. Säule.

Der andere Assistent war Patrick K. Oesch, mit dem ich die ersten beiden Jahre im Gymnasium Freudenberg in derselben Klasse war. Patrick, Andreas Diener und ich waren damals stolze Herausgeber des Freudenger Chääsblattes²²⁶, welches es immerhin auf drei Nummern brachte. Die Hauptarbeit lag bei Patrick, mein Dazutun hielt sich in engen Grenzen. Mein grösster Beitrag war ein Artikel über die letzte grosse Schlacht der Indianerkriege am Little Big Horn vom 25. Juni 1876, welche in der Vernichtung der 7. US-Kavallerie unter Oberstleutnant Custer endete²²⁷. Der einzige Bezug meines Beitrages zur Kantonsschule Freudenberg war, dass ich darüber im Fach Deutsch einen Vortrag gehalten hatte. Ich schrieb den Artikel mit einer uralten Schreibmaschine mit vielen Fehlern und schlechten Korrekturen. Der arme, qualitätsbewusste Patrick hat alles nochmals sauber abgeschrieben, mir aber nichts von seinem grossen Zusatzaufwand gesagt. Ich habe dies relativ rasch gemerkt, jedoch vorerst nichts gesagt. So wie ich meinen damals eher scheuen Kollegen kennen gelernt habe, war ihm das peinlicher als mir. Jedenfalls haben wir nie darüber gesprochen.

²²⁶ Vgl. Anhang 22, letzte Ausgabe vom März 1972

²²⁷ Er ist in der Geschichte zwar als General George Armstrong Custer bekannt geworden. Dies war aber nur sein Rang während des Sezessionskrieges. Nach dem Krieg ist er wieder zum Regimentskommandeur (7. US-Kavallerie-Regiment) zurückgestuft worden, und zwar nicht einmal als Oberst, sondern nur als Oberstleutnant.

1972 wählte ich das Matur-Profil Typus A, Patrick Typus B, weshalb wir getrennte schulische Wege einschlugen. Das war auch das Ende für das Freudenberger Chäasblatt. Wir haben uns aber immer mal wieder während der Studienzeit gesehen. Nach dem Studium verbrachten wir dann also zwei gemeinsame Jahre als Assistenten von Professor Riemer. Es war eine sehr gute und angenehme Zeit. Patrick ist ein warmherziger, offener und gefühlsvoller Mensch. Wir hatten während unserer gemeinsamen Zeit kein einziges Mal Streit. Es ist ein schöner Zufall, dass Olivia nun als Rechtsanwältin in seiner Anwaltskanzlei arbeitete. Sie hat sich schon während ihrem Mutterschaftsurlaub wieder fleissig auf Stellen beworben. Irgendwann einmal fragte sie mich, ob ich einen Rechtsanwalt namens Oesch kenne. Klar, Patrick! Per Ende 2021 – nach dem zweiten Mutterschaftsurlaub – zieht Olivia nun in eine andere Anwaltskanzlei weiter.

Beichte begangener Sünden

Hans Michael Riemer war ein ausgesprochen angenehmer Chef. Es gibt Professoren, die ihre Assistenten für ihre eigenen wissenschaftlichen Arbeiten und Gutachten geradezu ausbeuten. Hans Michael Riemer war da ganz anders. Er schrieb alles selber und brauchte kaum Support. Wir korrigierten nach seinen Angaben Prüfungen, auch für das Lizentiat, Seminar- und Fallarbeiten und waren wie bereits erwähnt Protokollführer bei seinen mündlichen Prüfungsabnahmen. Zudem waren wir für die vom Lehrstuhl abonnierten Loseblattsammlungen zuständig. Dafür zeigten Patrick und ich nicht gerade viel Engagement. Ein Kasten war vollgestopft mit Nachlieferungen für die Loseblattsammlung des Bundesrechts. Seither weiss ich, dass es in der Sammlung des Bundesrechts eine Eierkopf-Verordnung gegeben hat, die mindestens halbjährlich erneuert worden ist.

Ich befürchte, wir habe mit unserer Nachlässigkeit Professor Riemers Loseblattsammlung des Bundesrechts ziemlich versaut.

Nicht ganz in Riemers Sinne handelten wir auch, als er eines Morgens erbost zu uns ins Büro kam und uns damit beauftragte, einen Studenten namens Surber ausfindig zu machen. Dieser hatte ihm offenbar am Vortag am sehr späten Abend gegen 23.00 Uhr telefoniert und ihn in ein Gespräch mit ungeklärtem Inhalt verwickelt. Der Student habe sich kurz mit Surber vorgestellt. Das sei nun wirklich eine Unverschämtheit. Er, Riemer, habe Schlimmstes befürchtet, als das Telefon so spät in der Nacht läutete,

habe er doch eine alte Mutter. Wir sollten in den Studentenregistern nachforschen, den frechen Kerl ausfindig machen und ihm seiner verdienten Disziplinarbestrafung zuführen. Wir waren allerdings schon vorgewarnt: Patricks und mein Kommilitone Ruedi Zuber²²⁸ hatte uns schon vorher telefoniert und uns gebeichtet, dass er Riemer gestern am späten Abend, zugegebenermaßen etwas alkoholisiert, für ihn selber aber noch absolut im Toleranzbereich, telefoniert habe. Riemer sei sehr aufgebracht und das Gespräch nur kurz gewesen. Worum es eigentlich gegangen ist, kann ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnern, vielleicht um ein Dissertationsthema. Jedenfalls haben wir pflichtgemäss nach einem Herrn Surber in den Registern gesucht und nichts gefunden. Dies haben wir Professor Riemer so rapportiert.

Im letzten Jahr meiner Assistenz war Professor Riemer dazu übergegangen, aus seinen Vorlesungsskripts zur beruflichen Vorsorge, zu den beschränkten dinglichen Rechten und zu den Einleitungsartikeln zum ZGB Lehrbücher zu machen. Dafür mussten wir seine Vorlesungen besuchen und seine Ausführungen möglichst wörtlich mitschreiben. Seine eigenen Notizen seien unleserlich, sagte er uns, was wir ihm sofort glaubten. Es waren kunstvoll beidseitig eng bekritzelte Papiere.

Wir machten von den Vorlesungen Tonbandaufnahmen und transkribierten diese mehr oder weniger mühsam. Dann gingen unsere Schreibmaschinen-Seiten zu Professor Riemer, PC's hatten wir noch keine. Riemer diktierte die Buchvorlage schliesslich anhand unseres Manuskripts und seiner Korrekturen und Ergänzungen in ein uraltes Tonaufnahmegerät mit grossen Plattenfolien. Ich nehme an, dieses steht zwischenzeitlich in einem Museum. Schliesslich fuhren wir mit dem blauen Mazda meiner Mutter mit Riemer, dem Aufnahmegerät und den Folienplatten nach Wiesendangen. Der Professor hatte zwar den Führerausweis gemacht, fuhr aber aus Angst vor einem Unfall nie selber. Das war vermutlich auch besser so. Riemer war manuell nicht besonders geschickt. Er hat mir einmal überzeugend dargelegt, dass er seiner Frau schon beim Geschirrabwaschen helfen würde, er sei aber rein technisch dazu nicht in der Lage.

²²⁸ In Wirklichkeit hiess er anders. Auch der Name Surber ist erfunden. Ich möchte auch nach 35 Jahren seine Identität nicht preisgeben.

In Wiesendangen wohnte Frau Marlies Fink-Merk, die früher zusammen mit Riemer gearbeitet hat, als er noch Richter am Bezirksgericht Winterthur gewesen war. Frau Fink führte jetzt – wohl zusammen mit ihrem Ehemann – ein Restaurant. Der Besuch bei ihr war jeweils mit dem Verzehr einer grossen Menge von panierten Schnitzeln verbunden, die sie absolut köstlich herzurichten verstand. Allein dafür wäre Hans Michael wohl wöchentlich gerne zu ihr gefahren. Relativ rasch hatte Frau Fink-Merk dann das Diktat niedergeschrieben, Riemer überarbeitete alles noch einmal, dann ging das Manuskript zum Stämpfli Verlag und die Druckvorlage wurde erstellt.

Das alles klingt reichlich kompliziert und umständlich, Professor Riemer ist aber ein herausragender Spitzenjurist und ein rascher und sehr fleissiger Arbeiter. Sehr schnell waren jedenfalls seine drei Lehrbücher fix und fertig.

Einmal hat er Patrick und mir gesagt, er habe jetzt eine neue, sehr gute Methode herausgefunden, um seine juristischen Arbeiten zu schreiben. Wir waren gespannt wie Regenschirme und hofften, mit neuen Erkenntnissen für unsere eigenen Dissertationen den Durchbruch zu schaffen. Riemer erklärte uns dann, dass er neuerdings das Schreibpapier nur noch einseitig beschreibe, die Rückseite lasse er frei. Bei der Überarbeitung des Textes könne er die leere Rück- bzw. Folgeseite bestens gebrauchen, um Textergänzungen und -korrekturen einzufügen. Zu diesem Zweck setze er im Text eine Nummer ein, welche auf den in der leeren Seite eingefügten Korrektur- oder Ergänzungstext verweise.

Wir waren sprachlos – genial, wären nie auf so etwas gekommen. Wir fragten vorsichtig, wie er das denn früher gemacht habe. Er erwiderte, dass er früher eben immer beide Seiten bis eng an den Rand beschrieben habe und deshalb nur noch mühsam Korrekturen und Ergänzungstexte hineinquetschen konnte.

Ich hätte gerne einmal ein solches Originalmanuskript gesehen, es muss ein Kunstwerk gewesen sein. Mir wurde aber vor allem auch klar, dass sowohl gute Arbeitstechnik als auch Arbeitsmittel zwar hilfreich sind. Entscheidend sind und bleiben aber das eigene Hirn, die Fähigkeit, die Übersicht zu bewahren und Zusammenhänge zu erkennen bzw. herzustellen. Zudem hatte Riemer ein magistrales Gedächtnis. Das alles nehmen uns heute Computer, iPad, Handy und Datenbanken ab, mit bekanntem Resultat.

Mein Freund Felix Rajower, welcher Patrick Oesch als Assistent bei Riemer nachfolgte, und ich hatten das zweifelhafte Vergnügen, für Riemers neue Lehrbücher Schlagwortregister zu erstellen. Wie gut wir das machten, zeigt eine kleine, aber peinliche Episode bei einem Nachtessen. Wir feierten zusammen mit dem Ehepaar Riemer die Herausgabe eines seiner Lehrbücher. Hans Riemer freute sich sehr über das Buch und wollte seiner Frau die Funktionstüchtigkeit des Schlagwortregisters demonstrieren. "Gabilein", sagte er, "sieh mal, wir haben erstmals ein Schlagwortregister gemacht. Schau z.B. hier dieses Wort und den Seitenvermerk im Register und dann kannst Du es auf der entsprechenden Seite finden; so...". Das Wort war aber dummerweise im Text nicht zu finden, wohl ein kleines Versehen unsererseits. Auch mit der Gegenprobe war Riemer wenig erfolgreich: "Also, dieses wichtige Wort hier im Text ist sicher mit der entsprechenden Seitenzahl im Schlagwortregister aufgeführt, mal sehen..." ... Wieder nichts. Riemer hatte dann zum Glück die Gnade, seine Tests abubrechen, er wollte sich ja das feine Nachtessen nicht verderben lassen.

Hans Riemer war überhaupt ein grosszügiger Mann, ganz anders, als es sein sparsamer Umgang mit Arbeitsmitteln vermuten liess. Beispielsweise schrieb er die Vorlagen für Fallbearbeitungen oder Prüfungen, die wir dann für die Abgabe an die Studenten kopieren mussten, mit einer uralten Hermes Baby mit völlig ausgelutschtem Farbband. Zudem schlug das kleine "e" jeweils so hart durch, dass es auch ein "o" hätte sein können. Jedenfalls mussten wir den Kopierapparat mit Kontrast-, Schwarz- und Helltaste und vielen Probekopien justieren, bis etwas Leserliches herauskam.

Feedback auf Abreisszettelchen

Unvergesslich ist mir auch, wie Professor Riemer rasch nach Abgabe meiner Dissertation an ihn diese bereits mit mir besprechen wollte. Ich war nicht sicher, ob das nun ein gutes oder schlechtes Zeichen sei. Die Besprechung fand bei ihm zuhause in der Nähe des Universitätsgeländes beim Irchel auf dem Balkon statt. Professor Riemer hatte seine Korrekturnotizen auf zwei Kalender-Abreisszettelchen, auf denen vorn dick schwarz der Monatstag und hinten ein Sinnspruch stand, gekritzelt. Natürlich spricht dies sicher für die einmalige Genialität meiner Dissertation, aber es war trotzdem nicht so, dass er gar keine Korrekturen oder Änderungsvorschläge gehabt hätte. Leider habe ich vergessen, ihn um diese Zettelchen zu bitten. Allerdings bin ich

mir nicht ganz sicher, ob er sie mir gegeben hätte. Sie waren noch nicht ganz vollgeschrieben.

Ich habe wohl das Leben nie mehr so unbeschwert geniessen können wie während meiner Assistenzzeit bei Professor Riemer. Vielleicht wird die Pensionierungszeit ja noch besser? Es waren jedenfalls wunderbar warme Sommer mit Susi. Ich begann meinen Tag meist mit einem Morgenessen im nahegelegenen Migros-Restaurant an der der Talwiese, nur selten vor 10 Uhr. So gegen Mittag trudelte ich dann im juristischen Seminar an der Freistrasse 36 ein. Meine lockeren Arbeitszeiten haben sicher auch dazu geführt, dass ich für meine Dissertation neben dem 50%-Pensum als Assistent nicht zwei, sondern drei Jahre gebraucht habe.

Zu meinen Assistentenkollegen hatte ich ein freundschaftliches Verhältnis, das ich ab und zu auch etwas strapazierte. Ich teilte in der Schlussphase mein Büro mit meinem Freund Felix Rajower. Oft arbeitete ich bis nach 24.00 Uhr an meiner Dissertation, ass auch im Büro das Nachtessen und nahm dann das letzte Tram nach Hause. Einmal habe ich die Knochen eines Poulets im Papierkorb entsorgt. Felix versicherte mir, dass es köstlich gerochen habe, als er am nächsten Tag, an einem schönen und heissen Sommertag, die Bürotür geöffnet habe.

Die Assistenz Hegnauer

Unvergessen bleibt mir ein mehrtägiges Seminar, welches der Lehrstuhl Riemer zusammen mit dem Lehrstuhl von Professor Cyrill Hegnauer durchführte. Professor Hegnauer war der Doyen des Familien- und Kindesrechts, seine Assistenten ähnlich ernsthaft wie er. Einer seiner Assistenten, Riquet Heller, wurde Rechtsanwalt und Staatsanwalt im Thurgau, ich habe ihn als Oberstaatsanwalt wieder getroffen. Sein Kollege Willi Lüchinger ist mir als Synodalrat der katholischen Kirche des Kantons Zürich kürzlich über den Weg gelaufen, er ist inzwischen auch pensioniert²²⁹. Zuerst habe ich ihn überhaupt nicht erkannt, dann kam mir plötzlich wieder vieles in Erinnerung und ich sah sein 35 Jahre jüngeres Gesicht deutlich vor meinen Augen. Der dritte Assistent von Professor Hegnauer, der mit von der Partie war, heisst Markus Vischer. Er ist Partner bei Walder Wyss Rechtsanwälte geworden. Ebenfalls Assistentin bei Professor Hegnauer war Eva Kober. Sie hat an der Uni ihren Mann

²²⁹ Willi Lüchinger ist am 29. März 2021 verstorben.

Georg Naegeli kennen gelernt. Sie haben gemeinsam vier erwachsene Kinder. Später arbeitete sie als Jugendsekretärin bei der Stadt Zürich, war für einige Jahre Behördenmitglied der KESB Stadt Zürich und ist jetzt Kinderanwältin. Ihr Mann Georg wurde 1990 Richter am Bezirksgericht Zürich auf der 1. Abteilung bei meinem Chef Ruedi Kieser. Er ist sicher einer der brilliantesten Richter, welcher je am BGZ gewirkt hat. Da er wenig Chancen sah, für seine Partei, die FDP, einen Obergerichtersitz zu ergattern, wechselte er in die renommierte Anwaltskanzlei Homburger. Seither sind unsere Kontakte immer seltener geworden. Er ist heute Senior Counsel bei Homburger.

Am dreitägigen Seminar 1985 irgendwo im Kanton St. Gallen waren weder Eva noch Jörg dabei, dafür mein Freund Felix Rajower als Mitassistent. Wir gaben uns recht unbeschwert und haben in den beiden Nächten nicht viel geschlafen, sondern sind mit den Student:innen auf Beizentour gegangen. Am dritten Tage fühlte ich mich zwar halbtot, wollte aber auf keinen Fall Blöße zeigen. Ich habe zum alten Militärtrick gegriffen: als einer der ersten aufstehen, munter vor sich hin pfeifen, rasieren und duschen gehen und erfrischt zurückkommen. Wenn man dann die todmüden Gesichter der Kollegen sieht, macht einem das richtig munter, und die anderen werden sich fragen, wie der das bloss macht. Das gibt zusätzlich Power. Ich fiel dann erst zuhause in einen Komaschlaf.

Am zweiten Abend waren wir im St. Galler Stadttheater und sahen uns das Musical Zorbas an. Es war eine eher matte Aufführung, aber wir amüsierten uns köstlich und lachten uns halb tot, als der Zorbas-Darsteller in die Runde rief: "Tanzen ist mein Leben!" und zu einem ungelassenen Barentanz ansetzte. Auch sein Gesang blieb eher bescheiden. Am lautesten lachte Karin Buchli, die ich später im JuV als Chefin des Sonderdienstes wieder antraf. Wir benahmen uns wohl etwas ungehörig, jedenfalls kassierten wir mehrere zischende Ruherufe.

Dritter Assistent am Lehrstuhl Riemer war ein älterer Kollege. Er war je zur Hälfte bei Professor Riemer und Professor Walter Ott angestellt und arbeitete daneben an seiner Dissertation. Er ist sieben Jahre älter als ich, ist ein gescheiter, fleissiger und brillanter Jurist, aber auch immer ein grosser Zweifler vor allem an sich selbst geblieben. Er übergab schliesslich seine fast fertige Dissertation dem Patent Ochsner, weil er die Belastung einfach nicht mehr ertrug. Ich bin sicher, dass bereits sein Entwurf brilliant

war. Er ist als Obergerichtssekretär zum juristischen Gewissen der Strafkammern des Obergerichts – III. Strafkammer – geworden und hat zusammen mit dem Oberrichter und Kammervorsitzenden Kurt Balmer²³⁰ etliche wichtige Leitsätze und Präjudizien verfasst. Er war ein fabelhafter Kollege und hat mir meine Dissertation gründlich durchgelesen und dabei noch viele Fehler entdeckt. Gerne hätte ich ihm Gegenrecht gewährt.

Hundesteuerrekurskommissionssekretär

Das juristische Seminar bzw. die Cafeteria an der Freiestrasse 36 im obersten Stock war während der Studien- und insbesondere Assistenzzeit für mich Anlaufstelle und zentraler Treffpunkt. Betrieben wurde die Cafeteria von einer älteren Dame namens Winter, die wir wegen ihres Charmes Aeroflot-Hostess nannten. Ich sehe Markus Knellwolf noch heute vor mir, wie er in der Cafeteria sitzt und gemütlich erklärt, dass er einmal Sekretär der Hundesteuerrekurskommission werden wolle. Das hat er dann auch beinahe geschafft, er wurde nämlich juristischer Sekretär beim Steueramt, Dienstabteilung Spezialdienste, Nach- und Strafsteuern.

Markus ist sich in bewundernswerter Weise immer selber treu geblieben. Schon als Zwanzigjähriger vertrat er die Meinung, dass Ferien nur Umtriebe mit sich bringen. Am liebsten blieb er bei sich zu Hause im Thurgau im Liegestuhl im Garten. Im Frühling machte er ab und zu ein "Blueschtfährtli mit de Mammä". Vereins- und freiwillige Behördenarbeit waren und sind ihm ein Gräuel. Mangels Alternativen wählt er, der überzeugt Konservative – wider besseres Wissen, wie er sagt - die SP, weil sie die einzige staatstragende und -erhaltende Partei im Lande sei. Sein Humor ist tiefsinnig, er ist der Typ "Stille Wasser gründen tief". Er kann stundenlang Wilhelm Busch-Verse auswendig rezitieren.

Boxer gegen Professor

Ursprünglich übernahmen an der Freiestrasse die Assistenten die Eingangskontrolle und Seminaraufsicht. Später wurde eine richtige Aufsichtskanzel mit fest angestelltem Personal eingerichtet. Meinen nachmaligen Chef und Freund Kurt Klausberger habe

²³⁰ Das letzte Mal habe ich Kurt Balmer im Züri Zoo gesehen. Er referierte vor grösserem Publikum - mit einem Zoo-T-Shirt bekleidet - als freiwilliger Mitarbeiter des Zoos im Reptilienhaus über Schlangen und andere kriechende Viecher.

ich wohl zum ersten Mal als Seminaraufsicht gesehen. Er machte einen distanzierten und abweisenden Eindruck. Ich kannte ihn damals noch nicht näher, denn er war Assistent bei Professor Max Keller und hatte sein Büro im edlen Haus zum Rechberg, wo damals auch der Kirchenratspräsident residierte.

Dem Kaiser, was des Kaisers ist

Professor Max Keller war ein brillanter, zu Jähzorn neigender Obligationenrechtlicher. Als die neue Aufsichtskanzel eben gerade fertiggestellt und der Lift zusätzlich mit einer Verschlüsselung gesichert worden war, kam Professor Keller an die Freiestrasse. Er kannte die neue Situation offensichtlich noch nicht und machte sich am gesicherten Lift zu schaffen. In der Aufsichtskanzel sass ein Herr namens Kaiser, der Professor Keller auch noch nicht kannte und ihn laut und deutlich fragte, was er überhaupt hier wolle. Kaiser war ein ziemlich mürrischer kleiner Mann mit Chaplin-Schnäuzchen, er soll früher Schausteller und Boxer gewesen sein, wohl Leichtgewicht. Er konnte wie Professor Keller rasch ungehalten reagieren, hatte aber, wie man so sagt, das Herz auf dem rechten Fleck und wurde sehr zutraulich, wenn man ihn nett behandelte. Keller fand es wiederum eine absolute Frechheit, dass Kaiser ihn nicht sofort als Herr Professor Dr. Max Keller identifiziert hatte. Jedenfalls gerieten die beiden Herren, die sich äusserlich und vielleicht auch innerlich etwas ähnelten, lautstark aneinander, Keller rüttelte und schüttelte an der Lifttür. Kaiser ging als Punktesieger aus dem Zweikampf hervor, denn er hatte die nötigen Schlüssel. Wir Zuschauer waren begeistert, wagten es aber nicht zu applaudieren.

Unter Rechtshistorikern

Markus Knellwolf verehrte seinen Chef, den Römischrechtler Professor Hans Peter, welcher leider schon 1985 verstarb. Dessen Nachfolgerin wurde eine Professorin, welche Ogorek hiess. Markus erklärte uns, dass das auf Deutsch Gurke bedeute.

Die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Rechtshistorikern war damals – und ist es vielleicht heute noch - recht gross. Der zweite Römischrechtler neben Professor Hans Peter war Professor Peter Weimar. Mit seinem damaligen Assistenten Reinhard J. Oertli bin ich gut bekannt, er ist ein Jahr unter mir Schüler des Gymnasiums Freudenberg gewesen, ebenfalls mit dem Maturtyp A (Altgriechisch). Er hat Salome Zimmermann, die Assistentin von Professor Meier-Hayoz, dem bedeutenden

Zivilrechtler, geheiratet. Die beiden sind quasi ein Juristen-Traumpaar gewesen. Reinhard's Laufbahn ist sehr gradlinig verlaufen. Er ist Partner in der grossen Anwaltskanzlei Meyer Lustenberger geworden und Richter am Kassationsgericht des Kantons Zürich gewesen. Salome Zimmermann wiederum beeindruckt mit ihrer besonders vielfältigen Karriere: Sie ist „Hauptmann“ im schweizerischen Militär geworden, hat zehn Jahre lang in einer Wirtschaftskanzlei und ebenso lang in der Geschäftsleitung des Dachverbandes der Baugenossenschaften gearbeitet. Schliesslich ist sie von 2007 bis 2019 Richterin am Bundesverwaltungsgericht gewesen, wo sie als Präsidentin der I. Abteilung die Aufsichtsfunktion über den Nachrichtendienst des Bundes wahrgenommen hat²³¹.

Legendär ist die Geschichte eines Professors, welche über diesen freundlichen Mann Mitte der Achtzigerjahre in Juristenkreisen herumgeboten wurde: Er habe eine junge Katze, welche ihn bei seinen Studien zuhause irgendwie störte, in einem Sack im Zürichsee versenken wollen. Wir kannten ihn als eleganten und feinsinnigen Gentleman. Vermutlich hat er sich geniert, die Katzen auf ordentlichem Weg loszuwerden. Er wurde blöderweise bei seiner Entsorgungsaktion erwischt und wegen Tierquälerei verurteilt. Ich hoffe, das gute Tier hat überlebt. Dank Beziehungen zu Juristenkollegen am Bezirksgericht Horgen war sein vor Gericht gehaltenes Verteidigungsplädoyer zu uns durchgesickert. Nicht auf Lateinisch, aber immerhin in geschliffenem Hochdeutsch soll er gesagt haben: "Die Katze war mit Mängeln behaftet".

Mängelhaftung, das nenne ich gelebtes römisches und schweizerisches Katzenkaufrecht, der Professor hatte sich offensichtlich für die Option "Wandlung" entschieden.

Die beiden Rechtshistoriker für Deutsche und Schweizerische Rechtsgeschichte, die Professoren Soliva und Schott, hielten nicht allzu viel voneinander. Eindrücklich habe ich das an meiner mündlichen Lizentiatsprüfung im Fach Rechtsgeschichte bei Professor Soliva erfahren. Er stellte mir irgendeine schwierige Frage, ich antwortete ihm mit den mir aus Schotts Vorlesungen bekannten Argumenten. Soliva meinte dazu: "Ich weiss schon, dass es in unserer Fakultät Häretiker gibt, die diese Meinung vertreten,

²³¹ Vgl. Wikipedia-Eintrag zu Salome Zimmermann.

sie ist aber kreuzfalsch!" Soliva hatte sein Büro ebenfalls an der Freiestrasse, und er war für seine mündlichen Prüfungen berüchtigt. Mir gegenüber verhielt er sich aber trotz Häresieverdachts absolut fair.

Die Assistenten der beiden Lehrstühle Soliva und Schott sorgten immer mal wieder für Abwechslung. Es waren illustre Kollegen wie Oberassistent Giatgen Fontana, ein brillanter Kopf und Wissenschaftler, der beinahe habilitiert hätte, dann aber lieber der Berufung von Rivella-Sohn und Kollege Ali Barth zum Manager von Rivella folgte. Später wechselte er zu Ricola. Oder Hans-Peter Tschäppeler, der Karriere bei der Kantonspolizei machte bis hin zum interimistischen Kommandanten. Er überbrückte die Zeit des Abgangs von Eugen Thomann, auch blutiger Eugen genannt, bis zum Amtsantritt von dessen Nachfolger Peter Grütter (Übername Heimleiter). Tschäpp entschied sich dann, Generalsekretär der Direktion für Soziales und Sicherheit und nicht Polizeikommandant zu werden. Eine gute Wahl. Wir haben während meiner Zeit als Generalsekretär immer vertrauensvoll und kollegial zusammengearbeitet.

Als einmal ein Parkplatz für Professor Schott direkt vor dem Seminar an der Freiestrasse reserviert und gelb markiert worden war, sprayte die Assistenz Soliva mit einer sauberen Schablone direkt auf den Asphalt: "Nöd jede dörf wo wott, dä Parkplatz ghört em Schott!" Es war so schön geraten, dass alle Freude daran hatten, ich glaube auch der humorvolle Schott.

Mein Zugführer Peter

Eine letzte Erinnerung habe ich an die Freiestrasse: wie ich zusammen mit Peter Neuenschwander, der während der Rekrutenschule mein Unteroffizier und während meines Abverdienens als Unteroffizier mein Zugführer war, meine in Endlos-Computerpapier ausgedruckte Dissertation rund um das Seminargebäude abwickle. Peter hatte darauf gewettet, dass die ausgedruckte Dissertation lang genug sei, um um das ganze Gebäude herum ausgelegt zu werden. Ich habe die Wette gewonnen, es hat nicht ganz gereicht.

Viele meiner Kollegen und ich schrieben unsere Dissertationen an IBM-Terminals in einem Schreibraum an der Freiestrasse. Es gab bei diesen Endgeräten einen speziellen Eingabemodus, in welchem man Textgestaltungselemente wie Titelsatzung, Absätze oder Fussnoten mit speziellen Textbefehlen eingeben musste. Erst

auf dem Ausdruck konnte man dann sehen, was dabei effektiv herauskommt. Den Ausdruck musste man an der zentralen Ausgabestelle in der Universität Irchel abholen. Ich habe sicher Tausende von Seiten ausgedruckt. Etwa zur selben Zeit arbeitete auch mein Kollege Sebastian Aepli, späterer langjähriger Vorsitzender der 9. Kollegialabteilung des Bezirksgerichts Zürich, an seiner Dissertation. Sebastians Vater war am Bezirksgericht Zürich vor seinem Wechsel ans Obergericht im Jahre 1978 zwei Jahre lang Gerichtspräsident²³². Im Gegensatz zu mir hat Sebastian seine Dissertation in Rekordzeit erstellt. Es gab Terminals mit langsamerer oder schnellerer Verarbeitungszeit. Sebastian sass immer am schnellsten. Seine 9. Kollegialabteilung ist für speziell aufwändige Strafverfahren zuständig, teilweise mit unüberschaubaren Aktenbergen. Sebastian hat all diese Fälle recht speditiv erledigt²³³.

Peter Neuenschwander hatte beim Abverdienen als Leutnant unsere Aufmerksamkeit dadurch geweckt, dass er mit einem bordeauxfarbenen Porsche einrückte, ein Geschenk seines Vaters für die überstandene Offiziersschule. Peter wurde von allen rundum geschätzt. Er zeigte immer vollen Einsatz und war ein fairer und humorvoller Vorgesetzter. Er spezialisierte sich später u.a. auf IT-Recht und entsprechende Vertragswerke. Ich habe mit ihm als Generalsekretär und auch als Amtschef ab und zu in diesem Zusammenhang zu tun gehabt. Jetzt wohnt er mit seiner Familie ganz in meiner Nähe, und ich freue mich jedes Mal sehr, wenn ich ihn sehe. Peter gehört zu den Menschen, die nicht zu altern scheinen.

Der St. Galler Kulturgüterstreit

Den Rechtshistoriker Professor Clausdieter Schott lernte ich erst Anfang des neuen Jahrtausends besser kennen. Ich hatte nämlich das Vergnügen und die Ehre, im Zürcher/St.Galler Kulturgüterstreit die Zürcherische Delegation in Vertretung von Markus Notter zu leiten²³⁴. Ich war damals Generalsekretär der Justiz und des Innern

²³² Heinz Aepli ist am 17. September 2020 im 96. Altersjahr verstorben.

²³³ Beim Vincenz-Prozess ist er der Chef im Saal (Tages-Anzeiger vom 25.1.2022), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²³⁴ Vgl. St. Gallische Kulturgüter in Zürich: Gemeinsame Suche nach Verständigungslösung (Medienmitteilung vom 13.4.2000), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

und unsere Direktion war für Kulturfragen zuständig. Es ging dabei um Beutegut aus dem zweiten Villmerger Krieg von 1712 im schönen Toggenburg. Am bekanntesten ist der grosse Globus, den die Zürcher Sieger abgezügelt hatten und welcher dann irgendwann im Landesmuseum gelandet ist. Es befriedigt mich natürlich schon, dass die Zürcher damals die St. Galler im Kampf klar schlugen, im Fussball gelingt uns das heute leider nicht immer.

Zum Kulturgüterstreit ist viel geschrieben worden, ich kann dazu ein paar sehr subjektive Erinnerungsfetzen beisteuern. Eigentlich war es ein Folgekrieg zwischen Bibliothekaren und Rechtshistorikern, die sich die seltene Chance von Öffentlichkeitswirkung und Aufmerksamkeit nicht mit einem raschen und billigen Kompromiss kaputt machen lassen wollten.

Auf der einen Seite standen Professor Schott und der damalige Zentralbibliotheks-Direktor Hermann Köstler, ein Deutscher und ein Österreicher also, die sich mit vollem Einsatz für Beutegut des Standes Zürich einsetzten, natürlich nur aus rein wissenschaftlichen Gründen. Zur Hauptsache ging es aber gar nicht um den Globus, sondern um zahlreiche wertvolle historische Dokumente. Die beiden Delegationen von Zürich und St. Gallen konnten einmal in der Zentralbibliothek Zürich im tiefsten Keller die in einem Tresor liegenden Papiere besichtigen, gut gesichert vor allfälligen Diebstahls- oder Raubversuchen der St. Galler Stiftsbibliothek. Mein St. Galler Amtskollege Markus Bucheli und ich, natürlich ahnungs- und respektlose Laien, waren nicht sonderlich beeindruckt. Ich schlug meinem Kollegen vor: "Nimm die Kladden doch einfach in einem offenen Kurier-Kuvert nach St. Gallen mit, ich brauche dafür nicht einmal eine Quittung." Köstler und Schott fanden das nicht besonders lustig. Sie argumentierten, die Dokumente seien seit vielen Jahrzehnten mit Standort Zürich katalogisiert und würden wissenschaftlich – vermutlich täglich, stündlich und ständig – dort bearbeitet. Ein Transfer würde die ganze Wissenschaft total durcheinanderbringen, alte Zitate würden dann wegen anderer Ortsangabe plötzlich nicht mehr stimmen. Chaos pur mit unabsehbaren Folgen für Gut, Leib und Leben. Man stelle sich vor, ein australischer Forscher kommt aus Sidney in die Zürcher ZB und die Dokumente sind nicht mehr da! Ich gebe diese Argumente sicher nur ungenügend oder falsch wieder und entschuldige mich schon zum Voraus für meine respektlose Unbedarftheit. Jedenfalls bekam ich den Eindruck, die Auslieferung des Raubgutes

von Zürich nach St. Gallen wäre im Ergebnis schlimmer als eine Schenkung nach Ougadougou, und St. Gallen sei für die nachkommende wissenschaftliche Generation noch schwieriger erreichbar als die Solomon-Inlands zu Fuss.

Allerdings, wer geht schon freiwillig nach St. Gallen? Ich musste gezwungenermassen an zahllose Sitzungen dorthin fahren. Schliesslich fand unter Leitung und mit Unterstützung von Professor Luzius Mader, Vizedirektor im Bundesamt für Justiz, von Bundesrat Couchepins kompetenten Generalsekretär Pascal Strupler²³⁵, des symphatischen und brillanten Andrea Raschèr vom Bundesamt für Kultur sowie des Mediators Rechtsanwalt Marco Ronzani eine Annäherung der verschiedenen Standpunkte statt. Neben allen fachlichen Argumenten war ein matchentscheidender Faktor, dass wir uns gegenseitig in den vielen Sitzungen in Zürich, St. Gallen und Bern gegenseitig schätzen und vertrauen gelernt hatten. Ronzani behauptete später, der eigentliche Durchbruch in den Verhandlungen sei deshalb möglich geworden, weil mir – was leider ab und zu passiert – am Abend des ersten Tages eines zweitägigen Verhandlungsmarathons die Pferdchen durchgegangen waren. Ronzani hatte mich zum gefühlten 101. Mal gefragt, warum Zürich die geraubten Güter nicht zurückgeben wolle. "Weil sie uns gehören!" polterte ich entnervt los, "und weil wir uns nicht ständig wie Räuber und Idioten behandeln lassen wollen. Und weil der ganze Streit nach bald 300 Jahren eigentlich reine Zeitverschwendung ist. Zürich oder St. Gallen, das sind zwei befreundete Nachbarkantone und das Ganze ist einfach lächerlich!" Ronzani meinte, es sei das erste Mal gewesen, dass man aus Zürich Emotionen und Nerven gezeigt habe, und das habe eine neue Verhandlungsdimension eröffnet. Ich weiss ehrlich gesagt nicht, ob das so stimmt. Jedenfalls habe ich mich wie meist nach solchen hoffentlich doch eher seltenen Ausbrüchen entschuldigt. Vielleicht war das fast wichtiger als der Ausbruch selber.

Nur die Historiker und Bibliothekare zündelten ständig weiter, wir anderen Delegationsmitglieder sind uns menschlich nach und nach nähergekommen. Insbesondere der damalige St. Galler Stiftsbibliothekar Ernst Tresp, der nie selber an einer Sitzung

²³⁵ Er ist vor 10 Jahren Direktor des Bundesamts für Gesundheit geworden. So wie ich ihn kenne, macht er das sehr gut. Sicher ist es ein gewisser Nachteil, dieses Amt als Jurist führen zu müssen. Das wird ihm jetzt während der Corona-Krise allenthalben vorgehalten. Es braucht aber in erster Linie Verwaltungs- und Krisenmanagementfähigkeiten sowie eine gewinnende Persönlichkeit. Darüber verfügt Strupler in hohem Masse. Seit Oktober 2020 ist er im Ruhestand.

teilnahm, sondern sich durch den liebenswürdigen, aber nicht minder hartnäckigen Karl Schmucki vertreten liess, konnte es einfach nicht gut sein lassen. Er fügte jedenfalls auch noch in der Phase, als eine Einigung schon so gut wie in trockenen Tüchern war, jedem einzelnen seiner E-Mails immer den Schlusssatz bei: "Ceterum censeo..." und dann weiter auf Lateinisch, ich weiss es nur noch sinngemäss auf Deutsch: "...dass die von den Zürchern geraubten Güter der Stiftsbibliothek zurückzuerstatten seien." Die Zürcher Delegation war not very amused und der Stiftsbibliothekar wurde von der St. Galler Regierung zurückgepiffen. Im Gegenzug ging die ausgehandelte Lösung Professor Schott und dem Zürcher ZB-Direktor Köstler viel zu weit: Dauerleihe der „Raubgüter“ an die St. Galler ohne Veränderung der Zürcherischen Eigentumsrechte und Herstellung eines originalgetreuen Duplikates des Globus.

Es war ein rechter Eiertanz, die Zustimmung der für die Genehmigung der Vereinbarung zuständigen Bibliothekskommission der Zürcher Zentralbibliothek zu bekommen. Köstler und Schott waren dort Mitglieder und die Stadt Zürich ist mit einem Stadtrat vertreten. Es ist wohl der Bildungsdirektorin Regierungsrätin Regine Aepli zu verdanken, dass die Bibliothekskommission schliesslich doch noch einwilligte.

Das Globusduplikat war übrigens die Idee von Markus Notter. Die geistige Urheber-schaft dafür teilt er sich aber freundlicherweise mit Bundesrat Couchepin.

Mit der Herstellung des Duplikates beauftragte Markus Notter den handwerklich begnadeten Zürcher Staatsarchivar Beat Gnädinger – er stammt verdächtigerweise aus der Ostschweiz. Der neue Globus soll fast eine Million Franken gekostet haben. Immerhin funktioniert die Mechanik des Duplikats einwandfrei, während das Original eine Fehlkonstruktion ist. Der Originalglobus ist so schwer, dass der Drehmechanismus nie richtig funktioniert hat. Teuerungsbereinigt sei die Million für das Duplikat absolut adäquat, hiess es aus Fachkreisen, denn der Originalglobus habe schon damals etwa so viel wie der Bau eines schönen Einfamilienhauses gekostet.

In der allerletzten Phase der Verhandlungen meldete sich auch noch der St. Galler Professor Rainer Schweizer öffentlich zu Worte, was nicht besonders hilfreich war. Nach langer Verhandlungszeit war es 2006 endlich soweit, und die Einigungs-

vereinbarung wurde in Bern unterzeichnet²³⁶. Anschliessend lud Bundesrat Couchepin zu einer Kappeler Milchsuppe²³⁷ ein.

Begleitet und bestens unterstützt hat mich bei allen Verhandlungen die stellvertretende Generalsekretärin Christiane Lentjes, die spätere Chefin der kantonalen Kriminalpolizei. Sie tat das mit der ihr eigenen Gründlichkeit, Beharrlichkeit und Sorgfalt.

Der Kulturgüterstreit war mit Auslieferung des Globusduplikates 2009 beigelegt. Das ist nun mehr als 10 Jahre seither. Als das Mediationsverfahren nach langer Vorgeschichte startete, war ich noch Generalsekretär, bei Unterzeichnung der Vereinbarung 2006 Oberstaatsanwalt und bei der Übergabe des Globusduplikates schliesslich Amtschef Justizvollzug. Ein geraubter Globus ist also die einzige Konstante in meinem Berufsleben.

Meine Verbindungen zur Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich

Professor Schott blieb nicht der einzige Jus-Professor, mit dem ich während meiner Berufszeit zusammenarbeiten durfte. Von meinen Universitätslehrern habe ich die meisten in guter Erinnerung. Leute wie Tobias Jaag, Heinz Rey, Beatrice Weber-Dürler, Isaak Meier, Wolfgang Portmann, Marcel Niggli waren damals noch nicht Professoren, sondern erst auf dem Sprung dazu. Grosse Namen von Staatsrechtlern wie Werner Kägi, Hans Nef, Ulrich Häfelin, Walter Haller, Georg Müller, Daniel Thürer und Alfred Kölz kommen mir in den Sinn, Namen von bedeutenden Zivilrechtslehrern wie Arthur Meier-Hayoz, Cyril Hegnauer, natürlich Hans Michael Riemer, Peter Forstmoser, Walter Schluep, Anton Heini, Emil Stark, Manfred Rehbinder, Heinrich Honsell, Hans Giger, des Zivilprozessrechtlers Hans Ulrich Walder oder des Steuerrechtlers Ferdinand Zuppinger, von Rechtshistorikern wie Peter Weimar, Hans Peter, dem mehrfach erwähnten Clausdieter Schott und Claudio Soliva sowie

²³⁶ Kulturgüterstreit St. Gallen – Zürich: Erfolgreicher Abschluss der Vermittlung des Bundes (Medienmitteilung des Generalsekretariats EDI vom 27.4.2006); Der Kulturgüterstreit mit dem Kanton Zürich ist beigelegt (Schweiz aktuell vom 27.4.2006); beides auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²³⁷ Während des Kappeler Krieges 1529 sollen die verfeindeten Heere von Zug und Zürich bei Kappel am Albis genau auf der Grenze zwischen den beiden Kantonen aus einem grossen Kochtopf gemeinsam eine Milchsuppe verspiesen haben. Die Zuger sollen die Milch und die Zürcher das Brot beigetragen haben (vgl. Wikipedia-Eintrag zu „Kappeler Milchsuppe“).

schliesslich von Strafrechtlern wie Jörg Rehberg, dem grossen Peter Noll und von Robert Hauser. Sie alle sind zwischenzeitlich ausnahmslos emeritiert.

Ursprünglich wäre es für mich durchaus eine Option gewesen, selbst eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen. Nachdem meine Dissertation ausgezeichnet worden war, überlegte ich mir noch einmal gründlich, obwohl ich statt Jurist wirklich Journalist werden wolle. Wie schon erwähnt gab dann das in Aussicht stehende BLICK-Praktikum im Rahmen der Ringier Journalistenschule den Ausschlag. Ich erwog, mit einer Habilitationsschrift zu beginnen. Ende 1986 beendete ich meine Assistenzzeit, und ich benutzte die beiden Monate Januar und Februar bis zum Beginn meines Gerichtspraktikums per März 1987 dafür, mögliche Themen auszuloten. Diese beiden Monate waren im Übrigen etwas getrübt. Einerseits bekam ich nach dem Genuss von Kartoffelsalat am Countryfestival im Albisgütli eine hartnäckige Salmonellenvergiftung. Andererseits war ich Anfang Februar 1987 mit meinem blauen Mazda in einen Auffahrunfall verwickelt. Ich war entlang des Walensees in einer stockenden Autokolonne unterwegs. Endlich war die Strasse frei, ich gab Gas, aber nur für kurze Dauer. Dann musste der Vorderfahrer hart bremsen. Ich selber war unkonzentriert, bremste zu spät ab, fuhr ihm voll hinten rein und schob sein Auto sogar in den vorderen Wagen, der seinerseits schon auf den nächst vorderen aufgefahren war. Insgesamt waren sechs Fahrzeuge in den Unfall verwickelt. Glücklicherweise gab es nur Sach- und keinen Personenschaden. Ich selber kam mit einer Busse von 160 Franken relativ glimpflich davon. Und zum Glück gibt es Haftpflicht- und Kaskoversicherungen.

Als Habilitationsthema erschien mir das Konkubinat als prüfenswert, und ich begann, dazu Material zu sammeln. Eine Zeit lang arbeitete ich an einigen Samstagen daran. Ich habe aber nie wirklich Blut geleckt, fand andererseits an der Gerichtstätigkeit immer mehr Gefallen und legte bald einmal das Thema Habilitation definitiv ad acta. Ein Kommilitone, der das alles (inkl. Anwaltspatent und Offizierskarriere) in bewundernswerter Weise durchgezogen hat, ist Professor Hans Caspar von der Crone, Ordinarius für Zivil- und Wirtschaftsrecht. Meine Kinder besuchen nun seine Vorlesungen. Er ist mit einer weiteren Kommilitonin, Brigitte von der Crone (damals noch Schmocker) verheiratet. Sie ist selbständige Rechtsanwältin und als Verwaltungsratspräsidentin des Schauspielhauses mit der Direktion der Justiz und des Innern, der Kulturdirektion,

verbunden. Ein anderer Studienkollege, den ich auch persönlich etwas näher kennengelernt und sehr geschätzt habe, ist der leider viel zu früh verstorbene Stephen Berti. Er lehrte in Luzern. Alain Griffel, Professor für öffentliches Recht, war vor seiner Berufung an die Universität Zürich Kanzleichef der Baurekurskommissionen und damit „meiner“ Direktion der Justiz und des Innern angegliedert. Ich durfte ihn zusammen mit Markus Notter für diese wichtige Funktion, welche er leider nur für kürzere Zeit ausübte, als Nachfolger von Tutilo Odermatt²³⁸ auswählen. Eine Schulkollegin von Vreni Köhl-Hug, der Ehefrau meines Freundes Dani Köhl, ist Professorin Isabelle Häner. Sie hat u.a. auch Mandate der Zürcher Stiftung für Kinder- und Jugendheime zkj übernommen, für welche ich 13 Jahre lang im Stiftungsrat gesessen bin.

Mit zwei Senkrechtstartern aus meiner Studienzeit hatte ich kaum zu tun, sie beeindruckten mich aber schon damals mit ihrer Intelligenz und Tatkraft. Da war zum einen Patricia Holenstein, die mit mir gleichzeitig 1976 mit dem Studium angefangen hat, aber viel rascher als ich und stets mit Bestnoten abschloss. Sie führt heute eine grosse eigene Anwaltskanzlei. Der andere war Urs Schenker, der bei uns Kommilitonen den Übernamen „87er“ trug, weil er von maximal möglichen 90 Notenpunkten an der Matur deren 87 erzielt haben soll. Er erreichte so ziemlich alles, was man als Jurist erreichen kann, führte als Anwalt und Partner einer der wichtigsten Anwaltskanzleien in Zürich bedeutende Wirtschaftsmandate, habilitierte schliesslich noch 2009 an der Universität St. Gallen und ist dort neben seiner Anwaltstätigkeit als Professor für Handels- und Wirtschaftsrecht tätig.

In meiner Zeit als Generalsekretär war ich ziemlich häufig mit Jus-Professoren in Zusammenhang mit Gesetzesvorhaben oder Gutachten in Kontakt. Bei meinem Amtsantritt war die Totalrevision des Verwaltungsrechtspflegegesetzes im Gang. Professor Georg Müller begleitete diese Vorlage als Experte²³⁹. Ein Entwurf war von einem ehemaligen Direktionssekretär der Direktion des Innern ausgearbeitet worden. Dieser hochintelligente Verwaltungsjurist war damals schon seit längerer Zeit

²³⁸ Tutilo Odermatt war nicht nur jahrzehntelang Kanzleichef der Baurekurskommissionen, sondern auch ein fabelhafter Jazz-Pianist. Er ist im Februar 2019 im Alter von 81 Jahren verstorben.

²³⁹ Vgl. Interpellation KR-Nr. 154/1992 (Reform des Rechtsschutzes in Verwaltungssachen), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

pensioniert. Mit zunehmendem Alter wurde er immer einsamer und knurriger. Seine Hosen hielt er manchmal mit Bostitch und mit Schnur statt Gurt zusammen.

1994 war mein Strafrechtslehrer Jörg Rehberg²⁴⁰ Mitglied der Aufsichtskommission für das Kriminalistische Institut Zürich, in welcher ich als Generalsekretär von Amtes wegen Einsitz hatte. Er war ein guter Freund meines Vorgängers Hans Ribi. An der ersten Kommissionssitzung, an welcher ich teilnahm, attackierte er Moritz Leuenberger ziemlich heftig. Er rügte, dass Hans Ribis Wirken vom Justizdirektor viel zu wenig gewürdigt und zudem ein völlig ungerechtfertigter Zusammenhang von Ribis Rücktritts mit dem Zollikerberg-Mord hergestellt worden sei. Moritz wehrte sich heftig und wies den Herrn Professor zurecht. Kurze Zeit später trat Professor Rehberg als Kommissionsmitglied zurück. Die Familie Rehberg war übrigens mit dem Zollikerberg-Mord in besonderer Weise verbunden. Die (Ex)Frau des Professors, Helen Rehberg war als Psychologin in der damaligen Strafanstalt Regensdorf tätig und hatte in dieser Funktion auch mit Erich Hauert, dem Mörder von Pasquale Brumann, zu tun gehabt. Sie soll vor ihm gewarnt haben.

Im Rahmen von gutachterlichen Aufträgen und Expertenentwürfen für Gesetzesvorlagen hatte ich auch mit den Professoren Niklaus Schmid, Andreas Donatsch und Christian Schwarzenegger Kontakt. Niklaus Schmid sehe ich ab und zu in der Forchbahn, da er in Zollikerberg wohnt. Kürzlich haben wir festgestellt, dass wir beide zum selben Primarlehrer, nämlich Willy Messmer, in die Schule gegangen sind. Niklaus ab 1943, ich ab 1964. Er hat seinerzeit am Döltschiweg gewohnt.

Besonders schätze ich den Strafrechtler und Soziologen Professor Martin Killias. Er war lange Zeit Ordinarius in Lausanne und wurde 2006 endlich von der Universität Zürich an den Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie berufen. 2013 wurde er emeritiert. Anschliessend war er als ständiger Gastprofessor an der

²⁴⁰ Er war ursprünglich Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Bülach, welche damals auch das Strafverfahren betreffend das Attentat vom 18. Februar 1969 auf eine El Al-Maschine im Flughafen Kloten führte, bei welchem sechs Passagiere schwer verletzt und der Pilot getötet worden war. Der verfahrensführende Bezirksanwalt war der nachmalige Staatsanwalt Robert Akeret (vgl. Dunkler Verdacht, in: NZZ vom 27. Dezember 2014; Link auf meiner Website). Ein israelischer Sicherheitsbeamter erschoss einen der Attentäter, die anderen drei wurden verhaftet. 1970 wurden drei Flugzeuge nach Jordanien entführt, u.a. eine Swissair-Maschine. Den Entführern gelang es, die Freilassung der drei Kloten-Attentäter zu erpressen (vgl. www.swissinfo.ch vom 18. Februar 2019, Link auf meiner Website).

Universität St. Gallen tätig. Zudem war er rund 25 Jahre nebenamtlicher Bundesrichter. Martin gehört zur seltenen Spezies, welche auch nach der Pensionierung immer noch mehr Pfüpf hat als mancher Vierzigjährige. Bei der alten Justizdirektion war er als kämpferischer und justizkritischer SPler nicht besonders beliebt und bekam deshalb auch kaum Aufträge, obwohl er ein brillanter Forscher war (und ist). Zu meinen Zeiten hat sich das nach und nach geändert, und er hat für das JuV Evaluationen und Gutachten geschrieben. Er hat sich in eigenen Forschungen mit unserem ROS-System (Risikoorientierter Sanktionenvollzug) auseinandergesetzt und in konstruktiver Art und Weise auf wichtige kritische Punkte hingewiesen. Ebenso stammt eine Studie zur Geldstrafe bzw. Ersatzfreiheitsstrafe von ihm, welche er im Auftrag des JuV verfasst hat²⁴¹. Daneben ist er ein ausserordentlich geselliger und unterhaltsamer Kollege. Er ist mit Pfarrerin Pascale Killias verheiratet, welche als Bereichsleiterin Spezialseelsorge für die Zürcher Landeskirche tätig ist.

Der Zürcher Strafrechtsprofessor Marc Thommen hat für die JI ein Gutachten zum Thema der proaktiven Kommunikation verfasst. Meine Tochter Angelina hat mir kürzlich berichtet, dass er mich an seiner Vorlesung im Kontext des Verhältnisses von lebenslänglicher Freiheitsstrafe und Verwahrung namentlich erwähnt hat. Vielen Dank.

Professor Christian Schwarzenegger, der tatsächlich um ein paar Ecken mit dem Terminator Arnold Schwarzenegger verwandt ist²⁴², habe ich schon flüchtig während meiner Assistenzzeit gekannt. Er war (wie auch mein Kollege Martino Imperatori und Professor Marcel Niggli) Assistent bei Professor Günther Kaiser, bei welchem ich meine Doktorprüfung im Fach Kriminologie ablegte. Christian war längere Zeit in Japan tätig, spricht selbst japanisch und war für die Justizdirektion deshalb der ideale Experte, welcher uns bei einem grossen Sharing-Fall mit Japan beraten hat. Es ging um die Aufteilung von über 100 Mio. Franken zwischen Japan, dem Kanton Zürich und dem Bund. Dieses Geld der japanischen Mafia Yakuza war auf Schweizer Bankkonten beschlagnahmt und zugunsten des Staates eingezogen worden. Schwarzenegger hat

²⁴¹ Vgl. Martin Killias und Lorenz Biberstein, Ersatzfreiheitsstrafen im Kanton Zürich, 14. November 2019 (Killias Research & Consulting) sowie: Ein Massengeschäft mit hohen Fallzahlen und relativ wenigen Hafttagen, in: prison-info 1/2020, S. 36 ff.; beides auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁴² Der Vater von Christian ist ein Cousin von Arnold Schwarzenegger.

zudem auch unseren Modellversuch ROS evaluiert. Meine Stieftochter Olivia hat bei ihm ihre Masterarbeit geschrieben.

Im Rahmen von gemeinsamen Weiterbildungsveranstaltungen lernte ich Professorin Brigitte Tag näher kennen und schätzen. Ich durfte zusammen mit ihr in der Juristenzeitschrift Plädoyer einen Artikel zur Strafgesetzbuch-Revision von 2007 verfassen²⁴³. Sie hat mit ihrem Kompetenzzentrum „Medizin – Ethik – Recht Helvetiae“ (MERH) zusammen mit dem JuV im Jahr 2018 eine gemeinsame Vorlesungsreihe an der Universität Zürich durchgeführt²⁴⁴.

Mein Kontakt zu den Strafrechtsprofessoren war während meiner kurzen Zeit als Oberstaatsanwalt besonders intensiv. Im Hinblick auf das Inkrafttreten der grossen Teilrevision des Strafgesetzbuches per 2007 wurden verschiedene gemeinsame Weiterbildungsveranstaltungen für unsere Strafverfolgungsbehörden organisiert.

Als Chef Justizvollzug hatte ich das Vergnügen, während einiger Jahre eine Doppel- lektion im Rahmen der Vorlesung der Professoren Daniel Jositsch und Christian Schwarzenegger zum Strafrecht II, Strafen und Massnahmen, zu halten. Ich tat dies vor allem aus der Sicht des Praktikers und mit vielen Beispielen. Natürlich wäre es schön gewesen, wenn ich diese Aufgabe noch einmal hätte wahrnehmen können und so meine beiden Jus-Student:innen Markus und Angelina in der Zuhörerschaft gehabt hätte. (;>)

Ich habe Daniel Jositsch kennengelernt, als er noch ganz am Anfang seiner politischen Karriere stand und eben erst Strafrechtsprofessor geworden war. Seit 2015, als er Ständerat geworden war, stattete er der Direktion der Justiz und des Innern bzw. Jacqueline Fehr jährlich einen Besuch im Kaspar Escher-Haus ab. Ich wurde jeweils dazu eingeladen. Es ging dabei um einen fachlichen Austausch und allfällige Inputs und Rückmeldungen unsererseits für seine politische Arbeit.

²⁴³ Vgl. Anhang 6.

²⁴⁴ Öffentliche Vorlesungsreihe „Justizvollzug – Aktuelle Herausforderungen einer Disziplin im Spannungsfeld von Sicherheit und Wiedereingliederung straffällig gewordener Menschen“, gemeinsam veranstaltet von JuV und MERH. Ich selber hielt gemeinsam mit Pöschwiesdirektor Andreas Naegeli am 26. November 2018 ein Referat zum Thema: „Für immer hinter Gittern? Verwahrte Straftäter“.

Ich selber habe mich bei Daniel Jositsch wohl nicht nur beliebt gemacht, weil ich seine Unterstützung für teilweise ziemlich populistische Vorstösse im Justizvollzug immer mal wieder kritisiert habe. Ich habe dies mit seiner politischen Ausrichtung als SPler und seiner fachlichen Haltung als Strafrechtsprofessor nur schlecht zusammengebracht. Er begründete es jeweils mit seinem ausgeprägten Hang zum Pragmatismus. Zudem wollte er sich so immer noch mögliche Kompromisse mit den bürgerlichen Vertreter:innen des Parlamentes offen-halten. Ich denke, dass ist Daniel Jositsch tatsächlich immer wieder recht gut gelungen. Oftmals bringt es mehr, auf eine Schnapsidee einzusteigen, um noch Verbesserungsvorschläge einbringen zu können, als auf einen an sich berechtigten Konfrontationskurs einzuschwenken und so zum roten Tuch für die Rechtsparteien zu werden.

Nie ganz dahinter gekommen bin ich, wie Jacqueline Fehr zu ihm steht. Als pointiert linke Sozialdemokratin sieht sie den stark sozialliberal ausgerichteten Jositsch wohl eher mit kritischen Augen. Sie ist so ziemlich sein politischer Gegenentwurf, auch im Stil und der Art zu politisieren.

Mich selber hat Jositsch einmal gefragt, wie ich eigentlich immer zu den interessantesten Jobs der Zürcher Justiz (Generalsekretär, Oberstaatsanwalt, Chef Justizvollzug) gekommen sei. Ich konnte ihm keine Antwort geben. Rückblickend würde ich sagen: gute Beziehungen („Filz“), gute Qualifikationen, gute Arbeitsleistungen, gutes Timing, Glück, ein wenig Mut und die Bereitschaft, dafür einen hohen familiären Preis zu bezahlen.

Universität Bern

Ich hatte auch mit drei Berner Professoren etwas intensiveren Kontakt, so mit Professor Jonas Weber im Rahmen meiner Vorstandstätigkeit für die Fachgruppe Reform im Strafwesen, ebenso mit Professor Martino Mona, dem Vereinspräsidenten. Professor Jörg Künzli lernte ich als Direktor des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte (SKMR) kennen, welches verschiedene schwergewichtige Gutachten zum Justizvollzug verfasst hat. Alle Drei sind absolut brillante Köpfe, die sämtliche negativen Vorurteile, die man von Jus-Professoren haben könnte, widerlegen. Sie sind innovativ und mit Blick über den Tellerrand hinaus.

Dienstabteilung Spezialdienste

Ich komme zehn Minuten zu spät ins Maresqueira, der Weg von der Rehalp ist bedeutend länger als von der Hohlstrasse aus, und ich habe den Verkehr unterschätzt. Alle sind schon da, auch Mathis Kläntschi, unser vielbeschäftigter Statthalter, sowie mein Freund Stefan Rohr. Stefan und ich haben uns erst durch unsere Frauen kennengelernt, obwohl wir etwa zur selben Zeit Jus studierten. In unserem Semester-Jahrgang waren wir mehr als 600 Student:innen und ich habe längst nicht alle kennengelernt. Seine Frau Bernadette und Kornelia waren Ende der Achtzigerjahre zusammen in einem Geburtsvorbereitungskurs. Bernadette wohnte in ihrer Kindheit an der Rehalpstrasse, ihre Mutter lebte bis vor kurzem immer noch hier. Jetzt ist sie in einem Altersheim²⁴⁵. Im Elternhaus wohnt weiterhin Bernadetts Bruder Eugen.

Stefan arbeitete zusammen mit Markus und Mathis in derselben Dienstabteilung Spezialdienste des Steueramts und hatte dort eine Kaderposition inne. Irgendwann wurden ihm die ständigen inhaltslosen Reorganisationen zu viel, und er plante seine vorzeitige Pensionierung. Er ist in seinem Fachgebiet ein ausgewiesener Spezialist, aber auch in den Spezialdiensten ist offenbar je länger je mehr Quantität wichtiger als Qualität geworden. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, der auch vor sehr vermögenden und renommierten Steuerhinterziehern nicht haltmachte, war vermutlich nicht mehr wirklich gefragt.

Der Statthalter

Mathis Kläntschi habe ich persönlich kennengelernt, als ich noch Oberstaatsanwalt war. Er besuchte einmal die Oberstaatsanwaltschaft wohl im Jahr 2006 zusammen mit Stefan Rohr im Florhof, um die Vorgehensweise bei Steuerbetrügen zwischen Strafverfolgung und Steuerbehörden besser zu koordinieren. Der Leitende Oberstaatsanwalt Andreas Brunner präsierte die Sitzung. Er war früher ein Nachbar von Stefan in Witikon.

Mathis ist ein gescheiter Jurist, ein scharfer Denker und kompromisslos in Fragen der Gerechtigkeit, ein Glücksfall als Statthalter und Bezirksratspräsident von Zürich. Ich

²⁴⁵ Sie ist 2021 gestorben.

habe ihn besser kennen gelernt, weil er in der letzten Zeit vor seiner Wahl zum Statthalter als Jurist in meinem Rechtsdienst gearbeitet hat. Er ist kein Mann, dem die Herzen einfach so zufliegen. Er besitzt zwar Humor, aber auch eine grosse Ernsthaftigkeit und manchmal wirkt er abweisend oder arrogant. Koni Löpfe, ehemaliger SP-Stadtpartei-Präsident und P.S. Chefredaktor, hat ihn einmal einen spitzfindigen Besserwisser genannt. Es ging glaub ich um die Frage der Wahlkreiseinteilung in Zürich, welche zu Ungleichheiten in der Stimmkraft der WählerInnen geführt hat. Mathis hatte praktisch im Alleingang ein Beschwerdeverfahren gegen die ganze Politiknomenklatura geführt und schliesslich vor Bundesgericht gewonnen. Das war ein sehr wichtiges Präjudiz und letztlich die Geburtsstunde des "doppelten Pukelsheims".

Martin „Fadegrad“ Graf

Auch alt Regierungsrat Martin Grafs Meinung über seinen grünen Kollegen ist pointiert: Mathis könne manchmal ein richtiger Wadenbeisser sein. Martins Meinung von Juristen ist aber im Allgemeinen nicht besonders hoch, was ich ihm nicht verübeln kann. Und seit dem Fall Carlos / Brian, welcher Martin den Kopf als Regierungsrat gekostet haben dürfte, hat sich dies kaum geändert.

Die Skepsis gegenüber dem neu gewählten Statthalter war nach seiner Wahl allgemein recht gross, Mathis hat sich durch konsequente und unbestechliche Amtsführung und mutige Entscheide rasch hohe Anerkennung und allseitigen Respekt verdient.

Schönes Halbpensioniertenleben

Das Maresqueira ist ein portugiesisches Restaurant. Wir haben es ursprünglich als Treffpunkt ausgewählt, weil sowohl der Sitz der kantonalen Steuerbehörde am Bändliweg als auch derjenige des Amts für Justizvollzuges an der Hohlstrasse 552 in der Nähe liegen. Es arbeitet zwar jetzt keiner von uns vieren mehr da oder dort, das Maresqueira aber ist trotzdem für den „Langen Mittag“ unsere erste Wahl geblieben, aus Gewohnheit.

Man isst man hier wirklich ausgezeichneten Fisch zu fairen Preisen. Nach einem kleinen Salat zur Vorspeise und himmlischen Ravioli kommt der Fisch im Wagen zu unserem Tisch gerollt. Auch Weisswein darf nicht fehlen.

Ich habe noch kein Frühstück gegessen, da ich erst spät aufgestanden bin. Schönes Halbpensioniertenleben! Ich passe bei der zweiten Portion Fisch, obwohl er wie immer ganz hervorragend schmeckt. Dies erstaunt meine Kollegen sehr, ist dies doch eher ungewöhnlich für meine Verhältnisse. Ich erkläre mich. Natürlich könnte ich die zweite Portion mühelos essen, aber es muss nicht sein. Weniger Stress, weniger Essen, weniger Gewicht.

Ob meine Rechnung aufgeht?

19. November 2019: Letzte Justizvollzugskommissionssitzung.

Supervision bei Dr. Irsiegler

Im Kuhstall der AEA; kein Wein im MZU. Me too. Petri Heil. Derrick und kein Bezirksanwalt. Die Herren Gutachter Andreae, Nedopil und der unnachgiebige Staatsanwalt Pius Schmid.

„Gilgen an den Galgen“. Nacht- und Nebelaktion.

Depression an der Obmannamtsgasse. Kein Gratiswasser; eine ausgeklügelte Kleiderordnung.

Im Hausboot auf dem Shannon. Kopf im Kartoffelstock. Scheiden tut weh.

Zurück ans Bezirksgericht.

(K)ein eidgenössisches Justizvollzugsgesetz.

Die Stiftung für Gefangenen- und Entlassenenvorsorge. Der Hauch des Todes.

Rosh Pinna und Mifne; SF Quer; Martins Heimführung.

Wetzikoner Taximord; das kann einem an die Nieren gehen; medizinische Interdisziplinarität. Flaach. Supervision; Citalopram sei Dank; eine doppelte Schwitzattacke.

Bonnie und Clyde im Limmattal; Breaking Bad made in Pöschwies.

Die KESB in der JVA oder Elvis Presley meets Michael Jackson. Drinnen wie draussen.

Das letzte Mittel: Gefängnissuizid, begleitete Sterbehilfe und Hungerstreik.

JuV im Fokus von Gerichts- und Medienkritik; zu viel oder zu wenig: immer das Falsche. Der Kampf um die Deutungshoheit. Die Luft geht aus.

Auf gutem Weg...

Justizvollzugskommission

Am Dienstag, 19. November 2019, nehme ich ein letztes Mal an einer Sitzung der kantonalen Justizvollzugskommission teil. Viele Mitglieder kenne ich schon sehr lange. Ich bin froh, mich persönlich verabschieden zu können.

Die Justizvollzugskommission ist ein vom Regierungsrat gewähltes Gremium, welches sich aus Vertretungen der Strafjustiz und der Politik zusammensetzt und das Amt in wesentlichen Fragen unterstützt und berät. Früher hiess sie noch Strafvollzugskommission und behandelte auch operative Geschäfte wie bedingte Entlassungen aus längeren Freiheitsstrafen. Zudem gab es zwei Aufsichtssektionen, eine für die Dienste des Justizvollzuges (ehemaliger Sozialdienst und PPD) und eine für die Institutionen (damals noch die Strafanstalt Regensdorf, die Kolonie Ringwil, die Halbgefangenschaften Urdorf und Winterthur sowie die Arbeitserziehungsanstalt Uitikon). Ihre Mitglieder visitierten unsere Betriebe nach eigenem Gutdünken.

Es gab Mitglieder, die mit ihren Institutionen eng verbunden waren. Mein lieber SP 3-Sektionsgenosse und Kamerad Alfred Bartholet, alt Kantonsrat und langjähriges Strafvollzugskommissionsmitglied, ist seiner Arbeitserziehungsanstalt AEA bzw. dem MZU bis heute treu geblieben. Er visitierte oftmals vor seinem Gang zur Arbeit frühmorgens den Kuhstall der AEA und half beim Melken mit. Als Bauernsohn aus dem Sarganserland ist das für ihn wie eine zweite Heimat. Er hilft dem Bauer, der zwischenzeitlich nur noch mit einem Pachtvertrag an das MZU gebunden ist, auch heute noch bei vielen Arbeiten wie Händöpfle, Obsternte etc.

Fredi hat es sehr bedauert, dass mit dem grossen Neu- und Umbau des MZU alle Rebstöcke ausgerissen wurden und seither natürlich auch kein eigener Wein mehr hergestellt wird. Alkohol und Erziehung passt eben nicht so gut zusammen. Ich habe noch immer einige wenige Flaschen Üdiker Schlosswein zu Hause, ab und zu bringt mir Fredi wieder eine aus seinem schier unerschöpflichen Fundus mit. Markus Notter scherzte dazu immer, Wein aus einer Arbeitserziehungsanstalt, natürlich vor allem Wein aus der AEA Kalchrain/TG, eigne sich hervorragend für die Entkalkung von Kaffeemaschinen.

Fredi ist nun über 85 und immer noch recht fit. Ich bewundere ihn für seine Lebens- und Tatkraft. Er war viele Jahre Adjunkt im städtischen Sozialdepartement von Emilie Lieberherr. Vorher war er im Betreibungs- und Stadtammannamt Zürich 3 tätig. Die Geschichte rund um seinen ehemaligen Vorgesetzten, den Stadtammann und ihn ist ein Kapitel für sich. Fredi und ich treffen uns einmal im Jahr zu einem gemeinsamen Mittagessen.

Es gab auch immer wieder einzelne Strafvollzugskommissionsmitglieder, die vorzugsweise während ihrer bezahlten Arbeitszeit ihre Visitationen in unseren Gefängnisbetrieben machten und sich dafür zusätzlich bezahlen liessen. Ein Richter war hierauf richtiggehend spezialisiert. Von ihm ist auch eine Geschichte überliefert, die – sofern sie wahr ist – ihm heute niemand mehr durchgehen liesse. Er war dem weiblichen Geschlecht sehr zugeneigt – wer kann ihm das schon verdenken. Angeblich wurde die weibliche Belegschaft des Gerichts auf informellen Kanälen ausdrücklich davor gewarnt, allein mit dem Herrn Richter im Hauslift zu fahren. Offenbar war einmal während einer solchen Fahrt mit ihm die Bluse einer jungen Gerichtssekretärin unter nie genau geklärten Umständen zu Schaden gekommen. Bereits zu meinen Zeiten trug es aber einem Gerichtssekretären (der später Richter wurde) eine scharfe Verwarnung ein, als er mit einer Auditorin Strippoker spielte.

Die Strafvollzugskommission hatte 1994, als ich Generalsekretär wurde, gerade wieder an Bedeutung gewonnen, dies im Nachgang zum Zollikerberg-Mord. Die SVP, die aus allen Rohren auf Moritz Leuenberger schoss, hatte u.a. behauptet, der Strafvollzug sei eine absolute Dunkelkammer. Nicht einmal der Kantonsrat habe eine Ahnung, was im Strafvollzug so alles abgehe und ausprobiert werde. Moritz Leuenberger konnte den Nachweis erbringen, dass wichtige Themen immer wieder in der Strafvollzugskommission vorgestellt und besprochen worden waren, dass aber die Vertretung der SVP oft durch Abwesenheit geglänczt hatte. Andererseits: ganz unrecht hatte die SVP auch wieder nicht. Tatsächlich realisierten die Öffentlichkeit und die Politik in den Achtzigerjahren bis zum Zollikerberg-Mord kaum, wie und wohin sich der Justizvollzug weiterentwickelt hatte. Umso grösser war dann der Schock: Mörder auf Hafturlaub bringt Pfadiführerin um! Auch ich, damals immerhin schon fast sieben Jahre lang am Gericht tätig, konnte es kaum glauben, dass so etwas möglich geworden war.

Mit der Neugründung des Amts für Justizvollzug sind auch die Aufgaben der Strafvollzugskommission, die nunmehr Justizvollzugskommission heisst, geändert worden. Sie hat seither keine operative oder Aufsichtsaufgaben mehr, sondern ist ausschliesslich beratend und unterstützend tätig.

Während Krisensituationen, z.B. nach einem schlimmen Rückfall, hat sich kaum je ein Kommissionsmitglied zu Gunsten des JuV exponiert. Man kann das auch niemandem wirklich verübeln, ist doch während der Shitstorm-Phase, die in der Regel zwei bis drei

Wochen dauert, kein Blumentopf zu gewinnen. Dafür unterstützten uns die Kommissionsmitglieder immer wieder bei der politischen Aufarbeitung solcher Krisen.

Viele Kommissionsmitglieder sind schon jahrelang dabei, z.B. das grüne Urgestein, die ewig junge Gabi Petri. Meine langjährige Assistentin Gaby Heil war eine Zeit lang Sekretärin der Grünen Partei. Zusammen bildeten die beiden das Frauen-Power-Team Petri Heil.

Ein weiteres Justizurgestein ist die ehemalige Leitende Staatsanwältin der Staatsanwaltschaft Zürich-Sihl und immer noch Präsidentin der Fachkommission zur Beurteilung von gemeingefährlichen Straftätern Ursula Frauenfelder (Stand Ende 2019). Ich habe sie schon während meines Studiums kennenlernen dürfen. Sie war damals bereits Bezirksanwältin und gab Übungen im Strafrecht. Sie hat eine meiner ersten Fallbearbeitungen korrigiert. Den Sachverhalt hatte sie aus einer Folge der deutschen Krimiserie Derrick übernommen. Ich kam mit der Note 5 soweit ganz gut weg. Ihre vielen Korrekturen waren kaum lesbar klein mit spitzem Bleistift geschrieben. Meine Arbeit war sehr theoretisch und ziemlich praxisfremd. Darum habe ich es wohl auch nie zum Bezirksanwalt geschafft und musste direkt als Oberstaatsanwalt in die Erwachsenenstrafverfolgung einsteigen.

Ein wichtiges Justizvollzugskommissionsmitglied ist heute nicht mehr dabei. Andreas Andreae, langjähriger Chefarzt der Integrierten Psychiatrie Winterthur (IPW). Er hat sich pensionieren lassen und ist kürzlich auch aus der JVK ausgetreten. Er hat 1995 das Erstgutachten im Fall des Zollikerberg-Mörders Erich Hauert verfasst. Dieses Gutachten entlastete die Justizdirektion bzw. ihre Verantwortlichen in Sachen Urlaubsgewährung für Hauert bis zu einem gewissen Grad. Dies wollte der zuständige Staatsanwalt Pius Schmid so nicht stehen lassen, weshalb er ein Zweitgutachten bei Professor Norbert Nedopil, Chefarzt der Psychiatrischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität in München in Auftrag gab. Nedopil stellte nun aber der therapeutischen Behandlung von Erich Hauert ein denkbar schlechtes Zeugnis aus, und zwar insbesondere deshalb, weil es von den Dutzenden von Therapiesitzungen keine brauchbare Dokumentation gab. Dumm war für die Justizdirektion, dass wir in

Beantwortung einer kantonsrätlichen Interpellation²⁴⁶ schlicht das Gegenteil behauptet hatten. Andi Werren und ich haben uns dabei auf die Ausführungen der Strafanstalt Regensdorf verlassen, welche in allgemeiner Weise darlegte, wie therapeutische Behandlungen dokumentiert werden. Wir haben es unterlassen nachzufragen und die Pöschwiesverantwortlichen darauf festzunageln, dass man auch im Fall Hauert diese Dokumentationsansprüche erfüllt habe. Von Dutzenden von Therapiesitzungen gab es schlicht keine einzige Zeile. Die einzigen Schriftlichkeiten waren wohl die Honorarabrechnungen des Psychologen. Andi und ich waren noch jung und unerfahren und liefen voll in die Falle. Als Staatsanwalt Pius Schmid dies vor Geschworenengericht so bekannt machte, gab es einen mittelgrossen Skandal. Die Justizdirektion wurde der vorsätzlichen Lüge bezichtigt²⁴⁷. Dabei war es fast noch schlimmer: nicht Lüge, sondern unser Unwissen und unsere Unfähigkeit hatten dazu geführt, dass wir die Unwahrheit schrieben. Das war mir eine grosse Lehre. Fortan habe ich bei heiklen Punkten lieber zwei oder drei Mal als nur ein Mal nachgefragt. Und das war auch ab und zu nötig.

Moritz Leuenberger war noch mehr als über unseren Fehler darüber erbost, dass Staatsanwalt Pius Schmid ihn so hatte auflaufen lassen und ihn vor der Gerichtsverhandlung nicht vorgewarnt hatte. Dabei kann ich Pius Schmid rückblickend gut verstehen. Er hatte wegen schlechter Erfahrungen mit der Justizdirektion so gehandelt. Zwei oder drei Jahre vor dem schrecklichen Mord am Zollikerberg war nämlich ein mindestens so schlimmer Rückfall passiert, bei welchem die Justizdirektion auch nicht besonders gut ausgesehen hatte. Der wegen eines Tötungsdeliktes verurteilte und verwahrter Täter D.B. ist sehr rasch wieder aus der Verwahrung in der Klinik Rheinau entlassen worden. Damals war es nämlich noch so, dass nach einer Verwahrungsaufhebung die vom Gericht ausgefallte Freiheitsstrafe nicht mehr vollzogen wurde. Das hat richtigerweise mit der grossen Strafrechtsrevision von 2007 geändert. Seither wird zuerst die Freiheitsstrafe und erst anschliessend die Verwahrung vollzogen. Damals jedenfalls kam der betreffende Verwahrte sehr rasch

²⁴⁶ Anfrage KR-Nr. 356/1994 (Gemeingefährliche Strafgefangene und Beurteilung von Gemeingefährlichkeit), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁴⁷ Dringliche Interpellation KR-Nr. 150/1996 (Angebliche Irreführung des Kantonsrates durch den Regierungsrat bzw. die Justizdirektion), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

wieder frei, und prompt beging er an einer jungen Lehrerin einen schrecklichen Mord. Der Fall war auch im Ablauf besonders tragisch. Die Lehrerin war bereits hinter der geschlossenen Eingangstür zu ihrem Wohnhaus, als sie ihren Mörder durch ein Fenster erblickte und ihm nochmals die Türe öffnete. Er packte sie, zog sie nach draussen hinter einen Busch und tötete sie.

Noch viel schlimmer war die Strafsache Werner Ferrari, immerhin kein Zürcher, sondern ein Aargauer Fall. Dieser hatte als 25jähriger 1971 in Rheinach/BL einen zehnjährigen Knaben missbraucht und erwürgt. Er verriet sich durch auffälliges Verhalten selber, gestand und wurde 1973 zu einer (nur) zwölfjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Die Strafe wurde in den Strafanstalten Thorberg und Regensdorf vollzogen. Bereits 1979 war Ferrari wieder ein freier Mann! Ab 1980 begann in der Schweiz eine beispiellose Mordserie an Kindern, welche als solche lange gar nicht erkannt worden war. Erst nach dem Tötungsdelikt an einer Neunjährigen im Jahre 1989 wurde man auf Ferrari aufmerksam. Er legte für vier Tötungsdelikte ein Geständnis ab, welche er bald allesamt widerrief. Ferrari wurde 1995 gleichwohl für fünf Morde zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe verurteilt. Den fünften Mord hatte man einfach in die Anklage miteingepackt, obwohl Ferrari diesen stets hartnäckig abgestritten hatte und keine eindeutigen Indizien vorhanden waren. Der Journalist Peter Holenstein deckte verschiedene Fehler auf und stiess auf neue Hinweise, auf Grund derer es zu einem Revisionsverfahren kam. Ferrari wurde 2007 in diesem fünften Mordfall freigesprochen, gleichwohl blieb die ursprüngliche Strafe wegen der vier anderen Morde bestehen²⁴⁸.

Es ist nicht etwa so, dass Ferrari besonders raffiniert vorgegangen oder ein aussergewöhnlich intelligenter Täter gewesen wäre. Vielmehr hat eine nach heutigen Massstäben fast unglaubliche Häufung von Pannen und Unterlassungen bei den Behörden zu dieser grössten Kindermordserie in der Schweiz geführt. Zwar gab es damals noch keine DNA-Analysen und keine nationalen Datenbanken für Sexualstraftäter. Der Austausch unter den Kantonen war aber offenbar derart schlecht, dass die untersuchenden Aargauer Behörden keinen Bezug zum ersten Mordfall im Jahre 1971 hergestellt hatten und auch nicht darauf gestossen waren, dass

²⁴⁸ Vgl. Wikipedia – Werner Ferrari.

die grauenhafte Mordserie kurz nach Ferraris Entlassung aus dem Vollzug angefangen hatte. Gross aufgeregt hatte sich damals offenbar aber niemand²⁴⁹.

Dass das Versagen von Polizei- und Justizbehörden bei diesen beiden schrecklichen Rückfalltätern D.B. und Werner Ferrari damals noch nicht zu einem Skandal geführt hat, kann ich mir nur so erklären, dass die Zeit noch nicht reif dafür war. Die Medienlandschaft war in den Achtzigerjahren noch ganz anders aufgestellt. Es gab noch keine Privatradios und -fernsehen, ebenso keine Gratiszeitungen. Und generell war die Staatsgläubigkeit noch grösser. Höchstens der BLICK und investigative Journalisten wie Viktor Dammann stellten ab und zu unangenehme Fragen.

Vermutlich gab es auch nicht eine so mutige, tapfere und tatkräftige Frau wie Jeanette Brumann, die Mutter der am Zollikerberg ermordeten Pasquale Brumann. Ich habe allergrössten Respekt vor ihr. Sie hat sehr viel bewegt.

Mit Werner Ferrari hatte ich während meiner Amtszeit nichts zu tun. Ich erinnere mich lediglich an eine Anekdote, die mir der ehemalige Pöschwiesdirektor Hans Ueli Meier einmal erzählt hat. Er habe mit dem Direktor der Strafanstalt Lenzburg, wo Werner Ferrari einsass, einmal für eine Tagung abgemacht. Sie hatten vor, zusammen dorthin zu fahren. Direktor Martin Pfrunders Sekretärin habe dann Meier Assistentin telefoniert, Pfrunder komme Meier mit dem Ferrari abholen. „Hat der bereits Urlaub“, wunderte sich Meiers Sekretärin... Diese Geschichte ist, wenn nicht wahr, so doch gut erfunden! Martin Pfrunders Vorliebe für extravagante Autos war übrigens legendär. Schon als frischgebackener Student hatte er einen Bugatti²⁵⁰. Es gab wohl nie wieder einen derart vermögenden Strafanstaltsdirektor in der Schweiz. Sein Gehalt als Direktor war vermutlich lediglich ein kleiner Zuschuss für seine Portokasse.

Staatsanwalt Pius Schmid hatte im Fall der getöteten jungen Lehrerin einen geharnischten Brief an die Justizdirektion geschrieben und wurde gelinde gesagt ziemlich abgeputzt, so in der Mischung von "Es ist alles korrekt gelaufen" und "Was geht Sie das überhaupt an?" Dass er bei dieser Ausgangslage das neuerliche

²⁴⁹ Der Kindermörder Werner Ferrari, DOK SRF vom 10.8.2019 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt); True Crime – Der Kindermörder Werner Ferrari (2 Teile, SRF DOK vom 13. und 20.10.2022), Links dazu auf meiner Website).

²⁵⁰ Der Student mit dem Bugatti, in: Automobil Revue vom 29. September 2021 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Versagen der Justizdirektion erst vor Gericht brandmarkte, kann ich also nachvollziehen. Überhaupt habe ich Pius Schmid während all dieser Jahre je länger je mehr schätzen gelernt. Er ist immer direkt, stets aufrichtig, ein guter Stratege, ein sehr guter Koch und erst noch ein rundum sympathischer Mensch. Seine Tochter hat übrigens einschlägige Gefängniserfahrung. Die bekannte Schauspielerin Isabella Schmid hat eine Hauptrolle in der RTL-Serie "Hinter Gittern – Der Frauenknast" gespielt.

Zu Andreas Andreae besteht in meiner Familie ein persönlicher Bezug. Er ist Sohn von Rosmarie Metzenthin, der Gründerin und Leiterin des Kindertheaters, bei welchem Kornelia zuerst als Schülerin und dann als Lehrerin und schliesslich auch unsere Kinder jahrelang mitgewirkt haben.

Die Herren Professor Dr. Dr. Giger und Regierungsrat Dr.med. Alfred Gilgen

Als Vertreter der Bezirksgerichtspräsidenten ist schon seit vielen Jahren Reto Nadig in der Justizvollzugskommission. Ich lernte ihn während des Studiums in einem Blockseminar im thurgauischen Ermatingen kennen. Herr Professor Dr. Dr. Hans Giger war Veranstalter. Zwei Ereignisse sind mir aus dem dortigen UBS-Weiterbildungszentrum, wo das Seminar durchgeführt wurde, in Erinnerung geblieben: ich hatte schon immer das Gefühl, Crevetten seien nicht mein Ding. Ein Crevetten-Cocktail sah dann so lecker aus, dass ich es doch einmal versuchte, mit dem Ergebnis, dass ich die halbe Nacht durchkotzte. Die zweite Erinnerung ist der Gastauftritt des damaligen Erziehungsdirektors Alfred Gilgen. Professor Giger hatte uns im Vorfeld eingebläut, dem Herrn Regierungsrat bitte sehr keine allzu kritischen Fragen zu stellen. Dies sei einfach unhöflich gegenüber einem eingeladenen Gast. Es war die Zeit kurz nach den Opernhauskrawallen, als wir auf den Strassen von Zürich fröhlich skandierten: "Mached usem Staat Gurkesalat!" und "Gilge an Galge!" Gilgen war das Feindbild der Studentenschaft schlechthin. Er erwies sich bei seinem Besuch bei uns als brillanter und witziger Redner. Ein grösserer Widerspruch war aber einem meiner Kollegen aufgefallen. Zuerst sagte Gilgen, wie wichtig ihm offene und transparente Information sei. Dann führte er zu einer dann doch noch eher heiklen Frage aus: "Diese Information bekommen sie von mir so wenig wie sie einen Geissbock melken können." Der Kollege wies auf diesen Widerspruch hin. Er, Gilgen, wehrte sich mit dem Hinweis,

das sei nun geradezu macchiavellistisch, aber man merkte ihm an, dass er die Auseinandersetzung und den Widerspruch eigentlich durchaus schätzte.

Regierungsrat Gilgen hatte schon mein Maturitätszeugnis als Erziehungsdirektor unterzeichnet und war immer noch im Amt, als ich Generalsekretär wurde. Ich hatte nur ein einziges Mal direkt mit ihm zu tun. Er rief mich am späten Abend in meinem Büro an und beschwerte sich über einen "ungehörigen" Brief von mir. Die Jugendanwaltschaften waren damals noch bei der Erziehungsdirektion angesiedelt. Schon jahrelang wurde immer wieder darüber diskutiert, ob sie nicht richtigerweise in die Justizdirektion gehörten. Jedenfalls hatte Moritz Leuenberger, wohl in Zusammenhang mit einem parlamentarischen Geschäft beschlossen, dieses Thema ad acta zu legen, weil Gilgen einem Wechsel sowieso niemals zugestimmt hätte. Ich wiederum schrieb hierzu einen Brief, ich weiss gar nicht mehr an wen. Im Brief stand etwas unsensibel, dass diese Uraltpendenz des Erziehungsdirektors nun endlich erledigt sei. Blöderweise nahm ich auch Jugendstaatsanwalt Sandro Piraccini in den Kopieverteiler mit auf, und dieser hinterbrachte meine Ungehörigkeit sofort Regierungsrat Gilgen, der mir dann – seinerseits gehörig - die Leviten las. Sandro Piraccini wurde später ein geschätzter Kollege, mit dem ich freundschaftlich verbunden war. Das Ende dieser Geschichte besteht darin, dass kurz nach diesem Vorfall Alfred Gilgen nach 24 Jahren als Regierungsrat in den wohlverdienten Ruhestand trat. In einer Nacht- und Nebelaktion hat Moritz Leuenberger die Jugendanwaltschaften und die Fachstelle Kultur aus der Erziehungsdirektion in seine Justizdirektion bzw. die Direktion des Innern umgezügelt. Die Regierung gab ihm diese beiden Bereiche wohl als Trostpflasterchen dafür, dass sie ihm die Übernahme der Erziehungsdirektion verwehrt hatte. Auf die langjährige Chefin der Fachstelle Kultur Silvia Staub folgte schon bald Susanna Tanner als Nachfolgerin, die bis zu ihrer Pensionierung 17 Jahre lang in dieser Funktion blieb. Sie wurde 2014 von Madeleine Herzog abgelöst. Mit Susanna Tanner habe ich vor allem als Generalsekretär hin und wieder zu tun gehabt. Ich habe immer ausgesprochen gern mit ihr zusammengearbeitet. Auch schon seit vielen Jahren ist Bea Volken als Juristin in der Fachstelle Kultur angestellt. Ich kenne sie aus Bezirksgerichtszeiten. Wie Susanna Stähelin war sie eine begabte Fechterin. Weitere „Kultur“-Mitarbeitende, an welche ich mich gut erinnere, waren Hans Schweizer und Godi Katzgrau, der ganz in meiner Nähe wohnt und welchem ich ab und zu auf einem

Spaziergang begegne. Ich erschrecke jedes Mal, wenn er mich mit Herr Doktor Manhart begrüsst.

Depression an der Obmannamtsgasse

Nach dem Studium traf ich Reto Nadig an der Obmannamtsgasse wieder, wo er und ich als Sekretäre an der I. Zivilkammer des Obergerichts arbeiteten. Ich hatte im März 1988 nach einem knappen Jahr als Auditor und Gerichtssekretär am Bezirksgericht Zürich dorthin gewechselt. Ich erlitt an der Obmannamtsgasse nach meinem Arbeitsbeginn meine wohl einzige berufliche Depression. Es erwarteten mich zwei umfangreiche blaue Aktenhefte mit Rekursen betreffend vorsorgliche Massnahmen und unentgeltliche Prozessführung. Man arbeitete allein und verlassen in einem Einzelbüro. Es ziemte sich nicht, als "erfahrener" Bezirksgerichtssekretär hier am Obergericht jemanden um Hilfe zu bitten. Höhepunkte des Tages waren die Kaffeepausen am Morgen und Nachmittag sowie die Mittagspause. Während der Pausen in der Cafeteria gab es strenge Sitzordnungen nach Kammern und innerhalb der Kammern getrennt nach Oerrichtern, Obergerichtssekretären und Kanzleipersonal.

Nach einer depressiven ersten Woche sagte ich mir, dass ich eigentlich nur die Wahl zwischen Rückkehr ans Bezirksgericht Zürich oder blindwütiger Rekurs erledigung habe. Ich entschied mich natürlich für Letzteres wie immer in meinem Leben: die gesetzte Latte überspringen und ja nicht reissen, auch wenn es an sich weder Sinn noch Spass macht. Immerhin wurde mir klar, dass das höchste Ziel für einen Obergerichtssekretär, nämlich Oerrichter zu werden, für mich nicht wirklich erstrebenswert war. Die Oerrichter führten ein ähnliches Einsiedlerdasein wie wir Obergerichtssekretäre. Immerhin hatten sie das Privileg, sich mit „Herr (seltener Frau) Oerrichter(in)“ ansprechen zu lassen. Waren sie Kammervorsitzende, durften sie auf die Anrede „Herr Präsident“ bestehen. Es gab keine einzige weibliche Kammervorsitzende. Eine Obergerichtspräsidentin hat es bis heute noch keine gegeben.

Damals gab es noch echte Oerrichter-Originale, wie man sie heute kaum mehr antrifft. Unser Kammerpräsident gehörte zur am Obergericht damals nicht ganz seltenen Spezies der Numismatiker. Von ihm ist überliefert, dass er anfänglich eigene Teebeutel in die Cafeteria mitbrachte, dies mit der Begründung, es handle sich um eine Spezialmischung extra für ihn. Als ihm erklärt wurde, er müsse trotzdem den vollen Preis bezahlen, weil das eigentlich Teure die Benützung der sauberen

Teetassen und das heisse Wasser sei, fand er sich auch mit den Standard-Teebeuteln ab und verzichtete freiwillig auf seine Spezialmischung.

Einmal bot er mich für eine Besprechung in sein Büro auf. Er muss realisiert haben, dass ich etwas entgeistert auf sein stark abgeschossenes Jackett mit Flickern an den Ellbogen starrte. Er erklärte mir hierauf seine Kleiderordnung: "Einen neuen Anzug trage ich zuerst eine Zeit lang nur für den Kirchengang; anschliessend wird dieser zum Anzug für meine Gerichtsverhandlungen, schliesslich zum normalen Tagesanzug, und ganz am Schluss benutze ich das Jackett dieses Anzugs als Bürojackett, welches ich immer trage, wenn ich im Büro arbeite. Wenn nötig, bessert es meine Frau etwas aus."

Er fuhr zwei alte Autos mit Wechselnummern. Einmal hatte er vergessen, die Nummern von einem Auto auf das andere umzumontieren. Er wurde zu seinem grossen Ärger prompt erwischt und gebüsst.

Von sich selber sagte er, dass er der bessere Germanist als Jurist sei. Seine Komma-Kenntnisse waren jedenfalls vorzüglich. Ich traf ihn viele Jahre später wieder an einem Ausflug der Stiftung Wehrenbach, welche ich präsidierte. Seine autistische Tochter, die ungefähr in meinem Alter ist, lebt in einem Wohnheim der Stiftung. Ich sehe sie ab und zu in meinem Wohnquartier oder im Café Baumann beim Balgrist. Ihre beiden Eltern sind zwischenzeitlich verstorben.

Auf dem Shannon

1988, mein Jahr am Obergericht, war sehr speziell. Susi und ich verbrachten unsere Sommerferien in Irland auf einem Hausboot auf dem Shannon. Rolf und Sibylle Bürgi-Henn begleiteten uns. Ich habe Rolf in der Rekrutenschule kennen gelernt. Sibylle und er waren beide Primarlehrer an derselben Schule in Uster. Wir hatten es zu viert sehr lustig. Susi und ich spürten aber, dass sich unsere Wege trennen würden, das lag unausgesprochen in der Luft. Ich ertränkte meine Gefühle manchmal in wunderbarem irischem Whisky.

Immer wieder wird mir die Geschichte vorgehalten, wie ich Rolf einmal spontan sein Gesicht in einen Teller mit Kartoffelstock gedrückt habe. Es geschah auf unserem Hausboot, und er war gerade dabei, sich einen grossen Löffel Stocki einzuverleiben.

Rolf war ein Meister ironischer und spöttischer Sprüche, und der Teller-Taucher muss mir in diesem Moment als adäquate Antwort erschienen sein. Das Erstaunen war bei allen – auch bei mir – über meine gelungene Aktion doch eher gross. Susi war etwas beunruhigt über meinen Gemütszustand. Zum Glück war der Kartoffelstock nicht mehr allzu heiss.

Ich kehrte nach zwei schönen Wochen nach Zürich zurück, einziger Wehrmutstropfen war, dass wir das für das Hausboot hinterlegte Bargelddepot zurücklassen mussten, weil ich doch nicht ganz so perfekt navigiert hatte. Die Schiffsschraube war verbogen. Susi blieb noch drei Wochen länger für einen Sprachaufenthalt in Irland.

Ich habe ganz genau das Bild vor Augen, wie ich mich am Flughafen in Dublin nochmals umdrehe und sie von weitem in ihrer leuchtend pinkenen Windjacke sehe. Ich hatte das starke Gefühl, dass ich sie das letzte Mal als meine Ehefrau sehe.

Sibylle hat für diese Ferien auf dem Shannon vom 16. Juli bis 31. Juli 1988 ausführlich Tagebuch geführt und davon eine saubere, neunseitige Abschrift verfasst. Ich habe sie kürzlich durchgelesen und mich dabei, teilweise auch etwas wehmütig, sehr amüsiert. Merkwürdigerweise kann ich mich aber nur noch an wenig davon direkt erinnern. Vermutlich sind diese Ereignisse in einer Gedächtnisschicht abgelegt, welche von den nachfolgenden einschneidenden Veränderungen in meinem Privatleben überdeckt ist.

Bilder und Töne, die man nicht vergisst

Die Einsamkeit in meinem Büro am Obergericht an der Obmannamtsgasse wurde langsam zur Routine. Wie wenn es gestern gewesen wäre, höre ich die extrem lauten, abgehackten Schmerzscreie, die an einem schönen Sommernachmittag im August 1988 die Stille zerrissen. Ich trat auf die Strasse und sah an der Künstlergasse schräg vis-à-vis einen bereits verstummen Velofahrer mit zerschmettertem Bein am Boden liegen. Er war zwischen einen Lastwagen und dessen Anhänger geraten und am Bein überrollt worden. Der arme Mann hatte eine graue Gesichtsfarbe und war nicht mehr ansprechbar. Ich weiss nicht, ob er überlebt hat.

Scheiden tut weh

Ein paar Tage darauf holte ich Susi am Flughafen ab. Ich sah sofort, dass sie den Ehering nicht mehr trug. Sie musste mir deshalb auch nicht mehr speziell sagen, dass es zwischen uns aus sei. Sie zog schon bald aus unserer gemeinsamen Wohnung an der Goldbrunnenstrasse 141 aus und zügelte nach Bonn zu einer Freundin, die wie sie Physiotherapeutin war und dort arbeitete. Susi ist in Deutschland geblieben. Die Scheidung fand am 21. Juni 1990 an ihrem neuen Wohnsitz in Bonn statt. Es war eine reine Routinesache. Die Richterin und unsere gemeinsame Anwältin wurden nur einmal etwas lebendiger, als sie sich über die Gerichtsgebühr und die Kostennote für die anwaltliche Vertretung austauschten. Ich war sehr froh, dass die Scheidung in Bonn stattfand.

Wie Scheidungen von Juristen ablaufen, die selber am Scheidungsgericht arbeiten, habe ich ab und zu erlebt. Am Schluss weiss das ganze Gericht alles. Ein Kollege, der auf der 2. Abteilung Gerichtssekretär gewesen war und sich scheiden lassen wollte, hatte den Gerichtspräsidenten gebeten, seinen Fall nicht der 2. Abteilung zuzuweisen, da ihn dort viele noch kannten. Diesem Wunsch kam man natürlich nach, und der Fall wurde meiner 3. Abteilung zugeteilt. Von der fünfköpfigen Gerichtsbesetzung, drei Richtern, einem Auditor und einem Gerichtssekretär, kannte nur gerade eine Person meinen Kollegen nicht.

Speziell waren die Parteienplädoyers. Beide Eheleute waren ohne Anwalt erschienen. Mein Kollege begründete das Scheidungsbegehren so kurz wie nötig, alles bestens. Seine Frau erwiderte mit einer eigentlichen Liebeserklärung an ihn, so dass der Vorsitzende Jörg Bitterli sich genötigt sah, sie zu fragen, ob sie der Scheidung nun eigentlich zustimme. Es war totenstill im Gerichtssaal. Alle sassen wie auf Kohlen. Die Gerichtsseite, weil eine nicht einvernehmliche Scheidung immer viel Zusatzarbeit bedeutet; mein scheidungswilliger Kollege, weil er seine Hoffnung auf eine reibungslose Scheidung gefährdet sah. Nach kurzer Überlegungszeit bejahte seine Frau dann doch ihren Scheidungswillen. Nochmals gut gegangen.

Ein anderer Kollege hatte mir von der absoluten Verschwiegenheit des Gerichts bei seiner Scheidung vorgeschwärmt. Er wusste allerdings nicht, dass das Formular für

die Vorladung zu seiner Scheidung bei der zentralen Geschäftskontrolle als Mustervorlage in einem Musterordner abgelegt war, wo ich einmal zufälligerweise darauf stiess.

Zurück am Bezirksgericht Zürich

Für mich endete das Jahr 1988 damit, dass ich einen Telefonanruf des ersten Gerichtsschreibers des Bezirksgerichts Max Hauri erhalten habe. Er bot mir an, als sein Stellvertreter ans Bezirksgericht Zürich zurückzukehren. Ich sagte sofort zu. Sein Schicksal nach seiner Pensionierung erschüttert mich auch heute noch. Er ist bei sich zuhause in der Küche schwer verunfallt und ist seither Paraplegiker. Wie Max sein Schicksal trägt, verdient allergrösste Bewunderung.

Ich blieb nur gerade ein Jahr Stellvertreter von Max Hauri. Es war alles schon von vornherein so geplant: Max wurde Anfang 1990 für den Landesring der Unabhängigen zum Bezirksrichter gewählt, ich wurde sein Nachfolger als erster Gerichtsschreiber.

Als erster Gerichtsschreiber war ich für die Auswahl und Anstellung der Auditor:innen, der Gerichtspraktikant:innen also, zuständig. In den gut vier Jahren meiner Tätigkeit habe ich wohl gegen 250 Auditor:innen angestellt, so dass ich einen grossen Teil der damaligen Jurist:innen-Generation von Zürich kenne. Ich hatte damals noch ein fabelhaftes Namensgedächtnis, das mir in der Zwischenzeit leider für neue Namen abhandengekommen ist. Ich kann mich aber meistens an die Namen der Auditor:innen von damals sofort erinnern, wenn ich jemandem begegne.

Gerichtspräsident Hans Peter Weber gab mir als erstes den Auftrag, eine ausführliche Geschäftsordnung für das BGZ zu entwerfen. Das war eine an sich interessante und auch ziemlich heikle Arbeit. Weber wollte nämlich bei den Richter:innen eine Zwischenhierarchiestufe einführen. Ein grosser Bereich wie das Einzelrichteramt in Zivil- und Strafsachen bestand aus etlichen Einzelrichter:innen, welche alle gleichgestellt waren. Ebenso gab es neun gleichgestellte Abteilungsvorsitzende.

Die Idee war nun, eine:n Einzelrichter:in bzw. Abteilungsvorsitzenden zu:r Bereichsvertreter:in wählen zu lassen, welche:r dann diesen Bereich organisatorisch führen und repräsentieren sollte. Das entsprach aber überhaupt nicht den basisdemokratischen Vorstellungen der SP-Richter:innen-Fraktion. Jörg Bitterli, mein ehemaliger Chef, Primus inter pares der SP-Richterschaft, zitierte mich in sein Büro im dritten

Stock und stauchte mich zusammen. Ich argumentierte und merkte, dass er meine Vorlage kaum kannte. Er sagte mir nochmals, es sei alles ein totaler Seich. Und zudem ein Verrat an SP und Gewerkschaft. Bitterli war auch Gewerkschaftsboss. Ich fragte ihn, ob er meinen Entwurf überhaupt gelesen habe. "Das brauche ich gar nicht", meinte er, "es ist sowieso alles nur Quatsch." „Das muss ich mir auch von Dir nicht gefallen lassen!“ brach es überraschend deutlich aus mir heraus. Ich drehte mich auf dem Absatz um und verliess sein Büro, nicht ohne die Türe laut hinter mir zuzuknallen. Das war wirklich nötig, und ich hatte es mit Jörg bald wieder gut. Die neue Geschäftsordnung ist im Übrigen vom Richterplenum angenommen worden, denn die Bürgerlichen haben dort eine klare Mehrheit. Das Obergericht hat die Geschäftsordnung anschliessend genehmigt und verdankt.

zsge, Neugut

Wohl auch schon über 25 Jahre kenne ich das JVK-Mitglied Peter Aisslinger. Er war ursprünglich FDP-Kantonsrat²⁵¹ und ist jetzt als Vertreter der Zürcher Stiftung für Gefangenen- und Entlassenenversorgung (zsge), die er präsidiert, Mitglied der Justizvollzugskommission. Die Justizdirektion verbindet mit der zsge eine lange gemeinsame Geschichte. Die zsge wurde 1975 als Nachfolgeorganisation des Vereins Schutzaufsicht und Entlassenenfürsorge gegründet²⁵². Sie bot für kurz vor der Entlassung stehende Insassen Plätze im sog. Wohnexternat an, ebenso für frisch

²⁵¹ Ein erstes Mal nahm ich Peter Aisslinger wahr, als er zusammen mit seiner Fraktionskollegin und nachmaligen Regierungsrätin Dorothée Fierz ein gegen mich gerichtete kantonsrätliche Anfrage betreffend „Meinungsäusserungsfreiheit von Generalsekretären in Zusammenhang mit dem Vollzug regierungsrätlicher Aufgaben“ einreichte. Es ging darum, dass ich mich in einer Parteiversammlung der SP Zürich 10 eher kritisch zur Ausschaffungshaft und zum Vollzug im neuen Flughafengefängnis geäussert hatte. Ich wähnte mich unter Freunden, dummerweise erschien hierzu aber im „Parteiblatt“ P.S. ein Artikel. In der regierungsrätlichen Antwort KR-Nr. 36/1995 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt) wurde – gestützt auf meine erschrockene Rückmeldung – alles verwedelt und dargelegt, dass ich mich völlig im Einklang mit dem Regierungsrat geäussert habe. Ganz so eindeutig war es aber nicht. Ich hatte die Lektion aber verstanden und hielt mich fortan mit politischen Meinungsäusserungen sehr stark zurück.

²⁵² Dieser Verein führte ursprünglich nach Einführung der Schutzaufsicht die entsprechenden Mandate. Die Organisation der Schutzaufsicht bzw. Bewährungshilfe im Rahmen eines Vereins hat sich in vielen Kantonen bis in die jüngste Zeit erhalten. Im Rahmen der Gründung von Justizvollzugsämtern wurde die entsprechenden Aufgaben aber meist ins Amt integriert. In Zürich war 1948 in der Justizdirektion ein Amt für Schutzaufsicht gegründet worden, dessen erster Amtsleiter Dr. Kurt Hünérwadel war. Sein Amt übernahm schliesslich alle Schutzaufsichten, so dass sich der Verein nun als Stiftung zsge neu anderen Aufgaben zuwandte. Aus dem Amt für Schutzaufsicht ging schliesslich der Sozialdienst der Justizdirektion hervor, aus welchem wiederum die Bewährungs- und Vollzugsdienste entstanden sind.

Entlassene. Sie wird mit kantonalen Betriebsbeiträgen finanziert, jahrzehntelang ohne genügende Rechtsgrundlage, wie der damalige Staatsschreiber Hans Roggwiller mir gegenüber einmal gerügt hatte. Wir änderten dies dann erst mit der Schaffung des neuen Amtes für Justizvollzug und sorgten für eine ausreichende gesetzliche Grundlage im kantonalen Straf- und Justizvollzugsgesetz (StJVG).

Das StJVG ist ehrlich gesagt ein ziemlicher Krüppel. Vieles steht in unserer Justizvollzugsverordnung, was eigentlich auf Gesetzesstufe geregelt sein müsste. Wir haben uns aber immer vor einer Totalrevision dieses Gesetzes gescheut. Es bestand und besteht nämlich die Gefahr, dass das Kantonsparlament im Rahmen einer Totalrevision aus politischer Opportunität populistische Anliegen mit hinein ins Gesetz verpackt. Aus diesem Grund sind im Übrigen auch die allermeisten Kantone bzw. ihre Fachdepartemente gegen ein einheitliches eidgenössisches Justizvollzugsgesetz. Dies, obwohl es von der Sache her am Vernünftigsten wäre, immer vorausgesetzt, dass es fachlichen Ansprüchen genügt und nicht zum Spielball von Populisten wird. Andererseits würde der Justizvollzug in diesem Land durch ein neues Bundesgesetz nicht automatisch und zum Nulltarif besser.

Parlamentarische Vorstösse nach dem Zollikerberg-Mord zu Änderungen des kantonalen Straf- und Vollzugsgesetzes lehnte die Zürcher Regierung, von der Justizdirektion alimentiert, mit fadenscheiniger Begründung ab. So wurde beispielsweise behauptet, es brauche gar keine zusätzlichen kantonalen Gesetzesbestimmungen, weil schon genügend Richtlinien und Empfehlungen des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates (OSK) bestünden²⁵³. Dabei wurde aber verkannt oder doch wohl eher vorsätzlich unterschlagen, dass Richtlinien und insbesondere Empfehlungen des OSK nicht dieselbe Verbindlichkeit und Legitimität haben wie ein im ordentlichen Gesetzgebungsverfahren erlassenes Gesetz. Ich war damals neu im Geschäft und erkannte die entsprechenden Zusammenhänge noch nicht wirklich.

Die kürzlich revidierte Justizvollzugsordnung verweist neuerdings verschiedenenorts auf die Richtlinien der Ostschweizer Strafvollzugskommission (z.B. §§ 13 Abs. 4, 104

²⁵³ Vgl. Motionen KR-Nrn. 335/1993 und 177/1994 (Änderungen des Kantonalen Straf- und Vollzugsgesetzes), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Abs. 1, 105 b, 131 Abs. 2 Justizvollzugsordnung)²⁵⁴. Es stellen sich hierzu einige interessante gesetzgeberische und gesetzestechnische Fragen: Kann bzw. soll eine kantonale Verordnung auf sich dynamisch verändernde Konkordatsrichtlinien verweisen? Welcher Gesetzesnatur sind die entsprechenden Inhalte? Was bedeutet der Verweis auf Richtlinien, die nicht verbindlich sind? Es wird Softlaw mit einem formellen Gesetz vermischt. Geht das? Allenfalls wäre der Verweis auf die Konkordatsrichtlinien mit einer Fussnote im Verordnungstext besser.

Nullrisiko zum Nulltarif ist eine Nullnummer.

Für Verbesserungen im Justizvollzug braucht es vor allem ein noch besseres professionelles Umfeld. Gerade in der von den letzten gravierenden Vorfällen betroffenen Westschweiz gibt es grosse Defizite. In den permanent überlasteten Institutionen entsteht grosser Druck und damit wächst die Fehleranfälligkeit.

Die Ausbruchsserie aus Zürcher Gefängnissen Mitte der Neunzigerjahre konnte erst mit erheblichen Investitionen in unsere Gefängnisse und einer massiven Stellenaufstockung gestoppt werden. Es braucht also eine gute Infrastruktur, genügend Personal und gute Aus- und Weiterbildung. Das alles kostet sehr viel. Sind die Öffentlichkeit und die Politik bereit, für diese Kosten aufzukommen?

Im Kanton Zürich haben über alle Jahre eine weitsichtige Regierung und ein kluges Parlament durch die Bereitstellung der entsprechenden Budgetmittel die nötigen Planungen und Umsetzungen ermöglicht. Aber machen wir uns nichts vor: Auch in unserem Kanton kann sich trotz günstiger Ausgangslage jederzeit ein gravierender Rückfall ereignen. Ein Restrisiko bleibt immer²⁵⁵.

Gute Zusammenarbeit und worst case

Die Zusammenarbeit der zsge mit dem JuV ist übrigens 2018 bis 2019 von der kantonalen Finanzkontrolle intensiv und bis ins Detail durchleuchtet worden. Einzelne Geldflüsse waren wohl nicht bis ins Letzte vertraglich abgesichert, sie basierten aber immerhin auf einer ausreichenden gesetzlichen Grundlage.

²⁵⁴ Regierungsratsbeschluss Nr. 69/2022 vom 12.1.2022 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁵⁵ So schon meine Ausführungen im monatlichen Mitteilungsblatt JuV aktuell 10/2013.

In einem hat die Finanzkontrolle sicher recht: Die ursprünglich explizit beabsichtigte Einsitznahme von Kaderangestellten des Justizvollzuges in den Stiftungsrat zsge entspricht nicht mehr den heutigen Compliance-Anforderungen. Die JuWe-Leute werden sich deshalb aus dem Stiftungsrat zurückziehen müssen.

Die zsge hatte schon sehr grosse Krisen bewältigen müssen. 1997 ereignete sich in der zsge-Einrichtung Neugut im ruhigen Enge-Quartier ein maximal schreckliches Tötungsdelikt. Zwei ehemalige Insassen der Strafanstalt Regensdorf waren an einem Sonntagabend ins Büro der Neugut-Leitung eingedrungen. Dort stand ein Tresor, wovon einer der beiden aus eigenem Neugut-Aufenthalt Kenntnis hatte. Unglücklicherweise führte der stellvertretende Leiter des Neuguts gerade ein Eintrittsgespräch mit einem neuen Bewohner. An Details kann ich mich nicht mehr entsinnen. Traurige Tatsache ist aber, dass die beiden Räuber den stellvertretenden Leiter und den Bewohner zwangen, auf den Boden zu liegen, über ihre Köpfe eine Decke legten und dann auf beide mit einer Pump Action schossen. Der Bewohner starb sofort, der stellvertretende Leiter erlitt schwerste Verletzungen und wurde Paraplegiker. Er nahm sich später das Leben. Die beiden Raubmörder wurden gefasst. Sie verbüssen beide eine lebenslängliche Freiheitsstrafe²⁵⁶. Kürzlich habe ich einen der beiden in einer Filmdokumentation des Schweizer Fernsehens gesehen. Er ist ein freundlich wirkender, älterer Mann geworden, der über das Altern im Strafvollzug spricht.

Diese traumatische Geschichte wurde umfassend untersucht. Es stellte sich heraus, dass einer der Täter schon einmal eine Pump Action besessen und mit dieser in einem anderen Entlassenenwohnheim in eine Wand geschossen hatte. Der dortige Leiter reagierte damit, dass er die Waffe einzog und dem Insassen im Gegenzug eine Fotokamera aushändigte, quasi ein Tausch – eine wohl etwas schwache Intervention, die wiederum zu einer Strafuntersuchung gegen den betreffenden Mann führte. Ich sagte damals gegenüber den Medien, welche hiervon Kenntnis erlangt hatten, ich hätte von all dem nichts gewusst. Jedenfalls hätten bei mir sämtliche Alarmglocken geläutet, wenn ich von den Schüssen in die Wand erfahren hätte.

²⁵⁶ Lebenslänglich für Haupttäter im Zürcher «Neugut-Mord» (www.news.ch vom 22.11.2000, Link auf meiner Website).

Bezirksanwalt Urs Broder, Mitglied der Geschäftsleitung der Bezirksanwaltschaft Zürich, führte die Strafuntersuchung. Ich wurde als Zeuge einvernommen. Er konfrontierte mich mit meiner damaligen Aussage gegenüber den Medien. Ich sagte aus, dass ich heute als Zeuge mit Wahrheitspflicht nicht sagen könne, wie ich in Kenntnis des obskuren Tauschgeschäftes effektiv reagiert und welche Handlungsoptionen wir gegenüber dem fehlbaren Wandschützen gehabt hätten. Dies müsse ich rückblickend offenlassen. Der Opferanwalt war begreiflicherweise über meinen Rückzieher ziemlich sauer. Tatsache ist aber, dass mir meine Aussage auch heute noch als richtig erscheint. Man reagiert immer auf öffentlichen Druck und hätte natürlich nie die Fehler der anderen gemacht. Einen Kollegen in einem Strafverfahren zu belasten ist für mich aber eine ganz andere Sache. Da hört das Taktieren definitiv auf. Der Leiter des Wohnheimes wurde nach einer erstinstanzlichen Verurteilung wegen fahrlässiger Tötung und fahrlässiger schwerer Körperverletzung zu einer Busse von Fr. 1000 sowie zur Zahlung von insgesamt 65'000 Franken Schadenersatz und Genugtuung schliesslich im Berufungsverfahren vor Obergericht freigesprochen²⁵⁷.

1997 war eines der Jahre, in dem extrem viele schwierige Dinge zusammenkamen. Es startete schon schrecklich: Eine Mitarbeiterin der Justizdirektion konnte nach dem Jahreswechsel ihren Exmann und Vater des gemeinsamen Sohnes telefonisch nicht mehr erreichen. Er wurde schliesslich von einem seiner Arbeitskollegen zusammen mit seiner zweiten Frau tot in seiner Wohnung gefunden. Ich kannte ihn selber und war erschüttert. Seine zweite Frau hatte ihn und sich selber umgebracht, weil er sie verlassen wollte.

Ich wäre nie ein guter Bezirksanwalt geworden. Wenn ich nahe und mit persönlichem Bezug mit einem Tötungsdelikt in Kontakt komme, so legt sich so etwas wie ein eisiger Hauch oder ein graues Tuch des Grauens über mich, und ich kann die erlittenen physischen und psychischen Leiden der Opfer beinahe körperlich spüren. Es schnürt mir den Hals zusammen. Oder noch melodramatischer gesagt: in solchen Momenten glaube ich, die bösen Kräfte zu spüren, die uns Menschen zu Monstern machen.

²⁵⁷ Freispruch eines Heimleiters (NZZ vom 6.3.2001, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Rosh Pinna und Mifne

Kurz nach dem erwähnten erweiterten Suizid flog ich im Januar 1997 mit meiner Familie, Elisabeth und dem sechsjährigen Markus, der zweijährigen Silvia und dem vierjährigen Martin nach Tel Aviv. Wir reisten nach Rosh Pinna weiter, um alle zusammen an einer speziellen Therapie für Familien mit einem autistischen Kind namens Mifne²⁵⁸ teilzunehmen. Es waren drei sehr intensive Wochen mit über den ganzen Tag verteilten Therapiestunden. Martin wurde in einem Therapieraum im Stundentakt von wechselnden Therapeut:innen betreut, immer wieder wurden wir Familienmitglieder in unterschiedlichen Zusammensetzungen mit einbezogen. Letztlich geht es bei dieser Therapie darum, wie die Familienmitglieder und natürlich vor allem die Eltern ihr autistisches Kind möglichst gut unterstützen und fördern können. Wichtig an diesem Ansatz ist insbesondere, dass die Therapie nach Rückkehr in die Schweiz weitergeführt wird. Hierfür braucht es einerseits genügend Betreuungspersonen, geeignete Räumlichkeiten sowie eine gesicherte Finanzierung.

In Rosh Pinna arbeiteten wir ein weiteres schwieriges Thema auf, welches Elisabeth und ich zuhause völlig verdrängt hatten. Die noch ganz kleine Silvia war manchmal bei einer uns bekannten Familie zur Hüte. Die Betreuung schien gut, aber plötzlich zeigte Silvia Auffälligkeiten. Sie war erst zweijährig, sprach noch wenig, erzählte aber etwas von "Fudi aalange" und "Stäckli im Fudi". Wir waren alarmiert und völlig überfordert. Wir beschlossen, Silvia ab sofort und ohne weitere Begründung nie mehr dort hüten zu lassen. In Rosh Pinna wurde das nun thematisiert. Es wurde versucht, mögliche Szenarien in Rollenspielen mit Puppen und Stofftieren nachzuspielen. Am Schluss hatten die dortigen Therapeuten den Eindruck, dass es zu einem Übergriff gekommen sein könnte, wohl nicht durch die Babysitterin, allenfalls aber durch ihren Partner. Wir verzichteten auf eine Anzeige, zu vieles erschien uns unklar.

Diese Geschichte hatte fast zehn Jahre später noch ein seltsames Nachspiel. Elisabeth liess sich wegen ihrer Krebserkrankung im Hinblick auf eine IV-Abklärung von einem spezialisierten Rechtsanwalt beraten. In diesem Zusammenhang hat sie auch den damaligen Missbrauchsverdacht erwähnt. Der Anwalt, der offenbar auf Mandatssuche war, telefonierte mir nach Jahr und Tag in mein Büro im Florhof und

²⁵⁸ Vgl. <https://mifne-autism.com/> (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

bat mich um ein persönliches Gespräch. Wir trafen uns im Hotel/Restaurant Central. Dort fragte er mich mehr oder weniger unverblümt, ob ich ihm nicht ab und zu ein amtliches Mandat für eine Strafverteidigung vermitteln könne. Ich verwies ihn an das Büro für amtliche Mandate und beendete das Gespräch. Etwa neun Monate später im Juni 2007 telefonierte er mir wieder und wollte ein erneutes Treffen. Darauf liess ich mich nicht mehr ein. Er erzählte dann von dieser alten Geschichte betreffend einen allfälligen Missbrauch von Silvia und fragte mich, warum ich keine Anzeige erstattet hätte. Das beschäftige ihn auch heute noch. Ich war nicht gewillt, ihm das zu erläutern. Ich weiss nicht, ob er glaubte, dass mir als Oberstaatsanwalt das Ganze besonders unangenehm sei und er Druck auf mich ausüben könne. Jedenfalls fragte er mich erneut in forderndem Ton, ob ich ihm nicht ab und zu ein amtliches Mandat vermitteln könne. Ich beendete das Gespräch und machte mir davon eine Aktennotiz, welche ich auch meinem Oberstaatsanwalt-Kollegen gab. Die Sache erschien mir sehr merkwürdig, der betreffende Anwalt hat sich aber nie mehr bei mir gemeldet.

Eine Erinnerung an Rosh Pinna ist mir besonders lieb. In einem Familienspiel sagte mir Markus, ich sei eine alte schleimige Pilzsuppe. "Bitte iss mich nicht auf", antwortete ich ihm. Und plötzlich flüsterte er mir ins Ohr: "Du weisst gar nicht, wie lieb ich Dich habe." Eine andere Erinnerung an Markus als kleines Kind lässt mich ebenfalls immer wieder von Neuem lächeln: Einmal sagte er, er wolle Kranführer werden, weil man dann mit den Finken arbeiten gehen könne. Aus einer noch etwas früheren Zeit stammt die Geschichte, wonach der etwa dreijährige Markus einmal auf die Frage einer Spielgruppenleiterin, ob er das nächste Mal gerne wiederkomme, geantwortet hat: „Weiss nöd, Mama hätt gseit, Du gasch ihre uf de Keks.“ Elisabeth stand daneben und hatte dazu wohl nicht viel zu ergänzen.

Von Rosh Pinna nach Zürich zurückgekehrt richteten wir unser Reiheneinfamilienhaus in der Familienheim-Genossenschaft Zürich am Friesenberg im Rossweidli im Sinne von Mifne ein, bauten den Estrich zu einem Therapieraum für Martin um und versuchten, das Mifne-Therapiesetting aufrechtzuerhalten. Wir scheiterten relativ rasch, es war einfach zu ressourcenintensiv, und wir hatten kaum noch Zeit für Markus und Silvia.

Eine ganz besondere Ironie meiner damaligen Lebenssituation bestand darin, dass in unserem Haus alle Zimmer verschlossen und die gemeinsamen Wohnräume nur noch

absolut spartanisch mit dem Allernötigsten eingerichtet waren. Wir lebten wie in einem Gefängnis. Markus und Silvia konnten sich nicht frei in der Wohnung bewegen, sondern mussten rasch in ihre Zimmer verschwinden, welche sofort hinter ihnen abgeschlossen wurden. Martin war sehr mobil und drang überall ein, wo er gerade konnte. Er richtete dabei ein ziemliches Chaos an, sofern man ihn nicht daran hinderte. Und wenn man ihm etwas verwehrt, begann er zu schreien und um sich zu schlagen. Es blieb also gar nichts anderes übrig, als unsere Wohnsituation hierauf abzustimmen.

Gerade in dieser sehr belasteten Zeit habe ich eines der schönsten Geschenke von Martin bekommen. Er hat mit Fingerfarben ein Bild mit grün und blau gemalt, geklekt. Es ist dabei eine wundersame Erscheinung eines blau gewandeten Tänzers mit einer Tänzerin im grünen Tutu (Tütü) entstanden. Ich weiss nicht, was Martin gesehen hat, ich weiss nur, was er mir damit geschenkt hat: einen Tanz voller Schwung und Leichtigkeit²⁵⁹.

Quer

Über irgendeinen Kontakt war Elisabeth in jener Zeit mit Redaktoren des Schweizer Fernsehens, welche die Sendung Quer mit Röbi Koller produzierten, in Kontakt gekommen. Sie waren an einer Familie mit einem autistischen Kind wie Martin interessiert. Ich weigerte mich zum Vornherein, an einer solchen Sendung mitzuwirken. Ich wollte in meiner Funktion als Generalsekretär der Justizdirektion nicht auch als Familienvater und Vater eines autistischen Sohnes wahrgenommen werden. Elisabeth trat unter ihrem Ledigennamen und ohne mich auf. Nachher sind wir von verschiedenen Bekannten gefragt worden, ob wir uns getrennt hätten. Wir wiesen das weit von uns. Zwei Jahre später war es aber so.

Ich habe die Quer-Sendung von 1997 auf einer alten VHS-Kassette letztthin wieder einmal angesehen. Elisabeth präsentierte uns als intakte Familie in einer heilen Welt, obwohl es schon lichterloh brannte.

Abreise und Heimkehr

Zwei Jahre später im Frühsommer 1999 reiste Elisabeth mit Martin für eine Therapie namens Auricula nach Südfrankreich in Saintes-Maries-de-la-Mer, zuerst für gut einen

²⁵⁹ Vgl. Anhang 13.

Monat, dann in den Sommerferien zur zweiten Sequenz. Diesmal kehrten sie nicht mehr zurück. Elisabeth hatte sich mit der Auricula-Therapeutin angefreundet und zudem einen anderen Mann kennengelernt.

Martin blieb neun Jahre bei ihr in Südfrankreich, schon bald einmal wurde er in einem Autistenwohnheim mit dem Namen Sésame Autisme bei Vauvert in der Nähe von Elisabeths Wohnortes platziert, weil die Belastung für sie zu gross geworden war. Ich habe Martin dort zweimal jährlich besucht. Ich habe seine Zeit im Sésame Autisme in soweit guter Erinnerung. Die Leute waren aufmerksam und freundlich zu Martin, und ihm ging es recht gut.

Mit der Pubertät ist sein Verhalten immer schwieriger geworden und auch die Epilepsieanfälle haben zugenommen. 2002 und dann nochmals 2006 schalteten sich die französischen Jugendschutzbehörden ein. Der Staat Frankreich könne sich nicht mehr ausreichend um Martin kümmern, alles sei zu kostenintensiv, er müsse zurück in die Schweiz, hiess es. Es gab verschiedene Termine mit den Jugendschutzbehörden und Elisabeth in Nîmes, auch gerichtliche, und ich habe hier in der Schweiz eine Rechtsanwältin einschalten müssen, Muriel Houlmann, welche ich vom Bezirksgericht Zürich her kannte. Sie war dort früher juristische Sekretärin bei Vizepräsident Alexander Brunner. Elisabeth war schliesslich schweren Herzens bereit, dass Martin zu mir in die Schweiz zurückkommt. Ich fuhr mit Heiri Gantenbein, dem Geschäftsführer der Stiftung Wehrenbach, nach Nîmes, wo Martin seit fast einem Jahr in einer geschlossenen jugendpsychiatrischen Abteilung platziert war. Ich hatte für Martin einen Platz im Sonderschulheim Ilgenhalde in Fehraltorf gefunden.

Am 8. Januar 2008 brachte ich Martin endgültig in die Schweiz zurück.

Ein Tötungsdelikt, das an die Nieren geht

Am 1. August 2007 hatte ich meine Tätigkeit als Chef Justizvollzug aufgenommen. Meine Galgenfrist als Hauptverantwortlicher für den Justizvollzug war nur kurz, bereits im September 2007 ereignete sich das schreckliche Tötungsdelikt, das unter dem Namen „Wetzikoner Taximord“ traurige Bekanntheit erlangt hat. Schon einen Monat vorher war bei mir während einer Woche grosse Nervosität ausgebrochen, weil es an der Street Parade in Zürich im August 2007 zu einem schlimmen Messermord an

einem jungen Mann gekommen war. Es kam der dringende Verdacht auf, der Täter sei ein Zögling des Massnahmenzentrums Uitikon, welcher während der Street Parade auf Hafturlaub gewesen war. Er glich dem von der Polizei erstellten Robotbild und trug zudem während seines Urlaubs ein T-Shirt in der Art, wie es der Täter getragen haben soll. Er war ein asiatischer Typ, der dem richtigen Täter, welcher dann glücklicherweise rasch gefunden wurde, tatsächlich etwas ähnelte.

Es ist der Stimmung im Justizvollzug eigen, dass ich ob dieser Entwicklung nachher sehr erleichtert war. Hauptsache, der Täter war kein Klient des JuV. So ist es leider in einem angstbesetzten Klima: die eigene Haut ist einem am nächsten.

Nun also nur einen knappen Monat später, am 17. September 2007 suchte mich eines Morgens Markus Oertle, damals stellvertretender Leiter der Staatsanwaltschaft IV für Sexual- und Gewaltdelikte. Da er mich nicht sogleich erreichte, bat er mich via Mail um sofortigen Rückruf. Markus teilte mir mit, dass der aus einer Massnahme bedingt entlassene T. in Wetzikon einen Taxifahrer mit einem Messer getötet habe.

Das schreckliche Tötungsdelikt wurde sofort gross in allen Medien gebracht, und wieder einmal stellten sich alle die Frage, wie es möglich gewesen sei, dass wir einen solch gefährlichen Mann auf freien Fuss entlassen hatten. Natürlich wussten es wieder einmal alle besser als wir, und ein bekannter Strafverteidiger behauptet sogar öffentlich, bei ihm hätten alle Alarmglocken geläutet, wenn er die Akten dieses Täters gesehen hätte. Er verschwieg allerdings gefliessentlich, dass ein anderer Verteidiger aus seinem Büro bei voller Aktenkenntnis sich ausdrücklich dagegen gewandt hatte, dass T. in Haft bleiben müsse. Es ist sicher klar, dass ein Strafverteidiger für seinen Klienten eine solche Rechtsposition vertritt, nur sollte ein Kollege aus demselben Büro dann nachher besser die Klappe halten.

Die von Justizdirektor Markus Notter eingesetzte Untersuchungskommission hielt in ihrem Bericht verschiedene gröbere Ungereimtheiten im ganzen Verfahrensablauf betreffend T. fest²⁶⁰. So war T. mit Fürsorgerischer Unterbringung (damals noch Fürsorgerischer Freiheitsentzug) in eine Klinik eingewiesen und dort ohne Avisierung der Strafbehörden wieder entlassen worden. Gleichzeitig kam ein Gutachter zum

²⁶⁰ Bericht über die internen Untersuchungen im Taxi-Tötungsdelikt vorgelegt (Medienmitteilung vom 26.6.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Ergebnis, dass von T. nach wie vor eine gewisse Gefährlichkeit ausgehe. Der Gutachter war im Rückversetzungsverfahren, welches von unseren Bewährungs- und Vollzugsdiensten wegen verschiedener Regelverstössen T.'s eingeleitet worden war, mit dessen Exploration beauftragt worden. Trotzdem wurde T. nicht in Sicherheitshaft genommen.

Es gab aus der gründlichen Untersuchung dieses tragischen Falles zwei Hauptbefunde: erstens zeigte sich, dass die Zusammenarbeit und der Informationsfluss zwischen den verschiedenen beteiligten Behörden des Justizvollzugs, der Kliniken, der Gerichte, der Polizei und der Staatsanwaltschaft ungenügend waren. Und zweitens war klargeworden, dass der Justizvollzug seit dem Zollikerberg-Mord zwar eindeutig ein besseres Risikomanagement für Hochrisiko-Täter umgesetzt hatte. Die ganz gefährlichen Täter identifizierten wir also zuverlässig. Dem Segment der mittelgefährlichen Täter schenken wir damals aber noch zu wenig Aufmerksamkeit. Dies war die Stunde Null für ROS, dem Risikoorientierten Sanktionenvollzug.

Mir wurde bei "meinem" ersten Rückfall zwar noch die Gnade des eben erst frisch eingesetzten Chefs zuteil, welcher noch nicht für frühere Fehler verantwortlich gemacht werden kann. Die ganze Sache war mir aber doch buchstäblich an die Nieren gegangen.

[Kleine Steinchen mit grosser Wirkung](#)

Erstmals hatte ich im Jahre 2002 eine Kolik wegen Nierensteinen. Die Schmerzen sind bekanntlich ziemlich happig, vor allem aber auch beängstigend, weil man das erste Mal nicht weiss, was es ist. Merkwürdig ist aber auch, dass die Schmerzen von einer auf die andere Sekunde verschwinden können.

Im März 2002 wälzte ich mich an einem Montagmorgen vor Schmerzen zu Hause am Boden und – zack – sie waren wieder weg. Offensichtlich hatte sich der Stein gelöst. Ab spätem Herbst 2007 hatte ich dann wieder kleinere Koliken, was mich aber nicht besonders beunruhigte, weil sie nicht so stark wie früher waren. Anfang Januar 2008, kurz bevor ich Martin aus Südfrankreich in die Schweiz zurückholte, erwischte mich aber eine Kolik mit voller Kraft. Ich schaffte es von meinem Büro an der Feldstrasse knapp in ein Taxi und in die Balgrist-Apotheke in der Nähe meines Wohnortes, wo

bereits von meinem Arzt vorbestellte Medikamente zur Einnahme bereitstanden. Man hat dann bei mir erst nach weiteren Koliken mit einem MRI einen festgeklemmten Stein gefunden. Er lag so ungünstig, dass er mit einem kleinen stationären Eingriff maschinell zertrümmert und herausgefischt werden musste.

Die Operationsfolgen waren doppelt unangenehm: einerseits hatte mir der Anästhesist mit dem Betäubungstubus das Gaumensegel etwas aufgeschlitzt, und andererseits hat der Operateur eine Kanüle zwischen Niere und Blase eingelegt, damit allfällige Steinreste gut abgehen konnten. Ich fragte mich dann, wie man die Kanüle wohl wieder entfernt? Das war dann wirklich ziemlich unangenehm, nur schon von der Vorstellung her; kurz, aber nicht schmerzlos... Immerhin gewann ich Einsicht in die interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Medizin, die zumindest damals aus meiner Laiensicht noch stark verbesserungsfähig war. Bei der Nachkontrolle meines Chirurgen klagte ich über mein aufgeschlitztes Gaumensegel. Ich hatte die kleine Verletzung im Rachen mit meiner Taschenlampe im Spiegel gesehen. Er fragte mich, ob ich einen Haftpflichtfall anmelden wolle. Nein, wollte ich nicht, ich bat ihn aber um Einblick und Beurteilung der Wunde. Er erklärte, dass er keine Lampe habe, um mir in Rachen und Hals zu schauen, dafür sei er halt nicht ausgerüstet. Er sei nur für die Körperregion zwischen Niere bis und mit Harnleiter zuständig. Er raffte sich dann immerhin dazu auf, mit seiner Pultlampe in meinen Rachen hinab zu leuchten. Er sah sich die Sache an und meinte dann, das heile von selber. So war es auch. Kein Haftpflichtfall.

Überlingen

Nach dem Wetzikoner Taximord kam im Spätherbst ein weiterer medienträchtiger Fall auf uns zu. Der Russe Vitali Kalojew hatte nach dem tragischen Flugzeugabsturz in Überlingen von 2002 im Jahre 2004 den damals diensthabenden Fluglotsen erstochen, weil er ihn für den Tod seiner Frau und seiner beiden Kinder verantwortlich machte²⁶¹. Eine schreckliche Tragödie. Ankläger war Staatsanwalt Ueli Weder, von dem noch später ausführlich die Rede sein wird. Kalojew verbüsste seine ursprünglich

²⁶¹ Schuld und Sühne: Vitali Kalojew – Geschichte eines Täters und Opfers (SF Reporter vom 14.11.2007, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

achtjährige Strafe in der JVA Pöschwies und musste dann aber wegen eines Bundesgerichtsurteils, welches seine Strafe auf fünfeinviertel Jahre verkürzte, im November 2007 sofort frei gelassen werden²⁶². Das Medieninteresse war riesig.

Und dann ereignete sich Ende Januar 2008 das Horror-Tötungsdelikt in der JVA-Pöschwies. Meine Schonzeit war endgültig abgelaufen.

Good bye, JVK

Meine letzte JVK-Sitzung endet am 19. November 2019 pünktlich um 17.00 Uhr. Am Schluss verabschiedet mich Jacqueline Fehr mit derselben Laudatio wie schon an der letzten OSK-Sitzung. Und dann gibt es wieder einmal Applaus. Meine Abschiedsworte sind kurz. Ich bedanke mich und preise meine neu gewonnene Freiheit.

Supervision bei Dr. Irsiegler

Bereits um 18.00 Uhr habe ich meine Supervisionssitzung bei Dr. Johannes Irsiegler in seiner Praxis am Rigiplatz. Er hat eine Praxisgemeinschaft mit Sabine Bergmann, welche ab und zu mit Frank Urbaniok zusammengearbeitet hat. Das erste halbe Jahr 2016 war für mich mit der Flucht von Bonnie and Clyde aus dem Gefängnis Limmattal und dem durch einen Freigänger der JVA Pöschwies begangenen Mord im Seefeld derart schwierig und zermürend, dass ich psychologischen Beistand brauchte. Zudem hat mir auch Jacqueline Fehr zu einer Supervision geraten. Ich wählte Dr. Irsiegler aus zwei Gründen aus: einerseits, weil er Erfahrung mit Justizvollzug hat und ein Kollege von Dr. Bergmann ist; andererseits, weil er als Psychiater das Wohnheim Tilia und meinen Martin kennt und psychiatrisch betreut.

Ich besuchte Johannes Irsiegler erstmals nach den Sommerferien 2016 und anschliessend vierzehntäglich, seit Anfang 2019 noch monatlich und seit Herbst 2019 nur noch alle drei Monate, seit meiner Pensionierung gar nicht mehr.

Dr. Irsiegler konnte schon zum Vornherein wichtige Aspekte meiner Belastungen insbesondere auch wegen Martin gut abschätzen. Die Sitzungen mit ihm haben mir immer gutgetan. Hilfreich war für mich insbesondere, dass ich ihm meine persönliche

²⁶² Auf Grund guter Führung musste Kalojew vorzeitig bedingt entlassen werden. Damit hatte er seine Strafe im November 2007 bereits abgesessen. Siehe hierzu auch: Fluglotsenmörder kommt nach vier Jahren frei (swissinfo.ch vom 8.11.2007, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Situation und die Entwicklungen der letzten Jahre in eigenen Worten möglichst prägnant auf den Punkt wiedergeben musste. Schon dadurch wurde mir nicht selten einiges klarer. Total neue Erkenntnisse gewann ich nur wenige.

Dr. Irsiegler verschrieb mir Citalopram, ein Antidepressivum. Wenn man den Rezeptbeipackzettel liest, könnte man sich sogleich schwer krank fühlen. Die Wirkung auf mich war nur, aber immerhin, dass ich seither Belastungen etwas leichter nehme und mir weniger Sorgen mache. Eine direkte Veränderung spürte ich selber nie. Kornelia meinte aber nach einiger Zeit, dass ich ausgeglichener und ruhiger geworden sei. Ich bin deshalb eher zurückhaltend damit, auf dieses hilfreiche Medikament zu verzichten. Einzige ungünstige Nebenwirkung ist verstärktes Schwitzen. Deshalb möchte ich es gelegentlich absetzen.

Schwitzattacken

Vermehrtes Schwitzen ist gerade für mich sehr lästig, weil ich schon von meiner Grunddisposition her eher stark schwitze. Ich nehme schon seit langer Zeit wie früher mein Vater auf Wanderungen immer Reserve-Shirts mit und im Büro ist im Schrank stets ein frisches Hemd gehangen. Mit Citalopram habe ich bereits bei leichten körperlichen Tätigkeiten Schweissausbrüche. Ich sage dazu gerne, dass ich zum Glück Beamter geworden bin und kaum je einen Finger rühren, sondern einfach nur auf meinem dicken Hintern sitzen musste.

Zu meinem Schwitzen gibt es übrigens eine interessante Geschichte aus meinem näheren Umfeld. Es war zur Zeit, als sich meine Karriere ihrem schwierigen Ende zuneigte. Einmal sagte mir einer meiner Leute, welcher in Zusammenhang mit meinem Abgang eine wichtige Rolle gespielt hat, er müsse mir noch im Vertrauen etwas Unangenehmes sagen. Er hoffe, dass ich ihm das nicht übelnehme. Ich ermunterte ihn, offen zu sein, und er erklärte mir, dass ich manchmal "müffele" oder stinke. Das könne sogar ein penetrant beissender Geruch sein. Er und andere hätten die Vermutung, das liege auch an meinen teilweise älteren Jacketts, die sogar nach chemischer Reinigung nicht mehr wirklich geruchsneutral seien. Er habe das auch schon im Kreis von Jacqueline Fehr und ihrer Generalsekretärin Jacqueline Romer angesprochen (sic!), Jacqueline Fehr habe aber keinen besonderen Geruch bei mir wahrgenommen (vielleicht weil wir uns nicht wirklich riechen können) und gefunden,

dies müsse mit mir nicht thematisiert werden. Sein Eindruck sei aber auch von anderen teilweise bestätigt worden. Er wolle mir das nun einfach einmal gesagt haben.

Meine Dankbarkeit dafür hielt sich in Grenzen. Ich war insbesondere über den Zeitpunkt seiner Offenlegung und seiner Vorabklärungen in meinem Umfeld erstaunt und ich frage mich ernsthaft, ob er / man mich mit den verschiedenen Gesprächen mit meiner Chefin und meinen Untergebenen zu diesem Thema und nun mit der direkten Ansprache mir gegenüber zusätzlich destabilisieren und verunsichern wollte. Letztlich ist es aber egal.

Ich habe immerhin drei Massnahmen getroffen: ich benutze nun ein neues Deo (ohne Aluminiumsalze), habe die älteren Jacketts in die Kleidersammlung gegeben und drei neue Anzüge gekauft. Auf die wirksamste Massnahme, die Absetzung von Citalopram, verzichte ich einstweilen noch. Ich beabsichtige aber, die Dosis zu halbieren und später ganz darauf zu verzichten. Das Datum ist noch offen. Mal sehen.

Jacqueline Fehr hat mich in diesem schwierigen Jahr 2016 stark unterstützt und mit kluger und offensiver Medienarbeit den Druck auf das Amt für Justizvollzug und natürlich vor allem auch für sich selbst abgefedert. Wirklich sicher habe ich mich aber trotzdem nie (mehr) gefühlt, eher das Gegenteil ist der Fall.

Das liegt auch in der Natur meiner Funktion.

Flaach

Wie dünn das Eis geworden ist, habe ich bereits kurz nach dem Amtsantritt von Jacqueline Fehr im August 2015 zu spüren bekommen, als wir den ersten gemeinsamen «Horror-Fall» zu bewältigen hatten. Eine junge Frau hatte sich am 7. August 2015 in ihrer Zelle im Gefängnis Zürich erhängt. Als mir Gefängnisleiter Markus Epple an diesem Freitagnachmittag telefonierte, war mir sofort klar, dass dieser traurige Suizid sehr grosses Aufsehen erregen würde. Opfer war nämlich eine der Tötung ihrer beiden kleinen Kinder beschuldigte Frau, die als «Flaacher Mutter» bekannt geworden ist²⁶³. Ich eilte sofort ins Gefängnis Zürich, wo ich die noch beinahe unveränderte Situation und das zutiefst betroffene Personal antraf. Natürlich waren

²⁶³ Siehe: Mutter aus Flach hat sich in ihrer Zelle stranguliert (SF Tagesschau und Tele Top vom 8. bzw. 10.8.2015, alle Sendungen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

ebenfalls Vertreter der Staatsanwaltschaft, Polizei sowie eine Ärztin des Rechtsmedizinischen Institutes anwesend.

Die Vorgeschichte war für sich allein schon maximal tragisch. Die KESB war involviert und wegen ihrer Vorgehensweise stark unter Druck geraten. Es wurde ihr vorgeworfen, sie habe die Kinder der «Flaacher Mutter» ohne konkrete Gefährdung fremdplatziert, und das nicht einmal bei den Grosseltern, sondern in einem Heim. Auslöser war, dass Vater und Mutter wegen verschiedener Vermögensdelikte in Untersuchungshaft gesetzt worden waren. Die Kinder durften über die Weihnachtstage zu ihrer Mutter nach Hause, die zwischenzeitlich aus der Haft entlassen worden war. Am 4. Januar 2015 hätten sie ins Heim zurückkehren müssen. Ihre Mutter brachte sie am Neujahrstag 2016 um. Sie hatte sich auch selber verletzt²⁶⁴. Sie wurde zuerst in eine psychiatrische Klinik verlegt, dann ins Gefängnis Zürich. Dort wurde sie ebenfalls psychiatrisch betreut. Jacqueline Fehr erkannte sofort die mediale Brisanz des Falles und übernahm die Sache gleich selbst. Sie setzte für den Samstag einen Point de Presse an, was ich und insbesondere die Oberstaatsanwaltschaft etwas übertrieben fanden. Es zeigte sich aber, dass sie recht hatte. Durch die rasche und offensive Kommunikation beruhigte sich die Situation schon bald wieder.

Die Eltern der verstorbenen Frau, welche uns gegenüber öffentlich Vorwürfe erhoben hatten, informierten wir im Gefängnis Zürich vor Ort über die genauen Umstände und alles, was im Vorfeld abgelaufen war. Zwischenzeitlich selbst Grossvater geworden kann ich gut verstehen, dass sie vor allem damit Mühe bekundeten, dass die Enkelkinder nicht in ihre Obhut übergeben worden waren. Begründet wurde dies damit, dass sie zu stark der Einflussnahme ihrer Tochter ausgesetzt gewesen wären.

Diese Tragödie beschleunigte das bereits angelaufene Projekte «Verbesserung der Modalitäten der Untersuchungshaft». Ebenso wurde die faktische Benachteiligung von Frauen in der Untersuchungshaft zum Thema²⁶⁵. Zudem gab die Justizdirektion eine

²⁶⁴ Familien-Drama in Flaach (TeleZürich vom 2.1.2015); Kindstötung in Flaach (SF «Der Club» vom 6.1.2015), beide Sendungen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁶⁵ Da es sehr viel weniger Frauen als Männer im Gefängnis gibt, sind die Vollzugsangebote für sie tatsächlich auch weniger differenziert und spezialisiert, und es steht ihnen nur ein kleineres Beschäftigungs- und Freizeitangebot zur Verfügung; vgl. dazu auch Anfrage KR-Nr. 169/2018 (Diskriminierende Haftbedingungen für Frauen in Zürcher Untersuchungshaft), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

umfassende Untersuchung der «Flaacher» Tragödie in Auftrag. Zwei externe unabhängige Fachleute untersuchten die Vorgehensweise der KESB und entlasteten sie im Wesentlichen²⁶⁶.

Seefeld

Nach dem Seefelder Tötungsdelikt im Jahre 2016 hatten meine Chefin und ich einmal ein langes Telefongespräch. Es kam auch zur Rede, wie sicher ich noch im Sattel sitze. Sie hat mich durchaus ermutigt und mir zu professioneller Supervision geraten. Gleichzeitig hat sie auch festgehalten, dass schlimmstenfalls halt doch eine Situation eintreten könne, die ihr eine weitere Zusammenarbeit mit mir unmöglich machen könnte. Solange mir aber kein schwerer Kunstfehler unterlaufe, hätte ich nichts zu befürchten. Im Übrigen müsse auch sie mit dieser Ungewissheit leben.

Damit hatte sie natürlich recht. Ich erwiderte, dass für mich meine Loyalität ihr gegenüber zentral sei. Insbesondere im Falle von Differenzen sei klar, dass ich mich entweder ihren Vorgaben anpassen oder dann meine Konsequenzen ziehen müsse. "Es ist gut, das zu wissen", sagte sie mir.

Letztlich ist es dann auch so gekommen. Es kam zu grösseren Differenzen mit ihr und ich habe die Konsequenzen gezogen.

Bonnie and Clyde im Limmattal

Ich mag mich noch gut an den kalten Februarmorgen 2016 erinnern, als mir der UGZ-Direktor Markus Epple anrief. Ich wartete an meiner Heimtramstation Enzenbühl auf das Elfer-Tram. Markus sagte mir, er habe ja schon viel erlebt. Die neueste Variante sei nun aber wirklich einmalig, er könne sich auch vierzig Jahre zurück an nichts Ähnliches erinnern. Eine Aufseherin habe in der Nacht einen Häftling befreit. Die beiden seien zusammen aus dem Gefängnis Limmattal geflohen. Die Flucht sei von den Überwachungsvideo-Kameras festgehalten worden.

Auch hierüber ist schon genug geschrieben worden. Letztlich ist es eine schöne Liebesgeschichte, und es hat glücklicherweise keine Opfer gegeben. Immerhin hatten

²⁶⁶ Siehe: Fall Flaach: Gutachten entlastet KESB (SF Tagesschau vom 29.1.2016); Erkenntnisse und Lehren aus dem Fall Flaach (Medienkonferenz vom 26.1.2016); beide Sendungen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

wir aber einmal mehr die Arschkarte. Interessant war, dass zu Beginn der Fluchtaffäre alle darauf angesprochenen Gefängnisdirektoren behaupteten, dass so etwas bei ihnen niemals hätte passieren können, nur schon aus technischen Gründen nicht. Ein oder zwei gute Kollegen bestätigten dies sogar gegenüber den Medien. Einmal mehr war der mediale und politische Druck auf uns gross²⁶⁷.

Natürlich wurde alles genauestens untersucht, und es stellte sich heraus, dass die Vorgehensweise von Bonnie zur Befreiung von Clyde auch anderswo funktioniert hätte, nämlich überall dort, wo nur eine Aufsichtsperson aktive Nachtaufsicht hat. Eigentlich nicht weiter erstaunlich. Mit ausreichend EDV-Kenntnissen lassen sich sämtliche Sicherheitssysteme irgendwie austricksen. Und wenn man allein ist, kann man dies auch ziemlich ungestört machen.

Wir haben zwischenzeitlich zwar alle erkannten Mängel behoben und sind der Meinung, dass so etwas nur schon rein technisch auch bei einem Ein-Personen-Nachtdienst nicht mehr so einfach geschehen könnte. Sicher macht mich allerdings vor allem, dass zwischenzeitlich alle Gefängnisse auch in der Nacht und am Wochenende mindestens Zweier- oder Dreierbesetzungen haben.

Bonnie und Clyde sind ein Paar geblieben. Ich wünsche Ihnen ein gutes und straffreies Leben²⁶⁸.

Breaking Bad made in Pöschwies

Am 24. Juni 2016, dem Geburtstag meiner Tochter Angelina (und vier Jahre später dem Todestag meiner Mutter), war ich im Zug Richtung Rheinau, um im Wohnheim Tilia meinen Sohn Martin zu besuchen. Andreas Naegeli meldete sich telefonisch bei mir und teilte mir mit, dass der Insasse K. nicht mehr vom Urlaub zurückgekehrt sei. Die Befürchtungen gingen damals noch in eine ganz andere Richtung als die anschliessenden schlimmen Ereignisse. K. ist Vater einer kleinen Tochter. Die Mutter hatte sich von ihm getrennt und einen neuen Freund. Wir konnten zu Beginn nicht abschätzen, ob sich hieraus allenfalls eine Gefährdungssituation für sie und das Kind

²⁶⁷ Vgl. z.B. Radio DRS: Regionaljournal Zürich Schaffhausen, Wochengast vom 16. Februar 2016 (Interview mit Thomas Manhart, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁶⁸ Vgl. auch: Die Aufseherin und der Häftling – Liebesflucht aus dem Gefängnis (SF DOK vom 18.3.2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

ergeben könnte. Die nötigen Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen. Merkwürdig am Verschwinden von K. war, dass er vorher seinem Vater einen Brief überreicht und ihm gesagt hatte, er solle ihn der Polizei übergeben, wenn er bis zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht zurückgekehrt sei. Jetzt aber müsse er etwas Wichtiges erledigen. Er kehrte nicht zurück und die Polizei wurde praktisch zeitgleich vom besorgten Vater und der JVA Pöschwies, welche ebenfalls vergeblich auf die Rückkehr von K. wartete, alarmiert.

Mitte der Folgeweche traf ein Erpresserbrief mit Foto beim Büro des Kantonsrates ein, welches K. als gefesselt und blutendes Opfer zeigte. Es wurde verlangt, den Pöschwiesinsassen M. umgehend freizulassen. Wenn dies nicht innert einer bestimmten Frist geschehe, gebe es Tote, wurde im Brief gedroht. Die Situation war schwer einzuschätzen. Von einer öffentlichen Fahndung nach K. sah man vorerst ab, weil man sein Leben nicht zusätzlich in Gefahr bringen wollte. Die Ausschreibungspraxis von Justizvollzug und Kantonspolizei ist dann medial und politisch stark kritisiert worden, fahndungstaktisch hat die Polizei aber richtig entschieden.

Ein oder zwei Tage später wurde bekannt, dass im Seefeld ein Mann erstochen worden war. Niemand stellte einen Zusammenhang zu unserer Geschichte her. Am Samstag der Woche nach K.'s Flucht telefonierte mir am frühen Morgen Kripochefin Christiane Lentjes. Sie überbrachte mir die niederschmetternde Nachricht, dass am Tatort des Seefeld-Mordes ein DNA-Hit mit unserem Flüchtling K. gefunden worden sei. An einem am Tatort aufgefunden Hut, welcher nicht dem Opfer gehörte, war am Hutinnenband DNA von K. gefunden worden²⁶⁹.

Über die Frage, ob man K. nun unverzüglich öffentlich zur Fahndung ausschreiben müsse, waren Christiane Lentjes und ich uns sofort einig, natürlich ja.

Das Medienecho war riesig. Wie schon bei der Flucht von Bonnie and Clyde setzte die Justizdirektorin sofort einen Point de Presse an, und wir informierten über alles, was wir zu diesem Zeitpunkt wussten. Wir wurden vor allem dafür kritisiert, dass wir nicht

²⁶⁹ SF 10 vor 10 vom 4.7.2016 (Mord im Seefeld) und SF Schweiz aktuell vom 4.7.2016 (Verhängnisvoller Hafturlaub), beide Sendungen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

umgehend nach der Flucht von K. eine öffentliche Fahndung veranlasst hatten²⁷⁰. Wie gesagt war das aber fahndungstaktisch richtig und eine Zielfahndung zu diesem Zeitpunkt erfolgsversprechender. Es fand nun aber ein unschönes Schwarzpeter-Spiel zwischen den beiden Fehrs²⁷¹ statt, wer für die Anordnung einer öffentlichen Fahndung zuständig gewesen sei und ob die Polizei von uns genügend Informationen über die potentielle Gefährlichkeit von K. erhalten habe. Auf der Fachebene zwischen Polizei und Justizvollzug bestanden hier kaum Differenzen. Der flüchtige K. war zudem der Kantonspolizei von seiner deliktischen Vergangenheit her bestens bekannt.

Die Frage, ob es eine öffentliche Fahndung braucht, wird von Polizei und Justizvollzug gemeinsam entschieden. Für fahndungstaktische Überlegungen ist grundsätzlich die Polizei zuständig, wobei sie auf Grund der ihr vom Justizvollzug vorgelegten und eigenen Informationen in Absprache mit dem Justizvollzug entscheidet²⁷².

Wir Untergebenen der beiden Regierungsrät:innen versuchten alles, um eine Eskalation bei unseren Vorgesetzten zu vermeiden. Dass sich Frank Urbaniok auch noch in diesen Fall eingeschaltet und sich mit Mario Fehr ein Fernduell geliefert hat, half dieses Mal nicht wirklich weiter. K. blieb für längere Zeit verschwunden. Trotz grösster Fahndungsanstrengungen kam die Polizei nur schleppend voran. Immerhin hatten Telefonkontrollen ergeben, dass die Exfreundin von K. und ein Kollege diesem bei der Flucht behilflich gewesen waren. Es entstand etwas später einen Moment lang nochmals grösste Hektik, weil man auf Grund unspezifischer Hinweise plötzlich befürchten musste, dass die wegen des Vorwurfs der Begünstigung inzwischen inhaftierte Exfreundin von K. bzw. ihr Kind in Gefahr sein könnten. Diese Befürchtungen erwiesen sich glücklicherweise als unbegründet.

Die Untersuchung ergab, dass der flüchtige K. und der Pöschwiesinsasse M. zusammengespant hatten. Sie hatten sich zufällig in der JVA Pöschwies kennen gelernt. Ein weiterer Zufall kam hinzu: M. plante schon länger die Entführung eines bestimmten

²⁷⁰ SVP greift Fehr an – Mord im Seefeld wird zum Politikum (Tagesanzeiger vom 4.7.2016, inkl. dort auf Video die Fraktionserklärung im Kantonsrat von Jürg Trachsel, wo auch ich namentlich ganz massiv kritisiert werde; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁷¹ Mario Fehr, Sicherheitsdirektor und oberster Chef der Kantonspolizei, sowie Jacqueline Fehr, Justizdirektorin und meine Chefin.

²⁷² Vgl. auch Interpellation KR-Nr. 251/2016 (Fragen zum Straf- und Massnahmenvollzug und Fahndungen im Kanton Zürich), auf meiner Website als Link aufgeführt.

Schweizer Industriellen. Dieser war in einen Asbest-Skandal mit vielen geschädigten Personen verwickelt. M. versuchte schon früher, diesen Industriellen zu erpressen. Die Mutter von K. hatte als Spitex-Mitarbeiterin offenbar mit solchen Asbest-Opfern zu tun gehabt. Der Industrielle wurde zu einem gemeinsamen, völlig übersteigerten Feindbild von M. und K.. Sie planten deshalb, zusammen das grosse Ding durchzuziehen und aus dem Industriellen möglichst viel Geld herauszuholen. Als erstes mussten sie dazu in die Freiheit gelangen, K. durch Entweichung ab Urlaub, M., indem er freigespresst werden sollte.

K. war nach seiner Flucht nicht aufzufinden. Dann schlug Kommissar Zufall zu: einem australischen Polizisten war im Rahmen von Darknet-Recherchen ein Benutzer mit Schweizer IP-Adresse aufgefallen, welcher nach einer Pistole mit Schalldämpfer suchte. Der aufmerksame Polizist meldete dies der schweizerischen Verbindungsstelle. Eher zufällig griff in der Folge ein Berner Untersuchungsrichter diesen Fall auf und recherchierte weiter. Ein verdeckter Ermittler nahm Scheinverkaufsverhandlungen auf, und es wurde ein Übergabetermin vereinbart. K. erschien tatsächlich. Die Berner Polizei hatte keine Ahnung, mit wem sie es zu tun bekam. K. soll sich mit Händen und Füssen gewehrt haben, als der Zugriff erfolgte. Man hörte, er sei mehrfach getasert worden, bis er aufgab. Die weiteren Abklärungen ergaben dann, dass es sich um K. handelte. Wir übernahmen K. schon am nächsten Tag in eine unserer Hochsicherheitszellen²⁷³.

Vieles blieb in der Folge unklar. Was wollte K. mit der Pistole samt Schalldämpfer? Plante er weitere Tötungen von Zufallsopfern? Und besonders unheimlich: die Polizei hatte herausgefunden, dass er sich irgendwo in den Tessiner Alpen versteckt hatte. In der Nähe des fraglichen Ortes und zur fraglichen Zeit wurde eine Leiche gefunden. Sie war offenbar von wilden Tieren derart verunstaltet worden, dass es nicht mehr möglich war, die Todesursache festzustellen. Eine Zuordnung zu unserem Fall war erst recht nicht möglich. In der Folge schoben sich K. und M. für das schreckliche Seefelder Tötungsdelikt gegenseitig die Hauptschuld zu und stellten sich jeweils als Opfer des andern dar.

²⁷³ Fall Seefeld (Medienkonferenz vom 25.1.2017); Tötungsdelikt im Seefeld: Eine fatale Freundschaft hinter Gittern (NZZ vom 16.8.2022); auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Zur damaligen Zeit schaute ich gerade die Netflix-Serie Breaking Bad. Unsere Geschichte kam mir wie eine besonders verrückte Episode daraus vor. Und speziell kinky: in der Serie Breaking Bad spielte ein Hut des ziemlich irren jungen Drogenhändlers und Methkochs ebenfalls eine wichtige Rolle. Ich wies den zuständigen Staatsanwalt Adrian Kägi von der Staatsanwalt IV darauf hin. Es kam uns beiden irgendwie so vor, wie wenn unsere Täter ganz bewusst eine Show wie in Breaking Bad abziehen wollten.

Grauenhaft und tragisch, dass diese verrückte Geschichte zum Tod eines unschuldigen Opfers geführt hat. Zwei Männer, einer davon noch sehr jung, werden für diese schreckliche Tat voraussichtlich für sehr lange Zeit eingesperrt sein.

Elvis Presley meets Michael Jackson

Das annus horribilis 2016 nahm seinen weiteren Verlauf. Schon kurz nach den Sommerferien hat mir Pöschwiesdirektor Andreas Naegeli beiläufig von einer dummen Geschichte erzählt:

Die JVA Pöschwies betreibt eine Buchbinderei, welche auch externe Aufträge übernimmt. Ein Werkmeister hatte mit dem Archivverantwortlichen der KESB Zürich abgemacht, dass die Pöschwies die sog. Spruchbücher der KESB bindet, in welchen alle Entscheide in der Reihenfolge ihres Datums zusammengestellt sind. Ein in der Buchbinderei beschäftigter Insasse hat dann offenbar einige Seiten eines Spruchbuches verschwinden lassen. Ein systematischer Zugriff konnte dies nicht sein, sondern mehr ein Griff in die Wundertüte. Wirklich heikle Entscheide waren m.W. keine darunter.

Wir hofften, dass diese Geschichte unbemerkt bliebe und Andreas zog die nötigen internen Konsequenzen, damit sich ein solcher Fall nicht wiederholen konnte. Es wurde aber offensichtlich, dass der Diebstahl des Insassen allein mit der Absicht erfolgt war, uns zu schaden. Jedenfalls wurde die Geschichte dem Privatfernseh-Sender M1 zugespielt, und auch hier war das Medienecho gross²⁷⁴. Es war aber auch eine dankbare Story: die beiden Vorzeigepanzenämter KESB und JuV machen gemeinsam einen Riesenmurks: Elvis Presley meets Michael Jackson. Zeitgleich waren die

²⁷⁴ Siehe TeleZüri vom 24.9.2016 (KESB droht wegen Aktenskandal Strafuntersuchung), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Personalprobleme im Vollzugszentrum Bachtel immer grösser geworden, und auch diese Schwierigkeiten drangen in die Öffentlichkeit bzw. zum Blick²⁷⁵.

Wie konnte es zur KESB-/Pöschwies-Panne kommen? Sicher, manchmal übersieht man das Naheliegende. Andererseits haben Vollzugsverantwortliche gute Ideen, versuchen für die Gefangenen etwas Gutes aus der Haftsituation zu machen, interessante Arbeit für sie zu akquirieren. Wenn aber etwas daneben geht, stehen wir oftmals wie Trottel da. Gerade in den Arbeitsbetrieben der Gefängnisse sind immer wieder solche unangenehmen Situationen entstanden.

So recycelte z.B. die JVA Pöschwies als durchaus sinnvolle Gefangenenarbeit Elektroschrott. Dass sich darunter ausrangierte alte Notebooks befanden, war im Nachhinein gesehen eindeutig ein Fehler. Diese waren an sich aber nicht mehr funktionstüchtig. Ein findiger und IT-versierter Gefangener hat daraus ein internettaugliches Gerät gebastelt. Und da war der Gefangene, der an einem grossen Materialversand für irgendwelche Kosmetika mitarbeitete, in eine Verpackung ein Brieflein an potentielle Empfängerinnen hineinschmuggelte und sich als interessanten Brieffreund und Partner anbot. Natürlich kam auch diese Geschichte in die Medien, und eine Empfängerin zeigte sich schockiert.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Innenwelt wie Aussenwelt

Alle aufgezeigten Vorfälle des Jahres 2016 (Flucht ab Gefängnis Limmattal, Flucht ab Hafturlaub, verschwundene KESB-Akten in der JVA Pöschwies) haben etwas gemeinsam, nämlich dass sie nichts gemeinsam haben. Tröstlich: Wir machten also wenigstens nicht immer dieselben Fehler. Das festigte andererseits unseren Ruf als Pannenamt.

Die Fehleranfälligkeit des komplexen Gebildes Justizvollzug ist nicht gerade klein. Eine Institution wie die JVA Pöschwies muss sich wie ein kleines Dorf mit sämtlichen Themen auseinandersetzen, die sich aus dem Zusammenleben von Menschen ergeben: Gesundheit, Arbeit, Altern, Bildung, Religion, Radikalisierung, Islamismus, Überwachung, Sozialarbeit, Freizeit, Sport, Sexualität, Verpflegung, Infrastruktur etc.;

²⁷⁵ Vgl. Blick vom 16.10.2016 (Knatsch im Knast), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

und dies alles im Kontext des Kernauftrages des Justizvollzugs, straffällig gewordene, oftmals psychisch stark belastete und potenziell gefährliche verurteilte Menschen auf ihre Reintegration in die Gesellschaft vorzubereiten. Es gibt kaum ein Problem der Aussenwelt, das in der geschlossenen Innenwelt einer JVA nicht auch vorkommt, und dies stets unter erschwerten Bedingungen und Vorzeichen.

Es ist im Justizvollzug und insbesondere in unseren Institutionen schlicht unmöglich, jede Schwierigkeit und jeden möglichen Stolperstein vorauszusehen und dann, um Fehler zu verhindern, schon im Voraus entsprechende Regulatorien zu erlassen. Der Feind kommt oft aus einer Richtung, aus welcher man ihn nicht erwartet.

Islamismus im Gefängnis

Radikalisierung und Islamismus sind vor allem in unseren Nachbarstaaten Deutschland und Frankreich ganz generell, aber auch in den Gefängnissen ein grosses Problem, und natürlich befasst sich auch der Schweizer Justizvollzug mit entsprechenden Risiken. Bisher hielt sich die reale Gefahr gemäss meinem Kenntnisstand aber in engen Grenzen. Es gibt hierzu verschiedene Studien²⁷⁶ und diverse Arbeitsgruppen. Die führenden Köpfe im JuWe sind Jérôme Endrass²⁷⁷ und der Direktor der JVA Pöschwies Andreas Naegeli. Natürlich sind Bundesanwaltschaft, Bundespolizei und der Nachrichtendienst des Bundes stets an Informationen aus dem Justizvollzug sehr interessiert, und immer mal wieder ist auch ein Gefängnisinsasse in ihr Visier geraten²⁷⁸. Für uns ist es manchmal etwas mühsam (gewesen), dass die Bundesstellen von uns zwar immer einfach alles haben und wissen wollen, wir selber

²⁷⁶ Vgl. z.B.: Präventionsmassnahmen zur Verhinderung von Radikalisierung, eine Bestandesaufnahme in der Schweiz, Sicherheitsverbund Schweiz, Juli 2016 (aufgeführt auf meiner Website auf der Linkliste); Aktualisierte Bestandesaufnahme und Entwicklungen dschihadistischer Radikalisierung in der Schweiz, zhaw (Soziale Arbeit), Schlussbericht vom Juni 2019, aufgeführt auf meiner Website in der Linkliste.

²⁷⁷ Vgl. BKA-RADAR, Regelbasierte Analyse potentiell destruktiver Täter zur Einschätzung des akuten Risikos (Link auf meiner Website) sowie Instrument des BKA zur Risikobewertung potentiell islamistischer Gewalttäter (Kleine Anfrage und Antwort der Bundesregierung vom 28.8.2017), Link auf meiner Website.

²⁷⁸ Vgl. z.B. Bombenbastler befeuert Debatte um Anti-Terror-Gesetz (20 Minuten vom 19. April 2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

aber kaum entsprechende Informationen erhalten, die für den Justizvollzugsalltag durchaus von Relevanz wären. Es ist eine ziemlich Einbahnstrasse²⁷⁹.

In diesem Kontext ist eine der wichtigsten und nachhaltigsten Massnahmen des Zürcher Justizvollzugs, dass nicht nur Seelsorgende der Landeskirchen, sondern auch Imame und Rabbiner in unseren Gefängnissen ein Zutrittsrecht haben und sich um ihre Religionsangehörigen kümmern. Ich bin der Überzeugung, dass hierauf auf Grund der Glaubens- und Gewissensfreiheit ein Rechtsanspruch besteht. Diese Auffassung wird allerdings nicht von allen Kantonen geteilt.

Natürlich wurde immer wieder diskutiert, wie sichergestellt werden kann, dass keine radikalisierten Religionsvertreter in unseren Gefängnissen wirken können. Das seriös abzuschätzen kann nur schon aus sprachlichen Gründen ein Problem sein. Und eine Überwachung der Aktivitäten der Seelsorgenden verbietet sich aus Gründen des Amts-, Beicht- und anderer Berufsgeheimnisse, welche insbesondere auch im Bereich der Seelsorge gelten. Anders als bei den Landeskirchen gibt es für unsere islamischen Religionsgemeinschaften auch keinen Dachverband mit einer starken zentralen Steuerung, welche Gewähr für die Akkreditierung ihrer Vertreter bieten könnte. Zudem haben mir unsere christlichen Seelsorger:innen immer wieder gesagt, dass es im Islam keine eigentliche Seelsorge gebe, insofern auch keine islamische Gefängnis-seelsorge. Ausbildungsgänge an der Universität Bern für Gefängnisseelsorge, an welchen auch Vertreter:innen anderer Religionen teilnehmen, führen aber je länger je mehr zu einer Angleichung der Berufsbilder²⁸⁰. Gleichwohl wird jede Gefängnisleitung irgendwelchen Meldungen, Geschichten und Gerüchten, die auf eine radikale Haltung eines Religionsvertreters hinweisen, besondere Beachtung schenken müssen. Nach meiner Erfahrung ging es in der Vergangenheit aber bei allfälligen Verstössen weniger um religiösen Radikalismus, sondern vielmehr um das Grundproblem, dass sich

²⁷⁹ Vgl. NZZ vom 22.10.2004: Zürich nicht über Terrorist informiert (auf meiner Website als Link aufgeführt).

²⁸⁰ Vgl. CAS Seelsorge im Straf- und Massnahmenvollzug AWS Theologische Fakultät der Universität Bern (www.unibe.ch), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. Neuerdings entwickelt die JI zusammen mit der Universität Fribourg sowie der Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich (VIOZ) einen Lehrgang für Imame und muslimische Betreuungspersonen (vgl. NZZ vom 22.4.2021); Grosses Interesse an Imam-Lehrgang (Tages-Anzeiger vom 11. Januar 2022); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Seelsorgende in seltenen Einzelfällen nicht genügend konsequent von einem Insassen abgegrenzt haben: Das alte Thema von Distanz und Nähe. Das passiert aber christlichen Seelsorgenden gleichermassen wie Vertretern anderer Religionen.

Guggenmusik im Gefängnis

Dinnen wie draussen: Eher unter der Sparte Humoriges ist die kantonsrätliche Anfrage der ehemaligen Kantonsrätin, späteren Kantonsratspräsidentin und heutigen Statthalterin von Winterthur Karin Egli-Zimmermann vom 18. Februar 2013 abzuhandeln. Sie hatte sich darüber beschwert, dass am Fasnacht-Samstag, 16. Februar 2013, eine Guggenmusik im Innenhof des Gefängnisses Winterthur für die Häftlinge ein «Ständli» gespielt habe²⁸¹. Die Gefängnisinsassen waren derweil in ihren Zellen eingeschlossen. Der Regierungsrat hielt in seiner Antwort wie für das Lehrbuch schön fest, dass für Untersuchungshäftlinge die Unschuldsvermutung gelte und auch verurteilte Straftäter nicht mehr belastet werden sollten, als es aus Sicherheitsgründen erforderlich sei. Dementsprechend könnten auch Feste und Bräuche gefeiert werden, wenn dies in einem gesicherten Rahmen geschehe.

Jeder Vollzugsprofi weiss, wie entspannend und hilfreich für die Stimmung solche Unterhaltungen für Personal und Insassen sind. Der zwischenzeitlich pensionierte Gefängnisleiter von Winterthur Walter Vogt hat es immer gut verstanden, für eine menschliche Atmosphäre in seinem Betrieb zu sorgen. Seine Nachfolgerin Karin Egli, die fast gleich wie die anfragende Kantonsrätin heisst, und schon Walti Vogts Vorgänger Werner Schiesser sind ihm da in Nichts nachgestanden. Es sind Leute, auf welche ich noch heute stolz bin. 2018 wiederholte sich diese Geschichte in Bezug auf die Justizvollzugsanstalt Bostadel. Zuger Politiker wollten das dortige Weihnachtskonzert für die Insassen streichen. Thomas Noll hat in einem süffigen Artikel in der Weltwoche vom 31. Januar 2018 geantwortet. Er wies darauf hin, dass der Exknasti und Weltstar Johnny Cash besonders gern und mit nachhaltigem Erfolg in den USA in Gefängnissen aufgetreten sei²⁸².

²⁸¹ Anfrage KR Nr. 57/2013 (Guggenmusik im Bezirksgefängnis Winterthur), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

²⁸² Thomas Noll, „Johnny Cash am Zugerberg« (Weltwoche vom 31. Januar 2018, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Gefängnissuizid, begleitete Sterbehilfe

Dinnen wie draussen: Insbesondere während der Untersuchungshaft finden leider auch immer wieder Suizide statt. In den letzten Jahren haben sich durchschnittlich zwei bis fünf Insassen pro Jahr das Leben genommen²⁸³. Der Druck und die Ungewissheit, die auf den Untersuchungshäftlingen lastet, sind riesengross. Mit enger Betreuung versuchen unser Personal, Seelsorger:innen und Psychiater:innen Gefährdungssituationen möglichst frühzeitig zu erkennen, anzusprechen und geeignete Gegenmassnahmen einzuleiten. Zuerst stehen natürlich Medikamente, Antidepressiva, aber vor allem auch das persönliche Gespräch. Eine gute Massnahme kann darin bestehen, dass man den selbstmordgefährdeten Menschen zusammen mit einem anderen Häftling in einer Doppelzelle platziert. Damit überträgt man dem Mithäftling aber u.U. eine (zu) schwere Bürde. Besonders heikel kann es werden, wenn zur Selbstaggression des gefährdeten Menschen auch fremdaggressives Verhalten hinzukommt. Als letztes Mittel steht die Versetzung in die Sicherheitsabteilung der Klinik Rheinau zur Verfügung. Aber auch dort kann ein Selbstmord geschehen. Weil die Belastung für das Gefängnispersonal sehr gross ist, insbesondere auch, wenn sich tatsächlich ein Selbstmord ereignet hat, und weil in der Psychiatrie zu wenig geeignete sichere Plätze vorhanden sind, haben wir im Februar 2019 im Gefängnis Limmattal eine Kriseninterventions-Abteilung (KIA) eröffnet. Sie ist mit speziell ausgebildetem Personal und zusätzlicher psychiatrischer Kapazität ausgestattet.

Ein Untersuchungshäftling hat sich vor ca. 15 Jahren in den Amtsräumlichkeiten einer Staatsanwaltschaft umgebracht. Der unglückliche Mann stürzte sich aus grosser Höhe in einem unbewachten Moment aus dem Fenster des Einvernahmezimmers. Die schlimme Situation wurde dadurch auch nicht besser, dass ich als zuständiger Oberstaatsanwalt den persönlich sehr stark betroffenen Staatsanwalt wegen Unachtsamkeit ermahnen musste.

Ein Suizid ist kaum zu verhindern, wenn der Selbsttötungswille aus einer negativen Lebensbilanz heraus entstanden ist. Der Justizvollzug ist aber darauf vorbereitet, Spontansuizide zu verhindern und den Untersuchungshäftlingen dabei zu helfen, die

²⁸³ Vgl. auch Anfrage KR-Nr. 96/2011 (Suizidversuche in Haft / Psychopharmakakonsum in Haft), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

besonders schwere und erdrückende Zeit der Untersuchungshaft zu überstehen. Besondere Vorsicht ist vor allem am Anfang der Untersuchungshaft, im unmittelbaren Umfeld von speziell belastenden Prozessschritten (Einvernahmen, Gerichtsverhandlung, Urteilseröffnung etc.) und in Zusammenhang mit familiären und beruflichen Schwierigkeiten angezeigt. Hier kommt es oft zu harten Brüchen, welche auch für Menschen in Freiheit nur schwer verkraftbar sind.

Rein räumlich lässt sich im Sinne von Suizidprävention einiges vorkehren. Es sollten z.B. keine Kajütenbetten in der Zelle stehen, weil sie das Erhängen erleichtern. Ich bin aber kein Fan von Zellen mit pinkfarbenen Wänden. Angeblich wirken diese auf den Bewohner beruhigend. Mich würden sie eher aggressiv machen²⁸⁴.

Möglichkeiten, sich umzubringen, gibt es unendlich viele. Ich habe leider auch schon erlebt, dass sich ein Häftling an einem normal tief gelegenen Heizungskörper erhängt hat. Plastiksäcke, die man sich über den Kopf stülpt und mit Klebeband oder Schnur um den Hals abschliesst, sind eine weitere Variante. Jede Art von Kabeln oder Stricken, welche sich auch aus Stoffetzen basteln lassen, können für Suizide verwendet werden, auch Einwegrasierklingen mit den sehr kleinen Schneidemessern oder Glasscherben (z.B. von einer Deckenlampe), mit denen man sich ritzen, schneiden oder welche man verschlucken kann (wie z.B. auch Radiobatterien). Bei einem besonders verzweifelten Menschen reicht auch eine Betonwand aus, gegen welche man anrennen, oder eine Tischkante, auf die man sich fallen lassen kann; oder jede Möglichkeit, sich von einer Treppe oder sonst wo herabzustürzen. Besonders heikel sind Medikamente, da sie in tödlichen Mengen gebunkert werden können. Deshalb werden gefährliche Medikamente nur unter Sicht und wenn möglich in Wasser aufgelöst abgegeben. Der klassische Gürtel-Selbstmord ist zwar nicht mehr möglich, weil nur noch sehr kurze Gürtel mit Klettverschluss abgegeben werden, der Phantasie eines Menschen sind aber auch für seine letzte ultimative Handlung keine Grenzen gesetzt.

²⁸⁴ Vgl. «Carlos» sieht rot: Weshalb die beruhigende Wirkung pinker Zellen ein Mythos ist (Aargauer Zeitung vom 26.10.2019, Link auf meiner Website).

Eine sehr heikle Frage ist es, ob ein Gefängnisinsasse nicht auch ein Recht auf Suizid habe. Meines Erachtens sollte man für alle Haftarten mit Ausnahme der Verwahrung das wohl verneinen, selbst wenn die Voraussetzungen gemäss im Kanton Zürich geltenden Regeln für einen begleiteten Suizid mit einer Sterbehilfeorganisation wie Exit oder Dignitas gegeben sind. Der Staat hat nämlich die Pflicht, bei Untersuchungshäftlingen sicherzustellen, dass die Strafuntersuchung ordnungsgemäss durchgeführt werden kann. Ausschaffungshäftlinge müssen ausgeschafft werden. Bei zu einer Freiheitsstrafe Verurteilten hat der Staat ein Interesse, dass die verhängte Strafe vollzogen und dem durch die Strafe bezweckten Schuldausgleich und dem Sühnegedanken Rechnung getragen wird. Der Verurteilte soll sich dem Strafvollzug nicht entziehen können. Bei Massnahmenpatienten fällt ein begleiteter Suizid wohl in den meisten Fällen auch ausser Betracht. Das Schweizerische Kompetenzzentrum für Justizvollzug sieht das offenbar anders. Es scheint davon auszugehen, dass grundsätzlich jeder Inhaftierte das Recht auf Suizidhilfe hat, sofern die allgemein gültigen Voraussetzungen hierfür erfüllt sind²⁸⁵.

Nur bei der Verwahrung sieht die Sache anders aus. Hier ist der Inhaftierungszweck einzig der Schutz der Bevölkerung, die Strafe ist bereits verbüsst. Deshalb müssen dem Verwahrten im Rahmen des im Vollzug Möglichen alle Rechte gewährt werden, welche auch einem freien Menschen zustehen. Dies ergibt sich auch aus dem weiter vorn beschriebenen sog. Abstandsgebot. Insofern wird ein begleiteter Suizid von der Vollzugsbehörde also bewilligt werden müssen, wenn die ordentlichen Voraussetzungen hierfür erfüllt sind²⁸⁶. Die blosse Hoffnungslosigkeit des Verwahrten auf Grund seiner geringen Entlassungschancen wird aber sicherlich nicht ausreichen.

Ich gehe sodann davon aus, dass der Verwahrte nicht in einer Justizvollzugsanstalt aus dem Leben scheiden wird, sondern dass dies in einer Räumlichkeit der

²⁸⁵ Vgl. hierzu: Der Assistierte Suizid im Freiheitsentzug, Orientierungshilfe, inkl. Grundlagenpapier, Ablaufschema und Gutachten der Universität Zürich (SKJV vom 15. September 2020); die Links dazu sind auf meiner Website aufgeführt.

²⁸⁶ Ende Februar 2023 hat der erste (durch Exit) begleitete Suizid eines von den Zürcher Einweisungsbehörden in der Justizvollzugsanstalt Bostadel platzierten Verwahrten stattgefunden (Erster Verwahrter mit Exit gestorben, in: Wochenzeitung vom 9. März 2023; Ein Verwahrter will sterben – und begeht mithilfe von Exit Suizid. Darf er das? In: NZZ vom 9. März 2023); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Sterbehilfeorganisation geschieht. Die Belastung für die JVA, ihre Insassen und Mitarbeitenden wäre zu gross.

Hungerstreik

Als besondere Variante eines Selbstmordversuches kann der Hungerstreik angesehen werden. Allerdings steht bei einem Hungerstreikenden selten der Todeswunsch im Vordergrund. Vielmehr will er ein bestimmtes Ziel erreichen bzw. erzwingen. Zudem ist der Hungerstreik meist auch eine Protesthandlung. Dafür setzt der Gefangene sein Leben ein. Eventuell will er damit seine Versetzung oder gar Freilassung erzwingen, vielleicht protestiert er damit gegen eine als Isolationshaft empfundene Einzelhaft. In der berüchtigten deutschen Strafanstalt Stammheim erzwangen sich die RAF-Terrorist:innen ihr stundenweises Zusammensein durch konsequente Hungerstreiks.

Todesfälle infolge eines Hungerstreiks hat es im Zürcher Justizvollzug nur ganz vereinzelt gegeben. Wenn ich mich recht erinnere, gab es einmal einen Todesfall in der Ausschaffungshaft. Manchmal zeigte sich aber auch, dass der Hungerstreikende heimlich Nahrung zu sich genommen hatte. In anderen Fällen hörte er irgendwann von selbst wieder auf. Die Gefahren und Risiken eines Hungerstreiks dürfen aber nie unterschätzt werden. Ich kann mich an einen Hungerstreik erinnern, in dessen Verlauf sich das Gewicht des Insassen halbiert hat. Es werden dem Hungerstreikenden aber jeden Tag sämtliche Mahlzeiten angeboten und abgegeben, zudem wird er ärztlich eng begleitet.

Nach wie vor stark umstritten ist die Frage der Zwangsernährung²⁸⁷. Zu meinen Zeiten galt, dass ein Hungerstreikender in ein Gefängnisspital, in aller Regel in die Bewachungsstation des Berner Inselspitals verlegt wird²⁸⁸, wenn er «eintrübt», das heisst einen trüben Blick mit Bewusstseinstörungen bekommt. Im Spital wird er natürlich nach medizinisch-ethischen Standards behandelt. Der Vollzug gibt damit

²⁸⁷ Vgl. Brigitte Tag/Dominik Gross (Herausgeber), Tod im Gefängnis, Hungerstreik, Suizid, Todesstrafe und normaler Tod aus rechtlicher, historischer und ethischer Sicht, Campus Verlag 2012; Thomas Noll, Hungerstreik in U-Haft und Vollzug, forum poenale 6/2013; «Man muss den Tod in Kauf nehmen» (Tages-Anzeiger vom 20.8.2013, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁸⁸ R.O. ins Inselspital verlegt (Medienmitteilung vom 20.8.2009), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

seine Verantwortung an die Ärzteschaft ab. Zwangsernährungen waren für unsere Gefängnisbetriebe nie eine valable Option, ebenfalls nicht, den Gefangenen im Gefängnis sterben zu lassen.

Das Ostschweizer Strafvollzugskonkordat hat zu diesem Thema Vorgaben und Richtlinien formuliert und ein Protokoll zur Verfügung gestellt, welche beachtet werden sollten.

Von den Gerichten gerüffelt, von den Medien gerügt

2016 standen wir wegen verschiedenen Gerichtsurteilen unter verstärktem medialem Druck. Am 2. Februar 2016 habe ich mich in einem Gastkommentar in der NZZ zu den unterschiedlichen Ansprüchen an den Justizvollzug geäußert²⁸⁹. Ich bin damit der Anregung von Jacqueline Fehr nachgekommen, proaktive Medienarbeit zu machen. Wieder einmal hat sich in der Folge meine Befürchtung, dass mir das um die Ohren fliegen könnte, zumindest teilweise erfüllt. Kurze Zeit später war die Flucht von Bonnie and Clyde aus dem Gefängnis Limmattal. Schlechtes Timing, wenn man eine Woche vorher dargelegt hat, wie gut bei uns alles laufe.

Ich habe in meinem Artikel zudem Bezug auf ein Obergerichtsurteil vom 3. September 2015 genommen, in welchem die I. Strafkammer unter dem Vorsitz von Oberrichter Peter Marti den Zürcher Justizvollzug mit deutlichen Worten kritisiert hat. Grund dafür war, dass wir im Rahmen einer gerichtlich angeordneten Massnahme entgegen der gutachterlichen Empfehlungen im Vollzug gewisse Anpassungen und Korrekturen vorgenommen hatten.

Ich rechtfertigte also unser Vorgehen in meinem Gastkommentar. Das kam nicht gut an. Am 2. März 2016 urteilte das Verwaltungsgericht im selben Fall, dass das JuV das zu vollziehende Gerichtsurteil und das diesem zugrunde liegende Gutachten zu wenig beachtet habe. Das JuV habe sein eigenes Ermessen an die Stelle desjenigen des Gerichts gestellt und so die bindende Wirkung des Gutachtens sowie des darauf basierenden Gerichtsurteils missachtet (VB.2015.00510, gutachterliche

²⁸⁹ Unterschiedliche Ansprüche an den Justizvollzug (Gastkommentar von Thomas Manhart in: NZZ vom 2.2.2016, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Bindungswirkung). Natürlich griffen die Medien dies sofort auf. Die NZZ schrieb am 4. April 2016 unter dem Titel "Sehr gut nachvollziehbar", ich hätte mich nach dem Rüffel des Verwaltungsgerichts erstaunlich einsichtig gezeigt und eine scharfe Kehrwende vollzogen²⁹⁰. Wie wenn ich eine andere Wahl gehabt hätte, als das Gerichtsurteil zu akzeptieren. So funktioniert eben die Gewaltenteilung. Immerhin konnte ich meinen Standpunkt in einem grösseren Interview mit Thomas Hasler im Tages-Anzeiger, ebenfalls vom 4. April 2016, darlegen²⁹¹.

Einmal zu viel, einmal zu wenig

Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass das Bundesgericht mit Urteil vom 2. März 2016, demselben Datum, an welchem auch das Verwaltungsgericht sein soeben erwähntes Urteil gefällt hat, für einen anderen unserer Vollzugsfälle festgehalten hat, dass sich bei einem mehrfach rechtskräftig verurteilten Straftäter die Frage seiner Zurechnungsfähigkeit stelle. Es erachtete im konkreten Fall bis zur Klärung dieser Frage einen Strafunterbruch für angezeigt, weshalb die Strafe vom JuV noch nicht vollzogen werden dürfe (BGE 6B_941/2015).

Im Fall vor Verwaltungsgericht hat sich das JuV also zu wenig und in demjenigen vor Bundesgericht zu stark an das zu vollziehende Gerichtsurteil gehalten. Das JuV im Spannungsfeld entgegengesetzter Erwartungen ist und bleibt ein heikles Dauerthema. Man könnte aber natürlich auch sagen, dass wir eben einfach immer alles falsch machen. Die Zahlen sprechen allerdings ganz klar eine andere Sprache. Weitaus die meisten Verwaltungsgerichtsbeschwerden gegen JuV-Verfügungen werden abgewiesen. Ich empfand im Übrigen Urteile, welche einen unserer Entscheide aufhoben, nie als „Rüffel“²⁹² oder gar als "Ohrfeige", wie medial gerne kolportiert wurde, sondern als Ausdruck der pflichten- und gewaltenteiligen Funktionsweise unseres Rechtssystems, wodurch faire Verfahren und möglichst gerechte Entscheide garantiert werden.

²⁹⁰ Vgl. NZZ vom 4.4.2016 (auf meiner Website als Link aufgeführt) sowie Anhang 16.

²⁹¹ Vgl. Tages-Anzeiger vom 4.4.2016, Strafvollzug unter Nullrisiko-Druck (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁹² Justizvollzug kassiert weiteren Rüffel (NZZ vom 30.3.2016), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Kampf um die Deutungshoheit über Gutachten und Urteile

Hinter den Urteilen des Verwaltungsgerichts vom 2. März 2016 und des Obergerichts vom 10. September 2015 steckt ein tieferer Konflikt. Es ging und geht um die Frage, wer die abschliessende Deutungshoheit über Gerichtsgutachten hat: das Gericht oder unser Psychiatrisch-Psychologische Dienst?

Bei Eingang einer zu vollziehenden stationären Massnahme überprüft der PPD sämtliche zur Verfügung stehenden Akten und Dokumente und erstellt meistens einen FOTRES (Forensisches operationalisiertes Therapie-Risiko-Evaluationssystem). Kommt unser Dienst zum Schluss, dass Gutachter und Gericht etwas übersehen oder nicht richtig bewertet haben, so versucht er, dies im Rahmen des Massnahmenvollzugs zu korrigieren. Dies wird in aller Regel keine grösseren Probleme verursachen. Ich kann mich aber an einen Fall erinnern, bei welchem es um die Therapie eines Mannes ging, der wegen vorsätzlicher Tötung zu einer Strafe und Massnahme verurteilt worden ist. Er hatte eine junge Frau umgebracht. Er selber hatte immer behauptet, es sei ein Unfall gewesen. Sein Therapeut kam im Verlauf der Behandlung zur Überzeugung, dass es keine vorsätzliche, sondern eine fahrlässige Tötung, also tatsächlich ein Unfall gewesen sei. Damit wäre an sich eine Anordnungsvoraussetzung für die Therapie weggefallen. Ich machte Frank Urbaniok aber klar, dass das Gerichtsurteil bindend sei und wir nicht einfach von vorsätzlicher auf fahrlässige Tötung wechseln können. Meine Haltung hat dem PPD überhaupt nicht gefallen und Frank konnte dies fast nicht akzeptieren. Er machte geltend, im Verlauf der Therapie sei der PPD zu einer vertieften Fallkenntnis und Expertise gelangt, welche gegenüber derjenigen des Gerichts den Vorrang haben müsse. Ich musste darauf beharren, dass dies aus juristischer Sicht überhaupt nicht geht und dass der PPD diesfalls eben den Therapieauftrag mit entsprechender Begründung an den Einweiser zurückgeben müsse. Es sei dann Sache der BVD bzw. der Rechtsvertretung des Verurteilten, allenfalls den Revisionsweg zu beschreiten. Ich stellte damit klar, dass die Deutungshoheit beim Gericht liegt bzw. dessen Vorgaben für den Justizvollzug bindend sind, selbst wenn wir daran allenfalls berechtigte Zweifel haben. Ein:e Psychiater:in mag dies als typischen juristischen überspitzten Formalismus empfinden, für eine:n Jurist:in ist der Fall aber völlig klar. Das liebe Gewaltenteilungsprinzip lässt grüssen.

Im Fall des Verwaltungsgerichtsurteils vom 2. März 2016 war die Situation allerdings nicht ganz so klar. Der gerichtliche Gutachter hatte in seinem Gutachten festgehalten, dass für den Angeklagten keine milieutherapeutische Massnahme und zudem keine Behandlung durch den PPD in Frage käme, da das diesbezügliche Verhältnis zu stark vorbelastet sei. Dementsprechend sei von einem Vollzug der stationären Massnahme in der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung (FPA) der JVA Pöschwies abzusehen, da die FPA vom PPD mitgeführt wird. BVD und PPD wiederum gelangten zur Ansicht, dies sei eine unzulässige Einmischung des Gutachters und des Gerichts in ihre/unsere Vollzugskompetenzen. Diese Auffassung ist juristisch zumindest nicht völlig abwegig, weil an sich tatsächlich nur das Urteilsdispositiv und nicht die Erwägungen des Gerichts Rechtswirkung erlangen.

Das Gericht ordnet grundsätzlich nur eine stationäre Massnahme an. Wir haben uns immer dagegen gewehrt, dass Gutachter, Anklagebehörden oder Gerichte bestimmen, in welcher Institution ein Urteil vollzogen wird. Obergericht und Verwaltungsgericht haben nun aber deutlich gemacht, dass diesbezügliche Ausführungen des Gutachters, soweit sie das Gericht übernimmt, für die Vollzugsbehörden verbindlich sind. Auch wenn das im Einzelfall zu unbefriedigenden Resultaten führen mag, leuchtet mir dies als Jurist letztlich ein. Ich bin sogar froh darüber und muss zugeben, dass ich mich von unseren Leuten in dieser Sache habe instrumentalisieren lassen. Asche auf mein Haupt. Es kann nicht sein, dass sich unsere Forensik über die Gerichte erhebt und zum Ober-Obergericht oder Ober-Bundesgericht wird.

Die Luft geht aus

Als ich nach den Sommerferien 2016 ziemlich ausgebrannt zu Dr. Irsiegler kam, sagte ich ihm, dieses Jahr sei zu viel Scheiss passiert und mir gehe langsam die Luft aus. Ich meinte das natürlich im übertragenen Sinn. Ende September bekam dann mein Freund Frank Urbaniok seine vernichtende Krebsdiagnose. Nun ging mir buchstäblich die Luft aus: am 8. Oktober erlitt ich eine vierfache Lungenembolie. Ich hatte Glück. In der Nacht auf Sonntag bekam ich Schüttelfrost, bevor ich ins Bett ging. Am nächsten Tag fühlte ich mich grippig und sehr schlapp, nicht wirklich schlimm. Kornelia und ich machten einen Ausflug ins Freilichtmuseum Ballenberg. Ich fühlte mich kurzatmig. Auf dem Rückweg bekam ich Rückenschmerzen. Die Schmerzen wurden zuhause und in

der Nacht immer stärker, an Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich war aber sicher, dass es nichts mit dem Herz zu tun hatte, und auch atmen konnte ich im Sitzen und Stehen einigermaßen gut. Liegen ging aber überhaupt nicht mehr. Am nächsten Tag, Montag, schickte mich die Hausärztin umgehend in die Notaufnahme des Triemli-spitals. Der Sauerstoffsättigungsgrad in meinem Blut war massiv zu niedrig, die weiteren Untersuchungen ergaben einen klaren Befund, die Ursache dafür ist bis heute unklar.

Mein Spitalaufenthalt wurde durch Medienarbeit im Fall Vollzugszentrum Bachtel gestört. Ich war auch in dieser schwierigen Situation nicht fähig, mich abzugrenzen. Irgendwie kackte mich aber alles massiv an und ich schwor mir, mich bzw. die Amtsleitung nach meiner Rückkehr neu zu organisieren. Nur meine engsten Mitarbeitenden wussten von der Embolie. Ich wollte nicht noch mehr Öl ins Feuer giessen, nachdem Frank Urbanioks schwere Erkrankung bekannt geworden war und das ganze JuV zutiefst erschüttert hatte. Ich kehrte nach einer Woche mit einem 50%-Pensum zur Arbeit zurück. Mein Stellvertreter hat mir während dieser Zeit fast alles abgenommen. Dafür bin ich ihm heute noch dankbar.

Ich überlegte mir also nach meiner Rückkehr aus dem Spital, wie ich Amtsleitung und Stab neu organisieren könnte. Sechs direkt unterstellte Hauptabteilungsleiter und nochmals sechs direkt unterstellte Stabskader waren eindeutig zu viel (Lass Dir das eine Warnung sein, liebe:r Nachfolger:in!). Ich beschloss, eine:n Stabschef:in zu suchen, und fand ihn intern schon bald. Ich machte dann aber leider den Fehler, dass ich – sachlich durchaus richtig – meinen neuen Stabschef zum meinem Stellvertreter machte. Ich habe dieses Geschäft zu wenig sorgfältig vorbereitet und damit meinen langjährigen Stellvertreter wohl vor den Kopf gestossen. Ich glaubte in der Folge zwar, dass ich das mit ihm habe klären und er meinen Entscheid habe nachvollziehen und akzeptieren können. Ich bin rückblickend aber überzeugt, dass dies mit ein Grund war, weshalb er keine Probleme damit hatte, nach meinem unrühmlichen Abgang meine Nachfolge anzutreten – obwohl er ein halbes Jahr älter ist als ich.

Trotz aller schwierigen Entwicklungen und der daraus resultierenden Beschleunigung meines Abganges als Amtschef finde ich auch heute noch immer: Die Auswahl meines neuen Stabschefs war zum damaligen Zeitpunkt und mit meinem damaligen Wissensstand der richtige Entscheid. Ich bekam dadurch nach meiner Lungenembolie

zumindest für kurze Zeit wieder etwas frische Luft, Inspiration und Innovationskraft. Endlich trug ich die Amtslast nicht mehr allein. So konnte ich die letzte Phase meiner Arbeitstätigkeit beschwingt in Angriff nehmen.

Es wird Leute geben, welche vielleicht nicht ganz zu Unrecht sagen, ich sei wegen all der Belastungen des Jahres 2016 in dieser Sache schlicht nicht mehr voll urteilsfähig gewesen. Gewarnt haben mich jedenfalls einige, ich wollte aber einfach nicht hören.

Eine erste Ziellinie

Zur selben Zeit wurde ich 60 Jahre alt.

Geburtstage waren für mich – abgesehen von meinen Kindheitsjahren - bisher keine wichtigen Daten, vielleicht mit Ausnahme des 20. Geburtstag. Beim 60. Geburtstag war es anders. Es fühlte sich wie eine Befreiung an. Endlich hatte ich das Gefühl, eine wichtige Ziellinie überschritten zu haben. Würde jetzt beruflich irgendetwas schief laufen, was mir den Job kosten könnte, so wären zumindest der Hauptstress und die grösste Sorgen weg: Keine Angst mehr vor Arbeitslosigkeit oder vor hoffnungsloser Stellensuche. Ab jetzt war für mich eine Frühpensionierung auch finanziell verkraftbar, die Rente wäre zusammen mit der AHV-Überbrückungsrente hoch genug. Ich freute mich über die wieder gewonnene Freiheit oder erstmals überhaupt erlangte Freiheit. Wenn das kein guter Grund zum Feiern gewesen ist!

Kornelia und ich beschlossen, ein grosses Fest bei uns zu Hause in unserem Garten auszurichten. Als Termin legten wir den 2. Juli 2017 fest. Da in unseren Breitengraden auch im Sommer nie auszuschliessen ist, dass es regnet, organisierte ich zwei mittelgrosse Party-Zelte. Das Essen lieferten Hiltl, die Getränke wir selber. Nachdem ich einige Tage lang sorgenvoll die eher düsteren Wetternachrichten verfolgt hatte, war uns der Wettergott doch noch hold.

Von den ca. 150 eingeladenen Gästen erschienen im Verlauf des Nachmittags und des Abends wohl um die 130. Es war eine bunt gemischte Schar von Familienangehörigen, Freund:innen, Berufskolleg:innen und Nachbar:innen. Am meisten gefreut hat mich die musikalische Darbietung von Kornelia und ihren Kolleginnen des Blockflötenorchesters ConTatto sowie die Vorführung unseres Freundes, des Clowns

Pic mit seinen Maskierungen und Pantomimen. Nacheinander kamen auch alle meine Kinder, sogar Martin in Begleitung von Urs Biehler und eines weiteren Betreuers seines Wohnheimes Tilia. Ein gemeinsames Foto aller meiner Kinder haben wir damals aber noch nicht hingekriegt. Das wurde ein erstes Mal überhaupt nach der Abdankungsfeier für meine Mutter im Garten des Restaurants Falken in Zürich Wiedikon am 8. Juli 2020 möglich²⁹³.

Im Juli 2017 war Mutter noch fit und soweit gesund. Es war wohl das letzte grosse Fest, an welchem sie sich erfreuen konnte. Glücklicherweise verpasst haben sich mein ehemaliger Chef Martin Graf und meine neue Chefin Jacqueline Fehr. Sie sind nicht wirklich Best Friends. Ich selber glaubte damals noch, es mit Jacqueline gut zu haben. Auch Generalsekretärin Jacqueline Romer war gekommen. Kornelia unterhielt sich mit ihr und fand zu ihr – anders als zur Regierungsrätin - sofort einen guten Draht.

Andreas Naegeli und mein Nachbar Joss Mutzner haben nicht nur herausgefunden, dass sie beide Obersten der Schweizer Armee sind, sondern dass Joss zurzeit genau dieselbe Funktion im selben Armeestab wahrnimmt, welche Andreas früher innegehabt hat.

Auch meine Ex-Frau Susi Ermatinger ist aus Deutschland angereist, zusammen mit ihrem Sohn, einem sehr sympathischen jungen Mann, der damals noch Theologie studiert hat. So haben wir uns quasi im alten Freundeskreis aus den Achtzigerjahren nach vielen Jahren wieder getroffen: Dani, Peti, Vreni, Susi, Barbara Saesseli. Barbaras Exmann Burki war ebenfalls hier, allerdings, bevor Barbara da war, dafür zusammen mit seiner Ehefrau Susan.

2017 war für mich die Zeit eines Neubeginns, des Aufbruchs und der Hoffnung, auch beruflich. Es dauerte aber nur kurz.

Eines der schönsten Geschenke haben mir meine Kinder gemacht. Ich durfte ein Jahr später zu meinem 61. Geburtstag zu einem Film meiner Wahl ins Kino Houdini an der Kalkbreite einladen. Ich entschied mich für „Wilde Erdbeeren“ von Ingmar Bergmann, einem Film, welcher Zufall, aus dem Jahr 1957.

²⁹³ Vgl. Anhang Ziffer 32.

Mit offenen Augen...

Ich hatte nie Angst davor, Personen anzustellen, die besser als ich und mir überlegen sein könnten. Ich wollte einfach immer die besten Leute, die ich haben konnte. Sicher hat das auch mit meinem intakten (Selbst)Vertrauen zu tun. Ich habe auch nie damit gerechnet, dass sich enge Mitarbeitende gegen mich wenden könnten. Das war einerseits wohl etwas naiv, hat andererseits die meiste Zeit meines Berufslebens gut geklappt. Vertrauen gegen Vertrauen. In meiner letzten Berufsphase habe ich mich aber eindeutig massiv überschätzt. Der neuen personellen Konstellation in meinem Stab war ich in keiner Weise mehr gewachsen. Ich habe das Heft aus der Hand gegeben und die Kontrolle verloren. Ich war auch naiv genug zu meinen, dass mir das nicht schaden könne. Bis zu einem gewissen Grad war es aber zumindest unterbewusst von mir auch durchaus so gewollt. Irgendwie hatte ich wohl von allem genug.

Dies war auch der Beginn meines Vertrauens- oder Autoritätsverlustes gegenüber einzelnen Geschäftsleitungsmitgliedern, welche nicht ganz zu Unrecht an mir zu zweifeln begannen. Ich hatte einmal nach einem solchen Gespräch mit einem meiner Direktoren ein kurzes lucidum intervallum: "Ist dies nun der Anfang vom Ende?" fragte ich mich. Ich wischte diesen Gedanken aber sofort wieder trotzig beiseite und dachte mir: "Und wenn schon!" Und das ist für mich tatsächlich immer noch so, inkl. Trotz. Ich bereue (fast) nichts.

Auf gutem Weg...

An der heutigen Sitzung erzähle ich Dr. Johannes Irsiegler von den letzten Wochen meines Abganges als Amtschef und meinen Gefühlen dazu. Ich vermittele ihm offenbar nicht nur Frust, sondern auch Zuversicht und Freude im Hinblick auf eine freiere und unbeschwertere Zukunft. Jedenfalls attestiert er mir, auf gutem Weg zu sein.

Es möge so sein. Wir machen erst wieder einen Termin in drei Monaten ab.

21. November 2019: Mittagessen mit Felix Rajower, Ursula Weber und Bernhard Wittweiler

Zwei liebe Panikmacher; Kommilitonen, Bonzen-F. und Konsorten.

Ein Oberstaatsanwalt und ein ehemaliger Geschworenengerichtspräsident. Grosse und kleine Fische.

Rajower & Weber, Rechtsanwälte. CRT-I und Wachmann Christoph Meili

Warum ich kein Anwaltspatent habe. Engagement und (Über)Identifikation. Dank an Rechtsanwalt Mattias Brunner.

Schwätzer, Schweiger und Querulanten. Gute Wahl.

Vis-à-vis

Ich komme gleichzeitig mit Felix Rajower im Restaurant Vis-à-vis beim Paradeplatz an. Dieses Restaurant hat mir nie wirklich gefallen. Nicht besonders gut, aber ziemlich teuer. Es liegt günstig für uns vier: wir, das sind mein alter Studiums- und Assistentenkollege Felix Rajower, seine Frau Ursula Weber, mit der ich längere Zeit am Bezirksgericht Zürich zusammengearbeitet habe, Bernhard Wittweiler, ebenfalls ein alter Studien- und Assistentenkollege, und ich.

Felix hat schon 1981, ein Jahr vor Bernhard und mir das Lizentiat abgeschlossen. Dies liegt daran, dass Bernhard und ich es zu höchsten militärischen Ehren, Weihen und Würden gebracht haben. Wir wurden stolze Korporale der besten Armee der Welt. Das bedeutete damals mindestens 38 Wochen Militärdienst während des Studiums, anschliessend 8 Wiederholungskurse à 3,5 Wochen und 4 Ergänzungskurse à 2,5 Wochen.

Ich selber habe es dann sogar noch viel weiter als Bernhard gebracht und bin tatsächlich Sergeant geworden! Felix wurde mit seinen dicken Flaschenboden-Brillengläsern sofort als absolut und unwiderruflich untauglich ausgemustert. Daran ändert auch nichts, dass er von uns dreien mit Abstand der beste Fussballer war.

Felix ging also ein gutes Jahr vor uns an die Lizentiatsprüfungen und beruhigte uns immer wieder mit Erfolgsgeschichten folgender Art: Er oder sein Kumpel Erich

Bosshard seien an einer mündlichen Lizentiatsprüfung etwas ungeheuer Schwieriges gefragt worden. Der Professor habe deutlich gemacht: Wenn man die Antwort nicht weiss, ist es das Ende, Schluss und vorbei. Rein absolut zufälligerweise war aber Felix oder Erich am Vortag das selten gelesene Lehrbuch von Imboden/Rhinow in die Hände geraten und noch mehr zufälligerweise stach ihm eine ganz kitze kleine Fussnote ins Auge, welche die Antwort auf des Professors Frage abgab. Und nur deshalb hat er antworten und den Professor befriedigen können. Dem Himmel sei Dank.

Die beiden wussten auch immer von Dutzenden von Prüflingen, die durchgefallen waren, obwohl sie sehr gut vorbereitet gewesen sind. Sowohl Felix wie auch Erich haben dann mit magna cum laude abgeschlossen, was aber ebenfalls reiner Zufall war, da sie immer ganz knapp am GAU vorbeigeschrammt waren. So ermutigt und gestärkt machten sich Bernhard, Burki Christoph Burckhardt und ich an die Prüfungsvorbereitungen. Burki und ich kamen meist planmässig voran, Bernhard war schon im ersten mündlichen Prüfungsblock gnadenlos in Rückstand geraten, weil er eben tatsächlich auch alle Fussnoten auswendig lernte. Nach 80% der Vorbereitungszeit auf den zweiten mündlichen Block, Privatrecht, war er noch nicht einmal mit dem Zivilgesetzbuch durch. Es war zum Verzweifeln und Bernhard verzweifelte auch beinahe. Glücklicherweise war er aber ein derart seriöser und guter Student, dass er von seinen fünf Studienjahren her auch ohne zusätzliche Vorbereitung immer noch mehr als die meisten Prüflinge wusste.

Rückblickend war das Vorbereitungs- und Prüfungsjahr zumindest für mich eine sehr gute Zeit.

Bonzen-F. & Co.

Wir waren eine grosse Prüfungsvorbereitungsgruppe geworden, welche sich regelmässig in der Cafeteria des Fakultätsgebäudes an der Freiestrasse 36 traf. Zum engeren Kern gehörten auch D. und F. Die beiden waren schon damals dicke Freunde. F. hatte den Übernahmen Bonzen-F., weil er bereits während des Studiums an der Börse als Ringhändler gutes Geld verdiente. Beide arbeiteten bei der UBS oder wie auch immer die Bank damals hiess. Zum engeren Kreis gehörten auch Marco Mathis, Peter Schwarz, Felix Kuster und Blacky Schwarz. Blacky war ein total cooler Typ, fuhr einen wunderbaren alten Chevi, bis er mit diesem einmal mitten auf dem Tramgleis an

den falschen Trämmer geriet. Der Trampilot hätte eigentlich noch stoppen können. Bei einem Unfall auf dem Gleis ist aber immer der Auffahrer schuld. Blacky war ein grosser Selbstdarsteller und noch grösserer Spekulant. Beispielsweise übersprang er bei den Prüfungsvorbereitungen zum Lizentiat für das mündliche Fach ZGB den ganzen Teil Erbrecht, weil sowieso nur selten Fragen daraus gestellt würden. Er hat das Lizentiat zu unser aller Verwunderung problemlos bestanden.

Kommilitone D. wechselte irgendwann von der UBS zur kantonalen Tresorerie für die Beamtenversicherungskasse. Er sagte öfters, er mache für die BVK Millionen, werde aber nur mit einem Hungerlohn abgespiesen. Diese Erkenntnis nagte derart stark an ihm, dass er zusammen mit F., der sich zwischenzeitlich selbständig gemacht hatte, irgendwelche obskuren Börsengeschäfte mit BVK-Mitteln machte, von welchen ziemlich viel Geld an die beiden zurückfloss. Sie sollen das jeweils in Nobelrestaurants bei feinem Essen und noch feineren Weinen und Spirituosen ausgiebig gefeiert haben. Das Spezielle an der ganzen Geschichte ist, dass wir Studienkollegen anlässlich unserer Jahrestreffs ab und zu Scherze über angeblich dubiose Geschäfte von F. und D. machten, obwohl wir keinerlei Hinweise hatten. Solche Sprüche gehörten einfach zu den Standardblödeleien an unseren regelmässigen jährlichen Treffs des Abschlussjahrganges 1982 zu Fondue Chinoise im Restaurant Dézaley in der Altstadt. Rein intuitiv haben wir aber wohl irgendetwas gespürt.

2005 oder 2006 traf ich mich einmal mit den beiden ehemaligen Kommilitonen und Rechtsanwälten Marco Mathis und Christoph Burckhardt, den beiden Kollegen D. und F. sowie zwei weiteren Kumpels von D. und F. zu einem Nachtessen im Restaurant Antiquario in Zürich Hottingen. Die beiden Herren, die ich nicht kannte, waren, wie sich später zeigte, ebenfalls in die obskuren Anlagegeschäfte involviert. Es war ein einziges Mal, dass ich mich in dieser Gesellschaft bewegte. Irgendwie fanden die anderen wohl, dass ein Oberstaatsanwalt nicht so recht in ihre Runde passte. So habe es auch ich empfunden. Ich unterhielt mich den ganzen Abend nur mit Burki und Marco.

Danis Modus operandi war immer gleich und funktionierte offenbar jahrelang problemlos. Er machte seine Geschäfte nur mit engen Freunden aus Studien- oder Militärzeiten. Burki führte zwar ab und zu ein anwaltliches Mandat für die BVK, aber er, Marco und ich hatten nicht die geringste Ahnung, was da abging. Burki war bereits ein sehr

gefragter Anwalt, die Geschichte mit D. und F. machte ihm dann rein persönlich schwer zu schaffen. Er fühlte sich von zwei Freunden hintergangen. Und eben: ich war damals Oberstaatsanwalt. D.'s Chef wiederum war Finanzdirektor Regierungsrat Christian Huber, der ehemalige Staatsanwalt und Geschworenengerichtspräsident! Irgendwann flog die ganze Betrugsgeschichte auf, und im Nachhinein war mir die Begegnung im Antiquario doch ziemlich peinlich, obwohl natürlich jeder für sich selbst bezahlt hatte. Dieses Treffen wurde im Rahmen des langen und gründlichen Strafverfahrens ebenfalls untersucht, und damit wurde auch ich tangiert, da ich im Mailverteiler von Marco für die Einladung ins Antiquario aufgeführt war.

D. und F. verbrachten später längere Zeit in Institutionen meines Amtes. Ich war diesbezüglich immer im Ausstand. Sie beide haben für ihre Fehltritte einen sehr hohen Preis bezahlt. Sie haben alles, inkl. Familie und Gesundheit, ohne Not aufs Spiel gesetzt und verloren. Nach dem Strafvollzug wieder Fuss zu fassen, ist sehr schwer. Ich weiss nicht, ob sie es geschafft haben. Ich würde es ihnen aber wünschen. Jeder verdient eine zweite Chance.

Eine parlamentarische Untersuchungskommission hat die ganze BVK-Affäre schliesslich auch noch politisch aufgearbeitet. Die Regierung wurde darin heftig kritisiert²⁹⁴.

Seit der Verhaftung von D. und F. fand nie mehr ein Ehemaligen-Treff des Jahrganges 1982 statt. Eigentlich schade. Beschädigt wurden auch bestehende Freundschaften nicht beteiligter Personen. Burki und ich haben beidseitig jahrelang den Kontakt zueinander gemieden, zu unangenehm war uns die Geschichte. Dabei waren wir in früheren Jahren recht eng befreundet. Er hat eine Freundin meiner ersten Frau Susi, nämlich Barbara Saesseli geheiratet. Während dieser Zeit waren wir oft zu viert zusammen. Unsere beiden Ehen haben nicht gehalten. Ich hoffe, mit meiner Pensionierung die Freundschaft mit diesem alten Kollegen wieder auffrischen zu können. Auch mit Barbara Saesseli habe ich noch sporadisch Kontakt. Sie ist als selbständige Psychiaterin tätig.

²⁹⁴ Müssen Regierungsräte für Debakel bezahlen? (NZZ vom 2. Oktober 2012; Link dazu auf meiner Website); PUK-Bericht zur BVK – Stellungnahme des Regierungsrates (Medienkonferenz vom 2.10.2012), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Dottore Don Raffi

Die BVK-Affäre war mit Abstand der grösste Betrugsfall und Skandal innerhalb der kantonalen Verwaltung. Ähnlich viel Staub aufgewirbelt hatte nur noch der Fall von Dr. Raphael Huber, der in den Achtzigerjahren als Leiter des Wirtschaftswesen der Finanzdirektion für Betriebsbewilligungen von Restaurants zuständig gewesen ist. Er hat dabei oft die hohle Hand gemacht. Zudem liess er sich Bilder seines verstorbenen Vaters, der den Künstlernamen Pietri Corsin führte, von an Ausschankbewilligungen interessierten Wirten teuer abkaufen. Vielfach war er auch selber Gast in "seinen" Restaurants und liess sich die Rechnung zu sich nach Hause schicken. Natürlich verzichteten die meisten Wirte dann auf Rechnungsstellung, und wer konnte es dem Herrn Doktor schon verdenken, dass er dies nicht bemerkte. Er soll vor allem mit dem Bilderverkauf viel Geld erwirtschaftet haben.

Auf irgendwelchen Wegen hatte Moritz Leuenberger solche Geschichten zu Ohren bekommen und nach seinem Amtsantritt 1991 seinen Regierungskollegen Finanzdirektor Erich Honegger orientiert. In der Folge flog Don Raffi, auch Dottore genannt, auf und wurde schliesslich nach einem komplizierten, aufwändigen und sehr langen Strafverfahren zu viereinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Sein Anwalt Bernhard Gehrig hatte bis zur rechtskräftigen Verurteilung sämtliche Register eines gewieften Strafverteidigers gezogen. Huber düpierte die Zürcher Justiz noch lange. Er hatte in der Toscana ein Weingut gekauft. Dottore heiratete dann zu allem Überdross auch noch seine italienische Haushälterin, um selber italienischer Bürger zu werden. Er hatte sich nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft in sein Weingut zurückgezogen. Mit nunmehr italienischem Pass ausgestattet konnte er sich lange der Auslieferung in die Schweiz entziehen. Das durch deliktisches Geld finanzierte Weingut hätte natürlich zugunsten des Kantons Zürich eingezogen werden müssen, Huber hatte es aber rechtzeitig auf seine Ehefrau übertragen lassen. Warum das trotz gerichtlich angeordneter Grundbuchsperre möglich gewesen ist, wissen die Götter bzw. die involvierten italienischen Behörden. Der ehemalige Zürcher Staatsanwalt Giampiero Antognazza hat einmal treffend gesagt: "Der Stiefel neigt sich nach Mailand gegen Afrika." Er musste es wissen, hatte er doch bereits während seiner aktiven Zeit einen Zweitwohnsitz in Italien.

Der fallführende Bezirksanwalt Emil Frei und der zuständige Staatsanwalt Armin Felber waren manchmal am Rand der Verzweiflung. Schliesslich wurde Don Raffi 1998 doch noch in die Schweiz ausgeliefert, und er sass zwei Drittel seiner Strafe in der JVA Pöschwies ab²⁹⁵. Wir hatten zwar noch versucht, ihm den Strafdrittel zu verweigern, weil er alles Deliktsgut so elegant abgezügelt hatte. Er war aber ein mustergültiger Gefangener und arbeitete in der Gefangenenbibliothek. Er soll viele Gefangene bei der Abfassung von Rechtsschriften unterstützt haben. Jedenfalls reichte unsere Argumentation, er habe dem Staat das Deliktsgut durch aktives Handeln entzogen und keinerlei Bereitschaft gezeigt, den verursachten Schaden wiedergutzumachen bzw. den unrechtmässig erlangten Gewinn herauszugeben, für die Verweigerung der bedingten Entlassung nicht aus. Warum nicht, ist mir eigentlich noch heute nicht ganz klar. Der Regierungsrat hob jedenfalls im Rekursverfahren unsere Verfügung auf und ordnete die bedingte Entlassung an. Dottore konnte dann seinen Ruhestand in der Toskana geniessen. Es war dem Staat auch nicht gelungen, auf seine Pensionskassengelder Hand zu legen.

Manchmal wünschte man sich in solchen Momenten, in Russland oder China zu sein. Aber nur ganz kurz²⁹⁶.

Kleinere Fische

Natürlich hat es immer wieder kleinere Fälle von Veruntreuung, passiver Bestechung, Betrug, Urkundenfälschung etc. in der kantonalen Verwaltung gegeben, immer mal wieder auch im Zuständigkeitsbereich der Direktion der Justiz und des Innern. Ziemlich dreist war ein Rechnungsführer einer Bezirksanwaltschaft, der seine privaten Rechnungen, u.a. auch Steuerrechnungen, über die Amtskasse abwickelte. Wie so viele andere auch visierte der zuständige Geschäftsleiter die ihm vorgelegten Zahlungsanweisungen mehr oder weniger blind. Einmal ging der fehlbare Schelm aber wirklich zu weit. Er wickelte eine Rechnung für Heizöl über die Amtskasse für eine

²⁹⁵ Vgl. SF Rundschau vom 15.7.1998, Der Stuhl: Studiogast Armin Felber (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

²⁹⁶ Vgl. hierzu auch Interpellation KR-Nr. 230/1992 sowie Interpellation KR-Nr. 243/1994 und Anfrage KR-Nr. 279/1994 (Ausübung der Aufsicht über die Abteilung Wirtschaftswesen, Vernehmlassung zum Antrag der Geschäftsprüfungskommission betreffend Einsetzung einer Parlamentarischen Untersuchungskommission), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Ölmenge ab, die gar nicht in den fraglichen Öltank passte. Irgendjemandem fiel dies auf und der Rechnungsführer flog auf.

Im Verlauf der Jahre förderten solche und ähnliche Vorfälle immer stärker den Ruf nach einem professionellen internen Kontrollsystem (IKS) auch für die kantonale Verwaltung. Es wurde ein Projekt lanciert und die Leitung einem Finanzspezialisten des Gemeindeamtes der JI übertragen. Und hier wurde wirklich der Bock zum Gärtner gemacht. Der finanzkundige Fachmann war mutmasslich ein Betrüger, der dem Kanton Zürich irgendwelche Scheingutachten über seine Privatfirma teuer verrechnete. Auch dies fiel den für die Zahlungsanweisungen zuständigen Personen lange nicht auf. Irgendwann platzte aber auch dieses Geschäftsmodell.

Kleinere Trickereien gab es immer wieder. So organisierte beispielsweise ein Mitarbeiter ein Betriebsfest und verrechnete verteuert die gelieferten Getränke der Staatskasse. Oder ein anderes ganz kleines Fischchen: eine Mitarbeiterin bezog für Mitarbeiter, die auf ihre Lunchchecks verzichteten, mit i.V.-Unterschriften auf den Bezugsformularen deren Lunchcheckheftchen. Auch das kam zur Anzeige, aber zu keiner Verurteilung, sondern zu einem Freispruch. Nicht einmal die Kostenaufgabe an die angeschuldigte Person hatte im Rechtsmittelverfahren vor dem Einzelrichter Bestand, was uns damals schon etwas erstaunte.

Ein anderer Mitarbeiter klappte einmal aus einem Päckchen für einen Gefangenen ein Duschmittel, was zu seiner fristlosen Entlassung führte. Mehr als einmal kam es zu diebischen Griffen in Kaffeekassen oder sonstige für Mitarbeitende geführte Nebenkassen.

Das IKS hat viele mögliche Risiken minimiert, aber der Erfindungslust sind keine Grenzen gesetzt. Oft trieb auch pure Geldnot wegen familiärer oder anderer Probleme ganz normale Mitarbeitende zu solchen Taten. Wenn es dann auskam, war der Schaden ein doppelter: zur Bestrafung kam jeweils auch die Entlassung.

[Rajower & Weber, Rechtsanwälte](#)

[Nacheinander treffen auch Bernhard Wittweiler und Ursula Weber im Vis-à-vis ein. Wie immer bringen wir uns gegenseitig auf den aktuellen Stand. Einmal mehr interessiert](#)

mein vorzeitiger Abgang. Ich schwärme von meiner neu gewonnenen Freiheit. Felix und Bernhard sind schon beinahe etwas neidisch. Wir sind bereits in einem Alter, in welchem wir uns über unsere verschiedenen Gebrechen austauschen. Ich hoffe, dass Thema nimmt nicht Überhand.

Neben Studium und Assistenz bei Professor Riemer verbinden Felix und mich auch die gemeinsame grosse Liebe zum Film. In den Neunzigerjahren wurde ich mehrfacher Familienvater und konnte nicht mehr wie bisher zwei Mal pro Woche ins Kino gehen. Felix hat mich deshalb filmisch ziemlich abgehängt, er ist immer auf dem aktuellen Stand, ich schon längst nicht mehr.

Ursula Weber ist ebenfalls Filmliebhaberin. Eine weitere Gemeinsamkeit, die sie mit Felix verbindet. Ich habe sie immer bewundert, sie ist ein wunderbarer Mensch und eine phantastische Juristin. Sie hat meine Exfrau Elisabeth und mich bei unserer Scheidung als Anwältin vertreten. Felix lernte sie in ihrer Zeit am Bezirksgericht Zürich kennen. Sie war damals meine Stellvertreterin als erster Gerichtsschreiber. Verschiedene Richter waren hinter ihr her, alle liess sie abblitzen. Ich war deshalb überrascht, als Felix und sie ein Paar geworden sind. Ich freute mich aber für beide sehr. Sie passen wirklich perfekt zusammen. Felix ist ein sehr witziger, leiser und intelligenter Mensch mit einem wunderbaren Humor à la Woody Allen. Wie er es geschafft hat, die begehrte Ursula zu erobern, hat er nie preisgegeben. Vermutlich hat er sie mit Liebenswürdigkeit, stillem Charme, Witz und grosser Zurückhaltung für sich gewinnen können, und erobert hat vermutlich eher sie ihn. Er hat sich aber sicher sofort kampflos ergeben.

Felix ist für mich ein untypischer Anwalt, äusserst vorsichtig, voller Skrupel und Bedenken. Vermutlich macht das aber seinen Erfolg aus. Er denkt immer alles bis ins letzte Detail durch und wird wohl kaum jeweils von einem nicht erwarteten Argument eines Gegenanwaltes überrascht worden sein. Er hat auch heute noch immer und rein zufälligerweise stets die kleinste Fussnote gelesen. Ursula macht viele von Frauenhäusern vermittelte Opfervertretungen. Sie kämpft stets mit vollem Elan und ganzem Herzen.

So wie Felix und Ursula stelle ich mir wirklich gute, unbestechliche und stets ethisch handelnde Rechtsanwält:innen vor. Rajower & Weber, Rechtsanwälte.

CRT-I und Wachmann Meili

Vom September 1997 bis Anfang der Zweitausenderjahre arbeiteten Felix Rajower und Ursula Weber auch für meinen Doktorvater Professor Hans Michael Riemer bzw. für das Schiedsgericht betreffend Nachrichtenlose Vermögen (Claims Resolution Tribunal I, CRT-I). Riemer war zum Präsidenten von CRT-I ernannt worden. Das Schiedsgericht wurde von Paul Volcker, dem früheren Chef der amerikanischen Zentralbank überwacht. Es bestand neben Riemer als Schiedsgerichtspräsidenten aus 17 weiteren Richter:innen und ca. 50 Mitarbeitenden. Insgesamt wurden 65 Mio. Franken ausbezahlt, allerdings nur 16 Mio. Franken direkt an Holocaust-Opfer. Dies soll Volcker derart geärgert haben, dass CRT-I im September 2001 aufgelöst und durch CRT-II ersetzt wurde²⁹⁷.

Schon im Januar 1997 war ich als Generalsekretär der Justizdirektion mit dem Thema der nachrichtlosen Vermögen befasst. Der Wachmann Christoph Meili hatte im Hauptsitz der Schweizerischen Bankgesellschaft (kurz später UBS) am 8. Januar 1997 bemerkt, dass Bankdokumente aus den Dreissiger- und Vierzigerjahren geschreddert wurden, was durch einen Bundesbeschluss ausdrücklich verboten worden war. Er behändigte einiger dieser Dokumente und übergab sie der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich. Diese Geschichte erregte weltweit riesengrosses Aufsehen. Bald darauf eröffnete Bezirksanwalt Peter Cosandey ein Strafverfahren gegen Meili wegen Verstosses gegen das Bankgeheimnis. Cosandey war Leiter der Besonderen Bezirksanwaltschaft IV für Rechtshilfe und Geldwäscherei. Natürlich war die Aufregung darüber bis zum Justizdirektor hinauf sehr gross, als dies bekannt wurde. Es sollte also dem Überbringer der schlechten Botschaft bzw. dem Whistleblower Meili der Prozess gemacht werden? Warum bzw. wie der Fall bei Cosandey gelandet war, ist mir auch im Nachhinein nie ganz klar geworden. Ich konnte mich aber nicht des Eindrucks erwehren, dass er auf Grund seiner guten Kontakte mit Banken (er war früher selber einmal bei einer Bank angestellt) involviert worden war und dann das Verfahren von sich aus eröffnet hatte, wozu er natürlich kompetent war. Dies ist aber reine Spekulation. Die Strafverfolgungsbehörde ist in Bezug auf die Eröffnung eines Strafverfahrens nur dem Gesetz verpflichtet, ansonsten völlig frei und unabhängig. Der

²⁹⁷ Vgl. hierzu Beobachter vom 22. Januar 2013, René Ammann und Balz Ruchti, «Wo sind die Millionen hin?», auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Justizdirektor kann nicht die Einstellung eines Verfahrens anordnen, sondern nur das Gegenteil, nämlich dessen Eröffnung. Dies ist rechtsstaatlich auch absolut richtig so. Bezirksanwalt Peter Cosandey stellte das Strafverfahren gegen Meili 1998 wegen Geringfügigkeit eines allfälligen Verstosses gegen das Bankgeheimnis ein²⁹⁸. Vermutlich nicht ganz ohne Druck von oben. Doch auch das ist pure Spekulation.

Das Anwaltspatent

Ich selber wollte ursprünglich ebenfalls das Anwaltspatent erlangen. Nach einem Jahr juristischer Praxis haben viele meiner Kolleginnen und Kollegen unbezahlten Urlaub genommen und sich auf die Anwaltsprüfungen vorbereitet. Sie galten und gelten immer noch als die strengsten Prüfungen für Jurist:innen überhaupt. Die Durchfallquote soll bei über 50% liegen.

Nach einem Jahr Praxis wechselte ich 1988 als juristischer Sekretär ans Obergericht und rechnete damit, dass ich in einem weiteren Jahr gelegentlich die Anwaltsprüfungen in Angriff nehmen könne. Nach Ablauf dieses Jahres kehrte ich aber bereits 1989 als Stellvertreter des ersten Gerichtsschreibers ans Bezirksgericht Zürich zurück und nach einem weiteren Jahr wurde ich als erster Gerichtsschreiber gewählt. Es wäre zwar nach wie vor denkbar gewesen, das Anwaltsexamen zu machen, verschiedene Gründe sprachen aber dagegen. Mein Berufsziel war zu diesem Zeitpunkt Richter. Damals war der Besitz des Anwaltspatents noch keine zwingende Voraussetzung dafür, dass man von der interparteilichen Konferenz (IPK) als Richter nominiert wurde. So gesehen brauchte ich den Anwaltstitel nicht unbedingt. Das ist heute anders. Zudem wurde ich 1991 Familienvater und konnte mir eine Lohneinbusse von einem halben Jahr unbezahlten Urlaubs nicht leisten. Schliesslich wäre ich als oberster Chef von mehr als 120 Auditor:innen und Gerichtssekretär:innen zur Lachnummer geworden, wenn ich an einer der Prüfungen durchgefallen wäre. So liess ich es eben bleiben. Zum Glück musste ich es nie bereuen.

²⁹⁸ Vgl. www.interaktiv.tagesanzeiger.ch, « Ich würde es wieder tun », Die Affäre Meili, eine Chronologie, von Gisela Blau und Interaktiv-Team, veröffentlicht am 12. August 2018 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Heute ist es eindeutig so, dass das Anwaltspatent in einer juristischen Laufbahn eine wichtigere Rolle spielt als der Dokortitel. Ich bin stolz auf meine älteste Stieftochter Olivia, die alle Prüfungen im ersten Anlauf gut geschafft hat. Sie ist vom Typ her für den Rechtsanwaltsberuf auch wirklich sehr geeignet.

Es gibt deren viele und sehr verschiedene

Natürlich habe ich in meinem Berufsleben sehr viele Rechtsanwält:innen kennengelernt. Viele waren Studienkolleg:innen, haben mit mir am Gericht gedient oder ich hatte mit ihnen als Parteienvertreter:innen in Gerichts- und Verwaltungsverfahren zu tun.

Im Allgemeinen ist das Berufsniveau recht hoch. Ich bin nur wenigen Anwält:innen begegnet, bei denen ich das Gefühl hatte, ihr:e Klient:in sei mit ihnen nicht gut bedient. Auch der persönliche Umgang war meist angenehm. Es gibt den Typ Anwalt, der im Gespräch durchaus freundlich und korrekt ist, schriftlich aber so richtig schön austeilt. Ich nenne diese Kategorie Schreibtischtäter. Hierzu passt mein lieber ehemaliger Kollege vom Bezirksgericht Zürich, der damalige Vizepräsident Bruno Steiner, der nachher als selbständiger Rechtsanwalt tätig geworden ist. Er hat seine Attacken in der Regel immerhin in ein schon fast literarisches Gewand eingekleidet, so dass die Lektüre nicht nur ärgert, sondern auch ein Genuss sein kann. Er hat das so gut gemacht, dass er bei den Insassen der JVA Pöschwies zum Geheimtip avanciert ist. Er hat verschiedene schwierigste Mandate geführt und dabei gerne kräftig auf die Pauke gehauen. Er hat den mutmasslichen Millionenbetrüger Dieter Behring verteidigt und die Bundesanwaltschaft im Verfahren gegen die Hells Angels richtiggehend vorgeführt. Als Verteidiger von Hugo Portmann hat er erreicht, dass dieser nach insgesamt 35 Jahren Haft endlich bedingt aus dem Strafvollzug entlassen worden ist²⁹⁹. Der Staranwalt Valentin Landmann hat mit Steiner studiert und ist mit ihm befreundet. Er nennt ihn «Steiner des Anstosses»³⁰⁰. Steiner ist auch immer wieder

²⁹⁹ Vgl. 20 Minuten vom 4. April 2018, „Das ist Hugo Portmann persönliches Wunder“, auf meiner Website auf der Linkliste aufgeführt.

³⁰⁰ Vgl. Tages-Anzeiger vom 24.10.2012, „Ein unbeugsamer Geist“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

pro bono tätig. Ich habe ihn zuletzt im Oktober 2017 Jahren getroffen. Wir besprachen einen besonders schwierigen Fall bei ihm zuhause im Büro in seinem Einfamilienhaus in Oerlikon. Sofort war die alte Sympathie zu einem echten Paradiesvogel wieder da.

Am schwierigsten ist der Typ, mit dem man informelle Telefongespräche führt, dies auch ausdrücklich so verstanden haben will, der dann aber solche Off-record-Gespräche trotzdem in seine Rechtsschriften hineinverpackt. Das macht man mit mir aber nur einmal, mit solchen "Kollegen" habe ich anschliessend nur noch schriftlich verkehrt.

Ein Anwalt muss engagiert sein, Überengagement kann für ihn und insbesondere seine:n Klient:in heikel werden. Kein Überengagement erkenne ich darin, wenn ein:e Anwält:in mit harten Bandagen, aber durchaus zum Wohl seines/ihres Klienten kämpft. Dies kann für die Behörde zwar aufwändig und auch unangenehm sein, vor allem wenn der Anwalt sich zusätzlich der Medien zu bedienen weiss. Es gibt einige, die diese Kunst virtuos beherrschen. Zu diesen gehört z.B. der ehemalige Carlos/Brian-Verteidiger Stephan Bernard, welchen ich im Vorstand der Fachgruppe Reform Strafwesen näher kennen und schätzen gelernt habe. Mit seinem Nachfolger als Carlos-Verteidiger Rechtsanwalt Thomas Häusermann bin ich nicht mehr wirklich klargekommen, dafür aber mit dem alten Fuchs und AL-Kantonsrat Markus Bischoff, welcher Carlos/Brian in einer Staatshaftungs-Angelegenheit vertreten hat³⁰¹.

Ein für die Weiterentwicklung des Justizvollzugs sehr wichtiger Anwalt ist Matthias Brunner, der viele - nicht nur für seine Klienten, sondern auch für den Justizvollzug überhaupt - wichtige Präjudizien erkämpft hat. Er hat oft nur zu Gottes Lohn ein Engagement für seine Klienten an den Tag gelegt, von welchem sich manch eine:r eine Scheibe abschneiden könnte³⁰². Hierfür gehört ihm grosser Dank und Anerkennung. Ich habe es aber immer bedauert, dass er mit der Zeit tatsächlich das Gefühl

³⁰¹ Rechtsanwalt Bischoff hat diesen Staatshaftungsprozess für Carlos kürzlich weitgehend gewonnen: vgl. „Die Zürcher Justiz hat Straftäter Brian erniedrigend und unmenschlich behandelt, eine Genugtuung erhält der junge Mann dennoch nicht“ (NZZ vom 25.3.2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁰² Vgl. Tages-Anzeiger vom 23.12.2015, Scharfe Kritik am Justizvollzug (auf meiner Website als Link aufgeführt); NZZ Folio, Verurteilt / Juni 2015, Wie lebendig begraben, von Brigitte Hürlimann (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt); Tages-Anzeiger vom 11.6.2016, Rüge für die Schweiz (auf meiner Website als Link aufgeführt); Bundesgerichtsentscheid 1P.345/2004 vom 1. Oktober 2004 (auf meiner Website als Link aufgeführt).

bekommen hat, das wichtigste Ziel des Justizvollzugs sei es, möglichst viele Verurteilte möglichst lange wegzusperren. Ebenso hat er m.E. zu wenig wahrgenommen, dass wir uns in den Zehnerjahren dieses Jahrhunderts je länger je mehr von fachlichen und immer weniger von politischen Kriterien oder von blosser Angst leiten liessen. Mit seiner Kritik am Verfahren der Fachkommissionen für die Beurteilung der Gemeingefährlichkeit³⁰³ gehe ich mit ihm aber zwischenzeitlich grösstenteils einig.

Eine inhaltliche Differenz konnte ich mit RA Brunner nie bereinigen: Als Anwalt sieht er die meisten Vorgänge im Justizvollzug als Prozess im engeren Sinn an. In seiner Logik müsste der Anwalt eigentlich während des ganzen Strafvollzugs stets an der Seite seines Mandanten sein, jeden Tag, bei jeder mündlichen Anweisung einer Aufsichtsperson, immer verbunden mit der Möglichkeit, ein Rechtsmittel zu ergreifen. Aus seiner Sicht müsste er bei jedem Gespräch von Mitarbeitenden, Aufseher:innen, Psycholog:innen, Ärzt:innen, Sozialarbeitenden etc., welches seinen Klienten betrifft, zur Wahrung des rechtlichen Gehörs anwesend sein. Ich selber habe immer den Standpunkt vertreten, dass dieser Anspruch erst im Rahmen eines formellen Verfahrens besteht. Ich räume freilich ein, dass dies beispielsweise im Verfahren der Fachkommission aus Fairness-Gründen notwendig wäre und durchaus auch bei einer psychiatrischen Begutachtung, nicht aber zwingend bei einer Vollzugskoordinations-sitzung (VKS). Nota bene: die anwaltliche Teilnahme an einer VKS kann durchaus Sinn machen, nur besteht hierauf eben kein Rechtsanspruch.

Bei besonders schwierigen, allenfalls querulatorisch veranlagten Klienten ist eine gute rechtliche Vertretung immer ein Kantengang. Wenn der Anwalt nicht mit voller Pulle und Vorschlaghammer gegen die Behörden antritt, wird er bald das Vertrauen seines Klienten verlieren. Bei Carlos/Brian hatten seine Rechtsvertreter über kurz oder lang eigentlich nur die Wahl zwischen Überidentifikation und Distanzlosigkeit oder Niederlegung des Mandates. Auch dies macht die besondere Schwierigkeit dieses Falles aus.

Anwälte neigen manchmal dazu, Gerichtssekretäre und Verwaltungsjuristinnen als ihre Gehilfen oder Handlanger anzusehen. Einem älteren Kollegen, der mich im

³⁰³ Vgl. auch Bundesgerichtsentscheid 6B_774/2011 vom 3.4.2012 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt); Bundesgerichtsentscheid 6B_1028/2014 vom 17. Juli 2015 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Rahmen von schwierigen Vergleichsverhandlungen in einem Staatshaftungsfall wie eine bessere Schreibkraft behandelte, musste ich erklären, dass ich mehr General als Sekretär sei und sicherlich keine Aufträge von ihm entgegennehme. Die besten Strafverteidiger:innen in diesem Kanton haben in der Regel aber vorzügliche professionelle Kontakte zu den Behörden gepflegt. Ich denke z.B. an Lorenz Erni, Valentin Landmann, Paul Baumgartner oder Thomas Fingerhuth.

Rechtsanwalt Paul Baumgartner ist blind. Wie er sich trotz seiner Behinderung organisiert, ist absolut bemerkenswert. Er galt als einer der besten Strafverteidiger im Lande und war lange Zeit auch Kassationsrichter. Ich hatte mit Baumgartner in Zusammenhang mit einem sehr komplizierten und aufwändigen Wirtschaftsstraffall betreffend eine bekannte Bank zu tun. Er und der fallführende Staatsanwalt Andreas Ochsenbein waren aneinandergeraten. Ich versuchte als zuständiger Oberstaatsanwalt die verfahrenre Situation zu deblockieren.

Ein Rechtsanwalt, welchen ich besonders schätze, ist Kurt Meier. Er ist seit über 45 Jahren als selbständiger Anwalt mit den Schwerpunkten Haftpflicht-, Versicherungs- und Arbeitsrecht tätig. Er gehört zu den «linken» Rechtsanwälten, die in den Siebzigerjahren ihre Kanzlei in Aussersihl nahe beim Bezirksgericht Zürich gegründet haben. Die meisten waren gewiefte Taktiker:innen und schlachteten jeden Behördenfehler gnadenlos aus, was natürlich ihr gutes Recht ist. Dazu fallen mir viele bekannte Namen ein wie Moritz Leuenberger, Hanspeter Uster (der spätere Zuger Regierungsrat), Beat Gsell, Andrea Danuser, Christoph Häberli, Thomas Fingerhut, Andi Hoppler und Marco Mona, vom Anwaltskollektiv Barbara Hug (die engagierte Verteidigerin von Walter Stürm), Susanne Leuzinger (die spätere Bundesrichterin), Jeanne Dubois, Edmund Schönenberger (Gründer des Vereins Psychex und vehementer Kämpfer gegen jede Form von Zwangspsychiatrie), die Anwältinnen von der Gartenhofstrasse Regine Aeppli (die spätere Regierungsrätin) und Anita Thanei³⁰⁴. Kurt Meier und ich hatten ab und zu beruflich miteinander zu tun. Er war wie Paul Baumgartner auch als Kassationsrichter tätig. Er ist zudem ein begabter Dichter³⁰⁵. Als Pfarrerssohn interessierte er sich 2019 für die Mitarbeit in «meiner»

³⁰⁴ Vgl. Aussersihler Anwälte: Nachhaltiges Wirken (von Kurt Meier in Plädoyer vom 28.11.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁰⁵ Kurt Meier, Fugen dichten, Zürich 2007

Pfarrwahlkommission Kreis sieben acht, wo er auch wohnt. Er war mit seiner Lebenserfahrung und seiner gewinnenden Wesensart für die Kommission ein grosser Gewinn. Nach seinem Rücktritt als Bundesrat benutzte Moritz Leuenberger Kurts Anwaltskanzlei als Geschäftsadresse.³⁰⁶

Unvergesslich bleibt Daniel Vischer, den ich bereits als Schüler anfangs der Siebzigerjahre im Rahmen einer staatsbürgerlichen Woche des Gymnasiums Freudenberg kennen lernte. Wir besuchten verschiedene politische Parteien in ihren Parteizentralen, u.a. auch die Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) irgendwo in Zürich Enge. Daniel Vischer war einer der Funktionäre, welche uns empfingen und informierten bzw. zu indoktrinieren versuchten. Sein Vater Frank Vischer gehörte zum «Basler Daig», der Oberschicht im Raum Basel. Vischer senior war zeitweise Dekan der juristischen Fakultät und Rektor der Universität Basel. Daniel studiert erst mit 30 Jus, war im Anwaltskollektiv tätig und erwarb das Anwaltspatent. Später wechselte er in die Grüne Partei und wurde 1983 (vorerst für die POCH) Kantonsrat. Dort lernte ich ihn als sehr aktiven und gescheiten Parlamentarier kennen, der zahlreiche Vorstösse lancierte. 2003 wechselte er in den Nationalrat. 2017 erlag er mir 67 Jahren einem Krebsleiden. Seine Autobiographie wurde erst kürzlich posthum veröffentlicht³⁰⁷. 1996 bearbeitete ich als Generalsekretär der Justizdirektion seine kantonsrätliche Anfrage betreffend Zahltagsdiebstahl bei der Stadtpolizei 1963³⁰⁸. Kurt Meier war ein Detektiv bei der Stadtpolizei Zürich, der seinen Vorgesetzten Walter Hubatka, Kripchef der Stadtpolizei Zürich, beschuldigt hatte, in den erwähnten Zahltagsdiebstahl verwickelt gewesen zu sein. Da bei der Stadtpolizei viele Meiers angestellt waren, bekam er den Namen Meier 19. Dieser Fall beschäftigte über Jahrzehnte hinweg immer wieder Medien und Politik³⁰⁹.

³⁰⁶ Leider ist Kurt Meier am 20. Juni 2024 im Alter von 77 Jahren verstorben. Er litt in den letzten Jahren an ALS, einer heimtückischen, schweren Erkrankung des Nervensystems. Die Abdankungsfeier fand in der Neumünsterkirche in meinem Kirchenkreis statt. Die Kirche war fast bis zum letzten Platz besetzt. Pfarrerin Stefanie Pors gestaltete den Gottesdienst und Moritz Leuenberger hielt eine schöne Abschiedsrede.

³⁰⁷ Daniel Vischer, Eckdaten. Linke Politik und rechter Fussball, Memoiren, Zürich 2021.

³⁰⁸ KR-Nr. 37/1996; Wikipedia zu „Meier 19“; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁰⁹ Anfrage von Daniel Vischer und Bettina Volland KR.-Nr. 285/2001 (Wiedergutmachung gegenüber Meier 19); „Meier 19“ gestorben, in: NZZ vom 9.11.2006; siehe auch auf meiner Website in der Linkliste.

Schwätzer und scharfe Denker

Ein spezieller Typ Rechtsanwalt ist derjenige, der seine Plädoyers eigentlich nur für seinen Mandanten vorträgt, nicht aber für das Gericht oder die Gegenpartei. Er schwadroniert, poltert und donnert, holt weitschweifig aus, bringt rechtlich unbedeutende persönliche Details vor, giesst ständig Oel ins Feuer, droht der Gegenseite und schmeichelt seinem Klienten. Die Gerichte kennen diesen Typen, lassen seine Exkurse und Exkrementen über sich ergehen, um dann nur 10% seiner Ausführungen, die vielleicht doch noch rechtlich halbwegs relevant sind, in ihre Erwägungen einfließen zu lassen.

Der Antipode dieses Schwätzers ist der Anwalt, der scharfe Denker, welcher knapp, präzise und stringent formuliert und damit für die Rechtsfindung entscheidende Wegmarken setzt. Dies ist eine hohe Kunst, welche nur die wenigsten beherrschen. Ich auch nicht. Sie braucht zudem auch Mut und grosse Selbstsicherheit. Viele, wenn nicht sogar die meisten Rechtsanwälte arbeiten lieber Punkt für Punkt der Rechtsschriften der Gegenpartei ab, auch wenn diese völlig irrelevant sind. So können sie beruhigt sein, nichts vergessen zu haben. Man ist auf der sicheren Seite. Zudem erleichtert ihnen diese Vorgehensweise ihre Arbeit, so etwa nach dem Motto: Wenn ich eine Stunde Redezeit habe, so brauche ich keine Vorbereitungszeit und kann sofort beginnen; habe ich eine Viertelstunde zur Verfügung, so brauche ich eine halbe Stunde für die Vorbereitung, und für nur fünf Minuten muss ich mich eine Stunde lang vorbereiten.

Der sicher schwierigste Typ ist wie überall der selbst querulatorisch veranlagte Anwalt. Zum Glück sind das nur wenige bzw. meistens nur solche, die den unverzeihbaren Fehler begehen, eine Sache zu vertreten, in welche sie selber persönlich zu stark involviert sind. Der schlechteste Anwalt ist immer derjenige, der in eigener Sache auftritt. Dies führt zu einer Art von Befangenheit, die zwar nicht verboten, aber absolut fatal ist. Jahrelang hatte die Zürcher Justiz mit einem Rechtsanwalt zu tun gehabt, der in einer sehr traurigen Staatshaftungssache seine Frau und sich selber vertrat. Ein anderer Anwalt war ursprünglich Kadermitarbeiter eines Amtes, welches er im Unfrieden verlassen hatte. Am liebsten vertrat er in der Folge Klienten, die mit diesem

Amt im Streit lagen. Dies war in der Regel für alle Beteiligten unproduktiv und wenig erfreulich.

Auch Nichtanwälte können in die Situation solch persönlicher Befangenheit geraten. Ich selber habe mich deshalb in der Regel lieber zu früh als zu spät in persönlichen Auseinandersetzungen anwaltlich beraten oder vertreten lassen. Wenn ich das ausnahmsweise nicht tat, neigte ich zu überlangen Beschwerdeschriften und einer gewissen Detailversessenheit; so geschehen 2008 beim Zwist mit der Leitung des Sonderschulheims Ilgenhalde, welche meinen Sohn Martin in nicht sehr feiner Art und Weise möglichst rasch loswerden wollte. Ich kam schliesslich zur Einsicht, dass nur eine Beistandschaft für Martin zielführend sei. Das half sofort.

Zu endlos langen und sinnlosen Briefwechseln führte ein Streit eines Kandidaten der SP Zürich 3 zu Zeiten, als ich noch Sektionspräsident war. Der Parteigenosse, bei dem es um die Wiederwahl in ein wichtiges öffentliches Amt ging, fühlte sich von seiner Partei bei seiner Wiederwahl zu wenig unterstützt, ja sogar gemobbt. Er war leider auch Jurist. Am Schluss füllte die Korrespondenz mit ihm einen ganzen Ordner.

Gott sei's gedankt, dass meine beiden Scheidungen sehr schlank und ohne das Waschen dreckiger Wäsche abliefen.

Am richtigen Ort

Ich weiss nicht, ob ich ein guter Anwalt geworden wäre. Einige meiner Qualitäten sprechen dafür, andere eher dagegen. Sicher ist aber, dass es für Rechtsanwält:innen, Richter:innen und Staatsanwält:innen schwierig werden kann, über Jahre hinweg forensisch tätig zu sein. In der Regel muss man die Mandate bzw. Fälle übernehmen, so wie sie anfallen. Grosse Auswahl hat man kaum, ausser man ist besonders erfolgreich. Immer dieselben Straffälle und Scheidungsstreitigkeiten kosten Substanz und sind meist auch nicht besonders spannend, sondern bedeuten harte Knochenarbeit. Glücklicherweise der Anwalt, der sich mit der Zeit Substitut:innen leisten kann, welche ihm die Detailarbeit abnehmen.

Anders als die Richter- oder Staatsanwaltstätigkeit ermöglichte mir meine Verwaltungskarriere, mit der Zeit die meiste Arbeit zu delegieren und mich auf leitende Aufgaben zu konzentrieren. Ich sagte deshalb: «Immer wenn es etwas zu tun gibt und Arbeit droht, so delegiere ich». Aber Achtung: Wenn man dabei seinen Leuten den

Eindruck vermittelt, man leiste selber nicht mehr viel, so steht man über kurz oder lang auf verlorenem Posten.

Autorität kann aber auch aus anderen Gründen erodieren.

Was einem selbständigen Anwalt nicht passieren kann: dass ihm mit sechzig plötzlich ein:e Chef:in vor die Nase gesetzt wird, mit dem/der es einfach nicht mehr richtig funktioniert. Andererseits kann er sich nur vorzeitig zur Ruhe setzen, wenn er wirklich dick Kohle gemacht hat.

26. November 2019: schon wieder im Bona Dea, diesmal mit Regula

Dunkle Tage in Ebnat Kappel. "S'elfi Glöggli lüüetet schoo". Wohin die Hirschjagd Kaiser Karl den Grossen führte. Schwimmlehrer Herr Gimmi. Die grosse Danzas-Familie und Genderfragen. Zitronenschnitz und Caramel Bouché.

Die Familien Oskar und Anna Rothenberger-Manhart und Otti und Bethli Brunschwiler-Manhart.

Abwehrschlacht im Seniorama. Zwei Mal nicht geschafft. Wechselhafte Lehrzeit. Zwei kleine Erfolge, zwei kleine und eine grössere Enttäuschung.

Glück und Heirat in Südfrankreich. Mein Enkel Jonas.

Kinderheimferien im schönen Ebnat Kappel

Meine Schwester Regula schickt mir ein SMS. Sie sei schon angekommen und sitze ganz hinten im Bona Dea. Ich erkenne sie nicht sofort, ihre Haare sind kurz wie immer, heute aber rosa gefärbt.

Wir sehen und hören uns nicht oft, ich weiss eigentlich gar nicht recht warum. Vielleicht weil wir je am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnen? Ich habe nur wenige frühe Erinnerungen an sie, dafür wohl eine der allerersten. Als wir noch sehr klein waren, haben unsere Eltern ab und zu ohne uns Kinder Elternferien gemacht. Wir waren dann für zehn oder vierzehn Tage in einem Kinderferienheim in Ebnat Kappel im Toggenburg. Ich habe ein Bild vor Augen, wie ich in einem Kinderbettchen mit Gittern sitze oder liege und durch die Gitter und ein grosses Glasfenster hindurch Rägi sehe. Vermutlich war ich ungefähr dreijährig. In einer späteren Erinnerung liege ich bereits in einem grossen Schlafsaal für das Mittagsschläfchen, schaue aber ständig auf die Eingangstür. Man hatte zu meinem Schrecken meine zweieinhalb Jahre ältere Schwester zu den grossen Kindern eingeteilt. Als ich weinte, wurde ich damit getröstet, dass sie bald bei mir vorbeischaue. Darum erwartete ich sie jeden Moment und wartete.

Das Kinderheim in Ebnat Kappel hiess Sonnegg (Sonneggstrasse 41), war eigentlich ein evangelisches Kindergärtnerinnen-Seminar und bot auch Wohnheim- und Ferien-

plätze für Kinder und Säuglinge an. Ich nehme an, dass meine Eltern die Adresse über Bekannte aus der Lucas-Kapelle bekommen haben.

Interessant ist, wie verschieden man Regulas und meine Ferien im Kinderheim bewerten kann. Für Rägi und mich war das jeweils am Anfang nicht so schön, wir wären lieber bei den Eltern geblieben, es war aber doch irgendwie normal. Kornelia war geradezu entsetzt, als ich ihr das erste Mal davon erzählt habe. Sie fand dies schon nahe bei einer Kindsmisshandlung.

Nachhaltigen Eindruck haben diese Zwangsferien bei mir aber schon hinterlassen. Ich erinnere mich noch ganz genau an einen sonnigen Sommertag in Ebnet Kappel. Viele Kinder sind auf der Wiese hinter dem Haus und spielen. Meine Eltern verabschieden sich und sagen, dass sie uns schon bald wieder abholen. Ich weine, sie gehen weg und ich sehe den hellen blauen Himmel tatsächlich wie verdunkelt, ich habe dieses seltsame Bild immer noch vor Augen. Ich fand diese Dunkelheit schon damals beunruhigend und hatte das feste Gefühl, dass es ewig lang dauern werde, bis meine Eltern mich wieder abholen.

Überhaupt sind es nicht gerade die besten Erinnerungen, die mir geblieben sind: Ich hatte immer rasch grossen Durst. Wir bekamen im Kinderheim erst nach dem Essen einen einzigen Becher kalten Tee, welchen ich in einem Zug austrank. Zugabe gab es keine. Eine seltsame Toilettenerinnerung habe ich auch. Ich sitze auf dem WC und wische mir den Hintern mit WC-Papier ab, und zwar nur mit einem einzigen Papierchen, welches ich zusammengefaltet habe, nicht mit einem doppelten Papier wie zuhause. Der Grund dafür war, dass eine Tante - so nannten wir die Betreuerinnen - einmal mitten in mein Geschäft hereingeplatzt war und mich rügte, ich verbrauche zu viel Papier, das sei Verschwendung und verstopfe das WC. Ich zog daraus meine eigenen Konsequenzen, und wieder kontrollierte mich eine Tante, dieses Mal eine andere, die mir dann sagte, ich solle das Papier nicht halbieren, sondern zwei nehmen. Sie meinte es sicher gut. Einmal gab es zum Zvieri schwarze Kirschen. Ich machte beim Essen eine riesengrosse Sauerei, verschmierte mir Mund, Hände, Leibchen und Hose. Das kam nicht gut an und offenbar hatte ich nicht genügend Ersatzkleider dabei. Ich bekam irgendwelche, die ich sehr hässlich fand und die zudem kratzten.

Brüellätsch

Ich muss als kleines Kind ziemlich viel geweint haben, galt jedenfalls in der Nachbarschaft in frühen Jahren als "Brüellätsch". Ich hatte in den ersten Lebensjahren oft Erkältungen, Halsweh, Husten und Fieber. Damals war es noch üblich, dass man auch kleinen Kindern routinemässig die Mandeln herausoperierte, um einen vermeintlichen Entzündungsherd zu eliminieren. Das machte man dann auch bei mir so. Ich war damals wohl ca. 4 Jahre alt. Ziemlich speziell und eigentlich übergriffig war, dass gleichzeitig auch meine Schwester mit mir ins Spital geschickt wurde, damit auch bei ihr die Mandeln entfernt würden. Sie hatte an sich keine grossen Probleme mit entzündeten Mandeln, aber meine Eltern wollten uns beide in einem Aufwisch operieren lassen und zudem mich nicht allein im Spital lassen. Auch der Kinderarzt fand das offenbar in Ordnung oder hat es vielleicht sogar so empfohlen.

Nach der Operation hatte ich Nachblutungen. Ich erinnere mich daran, wie ich in einem Spitalbett herumgeschoben werde und dabei Blut erbreche. Es hatte eine merkwürdige Konsistenz. Ich musste deshalb etwas länger im Spital bleiben. Ich kann mich noch schwach an eine Nasensonde erinnern, welche man mir aus irgendwelchen Gründen verpasst hatte. Mein Vater war derart stark in Sorge, dass er in Ohnmacht fiel, als man ihm ins Geschäft telefonierte und von den Komplikationen berichtete. Mein geliebter weisser Teddybär hatte vom Bluterbrechen auch etwas abgekiegt, jedenfalls war er plötzlich weg und ich bekam von den Eltern einen neuen geschenkt, der mich noch einige Jahre begleitet hat³¹⁰. Wenn man ihm auf den Bauch drückte, so brummte er. Ende der Primarschule wollte ich wissen, wie das genau funktioniert, weshalb ich ihm den Bauch aufschnitt. Mehr schlecht als recht habe ich ihn wieder zugenäht.

Heute weiss man, dass man die Mandeln nicht routinemässig quasi auf Vorrat herausoperieren sollte, da sie eine durchaus wichtige Schutzfunktion haben. Dass ich relativ rasch Bronchitis bekomme, hat wohl auch damit zu tun.

Meine Schwester war ziemlich mutig, ich eher nicht. Einmal wollte unser einige Jahre ältere Nachbar Ruedi Blickensdorfer mit uns auf der grossen Wiese vor dem Haus

³¹⁰ Der namenlose Bär ist zusammen mit mir auf einem Modelföteli abgebildet, das ca. 1963 gemacht wurde: siehe Anhang 11.

Zirkuskunststücke üben. Er selber war im Kinderzirkus Robinson aktiv. Ich erschien ihm als geeignetes Objekt, und er wollte mich an den Armen im Kreis herumschwingen, mich von seinen Schultern nach hinten herunterfallen lassen, um mich wieder aufzufangen und Ähnliches. Ich hatte Angst und wollte auf keinen Fall mitmachen. Er war viel stärker als ich und packte mich einfach. Sehr weit kam er mit seiner Vorführung nicht, der Brüllätsch in mir kam wieder zum Vorschein und ich brüllte das halbe Quartier zusammen. Ich war damals wohl im Kindergartenalter.

Kindsgi Döltschiweg

Schon in unserer Kindheit führten Regula und ich zwei ziemlich getrennte Leben. Es fing damit an, dass wir nie gemeinsam gleichzeitig den denselben Kindergarten oder das gleiche Schulhaus besuchten. Zwar waren wir beide im herzigen Kindergarten am Döltschiweg, aber eben nicht mit-, sondern nacheinander.

Ich beneidete Regula, dass sie in den Kindergarten durfte, ich aber noch nicht. Eine Erinnerung an diese Zeit ist an sich völlig banal, aber immer noch sehr deutlich. Regula hatte im Kindergarten eine Fahne gebastelt, ein Stecken mit einem bemalten weissen Tuch. Es war schon länger davon die Rede und irgendwann hiess es, dass sie die Fahne heute nach Hause bringe. Ich habe das klare Bild vor Augen, wie ich im Wohnzimmer in der alten Wohnung an der Hanfrose vor dem grünen Sofa mit den hölzernen Armlehnen, welche aus dem Polster herausragten, am Boden sitze, auf die Schwester warte und mir vorstelle, dass sie mit anderen Kindern singend und Fahnen schwingend nach Hause komme. Das Gedächtnis macht merkwürdige Kapriolen. Warum nur diese eher sinnlosen Detailerinnerungen? Sie haben sich eingeprägt, nicht aber, wie es denn war, als Regula mit der Fahne wirklich nach Hause kam. Ich war wohl zwischen drei und vier Jahre alt.

Meine (Kinder)Lieder, schöne Kindergartenzeiten

Aus dieser Zeit stammt eine Erinnerung an ein Klatschspiel mit einer eingängigen Melodie und einem merkwürdigen Text, der für mich keinen Sinn ergibt, ich weiss in aber trotzdem noch ganz genau:

Am bam bibädä bibäde butschga

Am bam bii und ambam baa

(Wiederholung)

Ego demo – karavido

Ego demo

Geh zurück nach Haus.

Zum Singen klatschte man sich mit erhobenen Händen gleichzeitig gegenseitig – allenfalls übers Kreuz - auf die Handfläche, immer schneller und schneller bei ständiger Wiederholung des Liedes.

Gern sangen wir m Kindergarten das Liedchen

Taler, Taler du musst wandern, von der einen Hand zur andern

Sage mir, mein liebes Kind, wo ist der Taler, sag geschwind,

sag geschwind.

Ein Kind hielt dazu einen Stein zwischen seinen beiden Handflächen versteckt. Die anderen Kinder standen im Kreis mit ebenfalls zusammengehaltenen, leicht geöffneten Handflächen da. Das Kind mit dem Stein ging nun von Kind zu Kind und führte seine Hände in diejenigen eines Kindes. Bei irgendeinem liess es den Stein möglichst unbemerkt in dessen Hände gleiten. Ein:e Beobachter:in musste am Schluss erraten, bei welchem Kind der Stein geblieben war.

Etwas weniger harmlos sind die Erinnerungen an zwei andere Lieder aus meiner Kindergarten- und Unterstufenzeit, die heutzutage absolut nicht mehr politisch korrekt sind. Wir haben sie aber mit Inbrunst gesungen:

Das Lied vom Fraueli, das z'Märit ga wott, bedient sämtliche Steoreotypen der sog. guten alten Zeiten. Im Wechselspiel haben die Mädchen die Strophen, in welchem es dem Ehemann Hans schlecht ergeht wie: «*Da nimmt si dä Hans bim Bärtli und rüert en use is Nachbarsgärtli*», besonders laut gesungen. Wir Buben brüllten zurück: «*Mir Manne mir müend zäme staa und de Fraue de Grind verschlaa*» und «*D'Fraue sind äs Lumpepack, nur us Stroh und Hudle gmacht*», die Mädchen jubilierten wiederum mit

der Erkenntnis *«Die Manne sind ganz andri Lüt, suffed viil und schaffed nüt.»* Und gemeinsam sangen wir zum Schluss: *«Trala la la laa, Trala la la laa ».*

Noch schlimmer und noch beliebter war bei uns das Lied, welches wir Knaben und Mädchen gemeinsam gesungen und zu welchem ich überhaupt nichts im Internet gefunden habe. Ich kann nicht sagen, ob wir es auch in der Schule gesungen haben. Wohl nicht, sondern eher beim gemeinsamen Spielen. Es ist fremdenfeindlich und antideutsch. Meine Erinnerungen dazu sind nur noch bruchstückhaft, ich habe auch den Liedanfang vergessen und kann nur noch zwei Strophen singen, immerhin kenne ich die Melodie noch ganz gut.

«Da haben die Schwaben die Schweizer ausgelacht.

Da chunnt dä Bäre-Mutzli, und haut änä eis an Grind,

dass alli hundert Schwabe, im Rhy versoffä sind.

Da haben die Schwaben die Schweizer ausgelacht.

Da chunnt de Dorä Vierzgi, da sind sie wieder choo, und händ no viel verreckter uf d'Schnurrä übercho.»

Merkwürdig unschweizerisch ist das Lied vom Mädchen, das singt:

«Es Burebüebli mag i nöd, das gseht mer mier wohl aa, juhe...

S muess eine sy gar hübsch und fyn, därf keini Fähler ha, juhe...

Und dere Büebli git's gar nöd, wo keini Fähler händ, juhe.»

Interessant, dass die letzte Strophe eigentlich heisst:

Drum bliib i ledig bis in Tod, so hätt das Lied es Änd juhe!

Wir haben eine viel familienfreundlichere Variante gesungen:

Druum bliib i ledig bis i Hochziit han, dänn hätt das Lied es Änd juhe!

Und schliesslich die ergänzte optimistische Schlussstrophe:

Da fällt mir grad de Jakob ii, dä chönnt am Änd no ledig si!

S'Burebüebli ist bei meiner Generation sicher eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder überhaupt. Als ich mit meinen Eltern und Regula 1973 das erste Mal in

Griechenland war, machten wir einen Busausflug mit Teilnehmer:innen aus verschiedenen Nationen. Die Reiseleiterin forderte uns auf, einheimische Lieder zu singen. Wir waren eine kleine Schweizer Gruppe und suchten ein Lied, das wir alle kannten. Die Wahl fiel sehr rasch auf das Burebüebli, das wir laut und sogar zweistimmig gemeinsam sangen und damit unsere Mittouristen beeindruckten.

Und dann das Lied, das wir jeden Tag im Kindergarten sangen:

„S'Elfi Glöggli lüüetet scho, isch es Ziit zum heimä gah.“

Tatsächlich, unser Kindergartenhäuschen hatte einen kleinen Glockenturm. Von der Hanfrose führte der Weg über die Wasserschöpfli und kurz dem Ueltiberg-Bähnli entlang, dann oberhalb der Wasserschöpfli dem Bernhard-Jäggi-Weg folgend bis zum Brunnen mit dem Hirsch und schon ist man im Kindergarten. Unsere Eltern wollten, dass wir diesen Weg und nicht den etwas kürzeren via Wasserschöpfli und Döltschiweg wählten. Das hatte damit zu tun, dass damals die Kreuzung Wasserschöpfli / Döltschiweg noch ziemlich unübersichtlich war und Autos von allen Seiten kommen konnten. Manchmal begleiteten mich Bärbeli und Christeli Koller vom Haus gegenüber und meist schaute dann einer ihrer Eltern vom Balkon aus, ob wir auch wirklich den richtigen Weg einschlugen. Herr Koller sagte uns jeweils, wir müssten uns an den Händen halten, was wir nur solange machten, als er uns sehen konnte. Viel später hätte ich mit Bärbeli Koller liebend gerne Händchen gehalten.

Einmal wollten wir den kürzeren, gefährlicheren Weg ausprobieren, bogen um die Ecke in die Wasserschöpfli Richtung Margaretenweg ein, warteten einen Moment lang, schauten vorsichtig um die Ecke und liefen unbemerkt in die andere Richtung zum Döltschiweg. Wir überquerten die Kreuzung wie die Hühner, ohne wirklich den Überblick zu haben. Unsere Eltern hatten schon recht, und irgendwie hatten wir das jetzt auch realisiert. So gingen wir dann meistens den sicheren Weg in Richtung Margaretenweg zum Hirschbrunnen. Ich habe mir oft vorgestellt, dass der Hirschbrunnen genau dort steht, wo der grosse Hirsch, welchen Karl der Grosse auf der Jagd verfolgt hat, in die Knie gesunken ist. Ein heiliger Platz. Die Örtlichkeiten sind auch noch heute fast unverändert.

Meine Kindergärtnerin hiess zuerst Fräulein Nicolet, nach ihrer Heirat Frau Rey. Sie hat einen Musiker, wenn ich mich recht erinnere einen Flötisten, geheiratet, der auch Mittelschul-Musiklehrer war. Jahre später erzählte uns unser Gymi-Musiklehrer namens Zumstein, dass soeben ein lieber Kollege im Mädchengymnasium Wiedikon völlig überraschend verstorben sei. Er hinterlasse eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Es war Frau Reys Mann.

Eigentlich schon mein ganzes Leben lang begleitet mich das wunderschöne Tessiner Kinderlied „L'inverno è passato“. Das erste Mal lernten wir es wohl in der Schule in der Mittelstufe kennen. Die meisten von uns hatten ziemlich Mühe mit dem italienischen Text:

*L'inverno è passato
L'aprile non c'è più
È ritornato il maggio
Al canto del cucù.
Cucù, cucù
L'aprile non c'è più
È ritornato il maggio
Al canto del cucù.*

*Lassù per le montagne
La neve non c'è più
Comincia a fare il nido
Il povero cucù.
Cucù, cucù
La neve non c'è più
Comincia a fare il nido
Il povero cucù.*

*La bella alla finestra
La guarda in su e in giù
Aspetta il fidanzato
Al canto del cucù.
Cucù, cucù
La guarda in su e in giù
Aspetta il fidanzato
Al canto del cucù.*

Immer wenn es Frühling wird und sich der Mai nähert, summe ich es vor mich hin und spätestens ab der zweiten Strophe weiss ich nicht mehr so genau, was ich da singe. Jetzt wo ich das schreibe, habe ich den Text gesucht und gefunden und verstehe zum ersten Mal, worum es da im Detail geht. Ich realisiere, dass es in der zweiten Strophe nicht „La super le montagne...“ heisst, sondern „Lassù per le montagne...“ ;>).

Funny games

An die Kindergartenzeit habe ich insgesamt gute Erinnerungen. Wir Buben spielten am liebsten mit den grossen Bauklötzen, die Mädchen mit den Puppen. Eine einzige Puppe war auch bei uns Knaben sehr beliebt, nämlich der kleine Prinz. Frau Rey hat uns die Geschichte von Saint-Exupéry vorgelesen und eine neue Puppe, den kleinen Prinzen eben, mitgebracht. Beim freien Spielen wollte jedes Kind unbedingt den kleinen Prinzen haben. Ich fand die Geschichte mit dem Prinzen auf dem sehr kleinen Planeten und mit der Schlange, die einen Elefanten verschluckt hatte, eher seltsam, aber sie gefiel mir gut.

Einmal holte mich meine Mutter vom Kindergarten ab und fragte mich, warum mein Kollege Mario und ich eigentlich immer einem kleineren Kindergärtner Angst machen würden. Frau Rey habe ihr das soeben erzählt. Ich hatte Frau Rey sehr gerne, aber es störte mich sehr, dass sie mir deswegen nichts gesagt, sondern bei meiner Mutter getöddlet hat. Mutter schimpfte nicht, sondern wollte einfach wissen, warum wir das gemacht hätten. Ich weiss noch, dass wir dem armen Kleinen - ich habe ein kleines Italienerkind mit Wuschelkopf in Erinnerungen - irgendwelche Sachen vom Himmel erzählt haben, wo man hinkommt, wenn man gestorben sei. Das war für den Kleinen sicher keine erfreuliche Perspektive, selbst wenn er vom lieben Gott persönlich begrüsst würde. Wie wir den Himmel ausgemalt haben, weiss ich nicht mehr, vermutlich aber auch nicht nur schön. Dass der Kleine deswegen einmal geweint hat, habe ich durchaus registriert.

Wir spazierten oft mit unserer Kindergartenklasse zur Känguru-Wiese hinauf, die so heisst, weil dort ein Brunnen mit einem Känguru steht. Ich glaube kaum, dass das mit einer anderen Jagd von Karl dem Grossen zu tun hat. Am Rand der Känguru-Wiese steht ein grosses Wasserreservoir, auf das wir Kleineren nur mit einiger Mühe hinaufklettern konnten. Als wir später in der Mittelstufe im sog. ET (Ergänzungsturnen) mit unserer Lehrerin Frau Ida Götte auf der Känguru-Wiese Fussball spielten, kam mir das Reservoir Bubi-klein vor.

Kennedy

Wie jeder, der die Sechzigerjahre bewusst erlebt hat, kann ich mich an den 22. November 1963 erinnern. Meine Eltern waren erschüttert über den Tod von John F. Kennedy. Die Atmosphäre zuhause war bedrückend. Anders als heute gab es im Fernsehen zumindest in der Schweiz noch keine aktuelle Sonderberichterstattung, sondern die SRG stellte abends aus Respekt ihre Sendungen ein. Die Trauer war überall spürbar. Am nächsten Morgen ging es im Kindergarten in ähnlichem Stil weiter. Unsere Kindergärtnerin war sehr traurig und sprach von Herrn Kennedy. Ich weiss, dass ich etwas irritiert war, weil sie als einzige «Herr Kennedy» sagte, meine Eltern und alle anderen sprachen nur von «Kennedy».

Von unseren Nachbarn Studers bekamen meine Eltern Weihnachten 1965 einen Gedenkband über Kennedy (der Neuen Schweizer Bibliothek) geschenkt. Ich habe ihn stundenlang immer wieder studiert. Vor allem die Bilder von der Erschiessung Kennedys, der Erschiessung des Kennedy-Mörders Lee Harvey Oswald durch Jack Ruby und dem vor dem Sarg seines Vaters salutierenden John-John haben mir bleibenden Eindruck gemacht. Ich habe dieses Fotobuch immer noch und schaue es mir ab und zu an.

Küngenmatt- und Bühlschulhaus

Meine Schwester war bereits ins Schulhaus Küngenmatt weitergezogen, als ich in den Kindergarten kam. Später besuchte ich das Bühlschulhaus. Die Hanfrosee 27 stand genau auf der Grenze der beiden Schulhauseinzugsgebiete. Mein erster Schulfreund Felix Stutz, der im Wohnhaus unter mir wohnte, hatte nicht den Kindergarten Döltischweg besucht, sondern weiter unten den Kindsgi Höfliweg, wo Regula und ich in die Sonntagsschule gingen. Das Bühlschulhaus war von zuhause aus deutlich weiter weg als das Küngenmatt-Schulhaus. Meine Mutter war über diese Zuteilung und den damit verbundenen längeren und gefährlicheren Schulweg erbost. Damals war es aber noch nicht üblich, Rekurse zu machen. Rechtsanwält:innen waren nie involviert. Mir war es sowieso egal oder eigentlich sogar recht, denn das Küngenmatt war praktisch noch in unserem Wohnviertel, das Bühlschulhaus aber in der Nähe des Goldbrunnenplatzes und damit schon fast in der grossen interessanten Stadt. Felix

Stutz und ich kamen beide zum schon erwähnten Kunstmaler-Lehrer Willy Messmer, der Nachbarsbub von etwas weiter oben an der Hanfrosee, Dante Quirici, zum alten Lehrer Frauenfelder.

Der Pausenplatz des Schulhauses Bühl ist riesig. Er eignete sich für Spiele aller Art. In den ersten ein oder zwei Wintern gab es gratis Pausenmilch, wohl ein Überbleibsel aus der Kriegszeit. Im ersten Jahr durfte ich bei der Ausgabe mitarbeiten, das heisst leere Milchflaschen einsammeln und in Harasse zurückstellen. Ich machte das gerne, meine Mutter fand aber, ich sollte lieber frei in die Pause gehen. Mitte der Sechzigerjahre wurde die Pausenmilch zumindest in meinem Schulhaus abgeschafft.

Schwimmlehrer Herr Gimmi

Regula war eine gute Schülerin. Einiges konnte sie besser als ich, z.B. zeichnen, Flöte spielen, Schlittschuhlaufen oder schwimmen, und nicht nur, weil sie zwei Jahre älter ist, sondern einfach, weil sie talentierter ist.

Meine Mutter war zeitlebens eine schlechte Schwimmerin und hatte Angst vor dem Wasser. Sie wollte deshalb, dass wir früh schwimmen lernten. Ich war vier und für mich kam es zu früh. Wir nahmen bei Herrn Gimmi im Cityhallenbad bei der Sihlporte Schwimmunterricht. Meine Ausrüstung bestand neben Badehosen aus einem doppelten Kork-Schwimmgurt, einem grossen schwarzen Schwimmring, Ringchen um die Oberarme und einem Schwimmbrett, welches man vor sich hielt. So strampelte ich vorwärts und hatte auch nach vierzig Lektionen immer noch nicht richtig schwimmen gelernt. Die Schwimmstunden waren für mich immer ein Graus. Herr Gimmi stand am Schwimmbeckenrand und trieb mich mit einer langen Stange, an der man sich auch festhalten konnte, vorwärts. Er benutzte sie vor allem auch, um mich vom Schwimmbeckenrand wegzustossen. Ich hatte an sich keine Angst vor dem Wasser und liebte das Tauchen. So konnte ich schon bald recht gut nach Tellerchen tauchen, noch bevor ich schwimmen gelernt hatte.

Nachdem ich schliesslich erfolglos mit den Unterrichtsstunden aufgehört hatte, konnte ich innert kurzer Zeit endlich richtig schwimmen. Meine Schwester blieb aber die bessere Schwimmerin. Sie machte mutig Kopfsprünge vom Dreimeter-Sprungbrett und bestand auch den zweiten Schul-Schwimmtest. Diese Tests waren bei uns beliebt,

weil man schöne rot-blaue Abzeichen bekam, die man auf die Badehose aufnähen konnte. Ich habe nur den ersten Test bestanden, für den zweiten konnte ich zu wenig gut Rückschwimmen und Crawlten. Auch schöne Kopfsprünge waren nicht mein Ding. Meine Schwester blieb die erfolgreichere Wassersportlerin. Mit 15 sprang sie an der Hand ihres ersten Freundes Paul in den Sommerferien in Pergine im Südtirol von einem Zehnmeter-Turm. Ich wagte es nur vom Fünfmeter-Sprungbrett.

An diese Sommerferien in Pergine erinnere ich mich noch sehr genau. Wir fuhren am 21. Juli 1969 los, dem Tag nach der ersten Mondlandung. Mein Vater wollte schon sehr früh starten, um sechs Uhr, wir waren aber schon früher wach und sahen uns im Fernsehen die ersten Bilder vom Mond an.

Das Hotel in Pergine war eine umgebaute alte Burg an sehr schöner Lage. Es gefiel mir sehr gut. Während dieser Ferien sah ich anlässlich eines Ausfluges nach Venedig auch zum ersten Mal in meinem Leben das Meer. Pergine selber ist ziemlich weit weg vom Meer und so badeten wir meist im Hotel-Pool oder in einem nahe gelegenen kleinen See. Wir lernten einen damals kantonsweit bekannten Antiquitäten-Händler mit dem schönen Namen Seppli kennen. Er hatte einen grossen Antiquitäten-Laden in Grüningen und – wie er sagte – «zwei Gäde voller Seich». Damit machte er offenbar gutes Geld. Es gefiel uns allen so gut, dass wir auch im Folgejahr nochmals dort waren. In diesen Ferien war ich meist mit zwei etwa gleichaltrigen Kindern, einem Jungen und einem Mädchen, sowie einem weiteren Knaben in unserem Alter zusammen. Eine Episode ist mir noch besonders in Erinnerung geblieben: Das Mädchen und ihr Bruder machten gerne Streiche. Sie hatten es offenbar schon das letzte Jahr besonders auf eine in der Nähe wohnende alte Frau abgesehen, welche sie mit Schwärmern erschreckten. Auch dieses Jahr kam es wieder zu einer «Knall-Attacke». Die alte Frau kam ins Hotel und beschwerte sich, was die Eltern der beiden Geschwister sowie des andern Knaben erfuhren. Vor allem die Eltern des Knaben reagierten heftig und drohten ihm mit einer Strafe. Ich wiederum wusste, dass er gar nicht dabei gewesen war und sagte dies dann auch seinen Eltern. Er war mir dankbar, die beiden andern nahmen mir mein Petzen aber sehr übel und nannten mich einen Verräter. Was mich am meisten irritierte, war, dass die Mutter der beiden Geschwister ebenfalls sauer auf mich war, weil ich ihre Kinder blossgestellt hatte. Sie insistierte dann darauf, dass das

Töchterchen nicht dabei gewesen sei, was allerdings nicht stimmte. Sie war sogar die treibende Kraft gewesen.

Ich wollte ja eigentlich nur den anderen Knaben schützen, merkte dann aber, dass dies mit einem Verrat verbunden war. Noch heute weiss ich nicht, was eigentlich richtig gewesen wäre. Nur die Klappe halten wohl nicht, das war und ist nie mein Stil gewesen.

Gleichstellung

In den Sechzigerjahren war es immer noch oft so, dass man einen Knaben ins Gymnasium pushte, während für ein Mädchen die Sekundarschule gut genug war. Die Lehrpläne von damals machten das deutlich. Während die Mädchen im Fach Handarbeiten stricken und nähen lernten, hatten wir Knaben während dieser Zeiten zusätzliche Geometriestunden. Kaum ein Ausgleich dafür war das Fach Kartonnage, welches ich ab 4. Klasse bei Lehrer Hüsler besuchte. Wir arbeiteten dort mit «männlichen Materialien» wie Holz, Blech und Karton. Ich selber war in diesem Fach nicht besonders geschickt. Mir fehlte es an der notwendigen Geduld und Sorgfalt.

Merkwürdig: von einem Werkzeug, welches damals oft gebraucht wurde, kennt man heute kaum noch den Namen: Laubsäge. Und dazu gehörte natürlich auch das Schmirgelpapier. Auch das ist aus der Mode gekommen. Ich selber habe zuhause viel gebastelt. Fast sämtliche selbst gemachten Gewehre und Pistolen fabrizierte ich mit der Laubsäge.

Es gab für die Mädchen damals auch noch kein kantonales Gymnasium, sondern die städtische Töcherschule. Regula wollte ursprünglich Primarlehrerin werden. In diesem Wunsch wurde sie von den Eltern nicht besonders unterstützt, sicher aber auch nicht gebremst. In der Sekundarschule förderte sie ein Zeichenlehrer namens Staub sehr und ermutigte sie auch, mit Ölfarben zu malen. Sie wünschte sich Farben, Palette und eine Staffelei zu Weihnachten und malte schöne Bilder. Auch sportlich war sie erfolgreich. Im Schlittschuhclub trug sie an einem Showabend eine Kür vor, ich war dafür nicht gut genug.

Die Danzas-Familie

Irgendwann wurde dann mit Regulas Zustimmung beschlossen, dass sie im Reisebüro Danzas am Bahnhofplatz eine kaufmännische Lehre mache. Das lag insofern auf der Hand, als mein Vater schon seit Anfang der Fünfzigerjahre bei Danzas als Luftfrachtpediteur arbeitete und nach und nach vom Handlungsbevollmächtigten über die Prokura bis zum Vizedirektor aufgestiegen war. Seine Karriere beendete er schliesslich als Zentralkontrollchef bei Danzas und Luftfrachtchef für die ganze Schweiz. Eine schöne Karriere für einen Arbeiterbub aus dem Kreis Cheib.

Danzas kam einige Jahre später nach seiner Pensionierung in Schieflage, und das weit über hundertjährige Basler Traditionsunternehmen wurde 1999 von der Deutschen Post geschluckt.

Regula lernte mit 18 Jahren Hausi Schiller aus Oberhausen/Sigriswil kennen. Er ist sieben Jahre älter als sie und hat an der ETH Elektroingenieur studiert. Sie machte zu dieser Zeit für einige Monate eine Stage in einer Danzas-Dependance in Paris. Regula litt stark unter Heimweh und nahm innert kurzer Zeit einige Kilos zu - ich nannte sie damals liebevollerweise nicht mehr Rägeli sondern Rugeli. Sie kehrte vorzeitig aus Paris zurück, verlor sofort wieder den Kammerspeck und heiratete am 13. September 1975 mit 20 ihren Hausi in unserer Bühlkirche.

1977 kam mein Götterkind Susi auf die Welt, dann im Zweijahresrhythmus Dani, Sabine und Felix. Rägi hat mehr als 15 Jahre ausschliesslich als Familienfrau gearbeitet. Sie hat das alles super auf die Reihe gebracht. Sie kümmerte sich stets engagiert und perfekt um ihre Kinder. Wenn nötig war sie auch eine Löwenmutter. Das brachte ihr nicht nur Lob ein. Als sie einmal mit einem ihrer Kinder die Schulzahnklinik besuchte, sah sie zufälligerweise auf der Kundenkarte folgenden handschriftlichen Eintrag: «Cave matrem!»³¹¹ Sie liess sich eben nicht alles gefallen und hatte auch keine falsche Angst vor Obrigkeiten. Alle ihre Kinder haben ihren Weg gemacht: Susi hat Englisch, Französisch und Italienisch studiert und lebt mit ihrem Mann, einem Physikprofessor mit ihrer grossen Familie in Harvard. Dani ist Elektroinstallateur, hat vor noch nicht allzu langer Zeit geheiratet und mit seiner Frau bereits drei Kinder,

³¹¹ Eigentlich heisst es ja «Cave canem!» Hüte Dich vor dem Hund (oder eben vor der Mutter).

Sabine ist Reitlehrerin und lebt mit ihrer grossen Familie im Aargauischen, Felix schliesslich ist ebenfalls verheiratet und Jurist geworden.

Als ich bereits Präsident der SP Kreispartei Zürich 3 war, trat Regula ebenfalls in die Partei ein und liess sich in die Kreisschulpflege wählen, wo sie als Kreisschulpflegerin amtierte. Sie engagierte sich für die Kindergartenkommission und übernahm dann deren Präsidium. Etwas später, ich weiss nicht ob noch zu Zeiten des alten Schulpräsidenten Geni Stiefel oder bereits seiner Nachfolgerin Myrta Studer, wurde Regula angefragt, ob sie im Sekretariat der Schulpflege Limmattal arbeiten wolle. Sie hat das gerne und sehr gut ca. 25 Jahre lang gemacht und war lange Zeit für den Personalbereich zuständig. Am längsten hat sie mit Myrta zusammengearbeitet, welche eine enge Freundin von Esther Maurer ist.

Spaziergänge früher und heute

Regula und ich haben zum Mittagessen im Bona Dea abgemacht, weil wir uns wieder einmal über unsere Mutter austauschen wollen.

Mutter geht es nicht mehr gut. Ihre Altersdemenz verschlechtert sich nur langsam, aber stetig. Ihre Fitness, die bis vor einem Jahr noch erstaunlich gut war, hat stark abgenommen. Noch vor einem Jahr konnten wir zusammen vom Altersheim über die Friesenberghalde problemlos bis zum Panorama-Weg hochgehen. Nun macht ihr die Steigung aber ziemlich Mühe. Geradeaus gehen, ohne auf und ab, funktioniert zwar noch gut. Unseren Standard-Spaziergang zur Thomas-Kirche, dann weiter zum Friedhof Sihlfeld und über die Goldbrunnenstrasse - allenfalls mit Zwischenhalt im Café Uetli - wieder zurück an den Höfliweg ist für sie sehr weit geworden.

Diese Spaziergänge waren für uns beide immer mit vielen Erinnerungen verbunden. Im Friedhof Sihlfeld lagen ihre Mutter, meine Grossmutter Anna Erni-Hofmann, ihre Schwester Mathilde Hofmann, mein Grossvater Johann Manhart und meine Grossmutter Hedwig Manhart-Wicky. Alle Gräber sind zwischenzeitlich längst aufgehoben. In den Sechzigerjahren durchquerten Mutter, Regula und ich den Friedhof oft auf dem

Weg zur EPA³¹² beim Albisriederplatz. Das ist relativ weit von der Hanfrosee weg. Mutter hat uns immer die Wahl zwischen einer Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln gelassen oder eben zu Fuß zu gehen, dafür hat es dann ein Schoggistängeli zum Zvieri gegeben. Wir haben uns fast immer für letzteres entschieden.

Im Café Uetli, direkt beim Goldbrunnenplatz, kehrten wir mit unseren Eltern oft an Sonntagsnachmittagen zum Zvieri ein. Dort assen wir dann alternativ einen sog. Zitronenschnitz - das war ein Glacé in Zitronenform mit einer gelben Vanille-Schale und einem grossen Zitroneneis-Kern - oder ein Ton- oder Spargel-Canapé. Dazu gab es für Regula und mich zusammen ein Elmer Citro. Auf dem Uetliberg selber kaufte uns Vater an einem Kiosk die quadratischen feinen Caramel Bouchés mit weisser oder schwarzer Schokoladen-Umhüllung in silberner oder roter Aluminiumverpackung.

Anna, Oskar und Annelies Rothenberger-Manhart

Der Weg vom Friedhof Sihlfeld zum Café Uetli führt über die Rotwandstrasse, wo lange Zeit Vaters älteste Schwester Anna Rothenberger-Manhart mit ihrem Mann Oskar und ihrer Tochter Annelies gewohnt hat. Oskar war Möbeltapezierer. Wir besuchten sie hie und da am Samstagnachmittag. Ihre gute Stube war mit Möbeln so vollgestopft, dass man kaum noch durchkam: großes Sofa, zwei grosse Fauteuils, ein Cluhtisch, eine Wohnwand mit Buffet, ein Esstisch, ein Tischchen mit einem grossen Fernseher und ein altes grosses Röhrenradio, das auf eigenen Füßen stand.

Meine Cousine Anneliese war wohl 15 Jahre älter als ich und - wie man damals sagte – mongoloid. Sie ging zuerst in eine Sonderschule an der Gotthelfstrasse, wo heute die Heilpädagogische Schule steht. Nachher arbeitete sie in einer Behindertenwerkstätte beim Ämtlerschulhaus. Sie hatte während ihrer Schulzeit gelernt, ein bisschen zu lesen und ein wenig Blockflöte zu spielen. Diese Fähigkeiten hat sie nach der Schulzeit rasch wieder verloren. Schon damals wurde während der Schulzeit für behinderte Kinder viel Aufwand betrieben, nach dem Schulobligatorium

³¹² Die EPA (Einheitspreis AG) wurde 1930 gegründet und war ein Billig-Warenhaus. Anfangs der Zweitausenderjahre wurde EPA von Coop übernommen. Vater war schon als Bub EPA-Kunde. Er erzählte gerne, dass er sich dort manchmal einen Rollmops für 20 Rappen oder einmal eine Uhr für zwei Franken gekauft habe. Diese sei aber rasch kaputt gegangen.

aber nur noch wenig getan, um die erworbenen Fähigkeiten zu erhalten. Bei den Eltern allein kann diese Aufgabe nicht liegen.

Ich hatte als Kind kaum mit behinderten Menschen Kontakt. Aus der weiteren Nachbarschaft war mir der geistig behinderte Ernstli bekannt. Er war wohl fünf Jahre oder mehr älter als ich. Unsere Kindergärtnerin Frau Rey hatte ihn – ohne grosses Konzept und Integrationsmodell – in ihren Kindergarten aufgenommen, und ab und zu kam Ernstli auch jetzt noch zu uns in den Kindergarten auf Besuch. Einmal nässte er sich ein, seine kurzen Hosen wurden ziemlich nass. Ich hatte ein Gefühl von Ekel und Mitleid³¹³.

Ein anderer geistig behinderter Nachbarsjunge hiess Peter und war ebenfalls deutlich älter als ich. Wenn wir ihn auf der Strasse antrafen, wechselte meine Mutter manchmal ein paar Worte mit ihm. Ich fühlte mich dabei eher hilflos. Als ich 12 oder 13 war, hat er mich einmal zuhause besucht. Vermutlich hatte ihn meine Mutter eingeladen. Er brachte ein paar Schallplatten zum gemeinsamen Anhören mit, es war wohl Ländlermusik. Er sprach sehr viel und eher schnell, in meiner Erinnerung eine Aneinanderreihung von Worten, deren Sinn sich mir nicht ohne weiteres erschloss. Ich war froh, als er wieder gegangen war.

Meine Cousine Annelies lebte später im Behindertenwohnheim Schanzacker ganz in der Nähe von Susi Ermatingers Elternhaus an der Blümlisalpstrasse. Mein Vater war Götti von Annelies und wurde nach dem Tod ihrer Eltern als ihr Vormund eingesetzt. Ihre Mutter Anna starb einen raschen Tod, ich glaube es war ein Herzversagen. Oskar, ein sehr lieber Ehemann und Vater, hatte eine schwere Krankheitszeit, deren Umstände für mich unklar geblieben sind. Nach einer Operation im Triemlispiital irgendwann Mitte der Achtzigerjahre bekam er merkwürdige Hautausschläge und

³¹³Am 28. März 2021 lese ich diesen Text wieder durch. Es ist Martins 28. Geburtstag. Ich habe ihn mit Markus im Wohnheim Tilia besucht. Wir waren dann dort gemeinsam mit dem Betreuer Stephan in der PUK-Cafeteria. Martin hat wie meistens mit grossem Appetit ein Chäschüechli, einen Buttergipfel und sechs Lindor-Schokokugeln verspiesen, dazu eine Fläschchen Sinalco und noch ein Glas von meinem Coki light getrunken. Dann ist er plötzlich aufgestanden, weil er eingenässt hat. Stephan hat ihm rasch neue Pamperseinlagehosen, die Martin selber anziehen kann, und frische Trainerhosen gegeben. Alles gut.

Beschwerden aller Art. Bei uns entstand schliesslich der Verdacht, dass er eine mit Aids infizierte Blutinfusion erhalten haben könnte. Das ist aber pure Spekulation.

Ich sah ihn in seiner letzten Zeit noch ab und zu schwer von der Krankheit gezeichnet mit Bläschen an Händen und Gesicht an der Tramhaltestelle Goldbrunnenplatz, unser beider Heimtramstelle. So gut ich konnte, wich ich ihm aus. Ziemlich feige, aber seine Krankheit war mir einfach unheimlich. Ich wohnte damals mit Susi an der Goldbrunnenstrasse 141.

Bethli und Otti Brunschwiler-Manhart

Nicht weit weg von der Goldbrunnenstrasse und Rotwandstrasse, wenn ich mich nicht täusche an der oberen Langstrasse, wohnte die zweite Schwester meines Vaters, Bethi, Bethli oder Bettina, eigentlich Elisabeth. Sie hatte den Übernamen "Tante Tränenblech", weil sie oft und gern weinte. Bethlis Tochter – heisst sie Graziella? – habe ich so gut wie nicht kennen gelernt. Wenn ich mich nicht täusche, hat sie einen Italiener geheiratet, der Chefportier im Hotel Dolder war.

Mit Bethli hatten wir kaum Kontakt. Vater hat mir ihr jeweils an Weihnachten und ihrem Geburtstag telefoniert. Sie besuchte regelmässig ihre Mutter, auch als Grösli bereits an der Hanfrosee wohnte. Die beiden spielten leidenschaftlich gern miteinander Eile mit Weile. Immer wieder bekamen sie ziemlich Krach wegen einer ungeklärten Regel: Wie muss man sich verhalten, wenn man auf einer Bank mit zwei oder mehreren eigenen Spielern den anderen blockiert? Muss man die Sperre frei machen, wenn man eine Sechse würfelt? Die eine meinte ja, die andere nein. Da konnten bei Bethli am Schluss durchaus auch Tränen fliessen.

Ihr Mann hiess Otti Brunschwiler und war Koch. Später hat er als Strassenwischer bei der Stadt Zürich gearbeitet, was ihm sehr gefiel. Frische Luft, viel Bewegung und im Vergleich zu seinem Verdienst als Koch recht gute Bezahlung, normale Arbeitszeiten und erst noch eine Pensionskasse. Er erkrankte an Krebs. Wie damals noch üblich sagte man ihm lange Zeit nicht, an welcher Krankheit er litt. Beiläufig fragte ihn dann irgendwann einmal ein Arzt, ob er wisse, dass er diesen Krebs kaum überleben werde.

«Nein», sagte Otti, «das wusste ich nicht.»

Obwohl Bethli sehr stark übergewichtig war, wurde sie sehr alt, soweit ich weiss über neunzig.

Abwehrschlacht im Seniorama

Regula erzählt mir, sie habe Mutter in letzter Zeit sehr verwirrt erlebt. Beim Besuch am letzten Sonntagmorgen sei sie noch um zehn Uhr im Bett gelegen und habe behauptet, es sei noch viel zu früh um aufzustehen. Am Boden seien zwei Regenschirme gelegen. Sie habe zudem die beiden Spazierstöcke, die Vater gehört haben, ins Bett mitgenommen. Diese brauche sie, um allfällige Eindringlinge in ihrem Zimmer abzuwehren, erklärte Mutter. Sie habe auch ihre Handtasche und beide Brillen unter der Bettdecke versteckt gehabt.

Mir selber sagt Mutter immer wieder, es sei ihr sehr schwindlig, und sie äussert manchmal den Verdacht, dass irgendwelche Leute ihre Brille mit einer schlechteren ausgetauscht haben, sie bestehlen oder gar vergiften wollen. Wenn ich dann erwidere, dass ich mir das kaum vorstellen könne, antwortet sie jeweils mit einem kurzen „Mmmh, wenn Du meinst.“ Dabei erweckt sie nicht den Eindruck, dass sie sich von ihrer Meinung abbringen lässt. Auch die witzige Masche funktioniert nicht mehr. «Ja, ja», sage ich Mutter, «es ist bekannt, dass es in Altersheimen internationale Brillenschieber-Banden gibt, die gute Brillen heimlich mit schlechteren vertauschen und diese dann in den Kosovo verschieben.» Findet sie nicht lustig.

Sie ist allzu oft sich allein überlassen. Daran ändern auch die wöchentlichen Besuche von Regula und mir nur wenig. Wenn sie wieder mehr «Aufheller» bekommt, bessert sich ihr Zustand meistens.

Zweimal nicht gelungen

Natürlich unterhalte ich mich mit Regula auch über Markus, der seit September mit dem Jus-Studium begonnen hat. Regula ist wie eine zweite Mutter für ihn. Nachdem Elisabeth 1999 mit Martin in Südfrankreich geblieben ist, hat Regula Markus zwei Jahre lang als Tagesmutter betreut. Sie blieb es bis zu unserem Umzug an die Rehalpstrasse.

Am 24. Juni 2001 wurde Kornelias und meine gemeinsame Tochter Angelina Nina Laura geboren. Ich war zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit Kornelia verheiratet, darum hiess Angelina bei ihrer Geburt wie ihre Mutter Specker (Maria Kornelia, geb. Kihm, Specker durch Heirat mit Heinz Specker). Ich zog mit Markus und Silvia vom Friesenberg an die andere Stadtseite an die Rehalpstrasse zu Kornelia und ihren beiden Mädchen sowie unserem neugeborenen Kind Angelina. Da Angelina ausserehelich geboren wurde, anerkannte ich sie schon vor ihrer Geburt am 18. April 2001 als mein Kind. Die Vormundschaftsbehörde verpflichtete uns zudem, eine Vereinbarung über meine Anteile an der Betreuung und die Verteilung der Unterhaltskosten abzuschliessen. Die Vereinbarung vom 16. November 2001 wurde mit Beschluss der Vormundschaftsbehörde Zürich vom 7. Januar 2002 genehmigt.

Mit unserem Umzug an das andere Ende der Stadt verlor Markus seine Hauptbezugsperson Regula und Silvia ihre Tagesmutter Chrigi Stalder, was für beide sicher traurig war. Hat sich da für sie die Geschichte ihrer Grossmutter Heidi wiederholt?

Die familiäre Situation bei uns an der Rehalpstrasse ist insbesondere für Markus und Kornelia im Verlauf der Jahre immer schwieriger geworden. Sie sind sich beide ziemlich fremd geblieben. Trotz aller Bemühungen von Kornelia war es für Markus kaum möglich, sie als Stiefmutter zu akzeptieren. Zudem telefonierte Elisabeth täglich mit Markus, was für uns die Situation auch nicht einfacher machte. Schliesslich beschlossen wir zusammen mit Markus, ihn zu Regula an die Hädrichstrasse in Albisrieden ziehen zu lassen. Das erwies sich für alle als Segen, und ich werde Regula für ewig dankbar sein, dass sie ihn zuerst schon als Tagesmutter und dann ab Februar 2009 mit 17 Jahren definitiv in ihre Familie aufnahm. Sehr gut dazu passte, dass wie schon an der Wasserschöpfli auch an der Hädrichstrasse meine Eltern in unmittelbarer Nähe von Regula wohnten. Zu ihnen hat Markus immer ein sehr gutes Verhältnis gehabt. Mir selber fiel es wirklich schwer, Markus ziehen zu lassen, und ich habe mich als Vater als Versager gefühlt.

Zuwenig realisiert habe ich zum damaligen Zeitpunkt, dass Markus' Auszug für Silvia ein richtiger Schock gewesen ist. Sie hatte wohl das Gefühl, er sei aus unserer Familie herausgemobbt worden. Sie war damals 13, und sie ist dann ihrerseits ebenfalls bereits mit knapp 17 von zuhause ausgezogen.

Unsere familiäre Situation war vorher auch wegen Elisabeth immer komplizierter geworden. Wie belastet die Beziehung zwischen Elisabeth und Kornelia war, zeigen auch die Ereignisse rund um die Konfirmation von Silvia am 30. Mai 2010. Elisabeth wollte die Feier hier in Zürich organisieren, aber Kornelia und ihre Mädchen nicht dabei haben. Sie meinte, hierzu gehöre nur die engere Familie. Dabei übersah sie wohl, dass Markus und Silvia zehn Jahre mit Olivia, Florence und Angelina, Kornelia und mir als Familie zusammengelebt hatten. Zudem argumentierte Elisabeth, sie plane ein Catering in einer gemieteten Waldhütte in der Nähe von Aesch, und es gebe rein gar nichts Vegetarisches zu essen. Diese Ankündigung machte sie insofern wahr, als sie in jeden Salat noch speziell Schinken- und Speckwürfel hineinmischte. Kornelia und ihre Mädchen kamen auf meinen dringenden Wunsch trotzdem mit und verköstigten sich dann eben am Dessertbuffet. Die Stimmung war aber eher suboptimal, und Elisabeth war schon vor dem Fest wieder nach Frankreich zurückgereist. Silvia hat darunter sicher gelitten.

Ein Jahr nach ihrer Konfirmation im Mai 2011 bezog Silvia eine Einzimmerwohnung an der Zollikerstrasse 265b, welche ihr Elisabeth gemietet hatte. Diese Adresse ist speziell: Max Frisch wohnte eine Zeit lang an der Zollikerstrasse 265.

Ich wurde also vor vollendete Tatsachen gestellt und war ein zweites Mal ziemlich niedergeschmettert. Da Elisabeth anders als ursprünglich angekündigt nicht jede zweite Woche nach Zürich kam, fühlte sich Silvia in der Einzimmerwohnung sehr einsam. Eine Rückkehr zu uns nach Hause war für sie keine Option. Sie übernachtete immer öfter bei ihrem damaligen Freund Dave, der noch bei seinen Eltern in Zollikerberg wohnte. Auch seinen Eltern bin ich zu grossem Dank verpflichtet, weil sie Silvia ab August 2011 ein zweites Zuhause boten. Während dieser Zeit bei Dave und seinen Eltern waren die Leistungen von Silvia in der Sekundarschule der Freien Katholischen Schule am Kreuzplatz so gut wie nie zuvor. Sie wurde eine der Besten ihrer Klasse und wurde von ihren Mitschülerinnen am Schluss sogar zur beliebtesten Schülerin der Klasse gewählt. Silvia fand auch sofort eine sehr gute Lehrstelle als Pharma-Assistentin in der Bellevue-Apotheke. Ihre Lehrzeit sollte aber für sie und mich sehr schwierig werden.

Die Lehrzeit als Wechselbad

Die Schwierigkeiten fingen damit an, dass anfangs 2012 die Freundschaft mit Dave in die Brüche ging. Silvia musste bei ihm ausziehen. Willi Sailer, der Exmann von Esthi, der Schwester von Elisabeth, liess Silvia ab Februar 2012 vorübergehend in einer kleinen Wohnung direkt neben sich und seiner zweiten Frau Reni wohnen. Auch das dauerte nicht sehr lange. Silvia wollte wieder weg. Ich habe Silvia dann in meiner alten Wohngenossenschaft fgz eine Wohnung organisiert, für welche noch eine Mitbewohnerin gefunden werden musste. Wir inserierten im Internet und wählten mit Sharon eine gleichaltrige Kochlehrfrau aus. Das funktionierte aber von Anfang an nicht wirklich gut, sicher auch deshalb, weil Silvia wieder einen neuen Freund gefunden hatte. Sie zog nach kurzer Zeit zu Freund Raffi und dessen Mutter. Silvia und Raffi fanden dann eine recht gute Wohnung in Wallisellen und zügelten schliesslich in eine Neubauwohnung nach Schlieren.

Eine spezielle kleine Episode wohl aus dem Jahr 2013 oder 2014 ist mir in starker Erinnerung geblieben: Es muss in einer Nacht zum Samstag gewesen sein, ca. um 01.00 Uhr, als plötzlich mein Handy ertönte. Es war Silvia und ich nahm beunruhigt den Anruf entgegen. Am anderen Ende weinte Silvia, sie werde von zwei Männern verfolgt und habe Angst. Ich versuchte mir einen Überblick zu verschaffen, und sie teilte mir schluchzend mit, sie sei im Zug nach Wallisellen zu Raffis Wohnung. Schon im Zug hätten zwei jüngere Männer immer nach ihr geschaut. Jetzt sei sie ausgestiegen und die beiden würden sie verfolgen. «Hat es irgendwo Leute, die Du um Hilfe bitten kannst?» fragte ich. Sie verneinte. Der Weg zu Raffi sei nicht sehr lang, fünf bis zehn Minuten. «Hat es irgendwo Häuser mit Licht, wo Du hingehen könntest?» wollte ich wissen. Sie meinte hierauf, es sei nicht mehr weit, aber Raffi sei wohl noch nicht zu Hause. Sie wisse nicht, ob er ihr einen Schlüssel gelegt habe. Die Männer würden ihr immer noch folgen. «Ist denn seine Mutter zuhause?» fragte ich sie. «Die schläft sicher schon!» antwortete Silvia. «Das macht in deiner Notsituation nichts», erwiderte ich, «läute sie einfach heraus!». «Ich bin jetzt da», hörte ich Silvia sagen. «Der Schlüssel ist im Milchkasten hinterlegt, ich kann herein. Es ist alles gut, vielen Dank für Deine Hilfe, Papa, schlaf gut!» Und Tschüss. Ich blieb verdattert zurück, quasi im Bett stehend. Ich beruhigte mich nach einiger Zeit wieder und dachte mir: immerhin gut, dass mich Silvia in ihrer Not angerufen hat. Dafür bin ich schliesslich da.

Genauso unstet wie Silvias Wohnsituation verlief auch ihre Lehrzeit. An ihrem Lehrstellenort in der Bellevue-Apotheke fühlte sie sich nach einem Jahr so unwohl, dass sie die ganze Lehre hinschmeissen wollte. Ich konnte sie mit Ach und Krach zu einem nochmaligen Wechsel des Lehrbetriebes überreden. Sie wechselte zur Waldegg-Apotheke nach Horgen. Das passte gut zu ihrem damaligen Wohnort bei Willi Sailer in Adliswil. Auch dort wurde sie rasch unglücklich und drohte, die Lehre definitiv abubrechen. Mein letztes Angebot war, ihr nach erfolgreichem Lehrabschluss eine Reise in die USA zu finanzieren. Sie wollte mit Raffi unbedingt dorthin. Sie willigte schliesslich ein, und mit grossem Glück und viel Wohlwollen ihres neuen Chefs Herr Brun und der Lehrfrauenbetreuerin der St. Peter-Apotheke konnte sie die Lehre dann doch noch abschliessen. Ich hätte nicht sehr viel darauf gewettet, dass sie die Lehrabschlussprüfungen bestehen würde. Sie hatte sich nur wenig vorbereitet und all die verschiedenen Wohnungs- und Betriebswechsel waren auch nicht gerade hilfreich. Schliesslich hat sie 2013 mit einem recht guten Abschlusszeugnis bestanden. Das hat mir einmal mehr gezeigt, welches grosse Potential in Silvia steckt. Ich erinnere mich noch genau an den Moment, als sie mir mitteilte, sie habe die Prüfungen bestanden. Ich war gerade mit dem Postauto unterwegs vom Massnahmenzentrum Uitikon an meine Amtsstelle an die Feldstrasse. Ich freute mich riesig und stieg bei der Haltestelle Bahnhof Wiedikon aus, ging schnurstracks bzw. schwebte zum Eschenmoser beim Stauffacher und kaufte mir zu meiner eigenen Belohnung mein erstes iPad.

Ich hatte das Gefühl, dass ich nun als Vater mindestens zwei wichtige Ziele erreicht hatte: Markus hatte die Matur bestanden und Silvia einen Lehrabschluss gemacht. Es waren deshalb nur zwei kleinere Wermutstropfen, als mir Silvia mitteilte: Erstens werde sie nicht an der Lehrabschlussfeier teilnehmen. Ich hätte diesen Moment gerne mit ihr gefeiert, sie hatte aber überhaupt keinen Bock darauf; zu viele Leute, die sie nie mehr sehen wollte. Und zweitens, sagte sie mir, werde sie ganz sicher nie als Pharma-Assistentin arbeiten. Davon habe sie nun wirklich genug. Mit ihrem guten Detailhandels-Lehrabschluss fand sie rasch eine Stelle als Verkäuferin bei Import Parfums, einer Coop-Tochter, am Stadelhofenplatz. Dort blieb sie ein Jahr lang und war sogar eine kurze Zeit lang stellvertretende Filialleiterin, bis sie beschloss, die Schweiz und Raffi zu verlassen und nach Südfrankreich zu ihrer Mutter zu ziehen. Natürlich verstand ich das gut. Silvia war knapp fünf Jahre alt, als uns Elisabeth zusammen mit Martin in

Richtung Südfrankreich verlassen hatte. Sie musste sich nun einfach ihren grossen Traum erfüllen. Einmal die Mutter ganz für sich allein haben!

Neues Glück in Südfrankreich

In Frankreich hatte Silvia das grosse Glück, ihren wunderbaren künftigen Mann Jérémie Audfray kennen zu lernen. Kornelia, Angelina und ich waren im Februar 2016 im westlichen Mittelmeer auf einer Kreuzfahrt, als sie mir telefonisch mitteilte, sie sei schwanger und werde im Mai heiraten. Ich war eigentlich nicht sehr überrascht und freute mich. Silvias Hochzeit war dann unbelastet, dies wohl auch deshalb, weil Kornelia und die Mädchen auf die Teilnahme verzichtet haben. Die Feier fand mitten in der Schulzeit im Mai 2016 in der tiefen französischen Provinz in der Nähe von Albi (nicht Aldi) statt. Ich war glücklich, dass ich Silvia quasi vor den Traualtar führen durfte. Es war zwar keine kirchliche Trauung, sondern eine Feier in einem Gemeinschaftszentrum. Es war ein wunderschöner Frühlingstag mit einem Sonnenuntergang wie im Traum. Und Silvia sah in ihrem Brautkleid wie eine Prinzessin aus.

Die lange Autofahrt nach Frankreich zur Hochzeitfeier hin und zurück wird mir auch deshalb unvergesslich bleiben, weil mich meine Mutter begleitete und wir auf der Hin- und Rückreise jeweils gemeinsam in einem Hotelzimmer übernachteten. Eine wirklich schöne Erinnerung an unsere letzte gemeinsame Reise. Eigentlich hätte ich öfters noch einen Ausflug mit Übernachtung mit Mutter machen müssen. Es wäre für sie zweifellos ein Highlight in ihrem manchmal doch eher tristen Alltag im Altersheim gewesen. Es ist merkwürdig und auch etwas beschämend: obwohl mir das damals bewusst war, habe ich es nicht gemacht. Ein eindeutiger Fall also von *dolus eventualis*.

Am 16. Oktober 2016 verliess ich nach einer Woche Aufenthalt von einer Lungenembolie genesen das Triemlispital, am Tag darauf wurde mein Enkel Jonas Thomas Markus Audfray Manhart geboren.

Silvias Mann Jérémie ist neun Jahre älter als Silvia und gibt ihr immer den nötigen Halt. Er engagiert sich sehr stark für seinen Sohn und ist Silvia eine riesige Unterstützung. Sie sind ein wirklich schönes Paar.

Sie wohnen in der Nähe von Elisabeth, und Elisabeth engagiert sich in der Kinderbetreuung. Nach ihrer eigenen Aussage möchte sie nachholen, was sie mit Silvia und Markus verpasst habe.

Ich bete täglich für Silvia, Jonas und Jérémie und seit dem 9. Juni 2023 natürlich auch für Amélia.

27.-29. November 2019: Zürich-Bern retour. Witellikerstrasse 40

Als Projektdelegierter im Kongresszentrum des Weltpostvereins in Bern; Strafvollzugstage in Fribourg.

Die sehr nette Interlakener Mafia. Die Zürcher Strafverfolgung im Grand Hotel Victoria Jungfrau. Drei Mal schlechte Nachrichten für Staatsanwalt Brunner.

Fachgruppe Reform Strafwesen.

Dunkle Nacht an der Rehalpstrasse; ungute Körpererinnerungen; Gang an die Witellikerstrasse 40.

Mit Schifflimütze, Esther Maurer und Rita Fuhrer. Taschenmunition und Gasmaskenfilter; Majoretten und dummes Geschwätz.

Das Projekt Hans; Hermes statt Laureus.

Eine reizende Ärztin – ein lohnender Besuch; The Irishman; im Raumschiff Orion; zum Schluss ein Birchermüesli mit Schlagrahm.

Der Projektdelegierte

Am 27./28. November 2019, also gestern und vorgestern, fand im Kongressgebäude des Weltpostvereins in Bern das Forum Justizvollzug zum Thema „Gesundheit in den Gefängnissen“ statt. Eine weitere Gelegenheit, sich von vielen Kolleg:innen und Arbeitspartner:innen zu verabschieden. Ich habe einmal mehr deutlich gespürt, dass ich nicht mehr wirklich dazugehöre. Das liegt natürlich in erster Linie an mir. Ich sehe und höre Vorträgen, Referent:innen und Podiumsdiskussionen mit mehr Distanz als früher zu. Alte Kolleg:innen begrüßen mich zwar herzlich, wollen aber als erstes immer wissen, ob ich nun eigentlich pensioniert sei oder woran ich noch arbeite. Meine Standard-Antwort: ich bin - wie in der Teilnehmer:innen-Liste der Tagung aufgeführt - als Projektdelegierter JuWe tätig.

Nach dem Apéro Riche am ersten Tag habe ich bereits mehr als genug gegessen und verspüre eigentlich keine grosse Lust, mich noch meinen Zürcher Kolleg:innen für einen Abendtrunk anzuschliessen. Ich verabschiede mich deshalb. Ich bin im Hotelzimmer und schaue Fernsehen. Um ca. 21.00 Uhr schreibt mir ein Kollege auf

WhatsApp, dass ganz Zürich in der Bar im Kornhauskeller sitze. Ich solle doch auch kommen. Zum Glück sehe ich es erst um 23.00 Uhr, und so komme ich schon gar nicht mehr in Versuchung hinzugehen. Ich lehne dankend ab.

Fribourger Strafvollzugstage

Früher hiess das Forum Justizvollzug noch Strafvollzugstage und fand alle zwei Jahre in Fribourg statt. Ich logierte jeweils im NH Fribourg direkt beim Bahnhof, wo auch der Kongress durchgeführt wurde. Veranstalter war das Schweizerische Ausbildungszentrum für Strafvollzug SAZ, jahrelang geführt von Direktor Ueli Luginbühl, welcher 2013 in Pension ging und durch Thomas Noll ersetzt wurde.

Ueli Luginbühl und ich hatten eine recht gute Beziehung. Er hat mich bei der Gründung der Konferenz der Kantonalen Leitungen Justizvollzug (KKLJV)³¹⁴ unterstützt und Geburtshilfe geleistet. Wir sind nur einmal aneinandergeraten, und zwar an den Strafvollzugstagen 2010 zum Thema "Druck der Öffentlichkeit auf die Gefängnisse: Sicherheit um jeden Preis". Andy Müller, schon damals wie heute Reporter beim Schweizer Fernsehen, hielt ein Referat, welches er mit TV-Ausschnitten illustrierte³¹⁵. Es ging um das Tötungsdelikt in der JVA Pöschwies vom Januar 2008. Ich sass neben Ueli Graf und merkte, wie er zur Salzsäule erstarrte. Müller wollte auf Grund der Fernsehausschnitte aufzeigen, wie schlecht wir kommuniziert hatten. Als Beispiel zeigte er einen Interviewausschnitt mit Ueli Graf. Ich selber war ziemlich entsetzt, dass uns der SAZ-Direktor nicht vorgewarnt hatte. Uns wurde vorgeworfen, die Unwahrheit gesagt zu haben, und wir seien auf frischer Tat ertappt worden. Dabei waren wir ganz einfach von den Ereignissen überrollt worden, und unser erster Informationsstand erwies sich in der Folge als lückenhaft und teilweise falsch. Das kann in einer Krise vorkommen. Anschliessend an Müllers Referat war Kaffeepause, und es entstanden aufgeregte Diskussionen unter den anwesenden Strafvollzugsleuten, welche das auch nicht in Ordnung fanden. Ueli Luginbühl hatte offenbar vorgängig die Brisanz des Müller-Beitrages völlig unterschätzt und wollte uns jetzt natürlich besänftigen. Ich verlangte für die Fortsetzung nach der Pause das Wort und erhielt es auch. Ich

³¹⁴ Link zu KKLJV auf meiner Website.

³¹⁵ Siehe: Tötungsdelikt in der Pöschwies (SF Tagesschau vom 30.1.2008); Schwere Vorwürfe (Schweiz aktuell vom 6.2.2008), beide Sendungen aufgeführt auf meiner Website in der Linkliste.

kritisierte Müller massiv. Er war etwas irritiert, allenfalls hatte er nicht damit gerechnet, dass Ueli Graf und ich im Publikum sitzen würden. Der bekannte Kommunikationsberater Peter M. Wettler, der als Moderator fungierte, fand meine Intervention übertrieben und wollte mich abklemmen. Ich bestand aber auf einer vollständigen Gegenrede. Die anwesenden Strafvollzugsleute schätzten das sehr, die Journalist:innen fanden es weniger gut. Natürlich war ich parteiisch, ich war ja Partei.

Interlakener Mafia

Älter als die Freiburger Strafvollzugstage ist die seit 1974 durchgeführte Tagung der Schweizerischen Arbeitsgruppe für Kriminologie SAK. Sie findet jeweils anfangs März statt, immer wieder auch zu Justizvollzugsthemen. Jahrelang war der lebenswürdige und allseits geschätzte Bundesrichter Hans Wiprächtiger, von allen liebevoll Johnny genannt, SAK-Präsident. Er war von 1990 bis zu seinem Rücktritt 2011 Mitglied des Bundesgerichts. Das erste Mal war ich wohl 1996 in Interlaken, wo die Tagungen auch heute noch durchgeführt werden. Viele Bezirksanwält:innen und Strafvollzugsleute aus Zürich waren anwesend, auch Ernst Weilenmann und wenn ich mich recht erinnere Hans Ueli Meier. Am zweiten Kongressabend fand wie immer ein grosses Bankett statt. Johnny hatte es sich angewöhnt, im Rahmen seiner Eröffnungsrede praktisch die Hälfte der über hundert Teilnehmer:innen persönlich mit launigen Worten zu begrüßen. Über mich sagte er, dass ich zwar nicht ganz so schön wie Ernst Weilenmann sei (womit er zweifellos recht hatte), dafür käme in Zürich aber niemand an mir vorbei. Nach Johnny war für kurze Zeit Beni Brägger Präsident und nachher der St. Galler Bundesrichter Niklaus Oberholzer.

Speziell sind die ordentlichen Generalversammlungen der SAK, und zwar wegen des Kassiers mit dem wunderbaren Namen Sikander von Bhicknapahari, der die Verlesung seines Rechnungsberichts immer wie ein Kunstwerk gestaltet. Es passt gut, dass er mit der bekannten Künstlerin Manon verheiratet ist. Einmal hat er seinen Rechenschaftsbericht mit einer Weidegustation kombiniert.

In Interlaken traf und trifft sich eine lose Gruppe von liberalen und fortschrittlichen Jurist:innen, die ich als Interlakener Mafia bezeichnen möchte. Dazu gehörten für mich sicherlich Johnny, sodann die damalige Luzerner Staatsanwältin und heutige Oberrichterin Marianne Heer, Professor Marcel Niggli, ev. auch die Professoren Queloz und Kuhn und einige mehr, kaum aber Zürcher Justizbehörden, allenfalls

Zürcher Anwälte wie Mattias Brunner. Die Zurückhaltung der Zürcher Justizleute gegenüber der Interlakener Mafia lässt sich wohl damit begründen, dass die Zürcher von Haus auf eher konservativ und repressiv ausgerichtet waren. Zudem hat sich die Zürcher Justiz schon immer etwas abgeschottet. Das gilt insbesondere auch für unsere Kantonspolizei. Beide Organisationen sind so gross, dass sie ihr Ding lieber allein durchgezogen und auf interkantonale Vernetzung nicht so viel Wert gelegt haben. Das hat sich zumindest im Justizvollzug – mit Ausnahme des PPD - während meiner Zeit doch ziemlich verändert.

Der fortschrittliche und justizkritische Freiburger Professor Franz Riklin wollte einstmals SAK-Präsident werden. Er wurde dann aber in einer offenbar auch von Zürchern mitorchestrierten Aktion verhindert. Er war später langjähriger Präsident der Arbeitsgruppe Reform Strafwesen. Ein zweites Mal wurde Jahre später er bzw. seine Kandidatur als Zürcher Kassationsrichter abgeblockt. Er galt wegen seiner ausgeprägt justizkritischen Haltung einigen zu sehr als Nestbeschmutzer.³¹⁶

Im Kreis der Interlakener Mafia war es immer ausgesprochen lustig, man musste aber ziemlich trinkfest sein. Das verband sie noch am ehesten mit den Zürcher Strafverfolgern. In Interlaken war für viele die Beziehungspflege oftmals wichtiger als der Tagungsinhalt. Manchen Teilnehmer sah man am nächsten Tag frühestens beim Mittagessen wieder. Andere gingen während der Tagung von Interlaken aus Skifahren.

Marianne Heer gegenüber habe ich immer noch ein bisschen ein schlechtes Gewissen. Sie hatte als Kommentatorin des Basler Kommentars Ende 2011 beim JuV ein Gesuch um umfassende Akteneinsicht in ein heikles Dossier gestellt. Es ging um die verwahrte Parkhausmörderin Caroline H.³¹⁷. Meine Leute waren dagegen, wobei ich nicht mehr genau weiss warum. Möglicherweise befürchteten sie, dass Heer im konkreten Fall mit dem Anwalt von H. zusammenspanne und uns kritisieren wolle. Jedenfalls liess ich mich von meinen Leuten vor den Karren spannen und verweigerte

³¹⁶ Franz Riklin ist Mitte Oktober 2022 im Alter von 81 Jahren verstorben (vgl. Freiburger Nachrichten vom 6. November 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

³¹⁷ Ich hatte mit Caroline H. während meiner Amtszeit fast nichts zu tun. Einmal besuchte ich zusammen mit Regierungsrätin Jacqueline Fehr die Justizvollzugsanstalt Hindelbank. Wir besichtigten auch die extra für Caroline H. umgebaute grosse Zelle mit eigenem Spaziergang im neuen Hochsicherheitsbereich (diese Zellsituation wurde übrigens zum Vorbild für eine entsprechende Anlage für Brian/Carlos in der Pöschwies). Wir unterhielten uns auch kurz mit Caroline H..

Marianne das Akteneinsichtsrecht mit fadenscheiniger Begründung. Sie war so souverän, dass sie dagegen keine Beschwerde erhob. Sie liess mich aber spüren, dass sie das ziemlich daneben fand. Und das war es auch.

An ein SAK-Referat eines Professors aus der Runde der fortschrittlichen Justizkritiker kann ich mich noch gut erinnern, wohl weil ich es ziemlich schräg fand. Er hat in seinem Vortrag über Versöhnungs- und Ausgleichspraktiken von indigenen Völkern geschwärmt. Er sah darin Modelle, die sich auch für unsere Strafjustiz eignen würden. In der anschliessenden Diskussionsrunde wies ich darauf hin, dass wir mit dem Täter-Opferausgleich und der Wiedergutmachung solche Modelle auch in der Schweiz kennen. Ich erntete damit sein völliges Unverständnis. Der Professor erwiderte mir leicht genervt, es gehe eben genau um etwas völlig anderes. In unseren Modellen würden immer staatliche Behörden eine Rolle spielen. Und dies sei das wirkliche Problem an unserem System bzw. von da aus sei es nur ein kleiner Schritt zu staatlicher Repression. Hilfe, Staat! Er konnte dann aber auch nicht näher ausführen, wie sein Modell bei Kriminaltouristen funktionieren könnte. Als Aktiver ertrug ich solche Fundamentalkritik an unserem System eher schlecht, heute kann ich mehr damit anfangen.

Einige unserer Zürcher Bezirks- und Staatsanwälte logierten im Grandhotel Victoria Jungfrau. Ständige Gäste waren Emil Frei, Walter Bickel, Urs Broder, Marcel Bebié und der spätere Bundesanwalt Valentin Roschacher.

Meine erste Pendenz

Nach meinem Amtsantritt als Generalsekretär bekam ich es indirekt mit Valentin Roschacher zu tun. Die letzte Pendenz, das monatliche Publikationsorgan der Zürcher Strafverfolgungsbehörden, welches damals Staatsanwalt Andreas Brunner verantwortete, publizierte immer mal wieder von Roschacher gezeichnete Cartoons. Die letzte Pendenz war Moritz Leuenberger schon vorher ein Dorn im Auge, und zudem waren er und Andi Brunner nicht wirklich best friends. Jedenfalls missfiel ihm also ein Cartoon Rorschachers. Es zeigte einen Gefängnisaufseher, welcher einem Insassen auf dem Tablett das Essen servierte. Entweder der Aufseher oder der Insasse hatte, wenn man das so sehen wollte, semitische Gesichtszüge. Der Vorwurf des Rassismus stand im Raum. Ich hatte das Vergnügen, des Justizdirektors Missfallen Herrn Staatsanwalt Brunner mitzuteilen, verbunden mit dem sanften Hinweis, dass die Letzte

Pendenz auf der Abschussliste stehe. Sie hat bis heute überlebt. Das war nun schon das zweite Mal, dass ich kurz nach meinem Amtsantritt Andreas Brunner eine schlechte Botschaft überbringen musste. Das erste Mal ging es um eine Dienstreise nach San Diego zu einer Tagung zum Thema Kinderschutz. Das war damals Brunners Spezialgebiet. Leuenberger liess ihm die Tagungsteilnahme durch mich verbieten, zu teuer. Ich weiss nicht mehr, ob Brunner am Schluss nicht doch auf eigene Kosten hingegangen ist. Und ja, ein drittes Mal war ich gegenüber Andreas nochmals der Überbringer einer schlechten Botschaft. Dieses Mal war der Stein des Anstosses sein Gesuch um Bewilligung einer Nebenbeschäftigung. Markus Notter erhob sein Veto. Auf Brunners Insistieren erteilte er aber die Bewilligung. Eigentlich ein Wunder, dass mich Andreas trotz dieser Vorgeschichten als Oberstaatsanwalt akzeptiert hat.

Brunner und Roschacher sind bis heute gute Freunde geblieben. Rorschacher ist als Nachfolger von Carla Del Ponte im Jahr 2000 Bundesanwalt geworden. Er ist 2006 wegen dem Fallkomplex Ramos/Holenweger etc. unter Druck von Bundesrat Blocher als Bundesanwalt zurückgetreten. Er ist ein bekannter Kunstmaler geworden³¹⁸. Seine Nachfolger Erwin Beyeler und Michael Lauber kenne ich nur flüchtig. Beyeler war stellvertretender Kommandant der Zürcher Kantonspolizei, und Michael Lauber ist ein Freund von Michi Rüegg, dem ehemaligen Kommunikationschef von Markus Notter. Beyeler wurde von der Vereinigten Bundesversammlung 2011 nicht wiedergewählt. Seither ist Lauber Bundesanwalt. Auch er ist unter ständigem Beschuss³¹⁹. Wahrlich, kein leichtes Amt.

Der ehemalige Bezirksanwalt, dann Chef der Kriminalpolizei der Stadt Zürich³²⁰, spätere Chef Sicherheit der Swiss RE und aktuell stellvertretende Kommandant der Stadtpolizei Winterthur Marcel Bebié hatte irgendwelche Beziehungen zur Direktion des Hotels Jungfrau Victoria und konnte so günstige Hotelzimmer vermitteln. Sein Namensvetter Hans Bebié war auch meistens in Interlaken. Er ist später Leitender

³¹⁸ Siehe TeleM1 vom 22. November 2017, Bilderausstellung vom Ex-Bundesanwalt Valentin Roschacher (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

³¹⁹ Zwischenzeitlich hat Michael Lauber am 24. Juli 2020 seinen Rücktritt als Bundesanwalt erklärt. Stefan Blättler, bisher Kommandant der Berner Kantonspolizei, ist am 29.9.2021 zum neuen Bundesanwalt gewählt worden (NZZ vom 29.9.2021, Link auf meiner Website).

³²⁰ Siehe SF Tagesschau vom 28.7.1994, Interview mit dem neuen Kriminalpolizeichef der Stadt Zürich Marcel Bebié (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Staatsanwalt der Staatsanwalt Zürich-Limmat geworden. Hans war schon zu Studienzeiten ein ausgezeichneter Tischfussballer. Ich habe mit ihm studiert und wir "töggelten" oftmals über die Mittagszeit und wohl auch noch darüber hinaus. Wir trafen uns jeweils im wunderschönen Spielsalon Frosch an der Froschaugasse. Hans war ein ebenso begnadeter Spieler am Flipperkasten. Oft dabei war auch Ferit Kuyas, der nach dem Jus-Studium ein bekannter Fotograf geworden ist. Ich selber habe im Frosch ziemlich viele Einfränkler an das damals völlig neue Video-Spiel Space Invaders verfüttert. Es ging darum, mit einer elektronischen Kanone möglichst viele Aliens abzuschiessen. Ich war darin ziemlich gut, doch je mehr man abschiess, umso stärker vermehren sie sich, und irgendwann ist Schluss. Hans Bebié gehört zusammen mit Ueli Weder zur Jassrunde, welche sich schon seit vielen Jahren am Donnerstagmittag trifft.

Immer mit von der Partie war in Interlaken der legendäre Bezirksanwalt Urs Broder. Er war anfangs der Achtzigerjahre Leiter der Krawallgruppe der Bezirksanwaltschaft Zürich. Ich habe ihn um diese Zeit herum kennengelernt, und zwar nicht als Angeschuldigter, sondern bei Obligatorischen-Schiessen im Schiessstand Albisgütli. Er war mit Kollegen dort, und aus ihren Gesprächen konnte ich einfach erraten, wer da vor mir auf seinen Schützeneinsatz wartete. Natürlich kam es zu keinem persönlichen Kontakt, er wirkte aber schon damals sympathisch auf mich, obwohl ich damals ein Gegner des repressiven Staatsapparates war. Die Krawallgruppe war wohl ein eingeschworenes Team. Sie stand unter besonderer medialer und politischer Beobachtung und war durchaus auch im Visier der Chaoten. Da sie als besonders gefährdet galten, bekamen alle Gruppenmitglieder neue Autonummern, die datenrechtlich besonders gut geschützt waren. Die meisten fahren wohl auch heute noch mit diesen Nummern herum. Das gilt auch für Andreas Brunner.

Urs ist ein grosser Genussmensch von fast barockem Ausmass. Ihm werden auch vorzügliche Verbindungen zum Vatikan nachgesagt. Ich habe ihn immer sehr gemocht und er mich glaube ich auch. Er logierte selbstverständlich ebenfalls im Hotel Victoria Jungfrau. Ich hatte mit ihm einmal zum Apéro in der Bar in der Hotelhalle abgemacht. Über die Halle führt eine Art Hochtreppe vom Wellnessbereich zu den Hotelzimmern. Urs hatte sich leicht verspätet und war auf der Hochtreppe auf dem Rückweg zu seinen Gemächern, als er mich erblickte. Er war in Adiletten und mit einem weissen Frottee-

Hotelbademantel bekleidet, den er knapp zugebunden hatte. Wie der Papst zur Segnung breitete er seine Arme aus und rief mir mit seiner lauten Stimme von weit oben herab in die Hotelhalle entgegen: "Ich begrüsse Sie, Herr Generalsekretär!" Für einen kurzen Moment gehörte ihm die Bühne, alle schauten nach oben. Zum Glück musste ich mich nicht zu erkennen geben. Manchmal ging er mit seinem Flair für theatrale Auftritte ziemlich weit. Ich erinnere mich an ein gemeinsames Weihnachtessen oder Ähnliches der Abteilung D der Bezirksanwaltschaft Zürich, an welcher auch ich eingeladen war. Wirklich urkomisch war die Aufführung, welche der Leiter der Abteilung D Emil Frey mit Christoph Winkler, welcher später Bundesstaatsanwalt und dann Chef der Oberstaatsanwaltschaft Zug wurde, darboten. An sich war nur schon die Unterhaltung, welche sie miteinander führten, sehr witzig, der Clou war aber, dass sie aus ihren Feuerzeugen ständig Gas einatmeten, so dass sich ihre Stimmen in echte Mickey-Maus-Stimmen verwandelten. Zum Totlachen. Als ehemaliges Mitglied der Abteilung D war auch Valentin Roschacher dabei. Als wir vom gemeinsamen Nachtessen, es war wohl im Italia, Richtung Lugano-Bar an der Langstrasse aufbrachen, eilte Urs wie ein Weibel voraus, um lauthals anzukündigen, dass der Herr Bundesanwalt mit Entourage im Anmarsch sei. Zumindest verschaffte uns dies den notwendigen Platz in der gut besetzten Bar. Ich selber war damals Generalsekretär und fand dann, es sei jetzt für mich der Zeitpunkt gekommen, um mich zu verabschieden und nach Hause zu gehen.

Die Fachgruppe Reform Strafwesen

Ein Jahr nach der SAK, nämlich 1975, wurde die Fachgruppe Reform im Strafwesen gegründet. Die Fachgruppe war organisatorisch immer mit der Paulus Akademie verbunden und damit in einem kirchlich-katholischen CVP-Umfeld entstanden. Sie tagte auch jahrelang an deren Sitz in Zürich-Witikon. Sie war von Anfang an justizkritisch und reformfreudig, kein Wunder also, dass die Zürcher Justizbehörden mit ihr wenig Kontakt pflegten; und dies, obwohl die Fachgruppe ihre Tagungen immer in Zürich durchgeführt hat. Sie hat auch immer wieder wichtige Justizvollzugsthemen aufgegriffen. Ab und zu traten zwar auch Leute von uns für Referate auf, eine institutionelle Verbindung gab es aber nicht. Ich fand das mit der Zeit sehr merkwürdig und wandte mich deshalb mit Schreiben vom 2. September 2011 an den Präsidenten der Fachgruppe Professor Franz Riklin und bot ihm die Zusammenarbeit mit dem JuV

und meine Einsitznahme in die Fachgruppe an. Ich wurde mit offenen Armen empfangen. Seither tritt das JuV als Mitveranstalter der Herbsttagungen auf. Ich durfte sehr oft Impulse für geeignete Tagungsthemen einbringen. Diese Zusammenarbeit hat mir immer Freude gemacht. Besonders schätzen gelernt habe ich Hans-Peter von Däniken, der erst kürzlich als langjähriger Direktor der Paulus Akademie in Pension gegangen ist. Er hat die Tagungen jeweils organisiert. Auch Professor Franz Riklin habe ich als beeindruckende, absolut integre Persönlichkeit und scharfsinnigen Strafrechtler kennengelernt, der sich mit Herzblut für ein noch besseres und gerechteres Strafrecht einsetzt. Sein Nachfolger ist Martino Mona, Ordinarius für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Bern.

Martino ist der Sohn von Marco Mona, Zürcher Rechtsanwalt, ehemaliger Bezirksanwalt und Bezirksrichter am Bezirk Zürich. Marco war auch Vizepräsident der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF), welche uns seit ihrer Gründung 2010 jährlich visitiert und dazu umfassende Berichte abgeliefert hat³²¹. Wir wurden zwar oft kritisiert, aber auch immer wieder gelobt. Die NKVF ist ein für die Kontrolle und Weiterentwicklung des schweizerischen Justizvollzugs sehr wichtiges Gremium.

Ursprünglich dauerten die Tagungen der Fachgruppe zwei Tage, jetzt sind sie nur noch eintägig. Zudem ist der neue Tagungsort im schönen Hotel Glockenhof, mitten in Zürich.

Körpererinnerungen

Vom Forum Justizvollzug in Bern zurückgekehrt war ich gerade im Hauptbahnhof Zürich am Einkauf für das Nachtessen im Sprüngli - Salate, Chäschüechli und eine Sprünglitorte - als mir Kornelia telefonisch mitteilte, dass an der ganzen Rehalpstrasse wieder einmal der Strom ausgefallen sei. Das war während 24 Stunden diesen Juni schon einmal der Fall, jetzt aber ist November, Heizungsausfall ist unangenehmer. Noch viel unangenehmer: der Stromausfall wurde offenbar durch den alten

³²¹ Vgl. z.B. Bericht der NKVF betreffend Besuch in der JVA Pöschwies vom 10. März 2014; Bericht der NKVF betreffend Besuch im Gefängnis Dielsdorf vom 19.4.2014 (beide Berichte sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.)

Hausanschluss im zweiten Einfamilienhaus an der Rehalpstrasse, welches Kornelia gehört, ausgelöst. Sie hat es Steve und Jana Kennon aus Austin, Texas vermietet. Steve arbeitet bei Google. Der alte Hausanschluss ist durchgeschmort, und im Keller hat es ziemlich viel Rauch gegeben. Feuerwehr und Polizei sind ausgerückt. Vorsorglich hat das EWZ die ganze Rehalpstrasse vom Stromnetz genommen. Jetzt herrscht überall Dunkelheit.

In den Fenstern ist schwaches Kerzenlicht oder der Strahl von Taschenlampen zu sehen. Gut, dass ich bei Sprüngli eingekauft habe. Erst gegen 24.00 Uhr haben wir wieder Strom in unserem Haus. Ich habe bei Taschenlampenlicht geschrieben. Etwa zeitgleich, als wir wieder Strom bekommen haben, spüre ich einen eher unangenehmen Schmerz links und rechts in der Brust, auch im Rücken. So etwas macht mich sofort unruhig. Ich denke dann an eine Lungenembolie. Doppelt nervös macht mich ein kleiner Schüttelfrost vor dem Zu-Bettgehen, genauso wie vor drei Jahren, einfach viel weniger heftig. Ich schlucke vorsorglich ein Xarelto. Die Nacht bleibt unruhig, gegen vier Uhr werfe ich ein Dafalgan ein und schlafe dann, bis mich Laras Thema aus Dr. Schiwago von meinem Handy weckt. Der Schmerz ist nicht weg. Ich beschliesse, kurzfristig meine Teilnahme an der Geschäftsleitungssitzung PPD mit anschliessendem Mittagessen abzusagen.

Die Notfallaufnahme der Klinik Hirslanden liegt nur zehn Gehminuten von uns zuhause entfernt. Ich war vor über einem Jahr schon mal dort. Es war dann allerdings nichts. Vielleicht gehe ich auch jetzt umsonst. So schlimm kann es nicht sein. Anders als bei der grossen Embolie vom Oktober 2016 fällt mir jetzt das Gehen nicht schwer, ich bekomme auch genügend Luft. Andererseits sind die Symptome ziemlich klar, mein Körper hat sich sofort wieder daran erinnert. Ich bin rasch im Balgrist unten an der Witellikerstrasse 40 bei der Notfallaufnahme des Hirslanden-Spitals. Ich habe Glück, niemand ist im Wartezimmer, ich komme sofort an die Reihe. Das Anmeldeprozedere ist nur kurz, sie haben vom letzten Mal noch meine Daten. Man begleitet mich ins Zimmer 10.

Als erstes bekomme ich das „Arschhemd“ verpasst. Das klassische Spitalhemd ist hinten offen und gibt freie Sicht auf den Hintern. Man fühlt sich sofort völlig hilf-, wehrlos und ausgeliefert. Ich habe die Theorie, dass das so gewollt ist. Damit sind gleich mal die Hierarchie und die Stellung des Patienten geklärt.

Wie schon die letzten Male in anderen Notfallstationen hat es für die ausgezogenen Kleider keinen Platz im Zimmer, schon gar nicht einen Bügel, Kleiderhaken oder etwas Ähnliches. Also lege ich alles auf den Boden. In meinen Rucksack habe ich Necessaire, Ersatzunterwäsche, Socken, ein Buch, meine Medikamentenliste, mein iPad Pro samt Kopfhörern und ein Ladegerät eingepackt. Man weiss ja langsam, was man so braucht. Eine Pflegefachfrau steckt sofort eine Infusionsnadel in meinen Handrücken, schliesst EKG und ein Messgerät für den Blutsättigungsgrad an. Alles im Normbereich, es kann wirklich nicht schlimm sein. Wie immer schwitze ich in Strömen und der Puls ist auf 130, Blutdruck bei 95 und 160. Das ist bei mir in solchen Situationen aber mehr oder weniger normal. Mein vegetatives Nervensystem war immer schon etwas aufgeregt.

Schifflimütze statt Beret

Schon bei der militärischen Aushebung mit 18 hat der untersuchende Arzt die Stirn gerunzelt, als er meine Puls- und Blutdruck-Werte gemessen hatte. Nach einem Blick auf meine sportlichen Leistungsergebnisse – sie waren immerhin im obersten Bereich – meinte er, das sei wohl einfach Veranlagungssache. In der Tat, meinem Vater ist es nie anders gegangen, er hatte auch schon mit 40 Blutdruckmittel genommen und ist deswegen sogar vorzeitig aus dem Militärdienst entlassen worden. Ich habe alle Diensttage absolviert und insgesamt 495 Tage Dienst geleistet. Da ist mir mein Vater mit der Aktivdienstzeit während des zweiten Weltkrieges allerdings deutlich voraus. Vater liess sich in den Sechzigerjahren aus gesundheitlichen Gründen ausmustern, was er später bereute, nicht nur weil er trotz seiner vielen Diensttage nun noch Wehrpflichtersatz bezahlen musste. Ich kann mich an Vater in Uniform noch knapp erinnern, auch darum, weil sein letzter Dienst mit seinem Geburtstag zusammengefallen ist. Regula und ich schenkten Vater eine hölzerne, braune Haarbürste mit schwarzen Borsten. Wir fanden sie sehr schön und ein grossartiges Geschenk. Vater hat sie entsprechend gewürdigt und noch Jahrzehnte lang benutzt.

Die Rekrutenschule im Jahr 1977, die Unteroffiziersschule und das Abverdienen im Jahr 1979 habe ich eigentlich ganz gut hinter mich gebracht. Erst die jährlich wiederkehrenden Wiederholungskurse gingen mir wirklich auf den Geist. Zudem wurde man in den ersten paar WK's als Neuling, Hamburger eben, wie der letzte Mensch behandelt. Jeder Mistjob wurde einem angehängt: zusätzlicher Küchen-

dienst, WC-Reinigungsdienst, Sonntagswache, Zimmeraufsicht etc.. Erst die letzten paar WK's und Ergänzungskurse waren für mich soweit ok.

Das Militär überdauernde Kameradschaften gab es für mich nur wenige, zu nennen sind Rolf Bürgi und Peter Neuenschwander. Ich habe aber eindeutig sehr viel im Militär gelernt, weniger Technisches, aber führungsmässig und menschlich. Es hat sich als sehr wertvoll erwiesen, Erfahrungen unter solch besonderen Umständen zu machen. Auch stimmt es, dass man erst im Militär seine physischen Belastungsgrenzen kennenlernt. Meine Frau Kornelia behauptet, man merke es einem Mann positiv an, ob er Militärdienst geleistet habe oder nicht. Dabei ist zu erwähnen, dass sie überzeugte Pazifistin ist.

Wirklich dumme Geschichten habe ich im Militär nur wenige miterlebt, vielleicht am ehesten noch, als man einen unbeliebten Kameraden des Nachts von Kopf bis Fuss und insbesondere auch am Geschlechtsteil mit schwarzer Schuhcreme einwichste und dann noch sein Bett aus dem ersten Stock auf den HV-Platz hinunterschmiss. Saufereien gab es sicher viele. Ich selber war als Unteroffizier bei den Rekruten wegen meiner Permissivität (nicht zu verwechseln mit Promiskuität) ziemlich beliebt. An einem der ersten Ausgänge wurden mir derart viele Biere aufgedrängt, dass ich auf dem Heimweg – zum Glück allein – das erste und einzige Mal wegen zu viel Alkohol kotzen musste. Immerhin nur aus mengenmässigen Gründen, das viele Bier kam mir einfach "obsi".

Am 2. Juli 1976 bin ich als Minenwerferkanonier ausgehoben worden. Kurz vor der Rekrutenschule, am 8. Juli hatte ich die Autofahrprüfung mit etwas Glück bestanden. Ich habe noch nicht manche Fahrstunden gehabt und mein Fahrlehrer Eichenberger hätte nicht viel auf mich gewettet. Ich spielte voll die Rekrutenschule-Karte und war damit meinem Prüfungsexperten sicher sympathisch. Ich fuhr äusserst vorsichtig, so dass mir der Experte einmal sogar sagen musste: "Herr Manhart, Sie sind doch ein junger Mann, geben Sie etwas mehr Gas!"

Am 11. Juli 1977 begann die Rekrutenschule in Chur³²². Die erste Woche war gewöhnungsbedürftig. Anders als mein Freund Peti hatte ich damit aber keine grösseren Schwierigkeiten. Ich war damals sehr anpassungsfähig. Unser Zugführer

³²² Vgl. Anhang 7.

Leutnant Sautter hatte uns gesagt, dass es Ziel der ersten Woche sei, vor dem zuständigen Instruktionshauptmann eine saubere Zugschule (Reaktionsübungen, Marschieren im Schritt mit Schwenkern etc.) zu präsentieren und am Schluss im Gleichschritt mit kräftiger Stimme ein Soldatenlied zu singen.

Wir haben das Ziel erreicht. Ich mag mich immer noch an das Lied erinnern:

Das Leben ist ein Würfelspiel.

Wir würfeln alle Tage.

Dem einen bringt das Schicksal viel,

Dem and'ren Müh und Plage.

Refrain:

Drum frisch auf, Kameraden,

Den Becher zur Hand,

Zwei Sechser auf den Tisch.

Der eine ist für's Vaterland,

Der andere ist für mich.

Die folgenden Strophen, die wir nicht haben lernen müssen, sind noch etwas deutlicher: hier geht es um unser Genick, singende Granaten, den Kampf ums Vaterland, Siegeswillen, alte Landknechtssitte und die Ankündigung, dass wir noch im himmlischen Revier Soldatenlieder singen werden.

Für mich war das alles in Ordnung. Ich ging nach der ersten Woche gerne übers Wochenende nach Hause, kehrte aber ebenso gern wieder in die Kaserne zurück. Damals wollte ich auch noch Offizier werden. Das hat sich auch im Verlauf der RS nicht geändert, obwohl ich sie nur mässig interessant fand. Meine beiden Freunde Dani und Peter wollten auf keinen Fall weitermachen, für mich aber war das wie ein Bestandteil meiner Ausbildung. Als Unteroffiziersanwärter kam ich auch in den Genuss einiger zusätzlichen Ausbildungen, die soweit ganz interessant waren. Und sicherlich war die Unteroffiziersschule der lehrreichste Dienst, den ich geleistet habe. Am Ende der UOS meinte mein Klassenlehrer Hptm i Gst Hunn in Anwesenheit des Schulkommandanten kurz und bündig: „Klassenerster, müsste zum Weitermachen gezwungen werden.“ Oberst i Gst Attinger fragte mich, warum ich nicht Offizier werden

wolle. Er selber habe es immer als etwas peinlich empfunden, wenn Akademiker noch in fortgeschrittenem Alter Felddienst leisten mussten, statt ihrem Niveau entsprechend eingesetzt zu werden. Ich würde das später sicher bereuen. Hptm Hunn schaltete sich ein und sagte: „Von seiner Argumentation her gesehen bringt das nichts, dafür würden wir mehr Zeit brauchen.“³²³ Hunn war kein dummer Mann.

Ich habe mich in der Zwischenzeit, von Ende RS, November 1977, bis zum Beginn der UOS, Anfang 1979, gegen eine „Offizierskarriere“ entschieden. Dies hing einerseits mit meiner eigenen politischen Weiterentwicklung zusammen. Ich tendierte immer mehr nach links und fand das bürgerliche Establishment höchst langweilig und uninspirierend. Zudem verspürte ich immer weniger Lust auf zusätzliche 34 Wochen Militär (17 Wochen OS und 17 Wochen Abverdienen). Damit wären für mich mindestens zwei schöne Sommer in Freiheit verloren gegangen. Dieses Gefühl verstärkte sich noch intensiver, als ich im Herbst 1978 Susi kennenlernte. Ich hatte mich aber schon vorher gegen das Weitermachen entschieden.

Als ich im Sommer 1978 aus meinen Griechenlandferien zurückkehrte, beschloss ich, meine Eltern in Flims zu besuchen, wo sie im Hotel Waldhaus in den Ferien logierten. Ich beabsichtigte, sie über meinen Beschluss, nicht Offizier zu werden, zu informieren. Vor allem für Vater würde das eine Enttäuschung werden. Er war selber zwar nie begeisterter Soldat, er wünschte sich für mich aber eine Karriere als Jurist, Dr.iur. und Offizier. Ich reiste mit meinem roten Bonanza-Töffli nach Flims. Für die rund 140 Kilometer brauchte ich gegen sechs Stunden. Ich machte in Walenstadt Zwischenhalt und besuchte den Truppenübungsplatz, wo die Rekruten ausgebildet wurden. Tatsächlich traf ich auch zwei RS-Kollegen an, die bereits ihren Grad als Korporale abverdienen. Als ich sie so mit ihren Gruppen üben sah, war für mich der Fall definitiv klar: nur nicht Offizier werden und noch weitere 34 Wochen „verschwenden“. Trotzdem standen mir noch 4 Wochen Unteroffiziersschule und 17 Woche Abverdienen des Grades bevor. Keine besonders schöne Aussicht.

Am 2. Dezember 1999 trat ich ordentlich aus der Armee aus. Das war rundum ein besonderer Tag. Ich traf einige Kameraden aus alten Zeiten. Man musste im Dienstanzug (Tenu B) mit Mütze einrücken. Ich hatte meinen letzten Dienst, einen Ergän-

³²³ Vgl. auch Anhang 8.

zungskurs, vor sieben Jahren im Mai 1992 in Kriessern geleistet. Die letzte Woche schliefen wir im Schlafsack auf Stroh und ich brachte als kleines Erinnerungsgeschenk Filzläuse mit nach Hause. Nach einer Ganzkörperrasur und einem Bad mit speziellem Shampoo waren sie schnell wieder weg. Mein Vater hat seinerzeit im Aktivdienst von Läusen und Flöhen eine Blutvergiftung bekommen und verpasste deshalb am 19. August 1945 den Abschied von General Guisan auf dem Bundeshausplatz, bei welchem seine Einheit als Ehrenkompanie eingeteilt war. Das hat ihn immer gereut.

Nun beim Abgeben war ich meiner Uniform völlig entwachsen. Bei den Ordonnanzhosen brachte ich nicht einmal mehr den Hosenschlitz zu, sie hielten aber dank des sehr elastischen grauen Gummigurtes. Die Ausgangsjacke war auch viel zu eng, ich konnte gerade noch knapp die Knöpfe schliessen, vorbeugen war aber nicht mehr möglich. Auf meine Kopfbedeckung war ich wirklich stolz. Ich hatte am letzten Ergänzungskurs die Gelegenheit verpasst, die alte Schifflimütze gegen das mehr oder weniger elegante Beret mit Truppengattungsabzeichen einzutauschen. Ich war der einzige, der noch old fashioned, mit herausgeklapptem Dächli, erschien.

Zum Thema militärische Kopfbedeckung eine Erinnerung aus einem Wiederholungskurs: Wir versammelten uns nach dem Mittagessen in Formation. Der Zugführer sah uns prüfend an und erblickte etwas, was ihm nicht gefiel. Er rief: "Kanonier Eisenhut (so hiess der Fehlbare)! Wo haben sie ihren Helm?" Im ersten Moment keine Reaktion, dann brach Riesengelächter aus.

Im selben WK hatte ich ein Geschmackserlebnis der besonderen Art. Wir verpflegten uns spät in der Nacht im dunklen Freien, fassten das Essen mit der Gamelle. Es gab unter anderem Spinat. Plötzlich knackte beim Kauen etwas ziemlich laut, und ein noch nie dagewesener intensiver Geschmack verbreitete sich in meinem Mund und Gaumen. Ich spuckte alles in meine Hand und sah dann im Lichte meiner Taschenlampe die Hälfte eines grossen schwarzen Käfers, den ich offensichtlich in der Mitte durchgebissen habe. Das sei wohl ein Spinatkäfer gewesen, sagte mir der Küchenchef später. Solche hätte es immer wieder im Spinat, würden beim Kochen aber meistens zermantscht.

Wir alten Knaben fanden uns also zur Materialabgabe im Schützenhaus Albisgüetli ein. Es lief alles überraschenderweise völlig unbürokratisch ab. Ich war einer der

wenigen, die ihr Sturmgewehr behalten wollten. Man musste aber den Pistolengriff des Stgw abmontieren und ins Zeughaus einschicken, um den Serienfeuerhebel versiegeln und blockieren zu lassen. Das wurde bei mir so lausig gemacht, dass ich seither den Pistolengriff nicht mehr richtig einklinken kann. Das Gewehr funktioniert so definitiv nicht mehr. Vielleicht war der Mechaniker ein Pazifist oder russischer Spion. Aber halb so schlimm, es geht mir sowieso nur um den Erinnerungswert.

Für Gasmaskenfilter und Taschenmunition hätte ich eine ordentliche Abgabekontrolle erwartet. Während der ganzen Dienstzeit hat man uns immer eingebläut, dass es ein Fall für den Untersuchungsrichter wäre, wenn man etwas davon verliere. Die Zeughäusler verwiesen uns nun aber nur auf zwei grosse Palette mit Rahmen, in welche man Taschenmunition und Filter hineinwerfen konnte. Es mag merkwürdig klingen, aber irgendwie kam mir das respektlos vor. Man kann nicht jahrzehntelang auf eine Sache ganz besonders aufpassen und dann am Schluss einfach alles unkontrolliert wegschmeissen. Falsche Grosszügigkeit statt Respekt. Da lief irgendetwas falsch.

Ein Kamerad nahm die vollständige Materialabgabe so ernst, dass er am Schluss nur noch in seinen Unterhosen dastand. Dies verärgerte und überforderte den beaufsichtigenden Offizier. Man wollte am letzten Dienstag mit niemandem mehr Lämpen bekommen, sondern uns einfach einen schönen Abschied bereiten. Der unkooperative Soldat wurde sofort nach Hause geschickt.

Rita gegen Esther

Anschliessend kam der feierliche Abschlussakt. Ich wusste, dass meine Kameraden und ich von Esther Maurer und Rita Fuhrer verabschiedet werden sollten. Esther war zu dieser Zeit die für das Militär zuständige Stadträtin und Rita Fuhrer die kantonale Militärdirektorin. Ich kannte Regierungsrätin Fuhrer natürlich als Generalsekretär der Justizdirektion bestens. Es war insofern eine etwas delikate Konstellation, weil sich beide Frauen spinnefeind waren. Seit Jahren stritten sie sich um den Lead bei der Kriminalpolizei. Es schien dann irgendwann, als habe Rita Fuhrer diesen Kampf für sich bzw. die Kantonspolizei entschieden. Die Stadtpolizei führte jedoch die städtische Kriminalpolizei einfach unter anderer Bezeichnung weiter. Und viele der damaligen

Bezirksanwälte arbeiteten damals noch lieber mit der Stadt- als der Kantonspolizei zusammen.

Was die da oben so machen

Übrigens kooperierten die Stadt- und Kantonspolizisten an der Front völlig problemlos miteinander. Ich habe damals zum ersten Mal begriffen, dass sich der Knatsch der obersten Kader nicht unbedingt auf das arbeitende Volk übertragen muss. Vieles, was die da oben planen, reorganisieren, aushecken oder ausfechten, gelangt nicht wirklich bis zur Truppe bzw. kümmert diese wenig. Ähnliches ist immer wieder auch dem Justizvollzug und erst recht der Justizdirektion passiert.

Es ist wohl fast überall ein generelles Problem, dass obere und untere Ebene oftmals nicht wirklich gut miteinander kommunizieren. Ein kleines Beispiel hierfür ist der erste Verhaltenskodex für die JI und alle ihre Angestellten. Er wurde im Generalsekretariat aufwändig, aber unter völlig ungenügendem Einbezug der Ämter erarbeitet und von der Direktionsvorsteherin im Eilverfahren erlassen. Kurz vor Weihnachten 2016 wurde der Verhaltenskodex mit Mail an alle Amts- und Fachstellenleitungen versandt mit dem Hinweis, dass er ab Januar 2017 in Kraft trete. Eine an sich gute und wichtige Sache wurde so auf oberster Ebene gleich wieder beerdigt. In der Direktion hatte man noch nicht genügend begriffen, dass unsere grossen Ämter nicht auf Rufdistanz miteinander kommunizieren. Im Kaspar Escher-Haus kann man den grossen Gang hinunterrufen, dass ab Morgen alles anders sei. In der gemeinsamen Kaffeepause kann nötigenfalls alles widerrufen und am nächsten Morgen das Gegenteil verkündet werden. Ähnlich kann es auch in einer kleinen und innovativen Forschungsabteilung oder in einem neuen Startup-Unternehmen funktionieren.

Wenn man aber in einer grossen und komplexen Organisation wie dem Amt für Justizvollzug mit mehr als einem Dutzend im ganzen Kanton verteilten Standorten und 1000 Mitarbeitenden etwas nachhaltig umsetzen will, so braucht es Vorbereitungszeit und einen durchdachten Umsetzungsplan, allenfalls sogar Schulungen. Auch grossartige mediale Ankündigungen genügen für sich allein noch nicht.

Statt Aktivismus ist oftmals die bessere Alternative: man lässt es zum Vornherein bleiben.

Das Projekt Hans

Die Erkenntnis, dass Projekte versanden oder neue Vorgaben nicht umgesetzt werden, ist natürlich nicht gerade neu. Als nach meinem Abgang als Generalsekretär die neue Crew mit Christian Zünd als GS und Christiane Lentjes als seine Stellvertreterin startete, lancierten sie das Projekt Sand, oder wie Insider es nannten: das Projekt Hans, nach dem Vornamen des Projektleiters und Chefs des Gemeindeamts Hans Stamm. Nur schon das Organigramm für die Projektorganisation war beeindruckend.

Ca. ein Jahr lang spielten die Verantwortlichen im Sandkasten. Irgendwann hatte der Leitende Oberstaatsanwalt Andreas Brunner genug und er entsandte mich an seiner Stelle als Delegierten der Oberstaatsanwaltschaft in das Projektteam. Ich bin also nicht zum ersten Mal Projektdelegierter. Dort lernte ich Gaby Heil kennen (die bereits die Amtsleiterin JuV Beatrice Breitenmoser im Projektteam ersetzt hatte) sowie die Personalverantwortliche JuV Martina Boron.

Nach Sichtung der umfangreichen Projektunterlagen war mir sofort klar: dieses Projekt musste so rasch wie möglich beendet werden: too big to succeed. Ich schlug dem Projektteam vor, dass ich sofort einen Entwurf für einen Schlussbericht verfasse. Alle stimmten erleichtert zu. Bereits an der nächsten Sitzung legte ich ihn vor. Harte Rahmenbedingungen waren: ca. 12 Seiten lang, zwei konkrete Massnahmen vorschlagen.

Unsere Hauptein Erkenntnis war: die Umsetzung eines Projektes ist nicht Sache der Projektleitung oder eines zentralen Stabes, sondern der Linienvorgesetzten auf allen Stufen. Wie überraschend! Und doch immer wieder zu wenig beachtet. Die Hauptmassnahme bestand im Vorschlag, eine Projektmanagementsoftware namens Laureus einzuführen. "Laureus verhindert, dass Projekte versanden." Der Schlussbericht wurde verabschiedet und so genehmigt. Alle möglichen Projektverantwortlichen wurden für Laureus geschult. Das war der letzte Umsetzungsakt für "Hans". Laureus ist nie eingeführt worden.

Vieles wiederholt sich im Laufe der Jahre. Aus ähnlichen Motiven hatte Jacqueline Fehr kurz nach ihrem Amtsantritt eine sehr breit aufgestellte, handverlesene Arbeitsgruppe eingesetzt für ein Projekt mit dem Arbeitstitel "Sand im Getriebe". Ausgangs-

punkt war auch hier, dass es bei der Umsetzung von Projekten oftmals harzt, sie versanden. Es gilt, den Sand fernzuhalten und das Getriebe gut zu ölen. Ich habe der Justizdirektorin in memoriam an das Projekt Sand empfohlen, einen anderen Titel zu wählen, es gebe immer noch ein paar Leute, die sich an das versandete Projekt Sand erinnerten. Sie folgte meiner Empfehlung, das Projekt hiess dann "Öl statt Sand im Getriebe". Ich merkte erst im Nachhinein: solche Interventionen eines alten Knackers und Besserwissers kommen nicht unbedingt gut an.

Die Erkenntnisse der neuen Arbeitsgruppe wurden sehr niederschwellig umgesetzt. Ein Arbeitsgruppenmitglied referierte zum Thema in der Geschäftsleitung JuV, andere traten in der Leitungskonferenz der JI auf. Zudem wurde dieses Mal auf Regierungsebene erkannt, wie wichtig es ist, eine zentrale Projektmanagement-Software einzusetzen. HERMES wurde beschafft und flächendeckend geschult. Auch ich bin ausgebildeter Hermes-User, habe es aber nie angewendet, obwohl ich Projektleger bin. Ein Projekt ohne Einsatz von Hermes ist undenkbar geworden. Es ist schlicht kein Projekt.

Dieselben Genies von einst

Esther und Rita Fuhrer lächelten milde, als sie mich in meiner Paradeuniform samt Schifflikäppli sahen. Das formelle An- und Abtreten war kurz und schmerzlos. Dann kam das Abschiedessen mit Rahmenprogramm. Der kommandierende Oberst und Aushebungsoffizier hatte eine Majoretten-Gruppe aufgeboten. Ich wusste schon vorher von Esther, dass sie das ziemlich peinlich fand. Sie hatte den Herrn Obersten gebeten, dies doch bitte für dieses eine Mal zu unterlassen. Er hat sich darum foutiert.

Ich sass an einem Tisch mit drei mir aus dem Militärdienst oder RS bekannten und einigen anderen Kameraden zusammen. Als Esther das Wort an uns richtete, sagte einer – und ich kam mir um 20 Jahre zurückversetzt vor - "Diä alti F... sött eifach ihri blöd Schnurre hebe." Manche bleiben immer dieselben Idioten; oder macht es das Milieu aus? Wohl fifty-fifty.

Zum Schluss wurden wir alle mit einer Flasche Rotwein vom Typ Kaffeemaschinenentkalker aus der Staatskellerei beschenkt.

Warten in reizender Gesellschaft

29. November 2019: Warten in Notfallzimmer 10 an der Witellikerstrasse. Für mich ist eine sehr nette jüngere Ärztin zuständig. Allein dafür lohnt sich mein Besuch hier schon beinahe. Sie erklärt mir alles, was ich eigentlich schon vom letzten Mal weiss. Und natürlich wird es nun zwei Stunden dauern, bis die Resultate für die Blutwerte aus dem Labor zurückkommen.

Zum Glück habe ich ja mein iPad hier und kann in aller Ruhe den soeben als Premiere auf Netflix erschienen neuen Film von Martin Scorsese "The Irishman" fertig anschauen. Er dauert insgesamt über drei Stunden. Der Film gefällt mir sehr gut mit all den bekannten alten Mafia-Schauspielern Robert de Niro, Al Pacino, Joe Pesci, leider nur kurz Harvey Keitel. Irgendwie ist es für mich nicht nur ein Film über alternde Mafiosi, sondern über die ganze Scorsese-Family, die genauso alt geworden ist. Es berührt mich seltsam, dass in den letzten dreiviertel Stunden das Alt- und Gebrechlichwerden sowie der nahende Tod eine zentrale Rolle spielen. Vielleicht nicht ganz die richtige Filmwahl für einen auf der Notfallstation wartenden Zweiund-sechzigjährigen mit Lungenembolieverdacht.

Ziemlich genau nach zwei Stunden kommt meine nette Ärztin mit den Resultaten zu mir. Alle Ergebnisse sind soweit gut ausser einem Wert, der den Embolieverdacht erhärtet. Das könne aber auch eine andere Ursache haben. Jedenfalls ist jetzt auch noch die teure Computertomographie angesagt. Und das heisst weiter warten. Aufgrund des neuen Messwertes darf ich nun auch nicht mehr aufstehen und man reicht mir die Urinflasche.

Wiederum gut zwei Stunden später werde ich im Rollstuhl zum CT-Untersuchungsraum gerollt. Dort sieht es wie im Kommandoraum des Raumschiffes Enterprise aus. Alles läuft nun blitzartig ab, das Gerät muss optimal ausgelastet werden. Ein Kontrastmittel wird in meine Infusion eingegeben. Damit soll eine allfällige Embolie sichtbar gemacht werden. Sofort schmecke ich den metallischen Geschmack des Infusionsmittels im Mund, verbunden mit einem Wärmegefühl. Dann ist es schon vorbei und ich werde zurückgefahren.

Der Pfleger, der mich zurückbringt, erzählt mir seine Theorie über die Zukunft der Menschheit, das ungebremste Wachstum und gibt eine düstere Prognose ab. Er ist im

Notfall eindeutig am richtigen Platz. Schon bald kommt meine Ärztin und erklärt mir das Resultat der CT-Untersuchung. Sie fragt mich zuerst, was ich selber meine. Ich erkläre, ich sei sicher, dass ich zumindest eine kleine Lungenembolie habe, ich hätte die Anzeichen eindeutig erkannt. Vielleicht sei aber schon wieder alles vorbei. Tatsächlich, es ist eine zweiseitige leichte Lungenembolie, links etwas mehr als rechts. Genauso hat es sich angefühlt.

Obwohl die Diagnose ja nicht nur super ist, bin ich froh, es gespürt und richtig reagiert zu haben. Wieder ist die Ursache der Embolie unbekannt. Die Ärztin schlägt deshalb eine Verlaufskontrolle beim Pneumologen des Hauses vor. Natürlich bin ich einverstanden. Allenfalls sollten auch die Beinvenen näher abgeklärt werden. Eine tiefe Unterschenkelthrombose ist oftmals die Ursache einer Lungenembolie.

Die beste Nachricht ist aber, dass ich sofort wieder nach Hause kann. Die Ärztin verschreibt mir für die nächsten Tage eine höhere Dosis Xarelto und stellt in Aussicht, dass ich für den Rest meines noch sehr langen Lebens das Blut verdünnen müsse. Eine Pille mehr oder weniger macht mir auch nichts aus.

Einen Termin beim Hausarzt habe ich bereits für den 6. Dezember abgemacht, früher als üblich seit dem letzten Untersuch. Ich habe Dr. Peter Sutter gesagt, dass es vielleicht ja klug sei, nach meiner Halbpensionierung schon bald einmal einen Check zu machen.

Ich verabschiede mich von der netten Ärztin. Den Ausgang finde ich erst beim dritten Anlauf, und als ich endlich den Türöffner gefunden habe, ist es trotzdem nicht ganz klar, welcher von zwei Knöpfen der Öffnungsknopf ist. Schliesslich gelingt auch das. Ich spaziere gegen 15.00 Uhr ins Café Baumann beim Balgrist zu einem späten Mittagessen, einem Spargel-Canapé, einem Birchermüesli mit Schlagrahm und einem Coki. Auch hier: eine sehr freundliche Bedienung.

Vom Anfang des Endes bis zum Ende des Endes

Es ist schon seltsam: Ich habe sicher schon mehrfach geschrieben und betont, dass ich mich seit meiner Halbpensionierung je länger je besser und freier fühle. Das meine ich an sich auch nach wie vor wirklich so. Natürlich verunsichern mich die neuen kleinen Embolien jetzt schon ziemlich stark, aber mein Grundgefühl bleibt gut. Dazu kommt die Erleichterung: ich muss mich nicht mehr wie das letzte Mal zur Arbeit

zwingen, ich habe alle Zeit, um mich zu erholen. Und gross erholen muss ich mich eigentlich gar nicht, ich habe so gut wie keine Beschwerden mehr. In der Nacht tut die Brust zwar noch etwas weh, aber das ist ja klar. Bis alle Gerinsel aufgelöst sind, wird es noch ein paar Tage dauern. Aber warum ist es zu diesem Rückfall gekommen? Sagt mir mein Körper etwas anderes als mein Bewusstsein? Rumort es nun einfach im Unterbewusstsein weiter? Ich glaube eigentlich nicht, meine Träume sind nicht schlechter oder anders als zuvor.

Ich will es mir so zurechtlegen: Mit der Embolie im Oktober 2016 ging ein grauenhaftes Jahr zu Ende. Gleichzeitig wurde damit der Startschuss zum Anfang vom Ende meiner Karriere gegeben. Nach dem Spitalaufenthalt 2016 war ich überzeugt, mit der Schaffung der Stabschefstelle eine nachhaltige organisatorische Entlastung für die Amtsleitung zu erreichen. Vor allem leitete ich damit aber meinen Sinkflug ein, und der hat nun gestern mit der zweiten Embolie als Schlusspunkt geendet. The Eagle has landed. Das Ende ist fertig. Und einen Stabschef gibt es neuerdings auch nicht mehr. Alle Stabskader sind wieder direkt dem Amtschef unterstellt.

Nachtrag vom 17. Dezember 2019:

Der Adler ist doch noch nicht gelandet, er ist im Sinkflug noch zwei weitere Male ins Trudeln gekommen: Am 10. Dezember wache ich mit ziemlich taubem Ohr links auf, wie wenn Watte drin wäre. Selbstdiagnose: kleiner Hörsturz. Ich habe mir vorgenommen, gelegentlich beim Ohrenspezialisten vorbeizugehen. Daran werde ich gehindert, weil ich kurze Zeit danach wohl zum ersten Mal seit 10 Jahren wieder eine fiebrige, grippeähnliche Erkältung bekomme und jetzt seit bald drei Tagen ziemlich flachliege. Der Husten ist aussergewöhnlich stark, manchmal spucke ich etwas Blut, kommt wohl vom Blutverdünner Xarelto, welches ich nun wieder regelmässig nehme.

Ich schreibe meinem Nachfolger ein Mail:

...

Ich hoffe, es geht Dir gut und Du kannst über die Festtage etwas abschalten. Mein Kopf und Gefühl sagen mir, dass es mir sehr gut geht. Mein Körper sagt merkwürdigerweise etwas anderes. Ich hatte vor 14 Tagen nochmals eine kleine Lungenembolie. Da ich die Symptome vom letzten Mal erkannt habe, konnte ich sofort reagieren und ambulant behandelt werden. Vor 7 Tagen hatte ich einen einseitigen Hörsturz, der jetzt auch wieder am Zurückgehen ist. Und zu guter Letzt hat mich seit vielen Jahren gerade jetzt wieder einmal eine echte Grippe erwischt.

Warum ich Dir das vertraulich sage? Weil offenbar Physis und Psyche nicht immer im Gleichklang sind. Achte wirklich gut auf Dich, nimm Symptome rasch ernst.

Ich wünsche Dir eine gute Weihnachtszeit und einen noch besseren Rutsch ins neue Jahr.

*Herzliche Grüße
Thomas*

Ich habe keine Antwort erhalten. Vermutlich hat er zu viele Mails zu bearbeiten.

Später, im März 2020, hätte ich bei diesen Symptomen und einem Verlauf wie bei meiner Dezember-Grippe darauf gewettet, dass es Corona gewesen ist.

30. November 2019: im Migros Zumikon. Besuch bei Kurt und Michèle Klausberger in Meilen

Meine Samstags-Lieblingsbeschäftigung.

Eine alt Bundesrätin im Migros. Die ehemalige BAZ-Leitungs-Crew.

Zwei unvergessene Tragödien.

Und immer wieder Carlos. Fair bleiben, es darf keine einzige Ausnahme geben!

Eine Verteidigungsrede für das System ...und für Brian.

Einkaufslust und -freuden

Die erhöhte Dosis Xarelto macht mich ein bisschen schummerig, das ist aber kein Hinderungsgrund für Kornelias und mein Standard-Samstagmorgen-Programm: Einkaufen im Zumiker Migrosmarkt. Als erstes hole ich wie immer meine frisch gewaschenen und gebügelten weissen Hemden ab. Gebrauchte bringe ich nun nur noch ein Mal im Monat hierher, ich ziehe häufiger einfach nur Polo-Shirts an. Anschliessend stürzen wir uns ins Getümmel. Es ist schon erstaunlich, wieviele AHV-Bezüger:innen am Samstag High Noon im Migros einkaufen. Kornelia und ich versichern uns, dass wir nach ihrer Pensionierung Ende nächsten Januar einen anderen Tag wählen werden. Ich hoffe, wir nehmen uns dann auch wirklich beim Wort. Der Ablauf ist wie immer: zuerst Gemüse, Rüebli, Zwiebeln, Kartoffeln, Salat, vakuumverpackte Randen; ich hole zwei kleine Aproz nature mit Gas, eine kalte Dose Coki für Kornelia und ein Flasche Annas Best Blutorangensaft, anschliessend eine Packung Toastbrot, einen Zopf und eine Urdinkelbrot, das die ganze Woche gut essbar bleiben wird. Weiter geht es Richtung Käse und Jogurt. Kornelia nimmt unterwegs manchmal noch ein paar tiefgefrorene Ricotta-Ravioli mit, ich oftmals vakuumverpackten Aufschnitt, Lachs oder Bündnerfleisch. Es wird Luzerner Rahmkäse oder Tilsiter, würziger Appenzeller, Weichkäse wie Boursin oder Philadelphia (das Original), Schoggi-, Nuss, Pflaumen- und Birchermüsli-Jogurt eingeladen, eventuell eine Vierer-Packung Milch UP, Butter, vier oder fünf kleine Packungen Schoggimilch mit Röhrchen für die Mädchen zum Mitnehmen; dann zu den Getränken, dort nehmen wir meist Pfirsichsaft, ev. eine grosse Flasche Himbeer- oder Zitronensirup, gegebenenfalls eine Zehnerpackung

alkoholfreies Feldschlössli-Bier (das beste alkoholfreie überhaupt); es folgen eine Packung Salzbretzeli, und sehr wichtig, ein Sack Trockenkatzenfutter und sechs bis sieben Päckchen Nassfutter für unsere Mimi (die Mutter, dreifarbig) und Simba (den Sohn, zweifarbig). Sie würden Whiskas kaufen. Süsses gibt es viel weniger als früher, gern Dörrfrüchte: Datteln aus Marokko, Aprikosen aus der Türkei, Apfelscheiben (aus der Schweiz) und Mango-Stücke aus ich weiss nicht woher. Schliesslich zum Non-Food-Bereich: eine grosse Packung Nastücher, WC- und manchmal Druckerpapier, oftmals Druckerpatronen (das mit Abstand Teuerste unseres Einkaufs; jedes Mal nervt mich das Geschäftsmodell: ein Drucker für nicht einmal zweihundert Franken, Ersatzpatronen für 50 Franken). Ev. Elmex-Zahnpasta grün und orange, Abschminktüchlein für Angelina, manchmal Tampons, schon länger nicht mehr Präservative, Eisentabletten für Kornelia und die Mädchen, vielleicht Kuverts, Sichtmäppchen oder ab und zu einen Bundesordner. Ev. Klarsichtfolie Tangan Nr. 11 und manchmal kleine Batterien. Rasierklingen kaufe ich nicht mehr im Migros. Weil diese teuer sind und oft geklaut werden, ist ein kompliziertes System eingeführt worden. Man kauft nur ein kleines Kartonbildchen der entsprechenden Klingenmarke, zahlt an der Kasse und löst den Karton gegen Vorweis des Kassenzettels beim Kundendienst ein. Ich habe das zwei- oder dreimal so gemacht. Beim letzten Mal musste ich lange warten, nervte mich gewaltig und hatte dann den Kassenzettel irgendwo verhöhnt. Ich war stocksauer, wurde ausfällig und schwor den heiligen Eid, nie mehr bei Migros, sondern nur noch bei Denner im oberen Stock Rasierklingen zu kaufen.

Nun ist der Einkaufswagen voll. Früher haben wir für unseren 7-Personen-Haushalt und Kornelias Mutter manchmal sogar zwei Einkaufswagen gefüllt. Wie immer hat das Vergnügen ungefähr 45 Minuten gedauert und ca. 250 Franken gekostet.

Eine alt Bundesrätin im Migros

Direkt vor uns an der Kasse legt Frau alt Bundesrätin Elisabeth Kopp ihre Einkäufe aufs Laufband. Wir haben sie schon öfters hier angetroffen, sie lebt immer noch in Zumikon, wo sie lange Jahre Gemeindepräsidentin war. Wir kennen uns flüchtig und ich begrüsse sie freundlich. Sie sagt mir, dass sie sich sehr freue, immer noch von vielen Leuten erkannt und angesprochen zu werden. Ich bewundere sie für ihre

politische Laufbahn und Haltung und habe ihr das auch schon gesagt. Wie sie 1989 aus dem Amt gemobbt worden ist, ist rückblickend schon beinahe unerträglich³²⁴. Aber sie hat durch ihr Vorbild viel bewirkt. Sie ist 83 und wirkt zerbrechlich, geistig aber hundertprozentig präsent. In welchem anderen Land begegnet man einem ehemaligen obersten Regierungsmitglied allein beim Einkauf im Shoppingcenter? Wie lange werden bei uns noch derart viel Normalität und Volksnähe möglich sein? Ein anderer Migroskunde bittet Frau alt Bundesrätin Kopp, ihm eine Tragtasche für die Einkäufe herüberzureichen. Es ist mein lieber Kollege Daniel Kloiber, Leitender Staatsanwalt der Staatsanwaltschaft Zürich-Sihl. Daniel Kloiber und ich kennen uns auch schon seit Anfang der Neunzigerjahre. Ich habe ihn noch nie hier im Migros Zumikon gesehen, dafür treffe ich hier ab und zu auf Staatsanwalt Roland Geisseler, der u.a. das Verfahren betreffend das schreckliche Doppeltötungsdelikt in Pfäffikon geführt hat. Ein Kosovare hatte seine Ehefrau und die für ihn zuständige Leiterin des Sozialamtes Pfäffikon erschossen³²⁵.

Bewegte Jahre für die Zürcher Strafverfolgung

Ich habe Daniel Kloiber als Auditor eingestellt. Nach seinem Auditorat war er Gerichtssekretär bei Vizepräsident Günther Röhrig, einem Urgestein des Bezirksgerichts Zürich auf der 5. Abteilung, und schliesslich wurde er Bezirksanwalt.

Dani galt immer als harter Knochen. Er und sein Kollege Marcel Tanner, der schliesslich Statthalter von Uster und Vorsitzender des Kollegiums geworden ist, waren die Sheriffs oder Schimanskis der ehemaligen Bezirksanwaltschaft Zürich. In seinen ersten BA-Jahren ist Kloiber einmal kurz in Schieflage geraten und hätte es sich beinahe mit seinen Vorgesetzten verscherzt. Der I. Staatsanwalt Marcel Bertschi setzte aber auf ihn, trotz Bedenken anderer Staatsanwälte. Marcel hatte schon immer einen guten Riecher für Menschen und hat sich auch hier nicht getäuscht. Daniel hat seither eine beeindruckende Karriere hingelegt und viele wichtige Fälle geführt. Er lädt mich ein, bei ihm im Büro im Bezirksgebäude beim Stauffacher vorbeizuschauen und einen Kaffee mit ihm zu trinken, wenn ich mal in der Stadt sei. Wir wollen dann

³²⁴ Elisabeth Kopp spricht von ihren schwierigsten Momenten (Tages-Anzeiger vom 13.10.2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³²⁵ Bluttat in Pfäffikon: „Der Täter wirkte sachlich“ (Tages-Anzeiger vom 16.8.2011, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

gemeinsame gute Erinnerungen austauschen und über schlechte Entwicklungen schnöden. Das macht immer Spass.

Daniel Kloiber ist ein treuer Kollege. Er besuchte oft den Stamm seiner alten 5. Gerichtsabteilung, und ab und zu habe ich ihn beim Mittagessen mit Marie-Eve Geiger im Krokodil an der Langstrasse gesehen. Marie-Eve war Jahrzehnte lang Bezirksanwältin und eine der ersten Kaderfrauen der Bezirksanwaltschaft Zürich überhaupt. Sie war Mitglied des Dreier-Führungsgremiums, der Geschäftsleitung der Bezirksanwaltschaft Zürich. Sie war auch für die Aufsicht über das Bezirksgefängnis Zürich und die Halbgefangenschaft Urdorf zuständig. Die beiden anderen Geschäftsleitungsglieder waren Walter Bickel als oberster Chef der BAZ und Urs Broder.

Walter Bickel war dem charismatischen Joggi Müller nachgefolgt, von dem jeder, der ihn kannte, immer noch schwärmt. Walter Bickel war ein guter Verwaltungschef und als gewiefter Verfolger der Wirtschaftskriminalität Mitbegründer der entsprechenden Spezialabteilung. Er war kein Mann der Schnellschüsse und wollte immer alles schon bis ins Detail geklärt haben, bevor er eine Neuerung umsetzte. Er wurde wohl von der damaligen Staatsanwaltschaft nicht besonders gestützt und später von Martin Bürgisser (Zürich Limmat) und Ursula Frauenfelder (Zürich Sihl) abgelöst. Er war immer ein Gentleman, liebenswürdig und anpassungsfähig. Er war zuletzt als Staatsanwalt mit besonderen Aufgaben mit Arbeitsort im Florhof tätig.

2004 erfolgte meine Wahl zum Oberstaatsanwalt. Als es um die Büroverteilung ging, realisierte ich rasch, dass ein Schwarz-Peter-Spiel um das Büro eines ehemaligen Staatsanwaltes im Gange war. Niemand wollte dasjenige Büro haben, in welchem sich dieser für uns alle völlig überraschend kurz nach dem Jahreswechsel 2000 an einem Wochenende erschossen hatte. Ich erklärte schon von Anfang an: jedes Büro, aber nicht dieses. Walter Bickel hat es schliesslich übernommen.

Zwei Tragödien, welche die Zürcher Strafjustiz bewegten

Ueli Weder und Andreas Brunner hatten ihren Kollegen am Sonntag in seinem Büro tot aufgefunden. Er hatte sich erschossen. Er war ein sehr guter, hochintelligenter und äusserst integrier Strafverfolger. Gemäss dem früher gültigen Anciennitätsprinzip – dem Nachrücken auf höhere Positionen gemäss Amtsalter – und auch von seinen Fähigkeiten her hätte er gute Chancen gehabt, einmal die Zürcher Strafverfolgung zu

leiten. Die Florhöfler hatten für sich gemeinsam bis ins letzte Detail auf Jahre hinaus ausgerechnet, wer wann III., II. oder I. Staatsanwalt werden würde; alle Staatsanwälte waren von I. bis IX. durchnummeriert. Die jeweilige römische Nummer entsprach der Hierarchie. Diese Pläne wurden von Markus Notter im Rahmen der grossen Reorganisationsprojekte rund um den Jahrtausendwechsel über den Haufen geworfen. Der Justizdirektor setzte das Anciennitätsprinzip ausser Kraft und machte klar, dass er zusammen mit der Regierung das oberste Kader der Strafverfolgung völlig frei bestimmen werde. Dies werde nicht mehr dem alten, durch die amtierenden Staatsanwälte gesteuerten Anciennitäts- und Kooptationsprinzip überlassen. Das brachte am Florhof alle und alles durcheinander, nichts war mehr, wie es einmal war und vor allem auch nicht, wie es ursprünglich einmal hätte werden sollen. Weitere persönliche Enttäuschungen führten dann zu diesem tragischen Suizid, der die Zürcher Strafjustiz zutiefst erschütterte.

Der amtsjüngste der Staatsanwälte Andreas Brunner, die bisherige Nummer IX., der eigentliche Kopf der grossen Reorganisation, wurde von Justizdirektor Markus Notter in die Geschäftsleitung der alten Staatsanwaltschaft berufen. Hansruedi Müller wurde als Nachfolger von Marcel Bertschi I. Staatsanwalt. Der Dritte im Bunde war Pius Schmid (er und Müller immer noch gemäss Anciennitätsprinzip). Im April 2004 wurden zusammen mit mir Andreas Brunner als Leitender Oberstaatsanwalt sowie Martin Bürgisser als Oberstaatsanwalt in die neu gegründete Oberstaatsanwaltschaft gewählt. Es war wohl das erste und einzige Mal, dass ein künftiger Oberstaatsanwalt als Generalsekretär seinen eigenen Ernennungsbeschluss vorbereitete.

Die Wahl eines Generalsekretärs ohne Stallgeruch zum Oberstaatsanwalt hat viele irritiert und war wohl der letzte Sargnagel für das alte Anciennitätsprinzip. Martin Bürgisser ist ebenfalls ausserhalb der Anciennitätsregelung Oberstaatsanwalt geworden. Er war früher Offizier bei der Kantonspolizei und war schon Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Bülach, als ich Generalsekretär geworden bin. Er hat ein sehr gewinnendes Wesen. Auch Moritz Leuenberger, der Bezirks- und Staatsanwälten gegenüber immer sehr kritisch eingestellt war, mochte ihn ausgesprochen gut. Martin ist in all den Jahren kaum gealtert und hat sich stets etwas Jugendliches bewahrt. Er ist begeisterter Fliegenfischer und ist für mich immer ein speziell geschätzter und kompetenter Kollege gewesen.

Der Suizid im Florhof weckte bei mir traurige Erinnerungen an den in doppeltem Sinne grossen Präsidenten des Bezirksgerichts Zürich Hans Peter Weber. Er war nach seinem langen und prägenden BGZ-Präsidium Richter an einer Strafkammer des Obergerichts geworden. Er hat sich Anfang der Neunzigerjahre, nach meiner Erinnerung am 19. Mai 1992, im Wald mit seinem Sturmgewehr erschossen. Bei seiner Abdankung in einer Altstadtkirche – war es im St. Peter? – zwitscherten im grossen Kirchenraum munter kleine Vögel und flogen herum – es herrschte Frühlingsstimmung pur. Das hatte auf uns Trauergäste eine geradezu magische Wirkung.

Als der damalige BGZ-Präsident Ruedi Kieser, der Nachfolger von Hans Peter Weber und mein Chef als erster Gerichtsschreiber, uns die traurige Nachricht vom Tode von Hans Peter in seinem Büro mitteilte, brachen nacheinander Ursula Weber (meine Stellvertreterin, mit Hans Peter Weber nicht verwandt) und ich selber in Tränen aus. Hans Peter Weber war ein sehr zurückhaltender, manchmal fast spröde wirkender, grosszügiger Mann, der niemanden nahe an sich heran liess, aber grosse Emotionen wecken konnte. Nur ganz selten hat er in unserer Gegenwart einen Wutausbruch gehabt. Den Vulkan in ihm konnte man erahnen. Er war ein grosser Kunstfreund und zudem in seinen Studienzeiten mit "Yello" Dieter Meier, der ebenfalls Jus studierte, befreundet. Hans Peter Webers Frau, Professorin Beatrice Weber-Dürler, ist eine renommierte Staatsrechtlerin und war eine der ersten Jus-Professorinnen an der Universität Zürich.

Eher der Mördertyp?

Wie die meisten Menschen berührten und erschütterten auch mich Suizide von mir bekannten Personen immer ganz besonders. In meiner Verwandtschaft oder in meinem Freundeskreis habe ich glücklicherweise nie einen solchen erleben müssen. Nicht wirklich überraschend ist, dass man Kollegen, welche diesen tragischen Weg beschreiten, dies oftmals überhaupt nicht zugetraut hätte.

Zwei Juristenkollegen, einer aus meiner Studienzeit, der andere ein hohes Kader aus der kantonalen Verwaltung, waren ausgesprochen gesellige Kameraden, die meist sogar recht fröhlich und aufgestellt wirkten. Beide sahen zudem ausgesprochen gut aus, galten in ihrem Umfeld als Erfolgsmenschen und sogar als Sonnyboys. Der eine hat sich mit seiner Dienstpistole erschossen, der andere hat sich in seinem Büro aufgehängt. Der eine Kollege soll berufliche, der andere Beziehungsprobleme gehabt

haben. In solchen tragischen Momenten realisiere ich jeweils, wie wenig man in einen Menschen wirklich hineinsehen kann.

In besonders belasteten Situationen reagieren Menschen sehr unterschiedlich, grob gesagt entweder mit gegen aussen oder innen gerichteter Trauer und/oder Aggression. Es gibt den Mörder- oder den Selbstmördertyp. Ich bin noch nicht am Ende meines Lebens angelangt, und ich weiss natürlich nicht, was alles noch auf mich zukommt. Grund für einen Suizid können für mich aus jetziger Sicht aber eigentlich nur gesundheitliche Schwierigkeiten und physisches Leiden sein. In allen anderen Fällen würde ich meine Aggressionen wohl eher gegen aussen, und soweit identifizierbar, gegen den Verursacher meines Elends richten; vielleicht sogar bis zu seiner physischen Vernichtung? Ich weiss nicht recht. Scherzes halber habe ich manchmal gesagt, dass ich eine Liste führe, auf welcher Leute stehen, die ich umbringen würde, wenn es straffrei wäre. Auf dieser (imaginären) Liste stand aber eigentlich nie eine Person für längere Zeit, sondern höchstens kurzfristig, bis sich mein heisser Zorn wieder etwas abgekühlt hatte.

Abendessen bei Kurt und Michèle

Immer noch beim Samstagseinkauf im Migros Zumikon: Kornelia sucht für heute Abend als Gastgeschenk ein schönes Gesteck mit weissen Rosen aus. Wir sind bei unseren Freunden Kurt und Michèle Klausberger eingeladen. Angelina wird mitkommen, und die beiden ebenfalls schon erwachsenen Klausberger-Kinder, mein Göttibub Fabian und seine Schwester Flavia werden auch dort sein.

Wir geniessen alle zusammen das Abendessen und gute Gespräche. Ich weiss nicht wie, aber irgendwie ist das Gespräch auf Carlos gekommen, neuerdings Brian genannt; das ist sein richtiger Vorname und er wünscht selber, in den Medien so genannt zu werden. Er beschäftigt die Zürcher Justiz seit über 12 Jahren. Ein erstes Mal war er als 10jähriger in einem unserer Gefängnisse. Damit hält er wohl den Rekord. Seither war er in verschiedensten Institutionen, im Kanton Zürich in den Gefängnissen Zürich, Limmattal, Winterthur und Pfäffikon, im Massnahmenzentrum Uitikon und natürlich in der JVA Pöschwies. Ich will diesen Fall hier gar nicht im Detail aufrollen, über Brians Life ist schon viel zu viel geschrieben worden, sondern an ihm eine ganz grundsätzliche und zentrale Haltung des JuV deutlich machen. Das ist mir

darum wichtig, weil ich sogar in meiner eigenen Familie meinen Kernstandpunkt nur schwer erklären kann. Darum versuch ich es hier noch einmal.

Der Rechtsstaat muss sich gerade in den schwierigsten, mühsamsten und durchaus auch kostenträchtigen Verfahren und Fällen bewähren. Es ist sehr einfach, einen Täter milde und wohlwollend zu betrachten und zu behandeln, wenn er an sich ein sympathischer Mensch ist und man seine Handlungsweise sogar noch halb verstehen, jedenfalls gut nachvollziehen kann. Schwierig wird es jedoch, wenn seine Tat monströs, die Opfer Kinder oder sonst besonders vulnerable Personen sind und der Täter selber als unsympathischer, grobschlächtiger, gewalttätiger, hinterlistiger, bösartiger oder gemeiner Mensch erscheint. Aber genau in solchen Fällen muss sich der Justizvollzug bewähren und sich an ihnen messen lassen. Auch der niederträchtigste Mensch hat gegenüber staatlichen Organen Anspruch auf Respekt und faire Behandlung. Es müssen ihm grundsätzlich die gleichen Chancen und Möglichkeiten wie jedem anderen Insassen eingeräumt werden. Einschränkungen und Regimeverschlechterungen haben im Einzelfall immer wohlbegründet, recht- und verhältnismässig zu sein. Die Menschenwürde ist unantastbar. Das ist der Zürcher Justiz bei Brian zweifellos nicht immer gelungen. Im Januar 2017 haben wir im Gefängnis Pfäffikon tatsächlich eine rote Linie überschritten. Eine Eskalation von Gewaltausbrüchen von Brian und Gegenreaktionen des Personals führten dazu, dass Brian tagelang ohne Matratze und Decke auf dem Boden schlafen musste, dies teilweise in einer ungenügend geheizten Zelle. Er durfte wegen seines schwierigen Verhaltens drei Wochen lang nicht duschen, er erhielt keine Zahnbürste (könnte ja als Waffe benutzt werden...), war die ganze Zeit gefesselt, bekam keinen Hofgang und war nur mit einem Papierumhang bekleidet. Damit verletzte das JuV seine Fürsorgepflicht gegenüber Brian und versties – wenngleich nicht absichtlich oder vorsätzlich – gegen das Verbot der unmenschlichen und erniedrigenden Behandlung von Gefangenen. Es wurde ihm vorerst keine Genugtuung zugesprochen³²⁶. Es wäre zu kurz gegriffen, dies alles nur

³²⁶ Dies hat so das Bezirksgericht Zürich in seinem Urteil vom 11. März 2021 entschieden: vgl. NZZ vom 25.3.2021 („Die Zürcher Justiz hat bei der Behandlung des Straftäters Brian die Menschenrechte verletzt, eine Genugtuung erhält der junge Mann dennoch nicht“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Dieses Urteil wurde aber vom Obergericht aufgehoben und in einem neuen Urteil vom 24. Februar 2022 wurde Brian eine Genugtuung von Fr. 1000 zugesprochen (vgl.: Brian erhält vom Kanton Zürich 1000 Franken, Tages-Anzeiger vom 15. März 2022; Die Zürcher Justiz hat Straftäter Brian erniedrigend und unmenschlich behandelt – nun erhält er doch noch eine Genugtuung, NZZ vom 15.2.2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

der Leitung und dem Personal des Gefängnisses anzulasten. Hier gab es schwerwiegende Führungsfehler über alle Stufen hinweg bis zu mir. Wir hätten bei einem derart heiklen Fall ein Monitoring einrichten müssen, um eine solche Eskalation rechtzeitig erkennen zu können³²⁷. Es war aber nicht so, wie es medial manchmal dargestellt wurde: Der Gefängnisleiter von Pfäffikon musste nicht als Bauernopfer wegen des Falles Brian gehen, sondern verschiedene andere Umstände führten zu seinem Ausscheiden. Immerhin haben wir die Lehren aus den Pfäffiker Vorkommnissen gezogen. Pöschwiesdirektor Andreas Naegeli hat durch ausgeklügelte organisatorische Regelungen zusammen mit der Amtsleitung sichergestellt, dass sich so etwas nicht wiederholen kann³²⁸.

Andererseits bleibt es dabei: es ist mir kein einziger Fall bekannt, in welchem ein Klient dauernd und ständig immer weiter eskalierend derart hartnäckig, unbelehrbar und gewalttätig gegen das System kämpft.

Eine halbwegs vernünftige Kooperation ist schlicht nicht möglich, wenn nicht ein grundsätzliches, gegenseitiges Commitment zur gewaltfreien Zusammenarbeit bzw. eine deutliche Distanzierung von Gewaltanwendung vorliegt. Das darf ein Gefangener selbstverständlich jederzeit von der staatlichen Seite erwarten, andererseits muss dies die Institution auch vom Gefangenen einfordern können. Nimmt dieser von Gewalt nicht Abstand, muss man also jederzeit mit einem Gewaltausbruch rechnen, so hat die Institution nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich und ihre Mitarbeitenden dagegen zu schützen. Und dies läuft auf rigide Einschränkungen der persönlichen Freiheit und Integrität des Gefangenen hinaus.

Auch die Aufsichtspersonen haben ein unveräusserliches Recht auf persönliche Integrität und Unversehrtheit. Mit Brian befanden (befinden?) wir uns in einer dramatischen Abwärtsspirale. Er griff unmotiviert und überraschend Personal und Mitinsassen an, zerstörte alles, was nicht niet- und nagelfest ist und beschimpfte alle

³²⁷ Siehe Administrativuntersuchung Gefängnis Pfäffikon (Medienkonferenz von 2017), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³²⁸ Dies ist allerdings gerade in jüngster Zeit wieder stark umstritten: vgl. Ein „drastisches Beispiel für Rassismus“ in der Schweiz (Tages-Anzeiger vom 26.1.2022); „Polizei und Justiz müssen seit einigen Jahren vermehrt mit psychisch schwer kranken Personen umgehen, darauf sind sie eigentlich überhaupt nicht vorbereitet“ (Interview mit Jérôme Endrass in der NZZ vom 27.1.2022); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Personen, insbesondere Aufseher:innen aufs Übelste mit Morddrohungen der schlimmsten Art, auch in Bezug auf ihre Angehörigen und Kinder. Er redete und schrie sich dabei fast ekstatisch in Rage, war nicht mehr zu bremsen. Beim Abhören von Tonaufnahmen habe ich mich allerdings auch schon gefragt, ob Brian hier etwas inszeniere, derart stakkato- und schon fast rappermässig trug er seine Tobsuchtsanfälle vor, ein gewaltiger, nicht enden wollender rhythmischer Wortschwall praktisch ohne zu stocken und ohne Versprecher.

Die Frage, wie diese Abwehrspirale zu bremsen gewesen wäre, ist schwierig zu beantworten. Es gibt nach wie vor Befürworter und Gegner des berühmten Sondersettings des damaligen Jugendanwaltes Hansueli Gürber³²⁹. Es hat bekanntlich 29'000 Franken im Monat gekostet und 11 Monate bis zum unsäglichen Fernsehauftritt Gürbers³³⁰ soweit ganz gut funktioniert. Allerdings hatte es den eigentlichen Härtestest noch nicht bestanden. Brian bekam nämlich so ziemlich alles, was er wollte, insbesondere auch das geforderte Thaiboxtraining. Im ersten Moment wird jede:r dazu sagen, gerade das sei eine absolut idiotische Idee gewesen. Damit habe man den jungen Mann zu einer Kampfmaschine abgerichtet.

Eine Apologie für Brian

So einfach ist es aber nicht. Brian war zur fraglichen Zeit bereits ein gefürchteter und nicht kontrollierbarer, notorischer Schläger, ein Kraftprotz, der seine eigene Kraft selbst gar nicht richtig einschätzen konnte. Die Hoffnung war, dass ihm mit dem Boxunterricht ein bewussterer Umgang mit seiner (Schlag-)Kraft vermittelt werden könne. Genauso wie das gezielte und dosierte Zuschlagen gehört zum Thaiboxen auch ein Ehrenkodex und Regelwerk für einen fairen Kampf. Durch den Unterricht wäre Brian nach Vorstellung des Jugendanwaltes weniger gefährlich und verantwortungsbewusster geworden. Natürlich verstehe ich, wenn man dies für naiv hält. Irrsinnig und absolut verantwortungslos war es aber keineswegs.

³²⁹ Hansueli Gürber ist anfangs Juli 2022 überraschend gestorben. Vgl.: Unkonventionell und bärtig – Brians ehemaliger Jugendanwalt ist gestorben (Tages-Anzeiger vom 8.7.2022); Als Jugendanwalt holte Hansueli Gürber Teenager mit unkonventionellen Mitteln von der Schiefen Bahn. Der Fall Carlos machte ihn schlagartig berühmt (NZZ vom 9.7.2022).

³³⁰ Siehe: Der Jugendanwalt, SF Reporter vom 25.8.2013 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Ein Jahr später: Zwischen Recht und Gerechtigkeit – Von „Carlos“ und anderen jungen Straftätern (SF DOK vom 2.10.2014), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Unzählige Pädagogen, Psychiaterinnen, Sozialarbeiter, Lehrerinnen und andere Fachpersonen hatten bereits vergeblich versucht und geradezu verzweifelt danach gesucht, wie man Brian überhaupt zu irgendetwas motivieren und ihm eine Zukunftsperspektive vermitteln könnte. Er zeigte sich an allem über kurz oder lang desinteressiert. Das Thaiboxen war das einzige, das einen Hebelpunkt zu bieten schien.

Ich höre immer sehr rasch, auch aus dem Kreis meiner Familie, nun sei einfach genug „gebiibäbelet“, man müsse den Mann im Bunker versenken oder auf eine ferne Insel verschiffen, allenfalls als Kämpfer zur IS nach Syrien oder nach Sibirien einfach schicken.

Ausschaffen kann man ihn nicht, er ist Schweizer Bürger. Ein laues Bekenntnis zur Wahrung seiner Menschenrechte und Menschenwürde kann ich in solch aufgeheizter Stammtisch-Stimmung dem Gegenüber jeweils nur knapp abringen. Es gibt für den Justizvollzug aber keinen einzigen, nicht einen allereinzigen Fall, den man für verloren geben darf. Wenn man auch nur einen einzigen Insassen aufgibt, so gibt man alle auf. So absolut und dramatisch will ich das formulieren: es darf keine einzige Ausnahme geben. Das ist die rote Linie, meine rote Linie. Genauso darf es selbst für das allerschwerste und schrecklichste Verbrechen keine Todesstrafe geben. Auch nicht für einen Breivik. Macht man nur eine einzige Ausnahme, so führt das früher oder später zu einem Dambruch.

Ein Erfolgsmodell

Ich behaupte: Der Schweizer Justizvollzug ist ein Erfolgsmodell. Trotz schwerer und schlimmer Rückfälle gehören unsere Rückfallquoten zu den niedrigsten. Unser Justizvollzug setzt auf Kooperation zwischen Personal und Gefangenen, nicht auf Repression und Unterdrückung. Die eingesperrten Menschen sollen nicht klein- und fertiggemacht werden. In Staaten, in welchen das systematisch geschieht, kommen nach verbüsster Strafe verbitterte Menschen, die noch gefährlicher geworden sind als sie vorher waren, wieder in die Freiheit.

Unser System basiert darauf, dass dem Insassen klargemacht wird, dass seine Mitarbeit für ihn und das System gut und für beide von Vorteil ist. Es ist eine Win-win-Situation. Verhält sich der Gefangene gut, erbringt er die nötigen Anpassungsleistungen, so profitiert er selbst am meisten davon. Das funktioniert meistens.

Ich bringe dazu gerne folgendes Beispiel: ein Werkmeister arbeitet in der Regel mit zehn oder mehr Gefangenen allein oder zusammen mit einem Kollegen in einer grossen Werkstatt. Die beiden Mitarbeitenden sind also in klarer Minderzahl. Würde ein Insasse den Werkmeister angreifen, so würden die anderen Gefangenen mit allergrösster Wahrscheinlichkeit nicht dem Insassen, sondern dem Werkmeister helfen und ihn vor dem wild gewordenen Insassen schützen. Es gibt Werkmeister, die ihr halbes oder ganzes Berufsleben mit denselben langstrafigen Insassen verbringen. Hier ist dann vor allem das Thema "Distanz und Nähe" eine besondere Herausforderung.

Diese grundsätzlichen Positionen unseres Justizvollzugs bringen für Brian leider keine Lösung, sondern sind ein Teil des Problems. Das muss man sich auch eingestehen und aushalten können. M.E. besteht die einzige Hoffnung darin, für Brian wieder ein massgeschneidertes (teures) Sondersetting einzurichten. Einen 24jährigen aufzugeben, darf für den Justizvollzug keine Option sein. Und natürlich ist zu hoffen, dass auch die Eltern und der Anwalt von Brian noch besser mit dem Justizvollzug kooperieren als bisher. Sie sollen die Behörden unterstützen statt sie anzuschwärzen. Nur so besteht eine Erfolgschance.

Wie immer verläuft die Diskussion mit meinen Freunden zum Fall Brian/Carlos intensiv, aber sehr differenziert. Er ist ein Fall, der das Rechtssystem an seine Grenzen und darüber hinausgebracht hat. Und wie immer sind auch die immensen Vollzugskosten ein Thema: 30'000 Franken pro Monat für Brian, für einen IV-Bezüger nur 4000 Franken!

Ein solcher Vergleich tönt im ersten Moment tatsächlich stossend. Die horrenden Sondersetting-Kosten liegen aber an unserem System. Allenfalls hätten sie sich ausbezahlt gemacht. Vierzig Jahre Verwahrung kosten nämlich definitiv ein Vermögen. Bekanntlich sind 24-Stunden-Einzelbetreuungen immer wahnsinnig teuer. Jeder, der einen Angehörigen hat, welcher zuhause gepflegt wird, weiss das. Die Kosten für Brians Einzelsetting waren und sind systembedingt abstrus hoch, daran lässt sich nichts ändern. Man sollte aber nicht weniger Geld für Brian, sondern mehr für behinderte Menschen und andere Benachteiligte bereitstellen. Dafür muss aber der politische Wille vorhanden sein. Nur motzen ist einfach. Konstruktiven Lösungen zu finden, ist bedeutend schwieriger. Und sie sind nicht zum Nulltarif zu haben.

Die Kosten des Einzelfalls Brian werden im Übrigen den Kanton Zürich nicht ruinieren: Man muss sich auch einmal die gesamtkantonale Kostensituation vor Augen führen: für den Justizvollzug geben wir im Kanton Zürich jährlich brutto ca. Fr. 220 Mio. aus, der Gesamtaufwand für den gesamten Kanton dürfte vor Steuern ca. 16 Milliarden Franken betragen (Stand 2019). Die Kosten für Brian machen weniger als ein Tropfen auf den heissen Stein aus.

Kostenvergleiche sind auch schon immer ein Thema beim Massnahmenvollzug für junge Erwachsene im Massnahmenzentrum Uitikon gewesen. Im MZU wird einem jungen Mann eine Ausbildung mit Abschluss ermöglicht, welchen er in Freiheit mit aller Wahrscheinlichkeit nicht geschafft hätte. Nur dank grosser Unterstützung von Betreuungs- und Lehrpersonen und dem geschlossenen Rahmen des Massnahmenvollzuges im MZU, welcher den Klienten von schädlichen Einflüssen aller Art abschirmt, schafft er es. So gesehen ist es für den jungen Mann paradoxerweise fast ein Segen, dass er so schwer delinquent hat, dass er vom Gericht zu einer Massnahme gemäss Art. 61 Strafgesetzbuch verurteilt worden ist. Es ist aber schlicht falsch, daraus zu folgern, dies sei gegenüber anderen Jugendlichen, welche in der Freiheit nicht dieselben Chancen hätten, unfair und absurd. Richtig wäre es vielmehr, Jugendlichen in Freiheit mehr Unterstützung und bessere Ausbildungsmöglichkeiten zu geben.

Es gilt: nicht das Gute kaputt machen, sondern das Schlechte verbessern.

Die ganze Kostenfrage hat mich einmal auch dazu verführt, eine echt visionäre und nicht wirklich ernst gemeinte Vision für einen alternativen Freiheitsentzug zu entwickeln: Die Kosten für einen Tag im geschlossenen Normalvollzug betragen rund 300 Franken oder auch sehr viel mehr. Man könnte nun anstelle des Vollzugs dem Verurteilten eine für die Vollzugsdauer befristete Rente in der Höhe der hälftigen Vollzugskosten aussprechen, also 150 Franken pro Tag. Falls der Verurteilte wieder delinquent, würde die Rente sofort sistiert... Vielleicht wäre so der Resozialisierungserfolg bei geringeren Kosten eher grösser als wenn die Strafe vollzogen würde? Aber eben: dies ist natürlich nur ein Gedankenspiel, der Aufschrei in der Öffentlichkeit und der Politik wäre gewaltig, das weit verbreitete Vergeltungsbedürfnis und der Sühnegedanke würden mit Füßen getreten. Eine entsprechende Gesetzesänderung wäre nie und nimmer realisierbar. Nicht einmal das

bedingungslose Grundeinkommen hat in der Schweiz eine Chance³³¹. Zudem würde dadurch wohl auch ein Anreiz dafür geschaffen zu delinquieren, da sich dies lohnen würde.

Wie immer war der Abend bei Kurt, Michèle und ihren Kindern inspirierend und bereichernd, wir wurden grosszügig bewirtet. Kornelia fährt uns nach Hause. Ich habe zu viel guten Alkohol in mir.

³³¹ Vgl. hierzu auch „Für die Rheinau hat sich das Grundeinkommen bezahlt gemacht“ (Tages-Anzeiger vom 4.12.2018; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

3. Dezember 2019: im Restaurant "Roter Stein" mit Markus Epple

Es waren einmal: Pomodoro, San Valentina, Roter Stein und Friedbrunnen.

Pflicht vor Kür. EW; strafbar oder nicht, das ist hier die Frage. Munitionsbastler, Automechaniker und Mitraser. Ein Rekurs ist ein Führungs- und kein Rechtsmittel; gewollte Unklarheiten. Das Jahrhundertbauwerk.

Packeis 80; ziemlich Links, Amateurfilm-Club Zürich und Solothurner Filmtage

Notgefängnisse, Provisorien und Kantonsbaumeister.

ASV, ASMV, JuV, JuWe; vom Verwalterverein zur Konferenz der Gefängnisverwalter.

Untersuchungskommission und Fachausschuss: Bertschi, Knab und Schlumpf. Unsere liebe PUK. Je mehr umso besser.

Allergisch auf Grün. Der Sonderdienst.

Direktion 99. Eine grosse Sicherheitsdirektion wäre die beste Lösung.

Geschäftsleitungsmodell und Geschäftsleitungsklausuren. Neuverteilung von Macht und Reorganisationen.

Verwaltungsdictatur?

EWs Rehabilitation; "My Way". Der alte "Gauner" ist gestorben.

Mit Alexander in der Forchbahn, sein blondes Schneewittchen. Der herwärtige Richter; Da-da-ismus. Das Dreamteam und sein Doppelter Pukelsheim.

Als Frau wäre ich Feministin. Gute alte (Männer-)Zeiten an den Zürcher Gerichten; Originale und Exoten. "Der Bezirksschulpflegepräsident verfügt". Schütz trifft daneben.

Carpe diem.

Faruk, Azllan und Samir

Markus Epple erwartet mich bereits im Roten Stein. Er hat für uns reserviert. Das ist gut so, denn das Restaurant ist trotz seiner peripheren Lage an der Herrligstrasse in der Nähe des Lindenplatzes am Mittag erstaunlich voll.

Azllan Blakaj, der Pächter, begrüsst mich herzlich. Ich kenne ihn und seinen Compagnon Samir Demiri schon viele Jahre. Sie waren früher Kellner im Restaurant Friedbrunnen in Albisrieden bei der Tramendhaltestelle, wo meine Eltern regelmässig verkehrten. Ab und zu war ich dort mit Vater und Mutter über Mittag essen. Sowohl von der Feldstrasse wie auch der Hohlstrasse aus ist der Friedbrunnen sehr gut mit öV erreichbar. Auch die Hädrichstrasse, wo meine Eltern wohnten, liegt nahe. Ich esse bei Azllan und Samir immer dasselbe, nämlich absolut köstliche Rahmschnitzeli mit Nüdeli. Ich kenne niemanden, der sie besser machen könnte.

Mit dem nun von Azllan und Samir übernommenen Restaurant "Roter Stein" hat es seine besondere Bewandnis: vorheriger Pächter war Faruk Torun. Ich kenne ihn vom Restaurant Pomodoro her, welches früher am Zeltweg neben dem Schauspielhaus gewesen ist. Ich bin mit meiner Familie manchmal am Samstag- oder Sonntagabend dorthin essen gegangen. Torun musste das Pomodoro leider aufgeben und ich habe ihn aus den Augen verloren. Dann habe ich ihn völlig überraschend im San Valentina an der Baslerstrasse nahe bei der Hohlstrasse 552 wieder getroffen. Auch das San Valentina musste er bald wieder verlassen. Faruk Torun erzählte mir, dass der Pachtzins plötzlich verdoppelt wurde und er das Mobiliar für 400'000 Franken hätte übernehmen müssen. Das konnte und wollte er nicht, weshalb er den Roten Stein pachtete, der gerade frei geworden war. Im Roten Stein konnte man ein herrliches Rindsfilet auf heissem Stein bekommen, ein grosses Stück, serviert mit Pommes frites und Gemüse, zur Vorspeise einen Menüsalat, und das alles für nur 37 Franken. Faruk Torun blieb aber auch nicht lange im Roten Stein.

Er klagte mir einmal, seine Website sei gehackt worden. Tatsächlich, wenn man den Roten Stein anwählte, kam als erstes ein Inserat für Viagra und sonstige Hilfsmittel. Es war für ihn schwierig, seine Homepage wieder sauber zu kriegen. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass das Gastgewerbe hier in Zürich ein knallhartes Business ist. So wären auch Azllan und Samir gerne im Friedbrunnen geblieben, sie wurden aber von einem Konkurrenten verdrängt, dem bereits das Restaurant Emilia beim Albisriederhaus gehört. Faruk Torun hat nun neuerdings ein Restaurant an der Hottingerstrasse. Er nennt es wieder Pomodoro³³². Er ist ein sehr fleissiger und

³³² Wegen Corona musste er dieses bereits wieder schliessen.

gastfreundlicher Mann, war in den Neunzigerjahren, vor meiner Zeit an der Rehalpstrasse, als Hilfsbriefträger tätig. Kornelia kann sich noch daran erinnern. Ich mag ihn sehr. Er beschäftigt in seinem Restaurant einen alten Freund, mit dem er in seinem Heimatdorf in Kurdistan aufgewachsen ist. Als ich ihm einmal zu einem Sieg der türkischen Fussballmannschaft gegen die Schweiz gratulierte, reagierte er ausgesprochen zurückhaltend. Das war von mir einem Kurden gegenüber auch ziemlich unbedarft. Genauso überraschend wie Faruk Torun im San Valentina habe ich also Azllan und Samir wieder im Roten Stein angetroffen.

Pflicht vor Kür

Markus Epple erzählt mir, dass er weiterhin sehr intensiv mindestens noch bis Ende Mai 2020 für die Planung des Gefängnisses Zürich West im Polizei- und Justizzentrum arbeite. Das wundert mich nicht, vermutlich ist er der Einzige, der davon noch wirklich etwas versteht. Ich bin sehr froh, dass der neue UGZ-Direktor das erkannt hat. Nun geht es um die Detailabläufe und –planungen. Dazu braucht es einen erfahrenen Profi wie Markus. Er plant und klärt vieles, von dem die anderen nicht einmal wissen, dass es das gibt oder braucht. Einen sehr guten Planungsmann hat das Gefängnis Zürich West aber immerhin mit Thomas Sutter, welcher viele Jahre lang im Stab der Amtsleitung JuV für mich arbeitete. Thomas hat daneben eine vielbeachtete Dissertation über „Lesen und Gefangen-Sein: Gefängnisbibliotheken in der Schweiz“ geschrieben und ist zwischenzeitlich stellvertretender Leiter des Gefängnisses Zürich West geworden³³³.

Markus Epple hat recht, wenn er sagt, dass nun endlich intern eine Person nachgezogen und aufgebaut werden muss, die seine Aufgaben übernehmen kann. Er erzählt mir, dass er seit Anfang Dezember 2019 ohne Arbeitsvertrag arbeite, seine alte Anstellung sei per Ende November abgelaufen. Eine neue Anstellungsverfügung hat er immer noch nicht bekommen.

Einer meiner Sprüche war immer: eigentlich hat das HR nur drei absolut zentrale Aufgaben und Pflichten: es muss erstens für die rechtzeitige Ausschreibung offener

³³³ Vgl. hierzu auch: Die Bildung, eine sinnvolle Freizeitgestaltung und die Resozialisierung fördern, in prison-info 1/2020, S. 39 ff., auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Stellen schauen und zweitens dafür besorgt sein, dass die von der Linie ausgewählten Leute angestellt werden, und drittens, dass alle ihren Lohn erhalten. Alles andere ergibt sich fast von selbst. Stimmt natürlich nicht ganz, aber immerhin.

Ich erinnere mich an das Statistische Amt, welches Ende der Neunzigerjahre als eines der ersten kantonalen Ämter "New Public Management" (NPM) einführte. Im kantonalen Jargon hiess NPM "Wirkungsorientierte Verwaltungsführung" WiF!, und das Statistische Amt bekam das Kürzel StA! Es hatte nun einen Leistungsauftrag, eine Kostenstellen- und Leistungsträger-Rechnung und ein Globalbudget, Leistungsziele und Indikatoren, konnte Rücklagen bilden und mit einem konsolidierten Entwicklungs- und Finanzplan arbeiten oder wie das alles im NPM-Jargon heisst. Der damalige Amtschef StA! hat wirklich sehr viel erreicht und seinem Amt gesamtschweizerisch zu einer Spitzenposition verholfen. Dabei ging die ganz normale Buchhaltung vergessen. Die Finanzkontrolle schlug Alarm, und das Rechnungswesen der Justizdirektion musste die Buchhaltung des StA! kurzfristig kommissarisch übernehmen. Darum sage ich: die Pflicht kommt vor der Kür.

Übrigens: einer der NPM-Berater der Direktion der Justiz und des Innern war damals Maurice Pedergrana, Ökonom, Hochschulprofessor, 12 Jahre lang ZKB-Bankrat, Exmann und Vater der beiden Söhne von Jacqueline Fehr. Er ist sehr sympathisch und kompetent. Ich schätzte ihn immer.

Das Essen im Roten Stein ist ausgezeichnet, ich geniesse meine Lieblingsrahmschnitzeli mit Nüdeli, Markus Tortelloni à la Salvia und dazu ein Rivella rot, ich ein alkoholfreies Bier. Unser Gespräch verläuft wie unter alten weissen Männern üblich: Schwärmen von alten Zeiten und Sorge, ob es die Jungen und Neuen wirklich packen. Markus schaut auf vierzig Jahre Gefängnisgeschichte im Kanton Zürich zurück. Ursprünglich waren alle Gefängnisse bzw. ihrer Verwalter, wie die Leiter damals hiessen, direkt dem Justizdirektor unterstellt. Während dieser Zeit (bis 1999) waren das die Regierungsrät:innen Hedi Lang, Moritz Leuenberger und Markus Notter.

EW

Tatsächlich Chef der Gefängnisse war von Anfang der Siebzigerjahre bis 1999 der omnipotente stellvertretende Generalsekretär der Justizdirektion Ernst Weilenmann, kurz EW genannt. Er und Direktionssekretär (Generalsekretär) Hans Ribi bildeten

zusammen ein wirklich schlagkräftiges und gutes Team. Bevor ich im März 1994 mein Amt als Generalsekretär angetreten habe, haben mich in meinem beruflichen Gerichtsumfeld viele vor EW gewarnt. Er sei eigenmächtig, unführbar und eigensinnig.

1991 hat er Probleme bekommen, weil er einen schwierigen Insassen der Strafanstalt Regensburg, den Israeli Z. auf nicht ganz saubere Weise nach Israel zum weiteren Vollzug seiner Strafe abgeschoben hatte³³⁴. Das Bundesamt für Justiz war nicht ausreichend involviert worden. Z. sass wegen Drogendelikten in der Strafanstalt Regensburg und galt als nicht gerade kleiner Fisch. Eventuell in Überschreitung seiner Kompetenzen hat EW einen von zwei Kantonspolizisten begleiteten Flug nach Tel Aviv veranlasst. Die beiden Polizisten waren dann einigermaßen erstaunt, als der in Handschellen zugeführte Z. auf dem dortigen Flughafen von der empfangenden Behörde sogleich auf freien Fuss gesetzt worden ist. Hedi Lang hatte soeben in die Volkswirtschaftsdirektion gewechselt und Moritz Leuenberger war Justizdirektor geworden. Er beauftragte den damaligen Oberrichter und späteren Regierungsrat Christian Huber mit einer Administrativuntersuchung, die schliesslich zu einem Strafverfahren gegen Ernst führte.

Ich behaupte, es wäre zu keinem Strafverfahren gegen EW wegen Begünstigung gekommen, wenn Z. gegenüber den Kantonspolizisten nicht behauptet hätte, er habe EW 60'000 Dollar bezahlt, um wieder frei zu kommen. Jeder, der EW kennt, weiss, dass dies ein absolut lächerlicher Vorwurf war. Ernst ist ein grundehrlicher, top engagierter und gescheiter Jurist mit eigenem Ehrenkodex. EW wurde zuerst vom Bezirksgericht Zürich freigesprochen, vom Obergericht aber zu einer kurzen bedingten Freiheitsstrafe wegen Begünstigung verurteilt. Das Kassationsgericht hat seine Beschwerde abgewiesen. Sein Verteidiger war Rechtsanwalt Rudolf Weber.

Für mich ist völlig klar, dass EWs Motivation für die Abschiebung von Z. nach Israel darin bestand, einen sehr schwierigen Insassen auf den frühestmöglichen Zeitpunkt loszuwerden und so der durch diesen querulatorischen Insassen stark belasteten Strafanstalt Regensburg zu Hilfe zu kommen. EW hat dabei sicher seine Kompetenzen voll ausgereizt und allenfalls auch überschritten; nicht in strafrechtlich relevanter

³³⁴ Vgl. Anfrage KR-Nr. 82/1993 (Gerichtliches Verfahren gegen einen Beamten der Justizdirektion), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Weise, meinte das Bezirksgericht Zürich. Der Fall wurde von der 1. Abteilung behandelt und mein Chef Ruedi Kieser war der Vorsitzende. Sehr wohl strafrechtlich relevant: das Obergericht erkannte auf Begünstigung. Das Kassationsgericht wies die gegen die Verurteilung erhobene Beschwerde ab. Für mich kam am Schluss kein wirklich gerechtes Urteil heraus. Ironie der Geschichte: irgendwann geriet Z. wieder in die Fänge der Schweizer Justiz und musste seine Reststrafe doch noch ganz absitzen.

Ernst war nach Einleitung des Strafverfahrens in seiner Funktion als stellvertretender Generalsekretär eingestellt worden. Im Hintergrund wirkte er aber weiter, was ich erst später in vollem Umfang realisiert habe. Alle Gefängnisverwalter wandten sich weiterhin an ihn oder seine Sekretärin Regula Rüegger, wenn sie ein Problem hatten. EW half immer rasch und wirkungsvoll.

Ich merkte bald einmal, dass er im Generalsekretariat und in der Gefängniswelt praktisch von jedermann hoch geschätzt wurde. Ich zögerte deshalb, ihn zu entlassen, wie mir viele Aussenstehende rieten.

EW war mir gegenüber von allem Anfang an ein sehr unterstützender und guter Kollege. Auch ich lernte ihn rasch schätzen und beschloss, ihn bei uns zu behalten. Wie Moritz Leuenberger dazu stand, ist mir nie ganz klargeworden, jedenfalls hatte er nichts dagegen einzuwenden, dass Ernst bei uns blieb. Auch Moritz waren die Fähigkeiten und Erfahrung von Ernst Weilenmann nicht verborgen geblieben. Er bestand aber darauf, dass EW nicht mehr in sein Amt als stellvertretender Generalsekretär zurückkehrte und dass ich die operative Verantwortung für die Gefängnisse und den Strafvollzug direkt übernahm.

Ein Vorbild

Ernst Weilenmann ist für mich in gewisser Weise ein Vorbild geworden. Kurz vor seiner Pensionierung verfügte er immer noch über mehr Energie und Schaffenskraft als die meisten jüngeren Beamt:innen.

Auch persönlich war EW eine schillernde Figur. Ernst, der Waffennarr, bastelte sich seine Munition am liebsten selber. Er hatte nicht nur einen alten MG (Automarke, nicht Maschinengewehr), sondern auch zwei Renaults Heck; einen, den er von A-Z reparierte, überholte und wieder fahrtüchtig machte und den anderen als Reserveteillager, welches er für den ersten ausschlachtete.

Autos waren offenbar eine Familienleidenschaft. Ernst hat mir einmal erzählt, dass ihn sein Vater - wohl noch in den Fünfzigerjahren - mit 130 Sachen via Seestrasse von Herrliberg zum Bellevue gefahren habe. Wenn das keine Raserei war!

EW war völlig unbürokratisch und auf seine Kunden – die Gefängnisverwalter und den Strafanstaltsdirektor – fokussiert, um nicht zu sagen fixiert. Er war im Militär Oberstleutnant und ist Zünfter. Umso bemerkenswerter ist folgende Reminiszenz: Ernst und ich unterhielten uns über ein Personalthema. Er trat vehement für die Mitarbeitenden ein, ich markierte die Vorgesetztenposition. Plötzlich musste ich lachen: "Es ist schon bizarr, Ernst", sagte ich ihm, "Du, Zürcher Erz-Freisinniger, trittst wie ein Gewerkschafter für die Arbeitnehmer ein; ich, SPler und Doppel-Gewerkschafter (VStA und VPOD³³⁵) verteidige die Arbeitgeberposition - irgendwie verkehrte Welt!" Auf seine Leute liess Ernst nichts kommen. Gleichzeitig zeigt dieses Beispiel aber auch, dass EW und ich uns gut und manchmal auch in überraschender Weise ergänzt und nie Glaubens- oder Grabenkriege gegeneinander geführt haben.

Thomas Mann im Kaspar Escher-Haus

Ihm unwichtig erscheinende Angelegenheiten liess EW ungeniert einfach liegen. Rekurse und Beschwerden gegen Entscheide der Strafanstalt und Gefängnisse verschimmelten manchmal in seinem Büro in seinen Aktenbergen. Ein Dossier, das bei EW gelegen hatte, konnte man blind identifizieren: es roch sehr stark nach seinem Tabakpfeifenrauch. Wenn einmal dann ein rascher Entscheid wirklich unumgänglich wurde, weil sich z.B. ein gleicher Fall zu wiederholen drohte, so konnte man EW telefonieren und er schrieb quasi noch am Telefon seinen Entscheid. Seine Sätze hätten Thomas Mann alle Ehre gemacht und waren absichtlich so formuliert, dass sie weder ein normaler Mensch noch ein Jurist und schon gar nicht ein Insasse oder Aufseher wirklich verstehen konnte. Klar war am Schluss nur, dass EW die Beschwerde immer abwies, ohne Ausnahme.

Für ihn waren verwaltungsinterne Rekurse und Beschwerden an die Justizdirektion keine Rechtsmittel, sondern Führungsmittel: eine Guttheissung schwächt die Führung und eine Abweisung stärkt sie. Das ist zweifellos so. Wenn EW ausnahmsweise einmal

³³⁵ VStA: Verband der Staatsangestellten, eher bürgerlich ausgerichtet. VPOD: Verein des Personals öffentlicher Dienste, eher links ausgerichtet.

einen Entscheid eines Gefängnisses oder der Strafanstalt für absolut unhaltbar hielt, so rief er dem für den Entscheid Verantwortlichen an, wusch ihm die Kappe und machte ihm klar, dass der allenfalls angerichtete Schaden zu beheben sei und er einen solchen Quatsch ein nächstes Mal nicht mehr tolerieren werde. Das hat eigentlich immer ganz gut funktioniert, wohl auch darum, weil damals die Entscheide der Justizdirektion nur unter eingeschränkten Voraussetzungen an die Rechtsmittelinstanz weitergezogen werden konnten. Mit der Totalrevision des Verwaltungsrechtspflegegesetzes - wohl Mitte der Neunzigerjahre – hat sich das geändert, und heute würde EW nicht mehr so einfach damit durchkommen: Rechtsverweigerung, Rechtsverzögerung, Willkür und Ermessensmissbrauch. Aber damals galten noch andere Massstäbe. Im Resultat machte EW einen Superjob, und während er vielleicht 5% seiner Arbeitszeit für Beschwerden und Rekurse einsetzte, wird hierfür von der JI heute ein x-faches aufgewendet.

Ein Paradefall für EWs Vorgehensweise war der "Lachsbrötli-Fall". Ein Insasse der Pöschwies hatte von einem Besucher Lachs-Canapés geschenkt erhalten. Weil er nicht alle selber essen mochte, verschenkte er eines. Ein sehr aufmerksamer Aufseher hat dies bemerkt und gegen den fehlbaren Insassen rapportiert. Rechtsgeschäfte zwischen Insassen sind nämlich gemäss Hausordnung nicht erlaubt, und eine Schenkung ist – juristisch wirklich sauber vom stellvertretenden Direktor der Strafanstalt Dr.iur. Klaus Büttikofer gesehen – zweifellos ein Rechtsgeschäft. Konsequenterweise sprach dieser deshalb eine kleine symbolische Disziplinarstrafe aus. Auch hier wollte EW seine Strafanstalt nicht desavouieren, gleichzeitig machte er aber gesprächsweise allen klar, dass er in diesem Fall eine Sanktionierung für Unsinn hielt.

Seine manchmal vielleicht und allenfalls eventuell ganz leicht dilatorische Behandlung von Beschwerden führte dazu, dass ich mir folgenden Scherz mit ihm erlaubte: Nach Gründung des JuV im Jahre 1999 erarbeitete der neue Chef Andi Werren erstmals eine umfassende Justizvollzugsverordnung³³⁶, die fünf oder sechs andere alte Teilverordnungen ersetzen sollte. Im Entwurf war auch das Beschwerdeverfahren geregelt. Ich fügte an passender Stelle den Satz hinzu, dass ein Beschwerdefall immer solange sistiert werde, wie er im Büro von Dr. Ernst Weilenmann liege. Ich bat Ernst,

³³⁶ Zürcher Justizvollzugsverordnung (JVV, 331.1) vom 6. Dezember 2006, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

alles durchzusehen und sein ok zu geben. Nicht ganz überraschend hat er den Teil für das Beschwerdeverfahren höchstens überflogen, sicher nicht gelesen. Er gab jedenfalls seine Zustimmung zur vorgelegten Version. Solche Tests, ob Unterlagen überhaupt durchgelesen werden, machte ich ab und zu mit gutem Erfolg. Einmal schrieb ich in einem Sitzungsprotokoll der Geschäftsleitung JuV statt, man könne meinem Chef Rechtsdienst Florian Funk per Mail Rückmeldung machen, „Rückmeldung per Funk an Florian Mail“. Es hat niemand bemerkt.

Eine weitere von EW's Spezialitäten waren interne Weisungen, die mehr neue Unklarheiten generierten als alte klärten. Auch dies war meist von ihm so beabsichtigt. Immer wieder ein Thema war das Verhältnis von Strafverfahren zu Disziplinarverfahren, wenn ein Häftling mit seinem Handeln sowohl gegen die Hausordnung eines unserer Gefängnisse als auch gegen das Strafrecht verstossen hatte. EW war natürlich der Meinung, dass er mit dem Disziplinarrecht fast alles abhandeln könne ausser vielleicht Mord und Totschlag. Oftmals war der Disziplinarfall schon erledigt, bevor die Bezirksanwaltschaft mit ihrer Untersuchung begonnen hatte. Das war für den Strafprozess natürlich nicht unbedingt hilfreich, da ein Bezirksanwalt den ersten Zugriff auf den Täter haben und die erste Einvernahme durchführen will. EW regelte dieses Problem mit einer Justizdirektionsverfügung, aus der man alles und auch das Gegenteil davon ableiten konnte. Damit bewahrte er sich alle Optionen, und die Staatsanwaltschaft war auch zufrieden. Was konnte sie schon mehr verlangen als eine Weisung, aus der sie wiederum herauslas, was ihr gerade am Besten passte. Man kann also sagen, dass EW mit seinen Weisungen keine Klarheit, sondern für sich möglichst grossen Handlungsspielraum generierte.

Baugenies

Eine der ganz grossen Leistungen von EW und seinem Chef, Direktionssekretär (so hiess ein Generalsekretär damals) Hans Ribi war zweifellos die Projektierung und der Bau der neuen Justizvollzugsanstalt Pöschwies. Damit gelang ihnen ein Jahrhundertwerk. Ich behaupte, die JVA Pöschwies ist auch heute noch nicht nur die grösste, sondern auch die beste JVA der Schweiz. Ein wirklich grosser Wurf, konzeptionell und architektonisch absolut stimmig. Im Abstimmungskampf für den Baukredit in den Achtzigerjahren kämpften Ernst, Hans und Justizdirektorin Hedi Lang mit grossem persönlichem Einsatz. Der Sieg war alles andere als eine Selbstverständlichkeit, wobei

der Widerstand damals aus einer anderen Ecke kam als er heute kommen würde. Breite, nicht nur linke Kreise kämpften generell gegen Gefängnisse und insbesondere auch gegen einen neuen modernen Hochsicherheitsknast.

Ziemlich links und grosser Filmfan

Meine Studienjahre von 1976 bis 1982 und anschliessend die Assistenz bei Professor Riemer bis Ende 1986, während welcher ich meine Dissertation schrieb: Das waren schöne Zeiten!

Ich war damals noch ganz klar auf der linken Seite des politischen Spektrums angesiedelt und sicher auch gegen den neuen Hochsicherheitsknast in Regensdorf, welcher viele Jahre später als JVA Pöschwies zu meinem Amt für Justizvollzug gehörte. Beispielsweise war ich 1983 nach der Invasion der USA im kleinen Inselstaat Grenada eines der Gründungsmitglieder des Vereins "Solidarität mit Grenada". Der eigentliche Vereinsgründer Peter Bosshard, ein Kommilitone meines Freundes Peter Neumann, arbeitete später für die Erklärung von Bern (Public Eye).

Für mich galt und gilt: wer mit 20 nicht links ist, hat kein Herz³³⁷.

Die Achtzigerjahre waren auch meine intensivsten Filmjahre. Ich bin seit 1984 Mitglied des Amateurfilm-Clubs Zürich (AFZ). In jenem Jahr feierte der AFZ sein fünfzigjähriges Jubiläum. Er schrieb deshalb einen öffentlichen Wettbewerb aus und wir haben uns mit zwei Filmchen angemeldet. Einer davon war „Packed 80“.³³⁸ Meine Gymi-Kollegen Daniel Köhl, Peter Neumann, Michel Bodmer und ich drehten ihn 1980 nach den Opernhaus-Krawallen: Ein Mann landet mit einem Schlauchboot am Bellevue, wird dort sogleich von einem Polizisten empfangen und zusammen-geknüppelt, eingesperrt und von einem Bezirksanwalt verhört. Der Angeschuldigte erweist sich als Orchesterdirigent des Raddampfers "Zürichsee", welcher auf Packed gestossen und abgesoffen ist. Der Dirigent hat sich mit einem Schlauchboot knapp ans Ufer vom

³³⁷ Und weiter heisst es: Wer mit vierzig immer noch - ich ergänze: **radikal** - links ist, hat keinen Verstand.

³³⁸ Vgl. Anhang 3.

Regen in die Traufe retten können. Schliesslich entzieht er sich dem Verhör durch Flucht. Der Bezirksanwalt verfolgt ihn, der Dirigent flüchtet zu seinem Schlauchboot zurück und rudert auf den offenen See hinaus. Der Bezirksanwalt schießt hinter dem Flüchtenden das Magazin seines Revolvers leer. Ende³³⁹.

Die Rahmenhandlung war eine Eigenkreation, inhaltlich hatten wir aber Vieles aus einer Reportage des Schweizer Schriftstellers Reto Hänni abgekupfert³⁴⁰. Hänni war 1980 selber an einer Demo in die Mangel der Polizei geraten. 1984 haben wir dieses vielleicht zwanzigminütige Filmchen im Amateur-Filmclub Zürich (AFZ) im Kirchgemeindehaus Neumünster vorgeführt. Der Zufall wollte es, dass Arthur Rüegg, langjähriger Verwalter des Gefängnisses Zürich, auch Vorstandsmitglied des AFZ war. Er fand an unserem Filmchen wenig Gefallen und distanzierte sich in aller Form von diesem Machwerk. Er gab seinem Erstaunen Ausdruck, dass der Film überhaupt zur Vorführung zugelassen worden war.

Mit unserem zweiten Film „Carl's bad“ haben wir den AFZ-Wettbewerb gewonnen. Der Preis war eine schöne Züri Zinnkanne mit eingravierter Siegerehrung. Wohl eher etwas für ältere Herren.

Vorstand und Clubmitglieder des AFZ waren praktisch ausnahmslos 20 oder mehr Jahre älter als ich. Ich bin trotzdem regelmässig an die Clubabende gegangen, den technisch waren verschiedene Mitglieder durchaus auf der Höhe und ich konnte viel von ihnen lernen. Ich kann mich an einige noch gut erinnern, z.B. Reto Stocker, der damals Clubpräsident war, oder Charly Schmid, ein Polizist, Markus Steiner, der einen professionellen Spielfilm gedreht hat, wie erwähnt Arthur Rüegg, der Verwalter des Gefängnisses Zürich, sowie Marco Stern. Mit ihm habe ich zusammen mit meiner damaligen Freundin Susi Ermatinger ein Filmchen mit dem Titel „Spot-au-Feu“

³³⁹ Vgl. Anhang 3.

³⁴⁰ Vgl. Reto Hänni über die 80er-Unruhen in Zürich (Tages-Anzeiger vom 2.3.2018, Video); Hännis schlimmster Tag (Tages-Anzeiger vom 1.6.2015), beides auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. Die Geschichte rund um die Publikation von Hännis Reportage ist selber eine Geschichte wert: ursprünglich war geplant, sie im Tages-Anzeiger-Magazin zu publizieren. Der Verleger verbot dies aber, worauf die Reportage in einem Separatdruck in einer Auflage von 5000 Exemplaren auf der Strasse verteilt wurde („Hier ist der Text, den Sie im Tages-Anzeiger-Magazin vom 4. Oktober 1980 nicht lesen können“). Damit erreichte der Bericht sehr viel mehr Aufmerksamkeit, als wenn er im Tagi-Magi publiziert worden wäre. Reto Hänni veröffentlichte seine Reportages schliesslich im Suhrkamp-Verlag mit einer Auflage von 40'000 Exemplaren. Es wurde sein erfolgreichstes Buch. Das Werk ist heute vergriffen (Zürich, Anfang September, Suhrkamp Frankfurt 1981).

gedreht. Die mässig originelle Geschichte handelt von einem passiv sport- und fernsehbegeisterten Ehemann, der wegen eines Skiunfalles seiner Ehefrau plötzlich ganz sportlich allein den Haushalt schmeissen muss, das alles zu Reinhard Fendrichs Song „Es lebe der Sport“.³⁴¹ Wenn ich mich recht erinnere, haben wir mit diesem Superacht-Film den Kurzfilmwettbewerb des AFZ im Jahr 1988 gewonnen.

Vermutlich ist „Carl's bad“ der beste von unseren (Dani Köhl, Peter Neumann, Michel Bodmer und ich) Superacht-Filmen. Es geht um ein Ehepaar, das in einer Herberge in den Karpaten in eine tödliche Falle gerät. Dort tummeln sich Vampire, Mumien und Zombies. Als Genre-Film ist er recht gut gelungen. Wir haben im Ferienhaus meines Gymnasiumskollegen Michel Bodmer gedreht.

Einmal haben wir „Carl's bad“ an einem offenen Filmabend in der Roten Fabrik in Wollishofen gezeigt. Anschliessend hat uns ein Mann namens Kurt Meier eingeladen, unseren Film in einer Amateurfilmschau anlässlich der Filmtage in Solothurn vorzuführen. Das muss irgendwann zwischen 1982-84 gewesen sein. Das wohl war wohl der „Höhepunkt“ unserer Filmtätigkeit.

Ich habe mit meinen Studienkollegen Felix Rajower und Bernhard Witteiler nachher noch zwei kleine Superacht-Filmchen gedreht mit den Titeln "Keine Beziehung" und "Cutthroat". Beide sind etwas blutig geraten, im ersten Fünfminüter wird in aller Kürze die Geschichte eines Killers erzählt, der am Flughafen ankommt, seinem Opfer auflauert, es erschiessst und dann wieder abreist. Im zweiten Film geht einem Ehepaar auf einer Autoreise das Benzin aus. Der Mann sucht mit seinem Benzinkanister in einem nahegelegenen Haus Hilfe. Dort wird er vom freundlichen Besitzer empfangen, umgebracht, an den Füßen aufgehängt und schliesslich findet der finale Cutthroat statt. Aus dem Hals quillt das Blut, mit welchem der Benzinkanister aufgefüllt wird. Der Ehemann kehrt als Zombie zum Auto zurück, leert den Kanister in den Tank und fährt mit rot leuchtendem Licht davon. Im ersten Film spielte Felix den Killer und Bernhard das Opfer, im zweiten Film ist es genau umgekehrt. Unsere Motivation für derartigen Splatter? Wir versuchten, die entsprechende Genre-Atmosphäre herzustellen. Ich denke, das ist uns gar nicht schlecht gelungen. Das Lustigste an diesen Filmchen

³⁴¹ Vgl. Anhang 3.

waren aber mit Sicherheit die Dreharbeiten. Beide Filme entstanden als Arbeiten für den Kurzfilmwettbewerb des Zürcher Amateurfilm-Clubs.

Arthur Rüegg

Ich weiss nicht, ob sich Turi einige Jahre später noch daran erinnert hat, dass ich in seinem Amateurfilmclub einmal einen ziemlich linken Film (Packeris 80) gezeigt habe. Jedenfalls war ich zwischenzeitlich erster Gerichtsschreiber des Bezirksgerichts Zürich geworden, im selben Bezirksgebäude, in welchem auch Turis Bezirksgefängnis platziert war. Einmal bat ich ihn in meiner Funktion um Hilfe. Eine Prozesspartei hatte für ein Gerichtsverfahren in einem normal frankierten Kuvert Inhaberpapiere im Wert von fast zwei Millionen Franken per Post ans Gericht geschickt. Diese Papiere einfach so in der Gerichtskanzlei aufzubewahren war mir zu heikel. Wir suchten einen Tresor und fanden ihn im Bezirksgefängnis Zürich im Büro des Gefängnisverwalters Arthur Rüegg.

Als neuer Generalsekretär hatte ich Arthur natürlich sofort im Gefängnis Zürich einen Besuch abgestattet. Wir verstanden uns immer sehr gut, er war ein ausgezeichnete Gefängnischef alter Schule. Es sind verschiedene Geschichten von ihm überliefert, wie sie heute nicht mehr vorkommen könnten. Einen Insassen, der ständig Lärm machte und nicht zur Ruhe zu bringen war, liess er einmal für längere Zeit knebeln und an einen Stuhl fesseln. Dafür ist er disziplinarisch verwarnt worden. Heute gäbe es hierfür vermutlich ein Strafverfahren wegen Freiheitsberaubung, Nötigung, etc.

Arthur Rüegg wohnte mit seiner Familie im obersten Stock des alten Bezirksgefängnisses in der Verwalterwohnung. Als ein gefährlicher Insasse aus den Gefängnisräumen geflüchtet und bis in die Verwalterwohnung vorgedrungen war, rannte Arthur Rüegg mit Vollgas hinterher in die Wohnung hinauf. Es drohte eine Geiselnahme. Arthur überwältigte mit Hechtsprung den gefährlichen Häftling, der keinerlei Widerstand mehr leistete. Noch heute sprechen Leute, welche ihn kannten, mit grösstem Respekt von Verwalter Rüegg. Er war bis vor kurzem immer noch Vorstandsmitglied des Amateurfilm- und Videoclubs Zürich, dessen Mitglied ich seit 1984 bin.

Gefängnisprovisorien

Anfang der Neunzigerjahre herrschte ein ausgesprochener Mangel an Gefängnisplätzen, die bestehenden waren immer völlig überbelegt. Ernst Weilenmann stopfte alle Gefängnisse bis zum Platzen voll. Es blieb aber auch nichts anderes übrig. Wenn EW einem Gefängnis einen seiner regelmässigen Besuche abstattete, legte er immer wieder neu fest, wo man noch eine zusätzliche Matratze in eine Zelle hineinlegen musste. Er trieb daneben auch den Bau des Flughafengefängnisses voran und plante die Erweiterung des Bezirksgefängnisses Dielsdorf. Zudem sorgte er innert kürzester Zeit für provisorische Plätze in neu eröffneten Notgefängnissen wie dem Gefängnis Waid (1994/1995, einer städtischen Zivilschutzanlage) und dem Gefängnis Weinland (1994-1997, einem Klosteranbau auf der Klosterinsel in Rheinau) sowie dem Containerprovisorium im Spazierhof des Gefängnisses Zürich (mit immerhin 32 Plätzen). Dieses Provisorium wurde übrigens erst vor fünf Jahren aufgehoben. Viel länger überlebt hat das Provisorische Polizeigefängnis PROPOG auf der Kasernenwiese. Es ist auch heute noch in Betrieb. Es wird erst mit Eröffnung des Gefängnisses Zürich West im neuen Polizei- und Justizzentrum 2022 abgelöst werden³⁴².

Der Gefängnisplatzmangel führte in den Neunzigerjahren auch dazu, dass immer weniger nicht bezahlte Bussen als Haftstrafen vollzogen wurden. Es sammelte sich ein Pendenzenberg von jährlich über 10'000 nicht bezahlten Bussen an, welche kontinuierlich verjährten³⁴³. Das war natürlich aus rechtsstaatlicher Sicht problematisch: die braven Bussenbezahler waren die Dummen, die notorischen Nichtbezahler kamen ungeschoren davon. Nach Behebung des Gefängnisplatzmangels war das Problem noch immer nicht gelöst. Jetzt fehlten die Verwaltungskapazitäten, um den Pendenzenberg abzuarbeiten. Die nichtbezahlten Bussen drohten weiterhin zu verjähren. Glücklicherweise zeigte sich die Regierung trotz Stellenplan-Stopp einsichtig und schuf mehrere zusätzliche Stellen für die Bewirtschaftung der Bussenumwandlungen. Diese Stellen haben sich erwiesenermassen mehrfach refinanziert. Die entsprechende Verwaltungsabteilung erzielt(e) jährlich regelmässig einen Gewinn

³⁴² Polizeihaft ab April im Gefängnis Zürich West (Medienmitteilung der Staatskanzlei vom 27.1.2022 und Regierungsratsbeschluss 69/2022: beides auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

³⁴³ Vgl. Anfrage KR-Nr. 307/1995 (Umwandlung von Bussen in Haft), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

von ca. 5 Mio. Franken. Ursprünglich war diese Abteilung in Ringwil bzw. im Vollzugszentrum Bachtel angesiedelt, da die Bussenhaft meist auch dort vollzogen wurde bzw. wird. Später hat dieses Team in die JuV-Zentrale an der Hohlstrasse 552 gewechselt.

Die Povisorien-Profis

EW verstand sich ausgezeichnet mit dem damaligen Kantonsbaumeister Paul Schatt. Wie Ernst auf der Justizdirektion hatte Schatt 1972 als Kantonsbaumeister im Hochbauamt angefangen. Sie haben über zwanzig Jahre lang miteinander geschäftet, bis Schatt schliesslich 1995 pensioniert worden ist. So lange wie er blieb keiner seiner Nachfolger mehr. Stefan Bitterli³⁴⁴ und nachher Matthias Haag verliessen beide das Hochbauamt in Unfrieden. Ich habe mich sehr gefreut, als ich Matthias als Immobilienverantwortlichen der Kirchgemeinde Zürich wieder angetroffen habe. Ich habe immer ausgesprochen gern mit ihm zusammengearbeitet.

Bei den Kantonsbaumeistern ist also eine ähnliche Entwicklung wie bei den Generalsekretär:innen und anderen Spitzenbeamten:innen in der kantonalen Verwaltung zu beobachten: viele Wechsel, wenig Kontinuität. Seit 2019 ist Thomas Jung Kantonsbaumeister. Ich habe nie ganz begriffen, warum Baudirektor Kägi in den letzten Monaten seiner Amtszeit einen neuen Kantonsbaumeister inthronisiert hat. Der neue grüne Baudirektor Martin Neukom hat sich prompt bereits nach einem Jahr von Jung wieder getrennt. Für die JI war es ein Segen, dass in all den Jahren der Unsicherheit der Architekt und Spitzenbeamte David Vogt vom Hochbauamt für ihre Bauprojekte zuständig war. Auf ihn war stets Verlass, er hat nach dem Desaster und Baustopp rund um den Neubau des MZU das Ruder übernommen und alles zu einem guten Ende geführt. Genauso hilfreich und zielführend war sein Wirken für den Um- und Neubau des Vollzugszentrums Bachtel³⁴⁵. Nach dem Abgang von Thomas Jung füllt er als Kantonsbaumeister a.i. auch diese Lücke. Wenn ich könnte, würde ich das a.i. sofort streichen³⁴⁶.

³⁴⁴ Stefan Bitterli ist völlig überraschend und viel zu früh am 25. Mai 2021 verstorben.

³⁴⁵ Vgl. zh.ch, Direktion der Justiz und des Innern, Justizvollzug, Vollzugszentrum Bachtel, und dort =>Videoeinblicke.

³⁴⁶ Der Regierungsrat hat zwischenzeitlich Beat Pahud zum neuen Kantonsbaumeister ernannt. Dieser hat sein Amt am 1. August 2021 angetreten (Pressemitteilung des Kantons Zürich vom 25.2.2021, Link auf meiner Website).

Für Justizdirektor Moritz Leuenberger waren die Auftritte von EW in den kantonsrätlichen Baukommissionen eher schwierig. Neben EW kam er kaum zu Wort, einerseits natürlich wegen des grossen Wissens von EW, andererseits aber auch, weil es schwierig war, neben EW überhaupt zu Wort zu kommen, auch für die Kommissionsmitglieder des Kantonsrates. Einmal sprach ihn der Kommissionspräsident in Anwesenheit von Moritz Leuenberger mit „Herr Regierungsrat“ an. EW gab nicht nur zu allem umfassende Antworten, sondern erklärte oftmals dem Fragesteller, dass eigentlich nur schon seine Frage falsch bzw. falsch gestellt sei, um dann die richtige Frage selbst zu stellen und diese sogleich wiederum umfassend zu beantworten. Letztlich hat EW damit alle ausser den Justizdirektor beeindruckt. Und mit seinen Anliegen ist er fast immer durchgekommen.

EW hat auch sämtliche Gefängnisverwalter während seiner Regentschaft eingestellt. Etwas den Bogen überspannt hat er allerdings, als er während eines mehrwöchigen Ferienaufenthaltes seines Chefs Hans Ribi im Jahre 1987 gleich zwei der bedeutendsten Leitungspositionen im Straf- und Massnahmenvollzug neu besetzte, nämlich diejenige für die Strafanstalt Regensdorf mit Hans Ueli Meier und diejenige für die Arbeitserziehungsanstalt Uitikon mit Victor Gähwiler als Direktor. Hans Ribi war nach seiner Ferienrückkehr wohl etwas sauer auf Ernst, beide Personalentscheide waren aber wirklich gut, was auch Hans neidlos anerkannte. Ernsts Entscheidungsverfahren waren stets zackig und schnell. So gab er Markus Epple nur gerade 24 Stunden Zeit, um sich zu überlegen, ob er das alte Gefängnis Pfäffikon als Verwalter übernehmen wolle. Für EW war der Fall klar: Markus war der richtige Mann. Markus sagte nach einer schlaflosen Nacht zu, und auch das war ein vorzüglicher Personalentscheid.

Immer weiter

In und seit EWs Zeiten hat sich der Justizvollzug ständig weiterentwickelt, manchmal vorwärts, manchmal seit- oder rückwärts. In den Siebziger- und Achtzigerjahren waren die Vollzugsbeamten für den Strafvollzug noch bei den Bezirksanwaltschaften und bei der Staatsanwaltschaft angestellt, für den Massnahmenvollzug waren Beamte des Generalsekretariats der Justizdirektion zuständig. Oftmals waren es ehemalige Polizisten oder Kanzleibeamte. Wohl Anfang der Neunzigerjahre wurde als erster Schritt zur Professionalisierung und Spezialisierung des Strafvollzuges das ASV, das Amt für Strafvollzug gegründet. Anfang 1994, kurz vor meinem Amtsantritt als

Generalsekretär wurde auch der Massnahmenvollzug ins ASV integriert, welches fortan Amt für Straf- und Massnahmenvollzug ASMV hiess. Der Amtssitz war an der Stauffacherstrasse 94/96 direkt beim Helvetiaplatz. Amtschef wurde Toni Spirig, langjähriger Justizsekretär, sein Stellvertreter Hans-Jürg Podzorski, der erst vor kurzer Zeit als juristischer Sekretär mbA mit dem Spezialgebiet Wahlen und Abstimmungen im Generalsekretariat JI pensioniert worden ist. Weitere Namen aus der Anfangszeit des AS(M)V, an die ich mich erinnern kann, sind: Otto Grossglauser (der Schwiegervater meines letzten Kadis der Füs Stabskompanie 266), Alexander Salpeter, André Huser (der einstmals bei meinem Vater bei Danzas arbeitete), Hanni Benczik (die später Leiterin des Gefängnisses Dielsdorf geworden ist), Hansruedi Gerber (der zuerst Leiter des Gefängnisses Dielsdorf und später Leiter des Flughafengefängnisses geworden ist), Beat Jaisli (der später Friedensrichter Zürich 9 geworden ist), Urs Baldauf, Emil Geiser.

Der Verwalterverein

Als ich als Generalsekretär angefangen habe, war mir theoretisch also der ganze Justizvollzugsbereich direkt zugeteilt. Die faktische Direktunterstellung jedes einzelnen Gefängnisverwalters führte zu einer kaum führbaren Vielzahl von Unter-gebenen. Für die Gefängnisverwalter gab es kein offizielles Gremium ausser dem von ihnen gegründeten privatrechtlichen Verwalterverein. Als erstes rief ich deshalb die Konferenz der Gefängnisverwalter ins Leben, welche monatlich unter meinem Vorsitz tagte und mit welcher ich gemeinsame Entwicklungen und Standardisierungen steuern wollte. Aber eben: im Hintergrund steuerte weiterhin die graue Eminenz EW.

Untersuchungskommission Bertschi

Trigger vieler wichtiger Änderungen im Justizvollzug war der tragische Zollikerberg-Mord. 1994 war der Fachausschuss für die Beurteilung von Vollzugslockerungen gegründet worden. Er ging aus der Untersuchungskommission hervor, welche Moritz Leuenberger für die Abklärung der Verantwortlichkeiten und Vollzugsabläufe in Sachen Zollikerberg-Mord eingesetzt hatte. Damit konnte der grosse Taktierer Leuenberger eine Parlamentarische Untersuchungskommission verhindern. Die Mitglieder der Untersuchungskommission und dann des erwähnten Fachausschusses waren der I. Staatsanwalt Marcel Bertschi, die Jugendanwältin Elisabeth Schlumpf und der ärzt-

liche Direktor der Klinik Rheinau Rudolf Knab; erster Fachausschuss-Sekretär war Arthur Tomaschett, welcher später als Offizier zur Stadtpolizei Zürich wechselte.

Klinik Rheinau, PUK, ihre Direktoren und Rudolf Knab

Die Klinik Rheinau hat im Verlauf der Jahre immer wieder den Namen gewechselt, ich weiss schon gar nicht mehr, wie sie aktuell heisst.

Rudolf Knab war von den Siebziger- bis in die Neunzigerjahre ärztlicher Direktor der Klinik Rheinau. Er hatte die Krankengeschichte jedes einzelnen Patienten im Kopf, sein Gedächtnis war legendär. Er selber war eine Figur, die direkt aus einem Justizroman von Friedrich Dürrenmatt entstammen könnte. Auch sein Humor war schwarz. Er war durchaus im positiven Sinn ein Machtmensch und lag oft im Streit mit dem Verwaltungsdirektor Fritz Spielmann, der in den ehemaligen Bischofsgemächern der alten Klinik bzw. des ehemaligen Klosters auf der Klosterinsel residierte und noch ein echter Verwaltungsaristokrat war. Ruedi Knab nannte ihn nur Spielfritz. Knab war der letzte grosse ärztliche Klinikdirektor der Rheinau. Er ist 2017 verstorben³⁴⁷. Nach einem kurzen Intermezzo seiner Nachfolgerin gab es keine:n Klinikdirektor:in für die Klinik Rheinau als Gesamtes mehr, sondern die verschiedenen ärztlichen Bereiche wurden häufig wechselnden ärztlichen Leitungen unterstellt. Wie ein Fels in der Brandung stand da glücklicherweise der Chefarzt der forensischen Klinik Rheinau, Dr. Otto Horber, der jahrelang der wichtigste forensische Partner des Justizvollzugs und ein geschätztes Mitglied der Fachkommission für die Beurteilung von gemeingefährlichen Straftätern war.

2011 wurde das Psychiatriezentrum Rheinau inkl. forensische Psychiatrie in die Psychiatrische Universitätsklinik PUK integriert. Dies erwies sich insofern wiederum als Glücksfall, als dass der neue Forensik-Chef Professor Elmar Habermeyer wurde, mit dem das JuV schon lange vorzüglich zusammenarbeitete. Dank ihm gelang es uns, 2019 mit der PUK nach zähen und langen Gesprächen und internem Ringen um einen Konsens einen Kooperationsvertrag für die psychiatrische Grundversorgung unserer Gefängnisse und der JVA Pöschwies auszuhandeln. Dies war deshalb nötig geworden, weil unser eigenes PPD-Team zu klein war, um längerfristig diese Aufgabe

³⁴⁷ Erinnerung an Rudolf Knab (von René Bloch in: Schweizerische Ärztezeitung vom 1.3.2017), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

nachhaltig erfüllen zu können. Im Rahmen dieser Kooperation ist ein weiterer wichtiger Partner Ulf Sternemann, Leiter des Zentrums für Ambulante Forensische Therapie der PUK, mit welchem wir ebenfalls schon seit vielen Jahren in bester Kollegialität zusammenarbeiten, und natürlich Steffen Lau, der Chefarzt des Zentrums für Stationäre Forensische Therapie. Ihn traf ich immer mal wieder an einer Vorführung der Kantonsschule Stadelhofen. Seine Tochter war dort wie meine Angelina Schülerin.

In der Rheinau werden oftmals die schwierigsten, aufwändigsten und durchaus auch gefährlichsten forensischen Patienten behandelt. Ohne gute und kollegiale Zusammenarbeit zwischen Justizvollzug und Klinik wäre die damit verbundene Aufgabenstellung noch viel schwieriger zu bewältigen. Schwarz-Peter-Spiele wären für beide Seiten toxisch. Es ist nicht selbstverständlich, dass uns die Zusammenarbeit über alle Jahre so gut gelungen ist. Dafür gebührt allen Beteiligten grosser Dank.

Nur die besten Erfahrungen habe ich auch mit den Verwaltungsdirektoren der PUK machen können, zuerst jahrelang mit Erich Baumann, der 2018 die Leitung der Klinik Zugersee übernahm, und dann mit seinem Nachfolger Markus Merz, der vorher als CEO der Psychiatrie St. Gallen Nord fungierte. Mit beiden durfte ich vertrauensvoll zusammenarbeiten. Wir verhandelten oft zweistellige Millionenpakete. Jeder wusste vom anderen, dass er sich dabei auf Fairness, Transparenz und kollegialen Support verlassen konnte. Darüber hinaus pflegten wir ein Zusammenarbeitsverhältnis in schon fast freundschaftlicher Atmosphäre, wie es auch in der Verwaltung nicht selbstverständlich ist.

Vor meinem Amtsantritt als JuV-Chef gab es in Zusammenhang mit der Verhandlung der Tarife für unsere Klinikeinweisungen immer wieder heftige Auseinandersetzungen zwischen Justiz- und Gesundheitsdirektion. Zentrale Frage war stets, wie der Kostenverteilungsschlüssel zwischen Gesundheitsdirektion und Justizdirektion auszugestalten sei. Unser ursprünglicher Ansatz war dabei, dass die Justiz nur den justizbedingten Anteil der Klinikkosten, nicht aber den eigentlichen Gesundheitsanteil tragen müsse. Und hierüber stritten sich GD und JI in der Vergangenheit beliebig. Irgendwann fragte ich Markus Notter, ob es nicht am einfachsten wäre, wenn das JuV einfach alles bezahle, selbstverständlich abzüglich der Krankenkassenbeteiligung. Aus kantonaler Sicht mache es keinen Unterschied, da ja nur Geld von der einen Hosentasche in die andere verschoben werde. Unsere Budgetaufstockung stünde eine entsprechende

Reduktion bei der GD gegenüber. Markus Notter stimmte zu und seither waren die Verhandlungen deblockiert und recht entspannt. Man kann dem mit Fug und Recht entgegenhalten, so etwas gehe nur bei der öffentlichen Verwaltung, welche nicht wie ein privater Unternehmer in jeder Sektion auf ein ausgeglichenes Budget achten müsse. Das mag ja stimmen, der Justizvollzug ist aber eben auch ein klassisches Geschäftsfeld des Staates, welches ihm kein privates Unternehmen streitig macht. Massnahmenvollzug ist ein hochdefizitäres Geschäft, nix gut für Privatwirtschaft.

Und übrigens: diese Lösung brachte dem JuV sogar grosse Vorteile, wie es ebenfalls nur in der Verwaltung möglich ist: Einerseits budgetierten wir die Kosten für Klinikplatzierungen immer recht grosszügig, stets verbunden mit dem Hinweis, dass es ja sowieso gebundene Kosten seien und diese so anfallen, wie sie eben anfallen. Andererseits konnten wir im Rahmen des Globalbudgets mit dem nicht ausgeschöpften Budgetanteil auch immer wieder Defizite in anderen JuV-Bereichen kompensieren, Globalbudget sei Dank. Ich habe deshalb immer mit Überzeugung den Standpunkt vertreten: je grösser unser Aufwand ist, umso besser für uns. Dadurch entsteht erfahrungsgemäss einfach immer auch eine gewisse Budgetflexibilität. Zudem ist es eine weitere Erfahrungstatsache, dass ein grosses Amt mit einem Aufwand von 220 Mio. Franken wie das JuV in einer vom Regierungsrat oder Kantonsrat angeordneten Sparrunde beispielsweise eine zweiprozentige Aufwandkürzung besser wegsteckt als eine kleine Fachstelle mit einem Aufwand von nur 2 Mio. Franken.

Interne Verrechnungen oder von der linken in die rechte Hosentasche

Die Erfahrung, dass man bei schwierigen Vertragsverhandlungen manchmal durch einen völlig neuen Ansatz den gordischen Knoten durchschlagen kann, habe ich ein erstes Mal als Oberstaatsanwalt mit der Kantonspolizei gemacht. Es ging darum, die von der Kantonspolizei für die Justiz erbrachten Dienstleistungen und deren Abgeltung in einem neuen Vertrag zu regeln. Zu berücksichtigen waren Kosten für Dolmetscher, für polizeiliche Protokollführer:innen bei den Staatsanwaltschaften, für Telefonüberwachungen, DNA-Auswertungen, Computer- und Handy-Auswertungen, für den Transport und die Vorführung von Arrestanten sowie das Kostgeld für den Aufenthalt im Polizeigefängnis etc.

Das fragliche Kostenvolumen betrug rund 15 Millionen Franken. Bisher waren Tausende von Einzelrechnungen bezahlt worden, neu sollte die Abgeltung durch

Pauschalvergütungen erfolgen. Natürlich stritt man sich endlos lang über die Höhe der Kosten der einzelnen Dienstleistungen und deren Anzahl. Ich machte schliesslich den Vorschlag, zwei grosse Kostenblöcke zu bilden und den der Kantonspolizei hierfür entstehenden Betriebsaufwand pauschal zu vergüten. Für den Justizvollzug führte diese dazu, dass seither die Betriebskosten für das provisorische Polizeigefängnis in der Höhe von knapp 10 Mio. Franken übernommen werden. Die damit verbundene Aufwandsteigerung beim JuV konnte niemand hinterfragen, denn diese war ja kostenneutral, da bei der Kantonspolizei eine Ertragssteigerung im selben Umfang anfiel. Zudem war diese Kostenverschiebung schon damals insofern als Vorteil für das JuV anzusehen, weil damit der Kostensprung infolge der Inbetriebnahme des Polizei- und Justizgefängnisses entsprechend kleiner sein würde. Sodann konnte mit diesem Vertrag, welcher am 1. Juni 2005 abgeschlossen worden ist und zumindest bis zu meinem Abgang immer noch gegolten hat, verbindlich geregelt werden, dass mit Inbetriebnahme der Abteilung für Polizeiverhaft des neuen Gefängnisses Zürich West 61 volle Personalstellen aus dem Etat der Kantonspolizei in diejenigen des Justizvollzuges zu übertragen sein werden.

Die Staatsanwaltschaften übernahmen nach neuem Vertrag die Lohnkosten der polizeilichen Protokollführer:innen in der Höhe von knapp 5 Mio. Franken. Für die Dolmetscherkosten liess sich leider keine derart einfache Lösung finden. Sie haben der Justiz auch schon früher Schwierigkeiten verursacht. In einer Interpellation aus dem Jahre 1999 waren in einem Einzelfall überhöhte Entschädigungen eines Dolmetschers bei einer Bezirksanwaltschaft kritisiert worden³⁴⁸. Der Dolmetscher hatte tatsächlich in einem einzigen Jahr deutlich mehr als ein Regierungsrat verdient. Das hing zwar mit einer äusserst arbeitsintensiven, fremdsprachigen Telefonüberwachung zusammen. Der Dolmetscher war eine Zeit lang fast Tag und Nacht im Einsatz. Gleichwohl sollte inskünftig eine Obergrenze festgelegt werden. Hier zeigte sich aber wieder einmal die Hartnäckigkeit der (Justiz)Verwaltung. Von den betroffenen Rechnungsführern wurde geltend gemacht, es sei schlicht nicht möglich, einen Gesamtüberblick zu bekommen, wenn ein Dolmetscher an verschiedenen Bezirksanwaltschaften oder Gerichten eingesetzt werde. Ich wurde mit Argumenten über-

³⁴⁸ Anfrage Nr. 177/1999 (Überhöhte Entschädigung eines Dolmetschers der Bezirksanwaltschaft Zürich sowie Beschäftigung eines Dolmetschers ohne Arbeitsbewilligung), als Link auf meiner Website aufgeführt.

schüttet, bis ich schliesslich klarstellte, dass es nicht meine Aufgabe sei, die technische Lösung für dieses Problem zu finden, das sei Sache der Bezirksanwaltschaften und der Staatsanwaltschaft. Den entsprechenden Auftrag liess ich mir natürlich von Justizdirektor Markus Notter autorisieren.

Die genau gleiche Methode der Abgeltung gemäss Betriebsaufwand hat sich auch bei der Aushandlung des Kooperationsvertrages des JuV mit der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK) betreffend Übernahme der psychiatrischen Grundversorgung in den JuV-Betrieben bewährt. Statt lange über den Preis einzelner Dienstleistungen zu verhandeln, wurde 2019 schliesslich vereinbart, dass das JuV den diesbezüglichen Aufwand der PUK finanziert.

Diese aufwandgesteuerte Berechnungsweise wird beim New-Public-Management-Spezialisten kaum Wohlgefallen auslösen. NPM-Päpste vertreten vehement die Ansicht, Dienstleistungen dürften nicht input-, sondern müssten outputgesteuert finanziert werden, also nicht nach der Höhe des Aufwandes, sondern nach dem effektiven Wert der erbrachten Leistung³⁴⁹. Dies mag für externe Dienstleister ausserhalb des Kantons seine Richtigkeit haben, für interne Verrechnungen innerhalb kantonaler Stellen entsteht mit dieser Methode aber nur unnötiger Aufwand, unnötiger Zwist und keinerlei Aufwandreduktion oder Mehrwert für den Kanton.

Jugendanwältin Elisabeth Schlumpf

Das dritte Mitglied der Untersuchungskommission Bertschi war die Jugendanwältin Elisabeth Schlumpf. Ich habe sie später näher kennengelernt, und wir haben uns angefreundet. Sie hat eine bemerkenswerte Karriere hinter sich. Ihr Ehemann starb vor vielen Jahren noch vor der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter. Elisabeth hat ihr Kind neben voller Berufstätigkeit, auf welche sie als junge Witwe finanziell angewie-

³⁴⁹ Diesen Wert bzw. Preis korrekt zu ermitteln, dürfte gerade in staatlichen Monopolbereichen wie dem Justizvollzug nicht gerade leicht sein. In der Praxis habe ich denn auch meistens erlebt, dass bei der Festsetzung des Preises für die Leistungen letztlich doch immer der Aufwand die massgebliche Kenngrösse ist. Der Preis wird dann so (inkl. ein vom Leistungsnehmer akzeptierter Überschuss bzw. Gewinn des Leistungserbringers) festgelegt. Natürlich muss aber auch ein externer bzw. privater Leistungserbringer seine Preise so kalkulieren, dass er seinen Aufwand deckt und nach Möglichkeit Gewinn macht. Er wird aber seine Preise stärker vom Markt abhängig machen (können oder müssen) und je nach dem satte Gewinne einstecken. Zwischen zwei Verwaltungseinheiten derselben Körperschaft macht es aber wenig Sinn, wenn die eine auf Kosten der anderen grosse Gewinne macht.

sen war, allein aufgezogen; und das in einer Zeit, als es noch keine unterstützenden Massnahmen des Staates für alleinerziehende Mütter gab.

Elisabeth Schlumpf ist eine warmherzige Frau mit scharfem Verstand und ausserordentlicher Arbeitskraft. Sie wirkte in ihrem langen Berufsleben grösstenteils als Jugendanwältin der Jugendanwaltschaft Zürich, wo sie Stellvertreterin des ebenso langjährigen und bewährten Geschäftsleiters Christoph Hug war.

Moritz Leuenberger hat mit ihr für seine Untersuchungskommission eine gute und kluge Wahl getroffen. Elisabeth Schlumpf prägte massgeblich die Praxis des neuen Fachausschusses mit, welchem sie bis zu ihrer Pensionierung angehörte. Ich habe sie danach immer wieder zu gemeinsamen Mittagessen getroffen. Leider ist es in der letzten schwierigen Phase meiner Berufstätigkeit seltener geworden. Als Pensionierter möchte ich unsere Treffen wieder reaktivieren. Dem steht zurzeit nach wie vor die Corona-Krise entgegen.

Der Bericht der UK Bertschi vom März 1994

Ich habe die Mitglieder der Untersuchungskommission Bertschi schon vor meinem Amtsantritt als Generalsekretär kennengelernt. An ein oder zwei Samstagen gingen Moritz Leuenberger und ich zusammen mit den Untersuchungskommissionsmitgliedern deren Berichtsentswurf im Büro des I. Staatsanwaltes am Florhof Satz für Satz durch. Spätere externen Berichte, und leider gab es in den kommenden 25 Jahren deren noch mehrere, wurden der auftragsgebenden Justizdirektion im Gegensatz dazu jeweils nur noch zur förmlichen Stellungnahme unterbreitet und die jeweilige UK hat lediglich das von unserer Stellungnahme übernommen, was ihr eingeleuchtet hat. Dies führte beim Auftraggeber manchmal durchaus zu Verärgerungen. Man erteilt schliesslich nicht einen Auftrag, damit man dann vom Auftragnehmer in die Pfanne gehauen wird...

Als Hauptergebnis des Berichts der Untersuchungskommission Bertschi wurde wie erwähnt ein ständiger Fachausschuss für Vollzugslockerungen eingesetzt. Personell war dieser identisch mit der Untersuchungskommission Bertschi: Knab und Schlumpf wurden Mitglieder, Bertschi Präsident des Fachausschusses. Diesem mussten fortan alle Hafturlaube, Versetzungen in eine offene Strafanstalt, bedingte Entlassungen etc. zur Stellungnahme unterbreitet werden (mehr oder weniger also alle

Vollzugslockerungen bei wegen Gewalt- und Sexualverbrechen verurteilten Straftätern). Anschliessend wurden die Gesuche zusammen mit der Stellungnahme des Fachausschusses dem Generalsekretär, also mir zum Entscheid vorgelegt. Unproblematisch waren die Fälle, in welchen das antragsstellende ASMV und der Fachausschuss derselben Meinung waren. Wo eine Differenz zwischen ASMV und Fachausschuss bestand, hätte der Fall dem Justizdirektor zur Genehmigung vorgelegt werden müssen, wenn ich einen von der Stellungnahme des Fachausschusses abweichenden Entscheid hätte fällen wollen. Zu solchen Abweichungen ist es aber höchstens in Nuancen gekommen. Ich habe keinen einzigen Fall dem Justizdirektor unterbreiten müssen.

Fast täglich landeten diese stets dicken grünen Aktenhefte auf meinem Pult. Ich entwickelte mit der Zeit eine Allergie gegen die Farbe Grün. Diese Aufgabe war nicht nur ausgesprochen zeitraubend, sondern auch sehr belastend. Mit der Zeit funktionierte es von meiner Arbeitsbelastung her einfach nicht mehr und ich konnte die Vollzugslockerungen an eine:n juristische:n Sekretär:in des Generalsekretariats delegieren. Diese Aufgabe war nicht sonderlich beliebt, aber ausserordentlich wichtig.

Die Geburtsstunde des JuV

Dann schob der damalige Chef des Sozialdienstes der Justizdirektion Jörg Frauenfelder die überfällige Gesamtorganisation des Justizvollzuges an. Zentral war dabei sein Gedanke, dem Justizvollzug wieder seine eigene Fachlichkeit zurückzugeben und ihn von den Fesseln und Mühlesternen der Politik zu befreien. Das ist bis heute leider nur teilweise gelungen. Am Schluss des mehrjährigen Veränderungsprozesses stand das neue JuV.

Jörg Frauenfelder war es dabei ein zentrales Anliegen, dass die Vollzugslockerungsentscheide auf einer professionellen Prozessschiene ablaufen. Innerhalb der neuen Hauptabteilung Bewährungs- und Vollzugsdienste wurde der sog. Sonderdienst (ein etwas unglücklicher Name, den wir später wieder änderten) gegründet, welcher für die heiklen Vollzugslockerungen zuständig war. Erster Leiter des Sonderdienstes wurde Werner Herzog. Andi Werren wurde erster Amtschef JuV (1999-2004), seine Nachfolgerin war Béatrice Breitenmoser (2005-2006), für die erste Jahreshälfte 2007 führte Andi das JuV nochmals interimistisch, dann kam meine Zeit

(2007-2019), sodann diejenige von Hans-Jürg Patzen (2019-2022) und seit April 2022 amtiert Mirjam Schlup als Amtsleiterin JuWe.

Die Zusammenlegung der beiden Direktionen Justiz und Inneres zur JI

Die Gründung des JuV war eines der grossen Teilprojekte im Rahmen der Zusammenlegung der Justizdirektion und der Direktion des Innern. Die Zürcher Regierung hatte bereits am 13. November 1996 beschlossen, keine Doppeldirektionen mehr zu führen, die jeweils demselben Regierungsmitglied unterstellt sind. Damit ging die charmante Möglichkeit verloren, dass sich ein Regierungsmitglied selber einen Brief schreiben konnte. Überliefert ist z.B. die Geschichte vom damals für die Feuerpolizei (Gebäudeversicherung) zuständigen Innendirektor, welcher den Justizdirektor (also sich selber) in einem offiziellen Direktionsbrief wissen liess, dass auch in Gefängnissen aus feuerpolizeilichen Gründen die Fluchtwege offengehalten werden müssen.

So wurden die Polizei-, Militär- und Fürsorgedirektion³⁵⁰ zur Sicherheitsdirektion (SD) und die Justizdirektion (JD) und die Direktion des Innern (DDI) zur Direktion der Justiz und des Innern (JI) zusammengelegt. Es wurden auch einige Bereiche von der einen Direktion in eine andere umgeteilt, beispielsweise die Fachstelle Kultur und die Jugendstraferverfolgung von der Bildungsdirektion in die JI.

Die Zusammenlegung JD und DDI betraf vorab die beiden Generalsekretariate, welche zu einem zusammengelegt werden mussten. Nachdem ich schon interimistisch als Generalsekretär des Innern installiert worden war, lag es auf der Hand, dass ich mit der Umsetzung der Zusammenlegung per Anfang 1999 Generalsekretär der JI wurde³⁵¹.

Markus Notter war der Auftraggeber dieses grossen Projekts, ich der Projektleiter. Es war eine fruchtbare und inspirierende Arbeit, zudem war ich erst Anfang vierzig und für alles Neue zu begeistern. Projektberater waren Francesco Calzaferri und Niklaus Geisshüsler.

Zum Vornherein klar war, dass unsere sehr heterogene neue Direktion kein gemeinsames materielles Geschäftsfeld hat. Zu einem Bereich Strafjustiz lassen sich die

³⁵⁰ Die Fürsorgedirektion bildete ursprünglich mit der Gesundheitsdirektion eine Doppeldirektion.

³⁵¹ Vgl. hierzu Anhang 9, «Die letzte Pendenz – Direktion der Justiz und des Innern», Januar 1999.

Strafverfolgung Erwachsene und Jugendliche, der Justizvollzug und allenfalls noch die Opferhilfe zusammenfassen. Dies hat auch im Gremium „Strafjustizrapport“ (neu Strafjustizkaderdialog) Ausdruck gefunden, welcher von der Direktionsvorsteherin geleitet wird. Ein eigentliches Führungsgremium war dies aber zumindest zu meiner Zeit nie, sondern ein Informationsaustausch- und bestenfalls ein Koordinationsgremium, ähnlich wie der direktionsübergreifende Rapport „Lagebeurteilung“. Dieser wird zwei Mal jährlich unter Leitung der Justizdirektorin oder des Sicherheitsdirektors zusammen mit der Kantonspolizei (Kommandant, Kriposchefin), den Leitern der Strafverfolgung Erwachsene, Jugendliche und Justizvollzug sowie den beiden Generalsekretär:innen durchgeführt. Da wurde zwar oft gestritten, aber wenig koordiniert und noch weniger entschieden.

Exkurs: Eine grosse Sicherheitsdirektion wäre die beste Lösung

Ich selber war übrigens schon im Rahmen der Verwaltungsreform von 1997/1998 dezidiert der Ansicht, dass die Kantonspolizei und die Strafjustiz in dieselbe Direktion gehören. Das ergäbe eine echte Direktion für Sicherheit (mit Kantonspolizei, Migrationsamt, Staats- und Jugendanwaltschaften, angegliederten Statthalterämtern, Justizvollzug und Opferhilfe). Die Synergien sind offensichtlich, Konflikte könnten in der Linie geklärt werden und die Durchlässigkeit zwischen den Bereichen würde vergrössert. Hiergegen wurde und wird die Überlegung von Checks und Balances ins Feld geführt. Die Strafjustiz könnte ja zu mächtig werden! Das ist aber eine Fehlüberlegung, denn das Prinzip „Checks an Balances“ will die Gewaltenteilung schützen. Die in einer solchen grossen Sicherheitsdirektion zusammengeführten staatlichen Tätigkeiten gehören jedoch allesamt zur Exekutive. Mit „Checks und Balances“ im Bereich der exekutiven Strafjustiz wird man letztlich in erster Linie diese in ihrer Arbeit behindern und schwächen. Das ist aber schlicht nichts anderes als eine unsinnige Ressourcenverschleuderung!

In den bestehenden Zürcher Strukturen hat – anders als in anderen Kantonen – ein solches Modell einer grossen Sicherheitsdirektion leider nie eine echte Chance gehabt. In erster Linie geht und ging es immer noch ums Gärtchendenken der einzelnen Direktionsvorsteher:innen und um die Erhaltung der eigenen Macht. Jede Direktion ein kleines Königreich. In der Zürcher Regierung hat man sich deshalb seit Menschengedenken über alle Parteigrenzen hinweg auf einen Burgfrieden geeinigt,

der darin besteht, dass der/die einzelne Regierungsrät:in dem/der anderen nach Möglichkeit nicht in seine/ihre Direktionsgeschäfte dreinredet. Martin Graf, der sich nicht daranhalten wollte, hat dies bitter büssen müssen. Er hat ziemlich lange fast kein eigenes Geschäft mehr auf Anhieb durch die Regierung gebracht.

Der FDP-Regierungsratskandidat Peter Grünenfelder³⁵², Direktor von Avenir Suisse, hat die Idee für eine grosse Sicherheitsdirektion in seinem Wahlkampf für die Regierungsratswahlen 2023 wieder aufgegriffen³⁵³. Es ist zu befürchten, dass die alteingewohnten Seilschaften und kurzsichtige bzw. eigensüchtige Widerstandsreflexe auch dieses Mal wieder spielen und eine an sich dringend nötige und wichtige Reform – welche nota bene problemlos und mit eher geringem Aufwand organisatorisch umgesetzt werden könnte – verhindern werden. Ich wette jedenfalls darauf, dass die Zürcher Regierung eine solche Reorganisation nicht aus eigenem Antrieb durchziehen wird. Eigentlich können wir uns aber eine derartige Verschleuderung von Steuergeld gar nicht mehr leisten. Letztlich müsste der Kantonsrat den Lead übernehmen. Übrigens bliebe für eine neue Direktion des Innern eine durchaus stimmiges Portfolio: Hier könnten das Gemeindeamt, das Sozialamt, das Sportamt, verschiedene Fachämter (Staatsarchiv, Statistisches Amt, Handelsregisteramt) und Fachstellen (Kultur, Gleichberechtigung, Integration) zusammengeführt werden.

Die neue Direktion der Justiz und des Innern

In der Reform von 1998 liessen sich die Abteilungen Gemeindefinanzen, Bürgerrecht und Zivilstandwesen sowie Gemeinderecht in einem Geschäftsfeld Gemeinden bündeln und zu einem neuen Gemeindeamt zusammenführen. Das Projektmitglied Bruno Lang, bisher Chef des Amts für berufliche Vorsorge und Stiftungen (BVS), wurde erster neuer Leiter. Er brachte sein BVS auch gleich als Brautgeschenk ins Gemeindeamt mit, obwohl diesbezüglich kein gemeinsames Geschäftsfeld und wenig

³⁵² Ich habe Peter Grünenfelder in meiner Zeit als Generalsekretär der Justizdirektion kennengelernt. Er hat für Regierungsrat Ernst Buschor gearbeitet und ist schon damals ein „Thinktank“ gewesen, der mich mit seiner jugendlichen Energie und Begeisterungsfähigkeit überzeugt hat. Die Wahl zum Regierungsrat hat er am 12. Februar 2023 nicht geschafft.

³⁵³ Peter Grünenfelder will den Kanton Zürich radikal umbauen – doch zuerst muss er überhaupt gewählt werden (NZZ vom 12.8.2022); Liberale Evergreens und eine Prise Revolution (Tages-Anzeiger vom 12.8.2022); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Synergien auszumachen waren. Das war wohl eine Konzession von Markus Notter, der Bruno Lang unbedingt als Gemeindeamtschef haben wollte.

Die kleineren Fachbereiche wie Datenschutz³⁵⁴, Gleichstellung, Kultur und Opferhilfe wurde in einen losen Verbund „Fachstellen“ verortet, welche eine gemeinsame Vertretung in der neuen Geschäftsleitung haben sollten, die grösseren Fachbereiche in einen Verbund „Fachämter“ (Handelsregisteramt, Statistisches Amt, Staatsarchiv, Gebäudeversicherung), ebenfalls mit einer gemeinsamen Vertretung in der Geschäftsleitung. Schliesslich gab es noch den Sammelbegriff der angegliederten Bereiche (Bezirksratskanzleien, Kanzlei Baurekurskommission und Steuerrekurskommission, Kirchen etc.). Mit Ausnahme der angegliederten Bereiche hatten alle diese Organisationseinheiten einen Sitz in der Geschäftsleitung der JI.

Wirklich gemeinsame Geschäfte betrafen nur die Ressourcen, insbesondere das Budget, die Finanz- und Investitionsplanung sowie personalrechtliche Themen, Beförderungsrunden, etc. Es gab keine gemeinsamen materiellen Geschäfte.

Zwischenzeitlich wurde natürlich vieles wieder geändert. Die Grundproblematik der Heterogenität der JI ist geblieben, nur die übergeordneten Gremien heissen heute anders: Leitungskonferenz, Ämterkonferenz, Kaderdialoge etc. Geändert hat sich aus meiner Froschperspektive aber, dass die fachliche Verbindung und Zusammenarbeit zwischen Ämtern und JI eher kleiner geworden sind. Die JI lenkt in Bezug auf die Ressourcen und das Personal zwar straffer, ansonsten aber - zumindest aus meiner Sicht - kaum strategisch, dafür umso direkter und meistens einzelfallbezogen (mein Stand von 2019).

Geschäftsleitungen und ihre schönen Klausuren

Ich habe verschiedene Arten von Geschäftsleitungen erlebt, auf JI-, auf OSTA- und auf JuV-Ebene. Die am besten funktionierende war wohl diejenige der OSTA, was einerseits auf ihre Grösse bzw. Kleinheit derselben³⁵⁵, andererseits auf das gemein-

³⁵⁴ Der Datenschutz wurde später aus der Verwaltung ausgegliedert und direkt dem Parlament unterstellt.

³⁵⁵ 6 Personen: 3 Oberstaatsanwält:innen, Stabschef:in, ein:e Personal- und ein:e Finanzchef:in.

same Geschäftsfeld sowie schliesslich auf die starke Führungspersönlichkeit des damaligen Leitenden Oberstaatsanwalts Andreas Brunner zurückzuführen war.

Eine Geschäftsleitung JI kann nicht wirklich funktionieren, weil sie immer zu gross sein wird, wenn sie repräsentativ ausgestaltet sein will, und weil eben das gemeinsame Geschäftsfeld fehlt. Die Geschäftsleitung JuV wiederum hat ein etwas heterogeneres Geschäftsfeld als dasjenige der OSTA, es gibt mehr Partikularinteressen, aber immerhin eindeutig ein gemeinsames Geschäftsfeld.

Die GL JuV funktionierte in der Vergangenheit unterschiedlich gut, war aus meiner Sicht aber immer unverzichtbar und soweit ganz gut aufgestellt. Natürlich muss ein Chef JuV einen Führungsanspruch haben, aber wie schon andernorts dargelegt kann gemäss meiner festen Überzeugung nur ein stark partizipativ ausgeprägter Führungsstil funktionieren. Eine Alternative zum Geschäftsleitungsmodell gibt es m.E. nicht. Ein wichtiger Gelingensfaktor wäre allerdings ein noch grösseres Engagement der einzelnen Mitglieder für die GL JuV, als ich es erlebt habe. Daran bin ich allenfalls aber selber schuld. Einerseits war es für meine Geschäftsleitungsmitglieder immer sehr bequem, alles pfannenfertig vorgesetzt zu bekommen, andererseits habe ich mit meiner Dominanz vielleicht auch das eine oder andere verhindert.

Ich habe unterschiedlich gute Erinnerungen an die alljährlichen, zweitägigen Geschäftsleitungsklausuren von JI, OSTA und JuV. Mit Markus Notter war es meist angenehm und gemütlich. Einmal hatte ich irgendetwas Schlechtes gegessen und kotzte den ersten halben Tag und die ganze Nacht durch. Es war am Bodensee, der seinerseits in der Uferregion ziemlich stark stank. Unangenehm. Ein anderes Mal war die GL JI direkt nach 9/11 (2001), so dass wir über fast nichts anderes sprachen.

9/11 ist nach dem Tod von John F. Kennedy und Lady Diana vielleicht das dritte universelle Ereignis, von welchem jede:r seine eigenen Erinnerungen hat und noch genau weiss, wo er an diesem Tag war. Ich hörte während einer kantonsrätlichen Kommissionssitzung zum ersten Mal davon und ging dann schon viel früher als sonst nach Hause. Dort war meine ganze Familie vor dem kleinen tragbaren Schwarzweiss-Fernseher versammelt, welchen wir damals hatten. Angelina war noch keine drei Monate alt. Auch Kornelias Mutter Elisabeth war anwesend und ging erst viel später als sonst nach Hause. Wir alle konnten kaum glauben, was wir sahen. Auf mich hat dieser monströse Angriff auf Amerika auf eigentümliche Art auch seltsam faszinierend

gewirkt. Im Gefängnis Zürich soll aus den Zellen lauter Applaus und Jubel zu hören gewesen sein, als der erste und kurz darauf der zweite Tower zusammenbrachen.

Zurück zu den Geschäftsleitungsklausuren: An das schöne Hotel Giessbach direkt neben den Giessbachfällen erinnere ich mich sehr gerne. Es war die letzte GL-Klausur (2004), an welcher ich als Generalsekretär teilgenommen habe. Ich habe mir vorgenommen, dieses Hotel irgendwann einmal zusammen mit Kornelia zu besuchen. Wohl ein Jahr vorher hatten wir das Vergnügen, unsere Leadership an Pferden zu erproben (Compelling). Irgendwo in der Nähe des Pfäffikersees mussten wir uns von einem alten Pferd beißen lassen oder ihm de:n Meister:in zeigen. Andreas Brunner machte dies so gut, dass ihm sein Pferdchen durchging.

An die Geschäftsleitungsklausuren mit Martin Graf kann ich mich kaum noch erinnern. Eine war im Hürlimann-Areal in Zürich, und der Fall Carlos war gerade voll am Kochen. Die Kaderklausuren mit Jacqueline Fehr erlebte ich vor allem als Bühne für sie selber, wo ihr stets kräftiger Applaus sicher war. Ich habe mit der Zeit die Rolle von Statler oder doch eher von Waldorf (demjenigen mit Schnauz) aus der Muppet Show übernommen.

Ich habe wohl nur an zwei oder drei GL-Klausuren der OSTA teilgenommen. In Erinnerung geblieben ist die von Andreas Brunner verordnete Jogging-Sequenz, die mich an den Rand meiner Kräfte brachte, sowie ein glimpflich abgelaufener Unfall auf der Autobahn.

Im JuV stieg ich ein mit einer in meiner Erinnerung sehr guten und produktiven Geschäftsleitungs-Klausur (2007), anlässlich derer wir unsere Strategie für die nächsten Jahre festlegten. Gaby Heil organisierte jeweils das ganze Rahmenprogramm und überraschte uns immer wieder mit gelungenen Aktionen wie z.B. Tai-Chi am frühen Morgen noch vor dem Frühstück, auf einem Bein stehend und mit dem anderen Bein Kreisbewegungen machend. Das könnte ich heute nur noch knapp. Oder mit einer Velotour, welche bei mir einen schmerzenden Hintern hinterliess. Als unverzichtbare Stimmungskanone erwies sich stets Ueli Graf, der mit seinen Anekdoten das Abendprogramm fast im Alleingang schmiss. Frank Urbaniok hatte einmal derart starkes Rückenweh, dass er weder sitzen noch liegen konnte. Stehen und gehen ging fast noch am besten. Am Abend stiess seine Partnerin zu uns, um Frank zu massieren. Einmal waren wir in einem Berghotel auf der Mettmenalp. Der

nahe gelegene Garichtisee kam mir irgendwie bekannt vor. Und tatsächlich, in meinem alten Tagebuch gibt es einen Eintrag vom 9. August 1967. Ich war mit meinen Eltern und Regula schon einmal dort, vor fast fünfzig Jahren.

Im Jahre 2012 gab es ganz am Schluss der GL-JuV-Klausur einen grossen Krach zwischen einem Hauptabteilungsleiter und mir, welchen ich nur mit Mühe schlichten konnte.

Meine letzte GL-Klausur JuV, von der ich damals noch nicht wusste, dass es meine letzte sein würde, fand im September 2018 nahe beim Zoo auf dem Zürichberg statt. Hier kam es zu einem eigentlichen Eklat zwischen zwei Hauptabteilungsleitern und zwei meiner Stabskader. Damit begann mein Sinkflug.

Und am Schluss: ausser Spesen nichts gewesen?

Während meiner ganzen Amtszeit (und natürlich auch vorher und nachher) hat es immer wieder mehr oder weniger einschneidende Änderungen und Reorganisationen im Justizvollzug gegeben. Diese waren einerseits vordergründig immer fachlich motiviert, auf der Hinterbühne ging es aber meist auch um Macht bzw. um die Neuverteilung von Macht. Es lässt sich darüber streiten, wie gross die erreichten Qualitätsverbesserungen, Effizienzsteigerungen und Rationalisierungen sind. Spontan würde ich sagen, dass ich mich an keine einzige grössere Reorganisation erinnere, die zu spürbaren Einsparungen geführt hätte. An das Gegenteil schon. Auch die sog. Professionalisierung führt nicht immer zu besseren Ergebnissen, sicher aber zu substantiellen Mehrkosten.

Wie in jeder Branche muss nachdenklich stimmen, dass die Arbeit für das Kerngeschäft oder einfacher gesagt, die direkte Arbeit mit unseren Häftlingen und Klienten immer mehr abnimmt, dafür aber Themen wie Qualitätssicherung, Prozesssteuerung, Zertifizierungen samt Audits, Super-, Inter- und Television, runde und eckige Tische, Feed- und Flashback-Runden etc. immer wichtiger werden und mehr und noch mehr Arbeitszeit auffressen.

Ein praktisch tätiger Psychiater wendet heute angeblich weniger als ein Drittel seiner Arbeitszeit direkt für seine Patient:innen auf. Zum Glück ist das bei unseren Aufsichtspersonen, die immerhin ca. 2/3 der JuV-Belegschaft ausmachen, noch nicht so. Der Ruf nach noch besserer Ausbildung, wenn möglich auf Fachhochschulniveau, wird

mancherorts aber immer lauter. Ich würde sagen: je akademischer, umso weniger Zeit für das Kerngeschäft. Eine Kindergärtnerin darf heute ja auch nicht mehr einfach eine ältere Tante sein, die kleine Kinder gerne hat, mit ihnen schön spielt und singt. Nun gut, eine Kindergärtnerin heisst heute wohl auch nicht mehr so, und auch da spricht der alte weisse Mann aus mir, ich bitte alle Fachleute um Entschuldigung.

Die Vision einer aufgaben- und sinnbefreiten Verwaltung

Ich habe insgesamt 37 Jahre für die kantonale Verwaltung gearbeitet (inkl. Universitäts- und Gerichtsverwaltung). Ich verdanke ihr sehr viel, beruflich alles. Trotz allem habe ich sie nie mit völlig unkritischen Augen gesehen. Frank Urbaniok und ich blödelten gerne über Sinn und Unsinn der Verwaltung. Eines seiner Lieblingsbeispiele war, dass er nach einer dringlichen Eingabe an die Gesundheitsdirektion schon drei Wochen später eine Empfangsbestätigung dafür erhalten hatte³⁵⁶. Ich selber schwärmte ihm von meiner Vision einer vom Kerngeschäft völlig losgelösten, sinn- und aufgabenbefreiten Verwaltung vor, welche nur sich selber genügt und referenziert, sich einzig auf sich bezieht und keinen anderen Zweck hat, als sich zu erhalten und grösser zu werden. Sparprogramme dürften höchstens dazu führen, dass der Aufwand nicht exponentiell, sondern nur linear wächst. Wir träumten gemeinsam davon, ein Institut für experimentelle Verwaltungsethik, -ästhetik und -philosophie zu gründen und viele Nationalfonds-Projekte dazu zu lancieren. Dies alles hat selbstverständlich überhaupt nichts mit der Realität oder gemachten Erfahrungen zu tun. Ein reales Beispiel hat mir Markus Notter erzählt. In Grossbritannien war über lange Zeit ein zentrales Verwaltungsgebäude für das Kolonialwesen geplant und schliesslich auch gebaut worden. Als dieser Prachtspalast endlich fertig gestellt war, hatte Grossbritannien keine Kolonien mehr.

Verwaltungsdictatur

Schon ernsthafter ist das Thema der Verwaltungsdictatur. Ich habe nicht nur in meinem Arbeitsumfeld, sondern an vielen anderen Orten die Erfahrung gemacht, dass die Verwaltung sich fachlich manchmal ziemlich unkontrolliert und unguided entwickelt

³⁵⁶ Der Mann, welcher solche Tatkraft an den Tag gelegt hat, ist kürzlich als Corona-Skeptiker in den Medien aufgetaucht: vgl. Tages-Anzeiger vom 10.12.2021: Direktor des Zürcher Zentrums für Zahnmedizin ist Corona-Skeptiker (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

und für sich Regeln aufstellt, die einerseits die Bevölkerung nachhaltig zu spüren bekommt, welche andererseits in keinsten Weise demokratisch legitimiert sind, geschweige denn politisch kontrolliert werden. Es handelt sich meist um fachliche Selbstläufer, welche oft und gerne von der Privatwirtschaft, welche in einem völlig anderen Kontext und Rechtsumfeld als die Verwaltung tätig ist, dankbar übernommen werden. Vor allem im Personal- und Rechnungswesen war immer wieder Entsprechendes zu beobachten, mit dem Resultat, dass diese zentralen Verwaltungseinheiten wenig zur Effizienzsteigerung im Kerngeschäft beigetragen haben (man möchte eher sagen: „Im Gegenteil“)³⁵⁷, dafür aber personenmässig massiv gewachsen sind. Ich denke hierbei an alle möglichen Arten von Controlling, Evaluationen, Messdaten, Indikatoren, Absenzenmanagement etc. oder auch an das Interne Kontrollsystem (IKS). Es ist eine Datensalat entstanden, welchen eigentlich niemand wirklich interessiert.

Nicht nur Kritiker sprechen von einer New Public Management-Bürokratie, die sich überall breit gemacht habe. Solange die Verwaltung sich selber beübt und das Parlament hierfür die nötigen Mittel spricht, kann dies den Bürger:innen (fast) egal sein. Wenn sie aber selber behindert und beübt werden, so ist es tatsächlich problematischer.

Denkmäler, die nur sich selber schützen

Wenn ich als wirklich abschreckendes Beispiel hierfür den Denkmalschutz bringe, so wird man mir wohl nicht zu Unrecht Unwissen und Banausentum oder gar Populismus vorwerfen. Was meine liebe Gattin im Rahmen der Gesamtsanierung eines geerbten Mehrfamilienhauses erleben durfte, gibt aber schon etwas zu denken. Die Geschichte beginnt damit, dass dieses nicht besonders schöne Haus unglücklicherweise unter

³⁵⁷ Dies zeigte sich z.B. bei der Aufsplittung der Gefängnisse Kanton Zürich in zwei neue Hauptabteilungen Vollzugseinrichtungen und Untersuchungsgefängnisse Zürich. Das Projekt konnte innerhalb weniger Monate durchgezogen werden. Dann wollte man mich aber stoppen, weil die formellen Budget-, KEF- und Kostenstellenanpassungen erst ein Jahr später IT-technisch möglich seien, schön auf den 1. Januar. Damals konnte ich mich aber noch durchsetzen, und wir starteten in den neuen Strukturen noch mit dem alten Budget. So ist denn meine Erfahrung, dass all die neuen Tools und Instrumente Änderungen nicht unbedingt erleichtern (wie ein ahnungsloser Banause vielleicht denken könnte), sondern manchmal eher erschweren.

Denkmalschutz steht. Es war uns allen klar, dass es also nicht einfach werden würde. Dass die Baubewilligung mit weit über 100 allgemeinen und detaillierten Denkmalschutz-Auflagen erteilt wurde, überraschte nur den Laien. Wie stark sich diese städtische Behörde auch in Fragen des Innenausbaus und -ausstattung einmischen würde, war nun aber wirklich erstaunlich. Es entsteht bei einem Laien der Eindruck, dass sich eine solche Behörde nur einer abstrakten Idee verpflichtet fühlt, aber überhaupt nicht den Menschen, die in solchen Räumen wohnen werden. Es klingt natürlich durchaus vernünftig, dass sich der Denkmalschutz darum kümmert, dass eine alte Liegenschaft, die erneuert wird, auch weiterhin ins Ortsbild passt. Auch wenn in unmittelbarer Nähe ein neues, grosses, scheussliches Gebäude gebaut werden darf, welches das ursprüngliche Ortsbild verschandelt. Die gnadenlose Einmischung in die kleinsten Details des Innenausbaus ist für mich aber wirklich nicht mehr nachvollziehbar.

Die beschützte Hauseigentümerin hat eigentlich nur drei Möglichkeiten: entweder verzichtet sie auf grössere Unterhaltsarbeiten und lässt das Gebäude zur mit der Zeit unbewohnbaren Denkmalruine verlottern. Oder sie verkauft das Gebäude. Eine verantwortungsvolle Eigentümerin wird aber das Nötige tun und die Renovation in Angriff nehmen. Nur muss sie sich das leisten können. Der damit verbundene Aufwand ist derart gross und die finanzielle Beteiligung der Behörde derart marginal, dass das Eigentum in einer wirtschaftlichen Betrachtungsweise ausgehöhlt wird und es beinahe zu einer materiellen Enteignung kommt. Dies alles wird angereichert durch Auflagen der Feuerpolizei, Auflagen für die Erneuerung der sanitären Anlagen, für eine neue Heizung, der Abwasserleitungen und und und...

Das Meiste davon ist an sich sinnvoll, wird aber für einen normalen privaten Eigentümer zur Wundertüte. Eigenartig ist für mich auch immer wieder, dass kein Hahn oder Huhn danach kräht oder gackert, wenn ein Hauseigentümer einfach gar nichts macht. Das kann bis zum brandgefährlichen Kurzschluss einer alten Elektroanlage führen. Wenn aber eine bewilligungspflichtige Änderung ansteht, kommt alles auf ein Mal. Dass die Behörde diesen Hebelarm benutzt, leuchtet ein; die vorhergehende Nachlässigkeit der Kontrollen schon weniger.

Kornelia ist die Tochter eines Schlossers, Fabrikanten und Unternehmers. In Zusammenhang mit dem Umgang mit Behörden bemängelt sie immer wieder eine

Haltung und Verhaltensweisen, welche sich nur ein staatlicher Monopolist erlauben könne, der nicht dem Wettbewerb ausgesetzt sei.

SVA: Ein Vorbild für digitale Effizienz

Wie man wirklich effizient und digital arbeitet, führt uns alljährlich die Sozialversicherungsanstalt Zürich, Ausgleichskasse für Selbständigerwerbende, vorbildlich vor Augen. Wohl 2012 war die Geschäftsleitung der Direktion der Justiz und des Innern mit Justizdirektor Martin Graf am Hauptsitz der SVA an der Röntgenstrasse in Zürich zu Besuch. Der damalige Direktor präsentierte uns stolz die totale Automatisierung und Digitalisierung ihres Kerngeschäftes. Sicher ist das eindrücklich, meine Frau Kornelia erlebt aber jedes Jahr eine unglaubliche Bürokratie in Zusammenhang mit der Abrechnung ihres geringen Einkommens als „Selbständigerwerbende“ für Blockflötenunterricht, welchen sie zusätzlich noch einigen wenigen privaten Schüler:innen erteilt. Vor etwa vier Jahren erreichte sie erstmals den Schwellenbetrag, ab welchem die Abrechnung obligatorisch ist. Offenbar wird mit demselben Aufwand administriert, wie wenn sie ein Unternehmen mit Millionenumsatz führen würde. Auf geringste abzurechnende Beiträge wird, gestützt auf ein voraussichtliches Einkommen, vier Mal pro Jahr akonto abgerechnet. Schliesslich kommt die Schlussabrechnung im folgenden Jahr. Wenn es z.B. wie kürzlich eine kleine Differenz zwischen Akonto-Zahlungen und dem endgültig festgesetzten Betrag gibt, gibt es mit demselben Datum wie die Schlussabrechnung im gleichen Kuvert einen zweiten Brief, welcher nochmals die Schlussabrechnung und die Differenz aufführt. Ein normaler Mensch begreift zuerst gar nicht, was der Papierkrieg soll. Dieses Mal war es auf einen Gesamtbetrag von Fr. 573.80 eine Differenz von Fr. 19.20, welche nun wieder zurückbezahlt wird. Wenn ein Selbständigerwerbender derart umständlich arbeitet, so sollte er vorsorglich gleich mal den Konkurs anmelden.

Es ist natürlich toll, wenn die Massengeschäfte alle automatisiert sind. Zweimal schon bekam ich von der SVA, Abteilung für individuelle Prämienverbilligung, eine Verfügung, mit der ich nicht das Geringste zu tun hatte. Immerhin weiss ich nun, dass Herr XXYZ aus Dietlikon Sozialhilfebezüger ist. Auf ein Mail, worin ich auf den peinlichen Irrläufer hinwies, bekam ich postwendend eine Empfangsbestätigung, worin ich um Geduld gebeten wurde, weil sie sehr viele Anfragen zu beantworten hätten. Bei der SVA geht offenbar niemand davon aus, dass ein Anliegen allenfalls auch für sie

selber dringlich sein könnte. Ist es wohl auch nicht, die SVA ist ja immerhin noch Verwaltung.

Zum letzten Mal machte ich sehr schlechte Erfahrungen mit der SVA im Zusammenhang mit meiner vorzeitigen Pensionierung. Bekanntlich muss man bis zur Erreichung des AHV-Alters noch AHV-Beiträge bezahlen. Hierzu hat man entsprechende Angaben zu liefern, und zwar auch diejenigen, über welche die SVA bereits verfügt. Ich wurde per Ende Mai 2021 offiziell pensioniert, habe bis dann also noch den Lohn bezogen. Wer nun aber glaubt, dies würde die SVA von sich aus berücksichtigen, der hat sich zusammen mit mir getäuscht. Als ich fristgerecht die Angaben für die SVA machte, besass ich noch keinen Lohnausweis meines Arbeitgebers, die SVA hatte aber natürlich bereits alle meine AHV-Beiträge zusammen mit denjenigen des Arbeitgebers einkassiert und mir gutgeschrieben. Bei der Berechnung meiner Beiträge wurde dies aber nicht berücksichtigt. Dies führte dazu, dass ich für 2021 eine Rechnung in der Höhe von vielen Tausend Franken bekam, ebenso meine Frau. Als ich mich telefonisch erkundigte, warum dies so sei, erklärte mir ein sehr freundlicher junger Mann, ich hätte eben meinen Lohnausweis nachschicken müssen. Sie hätten zwar gesehen, dass ich im Jahre 2021 noch Einkommen generiert habe, sie hätten aber keinen Zugriff auf die genauen Daten, dies sei eben eine andere Abteilung. Die SVA, welche so stolz auf ihre automatisierten Geschäftsabläufe ist, hat keinen Zugriff auf ihre eigenen Daten! Natürlich steckt System dahinter: möglichst viel Arbeit dem Kunden überlassen und in Kauf nehmen, dass er zu viel bezahlt, macht ja auch nichts. Für das Jahr 2022 hätte ich innert Monatsfrist mehrere Tausend Franken à Konto bezahlen müssen, ebenso meine Frau, die Abzüge für mein Einkommen aus Kirchenarbeit kann aber wiederum erst berücksichtigt werden, wenn der Lohnausweis 2022 vorliegt. Man macht also Vorauskasse auf voraussichtliches Einkommen, berücksichtigt aber wieder zu Ungunsten des Kunden noch keine voraussichtlichen Abzüge. Als ich das schriftlich rügte, teilte man mir mit, dass man mir keine Mahnung schicke, sondern auf den Lohnausweis 2022 warte. Bevor aber dieser bei mir angekommen war, schickte mir die SVA eine Steuerbescheinigung zu, wonach ich 2022 keine AHV-Beiträge bezahlt habe. Dies war eine glatte (fahrlässige) Falschbeurkundung. Ende Januar 2023 schickte ich dann meinen Lohnausweis für meine Kirchenarbeit ein.

Als Berechnungsgrundlagen für die AHV-Beiträge dient irgendeine etwas komplizierte Formel. Es wurde dabei zweimal derselbe Fehler gemacht und für das Jahr 2022 sechs statt fünf Monate bis zur Erreichung des AHV-Alters angerechnet, ein Fehler natürlich wiederum zu unseren Ungunsten. Alles in allem waren somit alle vier zugestellten Rechnungen falsch, und zwar wegen Flüchtigkeit und Ignoranz. Das betrübt mich ehrlich gesagt ziemlich. Ich hätte erwartet, dass die SVA mit grösster Sorgfalt arbeitet, den es geht ja immerhin um unsere Renten. Sie produziert zwar unsinnige Massen an Papier, mit welchen ein Durchschnittsmensch wohl schlicht überfordert ist, weshalb man sich gerne auf die Zuverlässigkeit der SVA verlassen würde. Davor kann ich aber nur warnen. Ich habe schlicht das Vertrauen in die SVA verloren.

Heisst BVK eigentlich Beamtenverwaltungskasse?

Die Versicherungskasse des Kantons Zürich, welcher ich meine Pension zu verdanken habe - so sieht es wohl zumindest die BVK -, misst sich besonders gerne an Konkurrenten in der Privatwirtschaft. „Ihre BVK“, „My BVK“, „Die BVK ist für alle da“. So und ähnlich heisst es auf schönen Broschüren und auf ihrer Website. Für alle, aber nicht unbedingt für den anspruchsberechtigten Arbeitnehmer oder Rentner. Man will ja in der wohlgeordneten Verwaltungstätigkeit nicht ständig gestört werden.

An sich finde ich es nur schon wenig kundenfreundlich, dass die Verfügung, mit welcher der effektiv als Pension ausbezahlte Betrag festgesetzt wird, erst mit Beginn des Rentenlaufs dem Pensionierten zugestellt wird. Ein normaler Mensch möchte seine Finanzen und sein Budget vorausplanen können, vor allem auch, wenn sich das Einkommen um die Hälfte oder noch mehr reduziert. Zudem sind sämtliche relevanten Faktoren schon einige Monate vor der Pensionierung bekannt. Es gibt aber sicher hundert verwaltungs- und versicherungstechnische Gründe, warum dies erst im letzten Moment geschehen darf. Dann sollte es aber zumindest niederschwellig möglich sein, eine (rechtlich noch unverbindliche) Antwort im Voraus zu bekommen. Im Prinzip ist dies auch so, aber es geht dann doch nicht ganz so einfach.

Der Umfang meiner Rente ist auf Grund des jährlich zugestellten BVK-Ausweises einigermassen klar, etwas weniger die Höhe der AHV-Überbrückungsrente und überhaupt nicht, wie hoch die Kinderrente für Angelina, die sich immer noch in Ausbildung befindet, ausfallen wird. Eine erste telefonische Anfrage bei der BVK ergab, dass man mir in wenigen Tagen schriftlich Bescheid geben werde. Als dann

auch nach fast drei Wochen immer noch keine Antwort vorlag, hakte ich per Mail nach. Am nächsten Tag erhielt ich die telefonische Auskunft, eine solche Anfrage müsse über den Arbeitgeber kommen. Mir selber gebe man keine direkte Auskunft. Der alte Verwaltungsklassiker: die Verwaltung kommuniziert unter sich, bitte nicht stören. Das erinnert mich an diejenigen Ärzte, die Berichte und Untersuchungsergebnisse unter sich austauschen, dem Patienten aber keine Einsicht in sein Krankendossier gewähren. Man würde meinen, das war einmal. Weit gefehlt.

Als einzig Berechtigtem steht dem (zukünftigen) Pensionierten von Rechten wegen ein umfassendes Informationsrecht zu. Der nette BVK-Herr machte mir aber telefonisch klar, dass dies bei ihnen nicht so sei, fertig, Schluss. In einem normalen Dienstleistungsverhältnis könnte sich ein Kunde wehren, gegenüber der BVK ist man aber chancenlos, ausser man würde den Rechtsweg beschreiten. Genau solches Verhalten nenne ich Verwaltungsdiktatur.

Zugunsten der BVK muss ich schliesslich erwähnen, dass eine Mail an den BVK-Chef Thomas Schönbächler, dem ich auch schon persönlich begegnet bin, ausgereicht hat, um die gewünschten Angaben zu erhalten. Rasch erhielt ich einen Telefonanruf und ein freundlicher Herr erklärte mir, womit ich rechnen könne³⁵⁸. Er sagte mir, dass er manchmal noch gegen die alte BVK ankämpfe, er selber sei daran, eine Dienstleisterin mit modernem Kundenverständnis aufzubauen. Natürlich kenne ich Ähnliches aus meinem eigenen Amt, und ich weiss, dass man auch dem JuV Dutzende in diese Richtung gehende Vorwürfe machen könnte. Nur haben wir nie behauptet, dass wir etwas anderes als eine repressive Institution seien. Es sind nicht selten die alten Apparatschikis, die immer noch den echten, ursprünglichen Verwaltungsgroove pflegen. Habe ich am Schluss etwa auch dazu gehört? Ich weiss, dass man im Verlauf der Jahre Vieles selbst gar nicht mehr bemerkt. Nur schon deshalb ist es gut, wenn ein:e Chef:in nicht allzu lange bleibt.

³⁵⁸ Allerdings war am Schluss nochmals eine Zusatzschleife nötig. Obwohl dem Personalamt eine aktuelle Studienbescheinigung für Angelina vorlag und ich via Arbeitgeber nochmals nachgefragt habe, ob man von mir noch etwas brauche, wurde mir mit der Rentenfestsetzung von Ende Mai schriftlich mitgeteilt, dass man noch eine Studienbescheinigung für Angelina brauche. Erst dann könne man die Alterskinderrente festsetzen.

Schöne Privatwirtschaft?

Meine Erfahrung ist allerdings, dass auch sehr grosse und potente, private Firmen in einem ähnlichen Spital krank sein können. Offenbar gehen Grösse und Bürokratie Hand in Hand. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, dass die Bank gegenüber seinen durchaus ausgewiesenen individuellen Befürfnissen völlig immun ist? Haben sie schon einmal versucht, mit ihrer Bank auszuhandeln, dass diese ihre persönlichen Bankdaten nicht zur Bearbeitung nach Indien outsourcen darf?

Das unmögliche Möbelhaus

Ein Erlebnis der anderen Art mit einem privaten Unternehmen haben wir in Frankreich mit IKEA gehabt, dem gemäss eigenem Werbespruch „unmögliches Möbelhaus“. Wir haben versucht, in der IKEA bei Toulon ein Bettsofa (mit ausfahrbarem Gestell) zu bestellen. Es setzt sich aus mindestens einem Dutzend Einzelstücken mit je eigener Bestellnummer zusammen. Natürlich war das Meiste nicht auf Lager. Die Bestellung ist leicht, nicht aber wenn man über keine französische Telefonnummer verfügt, über die man jederzeit direkt erreichbar sein muss. Wird die Ware nämlich angeliefert, so wird man telefonisch oder per sms kontaktiert und man hat vierzehn Tage Zeit, die Ware abzuholen. Natürlich sollte man als Ausländer im Voraus bezahlen.

Wir gaben also die Telefonnummer eines französischen Bekannten an, der sich manchmal um unser Haus und Garten kümmert. Die Ware wurde per sms in einem grosszügigen Zeitfenster angekündigt, soweit so gut. Als sie aus Toulon angeliefert wurde, immerhin eine Strecke von knapp zwei Stunden Fahrdauer, versuchte der Lieferwagenfahrer unseren Bekannten telefonisch zu erreichen. Als ihm dies nicht sofort gelang, fuhr er mit unserem Sofa wieder zurück. Nach vierzehn Tagen war die Ware weg. Dies sei Standard, erfuhren wir dann. Wenn der Fahrer nicht sofort Kontakt aufnehmen könne, gehe alles wieder zurück.

Versuch Nummer zwei klappte etwas besser. Unser Bekannte wurde wieder kontaktiert, dieses Mal holte er die Ware selber ab. Allerdings bemerkten weder er noch die IKEA-Ausgabestelle, dass nur der Inhalt von einem Palett verladen wurde. Das zweite mit dem Hauptteil des Sofas blieb zurück. Wir wiederum stellten dies bei unserer nächsten Reise nach Ramatuelle fest, als es ans Zusammenschrauben des schönen Stücks ging. Das ausklappbare massive Metallbettgestell und der Lattenrost

mit Matratze waren da, ebenso zwei Seitenwände des Sofas, nicht aber der Rest. Also fuhren wir am nächsten Tag in die IKEA nach Toulon. Die bereits erwähnten vierzehn Tage waren aber abgelaufen und von der Restlieferung war nichts mehr zu sehen. Ärgerlich, aber es war nun mal so.

Noch ärgerlicher allerdings, dass wir die zweite Bestellung ein zweites Mal bezahlen mussten, weil wir nicht beweisen konnten, dass wir sie nicht bereits bezogen hatten. Wer wem was zu beweisen hat, konnten wir nicht vertiefen. Pech gehabt. Also nochmals bezahlen und neuer Versuch. Dieser funktionierte soweit recht gut, dieses Mal fehlt nur noch ein Seitenwandüberzug für das Sofa. Wir bestellten und bezahlten ihn also nochmals hier in der Schweiz, und er wurde innert 5 Tagen postalisch angeliefert. Nun wird das Sofa also das nächste Mal vollständig sein. Freude herrscht. Nur am Rande sei erwähnt, dass Kornelia bei ihren Versuchen, von Frankreich oder der Schweiz aus mit dem Kundendienst IKEA telefonisch Kontakt aufzunehmen, jeweils stundenlang in einer Warteschlange hängen blieb, bis man ihr schliesslich doch nicht weiterhelfen konnte.

Rehabilitation

Zurück zu Ernst Weilenmann: Er hat alle Reorganisationen wohlwollend, konstruktiv und unterstützend begleitet. Von seinem Umgang mit Machtverlust könnte jede:r eine dicke Scheibe abschneiden. Seine fachliche Autorität hat er nie verloren.

Als das Strafverfahren wegen fahrlässiger Tötung als Folge und Aufarbeitung des Zollikerberg-Mordes gegen ihn, Hans Ribi, Wolfgang Buck und den Psychologen D.H. 1999 endlich mit einem glasklaren Freispruch vor Obergericht endete³⁵⁹, war die Zeit reif: mein Stellvertreter Andi Werren wurde Chef ASMV und dann erster Chef des neuen JuV. Die alte Stelle von EW, die des Stellvertreters des Generalsekretärs war damit frei, und Markus Notter war damit einverstanden, dass Ernst sie wieder

³⁵⁹ Anklage gegen 5 Beamte der Justizdirektion im Fall der Ermordung von Pasquale Brumann (SF Tagesschau vom 16.6.1997), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt; Der Fall Hauert und seine Folgen (Weltwoche vom 14.3.2019, Sonderheft Justizvollzug heute), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

übernahm. Damit war EW endlich vollumfänglich rehabilitiert. Es war sicher eine grosse und mehr als verdiente Genugtuung für ihn.

Das offizielle Abschiedsfest für ihn und mich feierten wir 2004 gemeinsam. Er wurde pensioniert und ich wechselte an die Oberstaatsanwaltschaft.

Christiane Lentjes wurde EW's Nachfolgerin als stellvertretende Generalsekretärin. Sie und Ernst hatten stets vorzüglich zusammengearbeitet. Sie wurde später Chefin der kantonalen Kriminalpolizei. Sie wählte für Ernst speziell einen Abschiedssong aus: "My Way" von Frank Sinatra. Sie landete damit einen Volltreffer. Ich habe Ernst kaum jemals so zufrieden mit sich und der Welt im Reinen gesehen.

Abschied durch die Hintertür

Seinen Abgang macht EW dann nicht ganz so elegant durch die Hintertür hinaus. Schon während seiner letzten Arbeitswochen litt seine langjährige Sekretärin Regula Rügger sehr stark unter seinem absehbaren Altersrücktritt. Ernst war all die Jahre mit ihr per Sie geblieben. Sie waren aber wie ein altes Ehepaar, das sich blind versteht und auch hie und da herumnörgelt.

Ernst räumte nur seine persönlichen Sachen zusammen und war am letzten Arbeitstag plötzlich spurlos aus seinem Büro verschwunden. Er markierte zwar immer den harten Mann, hätte aber eine persönliche und emotionale Verabschiedung von Fräulein Rügger nicht ausgehalten. Nach EW's Pensionierung wechselten sie schliesslich zum Du, und Ernst hielt mit Regula Rügger bis zu ihrem Tod im Jahre 2013 sporadisch Kontakt.

Das einzige Mal, als ich Ernst mit Tränen sah, war, als er mir erzählte, dass sein alter Hund "Gauner" gestorben sei.

Irgendwie konnte man es sich gar nicht vorstellen, wie es im Justizvollzug nach EWs Pensionierung weitergehen sollte. EW war kein Archivar und Dokumentator. Er bezog sich bei seinen Argumentationen oft auf Lehre und Praxis, meinte damit aber letztlich immer sich selber. Er hinterliess wenig Schriftliches. Ich schlug einmal vor, Ernst nach seiner Pensionierung je einen grossen Buchdeckel auf seinen Bauch und Rücken zu binden und ihn dann als Kommentierten Ernst in die Bibliothek zu stellen. Heute in

Zeiten der digitalen Verwaltung müsste man ihn wohl digitalisieren bzw. scheinbchenweise einscannen.

Im Forchbähnli mit Alex

Nach dem Mittagessen mit Markus Epple und Erledigung einiger von Kornelia in Auftrag gegebenen Kommissionen treffe ich auf dem Heimweg im Forchbähnli auf Herrn Prof. em. Dr. iur. Alexander Brunner, Oberrichter a.D. Handelsgericht Zürich, CEDR Accredited Mediator (London), Ständiger Lehrbeauftragter UZH.

Als ich 1987 als Auditor am Bezirksgericht Zürich zu arbeiten begonnen habe, war Alex bereits Vizepräsident und Einzelrichter für Zivil- und Strafsachen, später Einzelrichter im beschleunigten Verfahren und schliesslich langjähriger Oberrichter. Er ist ein brillanter Jurist, blitzgescheit und, obwohl um die 70, ist er jugendlich geblieben, stets braungebrannt, gutaussehend.

Alex scheint rundum ein Glückskind zu sein, immer mit lebensfroher und positiver Ausstrahlung. Seine Gattin Birgitta ist ebenfalls Juristin, Rechtsanwältin, eine gleichaltrige Schönheit, die wir innerfamiliär das blonde Schneewittchen nennen, weil sie manchmal wunderbare geflochtene, lange blonde Zöpfe trägt. Auch sie hat eine Zeit lang am Bezirksgericht Zürich gearbeitet. Brunners wohnen schon viele Jahre ganz in der Nähe von uns in der Einfamilienhaussiedlung in ihrem Eigenheim bei der Rebwiesstrasse.

Dank seiner blendenden Erscheinung ist Alex auch ein bisschen ein Ladiesman. Das muss wohl am Namen Brunner liegen. Er hat ständig grosse juristische Projekte am Laufen. Er ist so voller Energie, dass er nicht schon mit 65 in Pension ging, sondern bis 70 Oberrichter geblieben ist. Er wäre es gerne länger geblieben, wenn es nicht diese Altersobergrenze gäbe.

Der herwärtige Richter

Alexander Brunner hat anders als Iso Schumacher, ehemaliger Referent der ersten Abteilung des Bezirksgerichts Zürich und nun auch schon seit vielen Jahren Verwaltungsrichter, aus der Altersguillotine keinen Rechtsfall gemacht³⁶⁰.

Auch Iso Schumacher ist ein speziell guter Jurist und für seine altertümliche Amtssprache bekannt. Er schrieb in seinen Entscheiden über sich z.B. vom "herwärtigen" Richter oder von "hierorts" und er «meinte» nicht, sondern «hielt dafür».

Christian Schuhmacher, nicht verwandt mit Iso, zumal mit h, früher herausragender juristischer Sekretär mbA im Generalsekretariat der Justizdirektion, schrieb einmal für das weihnächtliche Verwaltungsgerichtssessen des stellvertretenden Justizdirektors eine Ansprache, welche mit Isos Stilblüten gespickt war. Die Rede war ein grosser Erfolg.

Auch seitenlange sog. Da-Da-Verfügungen gehörten zu Verwaltungsrichters Isos Standardrepertoire, sozusagen ISO-zertifizierter Da-da-Ismus.

Hierbei geht es um eine besondere Verfügungstechnik der nachfolgenden Art:

"In Erwägung, dass, ...

da ..., da ..., da...

(... so allenfalls über etliche Seiten ...)

verfügt der Einzelrichter: 1. ..., 2. ..., 3. ..., usw."

Alles also in einem einzigen, schwer oder gänzlich unverständlichen Satz.

Ernst Weilenmann lässt grüssen.

Der doppelte Pukelsheim

Der andere Schuhmacher, Christian, ist einer der bemerkenswertesten Juristen, welchen ich je eingestellt habe. Er gehört zum erlauchten Kreis der wenigen Genies, die ich kenne. Ich habe ihn wohl 1997 oder 1998 für das Generalsekretariat rekrutiert. Er harmonierte mit Markus Notter ganz ausgezeichnet. Sie waren wirklich ein

³⁶⁰ Der Richter, der auch mit 67 noch nicht genug hat (Tages-Anzeiger vom 18. Juni 2019); Altersguillotine für Zürcher Richter ist zulässig (Zürichsee-Zeitung vom 12. August 2020); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Dreamteam. Beide bauten gemeinsam den kantonalen Gesetzgebungsdienst bei der Direktion der Justiz und des Innern auf und erreichten damit und insbesondere durch ihr eigenes Wirken einen Quantensprung in der Zürcher Gesetzgebung. Christians Meisterstück: er hat zusammen mit Dr. No für die Zürcher Wahlen den Doppelten Pukelsheim entwickelt.

Im Wiki ist dazu zu lesen: Der doppelte Pukelsheim ist eine *"doppeltproportionale Divisormethode mit Standardrundung. Die ursprünglich offizielle Bezeichnung war Neues Zürcher Zuteilungsverfahren. Umgangssprachlich hat sich «Doppelter Pukelsheim» durchgesetzt, eine Wortschöpfung des früheren Zürcher Innen- und Justizdirektors Markus Notter. Letztere Bezeichnung geht darauf zurück, dass der Mathematiker Friedrich Pukelsheim das Verfahren im Auftrag der Direktion der Justiz und des Inneren des Kantons Zürich konkretisierte."*

Alles klar? Auch egal, diese neue Methode führt jedenfalls zu einer gerechteren Gewichtung der Stimmkraft jede:r einzelne:n Stimmbürger:in.

Christian ist ein recht wilder Bursche, nicht nur wegen seiner Frisur. Nachdem er einmal die Debatte zu einer von ihm ausgearbeiteten Gesetzesvorlage im Kantonsrat verfolgt hatte, schrieb er dem Kantonsratspräsidenten (nach meiner Erinnerung war es Richard Hirt), dass die öffentliche Beratung ein jämmerliches Schauspiel abgegeben habe. Christian mochte es überhaupt nicht, wenn man seine Vorlagen mit dummen Argumenten verschlimmbesserte. Ein anderes Mal beschwerte sich Kantonsrätin Dorothee Jaun als Präsidentin einer kantonsrätlichen Kommission bei Markus Notter über einen allzu konfrontativen Auftritt von Christian in ihrer Kommission. Einem Kantonsrat entzog Christian sogar das ihm früher einmal angetragene Du, weil er mit dessen politischen Ansichten auf Kollisionskurs geraten war. Ich sagte Christian im persönlichen Gespräch, er solle sich bitte auf keinen Fall ändern. Es gebe viel zu wenige Staatsangestellte wie ihn. Andererseits müsse er sich bewusst sein, dass er mit seinem Verhalten immer mal wieder anecke, Leute vor den Kopf stosse. Er sei deshalb wohl kaum für höhere repräsentative Aufgaben prädestiniert. Das war Christian damals ziemlich egal. Leider hat er die Justizdirektion nach Markus Notters Rücktritt verlassen. Dafür ist er einer der wichtigsten Kadermitarbeiter und - zwischenzeitlich offenbar etwas ruhiger geworden - stellvertretender Generalsekretär

in der Gesundheitsdirektion geworden. Ich nehme an, die clevere Nathalie Rickli hat erkannt, wie wertvoll er ist³⁶¹.

Geschlechterkampf

Im Forchbähnli: Alex Brunner hat natürlich auch schon verschiedenen Orts von meinem Ausscheiden als Amtschef JuV gehört. Er hat seine eigenen Erfahrungen mit Jacqueline Fehr gemacht. So habe sie ihm einst vorgeschlagen, zugunsten einer Frau zu verzichten, als er als Oberrichter kandidierte. Alex ist SPler wie Jacqueline. Sie schlug ihm offenbar vor, zugunsten der FDP-Richterin Mireille Schaffitz zurückzustehen. Alex musste erkennen, dass Jacqueline damals Frau und Winterthur wichtiger waren als Mann und SP. Das mag sogar für sie und ihre politische Weitsicht sprechen, denn damals gab es tatsächlich kaum eine Handvoll Oberrichterinnen. Es zeigt vor allem auch ihren sehr starken Willen, die männliche Justiz aufzubrechen. Auch das kann man verstehen.

Freiwillig verzichtet hat Jacqueline selber nie auf ein wichtiges politisches Amt. Sie musste aber schwere Niederlagen einstecken: gegen Simonetta Sommaruga als Bundesratskandidatin und gegen Andy Tschümperlin als Kandidatin für das Präsidium der SP-Nationalratsfraktion. Sie ist gestählt aus diesen Niederlagen hervorgegangen und will jetzt erklärtermassen endlich ihre politischen Chancen und Handlungsspielräume als Regierungsrätin voll ausschöpfen. Nachvollziehbar, dass sie denkt, dies verdient zu haben. Doch wer was verdient bzw. die Antwort darauf ist sehr subjektiv.

Auch engagierte Männer verdienen ihre Chancen. Jeder lebt sein eigenes Leben nur einmal. Warum sollte die heutige Generation Mann 40'000 Jahre Versäumnisse der männlichen Spezies allein kompensieren? Chancengleichheit heisst nicht Ausgleich und Kompensation für Chancenungleichheit der Vergangenheit. Von einem Mann wird doch sehr viel Selbstlosigkeit verlangt, wenn man wie selbstverständlich von ihm erwartet, dass er stets zugunsten einer Frau zurücktritt. Ich habe aber volles Verständnis, wenn Frauen heutzutage mit harten Bandagen für Gleichberechtigung

³⁶¹ Ergänzung vom 15. August 2020: Während der Corona-Krise habe ich Christian Schuhmacher zusammen mit seiner Chefin Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli an einer Pressekonferenz gesehen. Er machte einen souveränen Eindruck.

kämpfen. Aber freiwillig werden die Männer das Feld vermutlich nicht räumen. Das gilt zumindest für einen Teil von ihnen/uns.

Schon wieder zu dichotom gedacht! Es geht doch vor allem um partnerschaftliche Zusammenarbeit der Geschlechter. Ich bin im Geschlechterkampf stecken geblieben, und wegen Männern wie mir braucht es überhaupt immer noch Feministinnen.

Ernsthaft: Als Frau wäre ich wegen Männern wie mir auch Feministin. Ich freue mich darüber, dass meine jüngste Tochter eine ist.

Andererseits: ich bin für all die Chancen, die sich mir in meinem Berufsleben geboten haben, sehr dankbar.

Mireille Schaffitz ist im Übrigen eine hervorragende Richterin gewesen. Ich kenne sie vom Bezirksgericht Zürich her und schätze sie sehr. Sie ist zum Glück doch noch Obergerichterin geworden. Seit einigen Jahren ist auch sie pensioniert.

Man würde es Mireille gar nicht geben, aber sie hat einen ganz speziellen Humor. Einmal lag sie mit Jörg Bitterli im Streit. Es ging um irgendein Betäubungsmitteldelikt. Sie hatten eine fachliche Differenz, wohl betreffend die Beweislage, wer Besitzer einer grösseren Menge von Betäubungsmittel war. Jedenfalls hat sich Mireille nach einer Debatte mir Jörg den Scherz erlaubt, ihm heimlich ein Kilopaket mit Weissmehl auf sein Richterpult zu legen. Jörg wusste nicht, was er davon halten sollte. Es kam ihm jedenfalls mehr als merkwürdig vor. Er alarmierte die Polizei und diese bot ihren wissenschaftlichen Dienst auf. Die Laboruntersuchung des ominösen Mehls ergab, dass es sich um Mehl handelte. Frau Richterin hatte damit einen ziemlich grossen Wirbel verursacht.

Eine Juristengeneration tritt ab

Mit Iso Schumacher, Rolf Naef (ehemaliger Obergerichtspräsident), Hans-Jürg Zatti, Daniel Bussmann, Rainer Egli, Peter Higi, Annegret Katzenstein, Roli Schmid, Roger Weber, Philipp Ernst und vielen anderen lieben Kolleg:innen tritt in der nächsten Zeit eine ganze Jurist:innengeneration ab, mit welcher ich gross geworden bin. Obwohl schon pensioniert und etwas älter als ich erinnere ich mich gerne an viele schon abgetretene Richter:innen wie Ferdinand Hürlimann, Hanspeter Egli, Bruno Hediger, Felix Ringger, Paul Thalmann, Josef Vogel, Pierre Martin, Edgar Wettstein, Edgar

Hürzeler, Elsi Sigg, Georg Pfister, Thomas Meier, Ernst Zweifel, Esther Vögeli, Felix Ziltener, Marianne Herzog, Peter Marti, Jean-Paul Bozzone, natürlich Kurt Klausberger und viele andere.

In besonderer Erinnerung bleibt mir das Ehepaar Kneubühler-Dienst. Helen Kneubühler war Ersatzrichterin auf der 5. Abteilung des legendären Vorsitzenden Günther Röhrig, als sie dort Gerichtssekretär Pierre Dienst kennen lernte. Eine überraschende Verbindung ergab sich, als meine Exfrau Elisabeth in der Anfangszeit unserer Beziehung über eine gemeinsame Bekannte, ich glaube, es war die Richterin Daniela Brühwiler, an einem Spielabend war, an welchem auch Helen und Pierre teilnahmen. Elisabeth konnte es sich nicht verkneifen und erzählte ihnen brühwarm die für Gerichtsleute nicht ganz uninteressante Neuigkeit unserer Beziehung. Ich war damals kurz davor, erster Gerichtsschreiber zu werden und war über Klatsch und Tratsch zu meiner Person wenig erfreut.

Zu Pierre Dienst fällt mir immer übrigens wieder der Kalauer ein, dass er auf dem Waffenplatz in Bière/VD Militärdienst leistete: Pierre Dienst machte also in Bière Dienst. Helen ist Oberrichterin geworden, Pierre Einzelrichter für Zivil- und Strafsachen am Bezirksgericht Zürich.

Wenn ich zurückschaue, muss ich erkennen, dass mein wirkliches und einziges juristisches Zuhause das Bezirksgericht Zürich war. Hier hatte bzw. habe ich die meisten Freunde gewonnen, und ich lernte an keinem Arbeitsort so viel und wurde so stark unterstützt und gefördert wie dort. Danke, Kurt Klausberger, Marianne Herzog, Jörg Bitterli, Max Hauri, Hans Peter Weber und Ruedi Kieser, alles direkte Vorgesetzte während meiner sechs Jahre am BGZ. Freundschaftlich verbunden fühlte ich mich stets auch Esther Vögeli, einer der letzten Richterinnen, die sich ausdrücklich als Sozialistin bezeichnete und deswegen bei der Gerichtsleitung und der Verwaltungskommission des Obergerichts nicht sonderlich beliebt war, sowie Marcel Lautner, dem langjährigen Vorsitzenden des Arbeitsgerichts und Audienzrichter und lieber Genosse in meiner SP-Sektion Zürich 3, last but not least Dichter und Poet.

Ich bereue es aber nicht, das Bezirksgericht Zürich 1994 verlassen zu haben. Dreissig weitere Jahre am Bezirksgericht wären mir fast sicher zu langweilig gewesen. Auch das Obergericht wäre für mich persönlich keine echte Alternative gewesen.

Vom alten Schlag

Die alte Generation sagt oftmals, zu ihrer Zeit habe es noch Persönlichkeiten und Originale gegeben, wie sie heute nicht mehr vorkämen. So generell stimmt das wohl nicht, aber am Bezirksgericht konnten sich Richter vor dreissig und mehr Jahren noch Dinge erlauben, die heute so nicht mehr möglich wären. Das hing teilweise auch tatsächlich mit der Persönlichkeit einzelner Gerichtspersonen zusammen.

Sicher waren in noch älteren Zeiten auch die Gerichtsgepflogenheiten anders, als ich sie selber erlebt habe. So erzählt man sich, dass es Gerichtsvorsitzende gab, welche zur letzten Morgenverhandlung, am besten einer Scheidung, so gegen 11.15 Uhr vorladen liessen. Nach einem ersten kürzeren Verhandlungsteil unterbrach der Vorsitzende die Verhandlung bis 14.00 Uhr, um danach den zweiten Teil der Scheidungsverhandlung in Angriff zu nehmen. Das Gericht ging dann auf Kosten der Parteien zum Mittagessen. Man belastete die Restaurantrechnung den Gerichtsauslagen. Wohl eher dem Kapitel Gerüchte und Verleumdungen ist es zuzuschreiben, dass noch viel viel früher ganze Gerichtsabteilungen gemeinsam ins Puff gegangen seien und dort Spezialrabatt genossen hätten.

Die Richter, die ich 1987 am BGZ antraf, waren fast durchwegs sympathische Personen:

Ferdi Hürlimann sieht so aus und war so, wie man sich einen Richter vorstellt: raumfüllend, mit seiner kräftigen und tiefen Stimme, sympathisch, dominant, schlau und erfahren. Er hatte einen natürlichen Instinkt für gute Verhandlungsführung. Oftmals arbeitete er sich erst im Verlauf der Verhandlung in den Fall ein. Er war einer der wenigen Richter, welcher zu Beginn der Hauptverhandlung die Anklageschrift immer laut verlesen liess. Manche behaupten, er habe dies jeweils nur gemacht, um zu wissen, worum es überhaupt gehe. Er war tatkräftig, effizient und ständig in Bewegung. In seinem Büro gab es ein Fischaquarium und ein Sofa, aber keinen Computer. Er war ein "Hans Dampf in allen Gassen". Viele Jahre präsidierte er die Bezirksschulpflege. Einmal hat er eine Haftfristverlängerung mit viel Schwung gestempelt und zum Versand gegeben. Es entging ihm dabei, dass er den falschen Stempel erwischt hatte: "*Der Bezirksschulpflegepräsident*" hatte die Haftfrist verlängert. Ferdi betrieb schon damals und auch heute noch sein eigenes Reisebüro. Er organisiert jedes Jahr unvergessliche Richter:innen- und Staatsangestellten-Reisen

ins nicht allzu ferne Ausland, immer verbunden mit Besichtigungen und kollegialen Besuchen bei Botschaften, Behörden und anderen Gerichten. Er ist auch heute noch zusammen mit Geri Koller³⁶², dem langjährigen Arbeitsgerichtsschreiber, Ko-Präsident des Verbands der Staatsangestellten VStA. Er ist ein Kollege, welchen ich für seine Lebens- und Schaffenskraft immer bewundert habe.

Ferdi hatte einen langjährigen Gerichtssekretär, der ihm treu und zuverlässig den Laden schmiss, sich stets gut auf die Verhandlungen vorbereitete und dann die schriftlichen Urteile begründete und eben alles erledigte, was mit einem Einzelrichteramt in Zivil- und Strafsachen verbunden war. Zivilurteile erledigte Ferdi praktisch immer durch Vergleich, am liebsten nach dem Motto Halbe – Halbe. Ausnahmsweise ist ihm das einmal nicht gelungen. Jörg Bitterli, der Chef der Einzelrichter im ordentlichen Verfahren, erzählte mir, die Urteilsbegründung habe sich wie ein Strafurteil gelesen. Ferdis Gerichtssekretär verzichtete auf einen Beweisauf- und –abnahmebeschluss (oder wie auch immer das heute heisst), es wurde auch kein Beweisverfahren durchgeführt, sondern der Gerichtssekretär gewichtete im Namen von Ferdi direkt in der Urteilsbegründung die Behauptungen von Kläger und Beklagtem wie in einem Strafprozess nach genereller und spezieller Glaubwürdigkeit. So kam fast sicher ein gerechtes Urteil heraus, das vermutlich auch nicht weitergezogen worden ist.

Dem Bezirksgericht Zürich ist auch der Einzelrichter in Zivil- und Strafsachen Peter Schäppi viele Jahre treu geblieben. Er war ein vorzüglicher Richter und daneben für die EVP politisch sehr aktiv. 15 Jahre lang amtierte er als Gemeindepräsident von Thalwil. Er hat eine sehr ruhige, vertrauenserweckende, ensthafte und freundliche Ausstrahlung, so dass ihm oft auch Prozesse mit sehr anspruchsvollen Personen zugeteilt wurden. Mit einem besonders schwierigen sog. Querulanten kam er soweit ganz gut zurecht. Einmal kam es aber während einer Gerichtsverhandlung zu einem Eklat: Der Angeklagte soll Schäppi angeblich geohrfeigt haben, Schäppis Brille soll in eine Ecke geflogen sein. Peter habe seine Brille ruhig vom Boden aufgenommen und wieder aufgesetzt. Und dann habe er gezeigt, was es heisst, ein souveräner Richter zu sein. Er soll nur gesagt haben: «Ich fühle mich nicht befangen.»

³⁶² Gerhard Koller ist Ende November 2020 im Alter von 68 Jahren verstorben.

SVP-Richter Paul Thalmann war mit meinem Chef Ruedi Kieser eng befreundet. Sein langjähriger Gerichtssekretär war Martin Meili, später Richter am Bezirksgericht Horgen. Er ist der Sohn des ehemaligen Kirchenratspräsidenten Ernst Meili, der erst vor kurzem gestorben ist. Ernst Meili war bei meiner Griechisch-Matur bei Professor Seyfried Beisitzer. Paul Thalmann ist begeisterter Porschefahrer und nicht selten zu einem Fussballspiel seines Lieblingsclubs Bayern nach München gebettet. Er ist zudem ein begabter Maler.

Gerne erinnere ich mich an Richard Altherr, der viele Jahre Richter am Bezirksgericht Zürich und schliesslich am Obergericht war. Er ist nicht nur ein sehr guter Jurist, sondern auch ein feinsinniger Mensch und grosser Kunstliebhaber. Ich habe ihn zufällig in Urnäsch nach einem Besuch im Wohnheim Columban bei Martin im «Schäfli» angetroffen, wo er seit seiner vorzeitigen Pensionierung die Kunstgalerie RA-AR mit dazugehörigem Café führte. Er servierte mir einen feinen Eiskaffee, und wir unterhielten uns angeregt über alte Zeiten.

Ein alter Kollege meiner Generation ist Peter Higi. Er war Gerichtssekretär, als ich ans Bezirksgericht Zürich kam, wurde später Ersatz-, Bezirks- und Oberrichter für die CVP. Peter ist ein Workaholic, hat neben seinem Vollzeitjob einen umfassenden Mietrechtskommentar verfasst und habilitiert. Er ist zudem Professor an der Universität Freiburg. Am Bezirksgericht Zürich war er jahrelang als Ersatzrichter für besondere Einsätze tätig. Konkret bedeutete das, dass man ihm vorzugsweise sog. Schwartenfälle oder Ladenhüter zur Erledigung zuteilte. Das waren Fälle mit grossen Aktenbergen, die schon lange pendent waren. Solche Schwarten lösen bei den meisten Richter:innen nur noch Rat- und Hilflosigkeit aus und gelten eigentlich als nicht justiziabel: Fälle mit völlig zerstrittenen Parteien, oft mehr als zwei, und Anwälten, die Rechtsschriften mit Hunderten von Seiten produzieren. Meistens sind es Erbrechts-, Bau- oder auch Ärztehauptpflichtfälle. Peter Higi ging wie ein unerschrockener Drachentöter ans Werk. Er setzte sich an die Schreibmaschine, später an den Computer und fing an, systematisch alles zu erfassen und sofort niederzuschreiben. Seine Urteile waren am Schluss ähnlich lang wie die Eingaben der Anwälte. Sie waren derart umfassend, dass sie oftmals selbst zu einem unüberwindbaren Berg für die Anwälte wurden und so in Rechtskraft erwuchsen. Am Schluss war der Fall buchstäblich erledigt. Ritter Peter Higi hatte den Drachen totgeschlagen.

Der aktuelle Handelsgerichtspräsident Roli Schmid hat zu meiner Zeit als erster Gerichtsschreiber – er noch Gerichtssekretär - Streiche gemacht, welche heute kaum mehr jemand wagen würde. Zwischenzeitlich hat er höchste Würden und Weihen erlangt. Dabei war er in jungen Jahren ein recht frecher Bursche. Oder ist das eher eine Voraussetzung für eine glanzvolle Karriere? Jedenfalls hat er um 1990 als Gerichtssekretär am Schwarzen Brett beim Gerichtseingang eine Weisung aufgehängt, die mit meiner gefälschten Unterschrift versehen war. Es stand irgendetwas Idiotisches darin, aber nicht derart idiotisch, dass man es mir nicht zugetraut hätte. Oder vielleicht auch gerade idiotisch genug, so dass man es mir zutraute. Ich weiss nicht mehr genau, worum es ging.

Ein anderes Mal schickte Roli seinen Auditor, der nach meiner Erinnerung Peter Theiler hiess, zu mir ins Büro. Ich hätte etwas Dringendes mit ihm zu besprechen. Wir wussten beide von nichts und führten in der Folge ein kafkaeskes Gespräch: «Was wollen Sie?» «Nichts, sie wollen doch etwas von mir!» «Warum?» «Was?» «Weiss ich auch nicht!» «Warum sind sie denn hier?» «Sagen Sie mir das doch bitte!" usw. Irgendwann erkannten wir Rolis Streich. Einige Zeit später wollte ich tatsächlich mit dem Kollegen Theiler etwas besprechen. Es ging wohl um einen Arbeitsplatzwechsel. Ich bestellte ihn telefonisch zu mir ins Büro. Er sagte mir, dass er gerade keine Lust habe. Ich traute meinen Ohren nicht und forderte ihn auf, unverzüglich zu mir zu kommen. Er erklärte, er werde das nicht tun und hängte auf. Ich machte mich sofort erbost zu seinem Büro auf. Er fiel beinahe vom Stuhl, als ich eintrat. Er hatte nämlich an einen neuen Streich von Roli geglaubt und meine Stimme am Telefon nicht erkannt. Ich revanchierte mich dann bei Roli mit seinem Arbeitszeugnis, als er ans Obergericht weiterzog. Ich stellte ihm ein Zeugnis aus, welches ganz normal anfang, dann immer merkwürdiger und merkwürdiger wurde. Ich attestierte ihm z.B., im Umgang mit untergebenen Auditoren hart aber gerecht zu sein. Gegenüber Auditorinnen sei er stets beflissen, einfühlsam und besonders zuvorkommend. Seine Beiträge zu Urteilberatungen hätten oft zur Erheiterung des Gerichts beigetragen. Schliesslich erwähnte ich lobend, dass er über ein vorzügliches Sitzleder verfüge.

Eher humoristisch war die Episode mit dem Auditor, der gleich zweimal nacheinander verschlafen hatte und so zu spät zur Gerichtssitzung erschienen war. Das erste Mal war seine Begründung noch nachvollziehbar: die Batterien seines Weckers seien

aufgebraucht gewesen und deshalb habe der Wecker nicht mehr geläutet. Die Entschuldigung für das zweite Mal war dann doch ziemlich verwegen: er sei wegen zu vieler Arbeit nicht mehr dazu gekommen, neue Batterien für den Wecker zu kaufen und habe deshalb nochmals verschlafen. Mir blieb die Ehre, ihn zu verwarnen. Ebenso durfte ich meinen lieben Kollegen Andreas Josephsohn, heute erfolgreicher Rechtsanwalt, einmal abmahnen, weil er sich erdreistet hatte, seine Ferien ohne Rücksprache mit seiner Chefin Mireille Schaffitz festzulegen. Ich musste ihm mitteilen, dass er entweder seine Ferien verschiebe oder dass ich ihm wegen Arbeitsverweigerung kündigen werde. Erst kürzlich hat er mich wieder daran erinnert.

Andreas Josephson war der Strafverteidiger des Datenschutzbeauftragten der Stadt Zürich, welchen ich zuvor als Auditor am Bezirksgericht Zürich angestellt hatte. Er war an sich ein sympathischer Kerl und guter Jurist. Er wurde 1998 in einer Nacht- und Nebelaktion im Gemeinderat als Kandidat für das Amt des städtischen Datenschutzbeauftragten auf den Schild gehoben. Ohne weitere Abklärungen zu seiner Person wurde er in einer Kampfwahl gegen den sehr valablen bürgerlichen Kandidaten Thomas Dähler von der FDP³⁶³ gewählt. Er leistete als Datenschutzbeauftragter gute Arbeit, machte sich aber insbesondere bei der Stadtpolizei wegen seiner Hartnäckigkeit in Datenschutzfragen nicht nur beliebt. Sechs Jahre später holte in seine Vergangenheit ein, und er wurde wegen sexueller Handlungen mit Kindern verurteilt. Alle angeklagten Fälle lagen weit zurück. Es stellte sich heraus, dass er bereits einschlägig vorbestraft war. Er trat noch während der Untersuchungshaft von seinem Amt zurück.

Rückblickend gesehen musste ich als erster Gerichtsschreiber erstaunlich selten mit harter Hand durchgreifen oder fehlbare Mitarbeitende massregeln.

³⁶³ Ich lernte ihn zu meiner Zeit als Generalsekretär kennen. Er war ein einflussreicher Kantonsrat der FDD und 2002/2003 sogar Kantonsratspräsident. Nach seiner Niederlage bei der Wahl des Datenschutzbeauftragten der Stadt Zürich wechselte er nach Basel und wurde dort Leiter des Basler Parlamentsdienstes. Er ist zwischenzeitlich pensioniert und wohnt jetzt in Altstetten, wo ich ihm vor einiger Zeit in der Nähe des JuV-Sitzes an der Hohlstrasse wieder einmal begegnet bin. Er gehört zur aussterbenden Gattung der wirklich Liberalen und hatte immer ein unverkrampftes Verhältnis zum Staat und seiner Verwaltung. Ich habe ihn als Kirchenkreiskommissionspräsident wieder angetroffen. Er war damit beauftragt, das neue städtische Kirchgemeindeparlament aufzubauen. Kürzlich kreuzten sich unsere Wege bei einem Spaziergang im Wehrenbachtobel.

Ein Schütze, der auch mal sein Ziel verfehlt

Die allererste Person, die ich als Richter wahrgenommen habe, war Obrichter Alfred Schütz. Er war ein Freund eines Feuerwehrkollegen meines Vaters. Mein Vater brachte es zwar im Militär nur zum Füsilier, in der Freiwilligen-Feuerwehr Wiedikon aber immerhin zum Oberleutnant und Zugführer. Von dort her kannte er Werner Wunderli, der aus einer Fuhrwerks-Familie in Alt-Wiedikon stammte. Obrichter Schütz wiederum war ein Freund von Werni und hat Vater für seine BGB, die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (Vorgängerin der SVP) anwerben können. Vater war für kurze Zeit Kassier der Kreispartei ³⁶⁴ und hat auf hinteren Plätzen je einmal auf der Gemeinderats-³⁶⁵ und Kantonsratsliste kandidiert. Nach seiner Pensionierung ist Vater aus der SVP ausgetreten; etwas, was ich mir für meine Partei ohne V auch schon überlegt, aber wieder verworfen habe.

Wir trafen Alfred Schütz regelmässig an den Jahreskonzerten der Knabenmusik Zürich. Ich selber war auch kurze Zeit in der Knabenmusik. Imponiert hat mir vor allem die Uniform mit Schirmmütze, die ich tragen durfte. Wir sahen wie kleine Stadtpolizisten aus. Als ich ins Gymnasium wechselte, trat ich mit der Begründung der allzu grossen schulischen Belastung aus der Knabenmusik aus. Ehrlich gesagt war ich froh, endlich mit dem Querflötenspiel aufhören zu können. Viel besser als eine rostige Spritzkanne hat mein Querflötenspiel leider auch nie getönt. Und das Piccolo, welches ich nach Eintritt in den aktiven Teil der Knabenmusik beim Marschieren hätte blasen müssen, blieb mir glücklicherweise wegen meines vorzeitigen Austritts erspart.

Nach dem Jahresschlusskonzert der Knabenmusik lud uns Werner Wunderli jeweils zu sich nach Hause zu einem opulenten Nachtessen ein, welches er und seine lebenswürdige Frau Alice angerichtet hatten. Dort führte der Herr Obrichter das grosse Wort. Alle begegneten ihm mit Respekt und Ehrfurcht. Alfred Schütz war gleichzeitig auch Kantonsrat. Das war in den Sechzigerjahren noch möglich. Er war ein knallharter Richter und für seine drakonischen Strafurteile so bekannt wie berüchtigt.

³⁶⁴ Hier habe ich eine weitere Gemeinsamkeit mit Vater: als ich in den Vorstand der SP Zürich 3 aufgenommen wurde, übernahm ich für 2 Jahre ebenfalls das Amt des Kassiers.

³⁶⁵ Vgl. Anhang 33.

Im familiären Umfeld konnte er sich offenbar etwas weniger gut durchsetzen. Es wird erzählt, dass er seinen langhaarigen, pubertierenden Sohn eigenhändig zum Coiffeur gezerzt habe. Als der Junge auf dem Coiffeurstuhl sass, sei dieser wieder ausgebüchst, sein Vater hinterher. Bei einem Strassenmast soll es zu einem handgreiflichen Gerangel gekommen sein. Beim Versuch, dem Sohnmann eine Watsche zu verabreichen, habe Schütz danebengetroffen und sich den Arm gebrochen.

Ich weiss nicht, ob es derselbe Schütz Junior war, jedenfalls ist ein Sohn von Alfred seinerseits Richter am Bezirksgericht Zürich geworden ist. Nach politischen Geplänkeln – es ging um dessen Wahl oder eben Nichtwahl in das Leitungsgremium des Gerichts, die sog. Kanzleikommission – trat er als Richter zurück und wechselte in die Privatwirtschaft.

Während meines Studiums habe ich realisiert, was für eine wichtige Person Herr Kantonsrat Oberrichter Dr. Alfred Schütz in der Zürcher Strafrechtswissenschaft war. Ich habe schon als Mittelschüler einmal eine seiner Gerichtsverhandlungen am Hirschengraben besuchen dürfen und erlebt, wie er einen nicht geständigen Angeklagten zusammenstauchte. So etwas macht schon Eindruck. Er und sein Oberrichterkollege Hugo Portmann (sic!) waren ein nicht nur von Angeklagten gefürchtetes Duo³⁶⁶.

Carpe diem

Alex Brunner, mein Mitfahrer in der Forchbahn, wurde nicht nur Oberrichter, sondern auch Professor. Er hat fast alles erreicht, was man als Jurist erreichen kann. Er möchte jetzt etwas zur Ruhe kommen und eine stoische Haltung leben. Dies will er aber nicht als Gegensatz zu Epikur verstehen. Stoizismus und Epikureismus würden sich

³⁶⁶ Eine schöne Geschichte, die auch heute noch gerne in Juristenkreisen herumgeboten wird, ist dazu in «Mensch und Recht» (Zürcher Justizfarce, Das Obergericht arbeitet mit Vorurteilen), Nr. 15 vom Januar 1985, zu lesen (auf der Linkliste meiner Website aufgeführt). Dem bekannten Franz Schulte-Wermeling, der die Zürcher Justiz im Laufe der Jahre mit einer Prozesslawine überrollt hat, war es als Angeklagtem in seinem Verfahren gelungen, schon vor der Gerichtsverhandlung an das schriftliche Urteilsreferat von Oberrichter Hugo Portmann heranzukommen. Ziemlich ultimativ war daraus zu entnehmen, dass das Urteil des Bezirksgericht Zürich bestätigt werden müsse. Schulte machte nicht ganz zu Unrecht die Befangenheit Portmanns geltend, da dieser sein (Vor)Urteil bereits vor der Berufungsverhandlung definitiv gefällt zu haben schien. Der Gerichtsvorsitzende der II. Strafkammer des Obergerichts Dr. Alfred Schütz lehnte den Befangenheitsantrag ab, und das Urteil der Vorinstanz wurde prompt bestätigt. Im nachfolgenden Rechtsmittelverfahren wurde es aber richtigerweise aufgehoben.

ergänzen und nicht gegenseitig ausschliessen, lateinisch gesprochen also im Sinne von «vel» und nicht «aut».

Das gefällt mir gut: stoisch nach guten Lösungen, Wegen und Kompromissen suchen, Niederlagen und Frust wegstecken und sich ganz im Sinn des Epikur von Samos selber immer wieder mit Schönerem aufmuntern, Mut machen und den Moment geniessen: carpe diem. Ich kann's noch nicht wirklich, aber ich bin am Lernen.

An der Endstation Rehalp trennen sich unsere Wege. Wir machen ab, uns gelegentlich zu einem Apéro im trendigen Bohemia beim Kreuzplatz zu treffen. Das passt gut zu Alex.

Alex geht rechts Richtung Friedhof Enzenbühl, ich links Richtung Friedhof Rehalp.

11. Dezember 2019: Im Imagine mit Daniel Wick und Arnold Wittwer

Kollegen aus den Anfängen der OSTA.

Als Sepp Blatter noch untouchable war.

Brandtour mit Emil Frei; verstörende Töne, Gerüche und Bilder.

Wie man Kontrahenten einschüchtert. Dave, der Unwiderstehliche; Platzhirsche.

Harte Schale, weicher Kern. Der Beste aller Zürcher Strafverfolger; ein noch härterer Knochen.

Wie man ein halbes Jahr Arbeit in einer halben Stunde kaputt macht.

Schuss ins Ohrläppchen. Die Härteste aller Bezirksanwaltschaften. Der Posträuberfänger.

Alte Zeiten, altgediente Bezirksanwälte, neue Strukturen.

Imagine

Nicht John Lennon, sondern Burger, Steak, Salad, verspricht das Imagine in der Haupthalle des Hauptbahnhofes. Ich war noch nie hier, und es wird auch kaum mein Stammrestaurant werden. Etwas kalt, etwas laut, etwas unpersönlich. Es ist aber schön, wieder einmal alte Kameraden aus den OSTA-Anfängen zu treffen. Dani Wick hat sich per Mail gemeldet und vorgeschlagen, Arnold Wittwer mitzunehmen. Dani war 2005, dem Gründungsdatum der OSTA, schon längere Zeit Finanzchef der Strafverfolgungsbehörden. Arnold ersetzte nach einem Jahr Helena Kanavas als Personalchefin. Brunner und sie waren zu oft aneinandergeraten, und Helena war eine der wenigen, die vor Andi nicht kuschte. Ich kannte und schätzte sie bereits vom Bezirksgericht Zürich her.

Arnold blieb auch nicht sehr lange an der OSTA. Er ist nach einer kurzen Zwischenphase Präsident der KESB Bezirk Dielsdorf geworden. Dani genoss bei Andi Brunner eine gewisse Narrenfreiheit. Das lag einerseits an seinem Fach Finanzen, von dem Andi nicht wahnsinnig viel versteht, andererseits an Danis unbeschwerter und direkter Art, seinem trockenen Humor und wohl auch daran, dass er wie Andi starker Raucher ist. Er ist ein fanatischer Fan des FC Barcelona, der argentinischen Nationalmann-

schaft und von Lionel Messi. Er gehörte nicht zum erlauchten Zürcher Grüpplein, welches von 1990 bis 2006 Tickets für verschiedene Fussball-Weltmeisterschaften zu günstigen Preisen direkt von der Fifa bezogen hatte. Organisator war ein Richter gewesen, weitere Teilnehmer ebenfalls ehemalige Mitglieder der früheren Abteilung D der Zürcher Bezirksanwaltschaft. Sie hatten daraus nie ein Geheimnis gemacht, das wurde damals als völlig unproblematisch eingeschätzt, und Sepp Blatter galt in jenen Tagen so viel wie der Papst oder der US-Präsident – untouchable, über jeden Verdacht erhaben. Das hat sich erst sehr viel später geändert. Es scheint mir nicht fair zu sein, diese alte Geschichte nach heutigen Massstäben zu beurteilen³⁶⁷. Klar ist aber auch, dass so etwas heute nicht mehr drin liegen würde.

Brandtour

Emil Frei war lange Jahre Abteilungsleiter der legendären Abteilung D der Bezirksanwaltschaft Zürich, welcher neben Andreas Brunner auch Leute wie Urs Broder oder der spätere Bundesanwalt Valentin Roschacher angehörten. Als ich 2005 mein Amt als Oberstaatsanwalt angetreten hatte, nahm mich Emil Frei einmal auf die sog. Brandtour mit. Wenn sich z.B. ein schwerer Unfall ereignet hat oder ein Toter aufgefunden wird, so rückt der Brandtour-Staatsanwalt aus. Man wartet also in Pikett-Position auf seinen Einsatz. An jenem schönen Juni-Abend ging es schon bald los. Der erste Telefonanruf kam während des Nachtessens und ich wurde irgendwo in die Gegend von Altstetten aufgebeten. Ich fuhr mit dem Auto direkt der stark blendenden, untergehenden Sonne entgegen durch die lange Badenerstrasse. Am Unfallort fand ich eine eher harmlose Situation vor, die verletzte Person war bereits abtransportiert worden. Die Polizei war daran, die Beweise zu sichern. Wir wurden nicht benötigt. Von dort ging es sofort in eine grössere Wohnsiedlung in ein Aussenquartier. Es hatte sich ein Suizid ereignet. Wir traten in eine Wohnung ein, wo ein grosser Reisekoffer im Gang stand. Der tote junge Mann lag in der Badewanne. Offenbar hat er verhindern wollen, dass sein Blut durch die Wohnung spritzt. Er hat sich in der Badewanne mit dem Sturmgewehr 91 durch den Mund in den Kopf geschossen. Seine Schädeldecke war dadurch weggesprengt worden und Teile seines Gehirns, kleine Schädelstücke und Blutspritzer klebten an der Badezimmerwand und -decke. Die bereits

³⁶⁷ Fifa liess Zürcher Justiz WM-Tickets zukommen (Tages-Anzeiger vom 18.10.2015), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

anwesenden Polizisten und Forensiker rollten eine Plastikplatte auf dem Boden des Wohnungsganges aus und forderten mich auf, einen weissen Schutzüberzug samt Schuhschutz und Kapuze anzuziehen, um ihnen dabei zu helfen, den jungen Mann für die Leichenschau aus der Badewanne zu heben und auf die Plastikplatte zu legen. Ich wollte natürlich keine Schwäche zeigen und packte mit an. Es war heiss und ich schwitzte in Strömen. Beim Herausheben verschoben sich die Schädelkalotten und machten unangenehme Reibgeräusche, an die ich mich noch heute erinnern kann. Sofort entstand auf der Platte eine grosse Blutlache. Irgendwie blendete ich aber im Moment alles aus. Nachher schauten wir uns in der Wohnung um. Sie war sehr gut aufgeräumt. In seinem Schlafzimmer hatte es einen fest installierten Beamer. Seltsamerweise machte mir erst dieser Beamer bewusst, dass hier ein junger Mensch mit Hoffnungen und Interessen gewohnt, sich eingerichtet und gelebt hat und dann in grosser Verzweiflung allein in den Tod gegangen war. Auf dem Weg zu unseren Autos trafen wir ein junges Paar an, Freunde des verstorbenen jungen Mannes. Sie fragten uns völlig aufgelöst, was denn passiert sei. Offenbar hatte der junge Mann noch kurz vor seinem Suizid mit der jungen Frau telefoniert.

Wir zogen weiter zum nächsten Tatort, dieses Mal zu einem ziemlich heruntergekommenen Mehrfamilienhaus am Stadtrand. Eine Treppe mit Aussengang führte zur fraglichen Wohnung. Auch hier waren Forensiker und Polizei bereits am Werk. Wir betraten das Schlafzimmer. Im Bett lag eine Person, offenbar auf dem Bauch. Als ich näher hinzutrat, erkannte ich, dass die Person auf dem Rücken lag und ihr Gesicht schwarz geworden und nicht mehr zu erkennen war, auch nicht, ob Mann oder Frau. Viele Fliegen umschwärmten die verstorbene Person. Auf Grund der vorgefundenen Papiere war es offenbar eine Frau in den Vierzigern. Als man sie seitwärts drehte, flog ein Schwarm von Fliegen auf und käferähnliche Insekten rannten zur Seite. Am Unerträglichsten war der Verwesungsgeruch, den ich schon beim Eintreten wahrgenommen hatte. Wirklich höllisch und beinahe unerträglich fühlte sich der Gestank aber erst mit den Bildern dazu an. Ein Forensiker reichte uns eine Salbe, die man unter die Nase streicht, damit der Geruch etwas erträglicher wird.

Die Frau war offenbar schon vor mehreren Tagen gestorben, und beim herrschenden warmen Wetter war die Verwesung schon sehr weit fortgeschritten. Ich begab mich mit Emil Frei vor die Wohnungstüre, wo er eine Zigarette rauchte. Wohl das erste Mal in

meinem Leben war ich dankbar für den Zigarettenrauch. Vermutlich wäre ich auch Raucher geworden, wenn ich öfters an solchen Brandtouren hätte teilnehmen müssen. Zuhause entledigte ich mich sofort aller Kleider und duschte lange. Ich hatte das Gefühl, dass der Verwesungsgeruch noch längere Zeit in meinem Naseninnern festhing.

Kürzlich sind mir diese Bilder, Geräusche und Gerüche wieder stark in den Sinn gekommen, als Fabian, der Freund von Florence erzählt hat, er habe heute an seinem Arbeitsort in den SBB-Werkstätten in Altstetten (ganz in der Nähe vom Restaurant Da Angela) an der Reinigung einer SBB-Lokomotive mitarbeiten müssen, welche einen Selbstmörder überfahren habe. Es sei schon verrückt, wo überall und auf welcher grossen Fläche Blut, Knochen-, Sehnen- und Eingeweideteile geklebt hätten. Die Eindrücke des Tages quälten ihn offensichtlich. Ich erzählte ihm von meinen Brandtour-Erinnerungen. Er fragte mich, ob mich diese Bilder noch lange verfolgt hätten. Zumindest nicht in meinen Träumen, erwiderte ich. Solche Erlebnisse sind derart stark, dass sie bei mir offenbar nicht ins Unterbewusstsein abgerutscht, sondern auf Bewusstseins- bzw. Wachebene geblieben sind. Danke ich mir.

Dani und Arnold

Dani Wick hat später von der OSTA zur JI gewechselt und ist Finanzchef der Direktion geworden, und natürlich hatte ich als Chef des grössten und "teuersten" Amtes der JI viel mit dem Finanzchef der JI zu tun. In der neuen JI kommt mir Dani etwas verloren vor, das ist aber nur mein subjektiver Aussenblick. Zudem war er schon immer ein Einzelkämpfer. Er findet sich auch auf schwierigem Gelände recht gut zurecht.

Arnold ist nicht sehr lange in der OSTA geblieben. Andreas Brunner hat ab und zu recht starken Druck auf ihn ausgeübt. Arnold ist an sich ein unerschrockener Mensch, bis zu einem gewissen Grad hat ihn Andi aber wohl manchmal etwas eingeschüchtert.

Die eine oder andere Einschüchterungsmethode habe ich von Andi gelernt und manchmal auch selbst angewendet. Recht wirksam ist es, wenn man gleich zu Beginn einer Sitzung dem mutmasslichen Hauptwidersacher „die Knöpfe eintut“. Ideal ist es z.B., wenn sich dieser verspätet hat. Dann kann man als Sitzungsleiter damit beginnen zu sagen, dass das eigentlich gar nicht gehe, man Sitzungsdisziplin und Pünktlichkeit erwarte und jetzt also endlich anfangen wolle. Wenn das noch nicht ausreichend ge-

wirkt hat, wird man den Gegenkontrahenten nach seiner ersten Wortmeldung auch noch argumentativ zusammenstauchen. Bei Andi hat diese Technik immer wieder gewirkt, viele Leute hatten wirklich Schiss vor ihm und wagten kaum noch Widerspruch. Seine Sitzungsleitung war auch oft recht rigide. Er mochte es z.B. überhaupt nicht, wenn jemand während einer von ihm geleiteten Sitzung auf die Toilette ging. Trotz Harndrang blieb man deshalb besser sitzen. Andererseits machte er genügend oft Pausen, damit er eine Zigarette rauchen konnte. Ab und zu griff er aber auch erfrischend direkt ein, wo ein anderer vielleicht geschwiegen hätte.

Der unwiderstehliche Herr Zollinger

Ich mag mich gut an eine Szene mit dem damaligen Leiter der Besonderen Staatsanwaltschaft für Rechtshilfe Dave Zollinger erinnern. Dave kam zu einer Sitzung der Oberstaatsanwälte mit den Leitenden Staatsanwälten etwas verspätet. Er war in volle Rennvelomontur eingekleidet, den Helm hatte er noch aufgesetzt. Umständlich und nicht gerade leise nahm er den Helm ab und quetschte sich auf einen noch freien Platz. Dann entnahm er seiner Umhängetasche einen Apfel, um ihn genüsslich und gut hörbar zu verspeisen. Andreas Brunner hat dann zu unserem Wohlgefallen auf Daves Auftritt mit deutlichen Worten reagiert.

Anfang der Neunzigerjahre habe ich Dave am Bezirksgericht Zürich als Auditor eingestellt. Ich erzähle oft und gerne, dass ich beim Bewerbungsgespräch mit ihm lange Zeit nicht ganz sicher gewesen sei, ob ich mich jetzt bei ihm oder er sich bei mir bewerbe. Zudem sei unklar gewesen, ob er sich als Gerichtspräsident oder doch nur als Praktikant vorstellte. Dave hatte schon immer eine entwaffnende Grossspurigkeit und einen fast unwiderstehlichen Charme. Er wurde in seiner Amtstätigkeit von Staatsanwalt René Ramer inspiziert. Mancher hätte sich gewünscht, dass der sehr nüchterne und hochintelligente René Ramer ihn als Blender entlarven würde. Dem war aber keineswegs so. Ramer hielt sehr grosse Stücke auf ihn, ebenso Marcel Bertschi, der ein gutes Gefühl für Menschen hat. Sicher hat Marcel auch besonders gut gefallen, dass Dave wie er selber Oberst im Militär war. Als sich Dave als Leiter der Rechtshilfe bewarb, musste er sich dem üblichen Assessment unterziehen. Seine Gegner bei der Staatsanwaltschaft hatten gehofft, dass er als Angeber geoutet werde. Das Gegenteil war der Fall, das Assessment war geradezu ekstatisch gut, Dave hatte auch die Assessor:innen bezirzt.

Dave wäre wohl nicht ungern Bundesanwalt geworden und vermutlich hätte nicht viel gefehlt, und er hätte es geschafft. Ich nehme an, dass er auch seinen Parteigenossen Bundesrat Blocher durchaus beeindrucken konnte. Er wechselte dann zum prominenten Privatbanker Konrad Hummler und dessen Bank Wegelin und wurde Teilhaber. Später verliess er die Bank zugunsten freier Anwaltstätigkeit. Es zeigte sich, dass Dave auch fachlich viel zu bieten hat. Er hat innert kurzer Zeit die fraglos schwierigste und härteste Prüfung für Jurist:innen bestanden und das Zürcher Anwaltspatent erworben. Er hat seine eigene Investigationsfirma gegründet. Ob Dave gefahrlos in die USA einreisen könnte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ich bin zwei Mal mit ihm zusammengestossen, eigentlich nur wegen Bagatellen:

Vom hohen Ross herab

2007 hatte er einen Artikel mit der Überschrift „Eventualvorsätzlicher Freiheitskämpfer“ für die Weltwoche verfasst, verbunden mit dem Hinweis, dass er bei der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich die Abteilung für internationale Rechtshilfe und Geldwäscherei leite. Er bezeichnete dabei einen stellvertretenden Bundesanwalt als Terroristenjäger, „aufs hohe Ross gestiegen“ und „zum Ritter der traurigen Gestalt demontiert“³⁶⁸. An sich durchaus spassig, die Oberstaatsanwaltschaft war aber not very amused.

Als zuständiger Oberstaatsanwalt schickte ich Zollinger wichtige Mails stets gegen Empfangsbestätigung, was Dave zornig machte. Ob ich ihm eigentlich misstrauere und ihn überwachen wolle, fragte er mich. Ich erwiderte ihm, in gewisser Weise schon, weil er meine Mails manchmal erst spät beantworte. Seine Empfangsbestätigungen zeigten mir, dass er sie oft erst nach längerer Zeit anschaute. Ich versicherte ihm, dass ich es auch künftig so handhaben wolle. Dave liess es dann gut sein. Ich wiederum wunderte mich, dass dies einen Mann mit derart grossem Ego überhaupt stören konnte.

Um wieder an meiner ersten Begegnung mit Dave anzuknüpfen, als er sich nicht als Gerichtspräsident, sondern als Auditor bei mir bewarb: Die Karriere von Dave hat sich

³⁶⁸ Vgl. Weltwoche vom 7.3.2007, auf meiner Website als Link aufgeführt.

so entwickelt, dass er im Verlauf der Jahre in solch bedeutende Positionen hineingewachsen ist, für welche er schon als Auditor Postur und Ego gezeigt hat³⁶⁹.

Von 2011 bis 2016 war Dave Zollinger Mitglied der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA), welche von 2015 bis 2018 von Bundesrichter Niklaus Oberholzer präsiert wurde. Oberholzer und Bundesanwalt Lauber gerieten hart aneinander. Seit Oberholzer 2019 als Bundesrichter pensioniert worden ist, führt er als selbständiger Rechtsanwalt Mandate im Bereich des Strafrechts und des Strafprozessrechts in der Anwaltskanzlei Capt Zollinger(Wetzikon). Einer der Partner ist dort Dave Zollinger. Ein ziemliches Durcheinander an (Interessen-)Verbindungen also: Zollinger und Oberholzer früher zusammen bei der AB-BA, dort von Amtes wegen gemeinsam gegen Bundesanwalt Lauber, Zollinger nachher Anwalt von Fifa-Boss Infantino, welcher in ein Strafverfahren der Bundesanwaltschaft verwickelt war, und schliesslich beratende Tätigkeit von Oberholzer in der Anwaltskanzlei Capt Zollinger.³⁷⁰.

Der Leitende Oberstaatsanwalt Andreas Brunner und Dave Zollinger sind kein Dreamteam geworden. Für zwei Gockel hat es auf demselben Hühnerhof keinen Platz. Und Andreas Brunner duldet da keinerlei Konkurrenz. An sich ist Andi im persönlichen Umgang meist empathisch und recht mild, nur vor Publikum markiert er gnadenlos den Platzhirsch. Ausser den beiden bereits vorn erwähnten Vorfällen während meiner Zeit als Generalsekretär sind er und ich nie mehr aufeinandergeprallt. Ich wollte immer nur der Platzhirsch sein, wenn mir diese Aufgabe von der Funktion her zugewiesen war.

³⁶⁹ Zollinger vertritt nun als Anwalt den Fifa-Boss Gianni Infantino im von der Bundesanwaltschaft gegen diesen geführten Strafverfahren (vgl. Pikante Seilschaft, Aargauer Zeitung vom 26.10.2020; auf meine Website in der Linkliste aufgeführt). Er hat den zuständigen ausserordentlichen Bundesanwalt Stefan Keller wegen Befangenheit in den Ausstand versetzen lassen (vgl. Der peinliche Sonderermittler muss weg, Tages-Anzeiger vom 5. Mai 2021, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Damit nimmt das Trauerspiel rund um die Affäre Fifa und dem ehemaligen Bundesanwalt Michael Lauber seinen Fortgang. Dave Zollinger hatte übrigens schon zu Sepp Blatters Zeiten gute Verbindungen zur Fifa. Wenn ich mich nicht täusche, arbeitete seine Freundin am Fifa-Hauptsitz. Nun hat vorübergehend der pensionierte Staatsanwalt Ueli Weder dieses Verfahren übernommen: vgl. Tages-Anzeiger vom 27. Mai 2021 (Der Rentner für alle Fälle übernimmt), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁷⁰ Bundesanwaltschaft - Pikante Seilschaft: Früherer Chef der Aufsichtsbehörde arbeitet mit Infantino-Anwalt zusammen (Aargauer-Zeitung vom 26.10.2020; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt); siehe auch www.captzollinger.ch.

Der Service im Imagine arbeitet schnell, wir haben alle bestellt. Ich habe immer noch akustische Probleme mit dem linken Ohr, irgendwie verschlägt es auch laute Töne. Es ist aber schon viel besser. Ich erzähle meinen beiden alten Kollegen die aktuellen JuV-Geschichten, Dani weiss einiges, aber doch nicht besonders viel. Es ist nun schon zwölf Jahre seither, seit wir drei zusammengearbeitet haben. An der Theke entdecke ich den alten Studienkollegen Andi Zürcher von Zürcher Rechtsanwälte. Christoph Burckhardt ist Partner in diesem Büro. Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen. Seit D.s und F.s BVK-Debakel hat kein Jahrestreff der Ehemaligen mehr stattgefunden.

Alte Florhöfler

Dani Wick hat zu vielen aktuellen und ehemaligen Florhöflern³⁷¹ Kontakt gehalten. Ich war nicht lange genug dabei, um richtig dazuzugehören. Die wirklich echten alten Florhöfler, die alt Staatsanwälte der alten Zeiten treffen sich regelmässig im Kropf beim Paradeplatz. Dazu gehören Marcel Bertschi, Hansruedi Müller, Giampiero Antognazza, Pius Schmid, Röbi Akeret, Markus Hohl, Ueli Weder und Jürg Faes. Früh gestorben sind Armin Felber, René Ramer und auch Yvonne Gräub, die erste Frau, welche Staatsanwältin geworden ist. Immer mal wieder getroffen habe ich Marcel Bertschi, Ueli Weder und Jürg Faes. Jürg sehe ich regelmässig an Konzerten der Musikwerkstatt Neumünster unter Leitung von Béatrice Romano, wo seine Frau Dorothea Querflöte und Kornelia Blockflöte spielen. Die beiden Damen verstehen sich ausgezeichnet, das färbt auch auf die Herren ab.

Die drei schönsten Staatsanwälte waren zweifellos Christian Weber, Markus Hohl und Andreas Brunner. Christian Weber war zwar nie ein Florhöfler, aber Leitender Staatsanwalt der Abteilung für Wirtschaftskriminalität an der Westsstrasse 70. Er hat in den frühen Achtzigerjahren das Strafverfahren gegen die stadtbekannte Domina Mireille geführt³⁷². Sie soll von ihm beeindruckt gewesen sein. Und er war sicher wie immer ein perfekter Gentleman.

³⁷¹ An der Florhofgasse 2 war der Sitz der ehemaligen Staatsanwaltschaft. Hier residiert heute die Oberstaatsanwaltschaft. Sie wird voraussichtlich 2022 ins neue Polizei- und Justizzentrum zügeln müssen. Eine Aussicht, die bei den Florhöflern nur wenig Begeisterung auslöst.

³⁷² Glitzerfassaden steinharter Bürgerlichkeit (Der Spiegel Nr. 15 vom 8.4.1984, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Marcel Bertschi, I. Staatsanwalt

Natürlich habe ich Marcel Bertschi schon aus den Medien gekannt, bevor ich zur Justizdirektion kam. Gross war die Aufregung in Zürich, als RAF-Mitglieder am 19. November 1979 an der Bahnhofstrasse eine Bank überfielen und bei der anschliessenden Schiesserei im Shopville eine Frau getötet und mehrere Personen verletzt wurden. Die Polizei gelang es, Rolf Clemens Wagner, einen der meistgesuchten Terroristen Deutschlands zu verhaften. Bertschi war Ankläger vor Geschworenengericht und erreichte die Verurteilung zur Maximalstrafe, lebenslänglicher Haft³⁷³.

Ab und zu hat ihn auch mein Doktorvater Professor Riemer erwähnt, denn Bertschi ist mit Riemers Schwester Marion verheiratet und somit sein Schwager. Marion Bertschi-Riemer war Richterin am Verwaltungsgericht. Martin Bertschi, der Sohn der beiden, ist ebenfalls Richter am Verwaltungsgericht geworden. Diese Familie hat es juristisch in sich: Marcel und Marion Bertschi-Riemer: ehem. Richterin und ehem. I. Staatsanwalt; ihr Sohn: Richter; Hans-Michael und Gabriela Riemer-Kafka: beide Jus-Professor:innen; zwei ihrer Kinder: Jurist:innen.

Am 16. April 1986 war ich noch Assistent bei Professor Riemer und mit den Schlussarbeiten an meiner Dissertation beschäftigt, als der Chef der Stadtzürcher Baupolizei Günther Tschanun im Amtshaus vier seiner Mitarbeiter erschossen und einen fünften sehr schwer verletzt hat³⁷⁴. Eben erst war die SP-Stadträtin Ursula Koch Vorsteherin des Hochbauamtes und Nachfolgerin von FDP-Stadtrat Martin Farner geworden, und es wehte ein neuer Wind durch das Amtshaus. Umso grösser war der Schock über die schreckliche Bluttat. Marcel Bertschi war Ankläger vor Obergericht³⁷⁵. Mit dem ihm eigenen Gerechtigkeitssinn und seiner Hartnäckigkeit erreichte er es, dass das Obergerichtsurteil, welches auf vorsätzliche Tötung lautete, vom Bundesgericht in Mord umgewandelt wurde. Der Zürcher Justizvollzug war für den

³⁷³ Als die RAF in Zürich eine Bank ausraubte und im Shop-Ville tödliche Schüsse fielen (NZZ vom 19.11.2019); Für die Schüsse lehnte er jede Verantwortung ab (Frankfurter Rundschau vom 27. September 1980); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁷⁴ Der Fall Günter Tschanun: Blutbad im Zürcher Bauamt (SF DOK 2007); Hinrichtung im Amtshaus (NZZ vom 22.1.2006), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁷⁵ „Tschanun war unsympathisch“, Interview mit Marcel Bertschi (Tages-Anzeiger vom 10.2.2016), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Vollzug der zwanzigjährigen Gefängnisstrafe Tschanuns zuständig. Als vorbildlicher Gefangener wurde er bereits nach 14 Jahren vorzeitig auf Bewährung entlassen. Zwei Jahre seiner Strafe verbrachte er in Untersuchungshaft im Bezirksgefängnis Zürich, zwei weitere in der damaligen Strafanstalt Regensdorf, acht Jahre in der solothurnischen offenen Anstalt Oberschöngrün und die letzten beiden Jahre in der St. Galler Strafanstalt Saxerriet. Er wurde von einer sehr fähigen und engagierten BVD-Bewährungshelferin betreut, und zwar über seine Probezeit hinaus. Das JuV wollte mit ihm Kontakt halten, weil man nicht mit letzter Sicherheit sagen konnte, ob er nicht doch erneut in eine heikle Situation geraten könnte. Die Bewährungshelferin unterstützte Tschanun darin, dass er mit dem geänderten Namen Claudio Trentinaglia im Tessin unerkannt ein neues Leben führen konnte. Sie orientierte mich regelmässig über den aktuellen Stand. Trentinaglia/Tschanun starb schliesslich 2015 wegen eines Velounfalls. Immer wieder waren im Verlauf der Zeit Journalist:innen und Filmemacher:innen an uns herangetreten, die etwas über den Verbleib von Günther Tschanun erfahren wollten³⁷⁶. Es gelang bis zuletzt, seine Anonymität zu wahren³⁷⁷.

Wie schon erwähnt lernte ich Marcel Bertschi in Zusammenhang mit der Fertigstellung des Berichts der von Moritz Leuenberger eingesetzten Untersuchungskommission

³⁷⁶ Erst neuerdings hat die Tages-Anzeiger-Journalistin Michèle Binswanger auf Grund des Öffentlichkeitsprinzips im JuWe in das Dossier Tschanun Einsicht erhalten und einen ausführlichen Bericht dazu verfasst (Günther Tschanun: Teil 1: Der verklärte Mörder; Teil 2: Wie der Mörder seine Haftentlassungen in letzter Sekunde gefährdete; Teil 3: Der Film, der Tschanun fast aus der Reserve lockte; Teil 4: Die Scalo-Episode; Tages-Anzeiger vom 10., 13., 15. und 17. April 2021, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Dass es richtig war, Tschanun eine neue Identität zu verschaffen, zeigt sich u.a. daran, dass Medien und Öffentlichkeit auch noch nach Jahr und Tag heftig reagiert haben, als dieser Artikel erschienen ist. Vielerorts schwingt der Grundtenor mit, dass ein verurteilter Mörder wie Tschanun trotz Strafverbüssung eigentlich kein Anspruch mehr habe, wieder ein normales Leben zu führen (vgl. z.B. Blick vom 14.4.2021: Dass ein Killer so geschützt wird, ist Justizversagen!“ Auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

³⁷⁷ In einem ähnlich prominenten (Aargauer-Vollzugs-)Fall, demjenigen des dreifachen Mörders Alfredo Lardelli, lief es genau umgekehrt ab. Lardelli tat alles, um nach seiner Entlassung aus einer zwanzigjährigen Freiheitsstrafe nicht in Vergessenheit zu geraten, obwohl er für sich das Recht auf Vergessen in Anspruch nahm. Zwar änderte er seinen Namen von Lardelli in Borgatte dos Santos um, indem er den Namen seiner damaligen brasilianischen Ehefrau annahm, er trat aber rasch wieder vor die Medien, damit man sofort wusste, wer Borgatte dos Santos war. Er blieb auch nach seiner Haftentlassung auffällig und verursachte u.a. in unmittelbarer Nähe des Amtssitzes JuV, damals noch an der Feldstrasse 42, mit seinem BMW-Offroader einen spektakulären Autounfall mit Sturz auf die Geleise beim Bahnhof Wiedikon. Lardelli starb relativ jung - im selben Jahr wie Tschanun, 2015 - an Nieren- und Leberversagen (vgl. 20 Minuten vom 22. Juli 2015 sowie insbesondere auch: Entlassene Mörder, in: SF «Der Club» vom 8.2.2000 mit Alfredo Lardelli, Viktor Dammann, Martin Vinzens und **Andreas Werren**. In dieser Sendung ist auch ausführlich von Tschanun die Rede, welcher kurz vorher bedingt entlassen worden war; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

zum Fall Hauert schon vor meinem Amtsantritt als Generalsekretär persönlich kennen und schätzen. Marcel ist für mich eine der prägenden Figuren der Zürcher Strafverfolgung. Er war und ist eine Person, die in ihrer Funktion stets öffentlich wahrgenommen wurde, kein Leisetreter und kein Sesselfurzer. Er sagt seine Meinung, die ich im Übrigen nicht immer geteilt habe oder teile, immer laut und deutlich, ohne Angst vor Repressionen. Als Marcel 1995 wieder einmal öffentlich für Internierungslager mit Stacheldraht für Ausschaffungshäftlinge und abgewiesene Asylanten eintrat, verpasste ihm Moritz Leuenberger gegenüber den Medien einen Maulkorb. Wenn ich mich recht erinnere, hat ihm Moritz auch verboten, als Gastredner an Christoph Blochers Albisgüetli-Tagung aufzutreten. Und wenn ich mich nicht täusche, wurde er dann von Staatsanwalt Armin Felber vertreten.

Marcel und Moritz waren ursprünglich beides Genossen und kannten sich aus ihrer politischen und beruflichen Vergangenheit. Ihr Verhältnis war dennoch nicht besonders gut, die Distanz zwischen Moritz Leuenberger und dem Florhof war generell eher gross. Moritz machte daraus auch kein Geheimnis. Und umgekehrt.

Man wird es kaum glauben, wenn man es nicht weiss, aber Marcel war in jüngeren Jahren Redaktor des SP-Blattes „Volksrecht“ und eine Zeit lang sogar Präsident der Stadtzürcher SP! In älteren Jahren ist er aus der Partei ausgetreten. Für ihn typisch hat er dazu gemeint, nicht er habe sich verändert, sondern die SP. Es sei einfach nicht mehr die Partei, in welche er eingetreten sei. Heute verstehe ich ihn etwas besser als noch vor 20 Jahren. Aber ehrlich gesagt: auch wir haben uns stark verändert.

Marcel Bertschi ist für mich ein klassischer Fall von harter Schale und weichem Kern. Er gibt sich gerne als Hardliner, hat aber eigentlich Menschen gern. Er hat sich auch immer für Mitarbeitende stark gemacht, wenn diese von anderen bereits abgeschrieben worden waren. Voraussetzung für ihn war immer guter Wille und Einsatzbereitschaft. War dies gegeben, konnte es bei einem Fehler zwar ein Donnerwetter absetzen, aber er gab immer auch eine zweite oder sogar dritte Chance. Sein Gerechtigkeitsgefühl war zudem auch für einen Staatsanwalt – oder muss man sagen: sogar für einen Staatsanwalt? – stark ausgeprägt. Ich kann mich an einen Fall erinnern, in welchem er sich für einen wirklich schweren Kriminellen eingesetzt hat, welchen er vor Gericht angeklagt hatte. Der Mann war geständig und wurde deshalb vom Obergericht abgeurteilt. Der nicht geständige Mittäter kam vor Geschworenen-

gericht. Marcel konnte es nicht verstehen und akzeptieren, dass der geständige Täter vom Obergericht zu einer empfindlich härteren Strafe verurteilt worden war als der nicht geständige, aber überführte Mittäter vom Geschworenengericht. Er fand das schlicht ungerecht und so etwas liess er nicht einfach auf sich beruhen. Er hat sich für seinen "Schützling" während des Strafvollzugs und sogar als Präsident des Fachausschusses immer wieder eingesetzt. Ich selber war mit diesem Fall auch befasst und hielt Marcel einmal genüsslich unter die Nase, dass er nun selbst in die Beziehungsfalle geraten sei. Insgeheim bewunderte ich ihn aber für seine Gradlinigkeit.

Es dürfte Marcel Bertschi wirklich schwer enttäuscht und geärgert haben, als eine ehemalige Mitarbeiterin ihm gegenüber in einer Zeitschrift den Vorwurf erhob, sie sei von ihm angewiesen worden, während mehrerer Jahre die Statistiken der Staatsanwaltschaft zu frisieren, um gegenüber dem Kantonsrat eine höhere Geschäftslast auszuweisen³⁷⁸. Natürlich erwies sich der Vorwurf als haltlos. Im Rahmen eines Vergleichs mit der entsprechenden Zeitschrift erhielt Marcel eine Genugtuungszahlung zugesprochen, mit welcher sich der begeisterte Radsportler ein neues Rennvelo finanzierte.

Marcel Bertschi hat mich auch nach seiner Pensionierung weiter begleitet. Er tat dies oftmals mit bissigen Mails, mit welchen er mir seine Einschätzung über irgendwelche Fälle mitteilte, wenn das JuV damit wieder einmal in die Medien gekommen war. Bei aller Kritik, Ironie und einer gehörigen Portion Sarkasmus blieb bei ihm auch immer ein Grundton von Wohlwollen spürbar, verbunden mit der Sorge, dass sich im Justizvollzug wieder der alte Schlendrian im Umgang mit gefährlichen Tätern einstellen könnte. Ich versuchte immer flott dagegenzuhalten. Es spricht für Marcel, dass er meine nicht sehr zimperlichen Antworten und Seitenhiebe einsteckte und dass wir uns darauf stets zu einem Mittagessen trafen; meist im Restaurant Krokodil an der Langstrasse, welches es nun auch nicht mehr gibt.

³⁷⁸ Vgl. NZZ vom 23.1.2002, Massive Vorwürfe gegen Staatsanwälte (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Dieser Geschichte ging eine andere voraus, welche sich um eine Amtsgeheimnisverletzung der betreffenden Mitarbeiterin in Zusammenhang mit dem Fraumünster Postraub drehte (vgl. Interpellation KR-Nr. 389/1998: Vorwürfe gegenüber der Staatsanwaltschaft, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Marcel ist wohl älter als 85, kommt aber bei schönem Wetter immer noch mit dem Velo zum Mittagessen, sonst mit dem Auto, nie mit dem öV, den er komplett ignoriert. Er ist immer noch auf der Höhe seiner geistigen Kräfte.

Ueli, der Staatsanwalt

Auch Ueli Weder war schon ein bekannter und gefürchteter Staatsanwalt, als ich ihn 1988 als Parteigenossen kennen lernte. Ich war damals noch Gerichtssekretär und er erschien unerreichbar hoch in der Hierarchie. Näher rückte ich erst als Generalsekretär der Justizdirektion auf.

Ueli war immer bescheiden und sehr kollegial. Er wirkt asketisch, sportlich, schlank und rank. Er ist sich in all den Jahren selber treu geblieben, strahlt Ruhe und Zuversicht aus. Er ist standhaft und unbeugsam. Modern ist er nicht, vielleicht etwas altmodisch. Justizmanagement um seiner selbst Willen war ihm immer ein Gräuel. Vermutlich hatte er damit geliebäugelt, Oberstaatsanwalt zu werden, er hat dann aber richtig erkannt, dass seine wahren Fähigkeiten im Kerngeschäft der Strafverfolgung liegen. Er war ein hartnäckiger, gradliniger Staatsanwalt. Er nahm nie falsche Rücksicht auf Ruf, Rang oder Namen³⁷⁹.

Ein noch härterer Knochen

Nur ein einziges Mal habe ich erlebt, dass Ueli Weder auf einen noch härteren Knochen als er selbst gestossen ist: auf Bezirksanwalt und Genosse Bruno Meier. Dieser hatte ein Strafverfahren gegen den damaligen Kommandanten der Kantonspolizei geführt und eingestellt. Wenn ich mich recht erinnere, hatte der Kommandant einen Korpsangehörigen persönlich in einem Strafverfahren verteidigt und dabei etwas zu viel aus dem Nähkästchen geplaudert. Damit geriet er selber ins Fadenkreuz, der Vorwurf war wohl Amtsgeheimnisverletzung. Bruno Meier stellte das Verfahren zwar ein, auferlegte dem Kommandanten aber die Verfahrenskosten, weil er das Verfahren betreffend Amtsgeheimnisverletzung leichtfertig verursacht habe. Ueli Weder genehmigte aber als zuständiger Staatsanwalt diese Kostenaufgabe nicht. Das nahm ihm Bruno äusserst übel, weil er darin wohl einen Bückling der Staatsanwaltschaft

³⁷⁹ Vgl. hierzu auch meinen Beitrag in: Liber amicorum für Ulrich Weder; Ueli, der Einmalige, S. 125 f., Zürich 2016; siehe auch Anhang 6.

gegenüber dem Kommandanten der Kapo vermutete. Diese Vermutung war allenfalls nicht völlig aus der Luft gegriffen, ich hätte aber diese Kostenaufgabe aus Opportunitätsgründen ebenfalls nicht genehmigt. Es zeigt sich, dass ein solcher Fall eben niemals von der Zürcher Strafverfolgung selbst hätte bearbeitet werden dürfen. Befangenheit oder der Anschein der Befangenheit wird sofort zum Thema.

Bruno Meier war durch nichts und niemanden zu stoppen, wenn er einmal die Spur aufgenommen hatte. Und hatte er zugebissen, so liess er nicht mehr los. Ein anderes Mal geriet ein hohes Mitglied der Zürcher Rechtspflege in sein Fadenkreuz. Der Verdacht: Unzucht mit Minderjährigen. Bruno hatte schon alles mit der Polizei vorbereitet, um der verdächtigen Person im Rahmen einer Personenobservation in eine grosse Stadt ins benachbarte Ausland nachzureisen. Die Vermutung war, dass es dort zu sexuellen Kontakten mit Minderjährigen kommen könnte. Der I. Staatsanwalt stoppte die Aktion im letzten Moment. Damit kam er selber in den Fokus von Meiers Ermittlungen. BA Meier zog zwei andere Staatsanwälte, Andreas Brunner und Jürg Faes, hinzu und eröffnete ein Verfahren gegen den I. Staatsanwalt, das aber bald wieder eingestellt wurde, da es gegen den I. Staatsanwalt nicht den geringsten Anhaltspunkt gab. Der oberste Strafverfolger soll auf alle drei Kollegen ziemlich sauer gewesen sein³⁸⁰.

Bruno Meiers Hartnäckigkeit war sehr gefragt, als es um die Führung des Strafverfahrens gegen den Babyquäler O. ging. Alle Beteiligten, auch der damalige Geschworenengerichtspräsident Christian Huber, bestätigen auch heute noch, dass für sie kaum je ein Strafverfahren belastender gewesen sei als dieses³⁸¹. Ankläger war Staatsanwalt Jürg Faes³⁸². Ich selber habe es kaum ertragen, nur schon die Anklageschrift zu lesen. Wenn sich in einem Strafverfahren tatsächlich einmal das Böse (im Sinne von bösen Taten) offenbart hat, dann zweifellos in diesem schrecklichen und monströsen Fall.

³⁸⁰ Vgl. Staatsanwalt gegen Staatsanwalt (Tages-Anzeiger vom 8.4.2017), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁸¹ Siehe auch: Der Stuhl: Studiogast Marcel Bertschi zum Fall Osterwalder (SF Rundschau vom 22.4.1998), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁸² Misshandlungen von Babys als versuchter Mord (NZZ vom 20.5.1998), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Bruno war derart unbeugsam, dass er sich auch mit seinem Abteilungschef überwarf. Er wechselte in die Bezirksanwaltschaft II, deren Leiter Renato Walty ihm die nötige Freiheit gab, so dass Bruno seine Fähigkeiten voll entfalten konnte. Renato war ein hartnäckiger Strafverfolger alter Schule, der in vielen grossen Drogenfälle gute Erfolge erzielte. Daneben war er ein hervorragender Velosportler, der wohl schon jeden befahrbaren Alpenpass der Schweiz bezwungen hat. Auch nach einem schweren Töffunfall kämpfte er sich wieder zurück. Solange es im gesundheitlich möglich war, habe ich ihn immer wieder einmal zusammen mit Jürg Bitterli zu einem gemeinsamen Mittagessen getroffen, meistens in einem italienischen Restaurant.

Ich habe auch Bruno Meier früher ab und zu zum Mittagessen getroffen. Dass ihn das Babyquäler-Verfahren immer noch belastete, war offensichtlich. Er blieb aber trotz allem der alte Kämpfer, der weder Tod noch Teufel fürchtete. In meiner Zeit als Oberstaatsanwalt verursachte er eine kleinere diplomatische Krise mit einem östlichen Staat. Bruno Meier hat im Rahmen eines Strafverfahrens gegen eine mafiöse Organisation bei diesem Staat um Rechtshilfe nachgesucht. Obwohl er mehrfach insistierte, liess man ihn ins Leere laufen. Er schrieb darauf an eine hohe Regierungsstelle, dass sie sich damit selbst mafiös und korrupt verhalte. Es kamen böse Beschimpfungen und Drohungen zurück. Jeder, der Bruno kennt, weiss, dass er sich nicht einschüchtern liess. Er hatte wohl auch recht, was ebenfalls alle wussten. Wie die Geschichte ausgegangen ist, weiss ich nicht mehr. Vermutlich ist irgendein Schweizer Diplomat zu Kreuze gekrochen.

Zu Bruno Meier passt auch sehr gut, dass er einmal allein mit seinem Velo bis nach Irkutsk oder noch weiter gefahren ist. Umso mehr hat mich erschüttert, als ich kürzlich erfahren habe, dass er 2020 völlig überraschend an einem Herzinfarkt gestorben ist.

Simply the best

Es ist mehr als bemerkenswert, dass es rund um Ueli Weder oder seine Staatsanwaltschaft IV für Gewaltdelikte in all den Jahrzehnten keinen einzigen Justizskandal gegeben hat. Dabei hat er sicher genügend Gelegenheiten gehabt, sich Feinde zu machen. Tatsächlich hat er sich aber vor allem Respekt, Hochachtung und Wertschätzung verschafft. Es darf auch erwähnt werden, dass er über einen beachtlichen wissenschaftlichen Leistungsausweis verfügt. Fragt man mich, wer der beste Strafverfolger der Schweiz sei, den ich kenne, zögere ich keine Sekunde: Ueli

Weder. Er ist jetzt seit fünf Jahren pensioniert. Er wird immer wieder als ausserordentlicher Staatsanwalt eingesetzt, um besonders schwierige Strafverfahren zu führen, wo andere gescheitert sind³⁸³.

Kein Kriminalgericht

Seine vielleicht grösste Niederlage erlebte Ueli Weder auf politischem Feld. Markus Notter plante um den Jahrtausendwechsel nicht nur eine Reorganisation der Strafverfolgungsbehörden, sondern eine umfassende Reform der ganzen Zürcher Strafjustiz. Im Rahmen einer Expertengruppe, der auch Ueli Weder angehörte, wurde die Vorlage für die Schaffung eines kantonalen Kriminalgerichts ausgearbeitet. Das war eine aufwändige und langwierige Sache. Schliesslich verabschiedete der Regierungsrat die Vorlage zuhanden des Kantonsrates, und es wurde eine Spezialkommission für die Vorberatung eingesetzt. Gegen den gemeinsamen einhelligen Widerstand von Obergericht und Bezirksgerichten war das Kriminalgericht chancenlos. Bereits an der ersten Kommissionssitzung wurde die Vorlage in der Luft zerrissen und beerdigt. Ueli Weder fragte mich anschliessend, was der Nichteintretensentscheid der Kommission für die Vorlage nun eigentlich bedeute. "Game over, alles vorbei!" antwortete ich. Ueli konnte es gar nicht fassen, dass eine derart grosse Arbeit ohne vertiefte Diskussion so rasch gebodigt worden war. So blieb er der Strafverfolgung des Kantons Zürich als Leitender Staatsanwalt der STA IV für Gewaltdelikte erhalten. Zum grossen Glück für die Zürcher Strafverfolgung!

Der Gescheiteste

Einer der gescheitesten Juristen am Florhof war Staatsanwalt René Ramer. Er ist während der Zürcher Krawalle Anfang der Achtzigerjahre dafür bekannt geworden, dass er einen Augenschein bei einer unbewilligten Demonstration nehmen wollte und dabei einen Schuss abgab. Er war also mit seinem Revolver bewaffnet unterwegs. Offenbar kam es zu einer heiklen Situation. Es war nachher von einem Molotowcocktail-Werfer die Rede. Jedenfalls schoss Ramer in einer Notwehr- oder Notstandssituation und streifte mit seiner Kugel den Demonstranten angeblich am Ohrläppchen. Die Strafuntersuchung dazu wurde eingestellt.

³⁸³ Der Rentner für alle Fälle übernimmt (Tages-Anzeiger vom 28. Mai 2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Ich ass mit René Ramer Ende der Neunzigerjahre ein erstes Mal im Ristorante Pomodoro am Zeltweg gegenüber dem Schauspielhaus und lernte dort den Wirt Faruk Torun kennen, den ich später wieder in Altstetten in der Nähe meiner Amtsstelle zuerst im "San Valentina" und dann im "Roten Stein" antraf. René Ramer und ich verstanden uns gut, und wir stellten als eine von verschiedenen Gemeinsamkeiten fest, dass wir beide dieselbe IWC Ingenieur trugen.

Die Speerspitze

Ein später und unechter Florhöfler ist Ueli Arbenz, der 2007 mein Nachfolger als Oberstaatsanwalt wurde. Immerhin hatte Ueli den nötigen Stallgeruch. Er gehört zur alten Winterthurer Bezirksanwaltschaft-Garde, ursprünglich unter Leitung des späteren Kantonspolizeikommandanten Eugen Thomann, dann selber als langjähriger Geschäftsleiter der Bezirksanwaltschaft Winterthur. Sein Bruder ist Peter Arbenz, ehemaliger Stadtrat von Winterthur, Delegierter für das Flüchtlingswesen, Direktor des Bundesamtes für Flüchtlinge, Brigadier, usw.. Ueli Arbenz ist ein langjähriger Weggefährte von Peter Marti. Peter Marti wiederum ist der Ehemann von Ruth Helbling und diese die Schwester von Peter Helbling, meinem Schulkollegen aus der Gymizeit, welcher als Mediziner beim Bundesamt für Gesundheit arbeitet. Ich habe Peter Marti wohl vor mehr als 40 Jahren zum ersten Mal an irgendeinem Fest im Volkshaus getroffen. Er galt und gilt als „scharfer Hund“³⁸⁴.

Die BA Winterthur galt als besonders hart und durchschlagkräftig, quasi die Speerspitze der Zürcher Strafverfolgung. Sowohl gegen vermeintliche wie wirkliche Terroristen als auch in Zusammenhang mit den sog. Winterthurer Ereignissen in den Achtzigern³⁸⁵ fuhr sie einen knallharten Kurs: Isolationshaft. Es kam zu einer Verurteilung durch den EuGH wegen unzulässiger Haftbedingungen.

Warum es ausgerechnet immer wieder in Winterthur zu Eskalationen gekommen ist, wäre einmal eine wissenschaftliche Untersuchung wert. Schon in den Siebzigerjahren waren die Geschehnisse rund um Swami Omkarananda ausgeartet, und es kam zu

³⁸⁴ Vgl. Der scharfe Hund aus Winterthur (Tages-Anzeiger vom 28. Juli 2022, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.)

³⁸⁵ Vgl. Eugen Schmid, Verhör und Tod in Winterthur, Zürich 1986.

Bomben- und Giftanschlägen³⁸⁶. Auch die schärfsten Auseinandersetzungen mit Dschihadisten haben sich in Winterthur rund um die An'Nur-Moschee zugetragen³⁸⁷.

Peter Marti ist als Bezirksanwalt direkt zum Oberrichter gewählt worden. Das ist deshalb möglich geworden, weil Peter einige Jahre Kantonsrat gewesen ist und ihn sein Wahlorgan so kennen und schätzen gelernt hat. Seine Zeit am Obergericht verbrachte er ausschliesslich auf einer Strafkammer, deren Vorsitz er später übernahm. Er blieb hart und konsequent³⁸⁸, aber immer fair. Als einer der wenigen Oberrichter interessierte er sich auch immer sehr stark für den Justizvollzug. Er hat sich bei mir oft über die Möglichkeiten und Grenzen des Justizvollzugs erkundigt und mit mir auch ab und zu fachlich gestritten. Es konnte passieren, dass er in einem Urteil den Justizvollzug hart kritisierte, wenn er fand, dass wir etwas nicht gut gemacht hätten. Dabei blieb er aber immer sachlich und korrekt. Gegenüber den Medien verhielt er sich immer sehr zurückhaltend. Einer seiner seltenen öffentlichen Auftritte war – nach seiner Pensionierung als Oberrichter - am 15. März 2018 in einer TalkTäglich-Runde von TeleZüri³⁸⁹.

Der Posträuberfänger

Nachfolger von Ueli Arbenz als Leiter der Staatsanwaltschaft Winterthur-Unterland wurde Rolf Jäger. Er war Auditor auf der 3. Abteilung beim grossen Vorsitzenden Jörg Bitterli und schon vor 30 Jahren ziemlich ergraut. Dafür hat er sich äusserlich ansonsten kaum verändert.

³⁸⁶ Der Göttin zuliebe (Spiegel vom 20.5.19979); Der Regierungsrat, die Bombe und der Guru (Der Landbote vom 13. August 2014); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁸⁷ Verrat in der Moschee (Republik vom 22.11.2018), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁸⁸ Seinem Ruf, ein scharfer Hund zu sein, wird er auch als Rentner gerecht. Er ist als ausserordentlicher Staatsanwalt des Bundes eingesetzt worden und ermittelt wegen Amtsgeheimnisverletzung gegen verschiedene Chefbeamten des Bundes (vgl. Sonderermittler nimmt Ignazio Cassis' Nummer 2 ins Visier, Tages-Anzeiger vom 13. Juli 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Er ging dabei so konsequent zu Werke, dass nun der Vorwurf einer Kompetenzüberschreitung im Raum steht und sogar ein Strafverfahren gegen ihn selber eröffnet worden ist (Ein Sonderermittler wird ermächtigt, gegen den Sonderermittler Peter Marti ein Strafverfahren zu eröffnen, in: Tages-Anzeiger vom 20. Dezember 2022, Link dazu auf meiner Website).

³⁸⁹ Tele Züri vom 15.3.2018, TalkTäglich zum Fall des Ruppertsweiler Mörders (aufgeführt auf meiner Website in der Linkliste).

Bekannt wurde er als untersuchungsführender Bezirksanwalt im wohl grössten Postraub der Geschichte vom 1. September 1997. Er kam wie die Jungfrau zum Kinde. Er hatte zufälligerweise gerade Pikettdienst, stürzte sich in die Arbeit und malochte Tag und Nacht durch. Eine Woche später ist ihm die erste Verhaftung gelungen. 16 Monate nach dem Überfall waren alle Posträuber gefangen. Mehr als die Hälfte der Beute von 53 Mio. Franken wurde nie gefunden³⁹⁰.

Rolf Jäger hat viele wichtige Fälle gelöst. Ich bewundere seine grosse Energie und Tatkraft, die es ihm sogar ermöglichte, neben seiner Arbeit im Jahr 2010 mit einer Dissertation zum Thema "Strafuntersuchung und Medien im Spannungsfeld der Interessen" zu promovieren.

Rolf gibt 2020 die Leitung der Staatsanwaltschaft Winterthur/Unterland ab und wird Sonderstaatsanwalt bei der Oberstaatsanwaltschaft. Ich wünsche diesem bemerkenswerten Kollegen nur das Beste.

Erinnerungen an andere Bezirksanwälte und Statthalter

Als neuer Generalsekretär besuchte ich nach meinem Amtsantritt nach und nach alle Bezirksanwaltschaften im Kanton. Ich kann mich noch gut an den Besuch der Bezirksanwaltschaft Dielsdorf erinnern. Irgendwann drehte der Geschäftsleiter Bezirksanwalt Paul Prinz von den Stühlen, welche um seinen Sitzungstisch herumstanden, einen nach dem anderen um. Beim dritten hielt er inne und zeigt mir ein eingeritztes Kreuz. Er erklärte mir, dass auf diesem Stuhl der Angeschuldigte gesessen habe, als er 1990 während einer Einvernahme von einem Zeugen erschossen worden sei. Der Zeuge hatte plötzlich eine Waffe in der Hand und schoss fünf Mal auf den Angeschuldigten. Die Sicherheitskontrollen waren damals offenbar noch nicht sehr gut. Anschliessend sei es totenstill gewesen und alle Anwesenden hätten das Schlimmste befürchtet. Der Schütze verliess dann aber den Raum und liess den geschockten Bezirksanwalt, Protokollführer und die Verteidigerin zurück. Diese Rechtsanwältin war

³⁹⁰ Am 25. April 2020 ist der dokumentarische Spielfilm "Es geschah am...: Der Postraub des Jahrhunderts" im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt worden (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Rolf Jäger kommt dort ausführlich zu Wort. Es ist mir dabei wieder aufgefallen, dass er wohl ein schlechter Pokerspieler wäre. Immer wenn ihm etwas besonders gut gefällt oder ihn erfreut, zieht er spitzbübisch unwillkürlich seine rechte Augenbraue nach oben, bevor er etwas sagt.

Sylvia Maurer (heute verheiratete Frei), die als Präsidentin des Bundesstrafgerichts in Bellinzona amtierte. Ich habe sie in den letzten Jahren ab und zu in der Kommission für Kriminalitätsstatistik in Neuchâtel getroffen. Ihr Mann Andreas Frei ist Richter am Verwaltungsgericht des Kantons Zürich. Er war eine Zeit lang auf derjenigen Kammer tätig, welche für die Beschwerden im Justizvollzug zuständig ist. Er hat das JuV in seinen Urteilen ab und zu – sicher zu Recht - hart kritisiert.

Die kleinste Bezirksanwaltschaft war diejenige des Bezirks Andelfingen. Dort amtierte Kurt Stäheli als letzter Bezirksanwalt, der gleichzeitig auch Statthalter des Bezirks war. In der ursprünglichen Gerichts- und Behördenorganisation war dies noch die Regelkombination. Sein Bruder Ruedi Stäheli war Gemeindepräsident von Rheinau und damit für die Gesundheits- und Justizdirektion in Bezug auf die psychiatrische Klinik Rheinau ein wichtiger Ansprechpartner. Seit einigen Jahren ist Andreas Jenni Gemeindepräsident. Er ist hauptberuflich Leiter des Amtes für Justiz und Gemeinden des Kantons Schaffhausen und zuständig für den Justizvollzug. Ich war mit ihm zusammen viele Jahre im Vorstand der Kantonalen Konferenz der Leitungen Justizvollzug. Sein Amt ist in das Volkswirtschaftsdepartement eingegliedert. Andis Chef war bis Ende 2020 Ernst Landolt, welcher zur Sorte der sehr sympathischen, pragmatischen und konsensorientierten SVP-Exekutivpolitiker gehört. Andreas selber ist SP-Mitglied und wollte mit seiner Gemeinde einen Testversuch für das bedingungslose Grundeinkommen machen. Es kam zu wenig Geld zusammen³⁹¹.

Ein bunter Vogel unter vielen grauen Mäusen in der Strafjustiz war Bezirksanwalt Adrian Ramsauer. Er politisierte als LGBT-Aktivist und warb mit seinem Konterfei bei einer Plakatkampagne für das Mineralwasser Passugger mit dem Slogan „Ich will meinen Freund heiraten können“³⁹². Damit war er seiner Zeit voraus, machte sich damit aber insbesondere bei der Staatsanwaltschaft nicht nur Freunde. Weil er im Internet Bekanntschaft mit Männern ab 16 Jahren suchte, wurde gegen ihn auf Anweisung der Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren eingeleitet, welches später eingestellt wurde. Gegen die Auferlegung der Verfahrenskosten wehrte er sich

³⁹¹ Vgl. Tages-Anzeiger vom 4. Dezember 2018, „Für Rheinau hat sich das Grundeinkommen bezahlt gemacht“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁹² Vgl. Wikipedia-Eintrag zu Adrian Ramsauer.

erfolgreich vor Obergericht³⁹³. Generell stellt sich aber auch aus heutiger Sicht immer noch die Frage, ob es mit Amt und Würde eine:r Strafverfolger:in vereinbar ist, wenn er/sie mit vollem Namen im Internet – also in der Öffentlichkeit – nach eine:r Partner:in schon ab 16 Jahren sucht. Der von Ramsauer damals in Kauf genommene Altersunterschied von über zwanzig Jahren mit einem unter 18 Jahre alten Partner und das damit verbundene Machtgefälle werfen für die von ihm repräsentierte Strafverfolgungsbehörde und Justizdirektion heikle Fragen dienstrechtlicher Natur auf. Dies wäre auch im Falle eines Heteropaars nicht anders. Inwieweit beeinträchtigt ein solches Verhalten einerseits ganz generell Ansehen und Integrität der Behörde und andererseits speziell diejenige des/der Inserent:in? Wir diskutierten mit ihm solche Fragen, konnten uns dabei aber nicht finden.

Adrian Ramsauer wurde selbständiger Rechtsanwalt und ist immer noch Bezirksrat in Winterthur (und zweiter Vizepräsident des Gremiums). Leider habe ich mit ihm nie mehr Kontakt gehabt. Er war immer ein besonders inspirierender Kollege.

Ebenfalls ein etwas besonderer Bezirksanwalt war Marc Ziegler. Er war mir schon während des Studiums aufgefallen, da er sich oft zum Wort meldete. Später begegnete ich ihm wieder am Bezirksgericht Zürich, wo er als Gerichtsssekretär am Arbeitsgericht amtierte. Später wurde er für die SP Bezirksanwalt an der Bezirksanwaltschaft Zürich. Zudem wurde er in den Zürcher Gemeinderat gewählt. Als Bezirksanwalt erregte er verschiedentlich mediale Aufmerksamkeit, z.B. als er 1994 mit einem grossen Polizeiaufgebot einen bekannten Sexclub stürmen und durchsuchen liess³⁹⁴. Es gab zwar mehrere Festnahmen, die weitere Untersuchung verlief aber mehr oder weniger im Sand. Er geriet schliesslich selber wegen seiner unkonventionellen Amtsführung in die Fänge der Justiz, es blieb aber kaum etwas an ihm hängen³⁹⁵. Schliesslich wechselte er den Beruf, und seither habe ich nichts mehr von ihm gehört.

Unschön ist die Geschichte des Abgangs des ehemaligen Statthalters von Dietikon. Adrian Leimgrübler war nach einer typischen Justizkarriere als Auditor, juristischer

³⁹³ Vgl. NZZ vom 9.11.2002, Obergericht rehabilitiert Adrian Ramsauer, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁹⁴ Das einst berühmteste Puff des Landes ist Geschichte (Limmattaler Zeitung vom 22.2.2014); auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁹⁵ SF 1, schweiz aktuell vom 20. Oktober 2000 (Strafverfahren gegen Marc Ziegler).

Sekretär am Bezirksgericht Zürich und Bezirksanwalt schliesslich Statthalter des Bezirks Dietikon geworden. Verschiedene Vorwürfe und Verwerfungen mit der Justizdirektion führten dazu, dass er im November 2015 fristlos seines Amtes enthoben wurde. Leimgrübler war in Kollegenkreisen an sich recht beliebt, in seiner Amtsführung aber wohl manchmal – sagen wir einmal - etwas leger. Jedenfalls war das Zerwürfnis mit der Justizdirektion gross und irreparabel. Die JI hat nun aber den Fehler gemacht, ihn in eigener Kompetenz zu entlassen, statt einen entsprechenden Beschluss des Gesamtregierungsrates zu erwirken.

Leimgrüblers Beschwerde ans Verwaltungsgericht wurde praktisch vollumfänglich gutgeheissen. Einerseits stellte das Verwaltungsgericht wenig überraschend die Unzuständigkeit der JI für die Entlassung fest, andererseits erwog es, die geltend gemachten Pflichtverletzungen würden die fristlose Amtsenthebung nicht rechtfertigen. Leimgrübler wurde der Lohn bis zum Ablauf der Amtsdauer zuzüglich einer Abgangsentschädigung zugesprochen, was insgesamt wohl zwei vollen Jahreslöhnen entsprechen dürfte. Er trat nochmals zur Wiederwahl für die neue Amtsdauer an, gewählt wurde aber Simon Hofmann, der Sohn des ehemaligen Bezirksanwaltes, Verfassungsrates und Statthalters von Meilen Ueli Hofmann. Eine Geschichte mit vielen Verlierern³⁹⁶.

Ein weiterer unerfreulicher Kriegsschauplatz der Irrungen und Wirrungen rund um das Statthalteramt Dietikon war der Umgang mit zwei juristischen Sekretärinnen, welche sich sehr stark dafür eingesetzt hatten, dass gewisse Missstände zur Sprache kamen³⁹⁷. Sie wurden teilweise richtiggehend gemobbt und aus dem Amt gedrängt. Eine der beiden orientierte sich beruflich anders, die andere stand vor dem beruflichen Nichts. Obwohl Ombudsmann Thomas Faesi vehement intervenierte und um eine Lösung für diese mutige Frau ersuchte, brachte es die JI nicht fertig, ihr eine angemessene Ersatzlösung zu offerieren. Als ich von dieser Geschichte erfuhr, stellte ich sie als juristische Sekretärin in meinem Amt ein und erwirkte von der JI ausserhalb des ordentlichen Stellenplans die nötige Stelle.

³⁹⁶ Vgl. NZZ vom 24. März 2017, „Jacqueline Fehr schasst Statthalter zu Unrecht“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁹⁷ Vgl. auch St. Galler Tagblatt vom 6. Dezember 2017, „Richterin ist nicht befangen: Biffiger blitzt vor Gericht ab“, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Gerne erinnere ich mich an langjährige Bezirksanwälte bzw. Staatsanwälte wie Niklaus Eigenmann, Urs Hubmann, Edwin Lüscher und Markus Oertle. Niklaus Eigenmann war Leiter der Staatsanwaltschaft I für besondere Untersuchungen und ist leider schon 2014 verstorben. Urs Hubmann und Edwin Lüscher waren zur gleichen Zeit wie ich am Bezirksgericht Zürich tätig, und man hat sich über all die Jahre immer wieder einmal gesehen. Urs Hubmann ist zwischenzeitlich Leitender Staatsanwalt der Besonderen Staatsanwaltschaft II für Schwere Kriminalität und besondere Untersuchungen geworden³⁹⁸, Edwin Lüscher ist Leiter der Krawallgruppe der Zürcher Staatsanwaltschaft³⁹⁹. Markus Oertle ist als Nachfolger von Ueli Weder Leitender Staatsanwalt der Kantonalen Staatsanwaltschaft I, Schwere Gewaltdelinquenz, geworden⁴⁰⁰. Auch diese Kollegen werden gelegentlich in Pension gehen.

Die grosse Reform von 2005

Mit der grossen Reorganisation von 2005 wurden die Bezirksanwaltschaften in fünf regionalen Staatsanwaltschaften zusammengefasst: Zürich-Limmat, Zürich-Sihl, Limmattal-Albis, Winterthur/Unterland und See/Oberland. Der Widerstand der kleinen Bezirksanwaltschaften war ursprünglich gross, sie befürchteten, ihre Autonomie zu verlieren. Am Stärksten wehrten sich die Bezirksanwaltschaften Meilen und Pfäffikon, welche beide neu zur regionalen Staatsanwaltschaft See/Oberland mit neuem zentralem Standort in Uster gehören. Der Leitende Staatsanwalt Markus Hohl, ein Staatsanwalt der alten Florhoftruppe, übernahm diese Aufgabe nur widerstrebend, dank ihm formte sich die Staatsanwaltschaft See/Oberland aber nach und nach zu einer neuen Einheit. Die Staatsanwaltschaft Winterthur/Unterland wuchs unter Führung des charismatischen leitenden Staatsanwalts Ueli Arbenz sehr rasch zu einem neuen Team zusammen. Die Staatsanwaltschaft Limmattal-Albis hat Claudia Wiederkehr, die Tochter des langjährigen Gesundheitsdirektors Regierungsrat Peter

³⁹⁸ Zwei neue Leitende Staatsanwälte (Tages-Anzeiger vom 30.6.2011), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

³⁹⁹ Vgl. Die Zürcher Hooligan Jäger (Tages-Anzeiger vom 20.3.2018), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴⁰⁰ Er liess sich 2022 vorzeitig pensionieren und ist nun im Anwaltsbüro von Valentin Landmann als Rechtsanwalt tätig (vgl. Oberster Strafverfolger wird Milieu-Anwalt, Blick vom 19. November 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.)

Wiederkehr übernommen. Trotz ihrer politischen Herkunft oder vielleicht gerade deshalb hält sie nicht sehr viel von der Politik. Sie ist eine souveräne Leitende Staatsanwältin und müsste eigentlich irgendwann einmal Oberstaatsanwältin werden. Vielleicht ist sie dafür aber auch etwas zu unbequem.

Am wenigsten Mühe mit der Regionalisierung hatte die Bezirksanwaltschaft Zürich, welche nicht wie die anderen Bezirksanwaltschaften in eine noch grössere Einheit überführt, sondern gegenteils in zwei Staatsanwaltschaften aufgeteilt wurde: links der Limmat und rechts der Limmat. Wohl schwierig wird es, wenn eine Leiche in der Mitte der Limmat treibend gefunden wird. Die Staatsanwaltschaft Zürich-Sihl übernahm Ursula Frauenfelder, Zürich-Limmat Martin Bürgisser.

Es ist 14.00 Uhr geworden im Imagine. Dani Wick verspricht beim Abschied, mich anzufragen, wenn sich die Gruppe alter OSTAler wieder zu einer Schifffahrt nach Rapperswil trifft. Er macht sich Richtung Kaspar Escher-Haus auf. Das sind nur wenige hundert Meter von hier. Ich habe noch Weihnachtseinkäufe zu erledigen; das Übliche: Pralinen von Teuscher, Kalender und Bücher von Orell Füssli. Blumen erst später.

12. Dezember 2019: im Schweizerischen Kompetenzzentrum Justizvollzug in Fribourg

Der Schweizer Justizvollzug: chaotisch, unübersichtlich, unführbar. Überorganisiert = unterorganisiert.

Justizvollzug als Bundesaufgabe. SKJV quo vadis?

Der Freund meines Freundes ist mein Feind. Cooler Typ ist Vulkan.

Der sehr spezielle Herr Urs Schällibaum. Freier Wille, Gene und Umwelteinflüsse.

Kant kanns. Kriminalkarrieren. Das Böse und sein Teufel.

Unser Strafrecht basiert auf einer sehr einleuchtenden Fehlüberlegung.

Das Schöne, die Hoffnung.

Schon um 07.30 fährt mein Zug ab HB Zürich Richtung Fribourg. Ich bin es mir gar nicht mehr gewöhnt, so früh aufzustehen. Wie immer ist der Zug, der über Bern fährt, bumsvoll. Wie immer fahre ich dienstlich erste Klasse, privat im Übrigen immer zweite. Ich steure auf den ersten freien Platz zu. Ein Herr sieht leicht verärgert auf und nimmt seine Tasche vom gegenüberliegenden Sitz zu sich. Ich mach es mir für die nächsten eineinhalb Stunden bequem. Früher hatte ich immer eine halbe Stunde, bis mein Laptop mit meinem Handy und dann mit dem Netz verbunden war. Mit dem iPad bin ich sofort im Internet und zudem mit Lotus Mail und Connect der JI verbunden. Das ist tatsächlich sehr praktisch.

Kurz vor 09.00 Uhr komme ich in Fribourg an. Der Sitz des SKJV ist in fünf Gehminuten erreichbar. Das Kompetenzzentrum ist so stark gewachsen, dass zusätzlich zu den alten Räumlichkeiten an der Avenue Beauregard 11 noch Räume an der Avenue Beauregard 1 hinzugemietet werden mussten. Unterwegs treffe ich den St. Galler Regierungsrat Fredy Fässler, OSK-Sekretär Joe Keel und meinen Amtsleiterkollegen Mathias Fässler aus Graubünden, sie sind mit demselben Zug wie ich angekommen.

Mit Fredi anzukommen ist immer gut, er ist Präsident des Stiftungsrates und ohne ihn fängt die Sitzung nicht an. Als erstes gibt es Kaffee und Gipfeli, und dann geht es los.

Die Traktandenliste ist wie immer endlos lang, noch länger werden die ewig gleichen Diskussionen.

Komplizierter geht's (n)immer

Das Schweizerische Kompetenzzentrum für Justizvollzug soll gemäss Stiftungsstatut die Kantone und Konkordate bei der strategischen Planung und Entwicklung des Justizvollzuges in der Schweiz unterstützen. Es versteht sich als interdisziplinäre Plattform, Drehscheibe und führendes Bildungszentrum im Schweizer Justizvollzug. Es besteht erst seit 2018. Schon viel älter ist aber der Nukleus des SKJV, das ehemalige Schweizerische Ausbildungszentrum für den Strafvollzug (SAZ). Markus Notter hat massgeblich am Auf- und Ausbau des SAZ mitgewirkt.

Wenn man mich fragt, wie der gesamtschweizerische Justizvollzug organisiert sei, so komme ich immer etwas in Verlegenheit. Die Wahrheit ist: chaotisch, unübersichtlich, unführbar. In der Bundesverfassung steht, dass der Strafvollzug eine sog. Verbund-sache ist, also eine gemeinsame Aufgabe von Bund und Kantonen. Das Strafgesetzbuch enthält einige wichtige Grundsätze zum Justizvollzug, aber nichts zur Organisation. Das Bundesamt für Justiz hat auf Bundesebene den fachlichen Lead und die fachliche Oberaufsicht. Es nimmt auf den kantonalen Strafvollzug Einfluss, indem es Bauvorhaben für Justizvollzugsanstalten finanziert, sofern die Subventionsvorgaben eingehalten werden: es gibt bauliche Standards zur Zellengrösse, -belegung, Verhältnis von Wohn- zu Arbeits- und Freizeiträumen etc. vor. Grundsätzlich ist der Justizvollzug aber Sache der Kantone, und so hat auch jeder Kanton seine eigene kantonale Justizvollzugsgesetzgebung. Die Kantone haben sich einerseits in der Konferenz der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektor:innen KKJPD⁴⁰¹ (mit einem fünfköpfigen Vorstand) organisiert. Die KKJPD funktioniert nach den Regeln einer einfachen Gesellschaft und somit nach dem Einstimmigkeitsprinzip. Mehrheitsbeschlüsse sind für nicht zustimmende Kantone nicht verbindlich. Andererseits gibt es drei verschiedene Strafvollzugskonkordate, nämlich das Ostschweizer Strafvollzugskonkordat (OSK, dem Zürich angehört), das Nordwest- und Innerschweizer Konkordat (NWI) und schliesslich das Concordat Latin (CL)⁴⁰². Die Kantone stimmen ihre Bedarfs- und

⁴⁰¹ Link dazu auf meiner Website

⁴⁰² Links zu den Konkordaten siehe meine Website.

Bauplanungen innerhalb ihres Konkordates mehr oder weniger aufeinander ab, legen die Taxen für in Strafanstalten Eingewiesene fest und erlassen Richtlinien für eine einheitliche Anwendung des Straf- und Massnahmenvollzugs. Zudem betreiben die Konkordate die Fachkommissionen zur Beurteilung der Gemeingefährlichkeit von Straftätern. Auch die Konkordate können keine für alle verbindlichen Mehrheitsbeschlüsse fassen, dafür bracht es Einstimmigkeit.

Die drei Konkordate haben zu identischen Themen teilweise unterschiedliche Richtlinien erlassen. Seit einigen Jahren gibt es grosse Bemühungen, die Konkordatsrichtlinien und -Planungen zu harmonisieren. OSK und NWI sind da schon recht weit. Die Vision eines einheitlichen Konkordates steht aber noch in den Sternen.

Als weitere wichtige nationale Gremien kommen die Kantonale Konferenz der Amtsleitungen Justizvollzug (KKLJV) und eben das SKJV hinzu. Eine Koordinationsfunktion versucht die Koordinationskonferenz Justizvollzug (KoKJ) wahrzunehmen, welche sich aus den Konkordatssekretären, dem Generalsekretär der KKJPD sowie aus Vertretungen der KKLJV und des SKJV zusammensetzt. Realität ist: es gibt viel zu viele und zu grosse Gremien, keine Gesamtsteuerung, aber beliebig viele Veto- und Blockierungsmöglichkeiten.

Den faktischen Lead in Entwicklungs- und Planungsfragen übernehmen die grossen Kantone BE, GE, VD, ZH, jeder für sich selbst nach eigenem Gutdünken, natürlich aber durchaus immer auch mit Blick auf das Ganze. Zürich macht von den Vollzugsfällen und vom Aufwand her gesehen rund einen Fünftel der schweizerischen Justizvollzugslandschaft aus. Also alles mal fünf: z.B. Bruttoaufwand ZH: gut 200 Mio. Franken, gesamtschweizerisch ergo über 1 Milliarde Franken⁴⁰³.

Justizvollzug als Bundesaufgabe

Die verschiedenen Gremien und Obergremien sind keine eigentlichen Planungs- und Steuerungsinstrumente. Sie sind viel zu gross und letztlich entscheidungsunfähig. Wie erwähnt können sie keine Mehrheitsbeschlüsse fällen und jeder Kanton, sei er noch

⁴⁰³ Diese Ein-Fünftel-Regel scheint auch für viele andere Bereiche zu stimmen. Beispielsweise hat Zürich regelmässig etwas 1/5 aller schweizerischen Corona-Fälle.

so klein, hat die gleiche eine Stimme. Es sind Informationsaustauschgremien und –plattformen, nicht mehr, aber immerhin.

Eine gesamtschweizerische Steuerung des Justizvollzugs wäre an sich richtig und wichtig. Damit sind aber erhebliche politische Risiken verbunden. Insbesondere besteht die Gefahr, dass bei einer gesamtschweizerischen Vereinheitlichung fortschrittliche Kantone wie der Kanton Zürich sehr stark zurückgebunden würden. Das Mittelmass würde zum Benchmark, eine Nivellierung gegen unten wäre absehbar. Ich habe mich deshalb nie allzu laut für einen gesamtschweizerischen Justizvollzug stark gemacht. Zudem müssten die Institutionen auch bei einer schweizerischen Vereinheitlichung weiterhin kantonal geführt werden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass alle kantonalen Gefängnisse und Justizvollzugsanstalten plötzlich zu Bundesanstalten würden, geführt durch Bundespersonal in einem riesigen Bundesbetrieb wie die Post oder die SBB. Das entspräche definitiv nicht unserem föderalistischen Staatsverständnis. Irgendetwas wird aber geschehen müssen, insbesondere auch über den Röstigraben hinweg.

Das SKJV auf der Suche nach seinem Platz

Fast bei jeder Sitzung und bei jedem Traktandum handelt der Stiftungsrat auch und immer wieder von Neuem die zentrale und immer noch nicht gelöste Frage ab, welches Aufgaben- und Rollenverständnis die einzelnen Stiftungsratsmitglieder und der Stiftungsrat für sich als Ganzes haben, wie die Kompetenzen und Kompetenzabgrenzungen von Stiftungsrat und Direktion des SKJV sind, wie das Verhältnis zur KKJPD, den Konkordaten und den Kantonen ist, welche Rechtsnatur und Verbindlichkeit Gutachten und Richtlinien des SKJV haben etc..

Dazu gab es zu meinen Zeiten die immer wieder gleichen unterschiedlichen Positionen der Stiftungsratsmitglieder (Stand 2019):

1. Mitglieder, die verunsichert und manchmal ratlos waren und in den Sitzungen verschiedenste Fragen stellten, die nicht beantwortet werden konnten.
2. Mitglieder, die der Direktion SKJV ständig vorhielten, was sie alles nicht oder falsch gemacht hatte und was sie endlich dringendst tun müsste. Diese Kategorie mischte sich mit Vorliebe auch in das operative Geschäft des SKJV ein.

3. Mitglieder, die fanden, man müsse die Direktion und ihre Verwaltung mit möglichst vielen Kompetenzen nun endlich vorwärts arbeiten lassen. Eine Einmischung des Stiftungsrates ins operative Geschäft habe zu unterbleiben.

4. Mitglieder, die zwischen diesen Positionen hin- und her lavierten.

Manchmal wurden die Auseinandersetzungen im Stiftungsrat sehr persönlich und auf Mann gezielt geführt. Man fuhr sich nicht selten sehr massiv gegenseitig an den Karren. Ich bedauerte dies sehr, zumal es Streitereien unter Leuten waren, die ich alle sehr mag. Ich versuchte deshalb nach dieser meiner letzten Sitzung und dem anschliessenden Mittagessen (mittelmässige Kalbhaxe) bei Kaffee und Schnaps, vor allem zwei Kontrahenten wieder etwas näher zusammenbringen. Das ist mir leider nicht wirklich gelungen, schon kurz danach hat mir jeder - je einzeln - deutlich gemacht, dass da kaum mehr ein Zusammengehen mit dem anderen möglich sei.

Das SKJV litt auch unter häufigen Personalwechseln. Zwei der wichtigsten Kaderfrauen im Bildungsbereich haben per Ende 2019 gekündigt. Regine Schneeberger folgte dem Ruf von Hansruedi Schwarz in die JVA Thorberg als Vizedirektorin⁴⁰⁴. Sicher eine sehr gute Wahl für den Thorberg, ein riesiger Verlust für das SKJV. Ich befürchtete, dass ihm die Felle davon schwimmen könnten. Insofern bedauerte ich es auch, den Stiftungsrat verlassen zu müssen.

In welche Richtung sich das Kompetenzzentrum Justizvollzug weiterentwickeln wird, ist – mein Stand Ende 2019 - unklar, ebenso seine Positionierung innerhalb der verschiedenen überkantonalen Player KKJPD, KKLJV, der drei Konkordate sowie der leitenden Ausschüsse wie Vorstand KKJPD und KoKJ. Ursprünglich war das zentrale, politisch-strategische Organ für den schweizerischen Justizvollzug der sog. Neunerausschuss der KKJPD, in welchem drei Regierungsrät:innen und die Sekretär:innen aus den drei Konkordaten, das Generalsekretariat KKJPD sowie das Bundesamt für Justiz vertreten waren. Der Neunerausschuss wurde mit der Gründung des SKJV aufgehoben, was aus meiner Sicht ein Fehler war. Der Vorstand der KKJPD hat viel zu viele andere Aufgaben, um diejenigen des Neunerausschuss auch noch

⁴⁰⁴ Regine Schneeberger ist mit Wirkung ab 1. Oktober 2022 zur ersten Direktorin der JVA Thorberg gewählt worden (Medienmitteilung der Berner Sicherheitsdirektion vom 14. Juli 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

übernehmen zu können. Und das SKJV ist – wie es sein Name sagt – ein Kompetenzzentrum, womit zweifellos Fachkompetenz gemeint ist. Es ist kein politisches Steuerungsorgan. Nichts anderes ergibt sich aus dem Stiftungsstatut. Gleichwohl sollen die Bestrebungen noch verstärkt werden, dass das SKJV die Lücke füllt, welche sich seit Wegfall des Neunerausschusses ergeben hat. Damit die Fachlichkeit dann doch genügend berücksichtigt wird, will man nun offenbar einen Fachausschuss gründen. Das heisst für mich aber nichts anderes, als dass man die verschiedenen Ebenen durchmischt und damit alles noch schwieriger und unübersichtlicher macht. Komplizierter geht's (n)immer.

Was wäre meine Lösung? Eine wirklich gute habe auch ich nicht zur Hand, aber immerhin wäre die Rückkehr zum Neunerausschusses ein Schritt in die richtige Richtung.

Ich hoffe, dass mein Nachfolger den SKJV-Direktor Patrick Cotti in seiner schwierigen Aufgabe unterstützen kann. Die beiden kennen sich schon lange und gut. Man kann gespannt in die Zukunft blicken. Patrick drücke ich beide Daumen. Ich wünschte mir sehr, dass sich meine ursprüngliche Befürchtung als falsch erweist: ich dachte manchmal für mich, man sollte nicht der erste SKJV-Direktor sein, da dieser fast sicher verheizt wird. Erst der zweite Direktor werde eine echte Chance haben, etwas Nachhaltiges aufzubauen. Ich hoffe, dass ich falsch liege.

Am Schluss gibt es die obligate Verabschiedung für mich. Fredi Faessler findet nette und freundliche Worte, die mich freuen. Ich bekomme ein riesiges Esspaket und einen Karton Wein. Das wird etwas umständlich für den Heimtransport. Mein lieber Kollege Ronald Gramigna hat das letzte Wort. Er sagt: "Als ich Thomas 2008 kennen lernte, dachte ich: Wow, ein cooler Typ. Jetzt weiss ich: der Mann ist ein Vulkan." Ausnahmsweise ein Psychologe, der etwas tiefer blickt.

Ich reise mit Fredi Faessler und Joe Keel nach Zürich zurück. Sie werden nach St. Gallen weiterfahren. Wieder ist der Zug überfüllt. Bereits um 19.30 Uhr muss ich für das grosse Schulkonzert in der Aula der Kantonsschule Stadelhofen in Zürich sein. Angelina wirkt natürlich mit. Ich freue mich sehr darauf und spüte mich.

Konzert des Kammerchors und des Schulorchesters Stadelhofen

Zurück aus Fribourg treffe ich Kornelia zum kleinen Imbiss im Vegi-Selbstbedienungsrestaurant Tibits beim Opernhaus. Anschliessend geht es Richtung Kanti Stadelhofen, beim Bahnhof die Treppe hoch. Obwohl wir früh da sind, ist der Saal schon gut gefüllt. Wie immer ist auch der Prorektor der Kantonsschule Stadelhofen, Deutsch-, Philosophielehrer und Betreuer von Angelinas Maturarbeit Urs Schällibaum hier. Er läuft ununterbrochen hin und her. Wie jedes Mal gehe ich auf ihn zu, begrüsse ihn und sage ein paar Worte, und wie jedes Mal ist ihm das irgendwie unangenehm. Ein Gespräch kommt wie immer nicht in Gang. Wir konkurrenzieren uns ein bisschen um Angelina, der geistige Lead liegt jetzt aber eindeutig bei ihm. Zurecht hält er Angelina für ein Ausnahmetalent und überschüttet sie mit Bestnoten. Irgendetwas an ihrer Art scheint ihn an sich selber zu erinnern.

Unsere erste Begegnung war eher merkwürdig. Es ging darum, dass Angelina unbedingt bei ihrer Geigenlehrerin Angelica Som im Konservatorium Zürich bleiben und nicht zu einer schuleigenen Geigenlehrerin wechseln wollte. Ich erwischte dabei Urs Schällibaum als verantwortlichen Projektor auf dem linken Fuss. Er hatte kurz vorher in seiner Begrüssungsansprache für die neuen Schüler:innen und ihre Eltern in der Aula vorgeschwärmt, welchen hohen Grad an Individualismus seine Schule ermögliche. Überhaupt sei Ermöglichen das Wichtigste. Ermöglichen und nicht verhindern! Auswahl ermöglichen! Als er vorerst auf einer schuleigenen Geigenlehrerin beharrte, erinnerte ich ihn an seine Begrüssungsrede. Das gefiel ihm nicht besonders, das sei etwas völlig anderes. Auf diesem Weg war er nicht zu knacken.

Ich wies dann aber auf die allgemeinen Übertrittsschwierigkeiten von Angelina hin, auch darauf, wie sehr sie ihre alte Schule vermisse und in der neuen Situation manchmal traurig sei. Genau hierauf habe er uns auch ansprechen wollen, er sei froh, dass uns Eltern das auch auffalle. Auch mit Angelinas Mathematiklehrer habe er schon darüber gesprochen, meinte Schällibaum. Und hier hatten wir eine gemeinsame Basis gefunden für eine Ausnahme, die es ermöglichte, Frau Som als Geigenlehrerin für Angelina zu erhalten. Ich befürchte aber, dass Herr Schällibaum mich als Vater sieht, der ständig Druck auf Angelina macht. Ein Vater, der als Oberknastchef arbeitet und sich auch gegenüber Angelina so aufführt.

Ich hoffe, dass es nicht so ist.

Unser freier Wille⁴⁰⁵

Herr Schällibaum hat recht: ermöglichen ist etwas vom Wichtigsten: verschiedene Optionen aufzeigen, die freie Wahl ermöglichen. Das ist ein Thema, welches wir familienintern oft besprochen haben, vor allem Kornelia, Angelina und ich. Es ist natürlich auch ein zentrales Strafjustizthema.

Eine sog. freie Wahl setzt voraus, dass der Mensch auch tatsächlich einen freien Willen zur freien Wahl hat. Dieses Thema hat umfassende religiöse, weltanschauliche, aber auch wissenschaftliche Komponenten. Bei der Vorbereitung des Faches Kriminologie für die Lizentiatsprüfung überzeugte mich die in der Literatur weit verbreitete Lehrmeinung, das menschliche Handeln oder Unterlassen sei nur durch zwei – allerdings sehr komplexe und kaum zu entwirrende – Komponenten determiniert: die Gene und die Umweltseinflüsse. Tertium non datur⁴⁰⁶. Diese Aussage stösst im Allgemeinen sofort auf heftigen Widerstand: „Dann spielt es also überhaupt keine Rolle, was ich mache?“ „Wieso kann denn ein Tellerwäscher zum Millionär werden, die meisten Menschen aber nicht?“ „Dann hat der Mensch also keinerlei Eigenverantwortung?“ „Das würde ja heissen, dass alles vorbestimmt ist. Bei zwei Optionen habe ich aber die freie Wahl zwischen der einen oder der anderen oder ich kann es dem Zufall überlassen.“ usw.

Was der freie Wille aber eigentlich sein soll, hat mir noch niemand plausibel erklären können. Was Gene oder Umwelteinflüsse sind, ist mir zumindest theoretisch klar. Der freie Wille ist für mich nichts anderes als eine nicht belegbare, durchaus auch bequeme und sehr praktische Grundannahme, ein Axiom. Ein guter Ansatz, um dem Men-

⁴⁰⁵ Von den nachfolgenden Ausführungen habe ich Vieles auch in meinen Artikel in der Zeitschrift Seelsorge und Strafvollzug Nr. 4, Juli 2020 übernommen.

⁴⁰⁶ Vgl. hierzu NZZ vom 3. März 2024, Interview mit der Physikerin Sabine Hossenfelder: Frage: «Gibt es einen freien Willen?» Antwort: « Selbst von der philosophischen Seite her ist das ja eine schwierige Fragestellung, denn wie soll man das überhaupt definieren? Deshalb gehe das so an: Es gibt die Naturgesetze. Und die Naturgesetze sind teilweise deterministisch. Sie sagen: Die Zukunft folgt aus der Vergangenheit, Ihre heutigen Handlungen ergeben sich aus dem Universum von gestern, das sich wiederum aus dem Zustand des Universums von vorgestern ergibt, und so weiter, bis zurück zum Beginn des Universums. Dann gibt es noch die Quantenmechanik, die noch ein Zufallselement mit hineinbringt. Der freie Wille – ich wüsste nicht, was das sein soll und wo der da noch hineinpassen könnte.»

schen die Verantwortung für sein Tun zu überbinden, ihn mit ständigen Schuldgefühlen zu belasten und so klein und lenkbar zu halten.

Bei allen Beispielen, mit welchen das Bestehen des freien Willens bewiesen werden soll, kann man aufzeigen, dass der suchende Mensch dabei ausschliesslich von genetischen und Umweltfaktoren bestimmt wird. Diese sind allerdings sehr komplex und nicht ohne weiters ersichtlich bzw. kaum zu entschlüsseln.

Dass in einer vergleichbaren Situation ein junger Mann ein Krimineller und ein anderer ein ehrenwertes Mitglied unserer Gesellschaft wird, hängt nicht von einem nicht weiter erklärbaren freien Willen, sondern vom Erfahrungshorizont des Menschen ab, von seinem Umfeld, von seiner Ausbildung, seiner wirtschaftlichen Situation, seinen Genen, seiner Intelligenz, seinem Charakter, von Personen, die ihn unterstützen und beeinflussen, manchmal auch von Zufällen (Unfälle, Katastrophen, Krieg, Lottogewinn etc.).

Dass ungefähr 20 Mal mehr Männer als Frauen kriminell werden, ist eigentlich schon der absolut schlagende Beweis für die exklusive Relevanz der Gene und Umweltfaktoren. Oder will jemand behaupten, dass sich Frauen öfters als Männer aus freiem Willen für das Gute statt das Schlechte entscheiden?

Testosteron!

Ich habe in meinem Berufsleben viele Straftaten gesehen. In keinem einzigen Fall hatte ich je den Eindruck, dass so etwas wie ein freier Wille des Täters eine Rolle für seine Straftaten gespielt haben könnte. Viele kriminelle Karrieren gleichen sich wie ein Ei dem anderen: in schwierigen Verhältnissen geboren und aufgewachsen, schwere Kindheit mit Fremdplatzierungen und viele Wechsel, erst schulische, dann jugendstrafrechtliche Auffälligkeiten, Platzierungen in Jugendheimen, später im MZU und dann in der JVA Pöschwies.

"Das musste ja so kommen", hört man oft. Andererseits: Wieso ist der straffällig gewordene Jugendliche anders als andere in vergleichbaren Umständen vom richtigen Weg abgekommen? Die bequeme Antwort: Mit etwas besserem (?) Willen wäre es anders gekommen! Er hätte sich einfach mehr anstrengen müssen.

Ich antworte: Vielleicht, weil er in einer völlig zerrütteten Familie gross geworden ist, weil er immer sich selber überlassen worden ist, weil er ungenügend betreut worden ist, weil seine Mutter früh gestorben ist, weil sein Vater nie da war, weil er in schlechte Gesellschaft geraten ist, weil er keine Lehrstelle gefunden hat, weil er einen labilen Charakter hat, weil er nicht besonders intelligent ist, weil er alkohol- und drogenabhängig geworden ist, weil er nie einen Lehrer oder einen Fussballtrainer hatte, der sich wirklich für ihn eingesetzt hat, weil er traumatisiert aus einem Kriegsland geflüchtet ist, weil er als Kind sexuell missbraucht worden ist, weil er immer geschlagen worden ist. Weil weil weil...

Am 25. März 2020 kommen Kornelia, Angelina und ich auf einem Spaziergang erneut auf das Thema „Freier Wille“ zu sprechen. Angelina hat Kant gelesen. Wieder einmal merke ich, dass grosse Denker das, was ich so halbpäzsig intuitiv spüre, schon vor langer Zeit sehr scharf durchdacht und formuliert haben. Meine 44 Jahre jüngere Tochter hat sich damit intensiv auseinandergesetzt. Sie ist da bereits viel tiefer vorgedrungen als ich. Alles von mir ist vergleichsweise nur Laiengebrabbel, ich versuche aber trotzdem zu formulieren, wie ich Angelinas Ausführungen verstanden habe. Vielleicht kann ich den/die eine:n oder andere:n Skeptiker:in ja doch noch überzeugen.

Was heisst freier Wille?

Freiheit heisst frei sein von irgendwelchen Einschränkungen. Also ist ein Wille dann frei, wenn er nicht in irgendeiner Art oder von irgendetwas eingeschränkt wird. Es wird aber niemand bestreiten können, dass unsere Persönlichkeit und Umwelteinflüsse immer direkt oder indirekt auf unseren Willen einwirken. Unser Wille ist nicht frei. Letztlich wäre ein Wille nur dann wirklich frei, wenn er von unserer Person, unserem Ich losgelöst wäre. Ein derart verstandener freier Wille würde zu rein zufälligen Entscheidungen führen.

Schopenhauer hat geschrieben, *der Mensch könne zwar tun was er will, aber er könne nicht wollen, was er will*. Und so kommt man zum Schluss: Es gibt keinen freien Willen.

Etwas Einziges ist dem freien Willen zugänglich

Ich meine also, dass wir keinen freien Willen haben, nur (aber immerhin) einen eigenen. Das sieht die Kirche, insbesondere die katholische, sicher anders. Am Heilig-

abend, 24. Dezember 2020, ist im Tages-Anzeiger ein Interview mit Kardinal Kurt Koch zu lesen. Er sagt: „Gott hat den Menschen gut geschaffen und ihm die Freiheit gegeben – sie ist ein sehr kostbares Geschenk. Mit seinem freien Willen kann der Mensch Gutes tun. Er kann seine Freiheit aber auch missbrauchen zum Schaden anderer. Ohne den freien Willen wäre der Mensch aber gleichsam bloss eine Marionette in der Hand Gottes. Wenn Gott den Menschen als freies Wesen geschaffen hat, dann ist er – menschlich gesprochen – auch das Risiko eingegangen, dass der Mensch den positiven Sinn seiner Freiheit auch verfehlen kann.“ Damit ist klargestellt: der Mensch ist an allem selbst schuld. Und das wiederum gibt der (katholischen) Kirche ein wunderbarer Hebelpunkt: unser schlechtes Gewissen.

Wenn ich es mir so überlege, ist meine Gläubigkeit vielleicht das Einzige, was ich im Kontext meines freien Willens verorten kann (oder besser: will?). Rein theoretisch könnte ich es mir genauso gut vorstellen, dass ich nicht glauben würde. Ich will aber. Dies ist nun sicherlich im Lichte des von mir zum freien Willen verschiedenen Orts Ausgeführten in hohem Grad widersprüchlich, trotzdem gefällt mir der Gedanke, dass die Antwort auf die Glaubensfrage, der Glaubensentscheid, der einzige freie Willensentscheid eines Menschen ist.

Mir ist aber auch klar: letztlich kommt es massgeblich darauf an, was man unter dem freien Willen versteht, verstehen will, wie man ihn definiert. Der individuell vorhandene Handlungs- bzw. Entscheidungsspielraum für den freien Willen ist zudem von Mensch zu Mensch verschieden, man denke z.B. an so unterschiedliche Menschentypen wie einen Spieler oder eine zwangshafte Person. Aber sofort stellt sich dann die Frage, ob es hier nicht ebenfalls wieder in erster Linie um genetische Dispositionen geht.

Vielleicht ist dieser Begriff aber auch einfach ungeeignet um zu erklären, was die Welt und den Menschen im Innersten zusammenhält.

Das Böse

Gibt es das Böse in unserer Welt, welches Menschen durchdringt, beherrscht und sie zu Verbrechen macht?

Es gibt zweifellos böse Taten, ja, ein Mensch kann auch böse sein. Kann er aber ständig böse sein? Ein Mensch, der immer böse ist? Ein Mensch von durch und durch böser Natur?

Ich bin überzeugt, dass die Antwort auf diese Frage ein klares Nein sein muss⁴⁰⁷.

Hitler hat Hunde geliebt, Stalin Rosen, Mao hat zwanzig Tonnen Mangos an die Bevölkerung verteilen lassen. Andererseits hat der grosse römische Kaiser Augustus – Namensgeber der Pax Augusta - besiegte Feinde fast immer umbringen lassen, oftmals nach jahrelanger Haft in dunklen Verliesen, bis sie an einem Triumphzug vorgeführt und anschliessend hingemetzelt wurden. "Memento mori", der Spruch, welchen der Staatsklave dem Triumphator auf dem Siegeswagen ins Ohr flüstern musste, ergibt in diesem Kontext einen ganz speziellen Sinn. Schöne Pax Augusta! Nach Eroberung der belagerten Stadt Perusia im Jahre 40 a.C.n. hat Augustus, der damals noch Octavian hiess, alle Noblen der Stadt, Hunderte von Menschen hinrichten lassen. Den um Gnade flehenden Menschen hielt er kalt entgegen: "Moriendum esse." Diese Morde befahl er an den Iden des März, vier Jahre nach der Ermordung seines Adoptivvaters Cäsars.

Menschen wurden zu Tausenden entlang der Via Appia gekreuzigt, die Indianer in Nord- und Südamerika über Hunderte von Jahren massakriert. Menschen versklaven Menschen, auch heute noch. Churchill und sein Luftmarschall „Bomber“ Harris verbrannten während des zweiten Weltkrieges mit Flächenbombardements in deutschen Städten Zehntausende von Menschen, als es militärisch längst nicht mehr notwendig war.

Hitler hat den Tod von 20 Mio. Menschen, den Holocaust, Stalin den Tod von 50 Mio. Menschen und Mao von 70 Mio. Menschen mitzuverantworten.

⁴⁰⁷ Ich war bis Ende Mai 2020 Nutzniesser von Argus Data Insights. Von diesem Dienstleister werden Medieninhalte zusammengestellt und den Abonnenten im Internet zur Verfügung gestellt. JuWe lässt dies für Justizvollzugsthemen machen. Ich habe nun also dort kürzlich ein Interview von Sascha Michael Campi mit dem JVA-Direktor Martin Vinzens (Kantonale Strafanstalt Saxerriet) gelesen. Campi tritt immer als ehemaliger Gefängnisinsasse auf. Er ist als sog. Lambada-Raser bekannt geworden (vgl. z.B.: Lambada-Fahrer Sascha Campi: «Ich bin kein Opfer – aber auch ein Täter leidet», Aargauer Zeitung vom 19.8.2018, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Ich habe Campi gegenüber gewisse Vorbehalte. Martin Vinzens schätze ich sehr. Im Volksblatt (Tageszeitung für Liechtenstein) vom 4. Juni 2020 sagt Vinzens dem Interviewer, dass er kaum Menschen kenne, die von Grund auf böse seien. Er entdecke auch bei den ganz «Bösen» immer wieder Facetten der Stärke und des Guten. Er kenne aber Menschen mit mehrheitlich destruktiv-bösen Verhaltensweisen und deliktfördernden Weltanschauungen als Lebensprogramm.

Martin Vinzens ist Theologe.

Teufel? Teuflische Verbrechen! Verbrechen begangen von Kriegsverbrechern und Kriegshelden. Der Unterschied dieser beiden Kategorien ergibt sich manchmal lediglich daraus, wer den Krieg gewonnen und wer verloren hat. Der Sieger schreibt die Geschichte.

Bei Besuchen im MZU habe ich immer wieder Straftäter, meist wegen schwerer Gewalt- und Sexualdelikte, Mord und Totschlag verurteilte junge Männer kennengelernt. Sie wirkten auf mich nicht anders als gleichaltrige andere junge Erwachsene. Einmal habe ich an einer Aufführung im MZU einen jungen Mann am Klavier Bach spielen gehört, wunderschön und ergreifend. Er war wegen Mordes verurteilt⁴⁰⁸.

Man ist nicht sein ganzes Leben lang ein Mörder, sondern in einem grauenhaften, schlimmen Moment seines Lebens. Schuld hat sich der Täter damit aber für sein ganzes Leben aufgeladen, auch über die Strafverbüssung hinaus. Sein Opfer ist für immer tot.

Vergebung heisst für mich in erster Linie, dass man bereit ist, dem Täter die Chance zu geben, sein Unrecht wiedergutzumachen und nochmals neu anzufangen.

Freier Wille und Verschuldensstrafrecht

Der freie Wille ist die logisch zwingende Basis des Verschuldensprinzips unseres Strafgesetzbuches. Bin ich also der Meinung, unser Strafrecht basiere auf einer kapitalen Fehlüberlegung, und eigentlich müsste es nur ein Massnahmenstrafrecht geben?

Nein, ich bin überzeugt, dass es keine bessere Alternative zum Verschuldensprinzip gibt. Es ist zudem in der Bevölkerung breit und gut verankert. Jeder Mensch will glauben, dass er eine freie Wahl hat. Für die meisten ist es aber tatsächlich mehr eine Glaubens- als eine wissenschaftliche Frage. "Äs isch eifach so!" Das hat sicher auch viel mit unserer christlichen Herkunft und Sozialisierung zu tun. Andere Religionen enthalten mehr fatalistische Elemente. Die Gefahren eines reinen Massnahmenstraf-

⁴⁰⁸ Musik kann eine wunderbare therapeutische Wirkung entfalten. Die grossartige Evi Forgo, leitende Psychologin im MZU, beweist das immer wieder im Rahmen ihrer Musiktherapien.

rechts erachte ich als viel grösser als die Nachteile des Verschuldensstrafrechts. Letztlich würde das Strafrecht zur reinen Präventionsgesetzgebung verkommen.

Das Präventionsprinzip spielt zwar in der heutigen Zeit eine immer wichtigere Rolle. Es gehört aber nicht ins Zentrum des Strafrechts. Dort muss das Verschuldensprinzip als Fixstern leuchten. Im Zusammenhang mit der Verwahrungsthematik scheinen wir uns da in eine Sackgasse zu bewegen. Ich kann nicht oft genug auf einen juristischen Unsinn hinweisen: Die Bevölkerung nimmt die lebenslängliche Verwahrung als Höchststrafe wahr, das ist sie aber nicht und darf sie auch nicht sein. Sie ist eine sichernde Massnahme und als solche letztlich ein Element der Gefahrenabwehr, genau genommen also kein Straf- sondern Polizeirecht.

Bundesrichter Niklaus Oberholzer hat hierzu in einem Interview vom 3. Dezember 2016 im Tages-Anzeiger ausgeführt: "Ich glaube, es wäre an der Zeit, über eine Entflechtung nachzudenken. Prävention ist Aufgabe der Verwaltung und nicht der Justiz. Es wäre deshalb zu überlegen, ob das Strafrecht nicht auf seine ursprüngliche Aufgabe – auf die nachträgliche Ahndung begangenen Unrechts – zurückgeführt werden sollte. Und ob anstelle der heutigen Situation auf neuer Grundlage eine eigenständige Präventionsgesetzgebung geschaffen werden müsste."⁴⁰⁹

Ich bin je länger je mehr überzeugt, dass dies der richtige Weg wäre. Der Strafprozess muss wieder zu seiner Kernaufgabe zurückgeführt werden: der Bestrafung, basierend auf dem Verschulden des Täters. Der zentrale Zweck des Strafrechts besteht darin, einen Straftäter zu bestrafen, und höchstens in zweiter oder dritter Linie darin, künftige Straftaten zu verhindern.

Damit käme das Präventionsrecht nur zur Verhinderung künftiger Straftaten zum Zug, unabhängig und idealerweise in einem vom Strafprozess abgetrennten, unabhängigen Verfahren. Die Gefahr liegt dabei aber so oder so darin, dass der Staat gemäss weit verbreiteter Meinung möglichst frühzeitig präventiv eingreifen soll, schlimmstenfalls schon durch Einflussnahme auf unsere Fortpflanzung oder pränatal. Entsprechende Science-Fiction-Literatur und -filme gibt es reichlich. Leider sind wir schon auf halben Weg in diese schöne neue Welt.

⁴⁰⁹ Die neue Lust am Strafen (Tages-Anzeiger vom 3.12.2016), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Auf rechtsstaatlich sehr dünnem Eis bewegt sich das neue Bundesgesetz über polizeiliche Massnahmen zur Bekämpfung von Terrorismus. Zwischen den Begriffen schuldig und unschuldig wird die Kategorie des Gefährders eingeführt. Das sind Personen, die strafrechtlich gesehen unschuldig sind, aber allenfalls gefährlich sein könnten. Sie können bis neun (!) Monate unter Hausarrest gestellt und mit Rayon- und Ausreiseverboten belegt werden. Irgendwelche schwer überprüfbare Algorithmen von Prognostikprogrammen werden entscheiden, wer ein Gefährder ist oder nicht.

Der Begriff „Gefährder“ gefährdet die Menschenrechte. Es gibt für mich grundsätzlich nur schuldig oder unschuldig, ein bisschen schuldig ist ein Unding. Gut, dass gegen dieses Gesetz das Referendum ergriffen worden ist⁴¹⁰.

Die Leute der Forschungsabteilung des PPD des JuV und neuerdings der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung JuWe befassen sich regelmässig mit solchen Themen und publizieren dazu am Laufmeter. Sie entwickel(te)n komplexe Assessment-Tools, unter dem Lead von Frank Urbaniok die FOTRES-Konzeption und das dazugehörige Instrumentarium⁴¹¹, sodann das Risikoforschungs-Tool Octagon⁴¹² und zusammen mit dem Bundeskriminalamt das Risikoanalyseverfahren RADAR-iTE⁴¹³. Zudem sind sie Mitorganisator:innen des von ihnen zusammen mit Frank gegründeten, jährlich stattfindenden Internationalen Symposiums Forensische Psychologie und Psychiatrie ISFPP⁴¹⁴, welches sich immer wieder mit solchen und ähnlichen Themen befasst.

⁴¹⁰ Vgl. hierzu den Artikel von Daniel Ryser in: Republik vom 7. Januar 2021, „Gibt es etwas Schlimmeres als die Abschaffung der Unverschuldsvermutung?“ Auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. **Leider wurde das Bundesgesetz über polizeiliche Massnahmen zur Bekämpfung des Terrorismus von den Stimmberechtigten am 13.6.2021 deutlich angenommen.**

⁴¹¹ Vgl. www.fotres.ch (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴¹² Vgl. Octagon Intervention (www.octagon-intervention.ch, Link auf meiner Website); Zürcher Justizdirektion stellt ihr Risikoforschungstool «Octagon» vor (Nau.ch am 16. Januar 2018; Link auf meiner Website).

⁴¹³ Vgl. Schweizer Psychiatrie-Know-How hilft deutschen Terror-Ermittlern (swissinfo.ch vom 11. Juni 2017), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴¹⁴ Vgl. Link auf meiner Website

Das Schöne

Das Schulorchester spielt wunderschöne Melodien aus Tschaikowskys Nussknacker Suite. Es ist irgendwie berührend, die vielen hoffnungsvollen, frischen jungen Gesichter zu sehen. Jetzt steht ihnen noch die ganze Welt offen. Wo werden sie in 20 Jahren stehen?

Anschliessend trägt der Kammerorchesterchor einige Lieder vor. Sowohl im Schulorchester als auch im Kammerchor wirkt Angelina mit. Ich bin sehr stolz. Und schliesslich kommt auch noch die Schüler Big Band dazu. Hier spielt Herr Schällibaum Saxophon. Er sitzt am Rand und ist doch in der Mitte, nämlich im Übergang zum Kammerchor. Diese Position passt sehr gut zu ihm. Eigentlich am Rand, aber doch in der Mitte.

Urs Schällibaum ist überhaupt ein aussergewöhnlicher Lehrer. Gescheit und engagiert, was nach so vielen Jahren als Gymi-Lehrer wirklich keine Selbstverständlichkeit ist. Er hat denselben Jahrgang wie ich.

Den Respekt eines solchen Mannes hätte man gerne.

13. Dezember 2019: Obergerichtssessen im Zunfthaus zur Saffran

Zwei Freudenbergler unter sich.

Eine ungehaltene Rede über richterliche Unabhängigkeit und selbständige Justizverwaltung. Vision von FRUST.

Anstellung im Wach-Koma. Erinnerungen an meine Obergerichtszeit. Ein harter und zwei nette Vögel. Nachteil für Neukandidierende.

V für Volk. Der Tennisspieler. Eine klarsichtige Lösung.

S'Heidelidum hätt d'Scheiche chrumm.

Das dreissigste Mal

Pensioniertendasein: zum ersten Mal treffe ich an einem Obergerichtssessen etwas zu früh ein. Es findet im Zunfthaus Saffran statt. Am Eingang stehen zwei freundliche Kantonspolizisten Wache.

Ich nehme nun schon seit 30 Jahren am Jahresschlusssessen des Obergerichts teil, das erste Mal war es als erster Gerichtsschreiber des Bezirksgerichts Zürich im Jahre 1990. Ich habe Obergerichtspräsident Martin Burger gebeten, mich ein letztes Mal – als Projektdelegierten des Amts für Justizvollzug – einzuladen.

Als erstes gibt es Apéro, ich nehme nur Organgenjus und bleibe bei Oberrichter Christoph Spiess hängen. Er besuchte einen Jahrgang unter mir ebenfalls das Gymnasium Freudenberg. Wir kennen uns aber trotzdem beide nur vom Sehen und Hören und sind beim Sie geblieben. Er war schon als Gymi-Schüler Mitglied der Nationalen Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat, die sich dann in Schweizer Demokraten unbenannt hat. Er ist Gemeinderats- und Kantonsratsmitglied gewesen und schliesslich Richter geworden. Natürlich haben wir viele gemeinsame Erinnerungen an unsere ehemaligen Lehrer. Spiess geniesst es offensichtlich, von diesen alten Tagen zu reden. Er erklärt frank und frei, es sei für ihn ein besonderes Qualitätsmerkmal eines Bewerbers, wenn dieser die Matur an der Kantonsschule Freudenberg gemacht habe. Er erwähnt auch beiläufig eigene Zeugnis- und Maturnoten, natürlich nur vorzügliche. Er gilt als ausgezeichnete Jurist und ist hier am

Obergericht wohlgelitten. Ehrlich gesagt: er gleicht mir äusserlich ein bisschen. Man muss der Wahrheit ins Gesicht sehen können, auch wenn es das eigene ist⁴¹⁵.

Um 12.30 Uhr beginnt das Essen. Nach der Vorspeise begrüsst der Obergerichtspräsident Martin Burger die Anwesenden, dem Rang und der Wichtigkeit nach. So komme ich eher gegen den Schluss dran, immerhin setzt es auch hier eine kleine Würdigung meiner Zeit als Chef Justizvollzug ab. Sein Bedauern über meinen Abgang scheint echt zu sein. Bei aller Selbstbescheidenheit: es wird kaum jemand nachkommen, der so viele persönliche Beziehungen zu Richter:innen, Staatsanwält:innen, Polizist:innen und Rechtsanwält:innen hat wie ich. Und das ist nicht ganz unwesentlich. Genau genommen sind nämlich die Gerichte und Staatsanwaltschaften unsere Auftraggeber und die Rechtsanwält:innen unsere Kunden.

Meine ungehaltene Rede

Natürlich entspricht es nicht den Gepflogenheiten, dass an diesem ehrenwerten Anlass ein Verwaltungschef das Wort ergreift, ich habe für mich eine Rede geschrieben, im Wissen, dass ich sie nicht halte werde. Meine ungehaltene Rede lautet:

"Sehr geehrter Herr Kantonsratspräsident, sehr geehrter Herr Obergerichtspräsident, sehr geehrte Frau Gesundheitsdirektorin und stellvertretende Justizdirektorin, sehr geehrte Damen und Herren

Mein dreissigstes Obergerichtssessen wird das letzte sein. Ich war schon 1990 als erster Gerichtsschreiber des BGZ hier, dann als Generalsekretär der Justizdirektion, als Oberstaatsanwalt und als Chef Justizvollzug.

Wenn ich zurückblicke, so war ich nichts lieber als erster Gerichtsschreiber am BGZ, und am liebsten wäre ich an diesem Gericht auch Richter geworden. Schicksal oder Zufall wollten es aber anders, und das ist auch gut so. Ich bin aber persönlich nie mehr so gut unterstützt worden, habe mehr Wohlwollen genossen und mehr lernen dürfen

⁴¹⁵ Seine Vorliebe für kleine Tiktok-Familienfilmchen teile ich allerdings nicht (vgl. Tages-Anzeiger vom 16.2.2021, Richter wird wegen Tiktok-Videos zum Chef zitiert; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). So etwas muss einem (Ober)Richter m.E. aber sicher erlaubt sein.

als am BGZ von Vorgesetzten wie Marianne Herzog, Kurt Klausberger, Jörg Bitterli, Max Hauri, Hans Peter Weber und Ruedi Kieser. Das BGZ ist mir Heimat geworden und geblieben. Es war ein schöner Zufall, dass ich vom Gang zu meinem Chefbüro im JuV an der Feldstrasse 42 direkt durch eine (stets abgeschlossene) Glastüre in den Gang der 6. Kollegialabteilung des BGZ sehen konnte. Und manchmal habe ich Niklaus Bannwart, meinem Auditorenkollegen aus meiner Anfangszeit bei Einzelrichterin Marianne Herzog, welcher noch immer am BGZ als Gerichtsschreiber arbeitet, zuwinken können⁴¹⁶.

Als ich sehr jung erster Gerichtsschreiber wurde, hat man mir schon eine grosse Verantwortung für den reibungslosen und geordneten Ablauf des Gerichtsbetriebes übertragen. Die Unterstützung und insbesondere auch das nötige Vertrauen hierfür sind mir reichlich geschenkt worden.

Jörg Bitterli und Hans Peter Weber lehrten mich von Anfang an, dass die richterliche Unabhängigkeit ein absolut zentraler Wert unseres Rechtsstaates ist, welche nicht den kleinsten Kratzer verträgt.

Das vergessen unser Regierungsrat, die kantonale Verwaltung, das eidgenössische Parlament und auch der Kantonsrat immer mal wieder. Es werden von vielen Seiten Verschärfungen des Strafrechts, Verwahrungen, in deren Rahmen es keine Lockerungen mehr geben darf, oder für Vergewaltiger im Wiederholungsfall gar die automatische Verwahrung gefordert. Dabei scheint das eidgenössische Parlament zu übersehen, dass mit solchen Ideen, welche den Ermessensspielraum der Gerichte einschränken oder gar aushebeln wollen, ein Angriff auf die Fundamente unseres Rechtsstaats und das ihm zugrunde liegende Gewaltenteilungsprinzip geführt wird. Montesquieu hat 1748 das Gewaltenteilungsprinzip in seinem Werk «Vom Geist der Gesetze» begründet. Das Gewaltenteilungsprinzip richtet sich gegen Machtkonzentration, Willkür, Absolutismus und Diktatur. Es ist Basis jeder modernen Demokratie und auch in der Schweiz die Grundlage für die drei Staatsebenen Gemeinde, Kanton und Bund. Die erste Gewalt, das Volk, vertreten durch das Parlament, schafft Gesetze, generell-abstrakte Erlasse also. Die zweite Gewalt, die Exekutive, vollzieht

⁴¹⁶ So auch schon in: Bezirksgericht Zürich, Facetten eines Forums, Wenn ich ans BGZ denke, S. 104; St. Gallen 2014

diese, und die dritte Gewalt, die Judikative, richtet im Konfliktfall aufgrund der von der Legislative erlassenen Gesetze im konkreten Einzelfall. Hierzu muss die Judikative die Gesetze nach pflichtgemäsem Ermessen auslegen und anwenden. Sie muss den Einzelfall prüfen und abwägen und darf nicht nach Automatismen entscheiden. Es muss einem unabhängigen Richter möglich sein, den Einzelfall nach pflichtgemäsem Ermessen und sämtlichen relevanten Faktoren zu würdigen und gestützt darauf die angemessene Strafe oder Massnahme zu verhängen. Andernfalls beschädigt man den Rechtsstaat, wie wir ihn seit über 250 Jahren kennen⁴¹⁷.

Unauflösbar mit der richterlichen Unabhängigkeit ist die Selbständigkeit der Justizverwaltung verbunden. Eine Rechtspflege, die nicht selber direkt und massgeblich auf ihre Ressourcen, Personal, Finanzen und Liegenschaften Einfluss nehmen kann, wird rasch angreifbar. Sie läuft Gefahr, ihre Unabhängigkeit zu verlieren, auch die richterliche: unabhängig richten ohne ausreichende Ressourcen geht nicht.

Hans Peter Weber lehrte mich: wehret den Anfängen. Für ihn war z.B. immer klar, dass nicht die kantonale Verwaltung für die Räume und die Gebäudezuteilung der Gerichte zuständig sein kann, sondern die Leitung des Obergerichts: die Verwaltungskommission und ihre Präsident:in. Diese Lektion habe ich so stark verinnerlicht, dass ich dem Sozialversicherungsgericht 1994 bei seiner Gründung zusammen mit Moritz Leuenberger half, bei Festlegung des Gerichtssitzes einen Angriff der Finanzdirektion abzuwehren. Regierungsrat und Finanzdirektor Eric Honegger, auch für die kantonalen Liegenschaften zuständig, wollte das neue Gericht unbedingt im ehemaligen Sulzerareal in Winterthur platzieren. Das Gericht hatte eigene Pläne. Der Konflikt drohte zu eskalieren. Moritz Leuenberger liess mich einen Regierungsratsbeschluss vorbereiten, welcher festhielt, dass die Auswahl und Miete eines Gerichtsgebäudes für das Sozialversicherungsgericht in die Zuständigkeit des Gerichts fallen⁴¹⁸. Die Selbständigkeit der Justizverwaltung wurde erfolgreich verteidigt.

Gerade wieder in jüngerer Zeit hat es verschiedene Angriffe auf die selbständige Gerichtsorganisation gegeben. Von selbst versteht sich, dass der Gesetzgeber hierzu

⁴¹⁷ So schon meine Ausführungen im monatlichen Mitteilungsblatt JuV aktuell vom Oktober 2013.

⁴¹⁸ Vgl. hierzu auch Anfrage KR-Nr. 183/1994 (Anwendung der Gewaltentrennung bei der Einrichtung des Sozialversicherungsgerichts), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

legiferieren und Vorgaben machen kann, nicht aber der Regierungsrat als Verordnungsgeber (es sei denn, es sei ihm hierzu eine ausdrückliche gesetzliche Ausführungskompetenz eingeräumt worden).

Die Zusammenlegung von Verwaltungseinheiten kann sinnvoll sein, gleiches mag auch für die Rechtspflege gelten. Wenn aber durch Regierungsratsbeschlüsse oder auf dem Verwaltungsweg örtliche Gerichtszuständigkeiten geändert werden, so wird es problematisch. Dies liegt nicht in der Kompetenz der Exekutive. Es widerspricht der Gewaltenteilung. Auch liegt es nicht in der Kompetenz des Regierungsrates, dem Obergericht zu befehlen, ein Hafttrichteramt für den ganzen Kanton im neuen Polizei- und Justizzentrum zu platzieren. Es mag inhaltlich noch so sinnvoll sein, dies zu bestimmen, liegt aber keinesfalls in der Zuständigkeit der Exekutive. Es ist deshalb nicht nur legitim, sondern rechtsstaatlich geboten, dass sich die Bezirksgerichte aus Gründen der selbständigen Justizverwaltung und der Unabhängigkeit der Justiz dagegen wehren, wenn ihnen von der Exekutive aufgezwungen werden soll, gegen ihren Willen den Hafttrichterdienst an Wochenenden und Feiertagen im neuen PJZ zu absolvieren. Diese Rechtsauffassung wird zwar mancherorts als überspitzter Juristenformalismus desavouiert. Aber: wehret den Anfängen! Die selbständige Justizverwaltung darf nicht geritzt werden. Standhafte Kollegen wie der Gerichtspräsident des Bezirksgerichts Dietikon Stefan Aeschbacher werden dabei fast als Querulanten diffamiert, wenn sie gegen solche "Optimierungen" ankämpfen. Ich sage: "Lass Dich nicht beirren, lieber Stefan. Gut und weiter so!"⁴¹⁹ Schön, dass Aeschbacher in seinem Kampf auch vom Obergerichtspräsidenten öffentlichen Support erhalten hat⁴²⁰.

Und zum Schluss: eigentlich wollte ich in meinem letzten drei Amtsjahren noch einen Beitrag für eine unabhängige Strafjustiz im Kanton Zürich leisten. Meine Idee war, einen Verein zur Bewahrung und Förderung der Unabhängigkeit der Strafjustiz im Kanton Zürich zu gründen. Vorstandsmitglieder sollten die Präsidenten und Chefs der grossen Strafjustizorganisationen des Kantons sein, also Obergerichtspräsident:in,

⁴¹⁹ Vgl. dazu auch KR-Nr. 223/2019 (Anfrage von Claudio Schmid betreffend Gewaltenteilung), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴²⁰ Weshalb Oberrichter Burger dem Zürcher Regierungsrat in einem geharnischten Brief Beeinflussung der Justiz vorwirft (NZZ vom 4.7.2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Leitende:r Oberstaatsanwält:in, ev. Verwaltungsgerichtspräsident:in, Kommandant:in Kantonspolizei, Chef:in Justizvollzug, Vorsitzende:r der Statthalter:innen und allenfalls Chef:in des Migrationsamtes. Mitglieder könnten alle Mitarbeitenden dieser Organisationen werden. Dieser Verein würde sich gegen Einflussnahmen und Druckversuche von Regierungsrat, Direktionsvorsteher:innen, Kantonsrat und dessen Kommissionen, der politischen Parteien⁴²¹ und Medien positionieren. Eine weitere Aufgabe des Vereins könnte darin bestehen, gegen das System der Parteisteuern für Richter:innen und Behördenmitglieder anzutreten. Die abgabepflichtigen Personen könnten allenfalls ihre Parteisteuer oder einen Teil davon statt ihrer Partei dem Verein überweisen.

Ein solcher Verein hätte sicher nur Erfolg, wenn strikt das Kollegialitätsprinzip und das Prinzip der Solidarität gälten. Ein einheitliches Auftreten in wesentlichen Angelegenheiten würde Einstimmigkeit im Vorstand voraussetzen.

Ich bin in der unselbständigen Justizverwaltung des JuV selber unter die Räder gekommen, und so bleibt diese Idee wohl eine Vision. Im Rahmen einer ungehaltenen Rede macht sie sich aber sicher gut.

Übrigens: der Name des Vereins wäre: Fachrat für eine unabhängige Strafjustiz, kurz FRUST."

Der Applaus für meine ungehaltene Rede wäre wohlwollend, die Wirkung klein. Richter:innen sind sich nicht gewohnt, zusammenzuspannen, um gemeinsam etwas zu erreichen. Sie blocken oft ab, meistens jede:r für sich allein. Und sonst erledigt jede:r getreulich für sich seine/ihre eigenen Prozesse.

Vielleicht wächst eine neue Generation mit einem solidarischeren Bewusstsein heran?

⁴²¹ Ein Beispiel für eine solche Einflussnahme ist der Versuch der SVP, ihre Richter:innen auf eine Ehrencharta zu verpflichten, deren Einhaltung von einem Ehrengericht überwacht würde. Es geht dabei darum, von der SVP portierte Richter:innen auf das Parteiprogramm der SVP einzuschwören. Martin Burger hat dagegen im Juli 2020 als ehemaliger Obergerichtspräsident in aller Deutlichkeit Stellung bezogen (vgl. Tages-Anzeiger vom 21.7.2020, SVP plante „Ehrengericht“ – um ihre Leute auf Linie zu bringen; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Fascht ä Familie

Als ich im März 1988 ans Obergericht kam, war Verena Bräm die einzige Oberrichterin. Jetzt sind es recht viele, und drei davon kommen zur Begrüssung an meinen Tisch. Ich fühle mich geehrt: Es sind Susanne Janssen und Christine von Moos Würgler. Sie waren zu meiner Zeit Auditorinnen am Bezirksgericht Zürich. Christine von Moos, die Ehefrau von Kantonspolizei-Kommandant Thomas Würgler, hat mir einmal erzählt, dass ich während meines Vorstellungsgesprächs mit ihr durch sie hindurch, an ihr vorbei und über sie hinweggesehen und einen Monolog über die Auditorentätigkeit gehalten habe. Sie arbeitete damals im selben Anwaltsbüro wie mein Freund Bernhard Wittweiler und hat ihn gefragt, was für ein seltsamer Kauz ich denn sei. Ich führte damals jährlich über 100 Einstellungsgespräche mit potentiellen Auditor:innen. Ich befürchte, ich habe dies manchmal tatsächlich im Wach-Koma-Zustand gemacht. Etwas später begrüsst mich dann auch noch Ruth Bantli-Keller. Sie ist erst vor kurzem zur Oberrichterin gewählt worden. Als ich 1994 meine Stelle als Generalsekretär der Justizdirektion antrat, war sie im Generalsekretariat für den Aufbau der Opferhilfe zuständig. Ich konnte ihr später beim Wechsel als Ersatzrichterin an Bezirksgericht Zürich behilflich sein.

Einige Personen aus meiner Zeit als Obergerichtssekretär auf der I. Zivilkammer sind heute ebenfalls anwesend: alt Oberrichterin Vreni Bräm, alt Oberrichter Bruno Suter, alt Oberrichter Daniel Steck, alt Obergerichtsschreiber Paul Zimmermann, die ehemalige Obergerichtssekretärin und jetzige Oberrichterin Dorothée Scherrer und der ehemalige Obergerichtssekretär und jetzige Präsident des Bezirksgerichts Horgen Reto Nadig.

Von Januar 1990 bis Februar 1994 war ich erster Gerichtsschreiber am BGZ. Zwei Kollegen von damals sind immer noch leitende Gerichtsschreiber an ihrem Gericht und heute auch hier: Georg Merkli vom Bezirksgericht Andelfingen und Hannes Winkler vom Bezirksgericht Winterthur. Thomas Rehm, ein weiterer Gerichtsschreiber aus jener Zeit, ist heute Präsident des Bezirksgerichts Pfäffikon und auch hier, genauso wie Beata Wasser-Keller, damals leitende Gerichtsschreiberin am Bezirksgericht Dielsdorf. Sie ist heute Oberrichterin und nebenamtliche Bundesrichterin. Ihr Chef am Bezirksgericht Dielsdorf war Hans Mathys, der ebenfalls nach seiner Zeit als Gerichtspräsident Oberrichter, dann Geschworenengerichtspräsident und schliesslich

Bundesrichter wurde. Auch er ist ein ständiger Gast am Jahresschlusssessen des Zürcher Obergerichts genauso wie die (ehemaligen) Bundesrichter:innen Vera Rottenberg Liatowitsch, Gerold Betschart, Brigitte Pfiffner und Susanne Leuzinger, welche Partnerin von Conrad U. Brunner ist. Dieser war der führende Architekt des grossen Umbaus des Bezirksgebäudes Zürich, welcher bis Mitte der Neunzigerjahre dauerte. Ich hatte als erster Gerichtsschreiber viel damit zu tun. Brunner gilt als der Schweizer Energieeffizienz-Papst schlechthin. Ein ständiger Gast des Obergerichtssessens ist auch der kantonale Ombudsmann. Nach Markus Kägi und Thomas Faesi ist es nun seit 2018 Jürg Trachsel, langjähriger SVP-Fraktionspräsident des Kantonsrates und 2011/2012 Ratspräsident. Ich kenne ihn wie so viele vom Bezirksgericht Zürich her, wo er 1992/1993 sein Auditorat absolvierte, bevor er selbständiger Anwalt wurde. Er gehört zu jener Sorte SVPlers, welche jede:r schätzt und mit welchen man gerne zusammenarbeitet.

Während meiner Zeit als erster Gerichtsschreiber war Professor Oscar Vogel Obergerichtspräsident. Leider ist er früh verstorben. Er war ein brillanter und gefürchteter Jurist. Er verlangte seinen juristischen Sekretären viel ab und war knallhart in seiner Kritik. Er konnte auch ziemlich rüpelhaft sein. Ich selber hatte mich mit ihm einmal an einer Sitzung verkracht. Es ging um die Revision der Gerichtsorganisation und des Zivil- oder Strafprozesses. Ich war als Vertreter des Bezirksgerichts Zürich eingeladen. Mein Chef Bezirksgerichtspräsident Ruedi Kieser hatte mir eingeschärft, immer auch an die personellen Folgen der Änderungen zu erinnern: komplizierteres und aufwändigeres Verfahren, mehr Personalressourcen. Ich wies zwei oder drei Mal hierauf hin, bis Oscar der Kragen platzte. In einer Runde von ehrenwerten Oberrichtern, Bezirksgerichtspräsidenten und Professoren herrschte er mich an, nun endlich die Klappe zu halten und die Sitzung nicht unnötig kompliziert zu machen. Man hätte mich gehört und jetzt sei es genug. Ich war im ersten Moment sprachlos und erwiderte dann mit stockender Stimme, ich sei vom Bezirksgericht Zürich delegiert und dies nicht, um ihm zu gefallen. Wenn er mir das Wort verbieten wolle, so solle er mich gleich von der Sitzung ausschliessen, dann könne das Bezirksgericht Zürich eine andere Person delegieren. In der Runde herrschte betretenes Schweigen. Etwas enttäuscht war ich, dass mir auch mein ehemaliger Chef Hans Peter Weber, der zwischenzeitlich Oberrichter geworden war, nicht zu Hilfe kam. Als Bezirksgerichtspräsident hätte er mit Oscar sofort den Kampf aufgenommen. Zumindest

moralisch stand ich aber nicht allein im Regen. Nach der Sitzung kamen verschiedene Oberrichter auf mich zu, auch Hans Peter Weber, und entschuldigten sich für Oscars Verhalten. Auch Oscar selber machte einen Schritt auf mich zu und lud mich zum gemeinsamen Kaffee ein. Selbstverständlich entschuldigte er sich aber nicht und ich verlor auch kein weiteres Wort mehr darüber.

Wenn ich mich nicht täusche, ist dieses Mal die Nachfolgerin von Ruedi Kieser, die Präsidentin des Bezirksgerichts Zürich Marie Schurr nicht am Obergerichtssessen. Die BGZ-Gerichtsleitung ist aber gut vertreten. Ich selber bin als erster Gerichtsschreiber quasi die alleinige Verwaltungsspitze des Gerichts gewesen und habe nur eine untergeordnete Stellvertretung gehabt. Heute gibt es am Bezirksgericht Zürich vier leitende Gerichtsschreiber:innen, die offenbar alle direkt der Präsidentin unterstellt sind. Einer davon ist der langjährige Gerichtsschreiber Thomas Vogel. Er ist Präsident der Kantonsratsfraktion der FDP und hat im Frühjahr 2019 die Wahl zum Regierungsrat nur knapp verpasst. Ich bedaure das sehr, aber Chefbeamter und FDP-Mitglied, das matcht schlecht. Zudem hatte Thomas gegenüber den wiederkandidierenden Regierungsrät:innen einen grossen Nachteil: anders als diese musste er für seinen Wahlkampf alles selber organisieren, hatte keine Kommunikationsberater:innen, Redenschreiber:innen und Assistent:innen. Ich bin mir nicht sicher, ob von amtierenden und wiederkandidierenden Regierungsrät:innen dieser interne Support auch schon vor 25 Jahren derart ressourcenintensiv genutzt worden ist wie heute⁴²².

Das erste Mal nach längerer, gesundheitsbedingter Abwesenheit ist Annegret Katzenstein wieder hier. Sie hat ihre eindrückliche Karriere als Bezirksanwältin, Bezirksrichterin und Oberrichterin nun bald hinter sich. Sie war 1996 anderthalb Jahre lang in Tansania als Mitglied des Internationalen Kriegsverbrechertribunals zur Aufklärung des Völkermordes in Ruanda. Später wurde sie im Kinderentführungsfall Wood in den Medien als Richterin Gnadenlos desavouiert⁴²³. Gnadenlos war sie nie, aber

⁴²² Kleines aktuelles Beispiel für Wahlkampf auf Staatskosten, zur Abwechslung nicht für sich selber, sondern für eine Genossin: «Das übertrifft das Akzeptierbare»: Die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr ist mit dem Vorwurf konfrontiert, auf Staatskosten SP-Wahlkampf zu betreiben (NZZ vom 13. Juni 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴²³ „Richterin Gnadenlos“: Ein Hausmann, drei Kinder (Sonntagsblick vom 23.1.2005); Wood-Kinder dürfen zurück zur Mutter in die Schweiz (20minuten vom 30. Juni 2006); Der Kampf um die Wood-Kinder (SF 1: Der Club vom 25. Januar 2005); allesamt auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

unbestechlich und furchtlos. Ihrer Zeit voraus war sie in der familiären Rollenverteilung mit ihrem Mann David. Er betreute zur Hauptsache die Kinder und führte den gemeinsamen Haushalt. Ich habe mit David von 1988 bis 1994 in der Schulpflege Limmattal zusammengearbeitet.

Natürlich begegne ich vielen alten Kollegen vom Bezirksgericht Zürich, so z.B. Reinhold Schätzle, der nach seinem Übertritt von der SP zur SVP Oberrichter geworden ist. Zum Wechsel von der SP zur SVP ist mein Standard-Statement folgendes: ein V wird uns sicher nicht trennen, zumal das V für Volk steht, und Demos heisst ja auch nichts anderes als Volk. Reinhold war zusätzlich langjähriger Präsident des "Güllen"-Gerichts, des kantonalen Landwirtschaftsgerichts, das irgendwann mangels Fälle abgeschafft worden ist.

Sekretär des Landwirtschaftsgerichts war ein weiterer Vogel, nämlich Josef, ein Studien-, SP- und Obergerichtssekretären-Kollege, der Richter am Bezirksgericht Zürich geworden ist. Er hat zwar mit mir studiert, ist aber ca. 15 Jahre älter als ich. Er spielte mit allen wichtigen Richtern Tennis und pflegte so vorzügliche Beziehungen. Zudem wurde er Kantonsrat, der Sprung ans Obergericht gelang aber dennoch nicht. Er war ein liebenswerter Kollege. Der Zufall wollte es, dass meine Ex-Frau Elisabeth Nachbarin seiner Freundin war. Er tauchte bei dieser aber meist erst spät abends auf und war frühmorgens schon wieder weg, so dass ich ihn dort kaum je gesehen habe.

Am Tisch der Pensionierten sitzt ein Oberrichter und ehemaliger Vorsitzender am Bezirksgericht Zürich. Er war stets ein besonders tatkräftiger Richter. Meine Exfrau Elisabeth war zufälligerweise einmal im Elektrogeschäft Fust AG gegenüber dem Bezirksgericht Zürich und wurde dort Zeugin einer verbalen Auseinandersetzung einer Kundin mit einer Verkäuferin. Die Kundin offenbarte sich als Frau des Vizepräsidenten des Bezirksgerichts Zürich⁴²⁴ bzw. des besagten Richters. Ob ihr dieses schlagende Argument im Disput weitergeholfen hat, ist nicht überliefert. Die Frau dieses Richters spielte schon früher, als er noch Referent war, in einer anderen Auseinandersetzung eine wichtige Rolle bzw. wurde zur Problemlöserin. Des Bezirksrichters Büro war direkt unter dem Dach. Wenn sich im Winter Schnee vom Dach löste, spritzte dreckiges Schneewasser an seine Fensterscheiben und hinterliess hässliche Spuren. Unser

⁴²⁴ Damals gab es wohl noch über 20 Vizepräsidenten am Bezirksgericht Zürich.

Richter versuchte vergebens, Hausmeister Theo Studer dazu zu bewegen, sich dieses Problems anzunehmen und für eine regelmässige Fensterreinigung zu sorgen. Studer war aber nicht dazu zu bringen, den ordentlichen Reinigungsrhythmus zu durchbrechen, was den Richter ziemlich erbitterte. Theo Studer fühlte sich sehr sicher, denn einerseits war er dem Hochbauamt und nicht dem Gericht unterstellt, und andererseits war er als VPOD-Gewerkschafter mit Gewerkschaftsboss, Vizepräsident und Kanzleikommissionsmitglied Jörg Bitterli befreundet, mit dem sich nun wirklich niemand ohne Not anlegte. Der Bezirksrichter zitierte schliesslich mich als ersten Gerichtsschreiber zu sich und eröffnete mir seinen Entscheid: "Sehr geehrter Herr Kollege. Nachdem in diesem Haus niemand für verdreckte Fenster zuständig ist, schreite ich selber zur Tat. Es bleibt mir ja nichts anderes übrig. Ich werde also am nächsten Samstag Kübel, Wasser und Putzmittel hier in mein Büro mitnehmen. Und dann ... dann wird meine Frau die Fenster höchst persönlich putzen." Ich beglückwünschte ihn bzw. seine Frau zu dieser klarsichtigen Lösung.

Die Zürcher Justiz – fascht ä Familiä. Irgendwie hoffe ich, dass dies auch in Zukunft so bleibt.

Zum ersten (und letzten) Mal bleibe ich an diesem letzten Obergerichtssessen bis zum Schluss. Es ist 16.00 Uhr geworden. In den vorangegangenen Jahren hatte ich am Nachmittag meist noch irgendeine Sitzung.

Auch hier und jetzt – Advantage Pensionierte:r.

Telefonanruf von Mutter um 20.30 Uhr

Es ist Vollmond. Mutter gratuliert mir zum Geburtstag. "Sechs Monate zu spät oder zu früh", sage ich ihr. "Du hast doch im Mai Geburtstag!" "Eben, und jetzt ist bald Weihnachten."

"Sie wollten mich nicht telefonieren lassen und der Fernseher ist auch nicht mehr da", klagt Mutter.

Ach, liebe Mutter, der Fernseher steht wie immer am selben Ort, aber Du weisst wohl nicht, wo Du die Fernbedienung hingelegt hast. Dass man dich telefonieren lässt, musst Du mir gegenüber dann doch zugeben: ich habe den schlagenden Beweis, wir

telefonieren gerade miteinander. „Aber sie lassen nicht alle eingehenden Telefonanrufe zu mir durch.“ Da hast Du mit Deinem Gefühl natürlich recht, liebe Mutter. Du wartest oft auf unsere Telefonanrufe, von Regula oder mir oder von verstorbenen Verwandten und Freunden. Und sie kommen einfach nicht.

Es ist Vollmond, aber auch das erklärt nicht alles.

Wenn ich Mutter das alles nur so sagen könnte. Es beelendet mich. Ich werde manchmal laut, wenn ich nicht mehr zu ihr durchdringe. "Das ist ja absurd", sage ich ihr dann manchmal. "Wie Du meinst", antwortet sie beleidigt oder betroffen, weil ich ihr nicht glaube. Zum Glück vergisst sie das rasch wieder.

Wirklich, auch in ihrem Innersten?

Warum verstehst Du mich nicht mehr, Mutter?

Warum verstehe ich Dich nicht, Mutter?

Die Jahre meiner Trennung und Scheidung von Elisabeth um die Jahrtausendwende und die Ungewissheit, wie es mit Markus, Martin und Silvia nun weitergehen würde, haben sie sehr schwer belastet.

Beschönigend tönt da mein Gedicht aus dieser schwierigen Zeit zu ihrem 70. Geburtstag, am 23. Mai 1998:

S'Heidi

Am dreiundzwanzigsten Tage im Mai

Ob morgens um acht oder mittags um zwei

Für uns einerlei.

Doch

Sicher sei

Es war ein Mittwoch

Im Jahre Tausend Neunhundert Achtundzwanzig des Herrn.

Nicht in Basel, Rümlang, und auch nicht in Bern

In Zürich beganns mit grossem Geschrei die

Geburt des Heidi.

*Von da an waren's mehr leisere Töne
Die Fotos beweisen – s'war immer 'ne Schöne.
Es wundert Historiker und Dichter drum
Woher nur der Spruch kommt vom Heidelidum
Das, kaum würd's man glauben, hät d'Scheiche chrumm.
Doch wohl gemerkt, nicht dumm, sondern dum
Wie Dumdideldumdeidi
Öises lieäb Heidi.*

*17 Jahr
Nicht blondes Haar
Doch tiefschwarzer Zopf
Und wippender Rock
Kaum frei der Blick auf die Beine
Doch klar ist für ihn das eine:
Diese oder keine.
Das galt dann für beidi
De Leo und s'Heidi.*

*Nun bald fünfzig Jahr
Verheiratet das Paar
Und mancher frägt sich dann eben:
Wie machen's denn die
Soviel Harmonie?
An Leos Geige wird's kaum gelegen.*

Am selben Strick

Durch dick und dünn
Er dicker sie dünner.
Nur zweimal nöd so
I de Pflegi sind's cho
Eidideldumdeidi
Zwei Chindli vom Heidi.

Die Jahre verfliegen
Und weitere sieben
Sie wachsen heran
Man tut was man kann
Und ist stets busy
Nicht alles geht easy
Manch Kampf und Gebet.
Man sieht wo man steht
Nicht immer so klar,
Doch eines bleibt wahr:
D'Familie und s'Heidi
Sind eins für beidi
Deidideldum Heidi.

Dünkt sie's nicht manchmal
S'war alles nur Traum?
Man glaubt es kaum
S'ist siebzig die Zahl
Seit alles begann.
So Gott will noch lang
Gesund und froh
Und dazu gehört

Wie's A zum O

Ich brauch's nicht zu sagen

Es reimt sich auch so.

Eidideldumdeidi

Hoch läbi s'Heidi!

Und dann kam im Jahre 2009 eine weitere schwere Zeit, als Markus und zwei Jahre später Silvia aus meiner neuen Familie wegzogen, sehr schlimm auch für Mutter. Eigene Traumata kamen da sicher wieder bei ihr hoch.

Vor allem auch die unstete Lehrzeit von Silvia, verbunden mit zwei Lehrbetriebswechseln, hat Mutter sehr stark belastet und sie wohl auch zusätzlich ins Vergessen, in die Demenz getrieben.

Bitte verzeih mir, Mutter.

30. Dezember 2019 bis 01. Januar 2020: bei Bernadette und Stefan in Ponte Capriasca

Risotto, Fondue und ein Film. Dreissigjährige Söhne. Carnege.

Meine Eltern, ein (zu) gutes Vorbild. Babyboomer, Couchpotatoe und der Salatsaucenkünstler.

Eine Selbstverständlichkeit, die nichts verlangt.

Rückfälliger Guetslidieb; mein Sparkässeli, das mir nicht gehört. I de Staggelischuel.

Rechtstreue, auch wenn sie sinnlos ist.

Vergessen als Bewältigungsmethode. Die Scheidung als Makel.

Gefühl schlägt Verstand: an Erkenntnis würde es nicht fehlen, aber am Willen.

Gutes Timing ist alles.

Same procedure as every year

Wohl seit mehr als zehn Jahren verbringen wir die Tage über Silvester und Neujahr mit unseren Freunden Bernadette und Stefan Rohr in ihrem Ferienhaus in Ponte Capriasca, ganz in der Nähe von Lugano. Das Programm ist fast immer dasselbe: wir reisen am 30. Dezember an, am ersten Abend kocht Stefan einen phantastischen Risotto, zu Silvester gibt es ein Fondue; langes Ausschlafen und dazwischen Spaziergänge in Lugano und Umgebung und am Silvesterabend schauen wir uns zusammen mit Beamer einen guten Film an.

Das Ferienhäuschen im alten Dorfkern gehörte Bernadettes Mutter. Es hat ein schönes Cheminée, neben dem elektrischen noch einen separaten Holzgeheizten Herd in der Küche, aber keine richtige Heizung. So ist es meist recht kühl, aber trotzdem sehr heimelig. Wir versammeln uns in der Küche oder vor dem Cheminée. Früher waren Florence und Angelina mit dabei, jetzt nicht mehr. Rohrs Söhne sind beide um die 30 und haben sowieso schon lange ihr eigenes Programm.

Wir haben immer viel Zeit für gute Gespräche.

Dieses Jahr bin ich noch ziemlich schlapp von Grippe und Bronchitis und döse öfters auf dem bequemen IKEA-Sessel vor dem Feuer ein. Der Cheminée-Rauch provoziert hie und da einen Hustenanfall, dann bin ich hellwach und beteilige mich wieder am Gespräch. Wir sprechen viel über unsere Kinder. Rohrs beide Söhne sind wie Stefan Juristen geworden. Pascal arbeitet bei der KESB, Dominic, der Jüngere, als Compliance-Officer bei einer Vermögensverwaltungsfirma.

Dreissig

Männer um die Dreissig. Rohrs Söhne sind es, Markus wird es in zwei Jahren, der Freund von Florence wird es nächstes Jahr, Olivias Mann Reto ist es letztes Jahr geworden. Die Söhne meiner Freunde Daniel Köhl und Kurt Klausberger sind auch in diesem Alter. Zudem habe ich beruflich immer wieder junge Juristen um die Dreissig um mich gehabt. Die neue Generation Dreissigjähriger unterscheidet sich ziemlich stark von ihren Vätern. Das ist vor allem gendermässig ermutigend. An der Uni sind Männer nicht mehr in der Mehrheit, sondern oftmals in der Minderzahl, so wie es jetzt auch in meiner ehemaligen Fakultät der Fall ist. Vieles kann man dabei gut finden, anderes weniger. Mir scheint, dass sich gerade junge Männer in diesem Alterssegment oft nicht mehr wirklich oder noch nicht festlegen wollen bzw. können, ev. auch nicht müssen, weder arbeits- noch beziehungsässig. Auch nach abgeschlossener Ausbildung ist immer noch sehr Vieles möglich. Man wechselt den Arbeitgeber wie nicht mehr passende Kleider oder man wird auch selbst so ausgewechselt. Eine Lebensstelle gibt es nicht mehr und strebt auch kaum noch jemand an. Man bildet sich weiter, nach dem Nachdiplomstudium ist vor dem nächsten Nachdiplomstudium.

Auch beziehungsässig bleiben die Dreissiger oft im Suchmodus. Und wenn sie eine Freundschaft haben, so warten sie auf etwas noch Besseres. Vielleicht verbirgt es sich hinter dem nächsten Mouse-Klick. Viele scheinen mit 30 an einem Punkt zu stehen, an welchem meine Generation mit 20 war. Dies hat Vorteile. Man ist weniger schnell festgefahren, bleibt flexibel, offen für Neues, und idealerweise erweitert sich der Horizont ständig ein bisschen. Für Eltern heisst es aber auch, dass sie 10 Jahre länger als früher gefordert sind, Ausbildungen ihrer Kinder mitzutragen, (finanzielle) Lücken zu stopfen, Rückkehrer zu beherbergen, Sabbaticals, die sie selbst nie hatten, für die Junioren mitzufinanzieren etc..

Eindeutig schwieriger als zu meiner Zeit ist die Situation für Studienabgänger:innen geworden. Ein ETH-Abschluss bedeutete früher, dass man unter 100 Optionen wählen konnte, heute ist der Einstieg über schlecht bezahlte Praktika ein steiniger Weg geworden. Fast immer noch am besten scheint mir der Arbeitsmarkt für Jurist:innen zu sein. Es gilt nach wie vor: Je mehr Jurist:innen es hat, umso mehr braucht es. Wo ein:e Jurist:in auf der einen Seite auftaucht, braucht die Gegenseite sofort ebenfalls eine:n oder noch besser zwei. Auch die Juristenlöhne sind vergleichsweise gut. Jungs, studiert Jus, werdet Juristen!

Oder noch besser: Lasst es bleiben.

Wie wird sich diese Generation um uns Eltern kümmern, wenn wir alt, grau und wacklig geworden sind? Mein Umgang mit meiner Mutter lässt mich nichts Gutes erahnen. Ich höre immer wieder von Gleichaltrigen, dass sie ihren Kindern nicht zumuten wollen, sie einmal pflegen oder sonst wie für sie sorgen zu müssen. Nicht zumuten wollen? Vielleicht eher nicht zutrauen?

So oder so, viele Optionen werden wir neuen Alten nicht mehr haben.

Begegnung mit Sokrates

Am Silvesternachmittag spazieren Bernadette, Stefan, Kornelia und ich meist durch die Gassen von Lugano, gerne auch durch den Parco Ciani am See, so auch an diesem 31. Dezember. Wieder einmal begegnen wir der weissen Statue, die mich stark an mich selbst erinnert, wie ich auf dem Sofa ausruhe und TV schaue. Wer ist der weiss gewandete, ältere, etwas müde wirkende Herr? In einem lichten Moment behaupte ich, es sei der sterbende Sokrates. Tatsächlich, Glückstreffer, Google offenbart, so ist es. Sokrates hat soeben den Schirlingsbecher getrunken und seinen Kollegen Kriton daran erinnert hat, dass sie dem Gott Asklepios⁴²⁵ noch einen Hahn schuldig seien. Er möge diese Schuld begleichen. Nun erwartet er seinen Tod. Frauen und Kinder haben auf seine Bitte hin den Raum verlassen. Er möchte nicht durch ihr Weinen und Gejammer abgelenkt oder gestört werden, so die Überlieferung. Gendermässig fragwürdig.

⁴²⁵ Asklepios (lateinisch Aeskulap) war ein grosser Arzt und wurde Gott der Heilkunde. Der Aeskulapstab ist das Symbol für die Heilkunde schlechthin.

Unser eigenes Gemetzel

Am Silvesterabend 2019/2020 schauen wir mit Rohrs auf DVD gemeinsam einen herrlichen Film an: Carnege von Roman Polanski. Er hat am Drehbuch zusammen mit der Autorin Yasmina Reza gearbeitet, als er nach seinem Aufenthalt im Gefängnis Winterthur 2009 in Gstaad in seinem Chalet im Hausarrest mit elektronischen Fussfesseln festsass. Natürlich stellt man sich als zwei Ehepaare, die sich den Film ansehen, sofort die Frage, wer welcher Figur entspricht. Bei uns Vieren ist es ziemlich klar: Kornelia ist am ehesten die engagierte und prinzipientreue Penelope, Stefan ihr Teddybären-Mann Michael, Bernadette die hübsche und modische Nancy, und ich leider Gottes der telefonierende, stets zynische Anwalt Alan, Nancys Ehemann.

Dieser Film müsste für alle Paare Pflicht sein. Sein Hauptthema ist aus meiner Sicht der Geschlechterkrieg, immer wieder bilden sich Koalitionen entlang der Geschlechterlinie, die Einheit der Paare bröckelt gewaltig rasch, und ihre Gemeinsamkeiten entpuppen sich als oberflächlich, wenig tragfähig und aus Zweckmässigkeiten heraus geboren. Die Zivilisation ist eine nur ganz dünne Firnisschicht, die im Streit sofort Kratzer bekommt und abblättert. Man fragt sich nach einem solchen Film, wieso es überhaupt immer noch so viele Paare gibt. Vielleicht, weil wir Männer meist schweigen und es nur selten zum Eklat kommen lassen? Vielleicht, weil Frauen geduldiger als Männer sind? Vielleicht, weil man Angst hat, allein alt zu werden? Vielleicht aus Gewohnheit?

Vielleicht aus Liebe.

Vielleicht gibt es aber auch gar nicht mehr sehr viele Langzeitpaare. Ich war zweimal jeweils 10 Jahre mit meinen Exfrauen zusammen, jetzt immerhin schon 20 mit Kornelia. Wenn ich an all die Paare denke, die ich näher kennen gelernt habe, Verwandte, Freunde, Nachbarn, so sind nur wenige seit den Achtzigerjahren zusammengeblieben. Spontan fallen mir weniger als ein Dutzend ein. Nicht bei allen Zusammengebliebenen ist es eindeutig klar, ob dies für sie wirklich die bessere Option als die Trennung ist. Ich bilde mir ein, jeweils schon nach kurzer Zeit zu merken, ob es ein Paar noch einigermaßen gut miteinander hat.

Ab und zu erlebt man Situationen zum Fremdschämen. In Staatsanwaltskreisen wird hierzu eine nette alte Geschichte herumgeboten. Nach einem grösseren Gelage lud ein Staatsanwalt seine Kollegen zu einem Schlusstrunk zu sich nach Hause ein. Neben Staatsanwälten waren auch einige Bezirksanwälte anwesend. Die Dame des Hauses trank gerne ein Gläschen mit und machte dann einen jüngeren sehr gut aussehenden Bezirksanwalt an. "Du bist noch ein echter Mann und nicht so ein Schlappschwanz wie meiner!" soll sie für alle Anwesenden gut hörbar gesagt haben.

Meine Eltern: ein gefährliches Vorbild

Meine Eltern waren ein wirklich gutes Paar. So gut, dass ich mir als junger Mann falsche Vorstellungen über eine gute Partnerschaft machte. Sie haben sich geliebt. Sie haben so gut wie nie vor uns Kindern gestritten. Ich kann mich eigentlich nur an zwei Streitsituationen erinnern:

Einmal war es an einem heissen Tag, meine Mutter trug ein luftiges Sommerkleid, mein Vater ein weisses Hemd mit zurückgekrempelten Ärmeln. Mutter hatte geweint und verliess mit roten Augen die Wohnung. Vater blieb zurück und beruhigte uns Kinder, sie komme sicher bald wieder zurück. Ich merkte, dass es ihm überhaupt nicht recht war. Ich war wohl vier Jahre alt.

Beim zweiten Mal vielleicht fünf Jahre später ging es um einen Streit um Forellen. Mein Vater hatte von einem Geschäftskunden namens Rodel, der in Ottenbach Bernhardiner und Forellen züchtete, frische Forellen geschenkt bekommen. Er brachte sie Mutter heim, damit sie diese für das Nachtessen vorbereite. Sie wollte etwas Neues ausprobieren und machte Forelle blau. Als Vater heimkam, roch es nach gedünstetem Essig, was ihn sofort aufregte: "Warum nur machst Du nicht einfach feine knusprige Forellen? Du hast die schönen Forellen verdorben. Das riecht ja grässlich!" Mutter brach in Tränen aus, mein Vater merkte irgendwann, dass sein Benehmen völlig daneben war, und er versuchte, sie zu trösten. Dieser Abend aber war gelaufen. Ich glaube sogar, es war an ihrem Hochzeitstag, dem 13. Mai.

Kürzlich habe ich im Estrich nach meinen Tagebüchern gesucht und bin dabei auf eine Schachtel mit alten Briefen aus dem Nachlass meiner Eltern gestossen. Zum Glück gibt es das Militär, denn die allermeisten Briefe stammen aus der frühen Militär-

dienstzeit meines Vaters zwischen 1945 und 1950. Er schrieb glühende Liebesbriefe, sie antwortete ebenfalls mit Liebesbekundungen, aber doch deutlich nüchterner als er. Eigentlich überrascht mich das nicht. Vater war trotz der klassischen Rollenverteilung zwischen den beiden der emotionalere und musischere Mensch als sie, auch wenn das nur selten gegen aussen sichtbar wurde. Sie waren fünf Jahre miteinander verlobt, bis sie am 13. Mai 1950 in der Lucas Kapelle heirateten und im Restaurant Rosengarten an der Kalkbreite feierten. Heute logiert Amnesty International an dieser Adresse. Vater erzählte immer wieder gerne, dass das Hochzeitsessen samt Vorspeise, Dessert und Getränken nur fünf Franken pro Person gekostet habe. 1950 war dies wohl gar nicht so wenig. Seinen Hochzeitsanzug hatte er gemietet. Seinen (eigenen) Hochzeitshut habe ich später auch ab und zu getragen.

Offenbar waren meine Eltern während der ganzen Verlobungszeit ziemlich keusch, jedenfalls meinte Mutter später immer mal wieder zu uns, dass sie unter der langen Abstinenz gelitten habe und dass sie heute nicht mehr so lange damit zuwarten würde. Die beiden haben ihre Briefe immer mit sehnsüchtigen Wünschen und innigen Küssen für den anderen beendet. Speziell ist mir ein ganz früher Brief meiner Mutter an Vater aufgefallen. Im Sommer 1945 schrieb sie ihm ins Militär, er solle doch einmal einen "kameradschaftlichen" Brief an sie schicken, den sie auch ihrer Tante Mathilde zeigen könne. Er solle sie darin für einen gemeinsamen Kinobesuch einladen. So werde Tante Matilde jedenfalls nicht erstaunt sein, wenn er mit ihr während eines Militäurlaubes ausgehe. Sie wollte aber auch nicht auf einen persönlichen Brief von Vater verzichten. Deshalb instruierte sie ihn, er könne ja im selben Kuvert noch einen zweiten Brief an sie schicken. Mutter war schon immer eine gute Taktikerin und zudem sehr praktisch veranlagt. Vater kam ihrem Wunsch sofort mit einem äusserst korrekt gehaltenen Brief nach. Offenbar hat es gut funktioniert. Tante Mathilde hat immer grosse Stücke auf ihn gehalten.

Meine Eltern – (k)ein gutes Vorbild

Meine Eltern haben mir ein Bild von einer Partnerschaft mitgegeben, welches ich für mich so nicht umsetzen konnte. Es hat mich allenfalls in meiner Entwicklung auch immer mal wieder eher behindert. Dafür können die beiden natürlich nichts, es wäre an mir gewesen zu erkennen, dass sich die Zeiten gewaltig geändert haben.

Alles in allem bewundere ich sie für ihre Lebensführung, ihre Lebensleistung und ihre Liebe für einander und uns Kinder. Sie haben tatsächlich immer am selben Strick gezogen, sich gegenseitig und uns unterstützt und geachtet. Es wäre mir kein einziger wichtiger Entscheid in ihrem Leben bekannt, den sie nicht gemeinsam gefällt oder zumindest gemeinsam getragen hätten.

Sie wollten auch nie mehr sein, als sie waren. Sie blieben bescheiden, jederzeit hilfsbereit und grosszügig. Mit Regula sind sie immer - nicht nur räumlich - in enger Verbindung geblieben. Auf mich selber waren sie sicher stolz, machten sich aber auch immer wieder grosse Sorgen wegen meiner wechselnden, schwierigen familiären Situationen. Vieles verstanden sie letztlich auch einfach nicht, so z.B. mein teilweiser offener Widerstand gegen ihre allzu betulichen und gutbürgerlichen Seiten, die ich nicht so übernehmen wollte. Zum Beispiel haben wir in unseren gemeinsamen Ferien mit Kornelia, mir und den Kindern im Jahre 2001 auf Djerba einmal ziemlich stark gestritten, weil ich mich weigerte, jeden Abend nach dem genau gleichen Muster ablaufen zu lassen: Um 18.00 Uhr Zusammentreffen bei meinen Eltern auf ihrer Bungalow-Terrasse zum Apéro, für Vater und mich einen Whisky Chivas Regal und für ihn eine Havanna-Zigarre, Nüsschen, Chips und Orangensaft für die anderen. Anschliessend ging man gemeinsam zum Nachessen. Meine Eltern konnten absolut nicht verstehen, dass Kornelia und mir dieser immer gleiche Rhythmus mit der Zeit auf die Nerven ging.

Meine Eltern haben es nie gewagt, ein eigenes Haus zu erwerben oder auch nur ein Ferienhäuschen oder eine Ferienwohnung: zu viel Umstände, zu viel Umtriebe, zu teuer. Eine Hypothek aufzunehmen setzte mein Vater mit Schuldenmacherei gleich, und das kam für ihn nie in Frage. Ihr gemeinsames Budget zu Ehebeginn machten sie auf 50 Rappen genau und hielten es auch so ein.

Meine Eltern wohnten immer bescheiden. Das erste eheliche Domizil war eine Zweizimmerwohnung im Kungenmatt im Heuriedquartier, dann zügelten sie in eine Dreizimmerwohnung an die Hanfrosee 24, 1962 von dort aus auf die andere Strassenseite in eine Dreieinhalbzimmerwohnung an der Hanfrosee 27. Wohl gegen Ende der Sechzigerjahre mieteten sie die unmittelbar daneben liegende Einzimmerwohnung hinzu, welche sie mit einem direkten Durchgang verbinden liessen. Als die aus der Kriegszeit stammenden Patria-Häuser an der Hanfrosee und an der Wasserschöpfli, wo

auch meine Schwester wohnte, abgerissen werden sollten, zügelte zuerst meine Schwester in eine Neuwohnung an der Hädrichstrasse in Albisrieden, ein paar Jahre später folgten ihr auch meine Eltern dorthin in eine andere Wohnung nach.

Ich habe meine Eltern immer als sehr fleissige und pflichtbewusste Menschen wahrgenommen. Mein Vater arbeitete sechs Tage in der Woche von früh morgens bis sehr spät abends. Meine Mutter war immer für uns Kinder da und führte den Haushalt. Sie war eine sehr gute Köchin. Daneben nähte sie für sich und uns Kinder Kleider und strickte.

Hobbies hat mein Vater während seiner Berufszeit – wie später auch ich - eigentlich keine. Dafür blieb zu wenig Zeit. Er war Oberleutnant in der freiwilligen Feuerwehr Wiedikon, Mitglied im Quartierverein und nicht sehr aktives Mitglied in der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB⁴²⁶, Vorgängerin der SVP). Am Sonntag und in den Ferien ging er mit uns am liebsten auf Wanderungen, vorzugsweise auf den Uetliberg.

Als wir Kinder in die Oberstufe kamen, war Mutter lange Zeit in der Krippenkommission des Frauenvereins und im Konsumentinnenforum tätig. Sie tanzte zudem leidenschaftlich gerne und trieb Sport.

Vater frönte erst nach der Pensionierung einem Hobby. Er ging auf Initiative meiner Mutter und Schwester in einen Kurs und erlernte die Kunst, Tiffany-Lampen herzustellen. Er brachte es darin zu grosser Meisterschaft und erschuf bis zu seinem Tod gegen 100 Lampen aller Art: grosse Hängelampen, Stehlampen⁴²⁷, Nachtlischlämpchen, Korridor- und Aussenlampen. Bis kurz vor seinem Tod arbeitete er an seiner letzten Lampe. Daneben machte er Dutzende von Dosen und Döschen, Schatullen, Broschen und Spiegel etc..

Schöne Tiffany-Lampen zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass die einzelnen Glasteile mit möglichst fein gelöteten Bleinähten verbunden werden. Vater hat dies perfekt beherrscht. Bei seiner allerletzten Lampe, die noch auf seinem Arbeitstisch eingespannt war, sah man viel zu dicke, unschöne Nähte. Vater brachte es nicht mehr wirklich zustande. Das muss ihn sehr geärgert und wohl auch traurig gemacht haben.

⁴²⁶ Vgl. auch Anhang 33.

⁴²⁷ Vgl. zwei Beispiele in Anhang 10.

Vater-, Mutter-, Männer-, Frauenbilder

Nicht viel Lorbeeren kann ich gewinnen, wenn ich ehrlich über mein Männer-, Frauen- und Beziehungsbild schreibe. Ich bin ein Babyboomer und in eine Welt der alten stereotypischen Bilder von Mutter, Vater, Mann, Frau und Familie hineingeboren worden und aufgewachsen. Ich bin als alter weißer Mann Gross geworden.

Vor kurzem habe ich die phantastische Netflix-Serie "Mad Men" mit Jon Hamm gesehen, sämtliche sieben Staffeln in einem Zug. Es ist eigentlich schon unglaublich, wie sich seit den Sechzigerjahren, in denen ich aufgewachsen bin, die Rollenbilder von Mann und Frau verändert haben. Für meine Eltern veränderte sich die Rollenaufteilung aber nicht mehr grundsätzlich. Zuhause hatte zwar an sich meine Mutter das Sagen. Wenn es aber um die Wurst ging, so gab Vater den definitiven Tarif durch. Vater dominierte oder tyrannisierte Mutter zwar kaum je direkt. Er war ein liebevoller, zuverlässiger und fürsorglicher Ehemann und Vater. Diskussionslos war Mutters Platz zuhause, in der Küche und am Herd, zu Hause bei und mit uns Kindern. Sie schien auch nie etwas anderes gewollt zu haben.

Familienleben mit und ohne Vater

Vater war für mich immer eine wichtige Figur, gesehen habe ich ihn aber in meiner früheren Kindheit meist nur kurz über Mittag zum Mittagessen. Wenn ich morgens um sieben Uhr aufstand, war er fast immer schon weg. Er ging früh aus dem Haus und besuchte jeden Morgen seine Mutter, zuerst an der Anwandstrasse, später dann direkt vis-à-vis an der Hanfrosee. Meist gab sie ihm eine Banane und eine halbe Tafel Gianduja Schokolade aus der Migros auf den Arbeitsweg mit. Die Banane habe er jeweils schon im Treppenhaus gegessen, sagte mir Vater später. Erst als er mit Gewichtsproblemen zu kämpfen hatte, legte er diese liebe Essgewohnheit ab.

Damals waren längere Mittagspausen noch üblich und die Väter kamen – nicht zuletzt aus Kostengründen - zum Mittagessen nach Hause, so auch mein Vater. Er ass (wie ich noch heute) sehr rasch, war spätestens nach 15 Minuten fertig, legte sich dann für 20 Minuten für ein Schläfchen auf das Sofa im Wohnzimmer – das nennt man heute Powernapping - und kehrte dann wieder mit dem Auto zum Arbeitsplatz im Flughafen Kloten zurück. Während des Mittagessens hörten wir meistens die Nachrichten von

Radio Beromünster, nach dem Mittagessen halfen wir Kinder der Mutter beim Abwaschen bzw. Abtrocknen.

Abends kehrte Vater meist erst spät von der Arbeit zurück, so gegen zwanzig Uhr oder auch später. Wir hatten dann das Nachtessen schon hinter uns. Wir assen meist Butterbrote mit Konfitüre, selten etwas Käse dazu und tranken eine warme Schokoladenmilch: Banago (mit dem Bild eines Buben auf der Büchse, der – inklusiv Schlaufe - aussah wieder der kleine Sohn von Mary Long auf der Zigarettenpackung). Später, als meine Mutter nur noch im Migros einkaufte, gab es Eimalzin. Um zwanzig Uhr lagen wir meist schon im Bett. Vater ass zum Nachtessen Dinge wie einen Servalat, ein Gnagi oder Wädli, immer mit viel Senf, einen Rollmops, Fleischkäse oder etwas Aufschnitt mit Brot. Alkohol trank er unter der Woche keinen, auch nicht Bier. Anschliessend servierte Mutter im Wohnzimmer Kaffee mit Guetzli und dazu schauten sie Fernsehen. Ab der Oberstufe durften wir Kinder ebenfalls bis spätestens 22.00 Uhr aufbleiben und mitschauen. Ich erinnere mich an Sendungen wie "Was bin ich" mit Robert Lembke und Guido „Ratefuchs“ Baumann, "Grzimeks Tierleben", "Für Stadt und Land" mit Wysel Gyr, am Donnerstagabend „Der goldene Schuss“ mit Vico Torriani, „Der grosse Preis“ mit Wim Thoele, „Dalli Dalli“ mit Hänschen Rosenthal („Sie sind der Meinung, das war... Spitze!“), am Freitagabend "Der Kommissar" mit Eric Ode und Fritz Wepper. Der Samstagabend gehörte den grossen Shows: "Einer wird gewinnen" mit Hans-Joachim Kulenkampff, "Am laufenden Band" mit Rudi Carell, "Wünsch Dir was", mit Dietmar Schönherr und Vivi Bach (die mir ausgesprochen gut gefallen hat)⁴²⁸, "Teleboy" („Söll emal cho!“) und „Verstehen Sie Spass?, mit Kurt Felix und Paola, etc..

⁴²⁸ Publikumsabstimmungen wurden in dieser Sendung mit einer besonderen Methode durchgeführt: das Publikum wurde aufgefordert, zu einem bestimmten Zeitpunkt überall in der Wohnung das Licht anzuzünden, damit im Elektrizitätswerk der Mehrverbrauch an Strom abgelesen werden konnte (von Herrn Käppeli aus dem EWZ; die Moderatorin Vivi Bach sprach den Namen Käppeli mit ihrem dänischen Akzent jeweils derart reizend aus, dass man sie nur schon deshalb lieben musste). Diejenige Spielfamilie in der Show, die am meisten zusätzlichen Stromverbrauch für sich verbuchen konnte, hatte dann gewonnen. Alternativ dazu konnte die WC-Spülung getätigt werden, wobei die Wasserwerke den Mehrverbrauch an Wasser feststellte. Später kam man auf die revolutionäre Idee, statt zusätzliche Lichter anzuzünden, die schon eingestellten ablöschen zu lassen und dann den Minderverbrauch zu messen. Einmal hat eine Familie ganz in unserer Nähe aus dem Friesenberg gewonnen. Beim entscheidenden Spiel ging es um irgendwelche Geschicklichkeitsübungen mit einem Delphin, welche v.a. dem Buben der Familie sehr gut gelangen. Er hiess für uns deshalb nur noch Delphinbueb.

Es war damals noch normal, am Samstag zu arbeiten. Wenn Vater samstags vielleicht um 17.00 Uhr nach Hause kam, konnte es vorkommen, dass er noch rasch bei der Danzasfiliale am Bleicherweg beim Paradeplatz vorbeischauchen wollte. Dann nahm er uns mit und liess uns dort "kurz" im Auto warten. Kurz heisst, dass es auch mal eine halbe bis eine Stunde dauern konnte. Oft brachte mein Vater auch ausländische Kunden nach Hause. Mutter machte sich dann immer besonders schön und servierte einen Apéro. Anschliessend gingen sie auswärts essen. Mutter präsentierte sich immer sehr gepflegt. Für irgendein rundes Firmenjubiläum hatte sie sich selber ein schönes und etwas gewagtes, weiss glitzerndes Kleid mit tiefem Rückenausschnitt geschneidert. Sie sah aus wie ein Filmstar, ein bisschen wie Audrey Hepburn (mit Brille). Irgendeiner der Direktoren sagte Vater, sie sei die schönste Frau des Abends.

Vater war sehr stolz.

Einer seiner Kunden aus einem Ostblockland, mit dem er geschäftlich gut bekannt war, vertraute meinem Vater einmal einen stattlichen fünfstelligen Geldbetrag in US-Dollar an, welchen dieser von seinem Bruder im Ausland bekommen hatte. Da er das Geld nicht in seinem Heimatland anlegen wollte oder konnte, bat er Vater, dieses treuhänderisch für ihn auf einem Schweizer Bankkonto zu halten. Vater hat dies jahrelang für ihn gemacht, bis der eiserne Vorhang gefallen ist. Dann hat er ihm das Geld wieder übergeben. Ich weiss nicht, ob sich Vater bewusst war, welches Risiko er damit eingegangen ist. Er war damals immer wieder geschäftlich im Ostblock unterwegs. Wenn ihm jemand eine Falle gestellt hätte, wäre er wohl in grosse Schwierigkeiten geraten, nicht nur im Ausland, sondern auch gegenüber unserem eigenen Fiskus und seiner Firma. Allerdings weiss ich nicht, ob sich Vater irgendwie abgesichert hat. Vermutlich konnte man damals auch noch anonyme Bankkonten (als blosse Nummernkonten) halten.

Wenn Vater zuhause war, sass oder lag er meistens auf dem Sofa oder im Liegestuhl auf dem Balkon und liess sich von Mutter bedienen. Dieses Vaterbild habe ich immer noch in mir. Ich habe selten einen aktiven Vater erlebt, der mit mir etwas gebastelt, ein Hobby gepflegt oder Fussball gespielt hätte. Einmal ist Vater im Schwimmbad Heuried mit einem Köpfler vom Zweimeter-Sprungbrett gesprungen. Das hat mir sehr imponiert, weil ich es selber noch nicht wagte. Allerdings hatte er danach Ohrenweh.

Meine Kinder werden von mir als aktiv erlebten Vater leider ebenfalls nicht viel erzählen können.

Mein Vater hat praktisch nie gekocht. Am Sonntag waren bei uns oft seine Mutter, unser Grösli und manchmal auch andere Verwandte zum Mittagessen eingeladen. Es gab köstliche Speisen wie Hackbraten, Hacktätschli, Brätkügeli, falsches Schweinefilet oder geschnetztes Kalbsfleisch mit Curryreis, gebratenen Bananen und Früchten, Gulasch mit Kartoffeln, Kaninchen mit Kartoffelstock, Rüebli und Fenchel, Poulet oder Rahmschnitzeli mit Nüdeli; Menüs, bei welchem mir nur schon beim Gedanken daran das Wasser im Munde zusammenläuft und welche ich heute in bestimmten Restaurants suche und manchmal finde, auch wenn sie nicht an Mutters Küche herankommen: Poulet im Emilio, Rahmschnitzeli im Roten Stein, Hackbraten im Zunfthaus Drei Stuben⁴²⁹, Hacktätschli im Volkshaus oder Brätkügeli im Migros-restaurant.

Vater machte höchstens ab und zu eine Salatsauce mit besonderen Zutaten wie klein geschnittenen Orangen- und Bananenstückchen und sehr viel Zwiebeln und viel rotem Essig. Wenn das seltenerweise der Fall war, wurde es richtiggehend zelebriert und er abgefeiert: „Leo hat eine wunderbare Salatsauce gemacht.“ „Habt Ihr auch schon von Leos Salatsauce gekostet?“ „Ein richtiger Salatsaucen-Künstler!“ Natürlich war das nicht todernst gemeint. Dass Mutter aber alles andere machte, auf- und abtischte und uns alle bediente, war eine Selbstverständlichkeit, die nie besonders erwähnenswert war.

Vater war mindestens zwei- bis dreimal pro Jahr für zwei Wochen oder auch länger auf Geschäftsreisen in Übersee, Australien, Kanada, USA, Mexiko, Brasilien, Hongkong, Thailand (damals noch Siam), Südafrika oder auch Israel, Bulgarien, Wien, Moskau, etc. Mutter vermisste ihn sehr, was sich auch auf uns Kinder übertrug. Es gab eine Zeit, in der ich furchtbar Angst hatte, er könnte mit dem Flugzeug abstürzen. Meine Mutter war dann auch nicht gerade diejenige, die mich beruhigen konnte, im Gegenteil, sie hat uns Kinder mit ihren Ängsten angesteckt. Ich kann mich daran erinnern, dass mich dies als vielleicht zehnjähriger Bub derart stark belastet hat, dass

⁴²⁹ Auch diese Lokalität hat 2021 wegen Corona schliessen müssen.

mir die Tränen kamen, wenn ich einem Schulkameraden erzählte, Vater sei mit dem Flugzeug auf Auslandsreise.

Vater schickte uns regelmässig Postkarten oder Briefe mit schönen Briefmarken, die wir im Wasser ablösten, zwischen Büchern flach pressten und in Alben sammelten. Und immer brachte er uns kleine Geschenke mit. Am meisten Freude hatte ich an einem Koala-Teddybären aus Australien und einem grossen Buschmesser in einer roten Scheide aus Südafrika.

Mutter sagt mir heute immer wieder, dass sie ständig allein gewesen sei, weil Vater so oft auf Reisen gewesen sei. Er war aber höchstens sechs Wochen pro Jahr weg. Gefühlsmässig war es für sie aber viel länger. Und an sechs Tagen in der Woche war er ja auch meistens weg.

Immer da und alles selbstverständlich

Mutter war für uns immer da, stets um alles besorgt, oft auch leicht gestresst, stark kontrollierend, eher streng und selten wirklich fröhlich. Sie schien mir aber mit ihrem Leben zufrieden zu sein. In den letzten Jahren hat sie hin und wieder Bemerkungen gemacht, die mich hieran jedoch etwas zweifeln lassen; z. B. wenn sie von ihrer damaligen ständigen Einsamkeit spricht.

Für mich war es völlig normal, dass Mutter zuhause immer alles mehr oder weniger allein erledigte. Mein Beitrag bestand höchstens im gelegentlichen Abtrocknen von Geschirr in der Küche. Nicht einmal meine schmutzige Wäsche legte ich selber in den Waschkorb. Sie forderte von mir auch nichts anderes ein.

Stichwort Wäsche: Kürzlich hat mich Regula an eine eher seltsame Gewohnheit von mir erinnert. Meine Mutter benutzte für die Wäsche irgendwelche Stärkungsmittel. Jedenfalls waren meine frisch gewaschenen Unterhosen und Unterleibchen jeweils ziemlich hart und fühlten sich kratzig an. Ich habe sie deshalb vor dem Anziehen immer wieder zusammengeknüllt und xfach an die Decke geworfen, bis sie mir weich genug erschienen. Gekratzt haben auch die Strumpfhosen, die ich im Winter unter den langen Hosen tragen musste. Noch länger musste jeweils Regula wollene Strumpfhosen anziehen, da sie als Mädchen wie damals üblich meist Röcke trug. Ich selber freute mich sehr, wenn der Frühling und die Zeit der kurzen Hosen gekommen waren. Allerdings musste ich auch hier meist noch über der normalen weissen Unterhose

zusätzlich eine wollene Unterhose tragen. Man könnte sich sonst ja eine Blasenentzündung holen.

Bezüglich Haushaltsarbeit sind für mich zwei konkrete Erinnerungen ziemlich entlarvend, eine aus meiner Gymizeit und eine andere aus der Zeit anfangs Studium: Wohl in den frühen Siebzigerjahren hatte meine Mutter über die Weihnachtszeit einen ziemlich schlimmen Hexenschuss. Sie rief Regula und mich zu sich ins elterliche Schlafzimmer und teilte uns mit, dass wir jetzt über die Festtage intensiv im Haushalt mithelfen müssten. Ich dachte dann tatsächlich, dass ich doch Ferien habe und sie mir das eigentlich nicht zumuten könne. Dafür kann ich mich heute nur noch „schämen. Die zweite Situation ereignete sich an einem Freitagmorgen kurz vor Mittag wohl im Jahre 1977. Meine Mutter kehrte wie üblich mit ihrem grossen Einkaufswagen vom Wochenend-Einkauf in der Migros zurück. Ich lag immer noch gemütlich im Bett. Sie kam in mein Zimmer und beschwerte sich, dass ich überhaupt nichts helfe und dass sie sich alleine für uns abstrampeln müsse. Ich dachte mir bloss, dass sie wohl einen schlechten Morgen gehabt habe und jetzt nicht so viel Stress machen sollte. Ich fand, dass ich jetzt in den Semesterferien eine Ausruhezeit voll verdient habe. Für dieses miese Verhalten bin ich in den letzten dreissig Jahren zu Recht schon hundertfach bestraft worden: jeden Samstagmorgen gingen/gehen Kornelia und ich zum grossen Einkauf in den Zumiker Migros. Wenn wir nach Hause zurückkamen/-kommen, so schliefen/schlafen die Jungen meistens noch. Früher bemühte sich manchmal eines der Kinder in die Küche und fragte, ob wir dieses oder jenes eingekauft hätten. Wenn nicht, setzte es eine Rüge ab. Mir platzte ab und zu der Kragen. Recht geschieht mir, ausgleichende Gerechtigkeit.

Ich half mein Leben lang nie wirklich im Haushalt mit (nur schon das Wort „mithelfen“ ist verräterisch) und war auch nie ein besonders ordentlicher Mensch. Schon in meinem Kinderzimmer herrschte meist ein rechtes Durcheinander. Mutter räumte immer hinter mir her auf. Auch in meinen Pultschubladen, Kommoden, in meinem Schul- und später Studien- und Arbeitsunterlagen herrschte eher eine Durcheinander als strikte Ordnung. Für mich gilt, dass nur aufräumen muss, wer kein gutes Gedächtnis hat. Ich fand in meinem Puff meist schnell, was ich suchte. In meinem Schulthek oder unter meinem Schulpult befanden sich manchmal mehrere Wochen alte Butterbrote, die mir Mutter für die Znüni-Pause mitgegeben hatte.

Familienfeste

Wie in vielen Familien gab es im Hause meiner Eltern einen bestimmten Familienfest-Turnus: Der Geburtstag von Grösli (Vaters Mutter) vom 18. September (1882) wurde regelmässig im September mit einem Mittagessen in einem Restaurant gefeiert, z.B. im Restaurant Zum Alten Friesenberg (wo auch die Tauffeier von Silvia stattfand). Es kamen alle ihre Kinder mit Familien, inkl. Kindeskindern zusammen.

Am 24. Dezember feierten wir stets mit Gotti Lutz und Onkel Hans Weihnachten. Nach der Feier assen wir Toastbrot mit frischem Lachs, welchen Vater immer von einem kanadischen Geschäftsfreund geschenkt bekam. Onkel Hans liebte Lachs so sehr, dass er sich mehr als einmal daran überessen hat. Die Weihnachtstradition mit Gotteli und Hans Lutz setzte dann Regula bei sich Zuhause an der Wasserschöpfli fort, nachdem sie Kinder bekommen hatte, also ungefähr ab Ende der Siebzigerjahre.

Am 25. Dezember fand jeweils das grosse Weihnachtsessen mit Mutters Familie statt, d.h. mit ihrem Bruder Karl, seiner Frau Bernadette und ihrem Sohn Bernhard (später auch mit seiner Freundin Sabrina), mit Mutters Schwester Edith, ihrem Sohn Philipp (später zusammen mit seiner Partnerin Christine), mit Mutters Stiefschwester Rosmarie und deren Freundin Adeline Schönenberger. Rosmarie brachte meist einen feinen Dessert mit, oftmals auch Datteln, welche sie mit Marzipan gefüllt hatte. Und natürlich war auch immer Grösli mit dabei. Einige wenige Male kam Rosmarie auch mit ihrem Vater Gottfried Erni, Mutters Stiefvater und ganz zuletzt mit ihrem alten Lebenspartner Hans.

Diese Weihnachtsfeste verliefen meist sehr friedlich und beschaulich. Einmal hatte ich Knaurs Jugendlexikon geschenkt bekommen. Ich fühlte mich mit dem neu angelesenen Wissen sehr gescheit. Offenbar habe ich damit auch genervt. Jedenfalls sagte mir Tante Rosmarie, ich wisse noch längst nicht alles und müsse noch sehr viel lernen. Ich liess es nicht dabei bleiben und wollte von ihr hören, was sie denn meine. „Zum Beispiel die Relativitätstheorie“, meinte sie. „Gib mir eine Viertelstunde Zeit, und ich weiss es“, trumpfte ich auf. Nun mischte sich meine Mutter ein und meinte, es sei jetzt genug. Es sei ziemlich peinlich, wie ich mich aufspielte. Ich schämte mich und zog mich mit meinem Lexikon in mein Zimmer zurück und las über die Relativitätstheorie nach. Ich verstand nur Bahnhof.

Mutter machte nicht immer dasselbe Weihnachts-Menu, zum Dessert gab es aber stets eine wunderbare Schokoladencreme mit feiner dunkler Stalder-Dosencreme, verfeinert mit viel Schlagrahm. Und zum Kaffee wurden selbstgemachte Guetsli, Mailänderli, Zimetsterne, Brunsli, Vanillegipfeli, Spitzbuben serviert. Die besten Mailänderli machte übrigens meine spätere Nachbarin vom Rossweidli 66, Ideli Sonderegger. Sie waren so gut, dass ich sie mir von ihr sogar zum Geburtstag wünschte.

Stets dabei am grossen Weihnachtsessen waren natürlich auch Regula, Hausi und ihre vier Kinder, ich selber mit wechselnden Partnerinnen und später mit meinen Kindern. Kornelia hat nicht mehr manche Weihnachtsfeier an der Hanfrose 27 miterlebt. Irgendwann wurde meiner Mutter der Aufwand zu gross, und auch hier hat Regula die Tradition im gleichen Rahmen an der Hädrichstrasse fortgesetzt.

Schliesslich fand bei meinen Eltern jedes Jahr am Silvester-Abend ein Nachtessen in einem sich im Verlauf der Jahre aber immer wieder in einzelnen Positionen verändernder Zusammensetzung statt.

Ursprünglich feierten meine Eltern nur ihre runden Geburtstage mit einem grösseren Familienfest. In den letzten vielleicht 20 Jahren luden sie aber regelmässig Regulas und meine Familie mit Kindern und Kindeskindern zu ihren Geburtstagen ein, früher ins Restaurant Santa Lucia an der Talwiese und nach ihrem Umzug an die Hädrichstrasse fast immer ins Restaurant Friedbrunnen in Albisrieden bei der Tramendstation⁴³⁰ des Trams Nummer 3.

Kornelia und ich haben für unsere Familie auch einen mehr oder weniger fixen Fest-Rhythmus. Es fängt mit einem Osterbrunch an, am liebsten in unserem Garten. Eingeladen sind Freunde wie Vreni und Dani Köhl, Kurt und Michèle Klausberger, Stefan und Bernadette Rohr, Cécile Rohrer und Oliver Kaiser, Elisabethli Mosimann. Früher kamen auch immer unsere Eltern, also Elisabeth, Heidi und Leo sowie unsere ehemalige Kinderhüterin Rivka. Es ist ihr in den letzten Jahren aber zu mühsam geworden, aus Rafz anzureisen.

⁴³⁰ Ich habe mich immer noch nicht an den neuen Begriff „Tramendhaltestelle“ gewöhnt.

Am 24. oder 25. Dezember findet das grosse Weihnachtsabendessen bei uns zu Hause statt. Eingeladen waren früher natürlich immer unsere Eltern. Ständige Gäste sind Elisabethli Mosimann, neuerdings Béatrice Rusjan (eine ehemalige Blockflötenlehrerin, Kollegin und Freundin von Kornelia), natürlich unsere drei Mädchen Angelina, Florence mit Fabian, Olivia mit Reto und Juri sowie die Eltern von Fabian, Maja und Kurt Thurnheer. Das Menu ist immer gleich: Apéro mit Guacamole. Auf Toastbrot, Prosecco, Pastetli von Honold, mit frisch gekochten Pilzen und Gemüse, zum Dessert Schoggikuchen, Fruchtsalat und eigene Weihnachtsguetsli. Früher brachte Kornelias Mutter jeweils eine besonders feine Löffelbiskuit-Torte, eine ihrer Spezialitäten, und manchmal selbstgemachte Pralinen mit. Elisabethli Mosimann ergänzt die Süssigkeiten mit den wunderbaren Branchli von Teuscher.

Sowohl zum Osterbrunch als auch zum Weihnachtsfest stellt Angelina jeweils ein Quiz zusammen mit Fragen zu Ostern bzw. Weihnachten.

Für Silvester gibt es auch ein festes Ritual, aber nicht bei uns, sondern wie schon erwähnt bei unseren Freunden Bernadette und Stefan Rohr im Tessin in Ponte Capriasca.

Diese grossen Feste haben zur Hauptsache immer einzelne Frauen und Mütter geschmissen, nämlich Heidi, Regula und meine Kornelia. Ich selber war höchstens als Hilfskraft und Taxifahrer zu gebrauchen.

Ich und Haushalt oder Haushalt und ich – eine Tragikkomödie in mehreren Akten

Ich habe es schon erwähnt. In der Haushaltsführung hatte und habe ich zeitlebens grosse Defizite gehabt. Meine Mutter bediente mich von hinten und vorn. Als ich mit Susi zusammenlebte, war dies nicht weiter problematisch, weil Susi selber nicht besonders ordentlich war und sich an meinem mangelnden Ordnungssinn nur wenig störte. Unsere Wäsche beispielsweise wanderte regelmässig vom Tumbler oder dem Wäscheständer direkt in einen grossen Wäschekorb, aus welchem wir uns laufend bedienten, kein mühsames Zusammenlegen oder in Kleiderkästen Einräumen. Geschirr blieb nicht selten in der Küche über längere Zeit ungewaschen liegen, bis wir kein sauberes mehr hatten.

Mit Elisabeth war es dann etwas anders. Einerseits sah sie sich selbst als Hausfrau, so wie ich es mir eigentlich wünschte, andererseits hatten wir schon bald eine Putzfrau

und später auch Aupairs. Einen besonders gepflegten Haushalt führten wir aber dennoch nicht wirklich.

Zu rächen begonnen hat sich mein Machoverhalten – auch? – in Haushaltsdingen erst mit Kornelia. Sie ist ein sehr gut organisierter und auf Ordnung bedachter Mensch, räumt immer alles auf, und wenn sie etwas macht, so macht sie es richtig. Sie sieht die Arbeit sofort, ich (will sie) nicht (sehen), tendiere zu Schludrigkeit, Nachlässigkeit und Faulheit, übersehe oft auch Naheliegendes und Offensichtliches. WC, Bad und Küche sind da die sensibelsten Stichworte. Das ist für Kornelia oft sehr mühsam und ärgerlich, manchmal hat sie begreiflicherweise auch schlicht genug davon. Ausser Florence waren bzw. sind auch unsere Kinder bei der Haushaltsarbeit nie wirklich unterstützend (gewesen).

Das Problem zwischen Kornelia und mir besteht in Sachen Haushalt – auf einen kurzen Nenner gebracht – darin, dass, wenn ich mit Putzen oder Aufräumen aufhöre, weil ich meine, es sei nun sauber und gut genug, bei ihr ungefähr der Schwellenwert erreicht ist, wo sie mit dem Putzen beginnt. Und wenn ich nach dem Essen z.B. mit dem Putzlappen vom Tisch in die Küche zurückkomme, fragt sie mich fast immer: „Ist es auch wirklich sauber?“ Meine ehrliche Antwort müsste lauten: „Weiss nicht, vermutlich nicht.“ Trotzdem nervt mich diese Frage meistens. Ich arbeite daran, leider mit nur geringem Erfolg. Und offensichtlich ist auch meine Motivation nicht gross genug. Da bin ich eindeutig zu faul, obwohl dieses ständig wiederkehrende Thema mich und vor allem auch Kornelia etwas zermürbt. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass hier die Karten schon seit langem verteilt sind und auch neues Mischen kaum etwas nützen würde.

Ordentlichkeit im Studium und Beruf

Ich war auch nie derjenige, der schöne Ordner für einzelne Schulfächer oder Arbeitsgebiete geführt hätte, nicht während der Schule, des Studiums oder später im Berufsleben. Ich schichtete Papier in der Regel auf Beigen und irgendwann warf ich alles weg. Auch als Amtschef machte ich es nicht anders. Eigene Dossiers hatte ich kaum mehr zu führen, meist lagen diese bei einem Sachbearbeiter. Ich wurde aber stets mit Kopien von Sitzungsprotokollen und sonstigen Unterlagen geradezu über-

schwemmt. In der Regel überflog ich sie rasch nach Eingang und legte sie dann auf eine Beige beim grossen Fenstersims hinter meinem Pult oder in eines der vielen Fächer meines schwarzen Büchergestells, vertraulichere Dinge in einen abschliessbaren Korpus oder Schrank.

Mein Pult war meistens mit Papieren, Büchern und Sichtmäppchen übersät. Das Clean-Desk-Prinzip ist mir fremd. Wenn mich die Unordnung zu stören begann, reagierte ich aber immer rasch und machte Tabula rasa.

In der ruhigen Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr habe ich in all den Jahren in meinem Büro jeweils meine Papierberge durchgesehen und das Allermeiste in einen grossen Schredder-Container fortgeworfen. Behalten habe ich nur das, von dem einigermaßen sicher war, dass ich es nächstens brauchen würde oder weil es ein Unikat war. Rückblickend betrachtet habe ich nur ganz selten etwas zu viel oder zu schnell fortgeworfen. Wenn ich ausnahmsweise etwas vermisste, so liess es sich meist rasch wieder organisieren. Ich kenne Chef:innen, welche ihre Sekretärin ihr persönliches Archiv peinlich genau führen lassen und Dutzende von sauber angeschriebenen Ordnern im Büro stehen haben. Das ist natürlich beeindruckend. Ich habe auf solches immer verzichtet, weil ich es überflüssig fand. Ich habe nicht einmal meine zahlreichen Referate und Vorträge systematisch erfasst und archiviert. Mein Hauptarchiv war stets mein Gedächtnis.

Nicht viel anders als mit Papier mache ich es auch mit meinen elektronischen Dateien. Mails las bzw. lese ich, wenn immer möglich, noch am Tag ihres Eingangs. Was nicht auf irgendeine Weise bearbeitet werden muss, schmeisse ich sofort in den elektronischen Archivordner. Ich habe nur einmal kurz versucht, verschiedene, thematisch getrennte Archivordner zu bewirtschaften. Für mich hat das überhaupt nicht funktioniert, ich bekam statt Ordnung ein Durcheinander. In meinem riesigen Einheitsarchivordner finde ich meist sehr rasch, was ich suche. Ich selber bemühe mich immer um einen aussagekräftigen „Mail-Betreff“. Zudem hilft mir mein Gedächtnis beim Auffinden nach Datum und Absender.

Kontrollfreak I

Mutter war immer sehr ordentlich und hatte ein starkes Kontrollbedürfnis. Während Regula alles zuhause erzählte, erfuhr man von mir praktisch nichts. Ich war verschlossen wie eine Muschel. Irgendwie war das auch eine Gegenreaktion auf Mutters ausgeprägte Neugier. Sie spionierte mir nicht gerade nach, versuchte aber auf verschiedenen Wegen, zu ihren Informationen zu kommen, z.B. indem sie gerne mit anderen Leuten oder Kindern über mich sprach oder beim Aufräumen meines Zimmers aus Sachen, die herumlagen, oder die sie beim Leeren meiner Hosen- und Jackentaschen gefunden hatte, ihre Schlussfolgerungen zog.

Einen richtigen Wettkampf führten sie und ich um die Guetzli, die sie im grossen Buffet im Wohnzimmer eingeschlossen hatte, wobei sie den Schlüssel im Schloss stecken liess. Aus offenen Packungen klaute ich immer gerade so viele Guetsli, dass es ihr nicht ohne weiteres auffallen konnte. Packungen mit Fächern für die einzelnen Guetsli waren etwas heikler, weil es je nach dem verdächtig ist, wenn ein Fach plötzlich leergegessen ist. Allenfalls konnte man vier auf fünf Fächer umverteilen. Mutter hatte früher aber ein sehr gutes Gedächtnis. Auch bei Schokoladentafeln war Zurückhaltung angezeigt. Mutter fand es immer wieder heraus, wenn etwas fehlte. Wenn ich aber nicht allzu dreist war, hat sie nicht wirklich mit mir geschimpft.

Eine besondere Schwierigkeit beim Guetzliklauen war stets, den richtigen Moment zu erwischen. Mutter musste irgendwo beschäftigt und abgelenkt sein, doch die Küche war direkt gegenüber dem Wohnzimmer. Nur schon, wenn ich die Wohnzimmertüre einfach so öffnete, war das verdächtig. Man musste also sehr vorsichtig, leise und schnell sein. Ich beherrschte das mit der Zeit recht gut.

Auch mein Sparkässeli stand unter strenger Kontrolle. Ich konnte nicht frei darüber verfügen, es gab genaue Regeln. Es stand ebenfalls im erwähnten Wohnstubenbuffet. Lange Zeit bekamen Regula und ich wöchentlich einen Franken, erst ab Gymnasium gab es etwas mehr Geld. Dieser Franken kam sofort ins Sparkässeli, einer kleinen, dunkelbraunen Holzschatulle mit dreifarbiger Blumenverzierung auf dem Deckel. Ich habe sie heute noch.

Das Geld wurde für kleine Geschenke für Weihnachten und Geburtstage der Eltern, meiner Schwester, von Angehörigen und Freunden gespart. Ich selber durfte von

jedem Franken dreissig Rappen für Bücher sparen. Wenn ich die Hälfte des Buchpreises zusammenhatte, bezahlte Vater die andere Hälfte. Ein Karl May-Doppelband im Exlibris kostete 6 Franken 80 Rappen, ich musste also 3.40 zusammenhaben, um einen neuen Doppelband kaufen zu können.

Sammeln und Spielen

Eine Zeit lang war das Sammeln von Fussball- und später Tierbildli sehr beliebt, ein Muss. Jedes Kind wollte möglichst die vollständige Sammlung haben. Der Name Panini-Bilder kommt im Übrigen nicht von panino, Brötchen, sondern ist der Name des italienischen Unternehmens, welche sie produziert hat. Ab und zu habe ich aus meinem Sparkässeli heimlich fünfzig Rappen herausgenommen, um Bildli zu kaufen. Ich kann mich noch genau an den Morgen erinnern, als ich in einer Sechserpackung alles FCZ-Spieler vorfand. Was für ein Glück!

Meine Helden des FCZ von damals wie Rosario Martinelli, Karl Grob, Köbi Kuhn und Fritz Künzli sind alle in den letzten Jahren gestorben.

Es wurde auch um Tierbildli gespielt. Das Spiel hiess "Blääsle" oder "Blöösle", eigentlich liegt die Betonung genau zwischen ä und ö. Mindestens zwei oder mehrere Kinder machten einen Einsatz mit ihren Bildchen, um die gespielt werden sollte. Die Bilder wurden nach unten gedreht auf eine Beige geschichtet. Dann wurde ausgelost, wer als erster blasen durfte, wobei es darum ging, mit dem Blasen die Karten umzukehren, so dass die Bilder nach oben zu liegen kamen. Die umgekehrten Bilder durfte man dann behalten. Wenn ein Kind ein besonders seltenes Bild setzte - z.B. den Puma, das Nashorn oder Pferd - so mussten die Mitspieler sehr viel mehr eigene Bilder einsetzen; so viele halt, wie es der Besitzer des seltenen Bildes verlangte, wobei es eine Art Wechselkurs als Kontrollwert gab. Für das Pferd wurden z.B. einmal nicht weniger als 56 andere Bilder von mehreren Kindern gesetzt. Ich war im Blöösle sehr gut. Es wurde ausgelost, wer als erster drankam. Ich gewann, und es gelang mir, mit einem kräftigen Luftstoss sämtliche Bilder und insbesondere das Pferd zu gewinnen.

Teilweise spielten wir auch mit und um Chlüre⁴³¹. Das funktionierte ähnlich wie Boccia. Ich habe auch noch die letzte Phase des Federspiels erlebt. Es ging dabei darum, eine

⁴³¹ = Murmeln

Schreibfeder möglichst nahe an eine Hausmauer heranzuwerfen. Wer am nächsten kam, hatte alle hinter ihm liegenden Federn gewonnen. Besonders beliebt waren die goldenen Schreibfedern. Ich war in einer der ersten Schulklassen im Bühlschulhaus, in welcher statt mit Schreibfedern mit einem Kugelschreiber und später mit einem Füllfederhalter geschrieben wurde. Das Schreibfederspiel kam so rasch ausser Mode.

Ganz allgemein ist es mit dem Spielen bei mir so eine Sache, etwas merkwürdig nämlich. Als Kind spielte ich gerne Eile mit Weile, oftmals mit Grösli, damals, als sie gegenüber von uns an der Hanfrosee wohnte. Mit meiner Schwester bekam ich beim Spielen meist rasch Streit, weshalb wir bald einmal damit aufhörten. Meine Mutter spielte praktisch nie mit und sagte uns stets, sie spiele eben nicht gerne. Nicht gerne spielen? Das verstand ich als Kind überhaupt nicht. Heute geht es mir – leider – auch so. Kornelia spielt sehr gern mit den Kindern in grosser Runde irgendein Spiel, ich mache praktisch nie mit, schade, aber eben: ich spiele nicht gerne. Mit zehn oder zwölf war das noch anders. Ich bekam zu meiner grossen Freude zu Weihnachten das grosse Spiel Wild Life geschenkt. Ich weiss nicht mehr von wem. Vielleicht von meiner Götter Edith. Es geht darum, über verschiedene Kontinente Tiere einzufangen und seinen Zoo damit zu füllen. Das Spiel stand damals noch unter dem Patronat des WWF, das würde heute so auch nicht mehr gehen. Das Spiel ist ziemlich kolonialistisch und imperialistisch. Gerne spielte ich auch Monopoly. Das konnte Stunden lang dauern. Das letzte Mal Stunden lang gespielt habe ich während der Studienzeit mit Dani und Peti, und zwar Mah-Jongg, teilweise ganze Nächte hindurch. Generell habe ich kompetitive Spiele den rein spielerischen vorgezogen. So war es auch im Sport: ich spielte gerne Fussball, auch Handball oder Unihockey; Eislaufen oder Kunstturnen waren eher nicht mein Ding. Aber eben, meine Spiellust war nie ausgeprägt, im Gegenteil. Das geht wohl einher mit meiner schon früher erwähnten mangelnden Entdeckungslust.

Staggeli-Schuel⁴³²

Dass ich mit dem Bildli-Blöösle so gut war, hat seinen besonderen Grund. Ich hatte als Kind einen deutlich hörbaren Sprachfehler, ich lispelte. Das hat schon meine Kinder-

⁴³² Das Mundartwort „staggele“ heisst stottern.

gärtnerin Frau Rey bemerkt. Sie trainierte mit mir einmal einen Morgen lang zusammen mit anderen lispelnden Kindergärtnern, das Sssss richtig zu „ssspeuzen“.

In der fünften Primarschule kam ich schliesslich deswegen zu meinem Leidwesen in die "Staggeli-Schuel" zu einer alten Sprachheillehrerin. Dort musste ich immer wieder gezielt auf Papierschmetterlinge, die an einem Mobile hingen oder auf einem Tisch ausgelegt waren, intensiv mit zischenden S-Lauten blasen. Das Training hat sich ausbezahlt.

Beim Blasen und Pusten wurden viel Speicheltröpfchen versprüht. Die alte Sprachtherapeutin nahm dann immer ein Taschentuch hervor, nestelte an diesem herum und sagte: "Aha, da haben wir ja noch ein sauberes Ecklein." Bald einmal realisierte ich, dass sie öfters dasselbe Taschentuch benutzte. Irgendwie fand ich das grusig. Das Lispeln konnte sie mir aber weitgehend abgewöhnen.

Angst vor dem Klauen

Man mag es mir glauben oder nicht: ich habe in meinem Leben vom Guetsliklauen zuhause abgesehen nie etwas gestohlen. Ich bin auch nie vorsätzlich schwarzgefahren. Einerseits war ich ein ziemlich ängstliches Kind. Andererseits fand ich es einfach nicht in Ordnung, wenn jemand einem anderen etwas stahl. Wenn ich seltenweise einmal in die Situation kam, dass ein Kamerad in meiner Anwesenheit in einem Laden etwas klauen oder im Bus oder Tram schwarzfahren wollte, so suchte ich das Weite. Damit wollte ich nichts zu tun haben. Das hat sich auch auf sonstige Regelverstösse übertragen: Kein Velofahren auf dem Trottoir, nicht bei Rotlicht über die Strasse gehen etc.. Eine Ausnahme machte ich nur, wenn ich ein nettes Mädchen auf meinem Töffli mitnahm.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob mein Gerechtigkeitsgefühl oder meine Angst der Hauptgrund für diese Rechtstreue war.

Kontrollfreak II

Ich sage oftmals halb im Scherz, dass sich die Rechtstreue am Schönsten in der Einhaltung von subjektiv als sinnlos empfundenen Verboten manifestiere und entfalte, z.B. wenn man allein in der Nacht auf einer einsamen Strassen zuwartet, bis die

Lichtampel für die Fussgänger von Rot auf Grün schaltet. Das ist ein transzendenter Moment wie ein Gottesdienst am Recht.

Die andere Hälfte der Wahrheit ist aber, dass es nicht jedem Einzelnen überlassen sein kann, einem Verbot oder Gebot nur dann Folge zu leisten, wenn es ihm selber als sinnvoll oder zweckmässig erscheint. Wenn das allzu viele so machen, führt dies zwangsläufig zu einem Chaos. Und Chaos ist mir eher zuwider. Auch das kreative Chaos, das aus einem Musterbruch entsteht.

Nicht nur wegen des Kontrollbedürfnisses meiner Mutter habe ich mein Leben lang damit Mühe gehabt, am Familientisch offen und frei zu erzählen, wie mein Tag verlaufen ist und was mich bewegt hat. Besonders meinen Eltern gegenüber hatte ich immer eine Art innerer Blockade.

Als ich schon längst von zuhause weg war und im Beruf Karriere machte, hätten meine Eltern oft sehr gerne von mir gehört, was ich alles so mache und wo ich Erfolg habe. Manchmal gab es auch wirklich besondere Ereignisse, die ich ihnen zu ihrer Freude hätte erzählen können. Und selbst wenn ich das im Moment realisierte, brachte ich es meist nicht über mich, damit herauszurücken. Ich weiss nicht wirklich warum. Auf jeden Fall mochte ich es nie, wenn sie mich lobten. Vermutlich hat dies mit meinem eigenen Kontrollbedürfnis zu tun, das insbesondere den eigenen Familienmitgliedern gegenüber grundsätzlich stark ausgeprägt ist.

Allerdings habe ich die Kontrolle über mein Leben im Verlauf meiner gescheiterten Ehe mit Elisabeth immer mehr verloren. Spätestens als sie mit Martin nach Südfrankreich zog und mich mit Markus und Silvia zurückliess, hatte ich über nichts mehr die Kontrolle. Genauso habe ich es empfunden, als zuerst Markus 2009 und dann zwei Jahre später Silvia schon mit 17 Jahren von zuhause wegzogen. Natürlich versuchte ich intensiv, mit Handy-Kontakten einen Teil der Kontrolle wieder zurückzugewinnen, letztlich war ich aber chancenlos und musste lernen, was ich am wenigsten kann: Kontrolle abzugeben und darauf zu vertrauen, dass es gut kommt; und dass Kontrolle sowieso nicht wirklich nützt und vor allem auch nicht Beziehungsarbeit ersetzen kann.

Beruflich habe ich das übrigens viel rascher begriffen. Nach Silvias Auszug von Zuhause habe ich manchmal bis 20 Mal am Tag versucht, sie zu erreichen. Sie liess mich cool ins Leere laufen. Dabei hatte sie ihr Handy stets im Blick und in Griffweite.

Anders als ich konnte meine Mutter einen grossen Teil ihres Lebens ihrem Kontrollbedürfnis gerecht werden. Schwierig wurde es für sie, als meine Ehe mit Elisabeth in die Brüche ging und Elisabeth sich mit Martin nach Südfrankreich absetzte. Mutter machte sich vor allem grosse Sorgen um Markus und Silvia. Sie half so gut sie konnte, damit die beiden nicht in ein Loch fielen. Es war für sie eine grosse Entlastung und Erleichterung, als ich schliesslich ab 2001 mit Kornelia und unseren Kindern an der Rehalpstrasse zusammenzog.

Als Markus 2009 mit 17 zu Regula zügelte, war das für Mutter soweit immer noch gut. Als aber Silvia 2011 unser Zuhause verliess und ständig ihren Wohnort wechselte, wurde es für Mutter zu viel. Gerne hätte sie uns wieder geholfen, doch Vater war damals bereits 87 und sie 83. Sie hatten nicht mehr genügend Kraft. Dies empfand Mutter sicherlich als sehr grossen Kontrollverlust, der ihr ausserordentlich schwer zu schaffen machte.

Ich habe im März 2011 in der letzten gemeinsamen Ferienwoche mit meinen Eltern auf Lanzarote zum ersten Mal bemerkt, dass Mutter ständig alles vergass. Es war keinerlei Verlass mehr auf sie. Anfangs machte mich das ziemlich sauer, weil ich Mutter so überhaupt nicht kannte und nicht merkte, was bei ihr ablief. Dann wurde mir aber klar, dass ich ihr deswegen keinen Vorwurf machen und nur noch mit Vater etwas verbindlich abmachen konnte.

Der Zusammenhang scheint mir heute offensichtlich zu sein: sie ertrug die schwierige familiäre Situation nicht mehr, konnte selber keine Abhilfe mehr schaffen; da war Vergessen eine gute Option. Demenz als Möglichkeit, mit dem schwierigen Verlauf seines Lebens besser zurecht zu kommen.

Auch wenn es paradox tönen mag: Vergessen bzw. Wahrnehmungseinschränkungen können gerade auch in einem Altersheim helfen. Das ist immer noch besser, als ständig unter der Hoffnungslosigkeit der Situation zu leiden.

Arme erwerbstätige Frauen

Meine Mutter bemitleidete Frauen, die einer Erwerbstätigkeit nachgingen oder nachgehen mussten. Aus ihrer Sicht war das nur bei armen Familien oder bei Geschiedenen nötig. Ich kannte in unserem Quartier nur eine einzige geschiedene Frau. Nach meiner Vorstellung hatte sie ihr Leben verwirkt und irgendwie war sie mir

auch unheimlich. Mit dieser Frau konnte etwas nicht stimmen. In der Primarschule hatte nach meinem Gefühl kein einziges Kind geschiedene Eltern. Damals war eine Scheidung ein kaum wiedergutzumachender Makel. Ich erinnere mich daran, dass ein Staatsanwalt noch in den Neunzigerjahren einem geschiedenen Kollegen sagte, dessen Scheidung sei eine Schande für die ganze Staatsanwaltschaft. Heute ist eine Scheidung gesellschaftlich völlig akzeptiert. Nichts mehr also mit „Bis dass der Tod Euch scheidet“, manchmal dafür aber leider eher „Bis dass die Scheidung Euch tötet.“

Aber sicher ist: eine Scheidung ist und bleibt immer noch sehr schwierig vor allem für gemeinsame Kinder.

Ein schwieriges Frauenbild

Kornelia hat einmal in einem Streit mit mir gesagt, dass ich Frauen letztlich nicht wirklich ernst nehmen könne. Natürlich bestritt ich das vehement. Zu denken gibt mir ihre Aussage aber heute noch. Könnte sie im Kern allenfalls doch wahr sein? Natürlich kämpfe ich mit meinem Verstand gegen eine solche Absurdität und Abstrusität in meinem Denken an, aber wie sieht es in meinem Innersten aus? Da bin ich mir nicht ganz so sicher. Könnte dies mit auch ein Grund für mein Zerwürfnis mit Jacqueline Fehr sein?

Denke ich eher bei einer Frau als bei einem Mann, dass sie nicht so viel Stress machen sollte? Ertrage ich es wirklich (nicht), wenn mir eine Frau sagt, was ich zu tun oder zu lassen habe? Habe ich allenfalls wie ein Steinzeitmensch irgendwo in einer verknoteten Hirnschleife das Gefühl, dass mir eine Frau nur schon deshalb nichts zu befehlen hat, weil ich sie notfalls mit meiner Höhlenmenschen-Kraft platt machen könnte? Gibt es da das Gefühl einer physischen Überlegenheit und Überheblichkeit gerade gegenüber einer viel kleineren und offensichtlich schwächeren Frau?

Meinen Primarschulfreund Vogli habe ich jeweils niedergerungen, wenn mir im Streit die Argumente ausgegangen sind.

Ich hoffe, die heutigen jungen Männer sind besser sozialisiert als ich. Sicher ist, dass ich schon die kleinste Anweisung von Kornelia, die allenfalls auch nur als Bitte gemeint ist, meist nicht gut aufnehme; vor allem, wenn sie mir nicht passt. "Lass mich in Ruhe", ist da immer noch mein erster Gedanke wie seinerzeit bei meiner Mutter.

Kern des Übels und meiner Unfähigkeit dazu zu lernen ist wohl, dass ich trotz allem mit mir und meiner Lebenssituation ganz zufrieden bin. Ich habe vielleicht auch einfach Angst auseinanderzufallen, wenn ich hier zu tief grabe; jedenfalls habe ich keine grosse Lust dazu. So wie ich bin, bin ich alles in allem (selbst)zufrieden, fühle mich recht wohl und zuversichtlich, weiterhin ein gutes Leben führen zu können. Das geht dann immer mal wieder auf Kosten anderer.

Einmal mehr wäre wohl etwas mehr Selbstreflexion angezeigt.

Bad Timing

Eines der grössten Probleme zwischen Mann und Frau ist schlechtes Timing. Männer weinen fast nie, wenn es Frauen erhoffen würden. Manchmal müssen sie sich sogar eher das Lachen verkneifen statt zu weinen, z.B. bei einem besonders schön traurigen Film. Dafür weinen sie, wenn Frauen Stärke erwarten, beispielsweise, wenn er an seinem Ego scheitert oder mit seiner Unfähigkeit konfrontiert wird oder der FC Zürich im Cupfinal verliert. Der Mann ist müde, wenn die Frau mit ihm sprechen will, die Frau dafür, wenn er mit ihr schlafen möchte.

Noch ein paar andere Stereotypen gefällig? Immerhin zeigen meine Plattitüden mein wahres Problem auf: mangelnde Tiefe.

Ist das nun wieder der Alan aus Carnege, der aus mir spricht?

Aber im Ernst: manchmal hängt mir die ganze Geschlechterfrage einfach zum Hals heraus.

Werde ich bis zu meinem seligen Ende mit meiner Alter-Weisser-Mann-Haltung durchkommen?

Ich hoffe es.

Letztlich ist aber auch das eine Frage des Timings.

03. Januar 2020: mit Mutter im Restaurant Vrenelisgärtli in der Sportanlage Heuried

Eislaufen, Fussball und andere Sportarten. FC Zürich.

Lesen, lesen, lesen. Ernst Herzig und Karl May. Mein grosser Freund Sitting Bull; mein früheres Leben als Indianer:in; einmal Pine Ridge besuchen!

Das Üblital liegt im wilden Westen. Weisse Negerlein. Froschlaich und ein nasser Kuss für fünf Franken. Eine Fundunterschlagung. Panisch.

Ferien im Schlepptau der Studers: das Haus Bergruh in Engi; Freytag und Baumgartner; im Gasthof Linde in Nassen. Frau Tinguely; ein Zusatzschoppen und ein Schnäpschen in Ehren; späte Erkenntnis. Wunderbare griechische Inseln.

Fehlkoppelungen. Zum Abschluss ein flottes Tänzchen; SATUS, ein zu linker Turnverein; ein alter Gewerkschafter hat es nicht leicht. Mein unbekannter Nachbar und viele andere; Jacky, der Hochseekapitän. Eine Ohrfeige und ein Wohnungsbetreungsverbot.

Mein Bild der USA verändert sich. Unsere schöne Doppelwohnung. Ruedi, der Paparazzo. Gegrillter Hamster und andere Haustiere. Farewell, Sämeli. Totalschaden. Christeli und Bärbeli. Bruchstückhafte Aufklärung.

Auf Wiedersehen, Leo.

Sport- und Freizeitanlage Heuried

Wir spazieren vom Altersheim Im Tiergarten aus die Friesenbergstrasse und dann den Margaretenweg hoch bis zu meinem alten Kindergarten, weiter am Fussballplatz und an der Badeanlage Heuried vorbei. Mutter ist wieder etwas besser in Form und will erst kurz vor dem Restaurant Vrenelisgärtli in der Sportanlage Heuried eine Pause einlegen. Ich kann sie aber noch weiter bis in die gute Kaffeestube lotsen. Hier gibt es wie immer für Mutter einen schwarzen Espresso und für mich einen Tee mit Zucker. Wir sind seit November einige Male hier gewesen. Jedes Mal war Mutter der Meinung, die Saison sei nun vorbei und die Eislaufbahn schliesse demnächst. Das muss irgendein Grundgefühl bei ihr sein, dass alles zu Ende geht, eben halt auch die Schlittschuhlauf-Saison, obwohl sie erst begonnen hat.

Als wir Kinder wohl 1964 oder 1965 von unseren Eltern zu Weihnachten Schlittschuhe geschenkt bekamen, kauften sich auch Mutter und Vater Schlittschuhe. Mutter nahm sogar selber jahrelang Schlittschuhunterricht bei Frau Böckli, die angeblich einmal Schweizer Meisterin gewesen war. Ich selber habe mich ebenfalls für Eiskunstlauf- und nicht Eishockeyschlittschuhe entschieden. Warum weiss ich nicht mehr sicher; vielleicht deshalb, weil mein Primarlehrer Willy Messmer ein recht guter Eiskunstläufer war. Ich musste dann zu meinem Leidwesen feststellen, dass es in meiner Grösse noch keine schwarzen Kunsteislaufschlittschuhe gab, weisse aber kamen nicht in Frage, die waren natürlich nur für Mädchen. Mit Mühe fanden wir ein Paar braune, die gerade noch als Knabenschlittschuhe durchgingen. Manchmal bin ich von Kollegen deswegen gehänselt worden. Ich konnte dafür aber besser Schlittschuh laufen als die meisten "Eishockeyaner" und ging zweimal in der Woche (Mittwoch- und Samstagnachmittag) in den Schlittschuhclub Heuried ins Training. Wirklich gut bin ich in dieser Sportart aber nie geworden. Mehr als für einen simplen Dreiersprung mit halber Umdrehung hat es nicht gereicht, schon gar nicht für einen Rittberger oder eine schnelle Pirouette. Später bekam ich immerhin richtige schwarze Männerschlittschuhe. Das letzte Mal dürfte ich vor 40 Jahren mit Mietschlittschuhen auf dem Eis gestanden haben.

Sport(lich)

In der Primarschule war ich recht schnell im Rennen. An einem gesamtstädtischen Sporttag war ich in der sechsten Klasse mit meiner Gruppe im Hoch-, Weitsprung und Sprint unter den besten. Ebenso schafften wir es im volleyballähnlichen Spiel „Ball über die Schnur“ bis ins Final.

Ich liebte Völkerball, Mattenlauf und Korbball. Ich war damals noch sehr flink, und im „Alle gegen alle“ war ich meist unter den letzten, die abgeschossen wurden. Unser Parallellehrer in der Mittelstufe hiess Gaetano Tommasini. Er war um die fünfzig und war auf dem zweiten Bildungsweg Primarlehrer geworden. Er war klein, drahtig und sportlich. Während Frau Götte bzw. Frau Häberling den Mädchen Sportunterricht gaben, war er für uns Buben zuständig. Er versuchte mit wenig Erfolg, uns eine neue Ballwurftechnik beizubringen, die eigentlich nur er wirklich beherrschte. Wir waren uns gewohnt, den Ball von oben herab wie ein Handballer zu werfen, er schoss den Ball ähnlich wie einen Diskus seitwärts, sehr scharf und präzise.

An eine Geschichte, welche uns Herr Tommasini erzählt hat, erinnere ich mich noch lebhaft. Damals kamen gerade die Bauchmuskelroller in Mode. Dabei geht es darum, in Liegestützhaltung als Ausgangsposition ein kleines Rad mit zwei seitlichen Griffen auf- und abwärts zu bewegen. Tommasini erzählte uns jedenfalls, dass er damit seine Bauchmuskulatur trainiere. Er war tatsächlich auch ein Liegestützenmeister. Und er hat angefügt, dass ein Bekannter von ihm einmal nackt trainiert habe, worauf dessen spielende Katze in sein liebstes Ding gebissen habe. Autsch.

Generell war ich sportlich also recht gut, schnell im Laufen, im Hoch- und Weitsprung mit 1.45 m bzw. 5.60 m am Schluss des Gymis klar über dem Durchschnitt, im Fussball einigermaßen passabel, aber wirklich talentiert war ich in keiner Sportart, auch nicht im Wassersport. Ich wagte weder einen Salto noch riskierte ich einen Köpfler ab dem 3-Meter-Sprungbrett.

In der 5. Klasse ging ich ein paar Mal im Heuried ins Training der Jugendmannschaft des FC Wiedikons. Ich fiel nicht gerade als Talent auf. Aber immerhin fragte mich ein Trainer, ob er für mich Fussballschuhe bestellen solle. Statt begeistert zuzustimmen zögerte ich und antwortete, ich müsse zuerst meine Eltern fragen. Schliesslich versandete dieser Versuch irgendwann und ich ging nicht mehr hin. Ähnlich lief es beim Leichtathletik Club Zürich ab. Mein Vater war dort in jungen Jahren ein recht talentierter Mittelstreckenläufer. Sein Bruder Toni war auf Kurzstrecken spezialisiert und will die 100 Meter unter 12 Sekunden gelaufen sein. Ich selber brach auch diesen Versuch nach zwei Probetrainings in der Sportanlage Sihlhölzli wieder ab. Vermutlich hätte ich Unterstützung und Support von meinen Eltern gebraucht, wenn etwas daraus hätte werden sollen. Sie liessen mich einfach allein gehen, und nur schon das bedeutete für mich ein kaum überwindbares Hindernis. Ich kannte dort niemandem, dem ich mich hätte anschliessen können. Zudem war ich tatsächlich sehr schüchtern und ängstlich.

Mit etwa zwanzig fing ich an, Tennis zu spielen. Das hat mir immer recht gut gefallen. Ich habe aber nie Unterrichtsstunden genommen und deshalb, ähnlich wie im Skifahren, nie einen wirklich sauberen Stil spielen gelernt. Meine ersten Ballversuche machte ich mit Peter Neumann, der auch heute noch ein sehr guter Tennisspieler ist. Im ersten Studienjahr spielten er und ich oft zusammen mit unserer Kommilitonin Barbara Mathis auf einem Tennisplatz in Schlieren, welcher der damaligen Leimfabrik

Geistlich gehörte. Ihr Vater war dort Kadermitarbeiter. So durften wir den Platz gratis benutzen. Später war Kurt Klausberger mein regelmässiger Tennispartner. Wir spielten meist auf der städtischen Anlage in der Lengg, immer am späteren Freitagabend, im Winter im Ballon. Kurt und ich waren ungefähr ähnlich gut bzw. schlecht, so dass unser Wettstreit meist beiden Spass machte. Manchmal war auch die Gerichtssekretärin Cornelia Haubold mit von der Partie, welche uns mit geringem Erfolg die Bilateral-Technik beizubringen versuchte. Weitere Tennispartner waren die Bezirksrichter und SP-Kollegen Hans-Peter Egli und Joseph Vogel. Vor allem Josef war ein vorzüglicher Tennisspieler. Ich war gegen ihn völlig chancenlos. Mitte der Neunzigerjahre, als die Schwierigkeiten mit Martin immer grösser wurden, hörte ich dann mit Tennisspielen (und Skifahren) endgültig auf.

Die Sportanlage Heuried mit Badi und Eislaufbahn, inkl. Innenhalle, wurde 2016 völlig neu errichtet. Ich hatte noch die ursprüngliche Neueröffnung Mitte der Sechzigerjahre miterlebt. Badi und Eislaufbahn waren für mich der zentrale Freizeitort, nur gerade fünf Minuten von zu Hause entfernt.

Mein FCZ

In meiner Familie hatte Fussball keinen grossen Stellenwert. Von den vier Manhart-Brüdern spielte aber offenbar Onkel Franz in einem Fussballclub, Blue oder Red Stars, wenn ich mich nicht täusche. Ich selber begann mich in der Mittelstufe für Fussball zu interessieren. Die Sechzigerjahre waren die goldenen Jahre des FC Zürich. Der FCZ erregte meine Aufmerksamkeit erstmals 1965/1966, weil er als die mit Abstand beste Mannschaft den Meistertitel und den Cupsieg holte. 1967/1968 war ein besonders spannendes Fussballjahr. Am Schluss hatten der FCZ, GC und Lugano alle gleich viele Punkte, und es kam zu einer sog. Meisterschaftsrunde mit diesen drei Mannschaften. In meiner Schulklasse gab es auch GC- und Lugano-Fans. Die FCZ-Fans waren aber in der Mehrheit, was daran liegen mag, dass der FCZ schon damals als Club der Arbeiterklasse und des unteren Mittelstandes galt, GC eher als Club der Mehrbesseren. Lugano war vor allem wegen des Nationaltorhüters Mario Prosperi beliebt. Ein weiterer unvergessener Spieler Luganos war Otto Lutthrop. Pikant war auch, dass der Trainer von Lugano Louis Maurer war, der noch 1966 mit dem FCZ den Meistertitel gewonnen hatte. Er wurde später auch für kurze Zeit Nationalmannschaftstrainer. Die Spiele der Meisterrunde fanden jeweils am Abend nach 20 Uhr statt.

Da lag ich leider schon im Bett, hörte aber etwas vom Spiel durch die geschlossene Tür des Wohnzimmers, in welchem mein Vater vor dem Fernseher sass. Ich war derart aufgeregt, dass an Schlafen nicht zu denken war, auch noch lange nach Spielschluss nicht. Der FCZ besiegte im ersten Spiel GC 2:0 und dann auch noch Lugano ebenfalls 2:0. Mein Glück war vollkommen. An eine ähnliche Situation, ich schon im Bett und Vater im Wohnzimmer vor dem Fernseher, kann ich mich ebenfalls für das Jahr 1968 erinnern. Die Schweizer Nationalmannschaft spielte auswärts in der WM-Qualifikation gegen Portugal und gewann tatsächlich 0:2. Portugal mit Eusebio war in der WM von 1966 in England immerhin Dritter geworden. Die Schweiz war mit einer 0:5-Niederlage gegen die Bundesrepublik Deutschland in den Wettbewerb gestartet. Nun also 1968 gegen den Bronzemedailien-Gewinner Portugal: Ich kann mich an den zweimaligen Torjubel meines Vaters noch gut erinnern, auch wie er sich dabei auf die Schenkel klopfte.

In diesen späten Sechzigerjahren ging ich mit Kollegen ab und zu auf den Letzigrund, um beim Training der ersten Mannschaft zuzuschauen. Nach dem Training warteten wir bei den Spielerautos, um Autogramm-Karten zu erbetteln. Die meisten Spieler fuhren schon damals recht rassige Schlitten, Köbi Kuhn hatte einen weissen VW Käfer. Während ein Teil meiner Kollegen das eher schwach fand, hat mich diese Bescheidenheit schon damals irgendwie beeindruckt.

Bei Spielen des FCZ war ich nur selten live dabei. Der erste Match, welchen ich zusammen mit Vater sah, endete mit einem mageren 1:1 gegen Servette. Es war wohl Rutschmann, der das Zürcher Tor geschossen hat. Der grösste Konkurrent des FCZ war der FC Basel mit Karli Odermatt. Leider habe ich auch ein oder zwei Spiele gegen den FC Basel gesehen, welche der FCZ schon damals verloren hatte. Bei einem Höhepunkt war ich immerhin dabei: 1977, als Zürich im Letzigrund im Halbfinal des Meister-Cups gegen Liverpool 1:3 verlor. Der FCZ ging mit Penalty-Tor durch Risi 1:0 in Führung. Der Jubel war gewaltig.

Das absolute Fussball-Highlight erlebte ich aber zuhause während des Nachtessens mit meiner Familie an der Rehalpstrasse am 13. Mai 2006. Der FCZ gewann im Basler St. Jakob-Stadium durch ein Tor von Iulian Filipescu zum 1:2 in der Nachspielzeit zehn Sekunden vor Spielende den Meistertitel. Meine Familie schaute mir ungläubig zu, wie ich mich vor Begeisterung kaum mehr einklinken konnte und im Wohnzimmer herum-

tanzte. Soviel Emotion hatte man bei mir wohl noch nie gesehen. Und auch nachher nie mehr, auch nicht am 1. Mai 2022, als der FCZ mit einem 2:0-Sieg – erneut gegen den FC Basel im St. Jakob-Stadium - nach 13 Jahren endlich wieder Schweizer Meister geworden ist. Das liegt wohl daran, dass ich mir die Namen der ständig wechselnden Fussballsöldner, die genauso gut bei Sion, Lugano oder St. Gallen mitspielen könnten, nicht mehr wirklich identifizieren kann. Karli gegen Köbi, das war noch wirklich ein Duell zwischen Baslern und Zürchern. Wenn es dem FCZ aber ausnahmsweise wirklich gut läuft, so freue ich mich natürlich noch immer, wenn er schlecht spielt, so ignoriere ich ihn einfach. Wieder einmal spricht da der alte weisse Mann in mir.

Beruflich hatte ich am Rand noch einmal mit dem FC Zürich zu tun. Der FCZ spielte einmal in der JVA Pöschwies in einem Freundschaftspiel gegen den FC Pöschwies. Unsere Insassen konnten ihr Glück kaum fassen, als er wirklich mit seinen Stammspielern antrat und nicht nur die Reservemannschaft auf das Feld schickte⁴³³.

Bücher und Indianer

Gleich neben der Freizeitanlage Heuried liegt das Gemeinschaftszentrum Heuried mit der grossen Pestalozzi-Bibliothek, wo wir praktisch gratis Bücher beziehen konnten. Eine Ausleih-Karte für dreissig Bücher kostete gerade mal fünfzig Rappen, 20 Rappen für die Ausstellung der Karte und 1 Rappen für ein Buch. Drei Bücher pro Woche waren meine Standard-Ration. Bibliothekarinnen waren zwei Ungarinnen, beide wohl Flüchtlinge des 1956-Aufstandes. Die etwas ältere, kleine und sehr zerbrechlich wirkende Frau hat mir einmal erzählt, dass sie gegen Ende des Krieges in einem KZ interniert war und dann an einem Todesmarsch teilnehmen musste. Das hat mich damals sprachlos gemacht.

Ich habe nie mehr in meinem Leben so viel gelesen wie während der Primarschule. Schon als Kindergärtner war ich begierig darauf lesen zu lernen, so wie es meine Mutter und meine Schwester vor meinen Augen taten. Anders als meine jüngste

⁴³³ FCZ-Besuch in der JVA Pöschwies vom 24. März 2016 (auf der Linkliste meiner Website aufgeführt).

Tochter Angelina war ich aber nicht schlau genug, um bereits vor der Primarschule selber Lesen und Schreiben zu lernen. Immerhin stürzte ich mich dann in der ersten Klasse voller Energie ins Lesevergnügen. Zu Weihnachten 1964 bekam ich die ersten Bücher geschenkt, wenn ich mich recht erinnere von meiner Gotte Edith, meinem Götti Karl und meinen Eltern. Das erste Buch, das ich gelesen habe, hiess „Der heimliche Bruder“. Es geht dabei um zwei Kinder aus armen Verhältnissen namens Bill und Tilly, welche in den Sommerferien eine Hütte im Wald bauen. In dieser Hütte nistet sich ein kleiner Junge ein, der aus einem Kinderheim geflüchtet ist. Die Geschwister machen ihn zu ihrem kleinen heimlichen Bruder. Schliesslich kommen ihre Eltern dahinter. Happy-End: der Junge muss nicht zurück ins Heim, sondern wird adoptiert⁴³⁴. Das zweite Buch mit dem Titel „Feuerschuh und Windsandale“ von Ursula Wölfel handelt vom kleinen Tim, der mit sich und der Welt unzufrieden ist. Von seinem Vater, einem Schuhmacher, bekommt er zum Geburtstag selbst geschusterte rote Schuhe geschenkt. Mit diesen gut ausgerüstet geht er mit seinem Vater, der eben Sandalen trägt, auf Wanderschaft. Sein Vater repariert unterwegs Schuhe für irgendwelche Leute und dafür können sie bei diesen essen oder schlafen. Sie erleben viele Abenteuer und Tim ist am Schluss wieder zufrieden, der zu sein, der er ist.

Ich habe seither wohl Hunderte oder Tausende von Büchern gelesen. Ich erinnere mich an keines davon auch nur annähernd so gut wie an diese ersten beiden.

Meine Lieblingsbücher waren die Indianerbücher des Schweizer Schullehrers aus dem Kreis 4 und Autors Ernst Herzig⁴³⁵, der sich Ernie Hearting nannte. Die Bücher (über) Sitting Bull, Wildes Pferd (Crazy Horse), Kriegsadler (Quanah Parker), Geronimo (Goyathlay), Stumpfes Messer (Dull Knife), Moxtaveto (Black Kettle), Rote Wolke (Red Cloud), Schwarzer Falke (Black Hawk), Pontiac, Rollender Donner (Chief Joseph) u.a. habe ich verschlungen und immer wieder neu gelesen. Einen besonderen Reiz macht bei ihnen aus, dass sie mit Photographien und Bildern aus der damaligen Zeit illustriert

⁴³⁴ Das Wort «adoptiert» erinnert mich daran, dass unsere Florence, Kornelias zweite Tochter, als kleines Mädchen einmal von einem apportierten Kind sprach. Florence war immer wieder die Meisterin für spezielle Wortkreationen. Einmal sagte sie von einem Betrunkenen, dieser sei vogelhageldicht; sie meinte wohl sternhagelvoll. Nicht schlecht ist auch ihre Wortschöpfung «sperrangeldünn». Ein Running Gag in der Familie ist «Mikroorgasmen» (statt Mikroorganismen). Nachdem Florence in der Primarschule einmal an einem Lama-Trekking teilnehmen konnte, erzählte sie uns vom Lama-Stretching.

⁴³⁵ * 31. Juli 1914 in Langenthal; + 29. Dezember 1992 in Basel.

sind. Anfangs der Achtzigerjahre wurde die ganze 15-bändige Reihe "Berühmte Indianer, weisse Kundschafter" von Ernie Hearting im Migros zu einem Schleuderpreis angeboten. Ich habe alle Bände, die ich nicht schon geschenkt bekommen hatte, sofort gekauft und sie stehen heute noch in Reih und Glied bei mir im Büchergestell. Besonders fasziniert hat mich auch die Geschichte des Schweizer Obersten in englischen Diensten Henri Bouquet, der erfolgreich und mutig gegen den Ottawa-Häuptling Pontiac gekämpft hat. Gleichzeitig setzte Bouquet aber üble biologische Waffen ein: er hat angeblich an die Indianer mit Pocken verseuchte Decken verteilen lassen. Held und Mörder gleichzeitig, so wie die meisten grossen Kriegshelden⁴³⁶.

Sehr gerne las ich Karl May, dessen Bücher es in der Pestalozzibibliothek aber nicht zur Ausleihe gab. Sie galten wohl als zu deutschtümlicherisch; und tatsächlich, jeder gute Weisse erweist sich bei Karl May irgendwann als Deutscher, sogar Winnetous indianischer Lehrer Klekih-petra war ein Deutscher. Es war mir schon mit 10 Jahren klar, dass Ernst Herzig deutlich näher bei der Realität schrieb als Karl May. Winnetou, Old Shatterhand, Old Firehand, Old Surehand und Sam Hawkens habe ich aber trotzdem geliebt. Wenn man mich damals fragte, was ich am Allerliebsten machen würde, so war die Antwort klar: im Kino Karl May-Filme anschauen⁴³⁷. Ab 14 Jahren machte ich das wann immer möglich. So ab 16 hatte ich dann aber noch grössere Herzenswünsche.

Ich bin noch heute ein grosser Indianer-Fan. Am meisten haben mich immer die Jahre zwischen 1850 und 1890 interessiert. Das war die Zeit der letzten Indianerkriege mit mehr oder weniger unabhängigen Prärieindianern wie den Sioux, Cheyenne, Arapaho, Kiowa, Pawnee, im Süden die Komantschen und Apachen.

1971 kam der Film „Little Big Man“ mit Dustin Hoffman in die Kinos, der genau in meiner Lieblingszeit und -egend spielt. Ich habe damals drei Mal versucht, ins Kino hineinzukommen, einmal sogar mit meiner Mutter, aber alle drei Male wurde ich zurückgewiesen, da der Film erst ab 16 Jahren freigegeben war. Natürlich habe ich

⁴³⁶ Vgl. Ernie Hearting, Der Indianer-Oberst. Vom Genfersee in den nordamerikanischen Urwald. Leben und Abenteuer des Schweizers Henri Bouquet, Offizier in englischen Diensten (Einsiedeln 1965).

⁴³⁷ Ein Trauerspiel der besonderen Art ist zur Zeit im Gange: Winnetou-Bücher und -Filme werden aus allen Programmen gestrichen, weil sie ein überholtes Indianerbild zeichnen. So viel Blödheit und Borniertheit machen mich traurig. Wohin wird uns diese Cancel-Kultur noch führen?

den Film dann so bald als möglich angeschaut, wohl erstmals mit 15. Fast zur selben Zeit wie „Little Big Man“ kam „Soldier Blue“ von Ralph Nelson in die Kinos. Er spielt in derselben Zeit an den gleichen Orten und behandelt das gleiche Thema, nämlich die Massakrierung der letzten frei lebenden Indianer. Er blieb aber sowohl künstlerisch als auch vom finanziellen Erfolg her deutlich hinter „Little Big Man“ zurück, obwohl mir damals die junge Candice Bergen noch besser als Fay Dunaway gefallen hat. Weitere meiner Lieblingsindianerfilme sind „Jeremiah Johnson“ von Sidney Pollack mit Robert Redford und „Dances with Wolves“ von und mit Kevin Kostner. Beide Filme sehe ich mir immer wieder auf DVD an. Ich sammle Westernfilme, natürlich am liebsten Indianerfilme, es gibt aber nur wenige wirklich gute. Von den alten liebe ich die John Ford Western (von diesen insb. die Kavallerie-Trilogie und vor allem auch „The Searchers“), aber auch „Winchester 73“ und „Broken arrow“, beides Indianerfilme aus dem Jahre 1950 mit James Stewart.

Oft kaufe ich mir im Orell Füssli historische Bücher über die Indianerzeit und gerne auch immer wieder mal Fotobücher aus der 20 Bände umfassenden faszinierenden Fotosammlung des Fotografen Edward S. Curtis, die um 1900 entstanden ist und im letztmöglichen Moment mit über 1500 Fotografien das Leben der nordamerikanischen Indianer umfassend dokumentiert.

Falls ich schon verschiedene Leben gelebt haben sollte, so war ich einmal ein Sioux- oder Cheyenne-Indianer. Übrigens: wieso nehme ich eigentlich automatisch an, dass ich in einem allfälligen früheren Leben ebenfalls ein Mann und nicht eine Frau gewesen bin? Findet die Reinkarnation wirklich nur innerhalb desselben Geschlechts statt?

Ein noch unerfüllter Traum

Mein einziger, bis heute noch nicht erfüllter Traum ist es, in die weiten Prärien Nordamerikas zu reisen, die Pine Ridge Reservation, die Rosebud Indian Reservation in Süd Dakota und das Schlachtfeld des Little Big Horn in Montana zu besuchen. Mount Rushmore muss es nicht unbedingt sein. 1990 war es schon halb geplant, dann wurde Elisabeth mit Markus schwanger. Wenn ich Bilder dieser faszinierenden Landschaften sehe, so erfasst mich jedes Mal ein ganz besonders Gefühl. Ich muss schon einmal dort gewesen sein.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich werde mit Sicherheit noch in diesem Leben einmal dorthin reisen.

Das Üblital liegt im wilden Westen

In der Badi Heuried hatte ich meist ein Karl May-Buch mit dabei, natürlich auch in den Sommerferien, die wir jahrelang im Glarnerland im Sernftal in Engi, im Chalet Bergruh verbrachten. Einer meiner Lieblingssorte war das Üblital, das in meiner Fantasie im wilden Westen lag. Dort, wo sich das Tal weit öffnet, liegen viele grosse Steine und Felsen, auf die man klettern kann. Es ist eindeutig auch noch heute Indianerland, mit wunderschönen Bachlandschaften und Wäldern.

Während der ganzen Primarschulzeit verbrachten wir sowohl die Sommer- als auch die Winterferien in Engi. Einzige Ausnahme waren Sommerferien in Serneus im hinteren Prättigau. Daran erinnert mich immer noch ein Sackmesser, das ich auf einer Wanderung gefunden habe und auf dessen grosser Klinge der Name Gaudenz Ambühl eingeritzt ist. Mit diesem Sackmesser habe ich auch zum ersten und einzigen Mal auf einer Alp wunderschöne Alpenrosen geschnitten. Heute wäre das wohl verboten.

Nach langem Unterbruch bin ich erst wieder in meiner Militärdienstzeit ins Sernftal gekommen. In der Rekrutenschule marschierten wir von Engi aus via Üblital zum Murgsee. Das ist eine endlos lange Strecke, vor allem wenn man die Vollpackung mit sich schleppt.

Eine andere, längere, wunderschöne Ferienwanderung führte von Elm aus über die Wichlen zur Erbsalp. Auf den Wichlen bin ich dann wieder 1977 in einer Biwakierwoche in der RS gewesen. Wir zelteten dort nur gerade mit den berüchtigten Zeltplachen 01. Es regnete fast ununterbrochen und unser Zeltplatz versank fast im Schlamm. Morgens stieg man aus dem feuchten Schlafsack in den noch feuchteren Kampfanzug. Wenn man dabei die Zeltplache berührte, so ergoss sich sogleich ein kleiner Wasserfall ins Zeltinnere. Auch unsere Minenwerferstellungen hatten es in sich. Der Boden war derart mit Wasser vollgesogen, dass es bei jedem Minenwerferschuss wegen des starken Rückschlages auf die Grundplatte eine Wasserfontäne absetzte; ein Gaudi für alle ausser für die beiden (Richter und Lader), die den 8,1cm-Minenwerfer Jahrgang 1931 bedienen mussten.

Insgesamt habe ich nicht besonders gute Erinnerungen an den 8,1cm-Minenwerfer. Er ist zu schwer, beinahe unzerstörbar, völlig unelegant und nicht einmal der Abschuss, ein metallischer, harter Chlapf, tönt besonders beeindruckend. Meinen ersten Wiederholungskurs absolvierte ich im Sommer 1980 als Führer des Mw-Dienstzuges in der Infanterieoffiziersschule Zürich. Als wir schliesslich in der Schiessverlegung zusammen mit den Offiziersanwärtern trainierten, gelangt uns ein seltener Glücksschuss, und dies ausgerechnet in meinem geliebten Üblital. Schon unser Stellungsbezug war abenteuerlich, zwei alte WK-Soldaten hatten Rohr und Lafette schon in der Deckung zusammengeschraubt, um beim Aufstellen schneller zu sein. Gerichtet wurde eher unsorgfältig, und der erste Schuss war dementsprechend nicht besonders genau. Mit meinen Korrekturangaben für den zweiten Schuss landeten wir aber haargenau im Ziel. Instruktionsoffizier Hptm i Gst Hunn, welcher mein Klassenlehrer in der UOS gewesen war, hatte einen fussballgrossen weissen Stein als Ziel bezeichnet und die zweite Granate landete genau auf diesem. Das verschaffte uns ziemlich grossen Respekt.

Mein Freund Peter Neumann absolvierte im Sommer 1977 die Rekrutenschule zusammen mit mir in der gleichen IV. SchFüs Kompanie von Oblt Knobel. Ich war im ersten Zug von Lt Sauter, Peter im dritten bei Lt Seebacher. Peter war physisch topfit und hatte kräftemässig mit den Strapazen einer Minenwerfer-RS keinerlei Mühe. Die Überlebenswoche in der vorletzten RS-Woche bewältigte er problemlos, auch den 60-Kilometer-Marsch. Er trug zusätzlich für schwächere Kollegen auch noch deren Gewehr mit. Ich selber hatte die ganze Woche wegen eines verstauchten Fusses Wachdienst. Als die Mannschaft vom letzten langen Marsch in die Kaserne zurückkehrte, waren fast allen inkl. Kadi die grosse Müdigkeit und Erschöpfung anzusehen. Peti kehrte recht munter, ein Liedchen pfeifend und wie aus dem Ei gepellt zurück, auch seine Frisur war perfekt wie immer. Während die meisten im Kampfanzug wie Säcke aussahen, hätte Peti problemlos zusammen mit Robert Redford in einem Hollywood-Film mitspielen können. Psychisch hatte er mit den unsinnigen Einschränkungen des Rekrutenlebens sehr viel mehr Mühe. Er, Rolf Bürgi und Isi Leibovitz galten als Querschläger des dritten Zuges.

Peter hat später zum waffenlosen Dienst gewechselt.

Zwei oder drei Jahre nach der RS waren Dani, Vreni, Peter, Susi und ich über Pfingsten zum Zelten im Üblital. Ein schräges Detail ist mir von damals in Erinnerung geblieben. Wir hörten im Schweizer Radio die Sonntagspredigt. Vermutlich war es der einzige Sender, den man empfangen konnte. Der Pfarrer sagte irgendetwas über die Gleichheit aller Menschen. Dafür brachte er ein schlagendes Beispiel: er habe einmal die Geburt eines Negerkindleins (sorry, er sagte es so) miterleben dürfen. Zu seiner Überraschung sei es weisshäutig geboren worden. Es sei eben so, dass diese Kinder erst später nachdunkeln würden. Damit wolle der Herrgott uns sagen, dass bei der Geburt alle Menschen gleich seien.

Froschlaich und ein nasser Kuss

Über die Sommerferien von 1967 in Engi habe ich ausführlich Tagebuch geführt.

Wohl in den Frühlingsferien 1967 ging ich von zuhause aus in die Allmend Brunau, weil ich Froschlaich suchen wollte. Regula hatte im Vorjahr Laich nach Hause gebracht, und es waren Kaulquappen daraus geworden. Die meisten starben allerdings, nachdem sich die beiden Hinterbeine entwickelt hatten. Nur ein oder zwei kleine Frösche, immer noch mit Schwanz, überlebten, und wir liessen sie frei. Das Füttern mit Fliegen erwies sich als zu schwierig, zumal sie lebendig verabreicht werden mussten. Ich habe dazu ein völlig blödes Detail in Erinnerung. Regula muss wohl nach einer Schulprüfung eine nicht so gute Note erhalten haben. Ich jedenfalls schrieb ihr schadenfroh ein Brieflein, in dem stand: "Regula ist schlecht in der Schule, weil sie nur Fliegen im Kopf hat." Ich weiss weder, was das sollte, noch warum ich mich immer noch daran erinnere.

Ich war jedenfalls auf Laichsuche in Lehmtümpeln. Irgendwann kam ein Herr hinzu. Er wirkte für mich alt, war wohl um die fünfzig, mit Halbglatze, Anzug und Krawatte. Er unterhielt sich mit mir und stellte mir verschiedene Fragen, z.B. wo ich wohne, wohin ich in die Schule ginge. Ich weiss nicht mehr viel von diesem Gespräch, erinnere mich aber, dass er sich eher gestelzt ausdrückte. Irgendwann verabschiedete er sich von mir und gab mir fünf Franken. Sehr überrascht war ich, als er meinen Kopf in seine beiden Hände nahm und mir einen feuchten Kuss auf den Mund drückte. Ich fand das grusig, wischte nachher meinen Mund ab, war aber nicht wirklich schockiert, sondern einfach nur perplex. Und fünf Franken waren sehr viel Geld. Ich hatte deswegen aber

ein ungutes Gefühl. Mutter würde wissen wollen, woher ich das Geld habe. Erst kürzlich hatte ich eine schlechte Erfahrung mit gefundenem Geld gemacht:

Neben dem Bühlschulhaus gab es eine Bäckerei. Davor stand ein Apparat mit Bazooka-Kaugummi. Das sind die Rosaroten mit beigepacktem kleinem Comicstrip mit Bazooka-Joe. Wir schauten immer, ob in der Münzausgabe Kleingeld lag. Und tatsächlich, ich fand einmal einen Einfränkler! Mein Kollege, es war wohl mein Nachbar Felix Stutz, und ich genehmigten uns sofort ein Glacé aus der Bäckerei, und das vor dem Mittagessen. Beide zusammen kosteten 40 Rappen, jedenfalls bekam ich 60 Rappen Rückgeld, ein Fünzig- und ein Zehnrappenstück. Ich weiss nicht mehr genau, ob ich Mutter die 60 Rappen freiwillig zeigte oder ob sie irgendwie mit ihrem hartnäckigen Spürsinn selber dahinterkam. Jedenfalls wollte sie ganz genau wissen, wo ich das Geld gefunden hatte. Ich erzählte halb wahrheitsgemäss vom Bazooka-Automaten. Mit kriminalistischem Spürsinn fand sie es nun aber merkwürdig, dass da gleich zwei Geldstücke gelegen hätten. Ich wiederholte die Geschichte zwei oder drei Mal. Als Vater zum Mittagessen kam, frage sie mich weiter aus, wie ein alter Verhörprofi. Jedenfalls verplapperte ich mich irgendwann versehentlich und sagte, ich hätte einen Einfränkler gefunden. Jetzt war es geschehen und ich kotzte wie ein ertappter Verbrecher alles, auch den Glacé-Kauf. Mutter klärte mich über die Natur einer Fundunterschlagung auf, und ich musste einen Franken aus meinem Sparkässeli herausnehmen und bei der Bäckerei abgeben. Das war eine grosse Schmach, weil mich die Bäckersfrau ziemlich befremdet anschaute. Sie hatte sich wohl an den Glacé-Kauf erinnert.

Deshalb wollte ich nun wegen der unter obskuren Umständen geschenkten fünf Franken nicht irgendetwas zusammenlügen und erzählte darum zuhause sofort die ganze Geschichte meiner Mutter. Wegen des Kusses rückte ich erst beim Nachfragen heraus, irgendwie war mir klar, dass es nicht in Ordnung war. Mutter zeigte sich mir gegenüber nicht sonderlich entsetzt, erklärte aber mit ernster Miene, dass Vater es unbedingt auch wissen müsse. Vater und ich gingen dann zusammen auf die Hauptwache an der Walche, wo uns ein Polizist in Zivil erwartete und mir verschiedene Fotos von älteren Männern zeigte. Ich fühlte mich halb verpflichtet, irgendjemanden zu identifizieren, blieb aber unsicher. Erst im Nachhinein fand ich die Geschichte nun plötzlich selbst sehr schlimm, weil die Erwachsenen das offenbar so sahen.

Panisch

Insgesamt habe ich gute Erinnerungen an meine Kindheit. Ich fühlte mich stets sicher und behütet. Das Verhältnis zu meiner Mutter war wohl etwas distanziert, physische Nähe war nicht unbedingt ihr Ding. Sie war aber immer da, wenn ich sie brauchte, zum meinem Leidwesen auch dann, wenn ich lieber ohne sie gewesen wäre. Sie machte sich oft schon auf Vorrat Sorgen und liess mich stets wissen, dass jetzt zwar im Moment alles gut sei, in Zukunft wohl aber schwieriger werden könnte: die Schule, das Gymnasium, die Rekrutenschule, das Studium. „Warte nur“, war der Standardspruch, „Du wirst schon noch sehen!“

Sie selber war eher rasch aus der Ruhe zu bringen. In meinem alten Tagebuch habe ich unter dem 25. Juli 1967 einen Eintrag gefunden, der ziemlich gut zeigt, wie klein und behütet meine/unsere damalige Welt war und wie rasch Mutter und damit auch ich aus dem Gleichgewicht zu bringen waren: Mein Eintrag beginnt mit dem Satz: „Heute war ein schrecklicher Tag.“ Die eher banale Geschichte ist die: Mein Vater erschien an diesem Mittag nicht zum Essen. Zuerst war Mutter etwas hässig, das Essen drohte kalt zu werden. Mit der Zeit machte sie sich Sorgen. Irgendwann telefonierte sie ins Geschäft und bekam dort von seiner Sekretärin die Antwort, er sei schon um elf Uhr weggegangen. Er hätte also schon längststens da sein müssen. Meine Mutter geriet langsam in Panik und rechnete schon fest mit einem Verkehrsunfall. Ich liess mich anstecken und befürchtete ebenfalls das Schlimmste. Schliesslich telefonierte sie nochmals ins Büro, wieder nichts. Wir waren fast am Verzweifeln.

Um 14 Uhr kam der rettende Telefonanruf von Vater. Er hatte schlicht vergessen, dass er zum Mittagessen erwartet wurde und war mit einem Kunden Mittagessen gegangen. Die Geschichte endet in meinem Tagebuch mit dem Satz: „Ich weinte vor Glück.“

An diesem Abend kam Vater unüblich früh nach Hause und brachte ein Packung Erdbeer-/Vanille-Glacé vom Migros mit. Sie war in Zeitungspapier eingepackt, damit sie nicht zu rasch auftaute. Unser Kühlschrank hatte noch kein Tiefgefrierfach.

Ich bin sicher, dass ich nichts Besonderes daran gefunden hätte, wenn Mutter nicht so panisch reagiert hätte. Von ihr habe ich gelernt, immer das Schlimmste zu befürchten. Dies war für mich andererseits auch immer die Triebfeder dafür, alles zu machen, damit das Schlimmste nicht eintreten kann.

Ferien dank unserer Nachbarn Studer

Wir waren nach Engi ins Chalet Bergruh dank unserer Nachbarn Minnie und Walter Studer gekommen. Sie hatten in Engi das ganze Jahr hindurch eine Ferienwohnung gemietet. Studers waren kinderlos, hatten aber eine sehr zutrauliche und kinderliebende Drahthaardackeldame namens Zötteli und einen Kater namens Felix, der etwas weniger anhänglich war und auch mal kratzen konnte.

Direkt neben dem Chalet Bergruh lag der Hof der freundlichen Bauernfamilie Freytag. Seltsam kam es mir dann aber vor, dass diese netten Leute in einem harten Streit mit einer alten Frau lagen, welche in ihrem uralten kleinen Bauernhaus weiter oben angrenzend an Freytags Land wohnte.

Die alte, alleinstehende Bäuerin hiess Baumgartner. Sie selber sah so aus, wie man sich als Kind eine alte Hexe vorstellt: einfache alte, grauschwarze Kleider, Schürze, grauweisses Haar mit Ribel, zudem vorn mit einer grossen Zahnlücke und einem einzelnen langen Zahn. Sie war immer sehr freundlich und redete gerne mit meinen Eltern ein paar Worte. Sie hatte im Haus keinen Wasseranschluss, sondern holte das Wasser direkt vom Brunnen beim Hauseingang. Der Bauer Freytag brauchte irgendeinmal zusätzliches Wasser für sein Vieh und zapfte dieses mit einem Schlauch direkt vom Brunnen von Frau Baumgartner ab. Der Schlauch war an ihrem Wasserhahn so befestigt, dass die alte Bäuerin selber gar nicht mehr an ihr Wasser herankam und deshalb auf das schlechtere Wasser aus ihrem alten Stall angewiesen war. Das machte sie begreiflicherweise sehr wütend, sie hatte aber Angst, sich offen gegen Freytags zu wehren. Offenbar ging es um einen schon jahrelangen Streit um Wasserrechte.

Wir waren oft auch am 1. August in Engi und erlebten dort manche stramme Bundesfeier. Feuerwerk gab es keines, aber ein grosses Feuer mit Fackeln und Vorführungen des Männerturnvereins und eine Ansprache. Meist grillierten wir nach der offiziellen Feier, die auf dem Schulhausplatz stattfand, vor dem Haus Bergruh. Nachdem einmal die Würste ausgegangen waren, fand Walter Studer im Keller noch einen alten schrumpeligen Cervelat und offerierte ihn mir. Vater intervenierte und meinte, er sei vielleicht doch etwas zu alt. Zötteli sah das anders.

Wir bekamen in Engi ab und zu auch Familienbesuch, z.B. von der Stiefschwester meiner Mutter Rosmarie Erni zusammen mit ihrer Freundin Fräulein Schönenberger. Einmal hat uns der Bruder meiner Mutter Karl zusammen mit seiner Familie besucht. Das sehr hübsche Margritli junior blieb über Nacht bei uns. Sie war damals wohl 15 Jahre alt und schloss sich zum Waschen jeweils längere Zeit im Badezimmer ein. Meine Schwester durfte mit hinein, ich nicht. Ich kapierte damals noch nicht ganz warum und fand das sehr merkwürdig. Ein anderer Besuch von Margrit bei uns zuhause in Zürich endete unschön: Margrit legte die ganze Handfläche in unserer Küche auf eine Herdplatte um zu sehen, ob sie schon heiss war. Sie war es, sehr. Margrit verbrannte sich böse. Rasch bildeten sich grosse Blasen. Mutter und sie eilten in die Notfallstation.

Ein zweiter ähnlicher Unfall mit Notfallstation hat sich ebenfalls bei uns an der Hanfrosee ereignet, diesmal mit einem anderen Mädchen. Die Familie Fiechter war bei uns zu Besuch. Meine Eltern kannten das Ehepaar Fiechter von der Lucas-Kapelle und der jungen Kirche her. Martin Fiechter war Bahnhofsvorsteher und ein sehr strenger Mann. Er verlangte von seinen Kindern Kathrin und Adrian stets Bestleistungen. Alles andere als die Schulnote 6 akzeptierte er nicht. Erst beim Nachzüglerli Regine wurde er etwas milder. An jenem Tag spielten wir Kinder Räuber und Poli. Irgendein Nachbarsbub, es war wohl Marino von der oberen Hanfrosee, schoss mit einer Schreckschusspistole, was Kathrin derart erschreckte, dass sie in die Scheibe der Hauseingangstür rannte und diese mit der Hand zerbrach. Dabei trug sie eine stark blutende Schnittwunde davon.

Eine Zeit lang war im Haus Bergruh, welches drei Wohnungen hatte, ein anderes Nachbarehepaar von der unteren Hanfrosee eingemietet, die Schäppis. Studers waren mit ihnen eng befreundet, bis es zu einem grossen Krach kam. Studers gaben hierauf ihre Ferienwohnung in Engi auf und mieteten eine andere in Nassen in Toggenburg. Wir folgten ihnen für zwei Jahre in den Winterferien auch dorthin, und zwar in den Landgasthof Linde bei der Familie Hagmann, die zusätzlich auch eine Metzgerei im Dorf führte. Mein Vater schwärmte noch jahrelang von den herrlichen Aufschnitt-Platten.

Im Gasthaus Linde habe ich übrigens zum ersten Mal „Dopplet oder nüt“, die Fernsehshow mit Mäni Weber gesehen. Am besten gefiel es mir aber, als der

Männerchor nach seiner Probe bei uns ins Gasthaus einkehrte und zum Biertrinken kräftig weitersang. In der Linde herrschte überhaupt ein gemütlich familiärer Betrieb, allerdings war das Toggenburg schon damals überhaupt nicht schneesicher. Regula und ich lernten 1968 am kleinen Skilift in Degersheim Skifahren, meist hatte es aber wie in Engi im Sernftal zu wenig Schnee. Flims war da eine viel bessere Variante. Meine Eltern sind dort noch viele Jahre lang Ski-Langlaufen gegangen.

Amden inkl. Feuerwehrseil

Mir ist nicht ganz klar, wieso meine Eltern den Studers an nicht weniger als drei Ferienorte nachfolgten. Vermutlich war das für meine Eltern einfach "gäbig" so. Vor Engi waren wir auf Empfehlung von Studers bereits in Amden. Ich war damals vier- oder fünfjährig und habe nur wenige, aber deutliche Erinnerungen daran, z.B. an das Schlafzimmer von Regula und mir im Obergeschoss, welches eine hohe Decke mit Balken hatte und zu welcher wir mit der alten Militärtaschenlampe mal weiss, mal rot oder grün hinaufleuchteten und uns Gespenstergeschichten erzählten. Mein Vater nahm als passionierter Feuerwehrmann in die Ferien Axt und Seil mit, da nach seiner Einschätzung der Fluchtweg aus dem zweiten Stock zu wenig sicher war. Er war auch sonst in Sachen Feuerschutz sehr gewissenhaft. Neben dem Weihnachtsbaum stand bei uns immer ein Kübel Wasser, wenn die Kerzen brannten. Nicht berücksichtigt hat Vater, dass er Rägi mit seiner übergrossen Vorsicht richtiggehend Angst vor Feuer machte. Ausgerechnet als wir in Amden in den Winterferien waren, brannte einmal ein Nachbarhaus bis zu den Grundmauern ab. Vater fühlte sich in seinen Feuerschutzbemühungen bestätigt, Rägi bekam noch mehr Angst.

Vater konnte es nur schwer akzeptieren, dass ich später bei mir zu Hause keinen Wasserkübel neben den Weihnachtsbaum stellte, wenn wir die Kerzen anzündeten. Ich selber wäre dazu aus reiner Gewohnheit bereit gewesen, Kornelia befreite mich aber von dieser Zwangshaftigkeit.

Frau Tinguely

In Amden und später auch in Engi war manchmal die Familie Tinguely mit uns in den Winterferien. Mutter hatte Frau Tinguely 1954 bei einem Geburtsvorbereitungskurs kennengelernt. Frau Tinguely war eine sehr herzliche, lustige und lebensfrohe Frau. Ihr Mann war Bauarbeiter, sie hatten zwei Töchter, beide sehr hübsch. Vor allem an

die jüngere Liselotte kann ich mich noch sehr gut erinnern. Frau Tinguely war für meine Mutter bis zu ihrem Tod eine liebe und enge Freundin, sie trafen sich wöchentlich. Frau Tinguely war eine einfache Frau mit guten Menschenkenntnissen und meiner Mutter stets auch eine gute Ratgeberin. Ich bin ihr ganz persönlich zu Dank verpflichtet. Damals war es üblich, ein Kleinkind nach einem grossen Schoppen ins Bett zu legen und es daran zu gewöhnen, bis am nächsten Morgen durchzuschlafen. Mir reichte das nicht aus und ich brüllte offenbar stundenlang, so dass mich meine Eltern manchmal in die Wanne ins Badezimmer legten. Frau Tinguely riet meiner Mutter, mir etwas später in der Nacht einen zweiten Schoppen zu gönnen; und, oh Wunder, es wirkte.

Frau Tinguely war zudem eine grosse Motivatorin. In Amden gingen wir oft einen Schlittenweg zum Arvenbühl hoch, der mir zu lang war. Wenn ich nicht mehr weitergehen wollte, zog sie bei mir mit grossen Handbewegungen eine imaginäre Antriebfeder auf, und so konnte ich unter dem Rattern der abspulenden Feder wieder ein paar Meter weitergehen. Obwohl Frau Tinguely selber keinen Sohn hatte, verstand sie fast besser als meine Mutter, wie Buben funktionieren.

Tinguelys begleiteten uns auch einige Male nach Engi in die Sommer- und Winterferien. Sie mieteten eine kleine Wohnung im Dorf. Frau Tinguelys Mann hiess wie Vater Leo. Unvergessen bleibt der gemeinsame Ausflug mit Übernachtung in einer Alphütte. Die beiden Leos kümmerten sich ums Feuer und räucherten zuerst die gute Stube ein, weil sie vergassen, beim Cheminée die Luftklappen zu öffnen. Elektrisches Licht gab es keines. Leo Tinguely versuchte, die Petrollampe anzuzünden. Es hatte für das Petrol irgendeinen Pumpmechanismus, den er wohl zu heftig bediente. Jedenfalls fing die Lampe Feuer und musste schnellstens nach draussen gebracht werden, wo sie Feuerwehrmann Leo löschte. Wir Kinder waren verängstigt und wollten wieder nach Hause. Die Nacht im Matratzenlager war dann eher unruhig.

An eine Geschichte kann ich mich noch besonders gut erinnern. Leo Tinguely reiste einmal aus den Winterferien in Engi schon etwas früher ab. Als er weg war, bekam Frau Tinguely einen Lachanfall. Sie erzählte uns auch den Grund dafür: ihr Mann und sie hatten sich im Dorf eine Flasche besonders feinen Chrüter Schnaps gekauft. Frau Tinguely trank ab und zu gerne ein Schlückchen. Ihr Mann hatte den Chrüter zu seinen Sachen eingepackt und wollte ihn für sich nach Hause mitnehmen. In einem unbeobachteten Moment leerte Frau Tinguely den Schnaps in eine andere Flasche

um und füllte die leere mit Wasser auf. Jedes Mal, wenn sie ein Gläschen Chrüter trank, herrschte besondere Heiterkeit.

Eine andere Geschichte ist weniger lustig und wäre beinahe schlecht ausgegangen: Einmal probierte Frau Tinguely in ihrer Küche nämlich ein Stück heissen Speck. Es blieb ihr im Hals stecken, sie tanzte nach Luft ringend in der Küche herum und wäre beinahe daran erstickt. Glücklicherweise konnte sie es schliesslich wieder ausspucken.

Im Sommer ging Frau Tinguely praktisch jeden Morgen kurz in die Badi Heuried schwimmen. Sie wohnte ganz in der Nähe an der Gutstrasse. Sie war im Gegensatz zu meiner Mutter eine hervorragende Schwimmerin.

Heute mag es merkwürdig erscheinen, damals war es aber nicht unüblich: Mutter und Frau Tinguely blieben zeitlebens per Sie. Heute ist man in einem Geburtsvorbereitungskurs schon ab erster Stunde per Du. Das „Sie“ änderte aber nichts an ihrer engen Freundschaft und Verbundenheit. Nach dem überraschenden Herztod ihrer Freundin sagte meine Mutter oft, dass sie sie sehr vermisse.

Es gibt Menschen, deren Bedeutung man erst später erkennt. Für mich gehört Frau Tinguely zu diesen Menschen.

Wir hätten wohl noch viele Jahre lang Sommer- und Winterferien in den Bergen verbracht, wenn nicht irgendwann einmal meine Mutter dagegen protestiert hätte. Sie kochte mindestens einmal am Tag und es gab lange Märsche. Höchstens am Anreisetag gingen wir einmal ins Restaurant, meistens in einem Gasthaus in Engi oder Matt. Mutter war immer sehr schlank, verlor während dieser anstrengenden Ferien aber regelmässig ein bis zwei Kilo Gewicht.

Irgendwann hatte Mutter genug. Als erstes machte sie ultimativ nochmalige Ferien in Engi davon abhängig, dass für zuhause ein neues Geschirrservice angeschafft werde. Mutter bekam dann einen grossen grünen Service, welchen sie bis zur Auflösung ihres Haushaltes benutzte. Auch diese Wortwahl ist natürlich verräterisch: nicht Mutter, sondern die ganze Familie bekam und benutzte dieses Geschirr.

Später sagte sie zu Vater, dass er jedes Jahr nach Nord- und Südamerika, Asien und Südafrika auf Geschäftsreise gehe und sie nie etwas anderes als das Sernftal zu

sehen bekomme. Vater war zwar zuerst beleidigt, sah dann aber ein, dass sie recht hatte. Das war der Wendepunkt in unserer Familien-Ferienplanung, die fortan unabhängig von den Studers erfolgte.

Wunderbare Sommerferien verbrachten wir zwei Mal im Südtirol in Pergine auf einer zu einem Hotel umgebauten alten Burg und dann zweimal auf einer Kreuzfahrt in der Ägäis, die meine Liebe zu den griechischen Inseln begründet hat. Mit dabei waren jeweils Toni, der ältere Bruder meines Vaters, und seine Frau Erika.

1973, 1974, 1976, 1978 und 1986 (dieses letzte Mal zusammen mit Susi Ermatinger) verbrachte ich schöne Ferien in Griechenland bzw. auf griechischen Inseln wie Kreta, Mykonos, Samos, Paros und Santorin.

Übergangszeit

1978 lag die Rekrutenschule hinter und die Unteroffiziersschule vor mir. Es war eine Übergangszeit zum Selbständig- und Erwachsenwerden, ich war auf der Suche, beruflich und privat. Auch mein Look war damals etwas eigenartig. Ich machte auf Retro, hatte für meine Studiensachen statt einer Mappe ein altes Arztköfferchen und zudem trug ich einen gezwirbelten Schnauz, welchen ich mit Bartwischse in Form brachte. Das war nun zwar durchaus individualistisch, bei meiner Hauptsuche, der Suche nach einer Freundin aber vermutlich nicht besonders hilfreich. Der Zwirbelschnauz überlebte die Sommerferien jedenfalls nicht. Im Herbst begegnete ich meiner ersten grossen Liebe Susi.

Im Sommer 1978 reiste ich ein erstes Mal ohne Eltern nach Griechenland. Ich schloss mich einer Gruppe von vier anderen Griechenlandsreisenden an. Wir hatten uns über einen Aushang an der Uni gefunden. Joe, Sigi (weiblich), Regula (nicht meine Schwester), Astrid und ich trampelten fast vier Wochen durch Griechenland und fuhren auf Fähren von Insel zu Insel: von Athen aus nach Mykonos, Paros, Naxos, Santorini, Kreta... Wir schliefen meist im Schlafsack irgendwo am Strand oder auch mal in einem gemieteten Zimmer. Irgendwann hat sich uns ein griechischer Student namens Michael angeschlossen. Er behauptete, Balletttänzer zu sein, was mit seinem Kettenrauchen nicht ganz zusammenpasste. Jedenfalls hat er sich mit Regula zusammengetan und sie reisten allein weiter.

Es waren herrlich freie Tage und Wochen. Am Schluss unserer Ferien sind wir mit einem uralten Propellerflugzeug für ca. fünfzig Franken von Kreta nach Athen zurückgefliegen. Es sah ziemlich abenteuerlich aus, aber ich tröstete mich damit, dass es nur so alt werden konnte, weil es nie abgestürzt war. Die Zugfahrt von Athen zurück nach Zürich dauerte knapp zwei Tage mit vielen Halten und Warten vor allem im ehemaligen Jugoslawien. Wir hatten oft keine Sitzplätze und sassen irgendwo auf dem Boden in den Gängen.

Natürlich hatte ich gehofft, dass sich mit einem der Mädchen etwas ergeben könnte, aber so richtig gefunkt hat es mit keiner. Am ehesten hätte mir Sigi gefallen, aber unser Timing war irgendwie schlecht. Ca. zwei Monate später habe ich Susi kennengelernt. Als unsere Reisegruppe die Ferienfotos gemeinsam anschaute, war Susi schon mit mir zusammen. Joe war hoffnungs- und chancenlos in Astrid verliebt, sie hatte bereits einen Freund. Ich habe ca. 35 Jahre später Joe mit seiner Familie zufälligerweise an einer Einladung von Cristina Hangartner, einer langjährigen Freundin von Kornelia im Quartierzentrum Hirslanden wieder getroffen. Er hat sich im Gegensatz zu mir äusserlich nur wenig verändert.

Zurück ins Seniorama

Als Mutter noch besser zu Fuss war, spazierten wir oft auf dem Weg zum Friedhof Sihlfeld am alten Wohnort der Familie Tinguely an der Gutstrasse vorbei. Meine Mutter hat sehr vieles vergessen, aber jedes Mal erinnert sie sich an Frau Tinguely und spricht von ihr.

Vor einem Jahr war Mutter noch fit genug, so dass wir auch Richtung Friesenberghalde steil den Berg hinaufgehen konnten. Einmal spazierten wir am Haus meiner Assistentin Gaby Heil am Margeretenweg vorbei, direkt bei der SZU-Haltestelle Schweighof. Gaby arbeitete gerade in ihrem Vorgarten und wir begrüßten uns mit Küsschen links und rechts. Ich stellte sie meiner Mutter als meine Assistentin vor, mit welcher ich zusammenarbeite. Irgendwie hat Mutter etwas gründlich falsch verstanden. Noch längere Zeit meinte sie, Gaby sei meine neue Freundin. Das erste Mal fand ich das noch einigermaßen amüsant, mit der Zeit nervte es mich ziemlich, wenn sie bei der Verabschiedung „Liebe Grösse für die Kinder, Kornelia und Deine neue Partnerin“ ausrichtete.

Da hat Mutter wohl einiges durcheinandergebracht, z.B. dass Elisabeth 1999 ausgezogen und ich später mit Kornelia eine neue Partnerin gefunden habe. Seit einigen Jahren vergisst meine Mutter das meiste zwar sofort wieder, wenn es aber einmal eine Fehlkoppelung in ihrem Gehirn gegeben hat, so kann diese je nach dem hartnäckig bestehen bleiben.

Heute ist Mutter froh, dass wir vom Restaurant Blümlisalp im Heuried direkt zum Seniorama zurückkehren. In etwa 15 Minuten werden wir zurück sein.

Mutter und ich sind gerade zur richtigen Zeit zurück im Seniorama, ab 15.45 Uhr findet der Neujahresapéro im grossen Speisesaal statt. Eine Einmannband spielt mit Gesang und Elektropiano muntere Weisen. Es gibt Prosecco, Pommes Chips (Paprika) und Salznüssli. Die Seniorama-Leiterin kommt von Tisch zu Tisch und begrüsst freundlich alle Leute. An unserem Tisch sitzen zwei sehr ruhige alte Damen. Es braucht nur zwei oder drei flotte Sprüche von mir, und sie tauen auf. Die etwas jüngere Dame stammt ebenfalls aus dem Friesenbergquartier. Wir können uns über besuchte Schulen und ehemalige Wohnorte unterhalten. Die ältere Dame ist sogar noch ein Jahr älter als Mutter, Jahrgang 1927. Sie hört sehr schlecht und hat wohl wie Mutter Probleme mit dem Gedächtnis.

Eine Frau mit mir bekanntem Gesicht kommt an unseren Tisch, begrüsst eine der beiden Damen und spricht mit ihr ein paar Worte. Ich überlege, woher ich sie kenne. Als es mir in Erinnerung kommt, ist sie schon wieder weg. Das könnte Schwester Sonja gewesen sein, die früher an der Hanfrose uns gegenüber wohnte. Sie lebte dort zusammen mit ihrer Freundin, ebenfalls einer Krankenschwester. Beide arbeiteten im Triemli-Spital. Sie war immer sehr freundlich und aufgeschlossen. Ich kann mich nicht durchringen, zu ihr hinzugehen. Ich frage die alte Dame am Tisch, wer das gewesen sei. Zuerst versteht sie mich nicht, dann studiert sie lange, aber der Name kommt ihr nicht mehr in den Sinn. Vielleicht ist es ja auch gar nicht Schwester Sonja.

Nun kommt die Chefin Hotellerie an unseren Tisch. Sie fordert Mutter und mich Spasses halber auf, das Tanzbein zu schwingen. Recht hat sie und Mutter kommt sofort gerne mit. Wir drehen einen Foxtrott, das geht ganz flott, und ich kann Mutter an meiner Hand um sich drehen lassen. Nach einem Tanz ist sie ziemlich atemlos und mag nicht mehr. Auf dem Rückweg zu unserem Tisch ernten wir viele anerkennende

Blicke und den einen oder anderen Spruch. Früher hätte man Mutter kaum mehr von der Tanzfläche weggebracht.

Mutter ist jahrelang in die Tanzschule Colombo ins Jazzdancing gegangen. Bis weit über achtzig besuchte sie einmal in der Woche die Frauenriege des Turnvereins SATUS. Ich mag mich entsinnen, dass Vater anfangs dagegen war. Für ihn war SATUS ein linker Arbeiterturnverein, und das passte nicht in sein bürgerliches Weltbild. Mutter hat sich da aber nicht drein schwatzen lassen, und schon gar nicht hat sie es sich verbieten lassen. Regula wurde dort Riegenleiterin.

Vater fand sich mit der Zeit mit seiner SP-Familie ab. Er wählte irgendwann nicht mehr SVP und nach einem kleinen Moratorium warf er manchmal sogar für die SP ein. Tatsächlich ging er später selber bis ins hohe Alter in die SATUS Männerriege. Er trat dann aus, weil der Riegenleiter von allen Turnern verlangte, einen Purzelbaum auf die Matte hinzulegen. "Das mach ich in meinem Alter sicher nicht mehr, der spinnt doch!" empörte sich Vater. Vielleicht war er aber einfach nur froh, einen Vorwand für seinen Austritt gefunden zu haben. Er war damals weit über 80.

Linkskleinbürgerlich

Vater galt in seinem Umfeld als stramm bürgerlich. Einmal wurden an der VPOD-Generalsammlung meiner Sektion im Volkshaus irgendwann in den 2000er-Jahren langjährige Mitglieder speziell geehrt. Einer davon war ein alter Nachbar meiner Eltern, den ich aus meiner Jugendzeit kannte. Ich begrüßte ihn, was ihm irgendwie peinlich war. "Sag Leo nicht, dass Du mich hier gesehen hast", bat er mich. Mir tat das sehr leid, für ihn, aber auch wegen Vater, doch natürlich versprach ich es ihm. In der Pause kam er nochmals zu mir. "Ich habe es mir anders überlegt", sagte er, "Du kannst Leo ruhig sagen, dass ich Gewerkschafter bin."

Diese kleine Episode berührt mich noch heute. Sie sagt viel darüber aus, was es in den Sechzigerjahren und auch noch später hiess, in einem kleinbürgerlichen Quartier Gewerkschafter zu sein. Er hatte es vermutlich sowieso nicht ganz leicht. Seine Frau war eine flotte und lustige Frau, die gerne feierte und dazu ein Gläschen trank. Sie wurde ab und zu in der Nachbarschaft in einem eleganten Pelzmantel gesehen, an ihrer Seite ein unbekannter Herr. Mutter machte dazu irgendeine Bemerkung, welche

uns Kinder spüren liess, dass sie das missbilligte. Richtig einordnen konnte ich es nicht.

Frau und Herr Rüegg

An sehr viele unserer Nachbarn an der Hanfrose kann ich mich noch gut erinnern. Hier an der Rehalpstrasse kenne ich nur gerade diejenigen der nächsten Umgebung.

Herr und Frau Rüegg waren unsere direkten Nachbarn in unserem Wohnhaus an der Hanfrose 27. Unsere Familien pflegten ein freundschaftliches Verhältnis. Jacky Rüegg war im Kino Urban am Bellevue Platzanweiser und ging gerne mit seinem Generalpass auch an seinen freien Tagen ins Kino. Später war er für eine Grossbank im internen Kurierdienst tätig. Er war ein Lebemann, lustig, elegant, gutaussehend und hatte immer mal wieder Frauengeschichten. An seiner Beerdigung nahmen neben seiner treuen Gattin auch verschiedene trauernde Verehrerinnen teil. Eine davon kam auf Frau Rüegg zu, sprach ihr Beileid aus und fragte, wann Jacky denn das letzte Mal auf hohe See gefahren sei. Frau Rüegg wollte wissen, wie sie überhaupt darauf komme. "Er war doch Hochseekapitän", bekam sie zur Antwort. Tatsächlich war Jacky einmal als Passagier mit einem grossen Schiff nach Amerika gefahren, Rüeggs hatten eine nach Kanada ausgewanderte Tochter, die dem ebenfalls dort wohnenden Bruder nachgefolgt war. Jacky hatte sich bei dieser Gelegenheit mit einer Kapitänsmütze vor dem Schiff, seinem Hochseeschiff fotografieren lassen. Das kam bei den Ladys offensichtlich gut an. Und Frau Rüegg war nicht wirklich überrascht.

Jacky hat sich zeitlebens etwas Jugendliches bewahrt, er bastelte und spielte sehr gerne. Sein Kellerabteil war mit verschiedensten interessanten Sachen vollgestopft. Als ich mit 9 oder 10 Jahren eine elektrische Märklin-Eisenbahn von meinen Eltern zu Weihnachten bekommen hatte, schenkte mir Jacky einen Bausatz für einen Bahnhof, welchen er dann mit mir zusammenklebte und bemalte. Er machte das äusserst sorgfältig und hatte auch die geeigneten Farben für den Anstrich. Mit ihm spielte ich dann auch öfter mit meiner Märklin-Eisenbahn als mit meinem Vater. Es machte ihm offensichtlich auch Spass. Frau Rüegg hütete Regula und mich, wenn unsere Eltern ausgingen. Sie konnte wunderbare Geschichten erzählen. Sie las uns aus einem Mary Poppins-Buch mit schönen Bildern aus dem Disney-Film mit Julie Andrews vor, welchen ich erst viele Jahre später gesehen habe. Ich halte ihn immer noch für einen der besten Familienfilme überhaupt.

Mein Martin konnte als kleiner Bub nur schlecht und nicht allein einschlafen. Er sass deshalb oft in seinem bequemen Spezialstuhl angeschnallt vor dem Fernseher. Wir sahen zusammen entweder Mary Poppins oder Aristocats, beides wunderbare Familienfilme, die er liebte und bei denen er regelmässig zusammen mit mir einschlief. Anschliessend trug ich ihn ins grosse Familienbett im ersten Stock und wartete, bis er wirklich tief eingeschlafen war.

Frau Rüegg erzählte uns auch Geschichten aus ihrer Jugend. Eine habe ich nicht vergessen. Sie war gemäss eigenen Angaben eine nicht so gute Schülerin, und einmal hatte ihr die Lehrerin gesagt, sie müsse eben die Ohren besser spitzen und besser zuhören. Das kleine Rösli nahm das sehr ernst und wörtlich. Es versuchte zu Hause tatsächlich die Ohren zu spitzen und klemmte eine Wäscheklammer so an ihre Ohren, dass der obere Teil zusammengehalten und zugespitzt wurde. Rösli machte das so lange, bis sich eine Ohrenmuschel entzündete und das Missverständnis aufgeklärt wurde.

Als meine Eltern einmal bei Vaters Bruder Franz und seiner Frau Trudi ganz in der Nähe im Kungenmatt zu Besuch waren, beunruhigte irgendetwas meine Schwester und mich sehr stark, ich weiss nicht mehr was. Wir waren mit unserem Telefon mit dem Telefon von Vaters Bruder direkt verbunden. Vater hatte nämlich Franz, bevor sie zu ihm gegangen waren, telefoniert und dann das Telefon nicht aufgelegt. So konnten sie bei Franz hören, was bei uns abging. Zwischenzeitlich hatten wir Frau Rüegg in der Nachbarswohnung alarmiert. Sie konnte uns rasch beruhigen. Vater kam schliesslich auch noch dazu.

Hausnachbarn

An der Hanfrosee im 1. Stock über uns wohnte ein Ehepaar, das uns weniger gut gesinnt war. Insbesondere die Frau war mit Mutter in einem permanenten kalten Kleinkrieg. Sie störte sich zum Beispiel daran, dass Regula und ich mit der Querflöte übten. Ich selber machte das erwiesenermassen nur unfreiwillig unter Mutters Zwang und das auch selten genug. Die Belästigung durch mein Spiel kann zeitlich unmöglich stark ins Gewicht gefallen sein, aber die wenigen Minuten waren wohl wirklich kein Ohrenschmaus.

Auch wegen der Waschküche hatten die beiden Frauen ab und zu Streit. Eine Auseinandersetzung eskalierte irgendwann. Ich weiss nicht mehr warum, aber jedenfalls hat die liebe Nachbarin Mutter eine Ohrfeige verpasst. Mutter reagierte entsetzt, Vater telefonierte mit dem befreundeten Oberrichter Schütz, dieser empfahl, ein schriftliches Wohnungsbetretungsverbot auszusprechen. Meine Eltern warfen ein nach seinen Vorgaben verfasstes Schreiben in den Briefkasten der Nachbarin, welches geöffnet wieder in unserem landete. Ein hochinteressanter juristischer Fall: war das Wohnungsverbot von der Nachbarin nun gültig empfangen und somit rechtsverbindlich geworden? Quid iuris? Ja, natürlich, es handelt sich um ein reines Beweisproblem.

Ein anderer Streit wurde durch einen Hund ausgelöst. Dieser hatte die ganze Nacht gebellt. Meine Mutter beschwerte sich vom Küchenfenster aus bei der Hundebesitzerin, als diese vorbeiging. Es kam zu einem Wortgefecht, in welches sich die Ohrfeigen-Nachbarin von ihrem Küchenfenster aus im ersten Stock einschaltete. Mutter drehte irgendwann ihren Kopf nach oben und meinte: „Hebed Sie da obä doch ändlich ihres Muul!“

Ebenfalls im ersten Stock in einer Einzimmerwohnung wohnte der pensionierte Herr Vögeli. Er besass ein Töffli, welches er einmal im Keller bei laufendem Motor reparierte. Es zog die Abgase aus dem Kellerfenster direkt in mein darüber liegendes Schlafzimmer und ich erlitt eine halbe CO-Vergiftung. Meine Mutter war jedenfalls empört.

Zuoberst in unserem Haus wohnte die Familie Mettler. Franz Mettler führte ein eigenes kleines Reisebüro. Ihr Sohn Willy war ein bekannter Kriegsphotograf, der 1970 in Kambodscha verschollen war. Er soll in die Hände der Roten Khmer gefallen sein. Er hatte eine junge vietnamesische Frau, die von ihm schwanger war. Sie hat das Kind während der Schwangerschaft verloren. Das alles war auch für seine Eltern sehr schlimm. Sie hofften noch jahrelang, dass er irgendwann wieder auftauchen würde. Er blieb für immer verschwunden. Ich selber wusste damals noch nicht viel vom Vietnamkrieg und der Name Kambodscha sagte mir nichts, die Geschichte von Willy Mettler beeindruckte mich aber sehr.

Zum Vietnamkrieg hat sich im Verlauf der Jahre meine Einstellung völlig geändert. Mitte der Sechzigerjahre war für mich noch klar, dass die guten Amerikaner den armen

Leuten in Vietnam zu Hilfe kommen und die bösen Kommunisten verjagen mussten. Ab Anfang der Siebzigerjahre bekam ich langsam ein etwas differenzierteres Bild, war aber immer noch klar auf der Seite der Amerikaner und empfand ihren Rückzug aus Vietnam als Niederlage für unsere freie Welt. Als ich Mitte der Siebzigerjahre den Film "Green Berets" von und mit John Wayne im Kino sah, begriff ich ihn noch nicht als das üble rechtslastige Machwerk, das er ist. Erst Anfang der Achtziger legte ich meine frühere, fast reflexartig proamerikanische Haltung nach und nach ab. Amerika ist für mich aber immer ein Traum- und Wunschland geblieben.

Mit der Zeit wurde mir auch die fragwürdige Rolle, welche die USA (und ihre Vorgängernationen) gegenüber den Indianern gespielt hatten, immer deutlicher: Fertig mit den braven Deutschen von Karl May und den heldenhaften Kavalleristen der Filme von John Ford. Die Fotografien der ausgehobenen Gräber mit über 150 toten Indianern, Männern, Frauen und Kindern nach der Schlacht von Wounded Knee, dem letzten grossen Massaker an Indianern in Nordamerika von 1890, gleichen in fataler Weise Bildern des Zweiten Weltkriegs und des Holocausts.

Zwischen uns und der Familie Rüegg wohnte in einer kleinen Einzimmerwohnung das alte Fräulein Wagen. Sie gehörte zu derjenigen Generation, die noch darauf bestand, Fräulein genannt zu werden. Sie starb im hohen Alter. Wohl 1967 habe ich in einer Nacht monotone, ständig wiederkehrende leise Töne gehört. Ich ging dem Klang bis in unseren Wohnungsgang nach, horchte an der Wand und merkte, dass Fräulein Wagen ständig "Hilfe – Hilfe – Hilfe – Hilfe" rief. Sie hatte in der Badewanne einen Schwächeanfall erlitten und kam nicht mehr selber heraus. Da meine Eltern keine Schlüssel zu ihrer Wohnung hatten, alarmierten sie Polizei und Sanität, welche Fräulein Wagen aus ihrer misslichen Lage retteten. Sie kehrte nicht mehr an die Hanfrosee zurück. Meiner Mutter, die sie im Spital besucht hatte, sagte sie, das Schlimmste sei für sie gewesen, dass sie nackt in der Badewanne gelegen habe, als die Männer sie befreiten. Noch nie in ihrem Leben sei sie von einem Mann nackt gesehen worden.

Meine Eltern mieteten die frei gewordene Einzimmerwohnung von Fräulein Wagen zu unserer hinzu. Wie die Familie Timeus im nächsten Haus hatten wir nun eine Dreieinhalb- und eine Einzimmerwohnung unmittelbar nebeneinander, welche durch

einen neu gemachten Durchgang im Korridor direkt verbunden war. So kamen wir zu einer grossen Viereinhalb-Zimmerwohnung.

Bis anhin hatte ich meinen Platz in der Wohndiele gehabt, die wohl als Esstisch-Nische vorgesehen war, zwischen Küche, Wohn- und Elternschlafzimmer. Sie war durch einen schweren Vorhang abgetrennt, der tagsüber offen war. Das Bett konnte hochgeklappt werden. An der Wand standen ein Büchergestell und mein kleines Schreibpult. Mir hat das gut gefallen. Mutter sorgte sich zu Anfang, ich könnte mich abends im Bett gestört fühlen, weil ich keine Zimmertüre hatte. Es könnte für mich zu laut sein, wenn sie zwischen Küche und Stube hin und her zirkulierte, oder auch die Geräusche aus der Stube könnten mich stören. Ich empfand es aber gegenteils als beruhigend, die Wohngeräusche meiner Eltern zu hören.

In der neuen Viereinhalbzimmerwohnung hatte ich nun mein eigenes Zimmer, das ehemalige Schlafzimmer meiner Eltern, mit Blick direkt zum Fenster meines sechs Jahre jüngeren Cousins Philipp im Haus gegenüber. Meine Eltern bezogen die Räume der ehemaligen Einzimmerwohnung von Fräulein Wagen. Neben dem Elternschlafzimmer hatten sie nun auch ein eigenes Badezimmer. Die zusätzliche Küche wandelte meine Mutter in ein Nähzimmer um. Zudem stand dort eine kleine Waschmaschine, die fast immer lief.

Als Regula von zu Hause 300 Meter weiter an die Wasserschöpfli hinaufzog, wurde ihr ehemaliges Kinderzimmer zum neuen Esszimmer. Der Esstisch war vorher im grossen Wohnzimmer, wo auch weiterhin der Fernseher und eine Polstergruppe aus Leder standen. Mein Vater machte nach meinem Auszug von Zuhause 1980 aus meinem ehemaligen Kinderzimmer sein Arbeits- und Rauchzimmer. Zudem befand sich dort fortan ein ausziehbares Sofa, welches als Gästebett diente.

Vater hatte von der Rekrutenschule an bis ca. 30 stark geraucht, bis zu zwei Zigarettenpäckchen pro Tag. Dann hat er über 20 Jahre lang keine Zigarette mehr angerührt. Erst als er Vizedirektor bei Danzas wurde, ist er wieder rückfällig geworden und begann, kubanische Zigarren zu rauchen, am liebsten Romeo y Julieta. Das war dann über viele Jahre ein sehr praktisches Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk für ihn, meistens von Denner zum Sonderpreis. Er rauchte mit der Zeit bis zu zwei Zigarren pro Tag, reduzierte aber in seinen letzten Jahren wieder auf eine.

Im Haus nebenan

Im direkt an unser Haus angebauten Hausteil Hanfrose 25 wohnten die Familien Blickensdorfer und Timeus. Die Söhne der beiden Familien Christoph und Ruedi waren gleich alt. Ruedi war schon in jungen Jahren ein richtiger Draufgänger und Abenteurer. Er hatte in der dritten Sekundarschule eigenhändig nur gerade mit Handschuhen, einer hochgezogenen Jacke und einer Roger-Staub-Mütze⁴³⁸ bekleidet einen Bienen-schwarm von einem Baum heruntergeholt und in einen Korb gelegt. Als die alarmierte Feuerwehr erschien, hatte er alles schon erledigt. Später ist er ein vielgefragter People-Fotograf geworden, ein Paparazzo. Er zog jahrelang mit der „Züri Leu“⁴³⁹-Journalistin Hildegard Schwaninger durchs Zürcher Gesellschafts- und Nachtleben. Er war zudem mit Golo Mann befreundet. Er heiratete zuerst eine Südamerikanerin, dann eine bekannte Astrologin, und schliesslich wanderte er nach Südafrika aus, wo er eine Orangenfarm kaufte. Die Schwester von Kornelia, Tania kennt ihn ebenfalls und hat mit ihm immer noch ab und zu Mail-Kontakt. Sie war in frühen Jahren mit ihm befreundet. Das war zur Zeit, als Ruedi mit dem Zirkus unterwegs war und fotografierte. Seine Eltern Magda und Ruedi senior waren mit meinen Eltern befreundet. Wir hatten unseren Balkon direkt neben ihrem, und so gab es viele Sommerabend-Talks.

Magda war immer recht umtriebig. Sie hatte Kontakte zu Modefotographen und engagierte Regula und mich schon im Vorkindergartenalter als Mannequins für Kindermode. Ich muss schon sagen, ich bzw. meine Mutter haben es verpasst, uns als Kinderstars aufzubauen. Wenn ich die Fotos und Zeitungsausschnitte von damals sehe, so erkenne ich da viel brachliegendes Potential, das nie voll zur Entfaltung gekommen ist⁴⁴⁰. Vielleicht wäre ich heute der Schweizer Yves Saint Laurent oder ein berühmter Filmstar. Vor mir sehe ich noch heute die superschlanken jungen Models, deren Kleider hinten mit Sicherheitsnadeln und Fäden zusammengehalten wurden, damit man von vorn möglichst vorteilhafte Fotos schiessen konnte. Es war die Twiggy-

⁴³⁸ Dies ist eine vom Schweizer Olympia-Sieger im Riesenslalom von 1960 Roger Staub (1936-1974) entwickelte Schirmmütze, die man herunterziehen kann, so dass sie den ganzen Kopf und Hals bedeckt und nur die Augen freilässt.

⁴³⁹ Der «Züri Leu» war wohl Zürichs erste grosse Gratiszeitung, welche erstmals 1968 erschien. 1982 wurde sie durch die «Züri-Woche» abgelöst. Chefredaktor war Karl Lüönd.

⁴⁴⁰ Vgl. Anhang 11.

Zeit. Ebenfalls mag ich mich entsinnen, dass mir einer der Fotografen eine Kinder-Winchesterbüchse zeigte, welche er als Geschenk für seinen Göttibub gekauft hatte. Sie machte laute Knallgeräusche und konnte mit dem berühmten Hebelgriff „nachgeladen“ werden. Wie gerne hätte ich sie gehabt.

Die Tochter Magdalena war eine hübsche Blondine, sie ist Arzthelferin geworden. Der Sohn der Familie Timeus Christoph im zweiten Stock ist Apotheker geworden und ist es m.W. heute immer noch. Seine Schwester Claudia war für meine Schwester eine Schulkameradin, zu welcher sie nie eine wirklich enge Freundschaft pflegte. Die Familie hatte einen Dalmatiner, einen "Tintenlumpen", der vom Ehepaar Timeus Gassi geführt wurde. Die beiden gaben ein spezielles Bild ab: die stattliche Frau Timeus war sicher einen Kopf grösser als der rundliche, kleine Herr Timeus. Im Stock zwischen Blickensdorfers und Timeus' wohnte die Familie Henschke mit drei Mädchen. Ich mag mich noch an ihr kleines Töchterlein erinnern, das mit seinen zwei Goldhamstern schwere Zeiten erlebte. Den ersten erdrückte das Kind aus lauter Liebe in seinem Händchen, sein Nachfolger entwischte aus seinem Käfig, verkroch sich direkt hinter dem Backofen und wurde dort versehentlich gegrillt.

Von unseren Haustieren ist glücklicherweise keines Opfer eines agT⁴⁴¹ geworden: das erste war ein Wellensittich mit dem Namen Güggü. Wenn ich mich recht erinnere, war er der Familie Studer zugeflogen. Dann hatten wir nacheinander zwei Meerschweinchen namens Sämi und Sabine. Für ein kurzes Hamsterleben lang wohnte bei uns Heiner⁴⁴², der Tag und Nacht das Laufrad am Drehen hielt. Als es einmal unangenehm zu quietschen begann, ölte ich es mit Nähmaschinenöl ein. Am nächsten Morgen hatte Heiner ein ölverschmiertes Rückenfell. Er war eigentlich als Schlangenfutter für das Terrarium in unserem Gymnasium vorgesehen, dort aber als überzählig ausgeschieden. Das letzte Haustier, das ich zuhause erleben durfte, war eine charmante Zwerghasendame namens Jeannie, benannt nach dem bezaubernden Flaschengeistmädchen (gespielt von Barbara Eden) der gleichnamigen Fernsehserie.

Wie wenn es gestern gewesen wäre, erinnere ich mich an das Sterben unseres ersten Meerschweinchens Sämi. Er hatte im Kieferbereich ein grosses Geschwulst bekom-

⁴⁴¹ Kürzel der Staatsanwaltschaft für einen aussergewöhnlichen Todesfall.

⁴⁴² Ich nannte ihn nach meinem Lateinlehrer Prof. Dr. Heiner Marti.

men und konnte nicht mehr richtig fressen. Der Tierarzt Weilenmann, der spätere Zoodirektor, riet uns dringend dazu, das Tier einschläfern zu lassen. Er erklärte uns Kindern, warum das nötig sei. Erst dann konnte ich weinen. Regula und ich durften Sämi nach Verabreichung der Spritze streicheln, bis er tot war. Ich habe mir seinen Todestag gemerkt, es war an einem 22. Januar. In welchem Jahr weiss ich nicht mehr, wohl Ende der Sechzigerjahre.

Als ich von Zuhause aus- und mit Susi zusammenzog, hatten wir ebenfalls Haustiere, nämlich einen Hasen namens Hupsi und ein Meerschweinchen. Hupsi war ein aktiver Rammler und markierte die ganze Wohnung mit seinen Sekreten. Er war auch darauf spezialisiert, Elektrokabel an- und durchzubeissen. Er führte ein recht gutes Leben in unserer Wohnung, lief meist frei herum, und wir waren sehr traurig, als er in höherem Alter verstarb.

Elisabeth und ich hielten ein Wellensittich-Paar, welches ich noch zusammen mit Susi angeschafft hatte und wir nach Dr. Schiwago Jurij und Lara (im Film die wunderbare Julie Christie) nannten. Später kam noch ein zweites Vogelweibchen dazu. Lara legte auf ein Mal fünf oder sechs Eier. Es ereignete sich dann aber eine eigentliche Tragödie: Eines Abends, als wir nach Hause kamen, fanden wir die kleinen Vogelbabys im Käfig tot vor. Eines oder mehrere der erwachsenen Tiere hatten allen Kleinen in den Kopf gehackt und sie so umgebracht. Unser grosser Fehler war wohl, dass wir Mutter und Kinder nicht von den beiden anderen erwachsenen Tieren separiert hatten. Die drei erwachsenen Tiere lebten noch mehrere Jahre bei uns. Als Markus geboren war, kam noch eine Katze namens Tigi hinzu.

Kornelia und ihre Mädchen hatten schon immer Katzen. Ich mag mich an Namen wie Muschka und Maura erinnern, schliesslich sind da unsere aktuellen beiden Katzen Mimi und Simba. Mimi kam 2008 im Alter von wenigen Wochen zu uns. Simba ist Mimis Sohn. Am 1. April 2012 hat Mimi vier Katzenjunge zur Welt gebracht. Drei davon haben wir nach einigen Monaten in neuen Familien platziert, zwei bei einer Nachbar-Familie an der Rehalpstrasse und eines bei Tim Frehner in Kyburg, einem Freund von Kornelia aus alten Tagen, der Götti von Olivia ist. Zwei der Tiere sind zwischenzeitlich von Autos überfahren worden. Simba ist zusammen mit seiner Mutter bei uns geblieben.

Mein Vater liebte Katzen sehr, Mutter hätte aber keine in ihrem Haushalt geduldet. Es gab ihr zu viel Dreck und Arbeit. Kornelias Mutter Elisabeth hatte in ihrem langen

Leben fast immer Katzen gehabt und liebte sie über alles. Ich erinnere mich an Chava, von uns auch Chafflä genannt und an Chiara, ihre letzte Katze. Elisabeth hat ihre Katze stets im Katzenkorb nach Ramatuelle mitgenommen und dann dort frei herumlaufen lassen. Es war ziemlich schwierig, sie vor Abreise wieder rechtzeitig einzufangen. Im Auto miaute das gute Tier manchmal laut, vor allem auch im Gotthard-Tunnel. Irgendwie spürt eine Katze, dass dort etwas nicht stimmt bzw. anders ist. Schon fast ein Running Gag geworden ist Elisabeths Frage zu unseren Kindern, die im Auto ganz hinten beim Katzenkorb sassen: „Schnuoft sie no?“

Ich selber hatte zu Katzen immer ein eher distanziertes Verhältnis, was aber dazu geführt hat, dass sie sich für mich meist mehr interessierten als ich mich für sie. Zu Berufszeiten war es mir manchmal eher lästig, wenn sie mir nach dem Aufstehen frühmorgens um die Beine strichen und miauend nach Futter verlangten. Natürlich bekamen sie es. Bewundert habe ich Katzen immer für ihre Eleganz, Leichtigkeit, Schnelligkeit und Selbständigkeit. Seit ich pensioniert bin, bewundere ich das noch viel mehr. Es ist eindrücklich zu sehen, mit welcher Grazie Mimi altert, und es ist auch berührend, wie sehr sie Kornelia, Angelina und mir vertraut. Kornelia scheint für sie sowieso so etwas wie eine Mutter zu sein. Mimi sucht stets ihre Nähe, und wenn Kornelia einmal ausnahmsweise auf dem Sofa sitzt oder liegt, ist Mimi immer sogleich zur Stelle. Am Morgen versucht sie jeweils, die Türe zu Angelinas Zimmer aufzustossen. Manchmal gelingt ihr das auch wirklich. Dann legt sie sich zu Angelina aufs Bett und schläft weiter.

Im Haus gegenüber

Zurück zu den Nachbarn meiner Kindheit: Im Haus gegenüber der Hanfrose 27 wohnte Frau Müllner, welche mit der Feindin meiner Mutter vom Stock über uns befreundet war. Ihren auf hochdeutsch gerufenen Satz "Von eins bis drei ist Mittagsruhe" ist mir noch gut in den Ohren. Für uns Kinder begann das Nachmittagsleben draussen aber schon um 14.00 Uhr.

Im selben Haus wohnten unsere Verwandten: Grösli, Vaters Mutter in der kleinen Einzimmerwohnung mit Blick vom Balkon aus zu uns herüber, im zweiten Stock die Schwester meiner Mutter Edith Nanzer mit ihrem Mann Roli und meinem Lieblingscousin Philipp. Im Parterre neben Grösli wohnte Frau Klima, die uns Kindern manchmal sehr herzlich und dann wieder ziemlich mühsam nörgelnd begegnete.

In der Einzimmerwohnung über Grösli lebte lange eine alte, taubstumme Frau. Sie war die Mutter der andernorts erwähnten einzigen "Geschiedenen" der Hanfrosee. Die alte Frau kam oft zu Mutter nach Hause und breitete ihre Sorgen in monotoner und recht lauter Stimme aus. Die Antworten las sie Mutter von den Lippen ab. Ihr Enkel lebte bei seiner Mutter an der Hanfrosee, war hochintelligent, aber in der dritten Sekundarschule erkrankte er psychisch. Er wurde oft über längere Zeit in einer psychiatrischen Klinik stationär behandelt. Der ursprünglich schlanke Junge wurde wegen der Medikamente dick und aufgedunsen. Gerne besuchte er seine Grossmutter. Er rauchte viel und war meistens auf ihrem Balkon. Ab und zu wurde es dann laut. Manchmal hatten sie ganz einfach nur Kommunikationsprobleme, weil er undeutlich sprach und seine Grossmutter ihm seine Worte nicht von den Lippen ablesen konnte. Dann wurde er immer lauter und sie antwortete aufgeregt und ebenfalls sehr laut. So unterhielten sie das ganze Quartier.

Im Haus weiter unten wohnte die Familie Stutz mit den drei Kindern Hans-Peter, Felix und Monika. Felix war mein erster Schulfreund. Das ergab sich so, weil wir Nachbarskinder waren, diese Freundschaft war aber – ähnlich wie diejenige meiner Schwester mit Claudia Timeus - nie wirklich eng. Irgendwie spielte damals auch noch eine Rolle, dass sie katholisch und wir reformiert waren.

Im Haus schräg vis-à-vis weiter unten lebte eine sehr kleine und dünne alte Frau. Mit ihr fochten wir Buben ständig einen Krieg um Haselnüsse aus. Direkt vor ihrem Küchenfenster stand ein grosser schöner Nussbaum, welchen sie als ihr Eigentum betrachtete. Dies spornte uns umso mehr an, die Nüsse von diesem Baum zu pflücken. Wenn sie uns dabei erwischte, schimpfte sie laut und goss aus einem Pfännchen (kaltes) Wasser auf uns. Das machte die Sache für uns aber nur noch spannender. Ihr Sohn, von welchem man herumerzählte, er sei einmal wegen einer Geschichte mit Buben im Gefängnis gewesen, besass einen alten dreirädrigen Kabinenroller, vermutlich der Marke BMW Isetta. Heute wäre er mit diesem kleinen Einmannfahrzeug völlig im Trend, damals wurde er dafür belächelt.

Sag mir, was du fährst, und ich sage Dir, wer Du bist.

Unsere Väter fuhren grössere Autos wie Ford, Opel, Simca, Volvo, Fiat. Mercedes gab es keine in unserem Quartier. Mein Vater bekam von seiner Firma Danzas sein ganzes Berufsleben lang immer ein Geschäftsauto gestellt. Anfangs waren es Autos der Marke

Ford. Der erste war ein rostbrauner Kastenwagen, in welchem Vater am Samstag manchmal frisch importierte exotische Blumen vom Flugplatz Kloten ins Blumenhaus Binder im Oberdorf transportierte. Sehr gefallen hat mir der weisse Ford Taunus, den Vater Mitte der Sechzigerjahre fuhr. Als Vizedirektor und Direktor bekam er standesgemäss einen grossen silbergrauen Audi 80 bzw. einen noch grösseren Audi 100, ebenfalls silbergrau. Den Letzten durfte er auch nach seiner Pensionierung behalten. Ein neues Auto hat er sich dann nicht mehr angeschafft.

Sein allererstes eigenes Auto hat Vater Anfang der Fünfzigerjahre einem Freund abgekauft, einen Topolino, der aber ständig Pannen hatte. Es sei ein speziell schönes, dunkelblau lackiertes Auto gewesen, schwärmte Mutter manchmal. Vater verkaufte ihn bald wieder, weil er zu pannen anfällig war. Immerhin waren sie damit aber bis nach Italien in die Ferien gereist, zusammen mit seinem älteren Bruder Franz und dessen Frau Trudi. Von dieser Reise sind noch einige Schwarzweiss-Fotos erhalten⁴⁴³. Offenbar übernachteten sie auf einem Zeltplatz in Rimini. Tante Trudi soll sich aber zum Schlafen ins Auto geflüchtet haben, weil im Zelt zu viele Ameisen herumkrabbelten.

Mutter hat erst mit fünfzig die Fahrprüfung gemacht. Ihr erstes eigenes Auto war 1978 ein kleiner blauer Mazda. Ich habe mit ihm in der Stadt auf rutschigem Kopfsteinpflaster einen Totalschaden verursacht. Das war deshalb doppelt blöd, weil ich kurz vorher bereits eine kleine Beule, die repariert werden musste, verursacht hatte. Zum Glück wurde trotz Totalschadens niemand ernsthaft verletzt. Das demolierte Fahrzeug wurde durch einen neuen gleichen blauen Mazda ersetzt. Später gab es einen silbergrauen Mitsubishi Colt. Diesen habe ich von Mutter übernommen, als ich mit Susi 1980 eine eigene Wohnung an der Wiesendangerstrasse 21 bezog.

Auf der anderen Strassenseite

Nachbarn auf der anderen Strassenseite der Hanfrosee waren zwei Ehepaare, die Zahm und Wild hiessen. Das gefiel mir schon damals. Herr Zahm war ein Strassenwischer, der immer ein altes Militärvelo fuhr. Seine Frau hatte am Borweg einen kleinen Familiengarten und brachte uns für einen kleinen Batzen oft Brombeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Rhabarber nach Hause, aus welchen

⁴⁴³ Ein Beispiel davon ist in Anhang 31 zu sehen.

Mutter Konfitüre machte. An das Ehepaar Wild, das im selben Haus wie das Ehepaar Studer wohnte und mit diesem befreundet war, kann ich mich nur noch schwach erinnern. Herr Wild verstarb schon früh. Bis 1962 wohnten wir im selben Haus in einer Dreizimmerwohnung. Regula und ich hatten ein gemeinsames Zimmer.

Ich habe nur noch wenige Bilder aus dieser Zeit vor meinem geistigen Auge, z.B. von einem heissen Sommertag, an dem ich mit Fieber im Bett liege und die anderen Kinder draussen auf der Wiese spielen höre. Oder von einem Abend, als ich ebenfalls im Bett lag und meine Eltern Regula und mir mitteilten, dass sie zusammen noch gerne ein wenig auf der Wiese Federball (Badminton) spielen würden. Ich fand dies gar nicht lustig, obwohl oder vielleicht weil ich sie vom Bett aus durch das offene Fenster spielen hörte.

Als ich in den Kindergarten kam, zügelten wir über die Strasse an die Hanfrosee 27 in eine grössere Wohnung. Während des Umzuges waren meine Schwester und ich im Ferienkinderheim in Ebnet Kappel. Nach unserer Heimkehr durften wir unsere neuen Zimmer beziehen.

Wichtige Spielkamerad:innen von der anderen Strassenseite blieben für mich auch nach dem Umzug die beiden Koller-Mädchen, Christeli und Bärbeli sowie Stefan und Rebekka Kaufmann. Christeli war ein Jahr älter und Bärbeli ein Jahr jünger als ich. Die Koller-Mädchen waren liebe, entzückende, blondhaarige und blauäugige Mädchen.

Bärbeli wurde eine echte Schönheit. Die Knaben aus dem ganzen Quartier standen Schlange bei ihr. Ich selber habe instinktiv realisiert, dass sie für mich unerreichbar war. Ich war damit zufrieden, dass ich für sie einfach ein befreundeter Nachbarsbub und ehemaliger Spielkamerad war. Bärbeli wurde wie Christeli Krankenschwester, hat einen Buben bekommen und sehr jung geheiratet. Christeli ist mit ihrer Familie ins Tessin gezogen. Ihr Vater Othmar Koller war Lokführer bei der SBB und langjähriger CVP-Gemeinderat.

Stefan Kaufmann ist gleich alt wie Regula, hochintelligent und hatte eine rege Phantasie. Er konnte mir glaubhaft Geschichten von Panzerknackern erzählen, die es wirklich in unserer Gegend gäbe. Oder von gefährlichen Italienern mit Klappmessern auf dem nah gelegenen grossen Gelände des Bauunternehmens Heinrich Hatt-Haller

(HHH: „Heinrich Hatt-Haller hat hinter Hönggs Hügel hundert hohe Häuser hergestellt“).

Stefan ist ein angesehener Rechtsanwalt geworden. Er war vorher eine Zeit lang juristischer Sekretär auf der I. Zivilkammer am Obergericht, wo er auch seine Frau kennengelernt hat. Ich habe ihn später nur noch selten getroffen. 1977 und 1978 habe ich mit ihm aber immerhin zwei kleine Superachtfilmchen gedreht: Nowhere Man (nach dem Beatles-Song) und Weichen⁴⁴⁴. Einmal hat er zufälligerweise meine Vorlesungsnotizen gesehen und mir gesagt, die Unterlänge bei meinem handgeschriebenen kleinen G (g) zeuge von einer starken sexuellen Phantasie. Nun ja. Stefan befasste sich eine Zeit lang mit Graphologie und war wohl vor Frank Urbaniok das erste wirkliche Genie, das ich kennengelernt habe. Er las bereits mit vier, spricht viele Sprachen und ist ein hervorragender Jurist geworden.

Stefans um ein Jahr jüngeren Schwester Rebekka habe ich Jahrzehnte lang überhaupt nicht mehr gesehen. Im Februar 2012 habe ich dann in unserem Informationsblatt JuVaktuell gelesen, dass eine neue Mitarbeiterin mit ihrem Namen bei uns zu arbeiten begonnen hat. Das Foto war eindeutig, das war die Rebekka aus meiner Kindheit. Ich rief sie an und wir unterhielten uns einige Male in meinem Büro über unser Leben damals und seither. Sie ist die Kämpferin geblieben, die sie in meiner Erinnerung immer war, trotz manchmal widriger Umstände. Ich erinnerte mich in Gesprächen mit ihr weit zurück an merkwürdige Details, z.B. wie sie mit mir auf der Wiese vor unserem Wohnhaus an der Hanfrosee sass, wir beide noch kleine Kinder. Ihre Mutter sah aus dem Fenster hinaus und sagte, sie müsse sich etwas zum Sitzen unterlegen, es sei noch kühl und sie habe doch eine Blasenentzündung. Ihre Mutter reichte ihr einen hölzernen abgeschraubten Velositz eines Kindervelos aus dem Fenster und Rebekka setzte sich darauf.

Rebekka und ich haben uns also an der Feldstrasse am JuV-Sitz wieder getroffen. Sie starb innert kürzester Zeit an einem höchst aggressiven Krebs. Wohl 2015 hatte ich ein langes Gespräch in meinem Büro mit ihrer Tochter, die als psychologische Praktikantin in unserer Abteilung für forensische Abklärungen an die Feldstrasse angestellt worden war. Und dann erinnere ich mich an Rebekkas ersten Mann Guy

⁴⁴⁴ Vgl. Anhang 3.

Reich, der mit mir als Gerichtssekretär am Bezirksgericht Zürich arbeitete. Rebekka bekam ich damals nie zu Gesicht, hörte aber von ihr und ihren Kindern.

Erste Anflüge von sexueller Aufklärung kamen übrigens von Stefans Seite. Er und ein Knabe namens Marino von der oberen Hanfrose tauschten sich manchmal in für mich nicht verständlichen Worten aus. Mit der von Ihnen genannten Zahl 69 konnte ich überhaupt nichts anfangen, ebenso wenig, was Petting heisst; fragen mochte ich sie aber auch nicht. Dass eine Frau bei einem Mann am Ziberli – ich weiss wirklich nicht, warum meine Mutter dem so sagte, wenn sie meinen Penis meinte - saugen könne, bis es ihm komme, fand ich eine eher widerliche Vorstellung. Was sollte denn kommen, Urin? Dass man einen "Steifen" bekommen kann, hatte ich mit vielleicht 9 oder 10 auch schon bemerkt, aber zuordnen konnte ich das noch nicht richtig. Ich vermutete, dass das mit besonderen Situationen zusammenhing, z. B. wenn man etwas besonders Spannendes im Fernsehen sah.

Richtig aufgeklärt wurde ich erst im Gymnasium. Unser Biologielehrer namens Maurer hat uns das wohl in der zweiten Klasse sehr technisch und gut erklärt. Nach meiner Erinnerung machte er es direkt und furchtlos. Er hat uns auch erzählt, dass es wichtig sei, Vorhaut und Eichel stets sauber zu halten, und dass er dies auch selbst jeden Tag mache. Er lag zumindest bei mir richtig in der Annahme, dass uns das bisher noch niemand gesagt hatte. Eine wichtige Begleiterin und Aufklärerin war stets auch die Jugendzeitschrift BRAVO.

Oberhalb von uns

Die Familie Keller wohnte oberhalb von unserem Haus. Der mittlere Sohn Alex ging mit mir in die Mittelstufe, sein älterer Bruder heisst Rolf und das jüngste Kind nannten wir Trixli. Vater Keller war ein stadtbekanntes Original. Er besass im Niederdorf ein Waffen- und Antiquitätengeschäft und fühlte sich offenbar selbst als alter Eidgenosse. Am Sechseläuten, ersten August und an anderen Feiertagen zeigte er sich in der Stadt gerne in alter Armeeuniform samt Tornister und Kopfbedeckung aus dem ersten Weltkrieg. Er war quasi der Gegenpart zum beeindruckenden Pazifisten, Kriegsdienstverweigerer und Friedensapostel Max Daetwyler, der oft in Zürich und der ganzen Schweiz mit einer weissen Fahne unterwegs war.

Wichtige und äusserst einflussreiche Personen für uns Kinder waren die beiden Hausabwarte Herr Beck auf unserer Strassenseite und Herr Bodmer auf der anderen Strassenseite. Herr Beck war der misshüttere und machte es zu seiner Lebensaufgabe, uns Kinder daran zu hindern, auf der Wiese Fussball zu spielen oder ein Indianerzelt aufzustellen. Dabei wurde er von seiner Gattin angefeuert. Herr Bodmer war etwas nachsichtiger, hatte die freundlichere Frau, und man hat ihn auch nicht so oft mit einer Bierflasche gesehen wie Herrn Beck.

Wenn ich heute einen Benzinrasenmäher höre, kommen mir sofort Erinnerungen an diese Sommer meiner Kindheit an der Hanfrose in den Sinn, der Geruch nach Benzinrasenmäher, nach frisch gemähtem Gras und die Freude über das Sommerwetter und alles Schöne, das noch kommen wird.

Nachbarn im Rossweidli

1997 zogen meine Exfrau Elisabeth und ich mit unseren drei kleinen Kindern innerhalb der Familienheimgenossenschaft in der Gartenstadt Friesenberg von einem zweistöckigen Häuschen im Kleinalbis 52 in das eingeschossige, etwas grössere und hübsche Häuschen im Rossweidli 5 um.

Wir durchlebten eine extrem strenge Zeit. Es war aber viel einfacher, sich das Zusammenleben mit Martin nicht auf zwei Stöcken einrichten zu müssen. Der schwere frühkindliche Autismus von Martin belastete ihn und uns alle sehr. Markus war sechs- und Silvia dreijährig.

Bei Elisabeth war 1995 ein semimaligner Bindegewebetumor diagnostiziert worden, und sie war seither schon drei Mal operiert worden. Ich arbeitete trotz allem viel zu viel. Eines Abends läutete jemand an unserer Haustür. Ein Mann stand da und bot mir eine Schachtel mit Eiern an. Sie hätten zu viel davon, sagte er mir. "Wer sind Sie denn?" fragte ich freundlich. "Ich bin Ihr Nachbar gleich von der Türe nebenan", antwortete er. Ich hätte vor Scham im Boden versinken können. Wir waren sicher schon seit einem Jahr am neuen Wohnort und ich kannte immer noch nicht meinen Nachbarn von direkt nebenan.

Guten Kontakt zu den Nachbarn im Haus hatten wir noch in der 3-Zimmerwohnung im Rossweidli 66. Direkt neben uns wohnte das liebe Ehepaar Ideli und Paul Sonderegger. Sie halfen uns bei allen möglichen Dingen im Haushalt. Ideli Sonderegger war

bekannt für ihre wunderschönen Geranien auf dem Balkon. Sie hat mehrmals den fgz-Preis für die schönsten Balkon-Blumen gewonnen. Paul war handwerklich sehr geschickt. Als pensionierter Portefeuilleur wusste er auch bestens mit der Nähmaschine umzugehen. Er hat uns diverse Vorhänge für die Wohnung im Rossweidli und die Häuschen im Kleinalbis und Rossweidli genäht.

Paul und Ideli freundeten sich auch mit meinen Eltern an und gehörten später zur Runde der Silvester-Gäste, die Mutter alle Jahre wieder – the same procedure as last year - stets mit einer wunderbaren Erbsensuppe und einem darin gar gekochten Rollschinken bewirtete. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn ich daran denke.

Zur Silvester-Runde gehörten Vaters Bruder Toni mit seiner Frau Erika, Herr und Frau Rüegg, das Ehepaar Blöchliger (Walter war von 1986 bis 1997 für die CVP Mitglied im Zürcher Gemeinderat), das Ehepaar Nauer und dann später eben Ideli und Paul Sonderegger. Ich selber war seit den Achtzigerjahren nur noch zweimal dabei, einmal 1991, im Jahr als Markus geboren worden war, und das letzte Mal im Jahr 1999, als Elisabeth bereits mit Martin in Südfrankreich weilte, wegen einer weiteren Rückenoperation aber über die Festtage Martin zu mir in die Schweiz gebracht hatte.

Bis bald, Leo

Der Neujahresapéro im Seniorama in meiner alten Heimat im Heuriedquartier dauert immer noch an. Es ist schon bald 16.00 Uhr. Ich verabschiede mich von den Damen an unserem Tisch. Mutter begleitet mich stolz bis zur Treppe.

Mutter sagt mir zum Abschied wieder einmal Leo.

Heute, am 3. Januar 2019, ist meine Schwester Regula 64 geworden.

13. Januar 2020: Badenerstrasse 29 und wieder Bona Dea, dieses Mal mit Michael Rubertus

Uetlibergklausur ohne Uetliberg und ohne mich. Noch mehr zerschlagenes Geschirr.

Zu viel Schmalz und Umwandlungssätze.

Vom Umgang von Ärzten mit Menschen. Transaktionsanalyse und dreckige Wäsche. Distanz und Nähe.

Angelas Rindsfilet im Pfännli.

Standardisierte Verfahren sind immer besser. Führung ist Archie, nicht Anarchie.

Treten Sie zur Seite, Monsieur! Vorder- und Hinterbühnen.

Stadtammänner:innen-, Genossen:innen- und Genossenschaftler:innen-Filz.

Die Uetlibergklausur

In den letzten Jahren organisierte ich bzw. Gaby Heil immer für den zweiten Montag im Januar die "Uetlibergklausur" der Geschäftsleitung JuV. Es wurde jeweils irgendein Schwerpunktthema behandelt und Ausblick ins neue Jahr gehalten. Die Klausur findet am heutigen 13. Januar 2020 erstmals ohne mich statt.

Bis 2018 waren wir tatsächlich immer auf dem Uetliberg im Hotel Uto Kulm, 2019 im Zürberghotel und dieses Jahr offenbar im Swissmill-Tower am Sihlquai. In der Vergangenheit brachen wir nach dem Mittagessen immer zu einem gemeinsamen Marsch Richtung Triemli auf, heute scheint der ganze Tag durchtraktandiert zu sein.

Dass die Klausur vor einem Jahr nicht mehr auf dem Uetliberg stattfand, war bereits ein Vorbote der anstehenden Änderungen nach dem Motto: alles Alte muss geändert werden. Schon Frank Urbaniok hat sich immer mal wieder gegen diesen Durchführungsort ausgesprochen, und ich muss zugegeben, das dortige Angebot für vegetarisches Essen ist wirklich eher bescheiden. Ich habe aber trotzdem an diesem Standort mit schönem Ausblick auf ganz Zürich festgehalten.

Diese letzte Uetlibergklausur von 2019, die dann zum ersten Mal nicht mehr auf dem Uetliberg stattfand, machte deutlich, dass die Erosion meiner Position schon recht weit

fortgeschritten, und – falls beabsichtigt – auch mit Erfolg der eine oder andere Keil zwischen mich und andere GL-Mitglieder geschlagen worden war. Das ist natürlich wieder meine sehr subjektive Sichtweise. Vielleicht lag es wirklich auch nur an meinem Verhalten.

Zu irgendeinem Thema gab es viel Widerspruch und die Sitzungsleitung drohte mir zu entgleiten. Einer meiner Direktoren, der sich nie direkt gegen mich wandte, insistierte wiederholt auf irgendeinem Anliegen. Ich explodierte und sagte vor versammelter Runde, dass auch für ihn gelte, dass die Sitzungsleitung immer noch bei mir liege. Auf dem gemeinsamen Spaziergang entschuldigte ich mich bei ihm für meinen Ausraster, ich hatte aber nochmals viel Geschirr zerschlagen, dieses Mal sogar das Geschirr eines sehr guten Kollegen.

Luege, lose, laufe

Heute mache ich mich stattdessen um 07.30 Uhr in Richtung Stauffacher auf. Ich habe einen Kontrolltermin bei PD Dr. Berndt Mayer, Nasen-, Ohren-, Halsarzt. Arzttermin – eine klassische Pensioniertennummer. Ich steige am Stauffacher aus dem Tram Nummer 2 aus und spaziere Richtung Bezirksgebäude. Bei der grossen Rechtskurve realisiere ich, dass die Hausnummern der Badenerstrasse dort bei ca. 40 beginnen. Wo ist eigentlich der Anfang der Badenerstrasse? Google Maps belehrt mich, dass die gesuchte Badenerstrasse 29 direkt bei der Tramhaltestelle liegt. Ich war schon vor 14 Monaten bei Dr. Mayer, hatte das aber nicht mehr auf dem Radar. Zudem fühlte sich die Strasse bei der Haltestelle Stauffacher wie die Birmensdorferstrasse an; diese hört aber schon auf der Höhe der Strassburgstrasse auf und mündet dort in die Badenerstrasse. Wieder etwas gelernt, mal sehen, ob ich es beim nächsten Kontrolltermin in einem Jahr immer noch weiss.

Dr. Mayer ist pünktlich, freundlich, effizient und kommunikativ. Nach einer halben Stunde ist schon alles erledigt. Das Ergebnis ist recht erfreulich. Entgegen meinen Befürchtungen habe ich keinen Hörsturz gehabt, und die Resultate des Hörtests sind nur minim schlechter als letztes Jahr. Vor allem in den oberen und höchsten Tönen hat sich eine kleine Verschlechterung ergeben. Das führt dazu, dass ich bei Gruppen-gesprächen und in grösseren Räumen mit mehreren Leuten Probleme habe, das

Gegenüber zu verstehen. Es besteht jedoch gemäss Dr. Mayer noch kein dringender Handlungsbedarf, neue Kontrolle in einem Jahr. Ich sage Dr. Mayer, dass ich sehr froh sei, noch kein Hörgerät zu brauchen. Irgendwie würde sich das noch mehr wie alter Mann anfühlen. Dr. Mayer erwidert, US-Forschungen hätten ergeben, dass Menschen mit Hörgeräten weniger oft dement werden als solche, die eines brauchen würden, aber keines hätten. Natürlich stellt sich hier wieder einmal die Huhn- oder Eifrage.

Es ist absolut erstaunlich, wie viel Ohrenschmalz Dr. Mayer mit seinen Spezialgeräten aus meinen Ohren herausbefördert, wirklich grosse Bollen. Nur schon das Zusehen führt zu einer sofortigen Verbesserung meiner Hörfähigkeit. Nun ist der Kanal wieder frei. Jetzt, da alles raus ist, muss ich einfach besser hören. Wieder einmal das alte Lied: ich habe überall, auch im Gehörgang, zu viele Haare, nur nicht auf dem Kopf. Diese Härchen verkleben sich mit dem Schmalz. Er ist auch nicht mehr mit einer blossen Ohrenspülung beim Hausarzt herauszukriegen, da muss ein Spezialist ran.

Umwandlungs- und andere Sätze

Alles ging bei Dr. Mayer so schnell, dass es nun doch noch für eine Rückkehr nach Hause ausreicht, bis ich mich um 12.15 Uhr mit Michael Rubertus im Bona Dea treffe. Was mache ich mit der angebrochenen Zeit? Mir kommt in den Sinn, dass ich schon länger abklären wollte, wann ich mit dem Personalamt und der Beamtenversicherungskasse Kontakt aufnehmen muss. Ich muss irgendwann die Überbrückungsrente bis zum Bezug der AHV beantragen und klären, ob sich ein höherer Umwandlungssatz zulasten einer tieferen Hinterbliebenenrente lohnen würde. Das scheint nicht wirklich der Fall zu sein: ungefähr 400 Franken Rente mehr im Monat gegenüber einer Reduktion der Witwenrente um die Hälfte. Das wäre nur ein guter Deal, wenn ich noch ganz lange lebe und Kornelia mich dann nicht lange überlebt. Versicherungsmässig gesehen ist die Normallösung wohl doch die Beste. Ich mache noch eine Mail an den Personalchef JI Mario Meile und stelle ihm einige Fragen dazu. Mario war mir gegenüber immer sehr fair und kollegial.

Vom Umgang mit Menschen

Um 11.30 Uhr brechen Kornelia und ich Richtung Balgrist auf, sie hat noch verschiedene Kommissionen zu erledigen. Ich treffe um 12.10 Uhr im Bona Dea ein,

der ehemalige Direktor des Massnahmenzentrums Uitikon Michael Rubertus ist eine Minute später da.

Michael Rubertus lebt nun schon 16 Jahre mit seiner Krebsdiagnose. Ich habe ihn immer dafür bewundert, wie er damit umgeht. Aber langsam geht ihm die Kraft aus. Wir tauschen zuerst verschiedene Neuigkeiten aus, er erzählt von seinen letzten Untersuchungen. Die Ergebnisse sind wie immer zwar nicht unproblematisch, doch alles in allem für seine Prädisposition recht gut, abgesehen von seinen neuen Beschwerden infolge von Fehlanisierungen von Bakterien: wenn ihr Siedlungsort weggeschnitten wird, suchen sie sich neue Orte, wo sie dann sehr stören können.

Einmal mehr hat Michael die Erfahrung gemacht, wie die Maschinerie Gesundheitswesen den Patienten nicht wie einen Menschen, sondern wie ein Untersuchungsobjekt behandelt. Wegen Verdachtes eines gefährlichen Rezidivs war bei ihm wieder einmal ein Untersuch mit einem bildgebenden Verfahren angesagt, MRI, CT oder so. Er bekam noch einen späten Freitagabend-Termin, nicht weiter erstaunlich, die teure Maschine will ja möglichst gut ausgelastet sein. Seinem Wunsch nach einem sofortigen ersten Feedback wurde nicht entsprochen. Das hiess also ein weiteres Wochenende warten, ohne jede Sicherheit, verbunden mit grossen Ängsten und Befürchtungen. Der junge Assistenzarzt behauptete, der zuständige Oberarzt habe absolut keine Zeit für eine erste rasche Auswertung. Eine nochmalige Rückfrage ergab kein anderes Ergebnis. Da Michael insistierte, polterte der Assistenzarzt los, im Spital gebe es kein Wunschkonzert. Michaels Antwort war scharf und präzise, der Assistenzarzt entschuldigte sich.

Der Umgang von Ärzten mit Patienten ist nach wie vor stark verbesserungsfähig. Ich habe sogar das Gefühl, dass er sich eher verschlechtert und im Gegenzug dafür immer mehr Maschinen und Computer eingesetzt werden. Das hat kürzlich auch Fabian, der Freund von Florence erleben müssen. Wegen Verdachts auf eine schwere Gehirnerschütterung war er in der Permanence beim Bahnhof Stadelhofen. Auch hier war man an einem Freitagabend sofort für ein teures MRI bereit, in Bezug auf das Resultat teilte man ihm aber mit, er möge sich mit seinem Hausarzt in Verbindung setzen, wenn er bis nächsten Mittwoch nichts höre. Seine Rückfrage am Donnerstag beim Hausarzt ergab, dass man dort von nichts wusste.

Als junger Mensch weiss man sich in solchen Situationen noch nicht richtig zu wehren.

Ich bin nicht ok und Du auch nicht

Wie war bzw. ist unser eigener Umgang mit Menschen und Klienten im JuV? Michael behauptet, er habe sich verschlechtert.

Alles ist wohl eine Frage des Menschenbildes. Ich habe immer als meinen wichtigsten Führungsgrundsatz "Ich bin ok, Du bist ok" (+ +) genannt. Ich habe mich zwar nie mit Transaktionsanalyse und psychologischen Studien zu diesem Thema auseinandergesetzt, aber dieser Ansatz entspricht mir. Die anderen Grunddispositionen (+ - ; - + ; - -) sehe ich als problematisch an. Schwierig wird es vor allem, wenn ein:e Chef:in sich sehr ok findet, die anderen aber nicht. Ich kannte solche Chefs. Das fing bei ihnen nur schon damit an, dass sie fanden, sie verdienten viel zu wenig, alle anderen aber zu viel. Für mich ist es eine Einstellungsfrage, wie man an einen Menschen herangeht, auch an einen solchen, den man schon kennt und in einem konkreten Fall als nicht ok erlebt hat. Auch ihn möchte ich nicht mit dem Dauerlabel "nicht ok" brandmarken. Vielleicht hat er sich einmal wie ein Arschloch verhalten, nun ist er wieder ok; vielleicht auch nicht, aber das stellt sich erst im konkreten Fall heraus. Ich nehme für mich nicht in Anspruch, dass ich immer vorurteilsfrei auf Menschen zugehe, ich würde es zwar gerne, es gelingt mir aber oft nicht. Ich bemühe mich, ihm bzw. uns beiden immer wieder neue Chancen zu geben.

Man muss Menschen mögen. Das ist banal, für manche Menschen aber schon schwierig genug. Ich vermute, es fängt damit an, dass man sich selber mag. Ich habe immer versucht, mit engen Mitarbeitenden einen kollegialen Umgang zu pflegen, sie gernzuhaben. Das wurde mir auch schon als mangelnde Professionalität oder als Filz ausgelegt. Ich hatte allerdings mit Untergebenen oder Vorgesetzten fast nie ausserberuflich freundschaftliche Kontakte, es gab kaum gemeinsame Freizeitaktivitäten oder Einladungen bei mir oder ihnen. Eine gewisse Distanz wollte ich immer bewahren. Ein Mitarbeitender soll nicht meine dreckige Unterwäsche im Waschkorb auf meiner Toilette sehen können. Zuviel Nähe kann auch dazu führen, dass man sich im Streit zu nahekommt. Zu sagen, wie sehr man jemandem mag oder dass er ein Idiot sei, sind die Kehrseiten derselben Medaille.

Diese Minimaldistanz einzuhalten habe ich zweimal in meinem Berufsleben nicht ganz geschafft.

Im ersten Fall gelang es mir nicht, mich von einer sehr fähigen Person genügend abzugrenzen. Ihr ganzes Leben bestand fast nur aus ihrer Arbeit und ihrem Arbeitsumfeld. Die meisten sozialen Kontakte und Bedürfnisse pflegte sie am Arbeitsplatz (und damit meine ich überhaupt nicht irgendetwas Anzügliches). Hieraus entstand eine sehr schwierige Arbeitskonfliktsituation, die in einer Trennung endete. Es war unvermeidbar aber traurig. Da wäre von mir frühzeitig schon eine andere Art von Professionalität gefragt gewesen.

Der zweite Fall fand dann in meinem unmittelbaren Umfeld am Schluss meiner Amtszeit statt. Ich bekam die Situation nicht mehr in den Griff.

Da Angela bleibt unerreich

2018 habe ich damit begonnen, jede:n Pensionierte:n zu einem gemeinsamen Abschieds-Mittagessen einzuladen, meistens im Da Angela. Dort bekommt man das beste Rindsfilet in der Stadt, sogar noch besser als einstmals im Roten Stein, oder wunderbare, handgemachte Cappelletti. Ich besuche dieses Restaurant nun schon seit über fünfzig Jahren. Es liegt an der Hohlstrasse in unmittelbarer Nähe der SBB-Werkstätten auf der anderen Strassenseite. Wenn mein Vater irgendetwas mit der Familie im kleinen Kreis feiern wollte, so kamen wir hierher. Ich wählte immer das Rindsfilet im Pfännli mit Nudeln, Mutter meist nur Cappelletti mit Salat. Die namensgebende Angela ist mit über 90 gestorben, auch ihr Mann wurde sehr alt, die beiden Söhne sind tragischweise schon vor den Eltern gestorben. Das Restaurant wird wie bisher weitergeführt, einfach wunderbar.

Wenn meine Assistentin Susanne von Euw jeweils ein Mittagessen mit eine:r Pensionierten abmachte, so war diese:r zuerst oftmals leicht erschreckt, insbesondere, weil es ein Essen nur mit mir allein sein sollte. "Was der Chef wohl von mir will?" Ich möchte keines dieser vielleicht 15 Essen missen. Nach kurzer Anwärmphase entwickelten sich ausnahmslos sehr gute persönliche Gespräche, in welchen ich auch viel über mich erzählte und noch mehr von meist langjährigen Mitarbeitenden erfuhr, was ich sonst nie und nirgendwo erfahren hätte. Dadurch wurde mir nochmals ein anderes, nicht nur glorioses Bild vom JuV, seinen Hauptabteilungen und Mitarbeitenden vermittelt. Diese bilateralen Pensionierte wurde nach meinem Weggang sofort wieder abgeschafft; zu aufwändig, Zeit- und Geldverschwendung.

Standardisierte Entscheide sind besser als individuelle Bauchentscheide

Michael Rubertus hat die Wertschätzung für seine Mitarbeitenden immer besonders wichtig genommen. Er war ein fürsorglicher Chef, an den sich jede:r jederzeit wenden konnte. Ich habe ihn sogar als Patient im Triemlispital in seiner Rolle als zugewandten Chef erlebt, nach einer grossen und schwierigen Operation vor wohl gut zehn Jahren. Ich war bei ihm zu Besuch, es ging ihm wirklich noch schlecht. Eine Krankenschwester – oder wie sagt man heute: Fachperson Pflege? – kam zu ihm, um sich für das Wochenende zu verabschieden. Er – im berühmten „arschfreien“ Spitalhemd – erwiderte, dass er sich für ihren tollen Arbeitseinsatz bestens bedanke und ihr ebenfalls ein schönes Wochenende wünsche. Er freue sich auf Fortsetzung nächste Woche. Auch im Spitalhemd ganz MZU-Direktor.

Wir haben heute ein ausgereiftes Personalcontrolling mit Kennzahlen. Personalbeurteilungen mit Zielvereinbarungen und Gesundheitsmanagement. Gezielter Abbau von Überzeit und Ferienguthaben auf Grund valider Zahlen sind eine Selbstverständlichkeit geworden. Wenn ein:e Mitarbeitende:r drei Mal innerhalb eines halben Jahres krankheitshalber abwesend ist, muss ein Gesundheitsgespräch geführt werden, ebenso nach der Rückkehr eines Mitarbeitenden an seinen Arbeitsplatz nach längerer Krankheit; alles mit ausgereiften und evaluierten Formularen und Leitfäden. Und alles ist auch statistisch auswertbar.

Natürlich ist das gut, ich halte aber das spontane Gespräch zum richtigen Zeitpunkt für wichtiger, und zwar lieber einmal zu viel als einmal zu wenig, wertschätzend. Ich bin ok, Du bist ok. Kann ich Dir helfen, wieder ok zu werden, oder Du mir? So etwas kann man schlecht reglementieren und standardisieren. Dafür braucht ein:e Chef:in das richtige Gespür. Dem wird natürlich niemand widersprechen, und doch scheint mir dieser Ansatz immer mehr verloren zu gehen.

Alles wird standardisiert. Dadurch wird alles besser. Standardisierte Verfahren sind Individualverfahren aus dem hohlen Bauch heraus immer hochhaushoch überlegen. Das stimmt wohl. Nicht nur ich, sondern auch Frank Urbaniok steht übrigens einer übermässigen Standardisierung durchaus kritisch gegenüber. Sein FOTRES kombiniert Standardisierung mit viel Freiheit für Kreativität und Spielraum für den Einzelfall. Neuerdings scheint sich hier in der Forschung etwas zu bewegen. So schreiben Jérôme Endrass und Astrid Rossegger, beide aus der Urbaniok-Schule, in

einem Beitrag in prison-info 2/2021 (S. 9 ff.)⁴⁴⁵ von einem eigentlichen Paradigmawechsel in den forensischen Wissenschaften: „Wenngleich sich forensische Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen Disziplinen weitgehend mit der Forderung nach einer Standardisierung des Prozesses der Risikoeinschätzung einverstanden zeigen, deuten aktuelle Ergebnisse aus der Prognoseforschung darauf hin, dass unstandardisierte Prognosen nicht per se dem standardisierten Vorgehen unterlegen sind. Vielmehr hängt die Qualität einer klinischen Prognose stark von den Persönlichkeitseigenschaften der Fachperson ab.“ Dies ist nun doch eine erstaunliche Aussage, welche eine Abkehr vom bisher eingenommenen Standpunkt signalisieren könnte. Die Qualitätskontrolle wird dadurch nicht einfacher. Diese neue Haltung wird aber aller Voraussicht nach helfen, die Schule Urbaniok wieder näher an den Rest der Forensikszene im deutschsprachigen Raum heranzuführen.

Kaminfeuergespräch ohne Kamin

Viele Jahre nahm ich immer ein Mal pro Jahr am internen Ausbildungskurs für das mittlere und obere Kader "Führungswerkstatt" oder "Geschäftsleitung plus" teil. In sogenannten Kaminfeuergesprächen (meistens ohne Chämi) abends nach gemeinsamen Nachtessen versuchte ich, mich gegenüber den Kursteilnehmenden möglichst offen und ehrlich, auch als Privatmensch zu geben. Das hat immer ganz gut funktioniert, meine ich. Mehr als ein:e langjährige:r Mitarbeiter:in hat mir anschliessend gesagt, dass er/sie mich auf völlig neue und wohlthuende Weise kennengelernt habe. Mir war es dabei stets wichtig, mich nicht als Superchef zu präsentieren, sondern als Mensch und Chef, der auch immer wieder scheitert. Bis zum holprigen Schluss.

Führung heisst auch, Klarheit und Ordnung schaffen

Was für einen Führungsstil vertrete ich nun eigentlich? Wohl einen teilweise patronalen, ich glaube nicht patriarchalen. Mindestens so wichtig war mir aber immer auch die Partizipation. Ein bisschen stolz bin ich darauf, dass es mir trotz wenig Begeisterung meiner Geschäftsleitung und anfänglich geringem Interesse der Mitarbeitenden gelungen ist, im JuV Personalausschüsse einzuführen. Diese sind ein klassisches Mitspracheorgan und haben zu allen wichtigen grundsätzlichen Fragen, die das JuV und sie betreffen, ein Anhörungsrecht. In der JVA Pöschwies, deren Aufseher:innen

⁴⁴⁵ Vgl. Linkliste auf meiner Website.

von allen JuV-Betrieben gewerkschaftlich am besten organisiert sind, kennt und schätzt man dieses Instrument seit vielen Jahrzehnten. Die Gründung und Reglementierung von Personalausschüssen ist im kantonalen Personalrecht vorgesehen und bringt einigen Aufwand mit sich, welchen bisher alle etwas gefürchtet haben. Nach langer Vorbereitungszeit war es 2018 endlich soweit. Zwischenzeitlich ist der Mehrwert unserer Personalausschüsse unbestritten.

Sodann erkenne ich Elemente des "Laissez-faire-" und des situativen Führungsstiles bei mir. Manchmal muss man die Dinge auch laufen lassen können und nicht sofort eingreifen. Zugegeben, es besteht die Gefahr, dass man den richtigen Zeitpunkt verpasst und allenfalls sogar ein gewisser Schlendrian Einzug hält. Führen heisst manchmal, aber natürlich nicht immer, auch Aussitzen. Führen bedeutet immer abzuwägen, ob, wann, wie und mit welchen Mitteln man eingreift. Für Führung gilt stets das Verhältnismässigkeitsprinzip. Und tatsächlich bin ich der Meinung: lieber einmal zu wenig als einmal zu oft intervenieren.

Am wichtigsten war mir immer, ein Ermöglicher und nicht ein Verhinderer zu sein. Führung soll gute Rahmenbedingungen schaffen. Insofern bin ich ein Fan der potentialorientierten Führung. Es heisst für mich aber insbesondere nicht, dass man deswegen Geschäftsordnungen, den Dienstweg und Hierarchien umgeht, durcheinander bringt, ausschaltet, kaltstellt oder Leute gegeneinander ausspielt. Ich wollte auch nie ein Undercover-Chef mit Spion:innen in meinen verschiedenen Hauptabteilungen sein.

Führung heisst vorab auch Klarheit geben. Innovation, Kreativität und eine gewisse Experimentierlust sind wichtige Elemente der Führung, aber nicht per se. Jacqueline Fehr scheint Führung mit Innovation und Kreativität gleichzusetzen. Diese können ein Ziel der Führung sein und finden im Führungsverhalten Ausdruck, sie sind aber nicht selbst – eo ipso - schon Führung.

Ein kreatives Chaos anzurichten, kann eine Methode der Führung sein, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, ist aber eigentlich eher das Gegenteil davon, paradoxe Führung, Anarchie statt Archie. Für kleine und resiliente Teams mag dies angehen, in komplexen, grossen, hierarchischen Systemen ist diese Chaosmethode toxisch. Wenn man das System vergiften oder die Führung kaltstellen will, nun gut. Wenn nicht, so sei davon dringend abgeraten.

Gute Führung zeigt den Weg zum Ziel. Wie die Führung ihre Ziele findet und definiert, ist eine andere Frage. Hier wiederum spielen Kreativität, Experimentierlust, Innovation, Freude am Ausprobieren und eventuell auch alte Muster zu brechen, gewiss eine Rolle. Führung schlägt sich in Entscheidungen nieder, und Entscheide setzen eine gute Entscheidungsfindung voraus. Diese kann oder soll auch partizipativ angelegt sein und muss die Highpotentials mit einbeziehen.

Zur Vorbereitung und Entscheidungsfindung, z.B. wohin man eine Reise mit einer grossen Reisegruppe machen will, ist es sinnvoll, verschiedene Bücher, Videos, Landkarten und Medien aller Art beizuziehen, sich mit der Reisegruppe, erfahrenen Reiseleiter:innen, Expert:innen und ganz einfach auch mit neugierigen und interessierten Menschen auszutauschen, allenfalls sogar den Zufall mitspielen zu lassen. Wenn aber die Entscheidungsfindung abgeschlossen, der Entscheid gefällt ist, braucht es Klarheit, ein klares Reiseprogramm, eine gute Vorbereitung und Planung im Detail, möglichst kein Chaos mehr. Und es sei eher davon abgeraten, Planungs- und Vollzugsphase beliebig zu durchmischen.

Treten Sie zur Seite, Monsieur!

Auch darüber unterhalte ich mich mit Michael: sogar als alte weisse und grauhaarige Herren empfinden wir die Chancengleichheit für Frau und Mann in verschiedenen Bereichen im JuV immer noch als ungenügend. Nach wie vor bei Frauen mit Familie, je länger je mehr aber auch bei Männern, die Karriere machen wollen.

"Treten Sie zur Seite, Monsieur!" Exemplarisch kam dies kürzlich bei der Wiederwahl des alten weissen Berner SP-Ständerates Hans Stöckli zum Ausdruck. Er wurde als Bester im ersten Wahlgang gewählt, auch als Bester im zweiten Wahlgang, und trotzdem musste er sich nach erfolgter Wahl von einem Fernsehjournalisten als Erstes die Frage gefallen lassen, ob er mit seiner Wahl nicht eine Frau verhindert habe. Stöcklis Antwort war angemessen deutlich, wurde ihm aber sofort als "Ausraster" ausgelegt. Welches demokratische Verständnis liegt denn einer solchen Frage zugrunde?

Hinterbühnen

Ein wichtiger Punkt für das gute Funktionieren einer Organisation scheint mir zu sein, wo und wie Entscheidungen zustande kommen. Michael Rubertus bringt hierfür gerne

das plastische Bild der Vorder- und Hinterbühne. Auf der Vorderbühne wird ein von allen gesehenes, schönes Märchen mit Happyend gespielt, auf der Hinterbühne eine Shakespeare-Tragödie, die im Blutbad endet. Oder: auf der Bühne sieht man nur Schauspieler:innen und Bühnenbild, nicht aber Regisseurin, Autor, Intendantin oder Direktor:in, Bühnenmeister:in und Souffleur:se, welche von der Hinterbühne aus alles auf der Vorderbühne gestalten und organisieren. Es würde aber die Illusion des perfekten Schauspieles zerstören, wenn dies für jedermann/frau einsichtig wäre. Natürlich weiss man, dass es eine solche Hinterbühne gibt, sogar geben muss.

Das gute Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühne hat sehr viel mit Transparenz und Fairness zu tun, mit der Einhaltung einer Geschäftsordnung oder eines Prozessablaufs, auf welche man sich geeinigt hat, und wieder einmal: mit dem Dienstweg. Dieser ist nicht nur eine verwaltungstypische Formalität. Er dient vielmehr dazu, den Vorgesetzten auf verschiedenen Stufen auf eine Entscheidung im Rahmen ihrer Zuständigkeiten und Aufgaben Einfluss zu nehmen, Rückfragen zu stellen und wichtige Hinweise zu geben. Zudem ist er im Hinblick auf die Akzeptanz für getroffene Entscheidungen sehr wichtig.

Auch ich musste eine Hinterbühne betreiben, habe mich aber stets bemüht, die Geschäftsordnung trotzdem einzuhalten oder den Dienstweg vor Beschlussfassung zumindest nachzufädeln. Ob mir das befriedigend gelungen ist, mögen andere beurteilen.

Stadtammannsgeschichten

Hier im Bona Dea sitzt direkt neben unserem Tisch zusammen mit einem Kollegen Yves De Mestral, ehemaliger SP-Kantonsrat. Er ist wie ich langjähriges Mitglied der Sektion der SP Zürich 3. Seinen Vater Patrice habe ich ebenfalls kennen gelernt. Er war Pfarrer, Gefängnisseelsorger in der interkantonalen Strafanstalt Bostadel (Zug) und dann viele Jahre im Polizeigefängnis Zürich tätig. Er legte immer Wert darauf,

Gefängnis- und nicht Gefangenenseelsorger zu sein, nämlich Seelsorger für die Mitarbeitenden des Gefängnisses und die Gefangenen⁴⁴⁶.

Yves de Mestral ist Chef des Stadttammann- und Betreibungsamtes Zürich 3. Wir begrüßen uns freundschaftlich und verpflichten uns gegenseitig übers Kreuz auf die Einhaltung des Amtsgeheimnisses über allfällig Gehörtes.

Yves ist als Stadttammann Nachfolger von Thomas Marthaler geworden, auch letzterer SP Zürich 3-Mitglied, ebenfalls und immer noch Kantonsrat, und jetzt Friedensrichter des Stadtkreises Zürich 3.

Thomas Marthaler ist ein ziemlich bunter Hund. Der Zweimetermann war zehnfacher Schweizer Meister im Schwergewichtsboxen, ist Rechtsanwalt, war Gemeinderat und wurde als noch ziemlich junger Jurist Stadttammann von Zürich 3.

An einer denkwürdigen Mitgliederversammlung wohl in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre ging es um die Wiedernomination des Vorgängers von Thomas Marthaler als Stadttammann, ebenfalls SP Zürich 3-Mitglied. Es war mit gegen hundert Mitgliedern die am besten besuchte Mitgliederversammlung der SP 3, die ich je erlebt habe. Die Wiederkandidatur des amtierenden Stadttammannes war stark umstritten. Vor allem sein Führungsverhalten stand in der Kritik. Ich war damals noch Präsident der SP Zürich 3 und hatte das Vergnügen, die Versammlung zu leiten. Schon im Vorfeld der Versammlung hatte die Wiederkandidatur des Bisherigen ziemlich Wellen geschlagen.

Eine Delegation von Mitarbeitenden des Stadttammannamts 3 hatte unter Führung meines Vorgängers als Sektionspräsident Francois Reusser und des altgedienten Sektionsmitgliedes Alfred Bartholet eine vertrauliche Aussprache bei mir als Sektionspräsident verlangt. Diese fand dann an einem Sonntag im Rossweidli bei mir zuhause statt. Nacheinander sprachen mehrere ehemalige und aktuelle Mitarbeitende des Stadttammannes vor. Ich habe alles protokollarisch festgehalten, so wie ich es mir noch vom Gericht her gewohnt war. Das war ein völliger Overkill und nicht ganz ungefährlich. Ich habe das Protokoll aber nie jemandem herausgegeben, auch dem Stadttammann nicht, als er danach verlangte. Ich argumentierte, ich hätte es allein für

⁴⁴⁶ Vgl. Gespräch von Willy Spieler mit Patrice de Mestral: ich habe nie aufgehört, Visionen zu haben, in: Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus, Band (Jahr) 97 (2003), Heft 5 (www.e-periodica.ch), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

mich als Gedankenstütze für die persönliche Entscheidungsfindung erstellt. Das war auch tatsächlich so. Ich verbrachte mit dieser Aussprache einen ganzen Sonntag. Es wurde zwar viele dreckige Wäsche gewaschen, etwas Verwertbares kam aber nicht heraus. Mir war sofort klar, dass ich verhindern musste, dass diese dreckige Wäsche an der Nominationsversammlung auf den Tisch kommt. Es hätte auf Seiten der SP nur Verlierer gegeben, profitiert hätte der politische Gegner.

Der bisherige Stadtammann wurde wieder nominiert und gewählt, er trat dann aber vorzeitig um die Jahrtausendwende von seinem Amt zurück. Seinen Nachfolger Thomas Marthaler kannte ich schon gut aus der Partei. Zudem wohnte Thomas wie ich in der Familienheim-Genossenschaft. Sepp Köpfler war damaliger Geschäftsführer der fgz. Sepp ist ebenfalls SP-Mitglied und viele Jahre lang Gemeinderat gewesen. Ich selber bin einige Jahre Vorstandsmitglied und schliesslich Vizepräsident der fgz gewesen. Erst als ich 2001 den Friesenberg verlassen habe, um mit Markus und Silvia ans andere Stadtende zu Kornelia, Olivia und Florence zu ziehen, weil Angelina geboren war, habe ich dieses Amt niedergelegt.

Sepp hat mir einmal erzählt, dass in seine wöchentliche Geschäftsführer-Sprechstunde eine Nachbarin von Thomas Marthaler gekommen sei. Sie habe eine kleine Kehrichtschaufel ("Schüfeli und Wüscherli") dabeigehabt. Diese sei mit undefinierbarem, grauem Dreck und Staub gefüllt gewesen. "Dies ist der Dreck, den Thomas Marthaler nach Benutzung unserer Waschküche nicht weggewischt hat", erklärte sie plastisch. Dass Thomas damals noch keine Dreissig war, mag ihn nach heutigen Genderkriterien auch nicht zu entlasten. Nach acht Jahren als Stadtammann wurde er 2009 Friedensrichter von Zürich 3.

Der Nachfolger von Thomas Marthaler als Stadtammann Yves De Mestral wohnt ebenfalls in der Familienheim-Genossenschaft.

Filz hält zusammen

SP, Gewerkschaft, fgz, das war damals alles noch ein ziemlicher Filz. Ich vertrat und würde auch heute noch vertreten, dass es gut so war. Wieso sollen sich nur Bürgerliche, Rotarier und Zünfter zusammentun und gegenseitig begünstigen? "Wir Linke können das auch", sagte ich politischen Gegnern oder auch Kollegen, die mir das manchmal vorhielten oder mich einfach anzünden wollten. Heute ist das alles nicht

mehr so, es gibt z.B. meines Wissens in der fgz eine IT-gestützte Bewirtschaftung der Wohnungsbewerbungen, die nach rein sachlichen Kriterien die Wohnungsvergabe steuert. Kein Sepp mehr, der etwas mischeln könnte.

Gut so? Nein, Sepp hat es immer sachgerecht, menschlich und fair gemacht. Es ist nicht nur gut, dass sich die fgz zwischenzeitlich von ihrer sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Vergangenheit losgelöst hat, in welcher der Genossenschaftscharakter immer hochgehalten worden ist. Sepp und ich haben damals gemeinsam ein wirklich fortschrittliches Vermietungsreglement vor die Generalversammlung der Genossenschafter:innen gebracht. Es wurden Ausgleichszahlungen für unterbelegte Wohnungen und für Besserverdienende sowie Zügelfristen für den Fall von unterbelegten Wohnungen eingeführt. Damit habe ich mir nicht nur Freunde gemacht. Einmal legte einer meiner Fan einen Wasserschlauch durch unser Kellerfenster im Rossweidli 5 hindurch und setzte unseren Keller teilweise unter Wasser, ein anderes Mal wurde unser alter bordeauxroter Mitsubishi Spacewagon rundherum zerkratzt. Dies waren aber immerhin die einzigen persönlichen politischen Anfeindungen, die ich erlebt habe.

Querulanten sind verzweifelt Rechtssuchende

Als Generalsekretär, Oberstaatsanwalt und Amtschef JuV blieb ich weitgehend von persönlichen Angriffen verschont. Als Generalsekretär erhielt ich zwar ab und zu Telefonanrufe von sog. Querulanten oder, wie mein alter Chef Jörg Bitterli zu sagen pflegte, von verzweifelt Rechtssuchenden, welche mich massiv beschimpften und teilweise auch bedrohten.

Ein notorischer Beamtschreck hat z.B. am Telefon damit angefangen, mir Prügel, dann den Tod und schliesslich den Tod für alle meine Familienangehörigen anzudrohen. Als er an diesen Punkt angelangt war, schwieg ich einen Moment und sagte: „Herr XY, jetzt haben Sie aber alles Pulver verschossen. Wollen wir jetzt nicht wieder sachlich werden?“ Tatsächlich war das für eine kurze Zeit dann auch möglich. Er fuhr aber wenig später mit seiner Bedrohungsorgie fort. Ich erklärte ihm, dass ich das Telefon auflege, wenn er nicht aufhöre. Im Gegensatz zu ihm verfuhr ich wie angedroht. Als derselbe Mann einmal tatsächlich eine kurze Freiheitsstrafe im

Gefängnis Zürich absitzen musste, telefonierte er mir mit einem eingeschmuggelten Handy am vorletzten Tag seiner Strafe aus seiner Gefängniszelle in mein Büro. Triumphierend teilte er mir dies mit und erwartete wohl eine heftige Gegenreaktion. Ich beendete das Telefongespräch umgehend und nahm Rücksprache mit der Gefängnisleitung. Wir entschieden, nicht weiter zu reagieren, und seine Provokation stiess ins Leere. Unproblematisch war unsere fehlende Reaktion wohl nicht, den wir verzichteten damit auf die Durchsetzung der Gefängnisordnung. Immerhin war es für niemand mit irgendwelchen Risiken verbunden. Ich würde vermutlich wieder so verfahren.

Mit einem ganz im Sinn von Jörg Bitterli „verzweifelt Rechtssuchenden“ bekam ich es als Generalsekretär wohl in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre im Rahmen eines Staatshaftungsverfahrens zu tun. Es ging um einen schwierigen Arzthaftpflichtfall, bei welchen es am Schluss eigentlich nur Verlierer gab. Auf der Geschädigtenseite war ein angesehener Rechtsanwalt persönlich involviert. In der Folge entwickelte sich ein heftiger Rechtsstreit. Der Jurist kämpfte immer verzweifelter gegen Ärzte, Kantonsspital und Staat an, mit allen möglichen juristischen Mitteln: Strafprozess, Zivilprozess, Staatshaftungsklage, Aufsichtsbeschwerden etc.. Er kam nirgends weiter und entwickelte sich quasi zum „Querulanten“. In der Folge schwammen ihm alle Felle davon: beruflich, wirtschaftlich, gesellschaftlich und privat. Irgendwann ist dieser sehr traurige Fall bei mir auf dem Pult gelandet, wohl weil die Justiz mit entsprechenden Straf- und Aufsichtsverfahren befasst war. Markus Notter beauftragte mich, eine einvernehmliche Lösung zu suchen. Es fand eine sehr lange Verhandlung statt. Der Rechtsanwalt gab in deren Verlauf seiner ganzen Verzweiflung Ausdruck, und er tat uns allen, auch dem mit dem Staatshaftungsverfahren befassten Gegenanwalt wirklich ausserordentlich leid. Wir boten ihm eine namhafte, aber insgesamt doch nicht besonders hohe Summe an. Irgendwie hat der unglückliche Mann schliesslich doch noch erfasst, dass er jetzt die Gelegenheit hatte, ein für alle Mal mit allem abzuschliessen. Die Alternative wäre wohl nur sein Untergang gewesen. Ich habe nachher nie mehr etwas von ihm gehört.

Als ich im April 2004 zum Oberstaatsanwalt gewählt wurde, bekam ich kurz hintereinander zuhause des Nachts drei anonyme Anrufe. Ich sei ein notorischer Linksfahrer auf der Autobahn und hindere andere am überholen, sagte eine seltsam

unterdrückte Stimme. Man kenne mich und wisse auch, wo ich wohne und wo mein Auto stehe. Das werde mir noch teuer zu stehen kommen. Einmal sagte mir die Stimme, ich sei letzte Woche auf der Autobahn Zürich-Winterthur gesehen worden, wie ich als Linksfahrer andere Fahrer behindert und blockiert hätte. Ich solle endlich Platz machen. Das konnte auch als Bild verstanden werden. Wen behinderte ich denn und wem sollte ich Platz machen? Ich erwiderte, es handle sich wohl um ein Versehen, weil ich zur fraglichen Zeit in Frankreich in den Ferien gewesen sei. Die Anrufe stoppten dann, und mein zwischenzeitlich dunkelgrüner Mitsubishi Spacewagon kam nicht zu Schaden.

Mein Gespräch mit Michael kreist um all die Veränderungen der letzten Zeit. Auch heute ist Michael nicht besonders gut auf die ehemalige Forschungsabteilung und ihre Nachfolgeorganisation, die neue Hauptabteilung Forschung und Entwicklung zu sprechen. Als ich 2007 meine Stelle als Amtschef antrat, war soeben eine neue Studie der Forschungsabteilung über das MZU abgeschlossen worden. Das Resultat war für das MZU ziemlich negativ. Ein Kernsatz ist mir in Erinnerung geblieben. "Wenn ein junger Psychopath im MZU eine Massnahme absolviert hat, so verlässt er das MZU als psychopathischer Schreiner." Das MZU fühlte sich missverstanden und ungenügend mit einbezogen. Soweit ich mich erinnern kann, erkannte auch Frank Urbaniok die Brisanz der Situation.

Vergessen hat Michael diese Geschichte nie.

16. Januar 2020: im Kunsthauscafé mit Pfarrer Herbert Kohler

Rücktritte am laufenden Band. Paralleluniversen. Einzelkämpfer versus Teamplayer.

Die Ferien sind vorbei. Würde ich zurückkehren? Eine allein hatte die Macht.

(Un)Ersetzlich. Für viel zu haben und wenig zu gebrauchen.

Zwei Pensionierte

Herbert Kohler, 25 Jahre lang Pfarrer in Hottingen, in meinem Kirchenkreis also, ist seit Ende August 2019 pensioniert, ich faktisch seit Ende September. Wir haben abgemacht, dass wir uns gelegentlich über unsere Erfahrungen nach der Pension (das ist einfach ein blödes Wort, wie oft habe ich mich schon vertippt und Pension oder pensionieren geschrieben) austauschen wollen. Nun haben wir für 15.30 Uhr im Kunsthauscafé (im Kunsthaus selber, nicht im Restaurant daneben) abgemacht. Herbert wartet von der grossen Eingangstür. Er trägt nur ein Jackett mit elegantem Halstuch, schon fast frühlingshaft. Ich komme mit Wintermantel, Halstuch und Mütze.

Wir sind miteinander erst infolge meiner Wahl als Kirchenkreispräsident bekannt geworden, es kommt mir aber so vor, als ob wir uns schon länger kennen würden. Wir begrüßen uns mit kurzer Umarmung, Leidensgenossen. Herbert ist mit Vollendung des 65. Altersjahres in Pension gegangen, wie es die Kirchengesetzgebung vorschreibt. Er wäre nicht ungern noch etwas länger geblieben, um uns in der schwierigen Übergangszeit bis zur Wahl seiner Nachfolge zu unterstützen. Das war leider nicht möglich, weil zu diesem Zeitpunkt einige frisch gebackene Theolog:innen auf der Suche nach Stellvertretungsstellen waren. Solchen gibt die anstellende Landeskirche begreiflicherweise den Vorzug.

Die Pfarrer:innen laufen uns davon

Wir haben uns viel zu erzählen. Es haben sich enorm viele Veränderungen seit seinem Altersrücktritt im Kirchenkreis Zürich sieben acht ergeben. Ordentlich planbar ist die Pensionierung von Pfarrer Leo Suter per Ende Februar 2020. Nun haben mehr oder weniger überraschend zwei weitere Pfarrpersonen ihren Rücktritt erklärt, beide schon per Ende März 2020: Pfarrerin Tania Oldenhage und Pfarrer Res Peter. Tania hat die Stelle als Studienleiterin im Forum für Zeitfragen der Evangelisch-reformierten Kirche

Basel-Stadt angenommen. Sie hat habilitiert und gibt Vorlesungen an der Universität Basel⁴⁴⁷. Res Peter ist im November 2019 in die Kirchenpflege Zürich gewählt worden. Dieses Amt ist unvereinbar mit dem Amt eines Pfarrers in derselben Kirchgemeinde. Res kandidiert auch für das Präsidium der Kirchenpflege und wollte ursprünglich seinen Verbleib in der Kirchenpflege von seiner Wahl als Präsident abhängig machen. Nun hat er es sich aber anders überlegt. Er setzt für den zweiten Wahlgang alles auf eine Karte und will Kirchenpfleger bleiben, selbst wenn er nicht als Präsident gewählt werden sollte. Ganz schön mutig von ihm. Ich unterstütze seine Präsidentschaftskandidatur und bin Mitglied seines Wahlkomitees.

Ursprünglich war eigentlich alles ganz anders geplant. Mein Freund Andreas Hurter hat als Projektleiter den Fusions- und Reformprozess der Kirchgemeinde Zürich (aus 32 Gemeinden mache 1) gemanagt und ist erster (Übergangs-)Präsident der Kirchgemeinde Zürich geworden. Er wollte vorerst nochmals als Präsident kandidieren. Natürlich hätte ich ihn dabei unterstützt und wäre nicht in das Wahlkomitee von Res eingetreten. Andreas hat es sich dann aber anders überlegt. Einerseits zweifelte er je länger je mehr an seinem Rückhalt in der Kirchgemeinde, andererseits wird das Präsidentenamt nur als 60%-Stelle geführt, obwohl jede:r weiss, dass diese Stellenprozente niemals ausreichen. Andreas hat immer mindestens zu 80% für einen 60%-Lohn gearbeitet. Auch seiner Nachfolge wird nichts anderes übrig bleiben, mit 60% ist der Job einfach nicht machbar. Das ist nicht sehr fair und längerfristig höchstens eine:r Pensionierten zumutbar. Zudem ist das Amt gemessen an der Verantwortung an sich schon nicht besonders gut bezahlt. Typischerweise ist die Favoritin für den zweiten Wahlgang Annelies Hegnauer schon pensioniert.

Die Problematik der zu geringen Entschädigungen für zu viel Arbeit durchzieht die ganze Behördenorganisation der neuen Kirchgemeinde Zürich. Die Kirchenpfleger:innen werden nur für ein 20%-Amt honoriert, obwohl es fast ein Halbamt ist. Die Kirchenkommissionpräsidien sind in einer ähnlichen Situation. Wäre ich nicht schon im Vorruhestand, könnte ich meine Aufgabe nicht befriedigend erfüllen. Diese

⁴⁴⁷ Zwischenzeitlich ist sie nach einem schwierigen Corona-Jahr bereits wieder in die Kirchengemeinde Zürich zurückgekehrt. Sie lässt sich als Pfarrerin für den Kirchenkreis vier fünf wählen.

Entschädigungspraxis führt dazu, dass die Behördenmitglieder der reformierten Kirche in Zürich sehr oft im AHV-Alter sind.

Eine Ausnahme hat es mit der Wahl von Duncan Guggenbühl in die Kirchenpflege gegeben: er ist 25 und Werkstudent⁴⁴⁸.

Das Paralleluniversum Kirchgemeinde

Von den ca. 80'000 Mitgliedern der Kirchgemeinde Zürich haben am ersten Wahlgang vom November 2019 für die Kirchenpflege und das Präsidium nur gerade 17% teilgenommen. Der Wahlkampf um das Präsidialamt wird von der Aussenwelt, der Welt ausserhalb unserer Kirchgemeinde, kaum wahrgenommen. Auch von unseren Mitgliedern interessieren sich nicht einmal ein Fünftel dafür. Und doch wird der Wahlkampf mit harten Bandagen geführt. Wenn man sich in diesem engen inneren Zirkel bewegt, so fühlt sich das wie in einem Paralleluniversum an. Da werden Koalitionen geschmiedet, Pläne, Ränkespiele und Intrigen lanciert, Unterstützung für ein Gegengeschäft zugesichert; alles so, wie wenn es um die Präsidentschaft der USA gehen würde.

Es ist überhaupt ein besonderes Phänomen unserer reformierten Kirche in Zürich: sie ist gesetzlich, strukturell, liegenschafts-, gremienmässig und immer auch noch finanziell wie eine grosse Volkskirche aufgestellt, obwohl sie dies schon längst nicht mehr ist. Die engagierten Mitglieder, Behörden und Mitarbeitenden bewegen sich meist nur innerhalb ihres eigenen engen Kreises. Böse gesagt: wir schmoren im eigenen Saft. Wir schauen nur selten über den Pfannenrand hinaus.

Es gibt nur wenige Brücken und Passerellen zwischen dem Paralleluniversum Kirchgemeinde und der Aussenwelt, der wirklichen Welt. Zwar ist dies uns aktiven Kirchenmenschen durchaus bewusst, wir agieren aber dennoch meistens unabhängig von dieser Erkenntnis.

Die unübersichtlichen und komplizierten Strukturen der reformierten Kirche führen dazu, dass wir uns tagtäglich gegenseitig mit Mails überschütten und zumüllen, jede:r nimmt jede:n sicherheitshalber immer noch mit Orientierungskopie in seinen Mailverteiler auf. Ich verbrate täglich mindestens eine Stunde damit, um herauszu-

⁴⁴⁸ Er hat sein Amt aber bereits nach einer Amtsdauer wieder aufgegeben.

filtern, welche Mails für mich relevant sind und welche nicht. Ich habe von Beginn meines Kirchenkreispräsidiums an mehr Kirchen- als Geschäftsmails bekommen. Damit geht der Fokus verloren. Gleichzeitig fühlt es sich grösser an als es ist.

Wir richten uns sehr stark nach den treuen, meist älteren Kirchengänger:innen aus, die nur noch etwa ein (1!) Prozent der Mitgliedschaft ausmachen. Kommt von dieser Seite Widerspruch, so beginnen wir an unseren Reformen zu zweifeln, statt uns darauf zu konzentrieren, wie wir zumindest einen kleinen Teil der 99% passiven Mitglieder aktivieren könnten.

Einzelpfarramt ade

Herbert Kohler ist vor allem über den Rücktritt von Tania Oldenhage sehr überrascht. Sie ist eine besonders geschätzte Pfarrerin und an ihrem Standort Fluntern ausserordentlich beliebt. Ihr Weggang schockiert uns alle.

Nun haben wir von 555 Pfarrstellenprozent nur noch Heidrun Suter-Richter (Ehefrau von Pfarrer Leo Suter) mit 80% und Stefanie Pors ebenfalls mit 80% auf Nummer sicher. Der dritte im Bund, Pfarrer Christoph Strebel ist seit Mai 2019 krankgeschrieben, seine Rückkehr ist ungewiss und wird höchstens in kleinen Schritten möglich sein⁴⁴⁹. Krankheitshalber ausgeschieden ist bereits letztes Jahr Pfarrer Stephan Landis. Wir suchen nicht weniger als drei neue Pfarrpersonen. Ich präsidiere auch die Pfarrwahlkommission, die mit dieser Aufgabe betraut ist. Diese aufwändige Funktion hätte ich nicht übernehmen können, wenn ich noch JuV-Chef wäre⁴⁵⁰.

Herbert gibt seine Einschätzungen ab, auch in Bezug auf mögliche Kandidaturen. Er ist immer noch sehr gut informiert. Ich selber bin in den anderthalb Jahren, seit ich Kirchenkreiskommissionspräsident bin, nach und nach in die Materie und all die dazugehörigen Geschichten hineingewachsen. Vieles, was mir als homogen und harmonisch erschienen ist, ist viel komplizierter und schwieriger als ursprünglich

⁴⁴⁹ Jetzt, 2021, ist er wieder gesund. Ich freue mich sehr darüber. Christoph Strebel ist ein scharfer und unbequemer Denker und Theologe. Solche braucht unsere Kirche dringend.

⁴⁵⁰ Zwischenzeitlich haben wir alle Vakanzen sehr gut besetzen können. Die Pfarrwahlkommission hat in gegen 20 Sitzungen (inkl. Bewerbungsgesprächen) die Pfarrer:innen Chatrina Gaudenz, Beat Büchi und Pascal Olivier Ramelet zur Wahl ausgesucht. Die Kirchenpflege hat unsere Wahlvorschläge bereits bestätigt, die Urnenwahl findet im Sommer 2021 statt. Gut Ding will Weile haben. Für Stefanie Pors, die bis mindestens Mitte 2021 im Mutterschaftsurlaub ist, haben wir als Stellvertretung Pfrn. Anja Niederhauser gewinnen können.

gedacht. Wirklich vermag das aber nicht zu überraschen. Ich habe Pfarrpersonen meist als sehr starke Persönlichkeiten mit der Tendenz zum Einzelkämpfertum erlebt. Das Einzelpfarramt ist eigentlich der Urtyp; eine Pfarrperson, die alles macht: Gottesdienste, Seelsorge, Beerdigungen, Hochzeiten, Taufen, Familien- und Seniorenarbeit, Religionsunterricht etc.; und vor allem: die Pfarrperson lässt sich von niemandem dreinschwatzen. Sie hat auch keinen Vorgesetzten: Vom Volk gewählt, von der Landeskirche angestellt, einer Kirchgemeinde zugeordnet, mit einem Kirchenpflege- oder Kreiskommissionspräsidenten als Ansprechpartner.

In der neuen Kirchgemeinde Zürich und ihren Kirchenkreisen wird es aber viel mehr Teamarbeit auch im Pfarramt geben müssen. Das an einen einzigen Kirchenstandort gebundene Pfarramt gibt es bei uns so nicht mehr. Hier stehen wir aber immer noch am Anfang eines aufwändigen und manchmal mühsamen Prozesses. Zwar ist nun die Verwaltung eines Kirchenkreises unter Führung einer Betriebsleitung zusammengefasst, tendenziell treten aber die Pfarrpersonen oftmals immer noch als Einzelpersonen mit ganz speziellen und individuellen Sonderwünschen gegenüber der Verwaltung auf. Es müssen nun verbindliche Leitplanken ausgehandelt werden, die dann für alle gelten. Das bedingt, dass sich das Pfarramt unter sich entsprechend verständigt und dann dafür besorgt ist, dass die getroffenen Vereinbarungen wirklich auch von allen eingehalten werden. Aus meiner Sicht ist es ohne weiteres möglich, mit dem Pfarramt jede von ihm gewünschte Vereinbarung auszuhandeln, das funktioniert aber nicht mit sechs Einzelpersonen mit sieben verschiedenen Wünschen und Bedürfnissen. Im Grundsatz ist dies uns allen klar, im Detail gibt es aber immer wieder grosse Reibungsverluste. Und natürlich muss der Verwaltung jederzeit bewusst sein, dass ihre Kernaufgabe im Erbringen guter Dienstleistungen gegenüber den Gemeindemitgliedern und dem Pfarramt besteht. Sie ist nie Selbstzweck⁴⁵¹.

Das Positive am grossen Aderlass im Pfarramt sieben acht ist sicher, dass sich dadurch die Chance bietet, mit neuen Pfarrpersonen ein neues Team zu bilden. Man spürt, dass sich Herbert für all diese Themen nach wie vor sehr stark interessiert und

⁴⁵¹ Unsere neue Betriebsleiterin Anita Zimmermann kennt das kirchliche Umfeld aus mehrjähriger Kadertätigkeit im Kirchenkreis bestens, und es wird ihr gelingen, den laufenden Integrationsprozess entscheidend voranzubringen.

dass bei ihm immer noch viel Herzblut für seine Gemeinde da ist. Nach 25 Jahren Engagement, wen wundert's.

Die Ferien sind vorbei

Abgang und Neubeginn sind natürlich unsere zentralen Themen. Herbert hat noch mitbekommen, dass mein Ausscheiden aus dem JuV am Schluss ziemlich überstürzt war. Jetzt interessieren ihn die Gründe dafür, und ich habe Gelegenheit, wieder einmal meine Geschichte zu erzählen. Er bemitleidet mich ein wenig. Ich sage ihm, dass es für mich zwischenzeitlich weitgehend stimmig sei. Ich verschweige ihm auch nicht, dass ich nach den Weihnachtsferien durchaus das Bedürfnis verspürt habe, wieder zur alten Arbeit an der Hohlstrasse zurückzukehren. Natürlich nur im alten Umfeld, das für mich gut und schön war. Irgendwie überkam mich bei Jahresanfang dasselbe Gefühl, wie wenn längere Ferien vorbei sind. Gerne hätte ich mit dem neuen Jahr die geliebte Arbeit wiederaufgenommen. Für mich ist es wichtig, solche Gefühle auch wirklich zuzulassen und sie mir einzugestehen. Ähnlich geht es mir übrigens mit "meinen" Leuten. Die Monate von Oktober bis Dezember habe ich sie nicht wirklich vermisst, jetzt würde ich den einen oder die andere aber gerne wieder öfters sehen, Florian, die drei Susannes, Andreas, Gregor, Bruno, Jessica... ich höre lieber auf, bevor ich alle nenne und es überdeutlich wird, wer mir durchaus gestohlen bleiben kann.

Ich merke aber auch, dass ich mit allen Personen meinen inneren Frieden geschlossen habe. Das gilt nur für eine Person (noch) nicht. Sie hat(te) im Gegensatz zu allen anderen die alleinige Macht. Aus dieser Verantwortung will ich sie nicht entlassen.

Entbehrlichkeiten

Natürlich dreht sich unser Gespräch hauptsächlich um die Frage, wie man am besten mit der neuen Lebenssituation umgeht. Die wichtigsten Herausforderungen sind rasch ausgemacht: das Zusammenleben mit der eigenen Frau und Partnerin muss neu definiert werden, eine sinnvolle Tagesstruktur muss gefunden werden (um zu verhindern, dass die Zeit nur noch dahinplätschert), der Gesundheit ist Sorge zu tragen (insbesondere ist auch viel Bewegung wichtig) und letztlich muss die Sinnfrage neu

geklärt werden: was will ich, wofür setze ich mich ein und wofür werde ich noch gebraucht?

Wirklich interessant und vielleicht auch ernüchternd ist zu erkennen, wie rasch man entbehrlich wird. Natürlich, niemand ist unersetzlich. Ich habe schon vorhin erwähnt: als Ernst Weilenmann, Mr. Justizvollzug während über 30 Jahren, 2004 in Pension ging, haben wir uns alle gefragt, was nun passiere. Wie viele Pannen sich ohne das Wissen und die Erfahrung von Ernst ereignen würden. Ernst ging, und ... nichts geschah. Ich habe ihn sehr gern gehabt und mich jedes Mal gefreut, wenn ich ihn wieder einmal gesehen habe. Weder das JuV noch ich sind aber je wieder aktiv auf ihn zugegangen, weil wir das Gefühl gehabt hätten, ihn dringend zu brauchen. Das hat überhaupt nichts mit Ernst zu tun. Wenn man von jemandem hätte erwarten können, dass man ihn oft zu Rate ziehen muss, so wäre es Ernst gewesen. Das System organisiert sich aber sofort anders, findet eigene Lösungen, eine Zeit lang wohl schlechtere, nur selten bessere, und manchmal wird das Rad überflüssigerweise noch einmal neu erfunden. Aber eben: es geht einfach weiter.

Ernst selber hielt es nach seiner Pensionierung mit Friedrich dem Grossen bzw. dem diesem zugeordneten Zitat „Servir et disparaître“. Hiervon könnte ich mir wohl auch ein paar Scheiben abschneiden...

Niemand, wirklich niemand ist unersetzlich. Natürlich gehen viel Wissen und Erfahrung verloren, oftmals bietet dies aber auch die Chance, alte Trampelpfade zu verlassen und neue Wege einzuschlagen.

Immer wieder wird die Frage diskutiert, ob das Pensionierungsalter gegen oben flexibler ausgestaltet werden sollte. Für mich persönlich war dies offensichtlich nicht nötig, ich werde schon mit 63 aussortiert. Es mag aber Personen geben, welche zum Wohle aller länger bleiben sollten oder auch länger bleiben, so wie es für meinen Nachfolger vorgesehen ist⁴⁵². Ich denke aber, dass eine gültige Obergrenze von 65 grundsätzlich richtig ist, für viele ist es dann wirklich Zeit zu gehen. Wäre die Obergrenze flexibler handhabbar, so würden sicher gerade auch diejenigen, bei denen

⁴⁵² Dies hat sich zwischenzeitlich nun aber auch geändert. Die Amtsleitung wird ab März 2022 neu besetzt (vgl. auch das Stelleninserat für eine neue Amtsleitung, Anhang 27, sowie Medienmitteilung vom 15.7.2021: Mirjam Schlup wird neue Leiterin von JuWe; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.)

man froh ist, dass das Pensionierungsalter endlich gekommen ist, länger bleiben wollen. Es gäbe noch mehr schwierige Abgangssituationen wie meine.

Ich vermute, dass sich die unerwünschten Abgänge mit den überfälligen letztlich die Waage halten.

PPD im Kunsthaus

Das Gespräch mit Herbert ist intensiv, die Zeit verrinnt. Irgendwann sehe ich von Ferne den neuen Chefarzt PPD Michael Braunschweig, und dann auch Nico Bischoff, Edgar Blawatt und schliesslich This Stürm, den Hauptabteilungsleiter. Sie treffen sich hier im Kunsthaus, wie im PPD üblich mit etwas Verspätung, für den Neujahresapéro. Herbert und ich sind am Aufbrechen, ich wechsele mit den PPDlern einige Worte. "Bleib nur", sagt Herbert, "ich gehe schon mal." Das will ich aber nicht, irgendwie wäre es nicht stimmig. Die PPD-Leute scheinen sich zwar zu freuen, mich zu sehen, aber es ist richtig, dass ich rasch weiterziehe, länger zu bleiben würde nicht passen. Das ist ein Geschäftsanlass, und ich gehöre nicht mehr dazu. Also verabschiede ich mich artig. Ich werde Ende Februar noch ein letztes Mal zum Abschied an einer Geschäftsleitungssitzung des PPD teilnehmen.

Direkt vor dem Eingang treffe ich Frau Professor Ursula Blosser. Sie war viele Jahre Leiterin des Departements Soziale Arbeit an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW. Sie ist nach 12 Jahren als Direktorin Ende Mai 2019 in den Ruhestand getreten. Die ZHAW war und ist für das JuWe immer eine sehr wichtige Kooperationspartnerin in Aus- und Weiterbildungsfragen. Viele unserer Leute werden dort ausgebildet. Und viele sind an der ZHAW auch als Dozent:innen tätig.

Drei Pensionierte unter sich – alle drei an sich noch für Vieles zu haben, vielleicht aber nur noch für wenig zu gebrauchen.

22. bis 23. Januar: Treffen mit Ronald Gramigna im Restaurant Del Sole; in Bern mit Romilda Stämpfli und Hansruedi Schwarz im Restaurant Verdi

Bekannte und unbekannte alten Bekannte.

Jetzt auch offiziell: JuWe! Bemühungen um Wiedereingliederung.

Von der Leit- zur Lightdisziplin.

Telefon im Zug nach Bern. Verwerfungen und Rachegefühle; Nähe und Distanz. "Wo arbeite ich?!" Liebe im Gefängnis und im Betrieb, in allen möglichen Variationen; Sexismus. Unter Gefangenen.

Im Restaurant Verdi an der Gerechtigkeitsgasse mit Romilda Stampfli und Hansruedi Schwarz. Risotto aus Witzwil. Alles für die Gefangenen, nichts für das Personal. Erpressbar. Einkauf zu Vorzugspreisen und Spesenreiterei. Und nochmals: die Leitdisziplin. FOTRES und andere Klumpenrisiken.

Unbekanntes Del Sole mit altem Bekannten

Ronald und ich haben am Treffpunkt im Hauptbahnhof abgemacht. Er ist Vizedirektor im Bundesamt für Justiz in Bern und zuständig für den Bereich Straf- und Massnahmenvollzug als Nachfolger von Walter Troxler. Ronald und ich kennen uns schon länger, er war früher Leiter der Kantonalen Strafanstalt Zug und Chef des Zuger Justizvollzugs. Als promovierter Psychologe hat er auch guten Kontakt zu unserem PPD. Er schlägt für Apéro und Nachtessen das Restaurant Del Sole an der Löwenstrasse vor. Es ist nur ein Steinwurf vom HB entfernt, und trotzdem kenne ich es überhaupt nicht. Als ich eintrete, kommt mir der freundliche Kellner sofort bekannt vor. Es stellt sich heraus, dass er jahrelang im Walliser Keller an der Zähringerstrasse gearbeitet hat. Ich bin dort ab und zu vom Kaspar Escher-Haus aus über Mittag essen gegangen, und zwar immer ein ausgezeichnetes Fondue. Das war auch im Hochsommer stets eine gute Option. Ich habe sowieso nie eingesehen, wieso man nur im Winter, am besten in einer überheizten Skihütte, Fondue essen soll und nicht im Sommer auf einer luftigen Terrasse im angenehmen Schatten. Der freundliche Kellner erweist sich als Pächter des Del Sole. Er betreibt dieses Restaurant seit fünfzehn

Jahren zusammen mit seinem Bruder. Es ist während sechs Tagen pro Woche geöffnet, und der Chef ist immer da.

Leider auch hier: das Del Sole wird per Ende März 2020 schliessen müssen, der Pachtvertrag wurde gekündigt. Unser Pächter hat noch keine Anschlusslösung, freut sich jetzt erstmals auf Ferien und ist zuversichtlich, dass er nachher wieder etwas finden wird, allenfalls auch im Anstellungsverhältnis. Noch weiss niemand, dass in knapp zwei Monaten wegen der Corona-Pandemie sowieso alle Restaurants schliessen müssen.

Der Pächter ist in den Fünzigern, aufgestellt, vital, zuversichtlich, sehr sympathisch. Ich bewundere solche Menschen für ihre Zuversicht, Lebens- und Arbeitskraft, die sie in die Bewirtung ihrer Gäste eingeben, und das für einen relativ kleinen Verdienst. Wieder einmal merke ich, wie gut es mir beruflich und wirtschaftlich immer ergangen ist.

Service und Essen sind vorzüglich. Eine Dame, die das Restaurant verlässt, sagt zu ihrer Kollegin: "Da kommen wir bald wieder einmal. Ich glaube, wir haben ein neues Stammlokal gefunden."

Endlich offiziell JuWe

Ronald Gramigna hat mit Bundesrätin Karin Keller-Sutter eine neue Chefin bekommen. Es ist noch nicht ganz klar, wohin die Reise mit ihr führt. Eine Kurskorrektur zur Vorgängerin BR Sommaruga ist aber absehbar. Jacqueline Fehr hat BR KKS vor kurzem zusammen mit dem Hauptabteilungsleiter F&E einen Besuch in Bern abgestattet. Offenbar sind sie mit ihren Präventionsideen gut angekommen.

Einsperren bevor etwas geschieht? Es fragte mich schon vor Jahren einmal ein Journalist nach irgendeinem Rückfall: "Muss denn immer erst etwas geschehen, bevor die Justiz handelt?" Meine Antwort lautete: "Im Prinzip ja, so funktionieren eben der Rechtsstaat und seine Strafjustiz."

Ich habe bis Ende 2019 mit Ronald im Stiftungsrat des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Justizvollzug (SKJV) zusammengearbeitet. Der Direktor des SKJV Patrick Cotti war übrigens Vorgänger von Ronald als Direktor der Strafanstalt Zug. Patrick wurde dann Zuger Regierungsrat und leider wieder abgewählt. Danach wurde

er Direktor des Laufbahnzentrums der Stadt Zürich und 2017 schliesslich eben Direktor SKJV.

Ronald interessiert sich immer für Interna des JuV. Das JuV heisst seit heute offiziell JuWe. Regierungsrätin Fehr hat an ihrem jährlichen, in der zweiten Januarhälfte stattfindenden Medientreff im Roten Turm in Winterthur die Umbenennung nun auch offiziell nach aussen kommuniziert. In der Medienmitteilung vom 22. Januar 2020 steht:

... Mit der Umbenennung ihres Amtes will Fehr den Fokus verstärkt auf den Weg in die Freiheit legen. Wiedereingliederung ist ein wesentlicher Teil der Verbrechensbekämpfung und beginnt eigentlich am Tag der Verhaftung. ...

Künftig will das neue Amt für Justizvollzug und Wiedereingliederung verstärkt darauf achten, dass "Ressourcen nicht zerstört werden", wie es Fehr ausdrückte. ... Ressourcen nicht zerstören bedeutet auch, den Häftlingen den Kontakt zu "ihrer Welt" zu erleichtern, in die sie nach ihrer Strafe zurückkehren. Sie will die Besuchszeiten verbessern, die bisher nicht familienfreundlich sind.

"Wiedereingliederungs-Training" statt "Hafturlaub"
Fehr prüft zudem, den Begriff "Hafturlaub" abzuschaffen. Sie ist der Ansicht, dass dies das falsche Wort sei. "Es handelt sich ja eigentlich um ein Wiedereingliederungs-Training, weil die Häftlinge gewisse Fähigkeiten ausserhalb der Gefängnismauern einüben."

Wiedereingliederung? Wiedereingliederung!

Ich nehme zur Kenntnis, dass das alte JuV offenbar noch nicht genügend auf die Wiedereingliederung geachtet hat. Genau diese mit der Umbenennung verbundene Message hat Andreas Naegeli befürchtet.

Wirklich interessant finde ich den letzten Absatz dieser JuWe-Medienmitteilung ("Wiedereingliederungs-Training statt Hafturlaub"). Das Gegenargument, dass die Art. 75a Abs. 2, 84 Abs. 6 und Abs. 6bis sowie 90 Abs. 4ter des Strafgesetzbuches im Kontext von Vollzugslockerungen ausdrücklich von Urlaub sprechen, wird Jacqueline Fehr wohl als typisch juristischen Formalismus erkennen; und übrigens kann man Gesetze auch ändern. Dass zu gesetzlichen Begriffen eine Gerichtspraxis besteht, wird sie auch nicht weiter interessieren müssen, zumal diese ja ohne weiteres auf neue Begrifflichkeiten übertragbar ist. Die Justizdirektorin ist zudem erst am Überprüfen, und sie wird auch ohne störenden formaljuristischen Rat sicher erkennen, dass Wiedereingliederungs-Training nur ein Oberbegriff ist und als solcher den Begriff Hafturlaub unzureichend spezifiziert. Fast alles gehört im Vollzugsalltag zum Wiedereingliederungstraining, sowieso auch alle Vollzugsöffnungen (auch das ist leider ein gesetz-

licher Begriff, den man nicht nach jeweiliger politischer Opportunität beliebig ändern sollte). Im Übrigen ist das „Training“ beim Hafturlaub nur ein Teilaspekt. Es geht in erster Linie darum, wichtige Beziehungen zur Familie, Partnerin, Kindern und Angehörigen aufrecht zu erhalten und zumindest in kleinem Umfang zu pflegen.

Als in diesem Zusammenhang wirklich störend empfinde ich, dass man mit schönfärberischen Begriffen letztlich unehrlich ist und den Leuten Sand (statt Oel) in die Augen streut. Was drauf steht, sollte auch drin sein. Man könnte allenfalls wie in Deutschland von Freigang sprechen.

Art. 84 Abs. 6 des Strafgesetzbuchs bringt den Wiedereingliederungsgedanken unserer Justizdirektorin im Zusammenhang mit der Gewährung von Hafturlaub auf den Punkt:

"Dem Gefangenen ist zur Pflege der Beziehungen zur Aussenwelt, zur Vorbereitung seiner Entlassung oder aus besonderen Gründen in angemessenem Umfang Urlaub zu gewähren, soweit sein Verhalten im Strafvollzug dem nicht entgegensteht und keine Gefahr besteht, dass er flieht oder weitere Straftaten begeht."

Dem gibt es eigentlich nichts beizufügen.

Das ebenfalls am 22. Januar versandte Mail meines Nachfolgers kann ich nur unterstützen:

"Sehr geehrte Arbeitspartnerin, sehr geehrter Arbeitspartner

*Gerne teilen wir Ihnen mit, dass sich das Amt für Justizvollzug in Zukunft **«Justizvollzug und Wiedereingliederung»** nennen wird. Der gesetzliche Auftrag des Justizvollzugs besteht einerseits im Vollzug der Strafe, andererseits in der Vorbereitung auf ein deliktfreies Leben in Freiheit. 99 Prozent der Straftäter verbüssen eine zeitlich begrenzte Freiheitsstrafe und werden früher oder später wieder entlassen. Es ist daher das Ziel des Justizvollzugs, diese Menschen optimal auf die bevorstehende Entlassung vorzubereiten. Diese Ambition soll auch im Namen unserer Vollzugsbehörde zum Ausdruck kommen – deshalb die neue Bezeichnung.*

Der Zürcher Justizvollzug ist konsequent auf das Ziel ausgerichtet, Rückfälle zu vermeiden und soziale Integration zu fördern. Dabei arbeiten die Fachleute nach dem System des Risikoorientierten Sanktionenvollzugs und setzen, wo sinnvoll und angezeigt, auf eine deliktorientierte Therapie, ein Lernprogramm oder eine Beratung. Im Justizvollzug reicht das Ziel der Wiedereingliederung in alle Bereiche: Es betrifft das Erlangen und Fördern von sozialen Kompetenzen durch Arbeits-, Ausbildungs- und schulische Angebote oder die Bewährungshilfe. «Justizvollzug und Wiedereingliederung» steht für jeden dieser Schritte. Das Ziel der Wiedereingliederung war für uns schon immer handlungsleitend. Nun freuen wir uns, dass dies auch für Aussenstehende auf den ersten Blick erkennbar ist. Besten Dank für Ihre Kenntnisnahme!

Freundliche Grüsse

..."

Schön, dass er schreibt, dass die Wiedereingliederung für uns schon immer handlungsleitend gewesen ist.

Die Lightdisziplin

Welches ist in der Strafjustiz die Leitdisziplin: die Juristerei? Die forensische Psychologie oder die Psychiatrie? Die forensische Sozialarbeit? Oder die Kommunikationswissenschaften?

Dichotom gedacht.

Während zu Markus Notters Zeiten die Juristerei allenfalls fast zu stark im Vordergrund gestanden ist, hat sich das seit Martin Graf verändert. Da Martin am liebsten Baudirektor geworden wäre, pushte er vor allem die Bauerei in der JI und schuf die Stelle eines Baukoordinators. Der liebenswürdige und kompetente Karl-Heinz Eberle wechselte von der Baudirektion in die JI und baute diese Stelle auf. Ich arbeitete immer gerne mit ihm zusammen. Er beeindruckt mich auch mit seinen Hobbies. Er hat für seine Mädchen eine perfekte Puppenstube aus Holz gebaut, wohl für sich selber eine Winchester aus Holz.

Für Martin Graf waren Jurist:innen eher ein notwendiges Übel. Viel anders sieht dies wohl auch Jacqueline Fehr nicht. Die Juristerei ist jedenfalls nur noch die Lightdisziplin. Der Lead ist zur Forensik und Kommunikation übergegangen. Das lässt sich nur schon mit dem dortigen Stellenzuwachs belegen. Ursprünglich gab es einen einzigen Kommunikationsverantwortlichen (Michi Rüegg), jetzt umfasst das Kommunikationsteam des Generalsekretariats JI sieben Personen.

Vielleicht befürchte ich einfach nur, dass aus meiner Sicht funktionierende Strukturen zerstört und ein relatives Chaos angerichtet wird. Andererseits ist mir tatsächlich bewusst: Ich könnte auch auf dem Holzweg sein. Die Juristerei hat immer etwas Statisches. Sie ist nicht geeignet, dynamische Prozesse aufzunehmen und abzubilden. Schon unser NPM-Papst Regierungsrat Professor Ernst Buschor hat gesagt, dass die Gesetzgebung nur eines von fünf Instrumenten zur Lenkung der Staatsgeschäfte sei, und mit Sicherheit nicht das Wichtigste (man frage mich bitte nicht, welches die anderen vier Instrumente sind; vielleicht das Budget, die Finanz- und Leistungsplanung und das Interne Kontrollsystem?). Immerhin bildet die Gesetzgebung den Rahmen für unser Staatswesen und seine Verwaltung. Ja, ja, das liebe Legalitätsprinzip.

Das Gesetzgebungsverfahren dauert auf Bundesebene ab dem ersten Anstoss bis zur Inkraftsetzung mindestens 3 Jahre, wenn das Referendum gegen ein Gesetz ergriffen wird, 1 bis 2 Jahre länger, manchmal auch Jahrzehnte. Die komplexe Revision des Sanktionenrechts des StGB wurde in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts mit der Einsetzung einer Expertengruppe lanciert. Als ich 1994 Generalsekretär wurde, war gerade das Vernehmlassungsverfahren angelaufen. Das Gesetz wurde dann 2004 vom Bundesparlament verabschiedet, musste zu diesem Zeitpunkt aber schon vor Inkraftsetzung wieder revidiert werden, weshalb es erst auf Anfang 2007 in Kraft trat. Auch auf kantonaler Ebene braucht es für ein neues Gesetz bis zum Inkrafttreten ebenfalls viel Zeit, mindestens zwei Jahre, meistens viel mehr. Soviel zur Dynamik der Gesetzgebung⁴⁵³.

Die Leitdisziplin

Unsere forensische Forschung folgt da einem ganz anderen Rhythmus. Zudem hat sich Frank Urbaniok durch sein Zürcher Modell den allenfalls störenden Einflüssen und Bürokratien des übergeordneten Gesundheits-, Bildungssystems und Forschungsapparates weitgehend entledigen können, allerdings mit dem Nachteil, dass damit auch die im Gesamtsystem implementierten Qualitätssicherungsprozesse und –systeme auf der Strecke geblieben sind.

Bei gutem Rotwein und feinem Kalbschnitzel lässt sich trefflich schwadronieren. Aber auch Privates kommt zur Sprache. Im Januar haben Ronald und ich uns üblicherweise immer bei einer Märchenaufführung des Kindertheaters Rosmarie Metzenthin in der Aula Rämibühl getroffen. Angelina spielte viele Jahre die verschiedensten schönen Märchenrollen, Ronalds Neffe Serge ebenfalls. Seit er einmal einen Diener namens "Zappeli" sehr überzeugend gespielt hat, heisst er bei uns familienintern nur noch so. Die Zeit vergeht, beide Kinder sind dem Metzenthin-Alter entwachsen. Kornelia hat schon vor 55 Jahren in diesem Theater mitgespielt und später Improvisationsunterricht

⁴⁵³ Die Corona-Krise zeigt besonders deutlich, dass der ordentliche Gesetzgebungsweg an sich ungeeignet ist, um einen Notstand zu bekämpfen. Auch alle demokratischen Staaten reagieren mit Notrecht und Notverordnungen, die direkt von der Exekutive erlassen werden. Die Rechtstaatlichkeit bleibt dabei bis zu einem gewissen Grad auf der Strecke. Je länger ein solcher Zustand dauert, umso schwieriger und wahrscheinlicher wird es, dass die Demokratie bleibenden Schaden erleidet.

für Blockflöte erteilt. Es besteht die Aussicht, dass in vielleicht vier Jahren Olivias Söhnchen Juri die Familientradition im Metzenthin-Theater fortsetzt.

Ronald hat nicht nur einen scharfen Verstand, sondern auch einen gepfefferten Humor. Er erzählt oftmals Witze, die man schriftlich oder öffentlich ohne Strafverfolgungsrisiko nicht wiedergeben kann. Immer wieder staune ich über die Treffsicherheit seiner Analysen.

Künftig werden wir uns wohl nur noch selten sehen. Ich signalisiere ihm nochmals, dass ich an sich kein Interesse an Justizvollzugs-Mandaten irgendwelcher Art habe. Fragen könne man mich zwar immer, ein Ja sei aber kaum zu erwarten. Auch die Einsitznahme in die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF) wäre nichts für mich. Ich habe bei ehemaligen Kollegen gesehen, dass der damit verbundene Rollenwechsel, wenn man plötzlich als Kontrolleur auftritt, meistens nicht gut ankommt. Man inspiziert Institutionen und Kolleg:innen, mit welchen man früher zusammengearbeitet hat. Reaktionen zwischen „Das muss gerade der uns sagen!“ und „Der alte Knabe hat ja keine Ahnung mehr!“ sind vorprogrammiert.

Ich erzähle Ronald auch von einer neuen Erfahrung, die ich nach Ankündigung meines Rücktritts gemacht habe: die Ausgrenzung. Wenn einmal klar ist, dass man geht, so gehört man sehr rasch nicht mehr dazu. Man spürt überall die Ausgrenzung und Abgrenzung, mit welchem einem fast alle Kolleg:innen und Mitarbeitenden begegnen. Vielleicht bildet man es sich auch da und dort nur ein, aber gewisse Signale sind einfach nicht zu übersehen. Man ist plötzlich zu Anlässen nicht mehr eingeladen, obwohl man eigentlich formell immer noch angestellt ist. Man wird aus verschiedenen Verteilern gestrichen. Am meisten spürt man aber das Unausgesprochene, eine gewisse Befangenheit, mit welcher einem die Leute begegnen. Man bekommt weniger Mails oder Telefonanrufe. Die Gespräche versiegen rasch, man will sie auch nicht künstlich im Gange halten. Man gehört eben nicht mehr dazu. Letztlich ist es dann am besten für alle, wenn man so rasch als möglich das Feld räumt.

Telefongespräch im Zug nach Bern

Meine Berner Amtskollegin Romilda Stämpfli und Thorberg-Direktor Hansruedi Schwarz haben mich für den 23. Januar 2020 zu einem Abschiedsmittagessen nach Bern eingeladen. Im Zug kommt mir in den Sinn, dass ich schon lange einem meiner

ehemaligen Gefängnisleiter hätte zurückrufen müssen. Er hat mir während der Sitzung der Pfarrwahlkommission am letzten Freitag telefoniert und ich habe ihm zurückgesimst, ich könne erst später zurückrufen. Er nimmt das Telefon sofort ab. Nach vielen Jahren Tätigkeit im Justizvollzug kam es 2018 wegen verschiedenen Verwerfungen zur Trennung. Ich kenne und schätze ihn schon sehr lange. Er war immer ausserordentlich stark engagiert. Lange ging alles gut. In seinem Umfeld kam es manchmal zu Turbulenzen. Er kennt keine Halbheiten, weder im Guten noch im Schlechten. Und entweder ist man für ihn oder gegen ihn. Die Härte seines Grindes liegt irgendwo zwischen Titan und Diamant. Er ist von absolut erlesener Sturheit. Da kann nicht einmal ich mithalten. Zum Zerwürfnis mit ihm kam es in Zusammenhang mit einem Bauvorhaben für seinen Betrieb. Wie immer bei Baukrediten gab es Kürzungsrunden. Das konnte er nicht akzeptieren, und es kam zum Eklat. Jetzt liegt man im Streit. Ich selber habe noch versucht, mit ihm einen Ausgleich zu finden, dann war aber ich selber weg vom Fenster.

Er hat wohl einige Dinge erleben müssen, die vom JuV und der JI niemand wirklich hören oder über sich erzählt haben möchte. Ich bezweifle nicht: da gäbe es sicher noch Vieles auszubreiten, was die Öffentlichkeit ergötzen oder entsetzen könnte. Ich hoffe, dass uns allen dies erspart bleibt.

Distanz und Nähe, Professionalität

Bei meinem Amtsantritt 1994 gab es noch kaum Aufseherinnen im Justizvollzug. Mitarbeiterinnen in den Gefängnissen waren allenfalls Psychologinnen, Psychiaterinnen, Sozialpädagoginnen, Seelsorgerinnen, Ärztinnen, Sozialarbeiterinnen, Reinigungspersonal, ev. eine Werkstattchefin oder Mitarbeiterin in der Schneiderei oder Wäscherei. Zwischenzeitlich dürften etwa 25% oder mehr in der Aufseherschaft Frauen sein. Das hat sich sehr positiv auf die Arbeit und das Klima in unseren Betrieben ausgewirkt. Das Thema Distanz und Nähe hat dadurch aber ebenfalls zusätzlich an Bedeutung gewonnen. In der Aus- und Weiterbildung wird dies zwischenzeitlich stark thematisiert. Besonders gefährlich sind natürlich Beziehungen zwischen Insassen und Aufsichtspersonal.

Ich habe nur einen einzigen Fall in Erinnerung, in dem es um eine gleichgeschlechtliche Beziehung zwischen einem Insassen und einem Aufseher gegangen ist. Diese flog bei einer Computerkontrolle des Insassen auf. Da über 95% unserer

Gefangenen Männer sind, geht es meist um Beziehungen zwischen Institutionsmitarbeiterinnen und Insassen. Gewöhnungsbedürftig ist wohl für jede in eine Strafanstalt oder ein Gefängnis als neue Mitarbeiterin eintretende Frau, dass sie ab erstem Moment von den Gefangenen wie ein Starlet oder eine Göttin umschwärmt und angehimmelt wird. Zudem sind die Insassen oft interessante, charmante, temperamentvolle und gutaussende junge Männer. Es ist deshalb sehr wichtig, dass der Justizvollzug im Rahmen seiner Auswahl- und Anstellungsverfahren die richtigen Personen mit gereifter Persönlichkeit und gefestigter Ich-Stärke auswählt, Personen, die sich nicht leicht manipulieren oder umgarnen lassen und trotzdem empathisch sind⁴⁵⁴. Dank unserem neuen HR-Team sind die Assessments- und Auswahlverfahren sehr professionell geworden.

Liebesgeschichten, meistens ohne Happyend

Zwei Personen, die schliesslich wegen Beziehungen mit Insassen entlassen werden mussten, waren in einem, sagen wir mal sehr niederschweligen Verfahren angestellt worden, so quasi mit Beziehungsbonus. In heutigen Bewerbungsverfahren würden sie vermutlich nicht mehr zum Zuge kommen. Beide Fälle liegen schon längere Zeit zurück. Im ersten Fall ging es um eine Liebesbeziehung zwischen einer Aufseherin und einem oberen Gefängniskadermann. Die Aufseherin hatte zudem mit einiger Wahrscheinlichkeit auch noch eine Beziehung mit einem Insassen. Sie war eine aufgeweckte und sympathische jüngere Frau. Es hatte zu dieser Zeit in ihrem Arbeitsumfeld schon mehrere Beschwerden wegen sexueller Belästigungen von Frauen durch männliche Kollegen gegeben. Das Klima war schlecht und die Leitung beschloss, durch einen externen erfahrenen Rechtsanwalt eine Untersuchung durchführen zu lassen. Viel kam dabei nicht heraus, es wurden aber Verhaltensregeln im Umgang von männlichen mit weiblichen Arbeitskolleg:innen formuliert. Während dieser Untersuchung hatte ein oberes Gefängniskadermitglied also mit einer ihm direkt unterstellten Mitarbeitenden ein Verhältnis, welches er nicht offenlegte. Die Liebesbeziehung zerbrach kurze Zeit später. Die Situation eskalierte in einem wüsten Streit, welcher den ganzen Betrieb sehr stark belastete. Es wurden gegenseitig Stalking- und

⁴⁵⁴ Vgl. hierzu auch: Verführung hinter Gittern (prison-info 2/2021, S. 43 ff., auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Mobbingvorwürfe erhoben. Die Situation wurde unhaltbar. Schliesslich trennten wir uns von beiden Mitarbeitenden. Der Rechtsstreit mit Frau dauerte noch jahrelang.

Sexismus

Distanz und Nähe sind zentrale Themen insbesondere auch für das Aufsichtspersonal unter sich. Für eine Frau ist es besonders schwierig, sich hier richtig zu positionieren. Wenn sie sich konsequent von irgendwelchen Anzüglichkeiten distanziert, wird sie schon rasch einmal als humorlose Zicke oder, noch schlimmer, als Emanze dastehen. Entscheidend ist aber, dass ihre Kollegen und Vorgesetzten mit dem nötigen Augenmass intervenieren, wenn sexistische Sprüche fallen. Es ist in erster Linie deren Aufgabe und Pflicht, ihre Kollegin gegen Sexismus zu schützen, dies kann nicht einfach der belästigten Frau überlassen werden.

Es wurde in den letzten Jahren viel gemacht und auch einiges erreicht, um das manchmal toxisch männliche Klima in unseren Betrieben zu verbessern. Für Frauen ist es aber nach wie vor ein sehr herausforderndes Umfeld, und es braucht oft nur sehr wenig, dass eine Mitarbeiterin als zu kompliziert, empfindlich, zu wenig umgänglich, als nicht genug belastbar oder als Umstandskrämerin diffamiert wird. Es kann allenfalls bereits ausreichen, dass eine Mitarbeiterin wünscht, mit ihrem Doppelnamen angesprochen zu werden.

Ich habe immer sämtliche Bemühungen unterstützt und gefördert, die auf eine Verbesserung der Gleichstellung von Mann und Frau abzielen. Aber ich räume ein: vermutlich nicht immer konsequent und nachhaltig genug.

Geschichten über Geschichten

Für eine (neue) Mitarbeiterin wird die Versuchung nicht klein sein, sich selber mit markigen Sprüchen und Witzen zu positionieren, um im Team als gute und „gäbige“ Kollegin aufgenommen zu werden. In Nachtschichten ist das Risiko besonders gross, dass man auf persönliche Themen zu sprechen kommt und dann Dinge sagt, die man besser bleiben lassen würde. In einer derartigen Situation unterhielt sich offenbar eine wachhabende Aufseherin mit einem Aufseher über spezielle Sexualpraktiken. Ihm soll das angeblich eher unangenehm gewesen sein, er sei nicht weiter darauf eingegangen, behauptete er. Jahre später ist es dann zum Zerwürfnis der Gefängnisleitung mit dieser Aufseherin gekommen. Im Rahmen des anschliessenden Rechts-

streites hat sie sich beschwert, dass sie öfters sexuell belästigt und gemobbt worden sei. Eine wichtige Lehre lässt sich aus dieser Geschichte sicherlich ziehen: Im professionellen Rahmen gilt es auch unter Kolleg:innen, immer ein Minimum an Distanz einzuhalten. Zu grosse Vertraulichkeit kann zu einer Hypothek werden, wenn sich ein bisher gutes Verhältnis in ein schlechtes verwandelt. Nicht selten werden dann irgendwelche Vorkommnisse losgelöst vom damaligen Kontext thematisiert und umgedeutet.

Ein anderer Vorfall war noch viel unerfreulicher: hier ging es um eine Aufseherin, welche im Rahmen nicht mehr genau abklärbarer Beziehungen für einen Insassen Drogen ins Gefängnis geschmuggelt hatte. Die Polizei überführte sie im Rahmen einer verdeckten Ermittlung, sie wurde fristlos entlassen und strafrechtlich belangt.

Ein Praktikant im Massnahmenzentrum Uitikon wurde verdächtigt, mit den Insassen gemeinsame Sache gemacht, Drogen hereingeschmuggelt und Urinproben vertauscht zu haben. Es konnte ihm aber nichts nachgewiesen werden⁴⁵⁵.

Menschlich wirklich schlimm war die Geschichte eines Aufsehers, welcher sich zuhause umgebracht hat. Es stellte sich im Nachhinein heraus, dass er mit einer ehemaligen Insassin ein Verhältnis begonnen hatte. Sie war von ihm schwanger. Dem daraus entstehenden Druck konnte der verheiratete Aufseher nicht mehr standhalten. Wir waren alle schockiert und traurig.

Immer wieder gab es Beziehungsgeschichten zwischen Insassen und Angestellten. Im Rahmen einer Computerkontrolle wurde eine Liebesbeziehung zwischen einem wegen eines besonders schweren Sexualdeliktes verurteilten Gefangenen und seiner Therapeutin aufgedeckt. Ebenfalls viele Jahre liegt ein weiterer Fall zurück, in dessen Mittelpunkt eine Sprachlehrerin für Gefangene stand. Es wurde von ihr gesagt, dass mindestens die halbe männliche Belegschaft des grossen Gefängnisses hinter ihr her war. Sie entschied sich aber für einen Gefangenen. Dies wurde vom Personal als besonderer Affront empfunden, und sie musste das Gefängnis rasch verlassen. Ein anderes Mal war es eine Schneiderei-Mitarbeiterin, der mehrere Affären mit Insassen

⁴⁵⁵ Betreuer soll im Jugendgefängnis mit Drogen gehandelt haben (Tages-Anzeiger vom 7.10.2008); Ehemaliger Praktikant kein Drogendealer (20 Minuten vom 30. März 2009); beide Artikel auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

nachgesagt wurden⁴⁵⁶, dann wiederum wurde eine längere Beziehung zwischen einer Aufseherin und einem Insassen aufgedeckt, welche mit vielen pikanten SMS- und Whatsapp-Nachrichten auf dem (hereingeschmuggelten) Handy des Insassen dokumentiert war.

Solche Geschichten hatten natürlich stets interne Untersuchungen und früher auch immer wieder Strafverfahren zur Folge. Die Strafverfahren mit weiblichen Angeschuldigten endeten aber ausnahmslos mit Freisprüchen. Die Argumentation der Strafbehörden war dabei stets, dass zwischen einer Aufseherin und einem Insassen kein Abhängigkeitsverhältnis im Sinne von Art. 192 Strafgesetzbuch vorliege. Das ist für mich gut nachvollziehbar, denn anders als bei einem sexuellen Verhältnis zwischen einem Aufseher und einer Insassin wird man nur in sehr seltenen Fällen annehmen bzw. nachweisen können, dass es zur sexuellen Handlung unter Ausnützung eines Abhängigkeitsverhältnisses zwischen der Mitarbeiterin und dem Gefangenen gekommen ist. Personalrechtlich führen solche Beziehungen – immer vorausgesetzt, dass sie bewiesen sind - aber zwingend zur Entlassung.

Nicht selten spielt auch eine gewisse Naivität eine Rolle, obwohl doch immer die zentrale Frage gilt: "Wo arbeite ich?" Ueli Graf hat diese Frage bei jeder Gelegenheit betont und wiederholt. Was im normalen Arbeits- oder Privatleben völlig normal oder zumindest nicht besonders schwierig ist, kann im Verhältnis zwischen Personal und Insasse hochproblematisch sein. So hat z.B. eine Praktikantin einem Gefangenen auf dessen mehrfache Bitte hin ihre private Handynummer gegeben. Die intelligente junge Frau konnte sich im Nachhinein selbst nicht mehr erklären, wie sie sich zu einer derart unprofessionellen Handlungsweise hatte verleiten lassen.

Ziemlich kinky ist die Geschichte einer Mitarbeiterin, die sich von einem Vorgesetzten zwar nicht sexuell belästigt, aber doch unangenehm bedrängt fühlte. Er kam ihr einfach immer etwas zu nah, wollte ihr bei allem und jedem helfen, verwickelte sie in lange Gespräche und war nur schwer loszuwerden. Wirksame Hilfe oder Unterstützung fand sie auch bei einem anderen Vorgesetzten nicht. Dieser Fall macht vor allem auch ein anderes Problem deutlich: der von der Frau um Hilfe gebetenen Vorgesetzten hätte

⁴⁵⁶ Sex im Gefängnis! Aufseherin entlassen (Limmattaler Zeitung vom 20.2.2011), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

das mit seinem belästigenden Kollegen unbedingt ansprechen und nötigenfalls eine höhere Instanz einschalten müssen. Für solche Fälle stehen externe professionelle Anlauf- und Beratungsstellen zur Verfügung. Eventuell hat die Mitarbeiterin auch die Möglichkeit verpasst, sich selber frühzeitig klar abzugrenzen. Dies ist gegenüber einem Vorgesetzten aber immer besonders schwierig. Und natürlich liegt es mir fern, das Opfer zur Täterin zu machen.

Am Anfang meiner Tätigkeit als Generalsekretär musste ich mich mit einem besonders heiklen Fall befassen. Ein hohes Kadermitglied eines Gefängnisses hatte mit einer direkt untergebenen Mitarbeiterin eine Liebesbeziehung angefangen. Ihr Mann arbeitete im selben Gefängnis unter demselben Vorgesetzten. Als das Verhältnis bekannt wurde, ging der betreffende Vorgesetzte davon aus, der Ehemann seiner Geliebten werde in einen anderen Betrieb versetzt. Er täuschte sich, er selber wurde versetzt, seine Geliebte ebenfalls (natürlich an einen anderen Ort als er), nur der Ehemann konnte bleiben. Darüber überrascht zeigte sich auch der stellvertretende Geschäftsführer der zuständigen Bezirksanwaltschaft. Damals lag die direkte Aufsicht über das Bezirksgefängnis bei der ortsansässigen Bezirksanwaltschaft. Der zuständige Bezirksanwalt sagte mir, dass er eher damit gerechnet habe, dass wir den Ehemann versetzen würden.

Natürlich habe ich in all den Jahren auch diverse Beziehungsgeschichten an Orten ausserhalb der Gefängniswelt und des Justizvollzugs erlebt. Schwierig wurden sie in aller Regel immer dann, wenn es um Beziehungen von Vorgesetzten mit Untergebenen ging⁴⁵⁷.

Vor Jahren hatte ein Vorgesetzter ein lang dauerndes Verhältnis mit seiner Sekretärin. Beide waren tagsüber oftmals rein zufälligerweise gemeinsam abwesend. Offiziell wurde dies erst bekannt, als sich ein anderer Mitarbeiter bei mir schriftlich beschwerte, weil er bei einer Lohnrunde von diesem Vorgesetzten übergangen worden war. In diesem Zusammenhang erwähnte er als Beweis für die Unfähigkeit seines Chefs diese Liebesbeziehung.

⁴⁵⁷ Vgl. dazu auch: Wenn das ganze Team miteinander verwandt ist: So verbreitet ist Vetternwirtschaft in der Stadt Zürich (NZZ vom 5.8.2021); Vetterliwirtschaft in der Stadtverwaltung: Die Zürcher Ombudsfrau schlägt Alarm (Tagesanzeiger vom 15.9.2019); beide Artikel auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Wie heikel Mails sein können, habe ich in Zusammenhang mit einem Mailverkehr mit dem soeben erwähnten Vorgesetzten einmal klar vor Augen geführt bekommen. Möglicherweise im fraglichen Zusammenhang wollte ich ihn über mein Sekretariat zu einem Gespräch bei mir einladen. Ich war gerade daran, den Text zu formulieren, als meine Sekretärin Annalis Staudenmann in mein Büro eintrat. „Dir schreibe ich gerade ein Mail“, warte eine Sekunde“, sagte ich. Schnell fügte ich noch die Adresse ein und zack und weg. Plötzlich wurde mir siedend heiss: ich hatte versehentlich die Mailadresse des Vorgesetzten statt von Annalis eingesetzt. Peinlich, peinlich. Immerhin war das Mail einigermaßen sachlich gehalten. Ich hatte im letzten Moment auf eine saloppe Formulierung verzichtet.

Eine Mitarbeiterin und ihre Vorgesetzte gingen im Verlauf ihrer Zusammenarbeit eine persönliche Beziehung ein. Dies wurde durch einen anonymen Brief bekannt. Ich sprach mit beiden Mitarbeiterinnen, sie legten die Beziehung offen und ich eröffnete ihnen, dass eine von beiden in einen anderen Bereich versetzt werden müsse. Am Schluss kündigten leider beide. Es waren zwei sehr fähige Mitarbeiterinnen.

Ein Amtsstellenleiter hatte vor vielen Jahren im Haus seiner Amtsstelle eine Wohnung gemietet. Er hatte ein Verhältnis mit einer seiner Angestellten. Manchmal kamen beide nacheinander am Morgen von der oberen Wohnung herunter zu Arbeit. Der entsprechende Vorgesetzte war damals noch verheiratet. Grosse Wellen geschlagen hat dies damals aber nicht.

Ein Mitarbeiter, der einer Kollegin seinen Unwillen und Ärger über sie klarmachen wollte, liess einmal spontan seine Hosen herunter und zeigte ihr sein Hinterteil, verbunden mit der Bemerkung: "Weisst Du, was Du mir kannst?!" Die Folge war ein Disziplinarverfahren.

Ein Teamleiter hatte einen derart starken Besitzanspruch gegenüber einer Mitarbeiterin, dass er es schlecht ertrug, als sie eine Beziehung mit einem anderen Teammitglied einging. Ganz besonders störte ihn zudem, dass der betreffende Mann sein bester Freund war. Auf einer Glückswunschkarte des Teams zum Geburtstag der fraglichen Mitarbeiterin unterschrieb der Teamleiter ebenfalls und zeichnete auch noch neben seinem Namen das Bild von einem erschlafte Penis. Diese Karte fand dann auch den Weg zur Betriebsleitung.

Ein älterer Strafverfolger, welcher den bezeichnenden Übernahmen "Sheriff von X." trug, liess sich für die Suche nach einer geeigneten Sekretärin vor vielen Jahren etwas Besonderes einfallen. Er titelte das betreffende Stelleninserat: "Wir sind spitz auf Sie!" Sein Chef fand dies überhaupt nicht lustig. Genauso wenig war der Vorgesetzte begeistert, dass der Sheriff Strafanzeigen manchmal ziemlich unbürokratisch behandelt hatte. Dies wurde allerdings erst nach seiner Pensionierung entdeckt. In seinem Archiv gab es eine Reihe von Ordnern, in welchen sauber gelochte und mit Eingangsstempel versehene Strafanzeigen und Polizeirapporte zu irgendwelchen Bagatelldelikten ohne Weiterungen abgelegt worden waren, verbunden mit dem schlichten Vermerk: zur Ablage. Interessant ist, dass sich niemand je über diese Praxis beschwert hatte. Dies bewahrte ihn aber nicht vor einer Untersuchung.

Etwas weniger problematisch, aber doch ziemlich kindisch war das Verhalten eines Strafverfolgers anlässlich einer Inspektion durch seinen Chef. Fälle, welche Behandlungslücken aufwiesen, was dem Strafverfolger allenfalls eine Rüge eingebracht hätte, trug dieser als erledigt aus seiner Geschäftskontrolle aus. Am nächsten Tag erfasste er sie wieder als Neueingänge. Man kam ihm auf die Spur, und es setzte ein grösseres Donnerwetter ab.

An einem anderen Ort tauchten Jahre nach einem Betriebsausflug plötzlich Fotografien des Betriebsleiters in einer riesigen, rosafarbenen Stretchlimousine auf, er umrahmt von zwei sich eng an ihn anschmiegenden Mitarbeiterinnen, alle drei mit einem Cüpli in der Hand.

Eine alte, aber amüsante Geschichte aus dem Justizkuchen wird gerne immer mal wieder erzählt. Ein junger angehender Jurist, der später in der Zürcher Justiz zu Amt und Würden gelangte, hatte sich mit einem älteren, damals schon bekannten und angesehenen Juristen bei diesem Zuhause verabredet. Als er zu dessen Wohnungstüre kam, war diese offen, und unser junger Jurist wurde hineingebeten. Dem Ton folgend gelangte er zum Badezimmer, wo sich sein Gastgeber ein schönes Schaumbad genehmigte und seinen erstaunten Besucher zum mitplanschen einlud. Dieser drehte abrupt ab und verliess eilends die Wohnung.

Speziell war wohl auch die Situation, als ein als homosexuell bekannter Vorgesetzter auf einer Autofahrt von seiner Sekretärin mit einem innigen Kussversuch attackiert wurde. Sie konnte ihn nicht überzeugen.

"Wo arbeite ich?!"

Der unschlagbare Höhepunkt, die mit Abstand beste Story ist natürlich die Liebe und Flucht von Bonnie und Clyde aus dem Gefängnis Limmattal.

Irgendwann glaubte die JI zu diesem Thema Handlungsbedarf zu erkennen und schuf hierzu ein Merkblatt unter dem Arbeitstitel "Liebe im Betriebe". Seither ist alles klar und es gibt keine Probleme mehr...

Unter Gefangenen

Heikel und komplex ist die Frage, wie weit es Gefangenen erlaubt sein soll, ihre Sexualität im Vollzug auszuleben. Natürlich meine ich damit nicht Selbstbefriedigung, sondern sexuelle Beziehungen zwischen Gefangenen und ihren Partner:innen oder von Gefangenen unter sich.

Auch für die Sexualität gilt der Grundsatz, dass im Vollzug nicht einfach alles, was schön ist und Freude macht, verboten sein soll, sondern dass ein Verbot stets aus organisatorischen Gründen, wegen der Anstalts- und Betriebssicherheit, aus Gründen der Resozialisierung oder zum Schutz von Schwächeren oder des Personals gerechtfertigt und verhältnismässig sein muss oder dass sich das Verbot als automatische und zwingende Folge des Freiheitentzuges ergibt. Es kann Gefangenen also nicht - quasi als zusätzliche Strafe – der Sex mit anderen Menschen generell verboten werden.

Sofern der/die Gefangene eine feste Beziehung hat, kann bei Wohlverhalten nach einer gewissen Zeit ein Besuch im sog. Familienzimmer bewilligt werden⁴⁵⁸. An dieser Praxis haben die Öffentlichkeit und die Politik zwar immer wieder Anstoss genommen, sie ist aber ein unverzichtbarer Bestandteil eines menschenwürdigen Vollzugs sowie des Resozialisierungsauftrages geworden. Die Voraussetzungen für die Bewilligung des Familienzimmers wurden im Verlauf der Zeit immer mehr gelockert, es steht zwischenzeitlich auch unverheirateten und gleichgeschlechtlichen Paaren zur Verfügung. Ebenso kann der Besuch im Familienzimmer auch für Beziehungen, die sich erst im Verlauf des Vollzugs ergeben haben, verlangt werden. Dies ist sogar recht

⁴⁵⁸ Siehe auch: Gefängnisdirektor Andreas Naegeli über Sex im Gefängnis (SRF Kultur vom 21.11.2018, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

häufig der Fall, es gibt einen eigentlichen „Markt“ für Freundschaften mit Gefangenen. Diese Beziehungen dauern oft jahrelang und enden nicht selten dann, wenn der Gefangene wieder freikommt. Offenbar kann es einen besonderen Anreiz ausmachen, wenn der geliebte oder begehrte Mensch eingesperrt ist, einem also nicht oft oder überhaupt nie zu nahekommt, wenn der Gefangene sehnsuchtsvolle, heisse Briefe schickt und die Beziehung vor allem in den Gedanken und in der Phantasie gelebt werden kann, ohne den Alltag zu beeinträchtigen bzw. sich in diesem bewähren zu müssen. Zudem kommen noch das Element des Verbotenen hinzu, der Reiz und die besondere Aura, welche einen furchterregenden Verbrecher umgeben. Gerade die Täter von schlimmsten Kapitalverbrechen bekommen manchmal die meiste Verehrer:innen-Post.

Der Zugang zum Familienzimmer darf auch nicht davon abhängig gemacht werden, ob das zu erwartende Sexualverhalten den eigenen Moralvorstellungen entspricht. Der Besuch von Prostituierten wird aber nicht erlaubt, sofern er als solcher erkennbar ist. Es gibt jedoch zweifellos Möglichkeiten, dieses Verbot zu umgehen. Auf Hafturlaub sind solche Besuche übrigens nicht grundsätzlich verboten, sofern sie nicht gegen konkrete Auflagen oder das Urlaubsprogramm verstossen. Es soll in früheren Zeiten an der Langstrasse im Rotlichtviertel in Zürich sogar Rabatt gegeben haben, wenn ein Gefangener seinen Urlaubsausweis vorwies.

Etwas Mühe hatten wir einmal in einem Fall, als sich ein Pädophiler mit einem anderen Pädophilen im Familienzimmer treffen wollte. Wir haben dies dann mit verschiedenen, nicht besonders stichhaltigen Argumenten verboten, u.a., indem wir eine potentielle Gefährdung des einen durch den anderen geltend machten. Natürlich ist es auch besonders heikel, wenn ein wegen häuslicher Gewalt verurteilter Täter die Benutzung des Familienzimmer mit seiner Partnerin verlangt. Ein Verbot wird aber wohl nur Bestand haben, wenn man eine konkrete Gefährdung geltend machen kann. Die Anforderungen hierfür dürfen aber nicht besonders hoch sein. Man wird in solchen Fällen eine besondere Alarmierungsmöglichkeit für die Partnerin einrichten müssen. Die Anstalt wird sich auch nicht einfach damit herausreden können, die Partnerin komme freiwillig ins Familienzimmer. Oftmals wird auf sie grosser Druck ausgeübt. Wenn dieser für die Anstalt erkennbar ist, wird die Bewilligung natürlich nicht erteilt. Je nach dem fällt dies aber auch wieder auf die Partnerin zurück. Ein glücklicherweise in

der Schweiz nie eingetretener GAU wäre ein Tötungsdelikt in einem Familienzimmer. 2010 hat es einen solchen Fall in der JVA Remscheid in Deutschland gegeben⁴⁵⁹. Heikel kann auch die Frage sein, ob die JVA die Pflicht hat, sich zu vergewissern, ob die Partnerin, welche den Gefangenen erst im Vollzug kennengelernt hat, Kenntnis von seinen allenfalls schrecklichen Taten hat, bzw. ob sie weiss, mit wem sie sich da einlässt. Hier gilt es eine Güterabwägung zwischen Amtsgeheimnis und (potentiellem) Opferschutz vorzunehmen. Ev. kann vom Gefangenen verlangt werden, dass er seine Taten (in für die JVA überprüfbarer Weise) gegenüber seiner Partnerin offenlegt.

Ich stelle mir vor, dass die konkrete Situation im Familienzimmer und der Besuchsverlauf für beide Partner, insbesondere natürlich für die Frau, belastend sein können. Nur schon der Umstand, dass sie von einem Aufseher zum Familienzimmer begleitet wird, welcher weiss, dass sie dort nun sogleich Sex mit ihrem Partner haben wird, ist eigentlich unwürdig. Die Situation ist künstlich und unnatürlich, die Spannung gross, Zukunftsängste und die damit verbundene Verzweiflung kaum unterdrückbar. Vielleicht wünscht sich die Partnerin nichts mehr, als möglichst rasch alles hinter sich zu bringen, während es dem Gefangenen nicht lange genug dauern kann.

Eine Alternative zu diesem „Angebot“ sehe ich nicht.

Es gibt allerdings immer noch Strafanstalten, die über kein Familienzimmer verfügen. Dort wird meist toleriert, dass es im Spazierhof hinter Büschen oder gar in Toiletten zu Geschlechtsverkehr kommt. Damit mutet man wiederum insbesondere der betroffenen Partnerin eine kaum menschenwürdige Situation zu. M.W. musste sich das Bundesgericht noch nie mit einem solchen Fall befassen. Eigentlich erstaunlich.

Eine im Lichte von Literatur und Praxis schwierige Frage hatten wir zu beantworten, als ein Verwarter verlangte, mit einem anderen Gefangenen, welchen er im Arbeitsbetrieb kennengelernt hatte, auf derselben Abteilung zusammenzuleben; nicht in derselben Zelle, aber auf demselben Stock. Wir lehnten dieses Gesuch mit der Begründung ab, dies gefährde die Anstaltssicherheit und belaste das Zusammenleben auf der Abteilung in riskanter Art und Weise. Zudem reagierten wir mit einer sofortigen Versetzung des einen in eine andere Justizvollzugsanstalt. Ich bin auch heute noch überzeugt, dass dieser Entscheid richtig war. Eine andere Praxis würde tatsächlich zu

⁴⁵⁹Bluttat vor den Augen der Justiz (Stern vom 12.4.2010), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

gefährlichen Spannungen innerhalb der Anstalt und kaum noch kontrollierbaren Situationen führen, zudem würde sie mit Sicherheit auch von einer liberalen Öffentlichkeit nicht verstanden.

Die Haltung unserer Aufseherschaft bezüglich Situationen, in welchen sie auf Insassen treffen, die spontan Sex miteinander haben, dürfte wohl nicht einheitlich sein. Ich kann mir vorstellen, dass es Aufseher gibt, die diskret zur Seite sehen, wenn sie in einer Dusche oder Toilette zufälligerweise auf eine solche Situation treffen. Ebenso wenig könnte ich sagen, ob es eine einheitliche Reaktionsweise gibt, wenn ein Aufseher realisiert, dass zwei Insassen im Rahmen eines zulässigen Zellenbesuches Sex miteinander haben⁴⁶⁰; und was in Doppel- oder mehrfach belegten Zellen über Nacht so alles geschieht, können wir nur ahnen.

Sicher wird es Aufseher geben, die klar intervenieren, wenn sie auf eine Sexsituation treffen. Die offizielle Haltung verbietet es, so etwas zu dulden, auch aus Gründen des Anstands und der guten Sitte, wenn es sich in einem quasi öffentlich der Teil der JVA abspielt. Im Rahmen eines Zellenbesuches müsste einvernehmlicher Sex unter Insassen aber eigentlich erlaubt sein. In der Justizvollzugsanstalt für Frauen in Hindelbank sind meines Wissens Beziehungen zwischen Insassinnen erlaubt. Dies ist auch unter möglichen Gefährdungsaspekten - anders als bei Männern – durchaus vertretbar.

Jede:r Insass:in hat das Grundrecht zu heiraten oder eine Partnerschaft eintragen zu lassen, auch Insass:innen unter sich⁴⁶¹. Ein Gefängnis darf dies nicht verhindern oder dem Paar unnötige administrative Hindernisse in den Weg legen. Natürlich legt die Gefängnisleitung aber nach sicherheitstechnischen Aspekten die Modalitäten der Trauung fest. Ich glaube im Übrigen kaum, dass es die Gefängnisleitung einem Insassen-Paar erlauben würde, in derselben Abteilung platziert zu sein, schon gar nicht in einer Doppelzelle. Ein ablehnender Entscheid bzw. eine Versetzung müssten

⁴⁶⁰ Das schreckliche Tötungsdelikt Ende Januar 2008 in der JVA Pöschwies hat sich im Rahmen eines an sich erlaubten Zellenbesuchs ereignet.

⁴⁶¹ Vgl. hierzu auch: R.O. ins Insepsital verlegt (2. Absatz: Eingetragene Partnerschaft nach wie vor möglich, in: Medienmitteilung der Direktion der Justiz und des Innern vom 20.8.2009; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

aber gut begründet sein, ansonsten ihn Verwaltungs- oder Bundesgericht wohl aufheben würden.

Themen rund um die Sexualität werden trotz ihrer Alltagsrelevanz im Justizvollzug tendenziell immer noch tabuisiert.

Guter Rat ist teuer

Den einzigen Rat, den ich dem ehemaligen, mit seinem beruflichen Schicksal hadernden Gefängnisleiter am Telefon im Zug nach Bern geben kann, ist, dass er jeden wichtigen seiner Schritte von einer Vertrauensperson überprüfen lässt. Er sollte also alles immer im Vieraugenprinzip machen. Seine Situation ist natürlich ausserordentlich belastend. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass es wichtig ist, sich von seinem Tunnelblick zu lösen und wieder in die Zukunft zu schauen. Das ist aber zugegebenermassen manchmal sehr schwierig, insbesondere wenn man schon älter ist und Zukunftsängste hat.

Das Telefongespräch mit dem ehemaligen Gefängnisleiter hätte wohl noch länger gedauert, wenn mein Zug nicht in Bern angekommen wäre.

Restaurant Verdi, Gerechtigkeitsgasse

In ca. 15 Minuten erreiche ich vom HB Bern aus zu Fuss das Restaurant Verdi. Es liegt direkt beim Amtssitz des Berner Justizvollzuges. Romilda Stampfli kommt kurz nach mir an. Sie ist noch nicht sehr lange Nachfolgerin von Tom Freytag. In Bern scheinen die Turbulenzen endlich überstanden zu sein. Hansruedi Schwarz trifft nun auch ein. Er bringt mir als Geschenk in Witzwil angebauten Reis mit.

Die offene Strafanstalt Witzwil betreibt einen der grössten Landwirtschaftsbetriebe der Schweiz und war schon immer sehr innovativ. Es gibt gemäss Hansruedi keinen anderen Ort nördlich der Alpen in der Schweiz, wo Reis angepflanzt wird. Ich bin gespannt, wie der Risotto schmecken wird⁴⁶².

Hansruedi Schwarz war bis vor kurzem Direktor der offenen Strafanstalt Witzwil, nun hat er also die Justizvollzugsanstalt Thorberg im Berner Krauchthal übernommen. Wenn einer es schaffen kann, diesen schwierigen Betrieb wieder auf Vordermann zu

⁴⁶² Ich kann nur sagen: köstlich!

bringen, so ist er es⁴⁶³. Die Gewerkschaften haben allerdings auf Grund der langen Wirren auf dem Thorberg eine schon fast irrwitzige Machposition erhalten. Ich kenne das zum Glück nur anflugweise von der JVA Pöschwies her, wo die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und ihren Mitgliedern stets von einem kritischen, aber konstruktiven und positiven Geist geprägt war. Zudem hat sich der nun schon rund hundertjährige Personalausschuss der JVA Pöschwies als Mitsprachegremium für die Mitarbeitenden bestens bewährt.

Hansruedi erzählt, das Aufsichtspersonal auf dem Thorberg störe sich daran, dass die Insassen nun «Gefangene» und nicht mehr «Eingewiesene» heissen sollen. Man gehe dabei aber gefliessentlich darüber hinweg, dass nie wirklich von Eingewiesenen gesprochen worden ist, sondern von „Bankräubern“, so nach dem Motto, dass die leichteren Fälle von Vermögensdelikten in Witzwil einsitzen, die schweren Jungs aber auf dem Thorberg.

Die ungezähmten Widerspenstigen

Auch nur kleine Veränderungen für das Personal können in einer JVA postwendend zu Widerstand führen. Ein kleines Musterchen dieser Art habe ich vor einigen Jahren in der JVA Pöschwies erlebt. Direktor Ueli Graf hatte eine Änderung in der Überwachung des einstündigen Spaziergangs angeordnet. Bisher waren die Aufsichtshabenden alle zu sechst zusammengestanden, hatten miteinander geraucht und geschwätzt. Ueli verteilte sie neu auf strategische Standorte mit möglichst guter Übersicht an sechs Stellen des grossen Spazierbereichs. Nichts mehr mit einem Pausenschwätzchen und gemeinsamem Rauchen. Die Empörung der Aufseherschaft war gross, von einer unzumutbaren einseitigen Abänderung der Arbeitsbedingungen war die Rede. Es wurde mit der Einschaltung der Gewerkschaft gedroht. Zum Glück blieb es bei einem Sturm im Wasserglas.

Das Personal leistet sehr gute Arbeit, ist sich aber auch gewohnt, dass man es hegt und pflegt. Das ist an sich auch richtig so. Teilweise führt allerdings übertriebene Rücksichtnahme zu unbefriedigenden Verhaltensweisen und Ergebnissen.

⁴⁶³ Vgl. hierzu auch: Fünf Fragen an Hans-Rudolf Schwarz, in: prison-info 1/2021, S. 32; auf meiner Website in der Linliste aufgeführt.

Zu wenig und zu viel Kontrolle

Anderes Beispiel: Es ist bekannt, dass insbesondere immer wieder Handys in die JVA eingeschmuggelt werden. Damit lässt sich pro Handy ohne weiteres ein Tausender verdienen. Natürlich bieten zu so etwas nur ganz vereinzelte schwarze Schafe in der Aufseherschaft Hand. Das Risiko, beim Einschmuggeln erwischt zu werden, ist aber gleich null, da keinerlei Stichprobenkontrollen beim Personal vorgenommen werden. Begründet wird dies von offizieller Seite damit, dass alles andere als sehr schädliches Misstrauensvotum gegenüber dem Personal verstanden würde. Es sei widersinnig, dem Personal nicht voll zu vertrauen, da es ja selbst für schwerste Straftäter schauen müsse. Dem ist allerdings entgegenzuhalten, dass auf diesem Weg eine Sicherheitslücke relativ leicht zu füllen wäre. Zudem beschädigt jeder einzelne Missbrauchsfall das Ansehen aller Aufseher:innen. Natürlich müssten sich alle, vom Aufseher über das Kader bis zum Direktor, solche Kontrollen über sich ergehen lassen. Ich selber wollte hier aber auch nicht den schwarzen Peter übernehmen und habe deshalb – sicher kein Ruhmesblatt für mich - auf eine zwangsweise Durchsetzung verzichtet. Wirklich problematisch ist im Übrigen nicht der Umstand, dass Gefangene mit eingeschmuggelten Handys telefonieren, sondern dass sich der schmuggelnde Aufseher dadurch korrumpieren lässt und damit von den Gefangenen allenfalls auch zu anderen Gefälligkeiten gezwungen werden kann. Er ist erpressbar und ein Sicherheitsrisiko geworden.

Der Widerspenstigen Lohn

Vieles, was in der Vergangenheit ohne weiteres möglich war, wird heute unterbunden. In Regensdorf gewährten früher viele Geschäfte Aufsehern auf Vorzeigen des Dienstausweises Rabatte. Angestellte konnten bei dienstlichen Bestellungen von Material für die JVA oder andere Gefängnisse auch privat zu günstigen Tarifen mit einkaufen.

Solche Dinge wären heute nicht mehr möglich. Hier wurde mit Mitteln des Internen Kontrollsystems der Riegel geschoben. Auch gemäss neuem kantonalen Verhaltenskodex ist solches nicht mehr zulässig. Was aber nicht heissen will, dass die kantonale Verwaltung auch die Spesenreiterei völlig im Griff hat. Ich selber habe immer mal wieder mit einzelnen Untergebenen kleinere Auseinandersetzungen über Spesen

gehabt. Schwierig wird es auch, wenn Spesen im Rahmen von Nebenbeschäftigungen der Amtskasse belastet werden sollen. Ebenso wenig sollten Spesen von Externen einfach unbesehen vom Amt übernommen werden. Es muss ein Zusammenhang mit einem konkreten Auftrag oder einer formellen Einladung des Amtes bestehen.

Quo vadis?

Solche Probleme kennen meine Berner Kollegen natürlich auch. Offenbar ist bei ihnen aktuell die Benutzung von Amtskreditkarten ein Thema. Es kommen aber auch wichtigere Dinge zur Sprache wie beispielsweise der von Zürich und Bern gemeinsam geplante Modellversuch zum Thema Untersuchungshaft. Es wird auch ausserhalb von Zürich wahrgenommen, dass Jacqueline Fehr sich in diesem Thema sehr stark engagiert. Ich finde dies durchaus erfreulich, der inhaltliche Lead sollte nach meiner Auffassung aber beim Fachpersonal und nicht bei der Politik liegen. Es geht um langfristige und nachhaltige Verbesserungen und nicht um schnelle politische Erfolge.

Ebenfalls wird in Bern mit grossem Interesse verfolgt, dass die Zürcher Justizdirektorin als Präsidentin des Osterschweizer Strafvollzugskonkordates zusammen mit ihrer Nidwaldner Kollegin Karin Kayser, der Präsidentin des Nordwest- und Inner-schweizer Strafvollzugskonkordates, langfristig die Zusammenlegung beider Konkordate prüft. Ein grosses Deutschschweizer Konkordat ist sicher eine gute Idee, die Strukturen werden dadurch aber nicht automatisch einfacher und übersichtlicher. Grundsätzlich könnte dieses Grosskonkordat nämlich nur mit Einstimmigkeit (von 19 Mitgliedskantonen!) entscheiden. Der Vorteil gegenüber der Kantonalen Konferenz der Polizei- und Justizdirektor:innen wäre nur noch - wenn man dies nicht als Nachteil ansehen will - dass die lateinischen Kantone nicht dabei wären. Der Röstigraben ist im Justizvollzug besonders tief und würde dadurch noch breiter und tiefer werden.

Wir geniessen im Ristorante Verdi eine hervorragende Kalbshaxe mit Risotto. Seit ich wieder Xarelto nehme, trinke ich - also für den Rest meines Lebens? - nur noch ausnahmsweise Alkohol. Heute ist eine solche Ausnahme und es lohnt sich, der Wein, natürlich ein Italiener, ist hervorragend.

Nochmals: die Leitdisziplin

Dann kommen wir auf die gegenläufige Entwicklung des Zürcher und Berner Justizvollzuges zu sprechen. Bern hat nun mehr oder weniger die Organisationsform des JuV übernommen, inklusive Führungsverständnis. Das JuWe ist bereits auf einem anderen Weg: mehr Leadership durch die Amtsleitung und die Hauptabteilung Forschung und Entwicklung (F&E), das Richtige erkennen und konsequent durchsetzen, voll auf Innovation setzen und den Lead hierfür F&E in enger Zusammenarbeit mit der Direktionsvorsteherin überlassen.

In Bern wird diskutiert, ob man wie in Zürich eine Forschungs(haupt)abteilung brauche. Romilda Stämpfli findet eher nein. Ich unterstütze sie in dieser Ansicht. Zürich ist ein Spezialfall, die Forschungsabteilung hat sich nicht auf dem Papier entwickelt. Dass es sie gibt, hat einzig mit Frank Urbaniok zu tun. Ohne seine Initiative gäbe es keine forensische Forschung im JuWe, sondern sie wäre in der Psychiatrischen Universitätsklinik verortet. Frank erkannte richtig, dass forensische Forschung effizient, zielgerichtet und praxisnah im JuV aufgebaut werden konnte. Schon Andi Werren als erster Amtschef JuV unterstützte ihn, richtig die Post ab ging unter Béatrice Breitenmoser, die Franks Pläne bedingungslos förderte. Über Praktikumsstellen holte Frank sehr fähige Leute nach Zürich, dann wurden unter dem Titel RBG (Rückfallorientierte Geschäftsberichtserstattung) über Rücklagen mehrere Praktikantenstellen finanziert, die irgendwann in ordentliche Stellen umgewandelt worden sind. Zusätzliche Stellen wurden für Risikoassessments und für die Evaluation der häuslichen Gewalt geschaffen. 2005 gab es im PPD für die forensische Forschung vielleicht sechs Stellen, jetzt sind es wohl vier Mal so viele. Für solche Vermehrungswunder greife ich gerne auf die Bergpredigt zurück. Anfangs gab es nur Fisch und Brot für wenige, dann teilten es alle unter Jesu Aufsicht unter sich auf, und siehe, plötzlich hatte es genug für alle. So funktionierten manchmal auch die kantonale Verwaltung und unter Frank der Psychiatrisch-Psychologische Dienst sowie neuerdings die Hauptabteilung Forschung und Evaluation. Daran ist im Übrigen nichts Illegales, in der kantonalen Verwaltung gibt es eben solche Spielräume. Es wäre ungeschickt, wenn man sie nicht ausnützen würde.

FOTRES

Unklar ist, wie es mit Franks Erfindung FOTRES (Forensisches operationalisiertes Therapie-Risiko-Evaluationssystem)⁴⁶⁴ weitergeht. Bekanntlich hat Frank dieses Instrument schon vor vielen Jahren ausserhalb seiner Arbeitszeit entwickelt, weshalb die Urheberschaft auch bei ihm liegt. Während seiner schweren Krankheit prüften wir zusammen mit ihm, ob er FOTRES dem JuV verkaufen könnte. Dies wäre ein ziemlich heikles Geschäft gewesen, weil es für den Kaufpreis keine Referenzwerte gibt. Sicherlich hätte es nur unter Beizug der Finanzkontrolle abgewickelt werden können. Nachdem es Frank zum Glück wieder gut geht, ist dieses Geschäft nicht mehr weiterverfolgt worden. Er konnte sich von seinem Kind nicht trennen, obwohl ohne richtige Behandlung und Pflege die Schwindsucht drohte. Zwischenzeitlich geht es FOTRES gemäss Frank wieder richtig gut.

Nach wie vor nicht geklärt ist – mein Stand Januar 2020 - die Frage, wer für die Weiterentwicklung von FOTRES zuständig ist. Formal ist dies natürlich Franks Firma, die Profecta AG. Diese hat aber keine Fachleute, die FOTRES pflegen könnten. Faktisch sind neben Frank m.W. eigentlich nur einige wenige Spezialist:innen der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung dazu in der Lage. Solange ich das Sagen hatte, bestand ich immer darauf, dass JuV-Leute nicht während ihrer JuV-Arbeitszeit FOTRES weiterentwickelten.

Berner und Zürcher Pläne

Wie es wohl auf dem Thorberg weitergehen wird? Kürzlich habe ich ein aus meiner Sicht ziemlich wildes Gerücht gehört. Der Thorberg solle geschlossen und die entsprechenden Plätze im Rahmen des Projektes JVA Pöschwies Plus kompensiert werden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die stolzen Berner:innen auf eine eigene, grosse geschlossene JVA verzichten wollen bzw. können. Klar ist aber auch, dass eine Totalsanierung des Thorbergs am jetzigen Standort sehr schwierig wird.

Eine ähnliche Problematik besteht bezüglich der geschlossenen Frauenanstalt Hindelbank. Auch hier ist eine Totalsanierung sehr kompliziert, und ein Neubau an

⁴⁶⁴ Vgl. www.fotres.ch, Link dazu auf meiner Website aufgeführt.

einem anderen Ort würde Sinn machen. Die Idee von Witzwil als möglichem Standort musste wegen des Landschaftsschutzes rasch wieder aufgegeben werden. Da lobe ich mir die Situation des Kantons Zürich und der OSK, deren größtes Problem in einem Überangebot an offenen Anstaltsplätzen besteht.

Sehr bewährt hat sich die Zusammenarbeit der beiden Abteilungen für forensische Abklärungen (AFA) des Zürcher und Berner Justizvollzuges. Diese Abklärungsabteilungen stellen im Rahmen des Risikoorientierten Sanktionenvollzugs ROS quasi die Weichen, indem sie nach gründlicher Abklärung für die einzelnen Vollzugsfälle die Labels A (kein besonderer Handlungsbedarf), B (ev. Handlungsbedarf) und C (Handlungsbedarf, Risikofall) zuteilen⁴⁶⁵. Nach mehreren Personalabgängen in der AFA Bern hat Daniel Treuthardt, Leiter der ZH JuV AFA, und seit Oktober 2019 neuer Hauptabteilungsleiter der BVD, auch die Leitung der Berner AFA übernommen. Nun wird offenbar eine noch engere Zusammenarbeit geprüft.

Mir war es immer ein zentrales Anliegen, ein allzu grosses Klumpenrisiko für Zürich zu vermeiden. Ein solches entsteht insbesondere, wenn unsere AFA auch für das ganze Nordwest- und Innerschweizer Strafvollzugskonkordat zuständig wäre. Dann gäbe es in der ganzen Deutschschweiz keinen einzigen potentiell gefährlichen Fall mehr, welcher nicht über unsere AFA laufen würde. Damit wäre JuWe automatisch in jeden heiklen Rückfall verwickelt.

Zu viele Hunde sind des Hasen Tod.

⁴⁶⁵ Vgl. hierzu auch meine Ausführungen in den Informationen zum Straf- und Massnahmenvollzug, Info Bulletin des Bundesamtes für Justiz, 39. Jahrgang, Bern 2014; sodann Risikoorientierter Sanktionenvollzug (ROS), in: Kriminalistik, Unabhängige Zeitschrift für kriminalistische Wissenschaft und Praxis, München, Ausgabe von September 2015 (Co-Autor: Daniel Treuthardt)

24. Januar 2020: im Fribourger Fonduestübli mit dem Rechtsdienst der Amtsleitung

Chefsekretärinnen; formelle und informelle Macht.

Ein Lobgesang auf die beste Zeit mit dem besten Justizdirektor aller Zeiten.

Gaby Heil und Susanne von Euw.

"Meine" Jurist:innen im Generalsekretariat und im Rechtsdienst JuV sowie viele andere gute Leute.

Figugägl: Fondue isch guet und git ä gueti Luunä

Ich treffe am nächsten Tag pünktlich um 18.00 Uhr in der Fonduestube an der Rotwandstrasse zum Neujahresanlass des Rechtsdienstes JuV ein (heisst neu: Fachbereich Recht). Die meisten sind schon da, Susanne von Euw, Martin Vegas, Lara Lasic, Swen Schopfer, Géraldine Pierrehumbert, Laurence Schnyder, Florian Funk, Esther Pfyl. Jessica Maise ist leider krank.

Ich sitze neben Susanne von Euw. Frank Urbaniok hat sie Anfang der Zweitausenderjahre als seine Sekretärin in den Psychiatrisch-Psychologischen Dienst nach Zürich geholt. Sie ist nach dem Wechsel meiner langjährigen Assistentin Gaby als Chefsekretärin zu mir gekommen.

Die Chefsekretär:in ist in der formellen Hierarchie nicht besonders hoch eingestuft, informell hat sie/er aber einen ganz erheblichen Einfluss. Es gab immer wieder Amtschef:innen und auch Regierungsrät:innen, bei welchen der/die Chefsekretär:in faktisch die Nummer 2 im Betrieb war. Wie bei kaum jemand anderem ist ihre/seine "Macht" untrennbar mit ihrem/ihrer Chef:in verbunden bzw. von ihm/ihr geliehen. Gibt es einen Chef:in-Wechsel, so muss er/sie nicht selten ins zweite oder dritte Glied zurücktreten.

Ich hatte immer das Glück, mit vorzüglichen Chefsekretärinnen zusammenarbeiten zu dürfen. Das war schon als erster Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Zürich so, dann viele Jahre lang mit Annalis Staudenmann, der "Vorzimmerdame" der Justizdirektor:innen Hedi Lang, Moritz Leuenberger, Markus Notter, Martin Graf und für kurze Zeit auch noch von Jacqueline Fehr. Sie war gleichzeitig auch immer die Sekretärin des Generalsekretärs.

Im Idealfall bilden Direktionsvorsteher:in, Vorzimmerdame(herr) und der/die Generalsekretär:in ein eingeschworenes Team, das sich gegenseitig in die Hand arbeitet. Genauso erlebte ich die 9 wunderbaren Jahre mit Markus Notter und Annelis Staudenmann.

O Captain, my Captain II

Die Zeit mit Markus Notter darf ich rückblickend und ganz subjektiv als - langen - Höhepunkt meiner Karriere bezeichnen, schon fast eine Art von Priapismus.

In einer Würdigung von Markus Notter habe ich im Jahre 2011 zu seinem Abschied geschrieben:

"Lieber Markus Notter

Wir kennen uns seit einem Viertel Jahrhundert, unser halbes Leben lang, privat kaum, aber beruflich umso besser. Begonnen hat die Bekanntschaft deshalb natürlich beruflich. 1986 sass ich nervös in einer mündlichen Doktorprüfung bei Professor Daniel Thüer im Fach Völkerrecht, Du warst Beisitzer und Protokollführer. Du hast schon damals Wohlwollen ausgestrahlt, hast mich mit aufmunternder Miene bei meiner Suche nach völkerrechtlichen Aspekten von Atomkraftwerken unterstützt. Wir hatten dann vorderhand nichts mehr miteinander zu tun bis 1990. Zwischenzeitlich las ich zwar immer wieder mal in der Zeitung von Deinen kantonsrätlichen Aktivitäten.

Und dann eben 1990 trafen wir uns am Bezirksgericht Zürich wieder. Rein formal war ich damals als erster Gerichtsschreiber ein einziges Mal für kurze Zeit Dein Vorgesetzter. Du warst Auditor der 1. Abteilung des Kollegialgerichts, dem Gesamtgerichtspräsidenten zugeteilt, und schon damals hattest Du einen Sonderstatus, auch äusserlich: elegant mit Krawatte und Anzug nicht nur für die Gerichtsverhandlungen gekleidet, so wie es sonst alle anderen Auditoren machen, sondern immer. Der Übername „Lord von Dietikon“ hat Dich wohl nie geärgert, und mit Churchill verbindet Dich nicht nur sein Credo „No sports“. Noch in Deinem Praktikumsjahr am Gericht wurdest Du Politprofi, vollamtlicher Stadtpräsident von Dietikon, und unsere Wege liefen wieder auseinander. Sie kreuzten sich erst wieder öfters, als ich 1994 Generalsekretär von Justizdirektor Moritz Leuenberger wurde. Als dieser im Herbst 1995 zum Bundesrat gewählt wurde, sah es noch nicht danach aus, als ob Du mein neuer Chef würdest. Erst im zweiten Wahlgang für die Ersatzwahl angetreten, wurdest Du ohne Gegenkandidat gewählt, ein wohl einmaliger Vorgang in der jüngeren Zürcher Geschichte.

Ab Frühjahr 1996 trafen wir uns dann fast täglich über 9 Jahre. Und etwas Besseres als diese Zeit kann ich mir nicht vorstellen, höchstens anders oder gleich gut. Was dieses Besondere ausmachte? Sehr vieles, eine Aufzählung möchte ich Dir eigentlich ersparen, kann ich aber nicht, obwohl ich weiss, dass Du das gar nicht liebst: Es ist die einzigartige Mischung aus Intelligenz, Ethos, rascher Auffassungsgabe, Vision, taktischem und strategischem Denken, Gelassenheit, Humor und Selbstironie. Absolut singulär ist und bleibt, dass Du für die schwierigsten Themen Deiner Direktion auch

immer der beste Fachmann warst und bist. Und Du hast immer das Gespür dafür, wann eine Sache reif ist, auch wenn es Jahre dauert. Da sind Dir Dinge gelungen, auf welche niemand gewettet hätte, wie die Regionalisierung der Strafverfolgungsbehörden oder die Neugestaltung des Finanzausgleichs. Warum ich überhaupt die Traumstelle als Generalsekretär zugunsten einer Stelle als Oberstaatsanwalt verlassen habe? Gerne erzähle ich hierzu folgende nicht ganz wahre Geschichte: Im Rahmen eines der zehn gesamtkantonalen Sparprogramme, die Du mit verantwortet hast, besprachen wir nacheinander in grösserer Runde Einsparmöglichkeiten bei den Staatsanwaltschaften und dann beim Opernhaus. Ich versuchte so nach dem Motto „Beschränkung auf staatliche Kernaufgaben“ zu argumentieren, worauf Du erwidert hast: Lieber Thomas, was ist schon eine zusätzliche Staatsanwaltschaftsstelle im Vergleich zu einer Opernpremiere? Ich musste passen und wurde Oberstaatsanwalt.

Ich war noch keine drei Jahre Oberstaatsanwalt als klar wurde, dass das von Dir gegründete Amt für Justizvollzug kurzfristig einen neuen Chef braucht. Du hast mich zu einem Gespräch eingeladen. Eingangs bestätigten wir uns gegenseitig, dass es nur um ein rein theoretisches Abtasten einer Möglichkeit in meiner Person gehe. Nach einer knappen Stunde war alles gesagt und klar, und wir vereinbarten per Handschlag, dass ich diese Stelle übernehme. So war und ist unsere Zusammenarbeit immer gewesen: es braucht nie viele Wort, oftmals genügt schon ein Stichwort oder eine Andeutung und man weiss, was der andere meint und versteht sich.

Was Du all Deinen Mitarbeitenden und insbesondere mir geschenkt hast: Vertrauen. Das Gefühl, dass man nicht allein im Regen stehen gelassen wird, wenn es schwierig wird; keine taktischen Mätzchen, die nur dem Politiker helfen, sondern Standfestigkeit und Zuversicht, aber auch klare Worte und Vorgaben, wenn etwas nicht stimmt. Das ist für den Justizvollzug sehr wichtig. Und wir machen personell den grössten Teil Deiner Direktion aus. Wir sind auch der grösste Risikofaktor für einen Politiker. Das hast Du den Justizvollzug nie spüren lassen. Und Du hast ihn entscheidend reformiert, verbessert und schweizweit gut positioniert, als Justizdirektor, als Präsident der Ostschweizerischen Strafvollzugskommission und als Präsident der Konferenz der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren.

Ich weiss nicht, ob und wann sich unsere Lebenswege wieder kreuzen werden. Ich war 14 Jahre lang Dein Untergebener, Dein „Diener“, drum sag ich zum Abschied leise Servus.“⁴⁶⁶

Ich denke, dass auch Annelis Staudenmann diese Zeit zu den besten ihres langen Berufslebens zählt.

⁴⁶⁶ Mit 15 Jahren als Regierungsrat hat Markus Notter seinen ursprünglichen Plan, den Amtszeitrekord von Regierungsrat Johannes Stössel anzugreifen, nicht verwirklicht. Regierungsrat Stössel gehörte von 1875 bis 1917 dem Zürcher Regierungsrat an, also 42 Jahre lang, war sieben Mal Regierungspräsident, drei Mal Direktor der Justiz und Polizei und einmal Direktor des Innern und des Gefängniswesens.

Not(t)izen

Während meiner Zeit als Generalsekretär von Markus Notter gab ich das monatliche Informationsblatt der JI mit dem originellen Namen NOT(T)IZEN heraus. Es wurde sehr niederschwellig produziert, gleichwohl führte es zu einer kantonsrätlichen Anfrage⁴⁶⁷.

Nottersche Grossprojekte

Markus Notter ist vor allem auch ein begnadeter Staats- und Verfassungsrechtler. Schon als Kantonsrat war es sein Herzensanliegen, die kantonale Verfassung von 1869 einer Totalrevision zu unterziehen. Dieses Vorhaben blieb ein Schwerpunkt seiner Regierungszeit. Am 13. Juni 1999 stimmten die Stimmberechtigten des Kantons Zürich dem Verfassungsgesetz über die Totalrevision der Kantonsverfassung vom 18. April 1869 zu. Gemäss Verfassungsgesetz wurde ein Verfassungsrat mit 100 Mitgliedern eingesetzt, welche am 18. Juni 2000 gewählt wurden. Der Verfassungsrat konstituierte sich am 13. September 2000. Das Stimmvolk nahm am 27. Februar 2005 mit Zweidrittels-Mehrheit die neue Kantonsverfassung an.

Ein SP-Mann, dessen politische Karriere mit dem Verfassungsrat begann, war Martin Naef. Er wurde Präsident der Verfassungsratsfraktion der SP und 2003 für diese in den Kantonsrat gewählt. So hatte er immer viel mit Markus Notter zu tun. Nach seinem Jus-Studium war Naef ca. fünf Jahre lang bei der Jugendanwaltschaft tätig, später bei der KESB. Höhepunkt seiner politischen Laufbahn waren bis 2019 seine acht Jahre im Nationalrat.

Markus Notter war Mitherausgeber der mehrbändigen Schriftenreihe „Materialien zur Zürcher Verfassungsreform“. Ich selber war nur am Rande mit diesem grossen Projekt befasst.

Noch vor der Verfassungsreform war ein zweites sehr wichtiges Geschäft im ersten Anlauf grandios gescheitert. Mit deutlicher Mehrheit wurden drei Vorlagen zur Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Kanton Zürich in der Volksabstimmung von Ende November 2003 abgelehnt. Markus Notter hatte im Vorfeld viel

⁴⁶⁷ Anfrage KR-Nr. 246/1996 (Verschiedene Informationserzeugnisse im Justizbereich), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Goodwill bei den anerkannten Landeskirchen geschaffen. Die SVP schürte aber noch mehr Misstrauen mit dem Slogan „Steuergelder für Koranschulen“. In einem neuen Anlauf und mit neuen gesetzlichen Bestimmungen erreichte Markus Notter schliesslich, dass neben den bisherigen drei Kirchen (Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich, Römisch-katholische Kirche im Kanton Zürich, Christ-katholische Kirchgemeinde Zürich) 2007 die Israelitische Cultusgemeinde Zürich sowie 2008 die Jüdische Liberale Gemeinde Zürich vom Kanton Zürich staatlich anerkannt wurden.

Markus Notters Verdienste um die Modernisierung des Zürcherischen Rechts und um die Rechtskultur im Kanton Zürich blieben auch der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich nicht verborgen. Sie verlieh ihm am Dies academicus vom 28. April 2012 die Doktorwürde honoris causa⁴⁶⁸.

In der Regierungszeit von Martin Graf kühlten sich die persönlichen Beziehungen zwischen den Kirchenoberen und dem Kirchendirektor deutlich ab, verbesserten sich mit Jacqueline Fehr glücklicherweise aber wieder rasch. Ich selber befasste mich nur wenig mit dem Kirchendossier, es entwickelte sich aber insbesondere zum evangelisch-reformierten Kirchenratsschreiber Hans Stamm und seinem Nachfolger Alfred Frühauf eine vertrauensvolle und freundschaftliche Beziehung. Im Generalsekretariat waren zuerst Giorgio Prestele, der später Generalsekretär der Zentralkommission der römisch-katholischen Kirche des Kantons Zürich wurde, und dann Andreas Müller, heute stellvertretender Generalsekretär der Direktion der Justiz und des Innern, für dieses Geschäftsfeld federführend.

Vorzimmerdrachen des JuV

Meine Chefsekretärin im JuV Gaby Heil übernahm ich von meinem Vorgänger Andi Werren. Er hat ihre Fähigkeiten erkannt und sie aus dem Rechnungswesen des JuV zu sich geholt. Gaby hat sich von der Pike auf hochgearbeitet. Wie mein Sohn Markus hat sie ursprünglich eine Lehre als Coiffeuse absolviert, sich stets weitergebildet und

⁴⁶⁸ Dies academicus Zürich 2012: Ehrenpromotion der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich vom 28.4.2012 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

schliesslich einen berufsbegleitenden Fachhochschulabschluss als Betriebsökonomin gemacht. Daneben hat sie drei Söhne gross gezogen. Chapeau!

Gabys Nachfolgerin Susanne von Euw ist ebenfalls eine wahre Perle. Sie ist immer loyal, effizient, belastbar, freundlich, bestimmt, verbindlich, und sie behält auch unter Druck den Überblick. Kurzum, sie ist die ideale Chefsekretärin. Dazu gehört auch, den Chef nötigenfalls abzuschirmen. Sie macht das perfekt, ohne jemanden zu verletzen. Sie hat mir immer ein Wohlseingefühl gegeben und mich in einer diskreten und aufmerksamen Art und Weise umsorgt, die einfach guttut und einem besonders in schwierigen Zeiten Halt gibt. Dank ihr habe ich die wirklich schwierigen letzten Monate und Wochen gut überstanden. Sie hat vieles gemeinsam mit Gaby, jede ist aber auf ihre Art unvergleichlich. Gaby war noch direkter als Susanne, konnte durchaus mal auch in einen Fettnapf treten oder das Geschirr im Porzellanladen zerschmeissen. Sie räumte aber immer selber auf. Ihr Organisationstalent ist unübertroffen. Den Umbau unseres neuen Amtssitzes an der Hohlstrasse 552, immerhin ein 6-Millionen-Projekt, das Zügeln der 200 Arbeitsplätze von der Feldstrasse 42 an die Hohlstrasse 552, die Auf- und Zuteilung der Arbeitsräume, die Neueinrichtung und alle Schnittstellen zu IT und Telematik (heute sagt man dafür ICT), die Organisation des Empfangs und etlicher interner, das ganze Haus betreffender Abläufe (Sicherheitsdispositiv, Alarmierung, Zusammenarbeit mit Securitas und Delta etc.) hat sie JuV-seitig fast im Alleingang bewältigt. Klar, dass eine solche Frau sich auch noch beruflich verändern möchte. Wir beide haben aber zur Kenntnis nehmen müssen, dass dies für eine Chefsekretärin innerhalb des gleichen Betriebs nicht funktioniert. Sie wurde weiterhin als meine rechte Hand wahrgenommen und nicht als Bewerberin für eine neue Funktion.

Ich bin immer, wirklich immer gerne zur Arbeit gegangen, auch montags oder nach den Ferien und das eigentlich bis fast zum Schluss. Ich habe mich stets auf mein Büro und meine Leute gefreut. Dies hat natürlich massgeblich mit Gaby Heil und Susanne von Euw zu tun. Wenn ich sie erblickte, wusste ich sofort: Der Tag wird gut! Und das stimmte auch meistens. Vermutlich ist mein Chefsekretärinnen-Bild aber längst überholt oder auch politisch nicht mehr ganz korrekt.

Meine Devise war immer: mit guten Leuten zusammenarbeiten zu dürfen, macht die halbe Miete aus. Danke Gaby und Susanne!

Rochaden

Ich erfahre, dass Amtsleitung und Stab (den es so nicht mehr gibt) nun endlich vom 7. in den 5. Stock gezügelt sind. Neu bewohnt die Forschungsabteilung F&E die ehemalige Chefetage im 7. Stock. Nachdem man noch vor kurzem den ganzen 7. Stock zu einem Open Space Büro machen wollte, wurden nun offenbar alle Glasfassaden der Büros zum Schutz vor störenden Blicken mit Sichtfolien verklebt. So schnell kann der Wind drehen.

Der Amtsleiter hat im 5. Stock den Raum bezogen, welcher vorher für sechs Personen Platz bot. Dadurch ist es für die anderen etwas eng geworden. Neu sind die beiden Direktoren VEZ und UGZ mit ihren Stabsmitarbeitenden auf demselben Stock.

Es freut mich sehr zu hören, dass Swen Schopfer die Nachfolge von Ruedi Hablützel als Stabsjurist der VEZ antritt. Da hat der VEZ-Direktor Theo Eugster einen wirklich guten Fang gemacht. Ich bin überzeugt, dass Sven eine vielversprechende Karriere vor sich hat. Jetzt braucht nur noch der UGZ-Direktor eine:n fähige:n Stabsjurist:in. Ich hoffe, dass er weiss, wie wichtig das für die UGZ schon immer war und bleiben wird. Ein Ruedi Hablützel ist nicht einfach zu ersetzen. Er ist schon weit über zwanzig Jahre bei uns und wird sich Ende Februar 2020 pensionieren lassen. Ursprünglich hat Barbara Ludwig ihren ehemaligen Schulschatz nach Zürich ins Flughafengefängnis geholt. Ruedi war in all den Jahren das juristische Gewissen der Gefängnisse des Kantons Zürich, stets sattelfest und zuverlässig, ein guter und treuer Kamerad.

Ich habe den Eindruck, dass sich die Lage an der Hohlstrasse langsam wieder beruhigt hat. Ich betone gegenüber meinen Tischnachbar:innen jedenfalls mehrfach, dass es jetzt wichtig sei, vorwärts zu schauen und alte Befindlichkeiten hinter sich zu lassen.

Der Rechtsdienst dürfte insgesamt wieder an Bedeutung gewinnen, denn mein Nachfolger wird bald erkennen, wie dringend er auf ihn und insbesondere auf Florian Funk angewiesen ist.

Immer weiter voran

Das wichtige Projekt „Mehrphasige Untersuchungshaft“ und der Modellversuch Untersuchungshaft sind etwas ins Stocken geraten. Hier braucht es viel Juristenpower

und -beziehungen; Forensikerinnen und Sozialarbeiter allein können nicht weiterhelfen. Der Hosenlupf mit den Strafverfolgungsbehörden kann nur mit einer klaren (juristischen) Strategie angegangen werden. Gemäss Jahresbericht Justizvollzug und Wiedereingliederung 2020 hat sich hier zwischenzeitlich erfreulicherweise einiges getan⁴⁶⁹.

Die neue Kriseninterventionsabteilung im Gefängnis Limmattal (KIA) nimmt offenbar ähnlich wie die geschlossene Klinik Rheinau und alle anderen psychiatrischen Kliniken im Lande kaum wirklich schwierige und gewaltbereite Gefangene auf. Genau diese Klientel belastet unsere Gefängnisse aber am stärksten, und hier wäre Unterstützung am Nötigsten. Andererseits verstehe ich die diesbezügliche Zurückhaltung der KIA. Damit ist aber das eigentliche Problem nur teilweise gelöst. Gemäss Jahresbericht JuWe 2020 ist die KIA insgesamt auf gutem Weg⁴⁷⁰.

"Meine" Jurist:innen I: Generalsekretariat

Der Rechtsdienst der Amtsleitung und die juristischen Abteilungen des Generalsekretariats lagen mir immer besonders am Herzen. Wir hatten stets vorzügliche Jurist:innen, und diese ergänzten sich gegenseitig sehr gut in ihren verschiedenen Fähigkeiten und Kompetenzen.

Da gab es im Generalsekretariat der Direktion den stets sorgfältigen und ruhigen Hans-Jürg Podzorski, der eine Zeit lang als stellvertretender Leiter des Amts für Straf- und Massnahmenvollzug (ASMV) gewirkt hatte und nach vielen Jahren erst kürzlich pensioniert worden ist. Oder Peter Meyer, der nach einer Zwischenphase beim Datenschutzbeauftragten wieder ins Generalsekretariat zurückkehrte und dort viele komplexe (Gesetzes-)Projekte bearbeitete. Er hat mir eines der schönsten Geschenke gemacht, welches ich je bekommen habe, nämlich einen handwerklich wunderbar

⁴⁶⁹ Vgl. Jahresbericht JuWe 2020, 04: Offene Zellentüren in der Untersuchungshaft (S. 10 ff.). In prison-info 1/2022 (S. 50) ist sodann zu lesen, dass ein fünfjähriger Modellversuch «Ressourcenorientierte Betreuung und Sozialarbeit in der Untersuchungshaft» lanciert worden ist. Man starte im Sommer 2022 in elf Gefängnissen in den Kantonen Zürich und Bern. Beide Links dazu sind auf meiner Website aufgeführt.

⁴⁷⁰ Vgl. Jahresbericht JuWe 2020, 09: Kriseninterventionsabteilung (S. 22 ff.); siehe auch: Inhaftierte in akuten psychischen Krisen betreuen, in prison-info 2/2019, S. 18 f.; beide Beiträge sind auf meiner Website in der Linkliste Linliste aufgeführt.

gearbeiteten Pfeil nach Oglala-Sioux-Art, welchen er mir von einer Amerikareise aus dem Pine Ridge Reservat (US-Bundesstaat South Dakota) mitgebracht hatte. Peter weiss, dass ich ein grosser Sioux-Fan bin.

Eine massgebliche Stütze des Generalsekretariats war während vieler Jahre Christiane Lentjes Meili, vormalige Bezirksanwältin bei der Abteilung für Wirtschaftskriminalität, dann stellvertretende Generalsekretärin JI und spätere Chefin der kantonalen Kriminalpolizei. Ihre Arbeitskraft und Einsatzfreude sind kaum zu übertreffen. Bei ihr lag zusammen mit Andreas Brunner die Federführung für die grosse Reorganisation der Strafverfolgungsbehörden von 2005. Ich habe Christiane Mitte der Neunzigerjahre kennengelernt, als sie noch eine blutjunge Juristin war. Hans Baumgartner⁴⁷¹, damals Bezirksanwalt auf der Abteilung für Wirtschaftskriminalität, hatte sie zum Stammtisch der SP-Richter:innen und -Bezirksanwältin:innen ins Restaurant Cooperativo beim Werdplatz mitgebracht. Sie fiel allen sofort durch ihre Intelligenz, Jugendlichkeit und Schönheit auf. Hans Baumgartner hatte sie unter seine Fittiche genommen. Er selber war ein bunter Vogel, oft in den Medien und dadurch manchem älteren Kollegen ein Dorn im Auge. Der I. Staatsanwalt Marcel Bertschi hat einmal von einem Journalisten – möglicherweise im Rahmen eines Tages-Anzeiger-Magazin-Portraits über Hans Baumgartner - auf diesen angesprochen, gemeint, er als Kommandant äussere sich nicht zu einem seiner Rekruten.

U.a. auf meine Vermittlung wechselte Hans Baumgartner 1992 als Ersatzrichter zum Bezirksgericht Zürich. Schon kurz nach seinem Amtsantritt als Richter posierte er in einem Interview des Tages-Anzeigers mit grossem Foto, was der Gerichtsleitung nicht besonders gefiel. Es war zumindest damals noch üblich, dass sich Richter:innen mit proaktiver Medienarbeit zurückhalten. Später wurde er selbständiger Anwalt und hat Mandanten vertreten, die er früher als Mafiajäger verfolgt hätte.

Christiane Lentjes ist seit Jahrzehnten mit Andreas Meili verheiratet. Sie hat ihn schon in der Kantonsschule Oerlikon kennengelernt. Er studierte dann ebenfalls Jurisprudenz, arbeitete in der renommierten Anwaltskanzlei Nobel&Hug (wie früher

⁴⁷¹ Vgl. auch https://de.wikipedia.org/wiki/Melchior_Werdenberg

mein Freund Bernhard Wittweiler und immer noch mein ehemaliger Nachbar Benno Bernet), war in der Unternehmensleitung der Tamedia AG und gründete schliesslich seine eigene Anwaltskanzlei. Er ist einer der renommiertesten Spezialisten auf dem Gebiet des Medienrechts.

Ich durfte mit vielen brillanten Jurist:innen zusammenarbeiten wie Andreas Werren, Ruth Bantli (spätere Bezirksrichterin und seit kurzem Obergerichtspräsidentin), Esther Pfyl (die wir 2019 vom Generalsekretariat ins JuV holen konnten), Eva Vontobel-Lareida, Hedy Betschart, Pia von Wartburg, Vittorio Jenni (der Abteilungsleiter im Gemeindeamt geworden ist), Graziella Gallo, mit dem genialen Juristen Christian Schuhmacher (einer der Väter des doppelten Pukelsheims), dem tiefgründigen Andreas Müller (der stets zwischen seinem Wohnort Kleinbasel und dem Kaspar Escher-Haus hin- und her pendelt und zusammen mit Susanna Stähelin stellvertretender Generalsekretär geworden ist), und natürlich mit Susanna Stähelin sowie früher mit Ernst Weilenmann u.v.a.m..

Bei meinem Abschied als Generalsekretär, welcher im Restaurant/Hotel Tiefenau stattfand, sagt ich, dass eine meiner grössten Fähigkeiten sei, die richtigen Leute um mich zu scharen und diesen Leuten den nötigen Handlungs- und Entwicklungsspielraum zu geben. Diese Aussage war wohl lange Zeit zutreffend, für meine letzte Arbeitsphase kann sie zumindest bezüglich des ersten Halbsatzes mit Fug und Recht angezweifelt werden. Zu einer anderen Aussage stehe ich aber nach wie vor zu hundert Prozent: ich wollte immer die besten Leute haben. Davor, dass sie besser sein könnten als ich selber, habe ich mich nie gefürchtet. Wenn es so sein sollte, na schön, gut, sehr gut, bestens!

Und viele andere guten Leute

Es stimmt zwar, dass es in der kantonalen Verwaltung früher viele Leute gab, die in der Privatwirtschaft kaum mehr einen Platz gefunden hätten. Meistens waren es gleichwohl wertvolle Mitarbeitende. Für mich war immer die entscheidende Frage, wie stark sich jemand für seine Arbeit engagiert. Gerade sog. schwächere Mitarbeitende haben oft besonders grossen Einsatz und Fleiss an den Tag gelegt. Die meisten arbeiteten zuverlässig, treu und loyal. Einzelne Personen waren auch immer wieder

besonders fähig und damals für Geschäftsfelder zuständig, welche heute von ganzen Abteilungen bewirtschaftet werden. Am deutlichsten wird das im HR-Bereich ersichtlich. Die lustige und warmherzige Marianne Bach war für grosse Teile der Personaladministration der gesamten Direktion zuständig.

Ernst Glanzmann war Chef des Rechnungswesens der Justizdirektion. Zwei besonders lebenswürdige und tüchtige Mitarbeiterinnen waren für das Chipkartenwesen der JI und andere zentrale Infrastrukturaufgaben zuständig, Susi Engel und Brigitte Nötzli. Susi Engel kannte ich schon von früher. Sie und ihr Mann wohnten wie ich in der Familienheim-Genossenschaft Zürich und waren SP-Parteimitglieder. Ich habe aber keinerlei Einfluss auf Susis Einstellung genommen. Renato Widmer hat sich selber für sie entschieden und damit einen sehr guten Griff getan. Sicher nicht gegen sie gesprochen hat der Umstand, dass ihr Mann Walter bei der SZU Lokomotivführer war. Renato war ursprünglich ein SBB-Mann.

Eine andere Mitarbeiterin des Rechnungswesens hat einmal vertrauensselig zu mir gemeint, dass ich sie an Papa Moll erinnere. Nachdem sie es gesagt hatte, war es ihr plötzlich etwas peinlich. Vermutlich befürchtete sie, dass sie mich damit beleidigt haben könnte. Keineswegs, es stimmt ja auch ein bisschen. Auch Angelina ist diese Ähnlichkeit schon aufgefallen. Offenbar war ich im JuV auch andernorts unter diesem Namen bekannt.

Im Sekretariat der Amtsleitung und des Rechtsdienstes des JuV waren immer besonders gute Leute wie Käthi Voser, Doris Roos und Martin Veigas tätig. Käthi ist die Mutter des ehemaligen Profifussballer Kai Voser. Sie ist leider viel zu früh gestorben. Kai Voser bin ich in meinem kirchlichen Umfeld begegnet. Er ist mit einer Tochter der Partnerin von Pfarrer Res Peter befreundet. Einmal mehr: kleine Welt.

«Meine» Jurist:innen II: Rechtsdienst und Fachkommission

Im Rechtsdienst der Amtsleitung JuV traf ich 2007 auf ein hervorragend eingespieltes Team mit Florian Funk als Chef, Martino Imperatori als Grandseigneur und Astrid Frehner, als – man darf es heutzutage eigentlich gar nicht mehr so sagen – Mädchen für alles, inkl. der Amtsleitungs-Kommunikation (heute erledigen das mindestens zwei

Leute). Später kamen Renuka Germann, Jessica Maise und Géraldine Pierrehumbert dazu. Astrid Frehner ist Personalchefin des BVD geworden und dann im Rahmen der Irrungen und Wirrungen von 2018/2019 nach 15 Jahren treuer Dienste weitergezogen. Sie möchte nicht mehr im völlig umgekrempelten Umfeld mitwirken und hat sich selbständig gemacht⁴⁷².

Das juristische Sekretariat der Fachkommission zur Beurteilung der Gemeingefährlichkeit von Straftätern ist dem Rechtsdienst angegliedert. Es ist für die Vorbereitung, Beratung und schliesslich Begründung der Stellungnahmen bei potentiell gefährlichen Straftätern zuständig. Seine Jurist:innen arbeiten teilweise ebenfalls für den Rechtsdienst. Bei Vakanzen im Rechtsdienst hat meistens ein:e juristische:r Sekretär:in der Fachkommission zum Rechtsdienst gewechselt, so z.B. Jessica Maise. Andere Fachkommissionsjurist:innen wurden Staatsanwält:innen oder wechselten auf andere verantwortungsvolle Positionen im Justizvollzug. Die juristischen Sekretär:innen der Fachkommission wiederum wurden meist aus dem Kreise der juristischen Praktikant:innen der Bewährungs- und Vollzugsdienste rekrutiert.

Als ich 1994 Generalsekretär der Justizdirektion wurde, hatte ein Job als Verwaltungsjurist:in noch kein besonders hohes Prestige, eigentlich eher im Gegenteil. Dies hat insbesondere für den Straf- und Massnahmenvollzug gegolten, hat sich in den vergangenen Jahren aber stark geändert. Die jungen Jurist:innen haben auf Grund von besseren Informationen gemerkt, dass unsere Stellen sehr interessant und spannend, recht gut bezahlt und schon nach kurzer Zeit mit grösserer Selbständigkeit und mehr Kompetenzen ausgestattet sind als die Tätigkeit eines/einer juristische:n Sekretär:in an einem Gericht.

Der Grandseigneur

Martino Imperatori, den ich bei meinem Amtsantritt als JuV-Chef im Rechtsdienst antraf, kenne ich schon aus Studienzeiten. Wie bereits früher erwähnt war er Assistent beim bekannten Strafrechtsprofessor Peter Noll, später beim Kriminologen Günter Kaiser. Er war selber eine Kapazität im Strafrecht, hat Strafrechtsübungen veranstaltet

⁴⁷² Vgl. <https://astridfrehner.com>, auf der Linkliste meiner Website aufgeführt.

und Lehrbücher mitverfasst. Später war er einer der Autoren des Basler Strafrechtskommentars. Martino ist ein sehr liebenswürdiger Kollege, der nicht nur fachlich, sondern auch menschlich für den Rechtsdienst eine wichtige Rolle spielte. Er begegnete uns stets fröhlich, ein Lied pfeifend, ein nettes Wort da oder ein Scherz dort, mit Empathie und immer viel Geduld, um sich die Sorgen von Kolleg:innen anzuhören. Wieviel an Atmosphäre, Stimmung und Teamgeist mit seiner Pensionierung verloren gegangen ist, merkte ich erst einige Zeit später.

Florian Funk

Florian ist der mit Abstand amtsälteste Rechtsdienst-Mitarbeitende, obwohl man ihm das überhaupt nicht ansieht. Er war schon vor Gründung des JuV im Justizvollzugs-Business tätig. Er ist ein allseits beliebter, geschätzter und fachlich rundum anerkannter Justizvollzugsspezialist, welche:n wohl jede:r im Lande gerne in seinem Betrieb hätte. Er ist sehr zurückhaltend und hat es nie besonders gern gehört, wenn ich ihn damit geneckt habe, dass er der am besten aussehende Mann an der Hohlstrasse (früher an der Feldstrasse) sei. Die Damen werden mir recht geben. Er hat sein Team immer umsichtig und souverän – auch durch Untiefen und Stürme – geführt. Mit ihm zu streiten ist fast nicht möglich. Er bleibt stets ruhig, freundlich und sachlich. Und er hält auch andere Meinungen aus. Florian hat all die Irrungen des JuV / JuWe von allem Anfang an mit- und überlebt. Er hält sich immer klug im Hintergrund und ist für Kontinuität und Stabilität eingetreten. Er wäre für fast jeden Kaderjob im JuV geeignet gewesen. Doch er blieb lieber in seinem Rechtsdienst und diente viele Jahre als Konkordatssekretär dem OSK. Ich und vor allem auch das JuV / JuWe sowie überhaupt der gesamtschweizerische Justizvollzug verdanken ihm sehr viel.

Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Besonders wichtig war Florian Funk und mir immer, dass Mütter bei uns ihre Berufskarriere im gewünschten Umfang fortsetzen konnten. Die Jurist:innen Florence Schnyder und Jessica Maise haben beide zwei kleine Kinder. Jede:r in der gleichen familiären Situation weiss, wie herausfordernd es ist, Familien- und Berufsleben unter einen Hut zu bringen. Diese beiden Frauen schaffen das zum grossen Nutzen des JuV (und hoffentlich auch für sich selber und ihre Familie) bewundernswert und bestens.

Florian hat auch deshalb eine besondere Affinität zum Thema «Vereinbarkeit von Beruf und Familie», weil er selber seit Geburt seiner zwischenzeitlich gross gewordenen Söhne zugunsten der Familie sein Arbeitspensum reduziert hat, so dass er jeweils am Mittwoch frei nehmen konnte. Eine Selbstverständlichkeit? Müsste es wohl sein, ist es aber zumindest nach meiner Berufserfahrung von 37 Jahren immer noch nicht.

Bei meinem Amtsantritt waren zwei wichtige Stützen des JuV bereits da: Finanzchef Jürg Reinhard und Personalchefin Martina Boron.

Jürg Reinhard

Jürg ist Agronomie-Ingenieur (ETH Zürich) und kennt von seiner Studienzeit her Justizdirektor Martin Graf (2011-2015). 2005 wurde er Chef des Rechnungswesen JuV. Er legte mir schon bald die Idee eines zentralisierten Rechnungswesens für das ganze JuV vor. An sich überzeugte er mich damit sofort, ich hielt die Zeit für einen solchen Schritt aber noch für verfrüht. Mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit verfolgte er dieses Ziel weiter und 2015 haben wir es ein Jahr vor seiner Pensionierung doch noch gemeinsam realisiert. Ich räume ein: ich habe zugewartet, bis die personelle Konstellation für die Zentralisierung gegeben war. Mit den beiden langjährigen Direktoren Ueli Graf und Victor Gähwiler liess es sich noch nicht realisieren, der Widerstand wäre zu gross gewesen. Natürlich kann man mir vorwerfen, dass ich eine gute Idee aus Opportunitätsgründen habe liegen lassen, statt mich führungsstark durchzusetzen. Es entspricht aber tatsächlich meiner Überzeugung, dass es in einem Konstrukt wie dem JuV nicht zielführend ist, gegen den Willen der Hauptabteilungsleitungen solche Neuerungen durchzuboxen.

Zwischen Jürg Reinhard und mir bestand ein ausgeprägtes Vertrauensverhältnis. Er hat mir stets die Sicherheit gegeben, dass wir unsere Finanzen im Griff haben. Die erzielten Ergebnisse sprechen für sich.

Martina Boron

Auch mit Martina Boron habe ich immer sehr gerne zusammengearbeitet. Sie ist ein toller Mensch und hat stets grosses Engagement sowie vorbildliches Führungsverhalten an den Tag gelegt. Gerade in Stresssituationen vermittelte sie Ruhe und Sicher-

heit. Sie wechselte 2017 als Personalchefin in die kantonale Verwaltung Thurgau. Sie hat eine grosse Lücke hinterlassen, auch menschlich. Die Leute im JuWe vermissen sie wohl heute noch, insbesondere auch ihre Empathie und ihr Einfühlungsvermögen. Es freut mich, sie immer noch hie und da zu treffen⁴⁷³.

Ich bin als letzter ins Fonduestübli gekommen und gehe als erster wieder. Auch hier merke ich: es war zwar schön, aber ich gehöre nicht mehr dazu.

⁴⁷³ Im Frühjahr 2023 kehrt sie in die kantonalzürcherische Verwaltung zurück, und zwar als Personalchefin des Mittelschul- und Berufsbildungsamtes der Bildungsdirektion.

26. Januar bis 2. Februar 2020: in Ramatuelle. Ein Jahr zuvor: der Anfang vom Ende. Platon und Sokrates.

Die Gnade Gottes.

Immer wieder Ferien in Ramatuelle

Schlampereien und Druckversuche. Nomen ist Omen ist Schall und Rauch.

Fettnäpfchen I; das Tribunal vom 4. März 2019.

Fettnapf II. Bitte etwas mehr Feuilleton!

Ein Wahlkampf der anderen Art.

Die Logik der Gerechtigkeit. Eine f(r)u(r)chtbare Diskussion: Frauen führen besser!

Zwei gelungene Beispiele für besseres Führen

Sokrates versus Aristoteles, Platon schlägt Aristoteles.

Warum eigentlich nicht mit Mutter?

Nach Ramatuelle

Noch nie sind wir so schnell in Ramatuelle angekommen, 720 km in acht Stunden. Der Gotthardtunnel war völlig frei, am Sonntag waren so gut wie keine LKW's unterwegs, es herrschten gute Strassenverhältnisse, es gab keine Unfälle, keinen einzigen Stau. Wir fahren wie immer über Mailand, Genua, Ventimiglia, Monaco, Nizza, Cannes, Sainte Maxime. Weder eine einstürzende Brücke bei Genua noch ein zusammenkrachender Tunnel bei Savona vermag uns zu stoppen. So sind wir schon um 18.00 Uhr in Ramatuelle. Der Weg zu unserem Haus Lou Jas ist neu planiert. Neben dem Eingangstor liegt ein riesengrosser Felsbrocken. Unser Mann für alles hier in Ramatuelle ist Carlos Leopoldinho. Er hat uns schon gesagt, dieser Stein sei auf dem Terrain oberhalb unseres Grundstücks bei irgendwelchen Unterhaltsarbeiten ins Rutschen gekommen und auf unseren Parkplatz geknallt. Da wäre unser schöner schwarzer Polo platt gewesen.

Wir packen alles Gepäck aus und fahren zurück ins Dorf. Aber alle Restaurants sind geschlossen. Letztes Jahr war dies am Montag so, für heute Sonntag haben wir nicht damit gerechnet. Schliesslich finden wir im nahegelegenen Saint-Tropez ein gutes und eher teures Restaurant, das offen ist und Platz hat.

Wie schon letztes Jahr im Februar begleitet uns Susanne Heiniger. Sie ist eine alte Freundin von Kornelias Mutter Elisabeth Kihm-Gerber und wie diese ursprünglich aus Langenthal im Kanton Bern. Für uns und insbesondere für Kornelia ist sie ebenfalls eine gute Freundin geworden, die für Kornelia die Verbindung zu ihrer Mutter mit alten Erinnerungen herstellt. Sie ist mit 88 immer noch fit, körperlich und geistig. So würde man es auch für sich selbst später einmal wünschen.

Ein kleines Fischerdorf namens St. Tropez

Kornelias Mutter Elisabeth hat Ramatuelle Ende der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts für sich entdeckt. Sie ist Kunstmalerin und war in ihren Lehr- und Wanderjahren oft allein unterwegs, u.a. längere Zeit auch auf Korsika. Sie reiste auf der Suche nach einer längerfristigen Bleibe im französischen Süden herum. Korsika war dann doch zu weit weg von der Schweiz. So stiess Elisabeth auf Ramatuelle ganz in der Nähe von St. Tropez, welches damals noch ein altes, verschlafenes Fischerdörfchen war; noch keine Brigitte Bardot, kein Club 55, kein Sénéquier, kein Luxusjachthafen. Aber dasselbe Licht wie auf Korsika.

Ramatuelle, fünfzehn Autominuten von St. Tropez entfernt, ist ein altes Sarazenendorf auf einem Hügel auf der Halbinsel von St. Tropez, weit über dem Meer, kreis- und spiralförmig angelegt, was auch im Hochsommer stets für angenehme Kühle sorgt. Der Namen Ramatuelle kommt wohl von Rahmatu-Allah, was so viel wie die Gnade Gottes heisst. Nachbardörfer sind Gassin, Grimaud, Cogolin, St. Tropez. Von Ramatuelle aus sahen die früheren Bewohner schon von weitem allfällige Piratenschiffe herannahen und konnten sich entsprechend schützen und in Sicherheit bringen. In diesem Dörfchen hat sich Elisabeth 1948 für 100 Franken (!) eine Dachgeschosswohnung, ohne Wasser und Strom gekauft. Für ganz wenig Geld hätte sie auch eine alte Mühle kaufen können. Von dort aus hat man eine herrliche Aussicht auf das Meer und sieht bei besonderer Wetterlage und speziellen Lichtverhältnissen sogar Korsika. In den Achtzigerjahren kaufte sie zwei weitere Wohnunnen im selben Dorfhaus dazu, diesmal für über 200'000 Franken. Sie liess sie renovieren und modernisieren. Diese Wohnungen sind immer noch im Besitz der Familie.

Elisabeths Ehemann, der Schlosser und Fabrikant Heinrich Kihm, fand ebenfalls Gefallen an Ramatuelle und erwarb im Wäldchen gleich neben dem Dorf eine grosse Parzelle mit traumhaftem Blick auf das Meer und den langen Strand Pampelonne. In den Fünfzigerjahren durfte man im Wäldchen direkt bei Ramatuelle noch bauen. Heute wäre das absolut unmöglich, da das Gelände jetzt zur höchsten Schutzzone gehört. Ramatuelle ist ein Monument Historique. Heinrich liess damals noch mit Ross und Wagen ein schönes, einfaches Haus errichten, Lou Jas genannt, welches er seiner Ehefrau zu ihrem 30. Geburtstag schenkte. Das muss also 1954 gewesen sein.

Frühlings-, Sommer- und Herbstferien in Ramatuelle

Am Lou Jas angebaut ist der sog. Annexe, ein kleiner Wohnraum mit Dusche, später in den Siebzigerjahren kam noch der Cabanon dazu, ein etwas grösserer Anbau, der im Wesentlichen aus einem einzigen (unterkellerten) grossen Wohnraum mit Küche und Badezimmer besteht. Hier waren Kornelia und ich mit unseren fünf Kindern seit 2000 immer im Frühling, Sommer, manchmal auch im Herbst oder nach Weihnachten in den Ferien. Wir nannten den Cabanon auch gerne unser Steinzelt. Waren wir alle sieben dort, so sah der grosse Wohnraum wie ein Matratzenlager aus. 2 Kinder konnten im oberen offenen Geschoss schlafen, das gerade genug Platz für zwei Betten bietet. Eine steile Treppe führt herab in den grossen offenen Wohnraum, wo ein Bett und gegebenenfalls vier Matratzen zur Verfügung stehen. Eine eigentliche Küche gibt es nicht, sondern eine offene Kochnische mit einer Spüle direkt daneben. Kornelia brachte das Kunststück fertig, fast jeden Tag auf einer kleinen Doppelkochplatte, welche wir für 50 Euro im Géant Casino La Foux in Gassin gekauft hatten, das Essen für uns alle zuzubereiten. Suboptimal war die Lage der engen Toilette direkt neben der Küchennische. Die «Frischlufte» vermischte sich so mit den Küchengerüchen, zumal die Toilette kein Fenster hat. Der alte Kühlschrank brachte auch nicht mehr die volle Leistung. Mein Ausruf «Das stinkt ja tückisch» ist in unserer Familie sprichwörtlich geworden. Schuld daran war ein im Kühlschrank still vor sich hin brütender Roquefort, welcher sogar WC- und Küchengerüche übertrumpfte. Die meiste Zeit stand aber die grosse Eingangstüre zum Cabanon offen und wenn immer möglich verlegten wir unser Leben auf den terrassierten Vorplatz mit wunderbarer Sicht auf das Meer: Pampelonne, den grossen Strand von Ramatuelle (und nicht wie viele meinen von St. Tropez). Auch in heissen Sommertagen kühlte es in der Nacht

jeweils auf vielleicht 25 Grad ab, nur gerade im Sommer 2003 (und erstmals wieder 2022) blieb es bei über 28 Grad ziemlich heiss. In der Nacht hört man oft Wildschweine im Wäldchen, welches den Cabanon und Lou Jas umgibt, und manchmal auch ihr Grunzen. Sie kommen auch immer wieder bis zu unserer Terrasse hinauf. Tagsüber sieht man die aufgewühlte Erde und ihre Hufabdrucke. Kornelia würde sie am liebsten als Haustiere haben.

In heissen Sommern machten wir nur wenige Ausflüge tagsüber, manchmal in den Schildkrötenpark in Gonfaron oder in die wunderschönen Gärten der Domaine du Rayol oder zum Mittagslunch zum Patissier Du Chateau in Grimeau; abends eventuell in den Vergnügungspark Azur Park in Gassin, wo nebenan oft auch ein Zirkus gastierte; nur ganz selten nach Monaco, weil es in der Hochsaison einfach zu viel Verkehr und Stau gibt. Einmal dauerte die Reise dorthin nicht weniger als fünf Stunden. Fast immer aber stand und steht ein Ausflug nach Toulon auf dem Programm. Diese authentische Hafenstadt hat es uns einfach angetan. Dazu gehört auch eine Fahrt mit dem Touristenzüglein an den Strand und zurück, stets beschallt mit dem Lied «La bouillabaisse» von Fernandel. Kornelia hat unsere Aktivitäten über all die Jahre im Gästebuch von Lou Jas und Cabanon und in ihren kleinen Notiz-Tagebüchern festgehalten.

Wir fahren im Juli oder August meist erst gegen 18.00 Uhr an den Strand, manchmal an den Plage de l'Escalet, das Cap Taillat oder den Plage du Débarquement, am liebsten aber an den Gigaro bei Croix-Valmer. Einerseits hat es dort eine kleine SPAR-Filiale und andererseits einen Pizza-Takeaway für unser Nachtessen.

Es sind Erinnerungen an unbeschwerte und schöne Ferientage, höchstens ab und zu getrübt durch unklare Situationen in der Absprache der Cabanon-Belegung mit Kornelias Mutter, Schwester oder Freunden. Auch die Schlüsselübergabe erwies sich manchmal als unnötig schwierig. Ebenfalls oftmals bis zum letzten Moment war unklar, wann ich Markus und Silvia bei ihrer Mutter abholen konnte, welche ca. 250 km von Ramatuelle entfernt in der Nähe von Nîmes wohnt. Bis 2007 verband ich wenn immer möglich meinen Abholtermin für meine beiden Kinder mit einem Besuch bei Martin, ab

2001 im Sésame Autisme in Vauvert oder am Schluss in der Jugendpsychiatrie in Nîmes.

Cabanon und Lou Jas kommen in die Jahre

Ist es kühl im Cabanon, so wärmt das grosse Cheminée bald den ganzen Raum. Jetzt sind Cabanon und vor allem Lou Jas sehr alt geworden, die Dusche funktioniert gerade noch knapp mit dünnem Strahl, der Putz beginnt überall zu bröckeln, die Mauern haben Risse bekommen, die Fenster und auch das Dach sind nicht mehr ganz dicht. Es wäre an der Zeit für eine umfassende Renovation. Die neuen Besitzverhältnisse sind zwischen Kornelia und ihrer Schwester noch nicht abschliessend geregelt, die Dorfwohnungen werden wohl an Tania gehen und Lou Jas mit Annexe an Kornelia, der Cabanon wiederum an Tania. Kornelia hat sich mitten im alten Dorf eine kleine hübsche Wohnung mit Aussicht zum Pampelonne gekauft. Sie wird im ersten halben Jahr 2020 renoviert, neues Bad, neue Küche, neue Fenster und Türen, Heizung, Wände streichen etc.. Auch sämtliche Betten sind inzwischen neu. Eine besondere Tücke bei den alten Betten bestand darin, dass der Lattenrost mein Gewicht nicht mehr sicher trug. So konnte es nach einer ungünstigen Bewegung meinerseits mitten in der Nacht passieren, dass es plötzlich mit lauten, schnell abfolgenden Knallern vier oder fünf Latten raushaute und ich mit der Matratze am Boden lag. Mit der Zeit war die Matratze direkt auf dem Boden für mich dann sowieso die bessere Wahl.

Ein Jahr zuvor: Rien ne va plus

Im Februar vor einem Jahr waren Kornelia, Susanne Heiniger und ich ebenfalls in Ramatuelle. Schon am 9. Februar 2019 hatte mich Frank Urbaniok telefonisch vorgewarnt, dass ich mich nicht mehr in Sicherheit wiegen könne. Am 11. Februar hat mir Jacqueline Fehr das ominöse Mail geschickt, das ich fast als Aufforderung zur Kündigung empfand, und am 14. Februar fand die Besprechung zwischen ihr und mir statt, an welcher ich ihr meinen vorzeitigen Altersrücktritt spätestens per Ende Mai 2020 mitteilte⁴⁷⁴. Das Jahr ist rasch vergangen, einiges ist passiert, nichts wirklich

⁴⁷⁴ In der deutschen Netflix-Serie «Barbaren» habe ich kürzlich einen Ausspruch eines germanischen Stammeshäuptlings gehört, der zu meiner damaligen Situation voll passt: «Der wahre Stolz eines

Überraschendes, wohl das eine oder andere Enttäuschende und alles viel schneller als noch im letzten Februar geplant, aber auch das letztlich nicht überraschend.

In der Ferienwoche in Ramatuelle vor einem Jahr, im Februar 2019, zeigte sich für mich in aller Deutlichkeit, wie richtig mein Entscheid für eine vorzeitige Pensionierung ist. Die Justizdirektorin war nervös, es war Wahlkampfzeit. An ihrer Roter-Turm-Veranstaltung hatte sie die baldige Umsetzung des Zwei-Phasenmodells für die Untersuchungshaft im Gefängnis Limmattal angekündigt. Leider ohne Ab- oder auch nur Rücksprache mit dem Leitenden Oberstaatsanwalt Beat Oppliger oder mir. Im Hinblick auf die Eröffnung der Krisenintervention-Abteilung (KIA) im Gefängnis Limmattal per Ende März wollte sie unbedingt auch den Start für die zweite gelockerte Haftphase verkünden. Ihr Medienbeauftragter Beni Tommer, den ich sehr mag, machte zusätzlich mit dem Argument Druck, man habe die Umsetzung der zweiten Haftphase nun schon mehrfach angekündigt und könne die Journalist:innen nicht länger hinhalten, wir würden unglaublich. Dieses Argument sticht natürlich gewaltig: "man" macht eine verfrühte Ankündigung und setzt damit die Verantwortlichen unter Druck. Die politische und mediale Agenda ist eben wichtiger als die Geschäftsagenda. Damit werden meine Nachfolger:innen leben (lernen) müssen.

Ich sprach mich mit Beat Oppliger ab und teilte Jacqueline mit, wir seien mit dem Projekt noch nicht so weit, es bedürfe noch vertiefter Abklärungen und Absprachen insbesondere mit dem Obergericht. Eigentlich wusste sie dies bereits, denn ich hatte an jedem Kaderdialog (die Justizdirektorin hat die alte Bezeichnung Amtsrapport abgeschafft, weil das zu sehr an eine militärische Befehlsausgabe erinnert) über den Projektstand und den Fahrplan orientiert. Jede:r, der mit der Zürcher Strafjustiz einigermaßen vertraut ist, weiss, dass ein solches Projekt Zeit braucht. Wenn man es an die Wand fahren will, so stürmt man am besten blindlings voran und bestätigt damit alle Befürchtungen der Strafverfolgungsbehörden und der Gerichte, die dann aufstürzen und b(l)ockieren. Wie schwierig es ist, sogar eine schon beschlossene Neuerung umzusetzen, zeigt sich jetzt beim Zweiphasen-Modell. Seit Verabschiedung

Mannes liegt darin, selbst über sein Ende zu entscheiden.» Ich bin also nicht nur ein alter weisser Mann, sondern auch ein Barbar.

und Genehmigung des Schlussberichts vor über einem halben Jahr ist nicht mehr viel gelaufen⁴⁷⁵.

... ist Schall und Rauch

Kaderdialog statt Amtrapport: Ja, die lieben Umbenennungen und Neubenamungen. Stab tönt auch zu militärisch, besser Fachbereich; HR statt Personaldienst, Dienst tönt ja ebenfalls irgendwie militärisch; und Englisch ist ja sowieso sexy, darum z.B. auch lieber IT Solutions statt EDV-Abteilung; ein neuer Name für das Amt: Justizvollzug und Wiedereingliederung, ohne Amt; Wiedereingliederungstraining statt Hafturlaub; eine neue Bezeichnung für Aufseher:in müsste auch her: wie wäre es mit „Höhere Fachperson für Wiedereingliederung und Justizvollzug“?

Mit neuen Namen will man trotz alten Inhalten den Eindruck erwecken, man erschaffe Neues. Beni Tommer ging allerdings einmal zu weit, als er vorschlug, das Generalsekretariat umzutaufen, da natürlich auch General zu sehr ans Militär erinnert. Damit kam er bei der Generalsekretärin überhaupt nicht gut an. Generalsekretär:in ist schliesslich ein bestens eingeführter Begriff mit einigem Prestige. Alles hat seine Grenzen, spätestens wenn jemand in mein eigenes Gärtchen hineintritt.

Wie auch immer, es war im Februar 2019 Regierungsrat-Wahlkampf und Erfolge mussten her, ganz egal wie real sie waren. Ich fühlte mich im Widerspruch freier als auch schon. Ein erstes Mal spürte ich, wie gut es tut, wenn man nicht immer sofort kuschen muss. Ich bin zwar sicher, dass Jacqueline Fehr ihre Wirkung total anders einschätzt und niemandem zum Kuschen zwingen will. Was aber passiert, wenn man tatsächlich beharrlich widerspricht, wurde soweit ich weiss noch von niemandem wirklich erprobt. Insofern weiss das nicht einmal Jacqueline Fehr selbst. Die Signale, die sie aussendet, ermuntern jedenfalls nicht unbedingt, es auszutesten. Als

⁴⁷⁵ Immerhin sind offenbar nun aber im Innenleben der Gefängnisse vermehrt Gruppenvollzug und sonstige Lockerungen wie freier Zugang zum Spazierhof möglich (vgl. Offene Zellentüren in der Untersuchungshaft, in: Jahresbericht JuWe 2020, vgl. auch: SF 1, Schweiz aktuell vom 30.3.2021: Untersuchungshaft im Kanton Zürich wird lockerer, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt; siehe auch NZZ vom 19.11.2021: Neues Justizzentrum: Weshalb für Untersuchungshäftlinge wohl einiges besser wird und für die Zürcher Staatsanwaltschaft vieles anders; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Oppositionspolitikerin war sie es sich zwanzig Jahre lang gewohnt, mit harten Bandagen zu kämpfen und kräftig in alle Richtungen auszuteilen. Gegenüber Gleichgestellten mag dies in Ordnung sein, gegenüber Untergebenen hat dies aber eine total andere Wirkung. Ist sie sich dessen überhaupt bewusst?

Es ist eine heikle Sache, auf der gleichen Bühne wie Jacqueline Fehr mitspielen zu wollen. Auch hier blieb mir der Tritt in den Fettnapf nicht erspart. Ende Januar 2019 nahm ich zusammen mit ihr und einer jungen SP-Staatsanwältin auf Jacquelines Wunsch an einer Wahlkampfveranstaltung teil, welche von der SP Meilen organisiert worden war⁴⁷⁶. Thema war natürlich auch der Justizvollzug, zumal die Veranstaltung auf dem Zollikerberg⁴⁷⁷ stattfand. Jacqueline war sehr gut vorbereitet, hatte relevante Statistiken dabei, wirkte aber etwas belehrend. Ich selber punktete mit saloppen Aussagen, von denen ich wusste, dass sie immer gut ankommen. Es ist leider wahr – leider, weil es zu meinem Leidwesen gereichte - dass die beiden einzigen Szenenapplause mir galten. Das war deplatziert von mir, weil es nicht meine Bühne war. Im Moment freute ich Depp mich sogar, nachher bereute ich es aber. Und für so etwas kann man sich nicht einmal entschuldigen.

Ich habe im Übrigen immer, insbesondere auch vor kantonsrätlichen Kommissionen, versucht, meiner Chefin den Steilpass zu spielen, wenn ich irgendwelche Fragen zum Justizvollzug zu beantworten hatte. So nach dem Motto: „Es ist so und so, wir leisten damit einem Auftrag der Justizdirektorin Folge. Dazu wird sie selber Auskunft geben.“ Ich befürchte, dass auch dies nicht immer gut angekommen ist, sondern von ihr teilweise als deplatziert oder gönnerhaft empfunden worden ist. War aber nie so gemeint. Doch gut gemeint ist das Gegenteil von gut.

Frühling Ende, Frühling Anfang

Wenn in Ramatuelle im Januar die Sonne scheint, so fühlt es sich wie im Frühling an. Mimosen blühen, alles ist grün, die Temperatur zwischen 15 und 20 Grad. Wir haben

⁴⁷⁶ Siehe: In den allermeisten Fällen geht es gut. Aber nicht immer. (Zolliker Zumiker Bote vom 1. Februar 2019), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴⁷⁷ Ort des schrecklichen Mordes, welchen Erich Hauert Ende Oktober 1993 auf seinem 106. Hafturlaub an der jungen Pfadfinderin Pasquale Brumann begangen hat.

dieses Jahr Glück, jeder Tag ist so. Pampelonne liegt einsam und verlassen da. In der Hochsaison ist hier die Hölle los, Strandcafés und Discos sind aufgebaut, reiche Russen und Araber und andere protzen herum, grosse teure Autos mit verdunkelten Scheiben fahren hin und her, ab und zu ist ein Helikopter in der Luft. Während dieser Zeit weichen wir meist zur ruhigeren Plage de Gigaro aus, manchmal zum Escalet oder Cap Taillat. Jetzt ist Pampelonne menschenleer und alle Strandbauten sind beseitigt, nur Wind, Sand und Meer. Herrlich. Das Durchatmen mit Blick aufs weite Meer fühlt sich dieses Jahr anders an als früher, freier, unbeschwerter. Ich denke und glaube: es fühlt sich besser an. Die Amtslast (Atemlast, die zu Embolien führen kann) bedeutete für mich immer, jederzeit irgendeinen Handyanruf zu bekommen, weil sich ein Gefangener suizidiert hatte, ein anderer aus dem Gefängnis geflohen war, ein Brand im Gefängnis ausgebrochen war (2015 während meiner Sommerferien gleich zwei Mal im Gefängnis Horgen) oder allenfalls auch nur, weil während der Sauren-Gurken-Zeit eine unangenehme Medienanfrage zu beantworten war. Auf alle Fälle war ich nie völlig unbelastet. Dafür wird man aber auch sehr gut bezahlt. Im Amt spürt man das nicht, sondern erst, wenn es vorbei ist.

Es ist schwierig, einen Vergleich mit heute zu machen. Belastungen haben auch positive Aspekte, sie bestimmen das Denken, helfen zu fokussieren und münden bestenfalls in Problemlösungen ein. Die Zeit nach meiner Rückkehr aus den Ferien vor einem Jahr war aber definitiv nicht mehr aufbauend, ich wurde in atem(be)-raubendem Tempo als Amtschef demontiert.

Das Tribunal

Anfangs März 2019 fand eine grosse Sitzung mit meiner JuV-Geschäftsleitung, Jacqueline Fehr und der stellvertretenden Generalsekretärin Susanna Stähelin statt. Die Sitzung war allenfalls nicht so angelegt, entwickelte sich aber zum Tribunal über mich. Das war deshalb nicht wirklich überraschend, weil ich zwischenzeitlich bereits meinen Rücktritt per Ende Mai 2020 erklärt hatte. Schonung war also nicht mehr angezeigt. Es wurde zum ersten Mal klar formuliert, dass ich als Amtschef nicht mehr genüge. Meine Autorität sei am Erodieren und das Vertrauen meiner Geschäftsleitung in mich stark geschwunden. Dass Jacqueline Fehr wirklich gewollt hätte, dass ich noch

länger im Amt bleibe, war ihrem ominösen Mail vom 11. Februar 2019 auch nicht ansatzweise zu entnehmen.

Jacqueline Fehr hat im fraglichen Mail bemerkt, dass ich in letzter Zeit - wohl wegen des starken Drucks, mutmasste sie - ab und zu ziemlich salopp und flapsig geworden sei und mich deutlich unter meinem Wert schlage. Ein herrliches Paradebeispiel für Flapsigkeit lieferte ich auch an dieser Sitzung ab. Irgendwie kam die Rede darauf, dass das in sich geschlossene und abgeschottete System des Justizvollzugs insbesondere auch Frauen mit Führungsansprüchen zurückbinde und abblocke. Irgendwie ritt mich der Teufel, und ich brachte auch meine Vorgängerin als JuV-Chefin Béatrice Breitenmoser ins Spiel, welche als Amtschefin logischerweise einen klaren Führungsanspruch gegenüber der reinen Männerriege des JuV hatte. Ich verglich sie doch tatsächlich mit Jacqueline Fehr und ihrer Wirkung auf uns. Das provozierte selbstverständlich ihren starken Widerspruch, ich ruderte zurück, relativierte und entschuldigte mich. Zu spät, aber letztlich auch egal. Dass Jacqueline mir in der Pause versicherte, es sei gut gewesen, dass ich dieses Thema angesprochen habe, war jedenfalls etwa gleich ernst zu nehmen wie meine Entschuldigung.

Ich denke nicht oft an Béatrice Breitenmoser. Ich habe sie gut gemocht. Jetzt erinnere ich mich, dass Markus Notter angesichts vieler neuer Projekte, Strategien und Konzepte einmal an einem Amtsrapport zu ihr gesagt hat: „Bitte ab und zu etwas mehr Feuilleton, Frau Amtschefin.“

Noch kann ich mich nicht loslösen

Ein knappes Jahr später spazieren Kornelia und ich Ende Januar 2020 in schon fast frühlingshafter Stimmung vom Escalet aus in Richtung Cap Taillat. In der Sonne ist es warm und es riecht nach frischem Thymian. Himmel und Meer mäandrieren in den verschiedensten Blautönen. Kornelia sucht barfuss am Strand nach Occhi und findet wie immer rasch zwei dieser kleinen reizenden Versteinerungen. Ich selber lese ab Handy im Tages Anzeiger. „Velo entfernt - da verlor Jacqueline Fehr die Beherrschung“⁴⁷⁸. Schon am Wochenende hatte die Justizdirektorin für Aufregung gesorgt,

⁴⁷⁸ Vgl. Tages-Anzeiger vom 31.1.2020 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

weil sie auf Facebook die Flüchtlingscamps auf griechischen Inseln mit Auschwitz verglichen hatte⁴⁷⁹. Sie erklärte zwar sofort, dass sie die Reaktion der Bevölkerung von damals mit heute miteinander verglichen habe, die damals wie heute weitverbreitete Gleichgültigkeit und Ignoranz. Da war es aber schon zu spät und ihre Entschuldigung wirkte auch nicht wirklich überzeugend. Holocaust-Vergleiche sind immer toxisch. Nun hatte also ein Journalist auch noch diese schon zwei Wochen alte Velogeschichte ausgegraben.

Salopp und flapsig, das scheint auch ein Thema für Jacqueline selbst zu sein. Meist provoziert sie ganz bewusst, z.B. mit dem Hinweis, dass die Goldküstengemeinden am Zürichsee zu wenig innovativ seien⁴⁸⁰, oder mit dem Vorschlag, das Stimmrecht nach Alter zu gewichten (doppeltes Stimmrecht für Junge⁴⁸¹). Die beiden Ausrutscher dieser Woche waren aber wohl kaum beabsichtigt.

Ein Wahlkampf der anderen Art

In Cogolin bekomme ich einen Telefonanruf von Pfarrer Res Peter. Sein Wahlkampf um das Kirchenpflegepräsidium kommt in die letzte Phase. Seine Chancen sind intakt, letztlich ist es aber schwer abschätzbar, ob Annelies Hegnauer oder er das Rennen machen wird. Erfreulich ist, dass zwischenzeitlich einflussreiche Frauen für seine Wahl eintreten: Jacqueline Badran, Esther Guyer, Corina Gredig, Mattea Meyer und natürlich seine Schwester Pfarrerin Katharina Hoby. Da fehlt eigentlich nur noch Jacqueline Fehr. Leider kann ich da keine Vermittlungsdienste leisten.

Res ist für den zweiten Wahlgang eindeutig besser aufgestellt als im letzten November, eigentlich könnte er es schaffen. Eher nützen dürfte ihm der Tagi-Artikel von Anfang Woche. Der Kirchenspitze wird der Vorwurf gemacht, dass prominente

⁴⁷⁹ Vgl. Tages-Anzeiger vom 1.2.2020, Jacqueline Fehrs Provokationen (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴⁸⁰ Vgl. NZZ vom 10.12.2018, Jacqueline Fehr erzürnt die Seegemeinden (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴⁸¹ Vgl. Blick vom 3.7.2016, Stimmrecht light für Senioren? (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Behördenmitglieder in schönen Altstadtwohnungen, welche der Kirchgemeinde Zürich gehören, eingemietet seien; und zwar zu sehr günstigen Mietzinsen. Wieder einmal steht der Filzvorwurf im Raum⁴⁸².

Res gilt eher als Aussenseiter, der mit viel Engagement und Herzblut neuen Wind in die reformierte Kirche bringen wird. Herrlich die Karikatur im Tages-Anzeiger von Schaad, der die alten Seilschaften im Kirchenturm am Glockenseil zeigt. Ehrlich gesagt finde ich den Filzvorwurf aber nicht gerechtfertigt. Viele Behördenmitglieder leisten Fronarbeit für die gute Sache. Wenn einzelne von ihnen in einer Kirchenliegenschaft wohnen, so ist das für mich unproblematisch. Von Vorzugsmietzinsen profitieren sie jedenfalls nicht. Jeder andere Mieter zahlt denselben Mietzins. Es gibt keine Behördenvergünstigungen.

Bei diesem Telefongespräch haben wir herausgefunden, dass auch Res Peter Ramatuelle kennt und liebt. Er geht schon seit vielen Jahren in der Gegend der Plage de Gigaro in die Ferien.

Platon und sein Sokrates

Angelina hat am 7. Januar 2020 ihre Maturarbeit abgegeben: Die Logik der Gerechtigkeit (Momente einer Idee bei Platon)⁴⁸³. Endlich komme ich hier in Ramatuelle dazu, sie als Ganzes zu lesen. Angelina hat mich von ihrer Arbeit bisher stets ferngehalten und wollte von mir keinerlei Rat oder Unterstützung. Einzig die neun Kopien der Arbeit durfte ich machen. Das mag verschiedene Gründe haben, einige sprechen sicher nicht für mich. Angelina schwimmt sich frei.

Und wie sie das macht! Ihre Analyse derjenigen Bücher (Kapitel) zu Platons Politeia, welche sich mit der Gerechtigkeit befassen, ist schlicht herausragend. Woher hat sie

⁴⁸² Kirchenspitze lebt in günstigen Wohnungen an Top-Lage im Kreis 1 (Tages-Anzeiger vom 28.1.2020, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴⁸³ Vgl. Angelina Manhart, Die Logik der Gerechtigkeit, Momente einer Idee bei Platon, Maturitätsarbeit Kantonsschule Stadelhofen 2019/2020, Betreuung durch Urs Schällibaum (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

nur diese Fähigkeit? Sicher kommt ein Teil von Kornelias Seite und ein anderer von mir. Diese analytische Schärfe und Logik sind aber genetische Spontanmutationen und Quantensprünge. Manche Sätze muss ich mehrmals lesen, bis ich sie verstehe, am Schluss ergeben sie aber stets einen klaren Sinn. Kein Wunder, dass ihr Mentor Urs Schällibaum ihre Arbeit für eine Auszeichnung angemeldet hat. Die Arbeit ist am Schluss dreimal solange geworden wie sie müsste. Eine Analyse, wie sie Angelina vorlegt, sprengt den vorgegebenen Rahmen einer Maturarbeit bei Weitem.

Ich wusste gar nicht, wie - aus heutiger Sicht - fortschrittlich Platon im Vergleich zum später geborenen Aristoteles war. Platon begründet ausführlich die Gleichheit von Mann und Frau («mit einer einzigen Ausnahme, dem Gebären»). Aristoteles kommt zu einem völlig anderen Resultat. Er behauptet und rechtfertigt die natürliche Überlegenheit des Mannes über die Frau, genauso wie er die Sklaverei für „naturgegeben“ hält. Die Gesetze sind für ihn schon durch ihr blosses Entstehen und Vorhandensein an sich richtig und gerecht. Das tönt für mich doch sehr stark nach Rechtspositivismus: Die einzige Voraussetzung ist, dass sich jedes Gesetz aus einem höheren ableiten lässt: die Verordnung aus dem Gesetz, das Gesetz aus der Verfassung, das Bundesrecht im Zusammenspiel mit dem kantonalen und Gemeinderecht usw. Und zuoberst steht die hypothetische Grundnorm Hans Kelsens, welche ich dank Platons Ideenlehre nun etwas besser zu verstehen glaube: die hypothetische Grundnorm als gedachte Idee für Gesetze? Hans Kelsen: dieser Name ruft Erinnerungen nach einem meiner ehemaligen Kommilitonen wach, der auf höchstem Niveau eine Dissertation über Kelsen schrieb und daneben als Broterwerb jahrelang Arztdiktate abtippte.

Sehr zu denken gibt mir die Erkenntnis von Sokrates, dem Alter Ego von Platon, dass Schaden zufügen niemals gerecht sein kann. Deshalb darf eine gerechte Strafe also niemals Schaden zufügen. Absolut logisch. Natürlich wird man als ehemals Verantwortlicher für den Zürcher Justizvollzug sofort einwenden, unser Strafsystem füge dem Verurteilten keinen Schaden zu, sondern unterstütze ihn darin, wieder ein straffreies Leben in Freiheit zu führen, zu seinem und aller Wohle, nütze ihm also. Nur ist es leider nicht ganz so. Spätestens bei der Verwahrung, die zwar keine Strafe ist,

nach Platons / Sokrates' Logik aber ebenfalls nur gerecht wäre, sofern sie dem Verwahrten nicht schaden würde, bin ich am Ende meines Griechischen.

Ein ganz anderer Gedanke wird mir nach der Lektüre von Angelinas Arbeit wieder sehr deutlich: Unrecht tun setzt das Wissen um das Recht voraus. So wie der Teufel um Gottes Existenz weiss. Man kann nicht Böses oder Unrechtes tun, ohne das Recht oder das Gute zu kennen. Ist also ohne Unrechtsbewusstsein oder ohne Bösartigkeit Begangenes besonders schlimm oder eher entschuldbar?

Für Platon ist die Antwort eindeutig: es ist das Schlimmste überhaupt. Dabei wird man aber sicher nicht an einen urteilsunfähigen Menschen denken dürfen. Urteilsfähigkeit des handelnden Subjekts setzt Platon voraus. Er denkt an einen Menschen ohne jeden Wertekompass, ohne eine innere Haltung zur Welt, ohne ein positives Menschenbild, welcher einzig der Nützlichkeit folgend alles tut und unterlässt, was ihm nützt; ohne jedes Schuldgefühl, wenn er anderen damit schadet; ohne ein Gespür oder auch nur den Hauch eines Bewusstseins für die Bedürfnisse und Rechtspositionen anderer Menschen, einzig und allein nur auf sich selbst ausgerichtet, gnaden-, erbarmungs-, empathielos.

Einfach nur ...-los. Nichts – nihil – Nihilismus.

Frauen führen besser

Nun sind Kornelia und ich an der Plage de Gigaro unterwegs. Auch hier: blühende Mimosen, sanftes Grün, blauer Himmel, blaues Meer und schon recht warm. Bald nimmt mich wieder einmal mein Handy gefangen. Der Absender ist unverdächtig: JuWe Akademie, das Weiterbildungsressort des Amtes oder wie auch immer die Organisationseinheit neu heisst. Der Verteiler ist gross: alle Mitarbeitenden des JuWe. Es wird für den 27. Februar 2020 ein Referat mit dem Titel „Warum Frauen besser führen“ angekündigt. Diese Ankündigung habe zu heftigen und verbitterten Reaktionen geführt, wird in diesem Mail ausgeführt. Nur schon der Referatstitel sei nicht politically correct, diskriminierend und niemand würde sich getrauen, ein Referat mit dem Titel „Warum Männer besser führen“ zu halten, werde vorgebracht. Dies sei alles Quatsch, werden alle Einwände kurz und bündig abgetischt.

Das Haar in der eigenen Suppe

Jacqueline Fehr verfügt einzig seit ihrer Zeit als Justizdirektorin über klassische Führungserfahrung. Dass sie einmal Sekundarlehrerin war, merkt man ihr - in Teilaspekten durchaus positiv - noch heute an. Problematisch an ihrem Führungsverhalten ist aus meiner Sicht, dass sie praktisch alles, auch Sach- und vor allem Personalgeschäfte stark verpolitisiert. So gesehen ist es nachvollziehbar, wenn man ihr aus rechtsbürgerlichen Kreisen vorwirft, sie funktioniere die JI in einen sozialistischen Hort um⁴⁸⁴. Sie erkennt, dass ein wesentlicher Teil des Kerngeschäfts der Justizdirektion nicht politisch gebunden ist, sondern Verfassung, Gesetz und Fachlichkeit Folge zu leisten hat, mit unparteiischen Personen. Gewaltenteilung und Professionalität halt.

Jacqueline Fehr hat mich in der letzten Phase unserer Zusammenarbeit zurecht zu mehr Selbstreflexion aufgefordert. Selbstreflektiertes Verhalten tritt allerdings ihrerseits nach aussen kaum in Erscheinung. Sie ist stets im - bis zu einem gewissen Grad aggressiven - Vorwärtsmodus unterwegs und schiesst gerne mal übers Ziel hinaus. Sie erklärt uns dann wortreich, dass sie schon richtig gezielt, das Ziel aber am falschen Ort gestanden habe. Ich habe sie immer wieder als aufmerksame und gescheite ZuhörerIn erlebt. Umso mehr kann man sich darüber nur wundern, wie stark ihre Selbstwahrnehmung von der weit verbreiteten Fremdwahrnehmung ihrer Person abweicht. Spannend dabei ist, dass diese Diskrepanz bis weit in ihre Parteikreise hineinreicht, also keineswegs nur als politische Gegenreaktion bürgerlicher Kreise abgetan werden kann. In seltenen Fällen hat sie sich unter grossem politischem Druck immerhin zu einer Entschuldigung durchringen können⁴⁸⁵. Lieber entschuldigt sie sich aber für Dinge, die sie gar nicht zu verantworten hat⁴⁸⁶.

⁴⁸⁴ Vgl. NZZ vom 27.1.2020, „Sie funktioniert ihre Direktion in einen sozialistischen Hort um (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴⁸⁵ Vgl. z.B. Regierungsrätin entschuldigt sich: Fehr denkt nicht mehr quer (NZZ vom 18.12.2020); Jacqueline Fehr entschuldigt sich für kurzfristige Absage (Tages-Anzeiger vom 10.9.2021); Die Absage des Alba-Festivals war diskriminierend (Tages-Anzeiger vom 29.6.2022); „Diskriminierend“: Die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus rüffelt SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr wegen Absage des Alba-Festivals (NZZ vom 29.6.2022); Jacqueline Fehr hat bei der albanischen Gemeinschaft etwas gutzumachen (NZZ vom 29.6.2022); alle Links zu diesen Artikeln auf meiner Website.

⁴⁸⁶ Vgl. z.B. Zürcher Regierungsrätin Fehr entschuldigt sich für verschleppte Ärztefehler-Fälle, Watson vom 12.9.2019; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Jacqueline Fehrs Führungsverhalten ist von einem grossen Selbstbewusstsein und einem noch grösseren Sendungsbewusstsein geprägt⁴⁸⁷. In der letzten Zeit ist es aber vielen Leuten aufgefallen, dass das, was sie predigt, für sie selber offenbar nicht immer Gültigkeit hat. Damit verliert sie viel an Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Dass ihr Gegner:innen nicht vertrauen, sondern sie fürchten, wird sie wohl eher freuen. Dass dies aber fast noch mehr für sogenannte Freund:innen und für von ihr geschätzte Mitarbeitende gilt, wird sie sehr schmerzen, wenn sie dies irgendwann einmal erkennen sollte. Sie scheint Führungsstärke für sich durchaus so zu verstehen, dass sie von einem gewissen Punkt an Widerstand aufbricht und das von ihr als richtig Erkannte hart durchsetzt. Sie müsste aber aus bitterer Erfahrung aus ihrer politischen Vergangenheit eigentlich wissen, dass ein breit abgestütztes Vertrauen ihres Umfeldes in sie für sie nachhaltiger wirkt als die Macht des Moments oder des politischen Amtes. Wie viele echte Freunde werden ihr bleiben, wenn sie einmal abtritt? Erodieren wird ihre Macht kaum, aber irgendwann einmal einfach implodieren.

Führen Frauen besser?

Es ist schon ein merkwürdiger Zufall, dass Angelinas Maturarbeit, die ich hier in Ramatuelle gelesen habe, für diese mit dem JuWe-Akademie-Mail aufgeworfene Frage entscheidende Hinweise gibt. Man kann zwischen Platon und Aristoteles auswählen:

Platon fragt: Können Männer und Frauen das gleiche Geschäft verrichten?

Seine Antwort lautet:

„Da die hinreichende Bedingung für das Ausführen eines Geschäftes (ausser beim Gebären) nicht im Geschlecht, sondern im Geschickt-Sein liegt und jenes entsprechend Geschlechter-unabhängig ist, ist das Geschickt-Sein im Mann das gleiche Geschickt-Sein in der Frau. Somit sind Mann und Frau als einzelne Individuen zwar verschieden, da sich jedes Individuum vom anderen unterscheidet, aber die „Menge Männer“ und die „Menge Frauen“ in Bezug auf die Möglichkeit, ein Geschäft auszuführen, gleich. Mann und Frau haben also von Natur aus das gleiche Potential zur Ausführung jedes Geschäftes (ausser des Gebärens), was somit heisst, dass Mann und Frau das gleiche Geschäft verrichten können.“
(Platon, zitiert in: Angelina Manhart, Die Logik der Gerechtigkeit, S. 76).

⁴⁸⁷ Ihre Führungsprinzipien hat Jacqueline Fehr wieder einmal in einem Referat dargelegt: „Haltung zeigen“ (Referat vom 16. Juni 2022, gehalten anlässlich der GV der Offiziersgesellschaft Winterthur und Umgebung; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Aristoteles rechtfertigt die Ungleichheit zwischen Mann und Frau wie folgt:

„So dass nun erhellt, dass eine ethische Tugend allen gemein ist, und nicht ist dieselbe Besonnenheit die der Frau und des Mannes, noch die Tapferkeit oder die Gerechtigkeit, wie Sokrates meinte, sondern das eine ist herrschende Tapferkeit, das andere dienende; und so verhält es sich auch beim anderen. ... Das Männliche verhält sich von Natur aus zum Weiblichen wie das Mächtigere zum Schlechteren und das Herrschende zum Beherrschten.“

(Aristoteles, zitiert in: Angelina Manhart, Die Logik der Gerechtigkeit, S. 70).

Im oben erwähnten JuWe-Akademie-Mail wird 2400 Jahre nach Platon doziert:

„Es gibt tatsächlich Hinweise dafür, dass ein weiblicher Führungsstil dem typischen männlichen Stil überlegen ist. Weiter kann man zeigen, dass der weibliche Führungsstil in männlich dominierten Berufen besonders effizient sein kann. Besonders spannend ist zudem der Umstand, dass Männer, die sich einen weiblichen Führungsstil aneignen, insbesondere in den männerdominierten Berufskontexten davon profitieren, indem sie bessere Ergebnisse erzielen...“

Das Feld von angeblich wissenschaftlich bewiesenen Begründungen für bessere Fähigkeiten von Frauen oder Männern wieder neu zu eröffnen, scheint mir ziemlich unproduktiv und wenig sinnvoll zu sein. Damit öffnet man nur wieder Tür und Tor für Retourkutschen. Für mich ist es ganz einfach eine gesetzte und unumstössliche Tatsache, dass Mann und Frau in ihren Möglichkeiten gleich sind, in allem (ausser dem Gebären). Und wenn es keine beweisbare Tatsache sein sollte, so ist es für mich ein unumstössliches Axiom. Hinter Sokrates und Platon lasse ich mich von niemanden zurückschwatzen.

Etwas differenzierter hat Frank Urbaniok im Rahmen der Ausstellung des Landesmuseums «Der erschöpfte Mann» in seinem Vortrag «Männliche Identität» argumentiert. Männer seien potentiell verzichtbar, während es die Frauen zwingend brauche. Diese These knüpft an Platon an, der – wie schon vorn erwähnt - schreibt: *«Mann und Frau haben also von Natur aus das gleiche Potential zur Ausführung jedes Geschäftes (ausser des Gebärens)»*. Immerhin muss man Platon noch ergänzen: *«und ausser des Ejakulierens»*. Diesbezüglich bleibt der Mann ebenfalls unverzichtbar, zumindest was die letzten Millionen Jahre und die überschaubare Zukunft betrifft.

Man könnte sich sodann fragen, ob die Evolution nicht auch deshalb den Mann körperlich stärker als die Frau gemacht hat, damit ihm nach dem Zeugungsakt nicht

dasselbe Schicksal widerfährt wie den Drohnen oder Gottesanbeterinnen (auch die männlichen Exemplare heissen interessanterweise so), nämlich dass sie von den Weibchen aufgefressen werden. Für die «Aufzucht» sind die Männer in der Tat auch bei Menschen zumindest im engeren Sinn verzichtbar.

Ich stelle fest: Es ist in der aktuellen Genderdebatte nicht nur erlaubt, sondern geradezu erwünscht, die „Minderwertigkeit“ des Mannes bzw. die Überlegenheit der Frau zu thematisieren⁴⁸⁸. Gemäss Mainstream sollten dies vor allem die Männer selbst tun, sie sind als Feministen besonders glaubwürdig. Heikel wird es aber, wenn man(n) vermeintliche Überlegenheiten des Mannes diskutieren will. Im Tages-Anzeiger-Magazin vom 12. Dezember 2020 ist hierzu in einem fiktiven Interview des Journalisten Sven Michaelsen mit Dürrenmatt folgende interessante Passage zu lesen:

⁴⁸⁹ „Sprechen Sie mit Frauen über Philosophie?“

⁴⁹⁰ *Die Philosophie ist doch eher eine Sache der Männer. Es gibt doch kaum Frauen unter den Philosophen, weil Frauen ganz anders denken. Die Frau hat das Denken im männlichen Sinn gar nicht nötig. Sie hat auch die Kunst viel weniger nötig, das Hervorbringen von Werken. Sie ist vielmehr an den Leib gebunden, denn sie ist biologisch der Boden. Der Mann ist doch im gewissen Sinn überflüssig, eine ungeheure Verschleuderung der Natur. Das ist sein Manko, das er ausgleichen muss durch geistige Arbeit.“*

Hier wird die These von Urbaniok weitergedacht, und zwar in einem Sinne, welche kaum Applaus auslösen wird. Die Frau ist die Schöpferin des Lebens, der Mann kompensiert durch Schöpfung von (geistigen) Werken. Natürlich viel zu kurz gedacht, zudem nur von einem fiktiven Dürrenmatt und nicht vom echten; trotzdem interessant.

Tatsächlich habe ich mindestens zwei Frauen kennen gelernt, welche mit einem aus meiner Sicht «weiblichen» Führungsstil im Rahmen von Sitzungsleitungen (und sicher auch darüber hinaus) immer sehr gute Resultate erzielt haben. Es waren Monika Weber als Stiftungsratspräsidentin der Zürcher Stiftung für Kinder- und Jugendheime,

⁴⁸⁸ Vgl. hierzu neuerdings auch: Der Mythos vom besseren Geschlecht, in: Tages-Anzeiger vom 8. April 2023 (netter Untertitel: Von der «Krone der Schöpfung» zur «Latrine der Gegenwart»); auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴⁸⁹ Frage von Michaelsen an den fiktiven Dürrenmatt.

⁴⁹⁰ Fiktive Antwort von Dürrenmatt.

und es ist Annelies Hegnauer, die Präsidentin der grossen Kirchgemeinde Zürich. Beide waren stets hervorragend vorbereitet, konnten sehr gut zuhören und gingen auf die Anliegen der Sitzungsteilnehmenden stets wertschätzend ein. Sie haben sich dabei nie verzettelt, aber auch genauso wenig irgendwelche unergiebigsten Machkämpfe mitgemacht. Empathie und Zuneigung zeichnen ihren persönlichen Stil aus, wie ich es bei männliche Führungspersonen in dieser Ausprägung nur selten wahrgenommen habe. Dies führt zu einem positiven Betriebsklima und Vertrauen in die Führung.

Zurück zur Plage de Gigaro am 1. Februar 2019. Es scheint tatsächlich nicht die Woche der Justizdirektorin zu sein. Ich lese heute Samstag im Tages Anzeiger einen Kommentar von Daniel Schneebeili mit dem Titel „Jacqueline Fehrs Provokationen“⁴⁹¹.

Am Sonntagabend um 21.00 Uhr hat uns Zürich wieder. Vom Sonnenschein zurück in den Dauerregen.

Nachtrag:

Something completely different:

Ich frage mich: Warum haben Kornelia und ich nun schon zum zweiten Mal unsere 88 Jahre alte Freundin Susanne Heiniger nach Ramatuelle mitgenommen, nicht aber meine Mutter? Ich könnte antworten, dass Susanne geistig noch völlig auf der Höhe und auch körperlich fit ist, deutlich besser als Mutter. Das wäre aber wohl nur die halbe Wahrheit. Ich fürchte mich vor einer ganzen Woche zusammen mit meiner Mutter, vor ihren ständig gleichen Fragen, ihrer immer grösser werdenden Unbeholfenheit und zunehmenden physischen Schwäche und der zu grossen Nähe.

Eigentlich wollte ich mir diese Frage gar nicht zulassen, dann habe ich heute am Tage unserer Rückkehr aus Ramatuelle und einem kurzen Telefonat mit meiner Mutter doch intensiv darüber nachgedacht. Als ich Kornelia (vom Enkel-Juri-Hüten bei Tochter Olivia) heute Montagabend mit dem Auto in Albisrieden abgeholt hatte, fragte sie mich

⁴⁹¹ Vgl. Tages-Anzeiger vom 1.2.2020, Jacqueline Fehrs Provokationen (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

plötzlich genau das: "Warum nehmen wir eigentlich Deine Mutter nie nach Ramatuelle mit?" Sie selber gab dann sogleich schon die halbe Antwort: "Wenn wir das machen würden, so läge der Hauptteil ihrer Betreuung natürlich bei dir." Das ist wohl klar, doch genau davor fürchte ich mich.

Seit ich faktisch pensioniert bin und der ganze berufliche Stress weggefallen ist, habe ich viel Zeit. Es müsste darum möglich sein, einen etwas grösseren Teil davon als bisher mit meiner Mutter zu verbringen.

Es würde Mutter mit Sicherheit riesig freuen.

5. Februar 2020: in der Central-Bar mit Sebastian Brändli. Bei IT Solutions an der Zollstrasse 36

F&E: Ziel erreicht. Urbaniok, der Netzwerker. Unabhängige Forschung; das Zürcher Modell. Doch eine kleine Verwahrung?

Zwangstherapie?

Provozier- oder Gefallsucht. Was da auf der Hinterbühne wohl abläuft?

Der rasche Abgang eines IT-Wunderkindes. Submissionen und Demissionen. Langjährige Chefs werden abgesägt.

Ein kurzer Leitfaden für Kündigungsgespräche.

Coiffeure fast wie Familienmitglieder. Mad Barbershop, Hohlstrasse 560.

Haus(zahn)ärzte.

In der Central-Bar

Gestern hat mir Sebastian Brändli, Chef des Hochschulamtes bei der Bildungsdirektion telefoniert. Wir kennen uns seit vielen Jahren. Er war 1991 bis 2003 für die SP Zürcher Kantonsrat, war ein politischer Weggefährte von Moritz Leuenberger und Markus Notter. Seit 2005 ist er Hochschulamtschef, zuerst unter Regine Aeppli, dann unter Silvia Steiner. Er will sich mit mir über die neue JuWe-Forschungsabteilung F&E unterhalten. Wir treffen uns um 13.30 Uhr in der Central-Bar nahe beim Kaspar-Escherhaus.

Ich erzähle ihm nicht viel über die Umstände meines Ausscheidens als Amtschef JuV, immerhin aber genug, so dass er sich in seinen Vermutungen bestätigt sieht und nicht mehr an einen Abgang in völliger Harmonie mit der Justizdirektorin glaubt.

Er spricht die neue Forschungsabteilung an. Der Wunsch der Justizdirektorin und von Frank Urbaniok zeigt Wirkung: die neue Hauptabteilung F&E ist aus dem Schatten herausgetreten und wird nun tatsächlich wahrgenommen. Sebastian möchte wissen, wie F&E in der JI und im neuen JuWe positioniert sei. Wie weit nach meiner Einschätzung die wissenschaftliche Unabhängigkeit gewährleistet sei. Wie F&E entscheide, was beforscht werde. Wie diese Forschungen finanziert und die Qualität ge-

sichert werden. Wer die Auftraggeber und welche (politischen) Einflussnahmen möglich seien.

Ich stelle zum vornherein klar, dass meine Einschätzungen subjektiv gefärbt seien und ich sowieso nur sagen könne, was allgemein öffentlich bekannt sei bzw. dem Öffentlichkeitsprinzip unterliege. Sodann beginne ich damit zu erzählen, wie sich die Forschungs(haupt)abteilung überhaupt entwickelt hat. Bekanntlich hat alles mit der Übernahme der Chefarztposition des PPD durch Frank Urbaniok im Jahre 1997 begonnen. Sofort unternahm er grosse Anstrengungen, sich auch wissenschaftlich zu positionieren. Er lancierte einen wichtigen Modellversuch⁴⁹², entwickelte sein Ambulantes Intensiv-Programm AIP⁴⁹³, sodann eine erste Version von FOTRES. Er publizierte am Laufmeter und stellte immer wieder neue Praktikant:innen ein.

Ich habe schon andernorts erwähnt, dass ich gewisse Bedenken hatte und habe, dass ohne klare gesetzliche Regelung im JuV/JuWe eine grosse Forschungsabteilung aufgebaut wird. Dies ist m.E. gemäss kantonalem Organisationsrecht wohl eher

⁴⁹² Endrass, Urbaniok, Rossegger, Zürcher Forensik Studie, Zusammenfassung des Abschlussberichts zum Modellversuch: Therapieevaluation und Prädiktorenforschung (2000-2005), Zürich, 28. Februar 2007.

⁴⁹³ Vgl. Urbaniok, Stürm, Das Zürcher „Ambulante Intensiv-Programm (AIP) zur Behandlung von Sexual- und Gewaltstraftätern, Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 3/2006 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Für die fünfjährige Erprobung dieses Behandlungsprogrammes für therapierbare Sexual- und Gewaltstraftäter, den versuchsweisen Betrieb einer entsprechenden Spezialabteilung in der kantonalen Strafanstalt Pöschwies und dessen Auswertung wollte der Kantonsrat im April 1998 einen Rahmenkredit von Fr. 6'085'000 bewilligen. Gegen diesen Beschluss wurde von der SVP das Referendum erhoben. Die Abstimmung ging im November 1998 für die Justizdirektion verloren, weshalb neu der direkte Weg für die Errichtung einer Forensisch-Psychiatrischen Abteilung in der Pöschwies (FPA) beschritten wurde. Es liegt in den Eigenheiten der kantonalen Kompetenzordnung, dass die Stellenaufstockung für die FPA durch die Regierung allein beschlossen werden konnte. Ein grösserer Baukredit war nicht nötig, da eine schon bestehende Abteilung der JVA Pöschwies umgenutzt werden konnte. Der Kantonsrat hatte lediglich noch die Möglichkeit, dies über Budgetkürzungen zu verhindern, was vorliegend auch versucht wurde. Im Rahmen des Globalbudgets war aber eine entsprechende Position in der Höhe von 1 bis 2 Mio. Franken, die herausgestrichen wurde, im damaligen 150 Mio.-Globalbudget des JuV durchaus verkraft- bzw. kompensierbar. Ein Rahmenkredit wurde also nicht gesprochen, weshalb die Finanzierung direkt über das laufende Budget sichergestellt wurde.

Das Szenario, dass sich die SVP gegen die bessere Behandelbarkeit von Gewalt- und Sexualstraftätern wehrte, wiederholte sich 2004. Mit Behördenreferendum ergriff sie das Referendum gegen den Beschluss des Kantonsrates für den Neubau des Sicherheitstrakts Forensik des Psychiatriezentrums Rheinau mit dem Argument, es werde eine Luxuslinik für kriminelle Psychopathen für über 23 Mio. Franken erstellt. Diese Abstimmung verlor die SVP, und der neue Sicherheitstrakt, der alles andere als eine Luxuslinik ist, wurde im Sommer 2007 durch den neu gewählten Regierungsrat und Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger eröffnet.

Aufgabe der Bildungs- oder allenfalls der Gesundheitsdirektion. Ebenso habe ich ausgeführt, dass ich die Qualitätssicherung und Evaluation für JuV-eigene Programme, Therapien und Entwicklungen nicht nur für zulässig, sondern für absolut notwendig erachte. Die Forschung von F&E wird direkt über das laufende Budget finanziert.

Versuche von Kooperationen unserer Forschungsabteilung mit der Universität Zürich oder der PUK blieben im Anfangsstadium stecken. Frank war wohl nicht zu Unrecht der Ansicht, dass dies eine Einbahnstrasse sei: er müsste alles liefern, die Universitätsprofessoren würden sich seine Publikationen als bunte Federn an ihren eigenen Hut stecken, von der Universität würde kaum etwas zum PPD zurückfliessen. Eine klassische Win- (Universität), Lose-Situation (PPD bzw. Frank).

Frank Urbaniok hat viele herausragende Qualitäten. Er ist aber kein besonders guter Netzwerker. Er kümmert sich vor allem um sein eigenes Spinnennetz, welches er immer weiter ausbaut und in dessen Zentrum er sitzt. Mit anderen Spinnen vernetzt er sich kaum, er ignoriert oder frisst sie allenfalls auf.

Frank, der „Unabhängige“

Ich nahm Frank Urbaniok in seiner Position als Forscher immer als völlig unabhängig wahr. Dass er sich von irgendjemandem vor den Karren hat spannen lassen, kann nun wirklich nicht behauptet werden.

Was er beforschte, war für die JuV-Leitung und die JI meist nicht wirklich transparent, wenn man einmal von seinen Publikationen absieht. Ich habe mich einmal ein halbes Jahr lang darum bemüht, eine Zusammenstellung der Forschungsziele und -planung von Frank zu bekommen. Nach mehrmaliger Mahnung bekam ich schliesslich ein ca. sechsseitiges, ziemlich nichts sagendes Papier. Zahlen für den geplanten und effektiv eingesetzten Ressourceneinsatz ihrer Forschung waren ebenso wenig aufgeführt wie ein Fahrplan oder etwas Ähnliches. Ich insistierte nicht weiter, und ich liess Frank unguided gewähren, was man mir nun in der Tat als Führungsschwäche vorwerfen kann. Frank Urbaniok machte weiterhin wie schon immer, was er wollte, und das tat er unbestrittenermassen wirklich sehr gut.

Er wurde von der JI angehalten, im Rahmen eines Postulates einen Beitrag zur Situation der muslimischen Personen im Zürcher Justizvollzug zu liefern. Dieser

Bericht wurde Ende 2008 publiziert⁴⁹⁴. Später erhielt er von der JI den Auftrag, einen Evaluationsbericht zur Häuslichen Gewalt im Kanton Zürich zu erstellen. Er pokerte gut und erhielt dafür eine zusätzliche Personalstelle. Diese Publikation erschien 2012⁴⁹⁵.

Der Justizvollzug hat vom Alleingang von Frank Urbaniok, seinen Tätigkeiten und Forschungen sehr stark profitiert. Heute bin ich mir aber nicht mehr so sicher, ob dies nicht auch mit langfristigen Nachteilen verbunden ist.

Die universitär abgestützte Forensik, und damit meine ich nicht nur unsere PUK ZH, sondern auch andere an Universitäten angegliederte Forensische Forschungsabteilungen, kritisier(t)en die Lehre Urbaniok immer dafür, dass sie stationäre therapeutische Massnahmen auch ohne entsprechende Diagnose befürwortete. Die (fortbestehende) Gefährlichkeit des Straftäters war und ist für die Urbaniokianer das massgebliche Kriterium. Ich kann diese Diskussion hier nicht führen, ich bin zu wenig Fachmann. Aber auch der Laie kann den Eindruck bekommen, dass im Zürcher Modell die forensische Psychiatrie für etwas anderes gebraucht wird als es für die Humanmedizin sonst üblich ist. Diese dient nämlich hauptsächlich (ausschliesslich?) dem Patienten, unsere Forensik aber insbesondere auch der öffentlichen Sicherheit. Das fängt mit dem faktisch relativierten Arztgeheimnis zwischen PPD und Justizvollzug an, hört damit aber nicht auf.

Zwangstherapie?

Schon gemäss dem hippokratischen Eid ist ein:e Ärzt:in allein und ausschliesslich dem/der Patient:in verpflichtet. Die PPD-Psychiater:innen und -Psycholog:innen haben aber ein Doppelmandat, nämlich die Behandlung des Patienten sowie die Ablieferung von Berichten an die Vollzugsbehörden im Hinblick auf allfällige

⁴⁹⁴ Studie zur Stellung der muslimischen Bevölkerung im Kanton Zürich (Medienkonferenz mit Markus Notter vom 10.12.2008, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt, zum Strafvollzug im dortigen Video ab Minute 22); Studie zur Stellung der muslimischen Bevölkerung im Kanton Zürich, Teilstudie Straf- und Massnahmenvollzug, S. 131 ff., Universität Zürich, Institut für Politikwissenschaft, Zürich, 14. November 2008 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁴⁹⁵ Häusliche Gewalt im Kanton Zürich, Evaluation der polizeilichen Schutzmassnahmen im Kanton Zürich gemäss Gewaltschutzgesetz für den Zeitraum der Inkraftsetzung des Gesetzes vom 1. April 2007 bis 31. Dezember 2009, Amt für Justizvollzug, PPD, Zürich 19. April 2012 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Vollzugslockerungen. Dagegen wird vorgebracht, dies nütze dem Patienten und der Öffentlichkeit gleichermassen, es gebe also keine Pflichten- oder Interessenkollision. Ich habe aber genug Fälle gesehen, in welchem der Schutz der Öffentlichkeit zu Lasten des Patienten ging. Man wird sodann von Seiten des PPD einwenden können, es stehe so im Verhandlungsvertrag, welchen der Patient freiwillig unterzeichnet habe. Nur hat der Patient gar keine andere Wahl, als sich auf dieses „Therapiebündnis“ einzulassen. Denn dies ist seine einzige Chance für eine Vollzugslockerung. Von Freiwilligkeit kann deshalb je nach dem nicht wirklich die Rede sein, und man kann bis zu einem gewissen Grad nachvollziehen, wenn in diesem Kontext das Wort „Zwangstherapie“ im Raum steht.

Zu meinen Zeiten waren sich die Leitung von PPD und der JVA Pöschwies einig, dass jeder Häftling, der wegen eines Gewalt- oder Sexualdeliktes einsass, eine entsprechende Therapie brauche bzw. durchlaufen sollte. Dies unabhängig davon, ob ihn das Gericht zu einer ambulanten oder stationären Massnahme verurteilt hatte. Als Angebot des Vollzugs, dessen Annahme dem einzelnen Gefangenen überlassen wird, mag dies tatsächlich eine gute Idee sein. Es dürfte nämlich sehr viel Sinn machen, wenn sich der Verurteilte damit auseinandersetzt, wie es zu seiner Gewalttat oder seinem Sexualdelikt kommen konnte. Dies einfach zu verdrängen und auszublenden, dürfte keine gute Strategie sein, um einen künftigen Rückfall zu vermeiden. Der damit aufgebaute Druck, dass im Verweigerungsfall dem Gefangenen keinerlei Vollzugslockerungen und keine vorzeitige Entlassung gewährt werden, ist aber aus ethisch-medizinischer Sicht und wohl auch aus rechtlicher m.E. eher problematisch. Ich habe diese Thematik damals mit Frank Urbaniok und - nur am Rande - mit den JVA-Direktoren diskutiert, diese Praxis aber letztlich nie wirklich hinterfragt, weil sie mir unter den Titeln „Vermeidung von Rückfällen“ und „Opferschutz“ durchaus einleuchtete und als zielführend erschien. Dementsprechend habe ich auch keine Abkehr hiervon angestrebt.

Man kann einen Gefangenen sicherlich nicht dazu zwingen, bei einer psychiatrischen Behandlung mitzumachen. Zumindest fragwürdig ist es aber auch, wenn ihm die Vollzugsbehörden vor Augen führen will, dass seine Chancen auf eine vorzeitige Entlassung und vorgängige Vollzugslockerungen grösser wären, wenn er erfolgreich an einer Therapie mitwirkt, bzw. dass sie kleiner sind, wenn er sich einer Therapie

verweigert. Unbedenklich finde ich es, wenn der PPD den Verurteilten zu überzeugen versucht, dass seine Chancen auf ein deliktsfreies Leben durch eine Therapie verbessert werden. Das wird wohl jeder vernünftige Mensch einsehen müssen. Verurteilte, welche dies dennoch ablehnen, befürchten aber oftmals, dass ihnen eine solche Therapie erst recht zum Verhängnis werden könnte. Falls sich nämlich im Rahmen der psychiatrischen Behandlung ergeben sollte, dass die Rückfallgefahr vom Therapeuten als hoch eingeschätzt wird und dass sich diese durch die Therapie nicht entscheidend verringern lasse, so kann dies unter Umständen zu einer nachträglichen gerichtlichen Anordnung einer stationären therapeutischen Massnahme oder gar einer Verwahrung führen. Das liegt insbesondere auch daran, dass solche Therapien nicht dem Arztgeheimnis unterstehen, sondern zumindest die wesentlichen Erkenntnisse daraus den Vollzugsbehörden mit Behandlungsberichten zur Kenntnis gebracht werden. Gemäss Behandlungsvertrag, welchen der Gefangene – wie bereits dargelegt – unter Umständen aber nicht völlig freiwillig unterzeichnet hat, ist dies zulässig. Es verwundert deshalb nicht wirklich, dass es immer mehr Strafverteidiger gibt, die ihren Klienten strikt davon abraten, sich auf eine psychiatrische Behandlung oder eine ambulante oder stationäre therapeutische Massnahme einzulassen.

Das Misstrauen gegenüber dem PPD ist vielerorts gross. Es gibt Gefangene, die ihre Mitwirkung an einer Therapie davon abhängig machen wollen, dass sie durch eine:n Therapeut:in durchgeführt wird, welche:r nicht beim PPD arbeitet. Dies wird ihnen wiederum in der Regel verweigert, da die Therapeutenwahl kein Wunschkonzert sein kann. Lösbar ist eine solche Pattsituation am ehesten durch eine Versetzung des Gefangenen von der Pöschwies in eine andere JVA.

Man kann es drehen und wenden wie man will: Eine Vollzugsbehörde, die auf einen Verurteilten Druck macht, sich auf eine „freiwillige“ therapeutische Behandlung einzulassen, setzt sich dem Vorwurf aus, es handle sich um eine subtile Form von Nötigung, und wenn der Gefangene dann notgedrungen und nicht wirklich freiwillig mitmache, eben um eine Zwangstherapie. Die Jurist:innen des Justizvollzugs werden dagegen einwenden, dass gemäss § 20 Abs. 3 des Zürcher Straf- und Justizvollzugsgesetzes (StJVG) die verurteilte Person daran mitzuwirken habe, das Vollzugsziel zu erreichen. Und dieses sei eben nicht machbar, ohne dass ein wegen Gewalt- oder Sexualdelikte verurteilter Straftäter an dieser Problematik arbeite und

sich damit therapeutisch auseinandersetze statt sie einfach zu verdrängen. Das ist denn tatsächlich auch ein gewichtiger Aspekt für eine erfolgreiche Resozialisierung.

Obschon diese Argumentation an sich also durchaus einleuchtet, ist es fraglich, ob die Justizvollzugsbehörden ohne klare bundesrechtliche Vorgabe berechtigt sind, eine Therapie unter Androhung von Nachteilen für den Verurteilten einzufordern, wenn das Gericht eine solche nicht angeordnet hat. Hier geht es letztlich einmal mehr um die Frage, wer die Deutungshoheit bzw. das Primat für den Vollzug eines Urteils, seine Auslegung und Umsetzung hat: Das Gericht, welches durch sein Urteil gesprochen hat oder die Vollzugsbehörden bzw. die Psychiatrie, welche im Verlauf des Vollzugs die Defizite und Problemfelder eines Verurteilten am besten einschätzen können? Die juristische Antwort hierauf ist an sich klar: das Urteil ist das Mass aller Dinge. Es steht dem Justizvollzug und der Psychiatrie nicht zu, dieses zu hinterfragen, abzuändern oder zu ergänzen. Setzt sich der Justizvollzug hierzu in Widerspruch, so überschreitet er m.E. seine Kompetenzen. Ein bissiger Anwalt könnte allenfalls sogar behaupten, dies sei Amtsmissbrauch und Nötigung. Dies bezweifle ich allerdings, denn der Justizvollzug entscheidet über den angedrohten ernstlichen Nachteil, keine Vollzugslockerungen zu gewähren, nicht abschliessend. Seine Verfügungen können auf dem Rechtsmittelweg angefochten werden. Es lässt sich auch kaum der erforderliche Tatvorsatz erstellen, und § 20 Abs. 3 StJVG dürfte wohl auch einen Rechtfertigungsgrund abgeben. Mit einer gewissen Distanz bin ich zwischenzeitlich aber dennoch zur Ansicht gelangt, dass sich der Justizvollzug zusammen mit seinem PPD mit einer solchen Praxis sehr weit, m.E. zu weit aus dem Fenster hinauslehnt und sich dabei in gefährliche Nähe zu den Tatbeständen der Nötigung und des Amtsmissbrauchs begibt (auch wenn ich, wie dargelegt, der Meinung bin, dass diese Tatbestände nicht erfüllt sind)⁴⁹⁶.

Ich habe bereits weit vorn dargelegt, dass genau diese Problematik beim bekannten Bankräuber Hugo Portmann vorgelegen hat. Er hat sich stets einer therapeutischen Behandlung verweigert und dementsprechend wurden ihm keinerlei Vollzugslockerungen gewährt. Erst das Bundesgericht hat uns in dieser

⁴⁹⁶ Vgl. hierzu auch: Wer nicht mitmacht, bleibt drin. (Republik vom 26. April 2023; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Der von der erfahrenen Gerichtsreporterin Brigitte Hürlimann geschilderte Fall zeigt auf eindruckliche Weise, warum manche Leute von Zwangstherapie sprechen.

Vorgehensweise gestoppt. Hierauf kann niemand stolz sein, zumal sich Portmann zwischenzeitlich bereits seit mehreren Jahren in der Freiheit bestens bewährt.

Trennung von Therapie und Begutachtung

Ein weiteres schwieriges Kapitel: Nach der hergebrachten ärztlichen Ethik müsste man die Therapie völlig unabhängig und abgetrennt von der Berichterstattung zuhanden der Vollzugsbehörden organisieren. Die Berichterstattung, welche dem Einweiser die Entscheidungsgrundlagen im Hinblick auf die Vollzugsplanung liefern soll, ist eine gutachterliche Aufgabe im Auftrag und zugunsten der Vollzugsbehörde, der Begutachtete ist nicht Patient, Adressat oder Nutzniesser der Begutachtung, sondern Explorationsobjekt. Diese Aufgabe müsste eine andere Person als der Therapeut, welcher mit seinem Patienten in einer ganz besonderen und durch das Arztgeheimnis geschützten Beziehung steht, erfüllen. Daran ändert auch nichts, dass die therapeutische Berichterstattung oftmals zugunsten des Patienten ausfällt. Es gibt eben auch Fälle, wo sie dies nicht tut bzw. tun kann. Der Interessenkonflikt ist immanent.

Die hier postulierte Trennung ist für die Funktion des Therapeuten und der Vertretung der Psychiatrie für die sog. Fachkommission zur Beurteilung der Gemeingefährlichkeit ausdrücklich in Art. 62d Abs. 2 Strafgesetzbuch vorgeschrieben. Es ist nicht einzusehen, weshalb diese Bestimmung nicht generelle Gültigkeit haben soll.

Hin- und hergerissen

Man muss sich auch nicht wundern, dass bei einer geschlossenen stationären Massnahme gemäss Art. 59 Abs. 3 Strafgesetzbuch von einer kleinen Verwahrung gesprochen wird. Volkes Stimme und BLICK greifen manchmal mehr intuitiv (als systematisch korrekt oder wissenschaftlich) etwas auf, "spüren" etwas Wichtiges: Ist eine hauptsächlich aus Gefährlichkeitsüberlegungen angeordnete geschlossene Massnahme nach Art. 59 Abs. 3 Strafgesetzbuch in Wirklichkeit nicht doch eine Art "kleiner" Verwahrung? Urbaniok und seine Leute werden dieser Überlegung eloquent und letztlich auch mich wieder überzeugend entgegenhalten, es sei erwiesen, dass die von ihnen entwickelten stationären Therapien auch ohne Diagnose wirken, die Rückfallquote signifikant reduzieren, damit Opfer schützen und dem Massnahmenpatienten helfen.

Schliesslich hat die häufigere Anordnung von stationären Massnahmen nach Art. 59 Strafgesetzbuch zumindest einen auch aus meiner Sicht positiven Effekt: die ordentliche Verwahrung wird nur noch bei sog. aussichtslosen Fällen angeordnet. Diese Zahlen dazu sind robust und valide. Es gibt seit Einführung des revidierten Sanktionenrechts von 2007 deutlich weniger Verwahrungen.

Ich laviere zwischen den verschiedenen Positionen hin und her. Ich behaupte jedenfalls nicht mehr ganz so überzeugt und selbstsicher wie früher, das JuV bzw. JuWe mache seine Arbeit zusammen mit und dank dem PPD sowie F&E schweizweit mit Abstand am besten. Etwas mehr – untypisch zürcherische – Bescheidenheit würde wohl allen guttun. Tatsächlich, etwas spät, um diese - bei mir früher ansatzweise durchaus schon vorhandene - Erkenntnis offenzulegen.

Die Unabhängigkeit und ihr Preis

Einen Unterschied zwischen Frank Urbaniok und der neuen Führung F&E glaube ich darin auszumachen, dass Frank mit seinen Positionen und seinen Statements gerne auch immer wieder JI und Amtsleitung absichtlich oder zumindest eventualvorsätzlich provozierte, währenddem die Leitung der neuen Hauptabteilung F&E nach meiner Wahrnehmung vor allem auch gefallen möchte. Franks Haltung bot mehr Gewähr für wirkliche Eigenständigkeit und Unabhängigkeit. Er fürchtete(e) sich vor nichts und niemandem.

Sebastian Brändli formuliert dahingehend Bedenken, dass die universitäre Forschung vielfach wissenschaftlich eingebunden und von Beiräten und Evaluationsgremien begleitet und überwacht werde. Es sei unklar, ob die Forschung im JuV und JuWe dagegen möglicherweise bis zu einem gewissen Grad in einer Black Box ablaufe. Er will deshalb wissen, ob unsere Forschungsabteilung auch Nationalfondsprojekte durchführe. Dies gewährleiste vom Prozess her eine gewisse Qualitätsgarantie. Ich erinnere mich an kein NF-Projekt, kann dazu aber keine gesicherte Aussage machen. Zum Thema Qualitätssicherung ihrer Forschung könnten Frank und die Leitung F&E sicher viel beitragen, ich erinnere mich bloss an das wichtige Argument, dass alle Publikationen des PPD und jetzt von F&E ohne Ausnahme peer-reviewed seien. Das heisst gemäss Wiki, dass sie von unabhängigen Spezialisten aus dem Fachgebiet der Publikation begutachtet worden sind.

Ich erzähle Sebastian – auch das ist alles längstens öffentlich bekannt –, dass die Unabhängigkeit des PPD in Bezug auf sein psychiatrisches, ärztliches und psychologisches Kerngeschäft (Grundversorgung und Therapien) immer wieder kritisiert bzw. in Frage gestellt worden sei; so vom Nationalen und Europäischen Komitee zur Verhütung von Folter NKVF und CPT sowie von Santé Prison Suisse SPS. Es wird argumentiert, ein ärztlicher Dienst dürfe niemals in eine Justizvollzugsorganisation eingegliedert werden, sowieso nicht fachlich, aber auch nicht organisatorisch. Dies gefährde die ärztliche Unabhängigkeit bzw. gebe der Justiz zu grosse Einflussmöglichkeiten. Die fachliche Unabhängigkeit war aus meiner Sicht im Zürcher Modell der Integration des PPD und der Forschungsabteilung in das JuV de facto immer vollständig gewährleistet. Ressourcenmässig waren PPD und die heutige Hauptabteilung F&E aber immer stark vom Goodwill der Leitung des JuV und der JI abhängig und damit de iure nicht unabhängig. Bisher sind der PPD und F&E damit immer ausgesprochen gut gefahren. Im Prinzip ist die Kritik an den bestehenden Zuständen aber berechtigt. Eine Institution wie der PPD mit dem Auftrag der Behandlung und Therapie von Menschen gehört in ein Departement des Gesundheitswesens und nicht der Justiz.

Es ist zwar einzuräumen, dass – systemisch gedacht – die Integration des PPD in das JuWe viele praktische Vorteile hat und im günstigsten Fall eine überzeugende und nachhaltige Wirkung erzielt. Die Gesamtintegration im Justizvollzug verringert (unnötige?) Schnittstellen, Reibungsverluste, schafft Synergien, macht die Wege kurz. Zudem gilt es zu bedenken, dass der grosse Qualitäts- und Entwicklungsschub, welchen die Zürcher und deutschweizerische Forensik dank Frank Urbaniok erfahren hat, kaum in den festgefahrenen herkömmlichen Strukturen des Gesundheits- und universitären Wesens möglich gewesen wäre. Den nötigen Spielraum fand Frank im PPD der Justizdirektion vor, und er hat ihn vollumfänglich zugunsten des Gesamtsystems ausgenutzt. Auf der Strecke geblieben sind aber die ärztliche Unabhängigkeit und das Arztgeheimnis. Wenn dieses System zum Wohle des Patienten gut funktioniert, so werden alle zufrieden sein. Wenn es aber zu Schwierigkeiten kommt, so gibt es kaum eine Möglichkeit für eine unabhängige Aussensicht, was wiederum zulasten des Patienten geht. Und zudem: das System Urbaniok hat tatsächlich nur mit und dank Frank funktioniert. Mit seinem Ausscheiden aus dem PPD hat es sich m. E. definitiv überlebt.

Nachdem ich mich viele Jahre aus Utilitarismus einer Ausgliederung des PPD aus der JI bzw. dem JuWe widersetzt habe, sage ich also jetzt: PPD und F&E gehören nicht in die JI bzw. das JuWe, sondern in die Gesundheitsdirektion oder die PUK. Dies kann man mir als billige Revanche oder Stimmungsmache anlasten. Ich würde diesen Vorwurf verstehen, und dennoch muss ich jetzt endlich sagen, was ich schon lange in meinem Innersten gedacht habe. Man möge deswegen den (Äskulap-)Stab über mir brechen.

Die Unterhaltung mit Sebastian dauert wohl eine gute Stunde. Für ihn ist es darum gegangen, sich ein persönliches Bild von der Situation zu verschaffen. Ein aktueller Anlass besteht soweit ersichtlich nicht. Die Anpassung der Justizvollzugsverordnung, mit welcher die neue Hauptabteilung F&E ins Organisationsrecht des Regierungsrates überführt worden ist, ist bereits vom Regierungsrat beschlossen worden.

Sebastian Brändli wird Ende Mai 2020 ordentlich pensioniert.

Exkurs: Gesundheit im Justizvollzug⁴⁹⁷

Auch im somatischen Bereich stellt sich die Frage nach der Unabhängigkeit des ärztlichen Dienstes in Gefängnissen. In der JVA Pöschwies ist der Arztdienst unter Leitung von Dr. Thomas Staub organisatorisch direkt in ihrem Stellenplan eingegliedert. Fachlich sind diese Ärzte natürlich unabhängig bzw. nur der Fachaufsicht des kantonsärztlichen Dienstes unterstellt. Ihr grosses Engagement für die Insassen liessen auch niemals nur den geringsten Zweifel an ihrer Unabhängigkeit aufkommen⁴⁹⁸. In unseren anderen Gefängnissen waren traditionell die Bezirksärzte tätig. Es ist mit der Zeit aber immer schwieriger geworden, Ärzt:innen zu finden, die bereit sind, diese teilweise eher undankbare Arbeit zu übernehmen. Das JuV ist deshalb dazu übergegangen, mit Ärzteorganisationen wie SOS AERZTE Leistungsvereinbarungen abzuschliessen. Dies kommt tendenziell zwar etwas teurer als die

⁴⁹⁷ Vgl. hierzu auch: Gesamtbericht über die schweizweite Überprüfung der Gesundheitsversorgung im Freiheitsentzug durch die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter (2018/2019) vom 14. November 2019; Fokus: Gesundheit im Strafvollzug (info bulletin des Bundesamtes für Justiz vom August 2005); beide Publikationen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁴⁹⁸ Vgl. Krank im Knast, Aus dem Alltag eines Gefängnisarztes, in: SRF 1, Puls vom 27.02.2012 (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

bisherige Zusammenarbeit mit einzelnen Arztpraxen, bietet aber grössere Planungs- und Versorgungssicherheit.

Viele Gefangene (insbesondere natürlich Kriminaltouristen) verfügen über keine Krankenversicherung. Deshalb hat sich immer wieder die Frage nach der Finanzierung von ärztlichen Leistungen gestellt. Teilweise wurden dazu vor allem auch mit ausserkantonalen Einweisern unwürdige und schon schon fast menschenverachtende Diskussionen geführt. Unser eigener Arztdienst hat sich zu Recht immer vehement dafür eingesetzt, dass nötige und unaufschiebbare ärztliche Leistungen sofort und unabhängig von einer Kostengutsprache erbracht werden. Ich habe ihn darin immer unterstützt. Eventuell bleibt am Schluss der Zürcher Justizvollzug auf diesen Kosten sitzen, alles andere ist aber nicht verantwortbar und wäre allenfalls auch unter strafrechtlichen Aspekten (Unterlassene Hilfeleistung) zu würdigen. Ich persönlich bin der Meinung, dass es zur Sicherstellung einer angemessenen ärztlichen Versorgung der Gefangenen am besten wäre, wenn nach Abzug von Krankenkassenleistungen sämtliche Kosten vom Justizvollzug getragen würden. Die Streitereien zwischen Einweisern, Anstalten und Sozialbehörden sind eines humanitären Rechtsstaates schlicht unwürdig und gehen schlimmstenfalls zulasten der Patienten.

Auch hier gilt grundsätzlich: drinnen wie draussen. Dieser Grundsatz führt allerdings auch dazu, dass sich Insassen im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten an den Gesundheitskosten beteiligten müssten (Versicherungsprämien, Franchise, Selbstbehalt etc.). Dass dies im Vollzug nur sehr eingeschränkt möglich ist, dürfte klar sein. Teilweise wird aber nur schon der kleinste Versuch in dieser Richtung insbesondere von den Justizvollzugseinrichtungen vehement bekämpft. Beispielsweise werden einem Insassen für einen Arztbesuch fünf Franken verrechnet. Damit will man verhindern, dass ein Insasse, der nicht zur Arbeit gehen will, sich einfach für einen Arztbesuch anmeldet. Ich finde nach wie vor, dass mit dieser Regelung der richtige negative Anreiz geschaffen worden ist. Die Vollzugseinrichtungen machen geltend, man demotiviere die Insassen, wenn man auf ihr Pekulium⁴⁹⁹ greife. Die Gefangenen müssen aber lernen, dass eine gute ärztliche Versorgung nicht einfach gratis ist.

⁴⁹⁹ = Arbeitsentgelt der Gefangenen

Die zahnärztliche Grundversorgung ist im Justizvollzug natürlich ebenfalls sicherzustellen. Nicht finanziert werden teure Gebissanierungen. Letztlich geht es darum, die Biss-Fähigkeit zu erhalten. In verschiedenen Gefängnissen gibt es hierfür zahnärztliche Einrichtungen. Dieser „Luxus“ hat auch schon zu kantonsrätlichen Anfragen geführt⁵⁰⁰.

Ganze Handbücher füllt die Regelung der verschiedensten Fragen in Zusammenhang mit der Kostentragung und -aufteilung zwischen Krankenkassen, Sozialbehörden und Einweisern⁵⁰¹. Früher haben wir im Zweifelsfall einfach bezahlt. In den letzten Jahren wurde hierzu in den BVD ein umfassendes Wissen aufgebaut.

Immer wieder hat uns die Frage beschäftigt, welche medizinischen Abklärungen beim Gefängniseintritt getätigt werden müssen. Eine sofortige umfassende medizinische Abklärung durch einen Arzt ist mit den bestehenden Kapazitäten nicht zu bewältigen. Unser Personal hat aber genügend Erfahrung, um dringenden ärztlichen Handlungsbedarf zu erkennen. Viele Gefängnisse verfügen zudem über einen eigenen Gesundheitsdienst mit gut qualifiziertem medizinischem Personal. Eine vertiefte ärztliche Untersuchung kann zudem überall zeitnah nach dem Eintritt erfolgen. Heikel ist aber insbesondere, allfällige ansteckende Krankheiten sofort zu erkennen, z.B. Tuberkulose oder Aids. Hierzu werden nötigenfalls Tests eingesetzt. Grössere Probleme hatten wir damit zu meinen Zeiten glücklicherweise nie. Jetzt mit Corona sieht sich JuWe mit ganz anderen Herausforderungen konfrontiert. Meines Wissens wurde für alle neu eintretenden Insassen das Gefängnis Horgen als Eintrittsstation eingerichtet, aus welchem sie erst nach Ablauf einer Quarantäne-Zeit in ein anderes Gefängnis versetzt werden.

⁵⁰⁰ Anfrage KR-Nrn. 40/1997 und 262/1997 (Zahnarztpraxis im Flughafengefängnis Kloten), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁵⁰¹ Sozialhilfe – Behördenhandbuch des Kantons Zürich (Version vom 31.3.2021); Schnittstelle Justizvollzug – Sozialhilfe, Schlussbericht der eingesetzten Arbeitsgruppen zuhanden der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektor:innen und der Kantonalen Sozialdirektor:innen sowie der Geschäftsleitung der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (2015); Beschluss der Justiz- und Polizeidirektor:innen der Lateinischen Schweiz vom 8. November 2018 über die Beteiligung der gefangenen Personen an den Gesundheitskosten; Gesundheit im Freiheitsentzug, Rechtsgutachten von inhaftierten Personen ohne Krankenversicherung (Schweizerisches Kompetenzzentrum für Menschenrechte, Jürg Künzli und Florian Weber, Bern 2018); Finanzierung medizinischer Leistungen im Gefängnis, Stellungnahme der Zentralen Ethikkommission der SAMW (Schweizerische Ärztezeitung vom 6.3.2019); alle Publikationen sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Für Spitaleinweisungen aus geschlossenen Anstalten und Gefängnissen braucht es ein gesichertes Setting. In Notfällen kann auch eine Überführung in ein normales Spital erfolgen, dann braucht es aber eine Tag- und Nachtüberwachung durch die Polizei. Ansonsten steht die Bewachungsstation des Inselspitals Bern zur Verfügung. Ich selber habe immer wieder bedauert, dass der Kanton Zürich keine eigene Gefängnisabteilung in die Spitalplanung aufgenommen hat. Es gab hierzu ab und zu parlamentarische Vorstösse, die aber stets abgeschmettert wurden⁵⁰². Der Grund hierfür ist mir nie ganz klar geworden. Sowohl das Universitätsspital Zürich als auch das Triemlispital schienen grundsätzlich nicht abgeneigt zu sein, eine solche neue Dienstleistung zu erbringen, zumal eine gute Belegung und hohe Tarife in Aussicht stehen. Einige wichtige key player im Schweizerischen Justizvollzug haben hier aber stets wirksam ein gemeinsames Lobbying zugunsten der Bewachungsstation in Bern betrieben; wohl eher zum Schaden des Zürcher Justizvollzugs, der hierfür sehr viel Geld ausgibt und noch mehr Transportfahrten finanzieren muss.

Zollstrasse 36, Digital Solutions

Die IT der JI, neu Digital Solutions genannt, logiert nicht mehr im Kaspar Escher-Haus, sondern an der Zollstrasse 36 im selben Gebäude wie das kantonale Amt für Informatik (Afi). Anschliessend an mein Treffen mit Sebastian Brändli gehe ich wegen meiner Lotus Notes Produkte, E-Mail und Kalender, die nicht mehr funktionieren, dorthin. Der zuständige Spezialist Ivo Blöchliger vermutet einen Zusammenhang mit der Neubenennung JuWe, die sich auch in Mail-Adressen niederschlägt. Die an sich vollautomatisierten Anpassungen sind offenbar nicht überall in meiner IT-Welt angekommen.

So holt mich um 15.00 Uhr Ivo Blöchliger am Eingang ab. Er ist seit 1995 in der IT der JI tätig, ein alter Hase also, der offenbar dieses Jahr sechzig wird. Eine Stunde lang turmt er in irgendwelchen Programmierbereichen meines Laptops herum. Ich kann nur hoffen, dass es irgendwann wieder funktioniert. Ivo kommt nämlich oft nicht weiter und versucht dann wieder etwas Anderes. Am Schluss meint er zu mir, nun sei alles in Ordnung. Ich möchte aber zuerst ausprobieren, ob ich wieder Mails verschicken

⁵⁰² Vgl. z.B. Postulat KR-Nr. 272/1995 (Errichten einer Bewachungsstation für Inhaftierte in einem Zürcher Spital), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

kann, diese auch wirklich ankommen, und ob ich auch wieder Mails empfangen. Tatsächlich, leider: es funktioniert noch immer nicht. Ein weiterer Besuch Ivos im IT-Nirwana beseitigt auch dieses Problem, und jetzt scheint alles endlich wieder in Ordnung zu sein.

Ivo Blöchliger, Fredi Steiner und Matthias Scheitlin haben rund 20 Jahre mit Renato Widmer, dem ehemaligen IT-Chef zusammengearbeitet. Ich selber war von 1994 bis 2004 als Generalsekretär Renatos Vorgesetzter. Ich habe ihn sehr gut kennen und schätzen gelernt.

Nach drei Jahren verlässt uns Renato Widmers Nachfolger bereits wieder. Er verkündet, dass er bei seinem Abgang ungefähr 60% seiner Ziele für die IT JI erreicht haben werde. Ich mag ihn recht gut, er ist ein frischer und sympathischer Kerl. Mangelndes Selbstwertgefühl ist nicht sein grösstes Problem.

Als er sich bei mir erstmals vorstellte, wollte er mir die JI und die kantonale Verwaltung neu erklären. Wir gerieten aneinander, als er die grossen Projekte seines Vorgängers Renato Widmer plötzlich zur Sache des JuV erklärte. „Das liebe ich!“ erwiderte ich ihm, „Zuerst die Projekte an die Wand fahren und dann den Trümmerhaufen zu meiner Sache erklären.“ Dieser Stil blieb dann auch in den nächsten zwei Jahren Programm: schwierige Projekte mit Crashpotential wie z.B. die Einführung von SAP wurden Projekte der Ämter. Das Stichwort SAP gibt mir immerhin die Gelegenheit zu erwähnen, dass die SAP-Einführung nur dank des grossen Einsatzes meines Stabschefs und von Thomas Noll im JuV recht gut gelungen ist.

Einfach umsetzbare, aber teure Dinge wie Hardware-Beschaffungen nahm der neue IT-Chef rasch an die Hand, und er konnte so erste Erfolge für seine Digital Solutions verbuchen. Das oberste Kader erhielt endlich iPads. Software-Anpassungen, die offenbar für die Anwendung von Word auf dem iPad notwendig wären, sind aber bis dato (1. Quartal 2020) noch nicht erfolgt. So schreibe ich z.B. Texte im Notizenbereich meines iPad und kopiere ihn dann in meinem PC in ein Word-Dokument. Ebenso wenig hat die IT eine Solution dafür geliefert, dass das Dokumentations- und Informationssystem Connect auf unsern iPhones installiert werden kann. Auf den iPads hat Connect seltsamerweise von Anfang an bestens funktioniert.

Ein alter Weggefährte

Renato Widmer war über 25 Jahre lang für die IT der Justizdirektion und dann der Direktion der Justiz und des Innern verantwortlich. Er war in vielem das pure Gegenteil seines Nachfolgers. Er wirkte stets etwas schroff und war kein Sympathieträger. Er war wortkarg, aber ein Macher. Was er an die Hand nahm, funktionierte meistens schnell und gut. Er versprach in der Regel weniger als er einhielt. Mit harter Hand verhinderte er, dass ein IT-Wildwuchs in unserer sehr heterogenen Direktion entstand. Zwar war Kundenfreundlichkeit definitiv nicht seine Kernkompetenz, man konnte sich aber meist auf ihn verlassen.

Die Eigenentwicklung RIS, das Rechtsinformationssystem für die Strafverfolgungsbehörden und den Justizvollzug hat immer funktioniert, das Nachfolgeprodukt RIS 2 leider nicht wirklich. Das lag einerseits möglicherweise daran, dass Renato Widmer tatsächlich zu lange auf eine veraltete Technologie gesetzt hatte. Es ist m.E. aber vor allem auch darauf zurückzuführen, dass Renato mitten in der heiklen Einführungsphase von RIS 2 kaltgestellt und abgelöst worden ist. Es gab niemandem mehr, der ein wirkliches Interesse am Erfolg dieses Grossprojektes gehabt und sich dafür eingesetzt hätte. Und da sich - wie bei solchen Projekten üblich - grössere Kostenüberschreitungen abzeichneten, stoppte Jacqueline Fehr die Einführung von RIS 2 für das JuV. Das war wohl ein vernünftiger und pragmatischer Entscheid. Dass damit aber auch nur ein einziger Franken eingespart werden kann, ist zu bezweifeln. Kredittechnisch war es aber eindeutig ein kluger Schachzug. Das RIS 2-Projekt konnte noch einigermaßen im vorgegebenen Kostenrahmen abgeschlossen werden. Allerdings konnte damit wohl weniger als die Hälfte des ursprünglichen Projektumfanges realisiert werden, und der sehr grosse JuV-Teil muss nun im Rahmen eines neuen, zusätzlich budgetierten Projektes geplant werden. Das steht aber auf einem anderen Blatt.

Das Nachfolgeprogramm von RIS hätte ursprünglich 2016 produktiv werden sollen. Zwischenzeitlich hat Generalsekretärin Jacqueline Romer das neue Produkt Juris im Rahmen einer gross angelegten Submission evaluiert. Juris ist ein in vielen Kantonen eingesetztes Geschäftsverwaltungs-Standardprodukt, welches „intelligent an die Bedürfnisse des Justizvollzuges angepasst werden soll.“ Gleichzeitig, aber unabhängig davon „läuft“ (eher stockt) das gesamtschweizerische Grossprojekt HIS

(Harmonisierung Informatik Strafjustiz). Von Harmonisierung noch weit und breit keine Spur (mein Stand Anfang 2020)⁵⁰³.

Die Digitalisierung der Verwaltung im Allgemeinen sowie der Strafjustiz und des Justizvollzugs im Besonderen wird immer wieder gross thematisiert, ist eines der wichtigsten Legislaturziele des Bundesrats, der Zürcher Regierung, von Jacqueline Fehr und ihrer speziell mit diesem Thema beauftragten Generalssekretärin Jacqueline Romer. Echte Fortschritte kann ich nicht ausmachen, dafür bin ich aber wohl auch zu weit und schon zu lange weg. Ich selber wäre damit völlig überfordert gewesen und hätte mich hundertprozentig auf gute Fachleute verlassen müssen. So wie ich es immer auch bei Renato Widmer gemacht habe.

Ich habe nur zwei Dinge gelernt, die ich mantramässig bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wiederholt habe: Erstens: IT ist Chefsache. Zweitens: Wir brauchen in der Strafjustiz durchgehende und medienbruchfreie Prozesse. Aha.

Ich lernte Renato Widmer 1989 kennen, als ich als Stellvertreter des ersten Gerichtsschreibers des Bezirksgerichts Zürich im Projektteam für die Renovation des Bezirksgebäudes Zürich (Bezirksgericht, Bezirksanwaltschaft und teilweise Bezirksgefängnis Zürich) mitwirkte. Renato war schon damals nicht sehr beliebt. Er wurde aber für die Justizdirektion fast unersetzlich und dehnte seinen Einflussbereich immer weiter aus: zur IT kamen die Finanzen, das Bauwesen und auch das Personal. Erst im Rahmen der Zusammenlegung der Justizdirektion und der Direktion des Innern wurde ein eigenes Personalwesen geschaffen. Susanna Stähelin wurde die erste Personalchefin der JI.

Renato Widmer brachte es immer wieder fertig, auch grosse Vorhaben sehr niederschwellig zu lancieren und umzusetzen. Oft berief er sich dabei auf einen Entscheid von Markus Notter, der aber selten schriftlich vorlag. Meistens war es so, dass Renato dem Justizdirektor oder mir von irgendeiner Planung erzählte und wenn wir keinen

⁵⁰³ Vgl. hierzu auch: „Den digitalen Wandel im Justizvollzug steuern“ sowie „Ein wichtiger Schritt in die Zukunft; beide Artikel erschienen in prison-info 1/2021 (S. 6 ff. und S. 14 ff.), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Widerspruch erhoben, dies als zustimmenden Entscheid interpretierte. Er nahm es auch mit den Submissionsvorschriften nicht besonders genau, was damals aber gang und gäbe war. Letztlich wurde ihm dies später zum Verhängnis, als die Finanzkontrolle in Zusammenhang mit finanzrechtlichen Ungereimtheiten bei der Entwicklung von RIS 2 seine Geschäfte über viele Jahre zurück näher untersuchte.

Submissionen: früher keine, heute à gogo

Noch vor zehn Jahren wurde das Submissionsrecht in der kantonalen Verwaltung häufig umgangen. Heute ist es zu einem richtigen Klotz am Bein der Verwaltung geworden. Eigentlich müssten wir in der JVA Pöschwies sogar für den Mehleinkauf eine Submission durchführen, rein von der Menge und den Kosten her gesehen. Heute werden anders als früher bei Erreichen der Schwellenwerte ziemlich konsequent Submissionen durchgeführt oder zumindest Ausnahmetatbestände ausgewiesen. Mit einer einmaligen Submission ist es aber natürlich nicht getan, alle paar Jahre muss sie erneut durchgeführt werden.

Eine der ersten grossen Submissionen im JuV wurde für Electronic Monitoring (EM), die elektronischen Fussfesseln für Gefangene, durchgeführt. Victor Gähwiler leistete hier als Projektverantwortlicher für das JuV Pionierarbeit⁵⁰⁴. Mit seinem sicheren Gespür für gute Leute hatte er mit der phantastischen Jana Smutny die richtige Frau

⁵⁰⁴ Während andere Kantone schon früh EM in einem Modellversuch erprobten, verhielt sich der Kanton Zürich und mit ihm das Ostschweizerische Strafvollzugskonkordat EM gegenüber stark zurückhaltend (vgl. hierzu Medienmitteilung zur Frühjahrssitzung der OSK vom 12.4.2002, Link auf meiner Website). Es wurde argumentiert, mit der Gemeinnütziger Arbeit und der Halbgefangenschaft habe man bessere Vollzugsarten für das fragliche Tätersegment zur Verfügung. Mir selber hat nie eingeleuchtet, dass das JuV an der Entwicklung dieser Vollzugsart nicht beteiligt sein wollte. Auch EM gehört in den „Instrumentenkoffer“, und wenn rundherum EM ausprobiert wird, sollte Zürich nicht aussen vor stehen, sondern dafür besorgt sein, dass die Entwicklung in die richtige Richtung geht. Für mich war es zudem immer wichtig, dass für EM auch zusätzliche flankierende Massnahmen wie Echtzeitüberwachung, aber auch begleitende Sozialarbeit erprobt werden. Markus Notter, der immer damit gescherzt hatte, dass es doch keine ernsthafte Vollzugsform sei, zuhause mit einer Fussfessel zwischen Fernseher und Kühlschrank hin- und herzupendeln und mit seiner ständigen Anwesenheit den Rest der Familie zu nerven, hat sich schliesslich überzeugen lassen. Zürich machte ab 2011 mit, und Martin Graf hat das Projekt dann stark unterstützt. Das Zürcher Projekt hat sich derart gut entwickelt, dass es als gesamtschweizerische (Übergangs-)Lösung zur Verfügung steht. Zu meinen aktiven Zeiten war noch geplant, dass das gesamtschweizerische Projekt irgendwann einmal vom Kanton Jura betrieben würde. Was hier geplant ist, weiss ich nicht. EM ist in den letzten Jahren aber auch im Bereich der Ziviljustiz sowie der häuslichen Gewalt eine immer wichtiger werdende Technologie geworden (Vgl. z.B. „Erhalten von Partner bedrohte Zürcherinnen bald Schutz per GPS?“, in: Tagesanzeiger vom 5. März 2023; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

für die komplexe Projektleitung EM ausgewählt⁵⁰⁵. Jana war von ihm als wissenschaftliche Mitarbeiterin für den Stab GKZ angestellt worden und wechselte auf Grund ihrer ausserordentlichen Fähigkeiten in das Projektteam der BVD.

Ein neueres Beispiel für eine gelungene Submission ist der Einkauf externer Sicherheitsdienstleistungen. Schliesslich hat die Delta AG den Zuschlag erhalten. Ein anderes Beispiel ist die Vergabe für die Produktion und den Einkauf von Hemden, Hosen und Jacken für die Uniformen unserer Aufseher:innen.

Auch in vielen anderen Bereichen des Justizvollzugs wären Submissionen wohl nötig, z.B. bei der Vergabe von externen ärztlichen Dienstleistungen für unsere Insassen, für die Testung von Urinproben auf Drogenkonsum hin, für den Einkauf für unsere Gefängniskioske etc. Eigentlich müsste das JuV mindestens eine:n oder zwei vollamtliche Spezialist:innen für das Submissionswesen einstellen. In der Vergangenheit handelten wir immer von Fall zu Fall. Die Submission für externe Sicherheitsdienstleistungen führten wir auf höchstem Niveau durch. Ein eher niederschwelliges Submissionsverfahren machten wir für die Uniformhemden unserer Aufseher:innen. Beide Submissionen erreichten ihr Ziel. Neben der Auswahl des besten Produktes bzw. der besten Dienstleistung ist es letztlich immer am wichtigsten, dass keine Submissionsbeschwerden eingehen. Im Falle der Vergabe unseres Geschäftsverwaltungssystems an Juris betrug der Zeitverlust bis zur (für uns positiven) Erledigung einer Submissionsbeschwerde durch das Verwaltungsgericht ein Jahr. Das Nachfolge-Produkt von RIS dürfte auch im Jahre 2022 noch nicht betriebsbereit zur Verfügung stehen⁵⁰⁶.

⁵⁰⁵ Vgl. hierzu auch: Kanton Zürich erprobt Electronic Monitoring (Medienkonferenz vom 10. März 2014), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁵⁰⁶ Dies wird durch den Bericht der Geschäftsprüfungskommission des Kantonsrates vom 4. März 2021 über ihre Tätigkeit von März 2020 bis Februar 2021 bestätigt (KR-Nr. 39/2021). Die Standardapplikation Juris soll nämlich durch ein neues Entwicklungsprojekt Juris X abgelöst werden. Damit hat sich die Ausgangslage für den Zuschlag für Juris im Rahmen des Submissionsverfahrens aber grundlegend verändert. Eigentlich müsste das Submissionsverfahren wiederholt werden. Damit ist mit weiteren erheblichen Verzögerungen und Risiken zu rechnen (vgl. hierzu den GPK-Bericht S. 37 ff. und NZZ vom 16.8.2021: 13 Jahre für nichts? Wie ein millionenteures IT-Projekt die Zürcher Behörden zur Verzweiflung treibt; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Der Geschäftsbericht vom 2. März 2023 befasst sich erneut mit dem Projekt «Fachapplikation JuV», welches nun neu Elektronische Fallführung (ELFA) heisst. Bereits hat es wieder Verzögerungen gegeben. Nach einer noch nicht

Ohne Zweifel: zu Renato Widmers Zeiten wäre alles viel schneller gegangen. Und das Resultat hätte sich sehen lassen können. Offenbar protestiert aber niemand.

Und plötzlich ist nichts mehr recht, I.

Nach über 25 Jahren also wurde Renato Widmer von heute auf morgen wie eine heisse Kartoffel fallen gelassen, obwohl alle seine Vorgesetzten bis zu Moritz Leuenberger zurück (mich inklusive) sich immer im Klaren waren, wie Renato geschäftete. Man liess ihn gewähren. Und er machte es gut.⁵⁰⁷ Profitiert haben wir alle davon, auch die kantonale Verwaltung und nicht zuletzt die kantonalen Finanzen. Die damaligen Kennzahlen belegen, dass Renato Widmer stets für eine kostengünstige und gut funktionierende IT gesorgt hatte. Plötzlich war nichts mehr recht. Da Renato bis zuletzt kein Sympathieträger geworden war, erwies er sich als geeignetes Bauernopfer. Ich kann mir vorstellen, wie er sich gefühlt haben muss, als er kurzfristig plötzlich kaltgestellt worden ist. Eine weitere Parallele zu mir ist, dass er nachher „Kirchenmann“ (im Aargauischen) geworden ist. Ich habe den Eindruck, dass er sich zwischenzeitlich mit seiner Situation versöhnt hat, zumal Regierungsrat Martin Graf und Generalsekretär Christian Zünd, welche er wohl beide für seinen rasanten Abgang verantwortlich macht, nachher die JI ebenfalls unfreiwillig verlassen haben.

Renato konnte sich immer auf ein langjähriges und bestens eingespieltes Kernteam abstützen. Fredi Steiner, sein Stellvertreter, hielt das JI-IT-Schiff stets auf Kurs, Matthias Scheitlin blieb zuverlässig für diverse wichtige Applikationen Hauptverantwortlicher.

Renato Widmers Nachfolger verlässt die JI also bereits nach drei Jahren Ende Mai 2020, gleichzeitig mit mir. Das ist auch in einem schnelllebigen Berufsumfeld wie der IT definitiv nicht lang genug, um seine Leistungen beurteilen zu können. Die

«belastbaren» Planung soll die Einführung ab Oktober 2024 erfolgen (GPK-Bericht 2022/2023 S. 33 ff.; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁵⁰⁷ Ende November 2022 wurde öffentlich bekannt, dass die IT-Abteilung der Justizdirektion von 2006 bis 2013 ausgediente Computer offenbar unter Missachtung sämtlicher Datenschutzbestimmungen unsachgemäss und unprofessionell durch einen externen Dienstleister hat entsorgen lassen (nähere Ausführungen zu diesem «Datenleck-Skandal» siehe im 2. Teil meiner Erinnerungen).

Generalsekretärin lobt ihn zwar sehr in ihrem Mail und kündigt eine noch ausführlichere Würdigung seines Wirkens an. Neben dem negativen Aspekt seines frühzeitigen Abgangs sieht sie es als besonders positiv an, dass „wir als staatliche Organisation durchaus auch Etappe in beruflichen Karrieren sein können.“ Nicht Endstation kantonale Verwaltung also. Einiges dazulernen können wir von ihm auf jeden Fall im Selbstmarketing.

Renato Widmer hat es viele Jahre lang verstanden, die IT der Justizdirektion vom Rest der kantonalen Verwaltung abzuschotten und sich selber so eine ziemlich exklusive Stellung zu sichern. Die Justizdirektion benutzte z.B. nicht die Word-Produkte, sondern das exotische Amipro, für welches Renato keine Lizenzgebühren zahlen musste. Die Lotus Notes-Palette, die er in unserer Direktion einführte, bewährte sich derart gut, dass sie die ganze kantonale Verwaltung übernommen hat.

Ich kann mich nur an einen einzigen Fall erinnern, in welchem Renato Widmer seine Zusicherung, ein unvorhergesehener Totalausfall der IT werde nie länger als einen Arbeitstag dauern, nicht einhalten konnte. Bei Bauarbeiten auf dem Gelände der Universität Irchel im März 2014 durchtrennte ein Bagger versehentlich einen dicken IT-Kabelstrang. Die halbe kantonale Verwaltung war für eine Woche lahmgelegt. Mich wundert auch heute noch, dass dieses Problem nicht rascher gelöst werden konnte. Offenbar waren in diesem Kabelstrang aber Dutzende von Leitungen eingewickelt, welche mühsam identifiziert und über eine längere Strecke ersetzt werden mussten.

Und plötzlich ist nichts mehr recht, II.

Einen ähnlichen beruflichen Abgang wie Renato Widmer blieb auch seinem guten Kollegen und Freund Michael Gwelessiani, dem ehemaligen langjährigen Chef des Handelsregisteramtes, nicht erspart. Michael hatte gerade das Handelsregisteramt übernommen, als ich 1994 Generalsekretär geworden bin. Vorher hatte er schon längere Zeit als Jurist auf dem Generalsekretariat der Justizdirektion gewirkt. Er und sein Amt machten als allererste bei WiF! (Wirkungsorientierte Verwaltungsführung) mit und führten das Globalbudget ein. Auch in Sachen Digitalisierung der Geschäftsprozesse war das HRA führend und seiner Zeit voraus. Das HRA war im Übrigen immer die Milchkuh der JI und ein Aushängeschild für ein dienstleistungsorientiertes

kantonales Amt. Michael kann auf eine sehr erfolgreiche Zeit als Chef des Handelsregisteramts zurückblicken. Er war auch als Fachperson allseits anerkannt. Obwohl er sein Amt bisher immer gut geführt hatte, drehte sich plötzlich der Wind und nichts war mehr recht. Schliesslich wurde er eher unschön abgesägt, und er verliess nach vielen Jahren treuer und engagierter Tätigkeit die kantonale Verwaltung. Wie bzw. wann sein Niedergang angefangen hat, weiss ich nicht genau. Es fehlen mir wohl einige relevanten Informationen dazu. Von der Seitenlinie aus sieht oftmals Vieles anders aus als es ist. Vielleicht hat er sich bei der Direktion unbeliebt gemacht, weil er sich gegen den Umzug seiner Amtsstelle vom wunderschönen Standort am Schanzengraben an einen anderen Ort gewehrt hat. Nach dem Wechsel von Markus Notter zu Martin Graf konnte er immerhin erreichen, dass ein besserer neuer Standort als ursprünglich geplant den Zuschlag erhielt. Vielleicht war er nach so vielen Jahren als Amtschef auch nicht mehr aufmerksam genug, um zu merken, dass die interne Zufriedenheit nicht mehr gleich gross war wie früher. Ich weiss von mir selber und es ist auch nicht weiter verwunderlich, dass es mit der Zeit einfach Abnützungserscheinungen gibt. Leute, die er jahrelang gefördert hatte, gingen auf Distanz und am Schluss stand er ziemlich allein da. Ihm drohte die dienstliche Bevormundung durch die JI. Er wählte lieber den vorzeitigen Rücktritt. Ob mir das irgendwie bekannt vorkommt?

Alles war recht, aber..., III.

Generalsekretär Christian Zünd, der an den Abgängen von Renato Widmer und Michael Gwelessiani beteiligt war, ereilte dasselbe Schicksal kurze Zeit später im Jahre 2015. Er war guter Dinge, als klar wurde, dass Jacqueline Fehr die Direktion der Justiz und des Innern übernehmen würde. Ursprünglich hatte er befürchtet, Silvia Steiner würde die neue Justizdirektorin. Mit ihr hatte er es sich verscherzt, weil er sich dagegen wandte, dass die damalige Staatsanwältin Steiner als neu gewählte Kantonsrätin in die Justizkommission (JuKo) Einsitz genommen hatte. Die JuKo beaufsichtigt auch die Staatsanwaltschaften. Christian hielt die Funktion eines JuKo-Mitgliedes mit derjenigen einer Staatsanwältin für unvereinbar. Der Kantonsrat sah dies mit Silvia Steiner zusammen anders. Nun freute sich Christian also über die Konstituierung von Jacqueline Fehr als Justizdirektorin. Sie gab ihm aber keine Chance, sie brachte ihre Freundin Jacqueline Romer als eigene Generalsekretärin mit.

You are fired!

Ich selber habe an vielen Abgängen mitgewirkt, das ergab sich nur schon aus meinen verschiedenen leitenden Funktionen. Es mag sehr selbstzufrieden wirken, aber die meisten Auflösungen von Arbeitsverhältnissen, an denen ich beteiligt war, an einigen massgeblich, sind auch aus meiner heutigen Sicht richtig gewesen. Ich selber bin kein Freund von raschen, vermeintlich führungsstarken Auflösungen. Davon ausgenommen sind natürlich die klaren Fälle einer fristlosen Kündigung. Ansonsten vertrat und vertrate ich die Ansicht, dass Mitarbeitende, die sich echt bemühen, ihre Aufgaben zu erfüllen, guten Willen zeigen und Anweisungen Folge leisten, auch die Geduld und Unterstützung ihrer Vorgesetzten und Kollegen verdienen. Kurz gesagt: Wer wirklich will, sollte ohne Not nicht weggeschickt werden. Einer Person, welche ganz klar nicht mehr kann oder nicht mehr will, wird man über kurz oder lang entlassen bzw. eine einvernehmliche Auflösung anbieten müssen. Oftmals ergaben sich solche Situationen bei Vorgesetztenwechseln, veränderten Teamkonstellationen oder grösseren Organisationsänderungen. Wer dabei starr und stur am Alten festhält, steht bald einmal auf verlorenen Posten.

Nicht selten haben auch die betroffenen Personen im Nachhinein selber wahrgenommen, dass eine Auflösung unvermeidlich und letztlich sinnvoll war, wobei die Ursachenanalysen oft verschieden blieben. Das gilt auch für mich selber.

Natürlich: es gibt auch einige Mitarbeitende, die mir die Trennung bis heute noch sehr übelnehmen und nie verzeihen werden. Ich kann das durchaus verstehen, denn es geht um einen absolut prägenden und teilweise auch traumatisierenden Vorgang. Ich habe das bis zu einem gewissen Grad am eigenen Leib erfahren. Zwar wurde mir persönlich nie direkt das "consilium abeundi" erteilt, wie mein Vorgänger Hans Ribi den Anstoss zu einer Arbeitgeberauflösung so schön zu nennen pflegte. Der Schritt zu meinem Ausscheiden ging von mir aus, im Resultat hat man mir aber doch deutlich gemacht, dass es gut ist, wenn ich – möglichst rasch - gehe. "Man" heisst in erster Linie meine Chefin, die Justizdirektorin, in zweiter Linie aber sicher auch ein Teil der Hauptabteilungsleiter, für mich aus gut nachvollziehbaren Gründen. Was bleibt, ist das Gefühl, ausgeschlossen, nicht genügend wertgeschätzt und bis zu einem gewissen Grad eine Art Aussätziger geworden zu sein. Wird man vom Arbeitgeber aktiv in diese

Rolle gestossen, so muss das Gefühl der Verletzung und Demütigung noch viel grösser sein. Ich bilde mir nach einem Jahr immer wieder ein, ich sei darüber hinweg. Mag ja sein, aber das Gefühl der Verletzung wird wohl bleiben⁵⁰⁸.

Den krassesten Fall einer Arbeitgeber-Auflösung orchestrierte ich gegenüber einem langjährigen Kadermitarbeiter eines Gefängnisses. Unser Opfer war durchaus engagiert, aber in einem neuen Führungsumfeld nicht mehr integriert, teilweise widerspenstig, sperrig, sicher isoliert und zudem mit verschiedensten Leuten verkracht. Er hatte in seinem Umfeld jeden Rückhalt verloren. Sogar seine eigene Sekretärin fühlte sich von ihm gemobbt. Sein Hauptabteilungsleiter und ich bestellten den ahnungslosen Mann zu mir und teilten ihm aus mehr oder weniger heiteren Himmel mit, dass wir das Arbeitsverhältnis auflösen würden. Das sei nicht verhandelbar, es gehe jetzt noch einzig um die Auflösungsmodalitäten (die dann auch grosszügig ausfielen). Wir haben diesem Mitarbeiter die maximal mögliche Belastung zugemutet, ihm nicht gerade den Todesstoss versetzt, zumindest aber einen lebensgefährlichen Hieb.

Tatsächlich besteht in solchen Situationen die Gefahr, dass sich der betroffene Mensch etwas antun könnte. Wir haben gelernt, vorsorglich psychologische Unterstützung bereitzuhalten und selber jederzeit ansprechbar zu sein. Ich kenne aber einen Fall, in welchem es zu einem ernsthaften Selbstmordversuch gekommen ist. Nur mit Glück konnte verhindert werden, dass die von der Kündigung betroffene Person gestorben ist.

Ein anderes Risiko, das aber bedeutend kleiner ist, besteht darin, dass die betroffene Person fremdaggressiv werden könnte. Vor allem das schlechte Gewissen des Arbeitgebers kann dazu führen, dass er dieses Risiko grösser einschätzt als es in Wirklichkeit ist. Gleichwohl habe ich schon erlebt, dass man auch diesbezüglich vorsichtshalber Vorkehrungen zur Gefahrenabwehr getroffen hat. Besonders schwierig und für den Betroffenen nochmals zusätzlich verletzend und belastend ist

⁵⁰⁸ Das hat sich auch jetzt, zwei Jahre später, nicht grundsätzlich geändert, wohl aber weiter abgeschwächt.

es, wenn man bei ihm zum Zwecke der Suche nach Waffen eine Hausdurchsuchung durchführen lässt. Auch das habe ich schon erlebt.

Eine kurze Gebrauchsanweisung

Ich selber habe mich in solchen Situationen immer darum bemüht, nicht um den heissen Brei herum, sondern Klartext zu reden, die Auflösungsgründe nicht weizuspülen. Man sollte auch keinesfalls allzu rasch auf mögliche Abfederungsmassnahmen zu sprechen kommen. Es muss dem/der Mitarbeiter:in klar werden, dass es Schluss, Ende und vorbei ist. Auf keinen Fall darf man den Fehler machen, aus eigenem Harmoniebedürfnis und aus Mitgefühl am Ende eines solchen Gesprächs alles wieder verharmlosen und abschwächen zu wollen und dem gekündigten Mitarbeiter schliesslich noch seine besondere Wertschätzung auszusprechen. Sonst wird er sich nämlich im Nachhinein fragen, warum man ihm jetzt eigentlich gekündigt habe, wenn man ihn doch so einen tollen Menschen und Mitarbeiter findet. Er wird zumindest nicht verstehen, was die Gründe für die Auflösung sind. Es kann deshalb sehr sinnvoll sein, in einem ersten Auflösungsgespräch einzig über die Auflösung und ihre Gründe zu sprechen und noch nicht über die konkreten Auflösungsmodalitäten. Wichtig ist aber sicher die Botschaft, dass man zusammen mit ihm eine wirtschaftlich verkraftbare Lösung finden wolle. Das Gespräch über die konkreten Auflösungsmodalitäten sollte dann zeitnah in Angriff genommen werden. Ein solches Splitting macht auch deshalb Sinn, weil die meisten Mitarbeitenden eine:n Rechtsanwält:in beiziehen.

Ich verzichte darauf hinzuweisen, welche Formalitäten bei Arbeitgeberauflösungen beachtet werden müssen, es sind aber nicht wenige, und es wird immer komplizierter und anspruchsvoller.

Ich habe immer versucht, grosszügige Auflösungsmodalitäten anzubieten. Dies ist auch deshalb zielführend, weil sich ein Rechtsstreit über Jahre hinziehen kann und bis zur Erledigung meist Lohnfortzahlungspflicht besteht. Eine streitige Auflösung eines Arbeitsverhältnisses dauert nach meiner Erfahrung bis zu zwei Jahren, in Einzelfällen auch deutlich länger. Die meisten Arbeitnehmer:innen werden auf Grund der Arbeitgeberkündigung krank bzw. problemlos einen Arzt finden, der ihnen eine

physische oder psychische Krankheit bestätigt. Nach meiner Erfahrung verfahren auch die Amtsärzte nicht anders. Tatsächlich ist die psychische Belastung in Verbindung mit Existenzängsten in der Regel so gross, dass man nicht einfach von Simulant:innen sprechen sollte.

Ich habe mich nach solchen Auflösungsgesprächen immer mal wieder gefragt, ob und wenn ja wer einmal ein solches Gespräch mit mir führen werde. Auch wenn es nicht direkt dazu gekommen ist, so fühlte es sich doch sehr merkwürdig an, als ich mit dem Personalchef der JI Mario Meile meine Auflösungsvereinbarung aushandelte. Er hat das mit viel Fingerspitzengefühl und Empathie gemacht. Dafür bin ich ihm dankbar.

Eines meiner ersten schwierigen Auflösungsgespräche führte ich vor über zwanzig Jahren mit einem Juristen, der ein Alkoholproblem hatte und seinen Dienstpflichten nicht mehr befriedigend nachkam. Ich konnte ihm immerhin ein anderes, wenngleich schlechteres Jobangebot machen. Er stieg darauf ein und dankte mir am Schluss sogar dafür. Ich sei der erste gewesen, welcher mit ihm Klartext gesprochen habe.

Im mühsamen Jahr 2016 führte ich in mindestens drei Fällen schwierige Verhandlungen über die Auflösung des Arbeitsverhältnisses mit Mitarbeitenden des Vollzugszentrums Bachtel. Das war zusätzlich zu allen sonstigen schwierigen Vorfällen dieses Jahres ziemlich zermürend. Zudem war es auch keineswegs so, dass die Schuld allein bei den Mitarbeitenden gelegen wäre. Die jeweiligen Leitungen haben über viele Jahre hinweg verschiedene Führungsversäumnisse begangen⁵⁰⁹.

⁵⁰⁹ Vgl. Knatsch im Knast Ringwil (Blick vom 16.10.2016); Anfrage KR-Nr. 40/2017 (Fluktuationen im Vollzugszentrum Bachtel); beide auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Leider scheint im VZB nach wie vor noch keine Ruhe eingekehrt zu sein. Seit der Pensionierung des langjährigen, allseits geschätzten Leiters Werner Burkhard im Jahre 2013 wurden nacheinander drei neue Leiter:innen angestellt, welche das VZB allesamt vorzeitig wieder verlassen haben, letztmals die neue Leiterin per Ende Juli 2021 nach nur gerade zwei Jahren (vgl. Erneuter Wechsel in der Leitung, zürst vom 6. Juli 2021, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Vgl. auch „Vollzugszentrum Bachtel aus der Vergangenheit immer noch nichts gelernt?“ (Anfrage KR- Nr. 310/2021; zuletzt: Drive-in für Drogen im Gefängnis Bachtel (Inside Paradeplatz vom 8. Februar 2024); auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Mad Barbershop, Hohlstrasse 560

Ich verabschiede mich von Ivo Blöchliger und verlasse die Zollstrasse 36. Es ist erst 16.15 Uhr, noch genügend Zeit, um zum Coiffeur zu gehen. Morgen ist Kirchenkreisversammlung, da sollte das Haar nicht zum Kragen herausspriessen. Seit 2018 gehe ich immer unangemeldet zum Mad Barbershop, direkt beim Bahnhof Altstetten. Einstweilen bleibt das so, den Coiffeur sollte man bei so komplexen Frisuren wie der meinigen nicht ohne Not wechseln. Mein letzter Coiffeur, der wunderbare Robert Rosenberger, ist in seinem Coiffeursalon an der Stampfenbachstrasse direkt gegenüber des Kaspar-Escher-hauses mit 82 Jahren gestorben. Ich bin fast 20 Jahre lang zu ihm gegangen. Als ich anfangs März 2018 telefonisch einen neuen Haarschneidetermin vereinbaren wollte, ertönte die Stimme seines Sohnes auf dem Telefonbeantworter. Er teilte mit, sein Vater Robert sei gestorben⁵¹⁰.

In meiner Kindheit bis Mitte Neunzigerjahre ging ich immer zum Coiffeur Zimmerli an der Friesenbergstrasse in meinem damaligen Wohnquartier, zuerst bei Vater Zimmerli, dann bei seinem Sohn Sven Zimmerli, der fast gleich alt wie ich ist. Sven hat nach einer Maurerlehre im Coiffeurgeschäft seines Vaters zu arbeiten begonnen und dieses dann übernommen, als sein Vater relativ jung an einem Herzinfarkt gestorben ist. Beide Zimmerlis waren auf Perücken spezialisiert und insofern wäre ich eigentlich der ideale Kunde gewesen. Ich machte aber schon Vater Zimmerli rasch klar, dass das für mich nicht in Frage kommt. Wenn ich mit meiner Mutter ab und zu an Zimmerlis Barbershop vorbeispaziere und Sven durch die Schaufensterscheibe sehe, gehe ich in den Laden und wechsle mit ihm ein paar Worte. Die Zimmerlis waren jahrelang quasi unser Familiencoiffeur. Mein Schwager Hausi Schiller, seine beiden Söhne Dani und Felix und vor allem auch mein Vater waren Stammkunden.

Bei meinem jetzigen Coiffeur Mad Barbershop habe ich ständig wechselnde Coiffeure. Es sind meist junge Albaner, Syrer oder Araber. Sie sind alle sehr freundlich und arbeiten gut, ruhig und schnell. Für meinen Haarschnitt braucht ein Coiffeur meistens nicht mehr als 20 Minuten. Meine Anweisungen lauten jeweils: Glatze 0 Millimeter, der Rest 20 Millimeter, Augenbrauen und Schnauz belassen wie sie sind, Nacken hinten

⁵¹⁰ Vgl. auch: Der Vater aller Barbershops (Tages-Anzeiger vom 8.3.2017), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

auslaufend (nicht gerade), Ohrenhaare nur mit Maschine oder Schere schneiden und nicht mit Wachs ausreissen oder Feuerzeug wegbrennen.

Einer der Jungs hat mich einmal gefragt, als er mir mit der Schneidmaschine vom Hals aus auch etwas meinen haarigen Rücken herunterfuhr, wie weit nach unten er schneiden solle. Ich habe ihm geantwortet, dass es so bis zu meinem A... weitergehe, er müsse deshalb selber entscheiden wie weit. Mit meinen Haaren ist das so eine Sache. Ich habe bestimmt mehr Haare als der Durchschnittsman, nur sind sie bei mir etwas eigenwillig verteilt. Ich habe z.B. auch auf meinen Fingergliedern Haare, merkwürdigerweise auf dem mittleren Glied der beiden Zeigefinger aber nicht.

Die Preise meiner Coiffeure haben sich im Verlauf der Zeit eher ungewöhnlich entwickelt. Bei Sven Zimmerli bezahlte ich etwas über 40 Franken, bei Robert Rosenberger nur noch 38 und im Mad Barbershop 27 Franken. Das ist mir zu wenig, ich gebe immer viel Trinkgeld, auch, weil ich an meinen Sohn Markus denke. Einmal fragte mich ein junger Coiffeur, ob ich Türke sei, wohl wegen meines Schnauzes. Ich fühlte mich geschmeichelt.

Markus und Haareschneiden ist wohl ein weiteres merkwürdiges Thema. Warum bin ich eigentlich nie zu Markus zum Haareschneiden gegangen? Zu Pierre's Hairstylist, wo Markus seine Lehre machte und anschliessend noch ein paar Jahre arbeitete, sicher darum nicht, weil das ein typischer und zudem sehr schicker Damensalon ist. Ich habe mich aber auch nie getraut, Markus zu fragen, ob er mir die Haare privat schneide. Ein Coiffeur hat ja immer seine eigenen Haarschneide-Werkzeuge. Und Markus hat mich auch nie gefragt. Irgendwie haben wir uns beide nicht getraut.

Die Corona-Krise hat nochmals zu einer Veränderung geführt: längere Zeit waren die Coiffeur-Läden geschlossen. Ich habe mir deshalb bei Migros Electronics ein Haarschneidegerät für 38 Franken bestellt. Ich habe mich zwischenzeitlich daran gewöhnt, die Haare selber zu schneiden. Kürzlich liess ich mir die Haare in einem Barbershop beim Bahnhof Stadelhofen für sage und schreibe nur 20 Franken schneiden. Natürlich gab es auch hier ein gutes Trinkgeld.

Haus(zahn)ärzte I

Bei den Zahnärzten und Ärzten ist eine ähnliche Entwicklung wie bei den Coiffeuren im Gang. Unsere Kinder haben nicht mehr einen eigenen Haus(zahn)arzt, sondern

gehen in eine Permanence oder in ein Zahnärztezentrum. Der Zahnarzt wird auch nicht mehr unbedingt einmal jährlich zur Kontrolle aufgesucht, sondern erst, wenn man Zahnschmerzen hat. Ich selber schätzte es immer, zum selben Zahnarzt oder Arzt gehen zu können.

An die Schulzahnklinik beim Bühl Schulhaus in Wiedikon habe ich keine guten Erinnerungen. Eine alte Zahnärztin hatte den vertrauenserweckenden Übernamen „Rossmetzgerin“. Ich fürchtete mich vor ihr. Damals war es eher unüblich, Spritzen für lokale Betäubungen zu verabreichen, so dass die Behandlungen schon ziemlich schmerzhaft sein konnten.

Mit ca. 7 Jahren stürzte ich auf den Lenker meines kleinen blauen Kindervelos. Die Schaufel rechts wackelte nachher ein Bisschen. Die Zahnärztin prophezeite richtig, das werde sich von allein wieder stabilisieren. Um für die nachkommenden Zähne Platz zu schaffen, mussten dann aber zwei untere Eckzähne ausgerissen werden. Ich flehte die Zahnärztin unter Tränen auf dem Zahnarztstuhl an, mich zu verschonen. Sie blieb hart, und ich war immerhin kooperativ, ich liess sie gewähren. Die Extraktion des ersten Zahnes funktionierte recht gut, der zweite brach aber ab, alles ohne lokale Betäubung. Das tat wirklich sehr weh und stärkte nicht gerade mein Vertrauen in die Rossmetzgerin.

Ich hatte glücklicherweise aber immer gute Zähne. Es besteht wohl ein Zusammenhang mit meinem eher starken Speichelfluss⁵¹¹. Die erste Plombe, natürlich aus Amalgan, bekam ich erst mit 15 Jahren. Ab 20 ging es dann aber Schlag auf Schlag. Mein Mund ist ziemlich voller Amalgan. Fast alle Füllungen haben bisher gut gehalten. Seit 30 habe ich kaum noch neue Löcher bekommen. Dies alles, obwohl ich meine Zähne nie besonders gründlich geputzt habe.

Nach der Schulzahnklinik war ich bei Dr. Ernst Dübendorfer, dem Familienzahnarzt an der Gutstrasse, bis er in den Ruhestand trat. Als ich Anfang 20 war, überwies er mich für die Extraktion aller vier Weisheitszähne an das zahnärztliche Institut der Universität Zürich an der Plattenstrasse. Die Eliminierung meiner Weisheit wurde in zwei Etappen vollzogen. Das erst Mal ging alles gut. Ein routinierter Zahnarzt behandelte die eine

⁵¹¹ Mein Freund und Zahnarzt Daniel Köhl hat hierzu seine Dissertation geschrieben. Ich war einer seiner Testpersonen (Zuckerclearance und ihre Wirkung auf Kariesaktivität, Dissertation Zürich 1982).

Seite. Dieser Eingriff war etwas kompliziert, weil einer der Weisheitszähne im Kiefer so ungünstig platziert war, dass er zuerst zersägt werden musste. Ich konnte aber schon nach ein paar Tagen wieder fast problemlos essen. Dieser erfahrene Zahnarzt wurde begleitet von einem Assistenten, welchen er offenbar neu einführte. Das zweite Mal, vielleicht drei Monate später, übernahm dann dieser „Assistent“ allein die Behandlung. Ich erkannte ihn sofort wieder und hatte von vornherein ein ungutes Gefühl, wusste ich doch, dass er noch nicht viel Erfahrung haben konnte. Und prompt verlief die Heilung schwierig. Nach einem Tag schwellte meine Backe wie ein Ballon an. Ich erkannte mich im Spiegel kaum mehr. Die ersten zwei oder drei Tage verliefen sehr mühsam und schmerzhaft. Anschliessend hatte ich eine Kieferblockade, ich brachte meine Zähne kaum noch auseinander. Bei der Nachkontrolle fasste der Zahnarzt zwischen meine obere und untere Zahnreihe und riss diese plötzlich und unerwartet auseinander. Es gab einen hörbaren Knacks und tat ziemlich weh, die Blockade war aber gelöst. Wäre ich vorgewarnt gewesen, hätte ich wohl unwillkürlich die Zähne zusammengebissen.

Nach Dr. Dübendorfer war ich über 20 Jahre bei meinem lieben Freund Daniel Köhl Patient am Waffenplatz; zwei Mal jährlich eine Kontrolle, verbunden mit einer gründlichen Zahnreinigung. Er hatte seine Praxis direkt neben dem Nachbarhaus, in welchem einst Jahrzehnte lang Vaters Bruder Toni und seine Frau Erika gewohnt hatten, früher noch zusammen mit ihrem Sohn Roger.

An der Waffenplatzstrasse

Ich war mit meinen Eltern und Regula öfters bei Toni und Erika zu Besuch. Ich kann mich nur noch undeutlich an ihre Wohnung an der Waffenplatzstrasse erinnern, sie hatte aber voll den Sechzigerjahre-Groove: Stehlampe mit Schirm, ein grosses Röhrenradio mit braunem Holzgehäuse, weissen Druck- und braunen Drehknöpfen für die beleuchtete Frequenzskala mit Zeiger, auf welcher auch ausländische Sendernamen angeschrieben waren und von der grossen weiten Welt kündeten, ein Schwarzweiss-Fernseher in ähnlichem Design, Sofa-Garnitur mit Club-Tischchen und ein grosses dunkles Wohnzimmer-Buffet, Esszimmertisch etc., ähnlich wie bei uns zu Hause.

Erikas und Tonis einziger Sohn Roger ist ca. sechs Jahre älter als ich. Sein Zimmer war für mich wie ein kleines Wunderland. Er hatte die tollsten Spielsachen und

Gadgets, z.B. einen grossen Töggelikasten oder ein Luftgewehr. Mit dem Töggelikasten hätte ich sehr gerne gespielt, war aber noch zu klein dafür. Einige Jahre später bekam ich einen etwas kleineren zu Weihnachten geschenkt. Ich liebte ihn über alles und war recht geschickt damit. Einmal bekam Roger von meinen Eltern ein ausziehbares Fernrohr als Geburtstagsgeschenk. Ich hätte sehr gerne auch ein solches gehabt. Jahre später habe ich mir ein ähnliches Fernrohr selber gekauft.

Nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat bei mir aber vor allem ein Indianerbuch von Ernie Hearting, wohl über Rote Wolke (Red Cloud) oder Sitting Bull. Roger zeigte mir darin Fotografien von US-Soldaten und Indianern. Von einem Soldaten sagte er mir, dass dieser von einem Indianer mit einem Tomahawkwurf getötet worden sei. Der Kavallerist sei am Bauch getroffen worden, habe aber nur gelacht. Das machte mir schwer Eindruck. Ich konnte damals aber noch nicht lesen. Als ich dann wohl drei oder vier Jahre später in der Pestalozzi-Bibliothek im Heuried die Bücher von Ernie Hearting entdeckte, liess ich sie mir nach und nach alle aus und las sie alle mit grösster Begeisterung.

Das erste Buch war über den Oglala-Häuptling „Rote Wolke“. Ich mag mich noch genau erinnern, wie ich an einem schönen Sommerabend zuhause im Wohnzimmer darin las und alles sehr unheimlich fand. Es wurde draussen langsam dunkel. Die Szene, die ich las, spielte in der Nacht in einem Aussenposten der US-Armee im Indianerland. Ich habe sie kürzlich wieder gelesen, die Passage ist tatsächlich sehr spannend und bedrohlich, wie da ein Indianerüberfall kurz vor Morgengrauen geschildert wird. Es kommt auch eine Szene mit einem Tomahawk-Wurf vor. Crazy Horse rettet Red Cloud das Leben und tötet einen Leutnant namens Kelly. Die Streitaxt „grub sich tief in die Brust des Weissen“⁵¹², steht da geschrieben. Ich glaube kaum, dass der Offizier noch gelacht hat. Etwa zur selben Zeit habe ich einen zweiteiligen Film an zwei Sonntagnachmittagen über den grossen Hunkpapa-Sioux-Häuptling Sitting Bull im Fernsehen gesehen. Die Reihe hiess glaube ich „Das grosse Abenteuer“. Hauptfigur der Sittingsbull-Episode war ein weisser Kavalleriesoldat. Der Film hat mich total stark beeindruckt, und seither bin ich ein begeisterter Fan der Zeit

⁵¹² Ernie Hearting, Rote Wolke, Zürich 1975, S. 65 (Neuaufgabe).

der letzten Indianerkriege zwischen 1860 und 1890 und habe alles verschlungen, was mir dazu in die Finger oder vor die Augen geriet.

Haus(zahn)ärzte II

Dani Köhl ging als Zahnarzt mit 58 Jahren in den Ruhestand. Über dreissig Jahre in fremde Münder zu schauen, reichte ihm wohl. Eine aus mehreren Zahnärzten bestehende Firma übernahm seine Praxis. Lange blieb ich nicht dort. Bestehende Termine wurden ständig wieder verschoben und ich hatte stets einen anderen Zahnarzt. Jetzt bin ich der Einzelpraxis bei Dr. Aurelio Feher an der Minervastrasse. Ich fühle mich dort ausgesprochen wohl, obwohl ich wie die meisten Leute nur ungern zum Zahnarzt gehe. Wie schon bei Dani lasse ich mir zwei Mal im Jahre eine gründliche Zahnreinigung machen. Dies ist zwar eher unangenehm, lohnt sich aber. Ich habe seit langem keine neuen Löcher mehr bekommen. Dr. Feher ist ein sehr kompetenter, zugewandter und freundlicher Mann. Auch wenn ich nicht gerne zum Zahnarzt gehe, so freue ich mich jedes Mal, ihn zu sehen.

Ich hatte in meinem Leben nur drei Hausärzte. Zuerst war es mein Kinderarzt mit seiner Praxis in unserem Wohnquartier. Er war ein sympathischer, dunkelhaariger Mann mit Brille und sehr angenehmer Stimme. Er behandelte nicht nur seine kleinen Patienten sehr gut, sondern war offenbar auch an ihren hübschen Müttern interessiert. Damals machten Kinderärzte noch Hausbesuche. Offenbar musste ihm einmal meine Mutter seine Grenzen aufzeigen und damit drohen, dass sie sich bei ihrem Mann beschweren würde, wenn er sich nicht zurückhalte. Da wäre er bei Vater nicht gut angekommen. Etwas Ähnliches hat übrigens auch Mutters Schwester Edith erzählt, die mit ihrem Sohn Philipp ebenfalls zu diesem Kinderarzt ging.

An junger Erwachsener wechselte ich zu Dr. Zak am Borweg, der seine Praxis nach seiner Pensionierung Dr. Peter Sutter überlassen hat, den ich nunmehr seit 30 Jahren regelmässig besuche. Wir kennen uns zwischenzeitlich sehr gut, und Dr. Sutter weiss genau, wie er mich nehmen muss, was ich will und was für mich nicht in Frage kommt. Ich wiederum vertraue seinem Rat beinahe blindlings. Er ist in einem ähnlichen Alter wie ich und tritt hoffentlich noch lange nicht in den Ruhestand.

Der Pöstler läutet immer zweimal

Ich hatte also lange denselben Haus-, Zahnarzt, Coiffeur. Auch der Pöstler für die Hanfrosee 27 war immer derselbe, und er kam zweimal am Tag (zu Fuss) vorbei. Er war ein im ganzen Quartier bekannter und beliebter Mann, trug eine graue Uniform mit Gürtel und einen dazu passenden steifen Uniformhut. Er hatte immer Zeit für ein Schwätzchen da und ein nettes Wort dort. Ich kann mich immer noch an seinen Namen erinnern. Er hiess Herr Dietiker.

Herr Dietiker ist es zu verdanken, dass ich kürzlich anlässlich eines Neujahr-Apéros eine der anwesenden Gäste als Kindergarten-Gschpänli von Regula und Nachbarskind von der Wasserschöpfli identifizieren konnte. Wir unterhielten – ganz altersgerecht – über die Veränderungen unserer Zeit. Auch z.B., dass wir heute kaum noch wüssten, wer die Post vorbeibringt. Früher sei der Pöstler noch eine im ganzen Quartier bekannte Respektsperson gewesen. Und da sagte die Frau, mit der ich mich unterhielt, doch tatsächlich, sie könne sich immer noch daran erinnern, wie ihr Pöstler geheissen habe: Herr Dietiker! Ich konnte diesen Zufall kaum fassen, und es stellte sich dann eben heraus, dass sie ein Nachbarkinds gewesen ist. Ich konnte mich nur noch knapp an ihren Namen erinnern: Helen Matsch, zwischenzeitlich Marthaler. Manchmal gibt es schon fast unglaubliche Zufälle. Und Herr Dietiker hat – wohl Jahrzehnte nach seinem Tod – für uns beide nochmals Postbote gespielt.

12. Februar 2020: im King's Cave mit Andreas Brunner

Titan auf roter Vespa. Neue Herausforderungen am Florhof. Fast gefeuert. Ein OSTA ist genug; (k)eine Zirkulation.

Der Fall A.G.; Profiteur eines Skandals. Vereinbarung per Handschlag; Amtsantritt.

Ziele und Zielerreichung im JuV. Mitarbeiterbeurteilungen und Zielvorgaben von drei Vorgesetzten.

Unerwünschter Bilateralismus. Neue Vertrauenskultur und Transparenz.

King and Chicken.

Neues Kirchgemeindepräsidium.

Ein nicht erwartetes Lob.

Ein Titan

Ich habe am 12. Februar 2020 um 12.15 Uhr mit dem ehemaligen Leitenden Oberstaatsanwalt zum Mittagessen abgemacht, wie immer im King's Cave am Central. Ich bin etwas knapp unterwegs und prompt fährt mir das Tram vor der Nase ab. Mit zehnminütiger Verspätung treffe ich ein. Andreas Brunner sitzt an unserem Stamplatz, und trotzdem übersehe ich ihn zuerst. Ich vergesse ihn auch zu fragen, ob er mit seiner roten Vespa gekommen sei. Mit diesem Fahrzeug hat es nämlich eine besondere Bewandnis. Zu seinem 60. Geburtstag schenkten wir ihm im Jahr 2009 zu diesem Thema eine Festschrift. Ich selber habe ebenfalls einen Beitrag geliefert:

***Sind Vespafahrer gute Liebhaber? Eine etymologische Analyse*⁵¹³.**

von Thomas Manhart, alt Oberstaatsanwalt

Die Wahrheit der Dinge liegt immer im Ursprung des Wortes, das im Anfang war⁵¹⁴. Die vorliegende Studie würde zu kurz greifen, bezöge sie sich allein auf das deutsche Wort. Essentieller Logos ist - IST wohl verstanden als werdendes Sein - die Vespa. Italienischen Etymons ist diesem Wort kaum beizukommen. So mag es Wespe oder Motorroller heissen. Im Kontext liegt onomatopoetisch sowohl zum Wort Vespa als auch zum von der Vespa erzeugten Geräusch die Wespe näher. Mit spitzem

⁵¹³ Auszug aus meiner Monographie: *Sind motorisierte Fahrer Menschen?* 3., vollständig überarbeitete Auflage, Florhof 2005-2007; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung meines damaligen Vorgesetzten und Herausgebers Dr. Andreas Brunner.

⁵¹⁴ Genesis 1, 1 ff.

Stachel umschwirrt sie surrend das Objekt der Begierde⁵¹⁵. Ergo kein Zufall, dass Vespa und LOSTA⁵¹⁶ sich reimen, gegenseitig bedingen und referenzieren. Rosso ist nicht nur das metallerne Objekt seiner Begierde, sondern auch selbig Fleisch gewordenes Objekt im Vespaio⁵¹⁷ des Pilota⁵¹⁸ oder PiLOSTA, im italienischen Sinne Amante als Liebhaber des Objektes und selber Dilettante⁵¹⁹. Rosso ist die Farbe seiner Vespa, des Weines, der auf- und untergehenden Sonne des Erdkreises, welche sich mit dem universalen Mysterium der Liebe zum geliebten Objekt und zu sich selber verbindet, dem Purpur der Könige und des Abendrots⁵²⁰.

Liebhaber will heißen liebhaben und nicht sein, auch nicht sein müssen oder sollen, sondern Liebe haben und besitzen, Recht bekommen und haben, wollen und dürfen, aber nicht geben und bringen, das Böse lieb machen, Liebe machen (woraus?), Liebemacher - Macher und Macht, alles als pars pro toto und totum pro parte⁵²¹. Die Liebe von wem zu was und wem, wann und warum, wie und wo erfindet sich stets selbst, entflammt zur Vespa und sticht ins Wespennest des Herzens der Menschheit als Urinal⁵²² des Rechts: pro toto zu Erdmutter Gaia, pro parte zur Frau⁵²³.

Vespa-Fahrer und Liebe-Haber fahren Vespen und haben Liebe. Sie sind Liebhaber von Frauen mit Wespentaillen und leiden oft an urologischen Erkrankungen⁵²⁴. Sind Vespafahrer deshalb schlechte Liebhaber?

Ein Vespafahrer ist für die Zeit des Fahrens auch ein Vespahaber. Was ist ein Liebhaber für die Zeit des Vespafahrens? In der Bedeutung des deutschen Etymons ein Dilettant, ein laienhafter amante also, als Liebhaber von zu viel vino rosso oft zur Fahrt ins Vespasiano gezwungen.

Zusammenfassend ergeben sich somit folgende etymologische Klärungsansätze für die eingangs gestellte Frage:

- ◆ Sind Vespafahrer Liebhaber von Rotwein?
- ◆ Haben Rechthaber lieber Wespentaillen?
- ◆ Ist Vespafahren besser als Liebe machen?
- ◆ Wer hat rote Wespen lieber?
- ◆ Müssen gute Liebhaber viel aufs Pissoir?

Die Bearbeitung dieser komplexen Sinnfragen beansprucht Zeit, so dass auf die Festschrift zum 90. Geburtstag des Jubilars verwiesen werden muss.

⁵¹⁵ *Cet obscur objet du désir*, Film von Luis Bunuel, Spanien 1977.

⁵¹⁶ Abkürzung für *Leitender Oberjugendstaatsanwalt*.

⁵¹⁷ Italien. für *Wespennest*; vgl. auch: *Das Wespennest*, USA 1970, mit Rock Hudson (Zweiter Weltkrieg: Eine Gruppe amerikanischer Vespafahrer operiert hinter den deutschen Linien in Italien. Sie sollen einen Staudamm zerstören. Bei einem Angriff überlebt nur Major Brunner (Rock Hudson). Eine Gruppe italienischer Frauen (Raquel Welch, Brigitte Bardot, Dolly Parton) will ihm helfen. Im Gegenzug soll er den Mördern ihrer Eltern Sterbehilfe gewähren. - Packender Kriegsfilm).

⁵¹⁸ Italien. für *Fahrer*

⁵¹⁹ Nichtfachmann, nicht zu verwechseln mit der eher pejorativen Bedeutung im Deutschen: Dilettant als Stümper (vgl. Ästhetizismus und Demagogie: Der Dilettant in Thomas Manns Frühwerk, Paolo Panizzo 2007).

⁵²⁰ Bis 1869 trug der oberste Ankläger im Staate Zürich einen purpurnen Talar (s. *Der grüne Heinrich*, Gottfried Keller 1879).

⁵²¹ Vgl. *Die Liebe als Recht zu haben oder es sein zu lassen*, Erich Fromm, 1976.

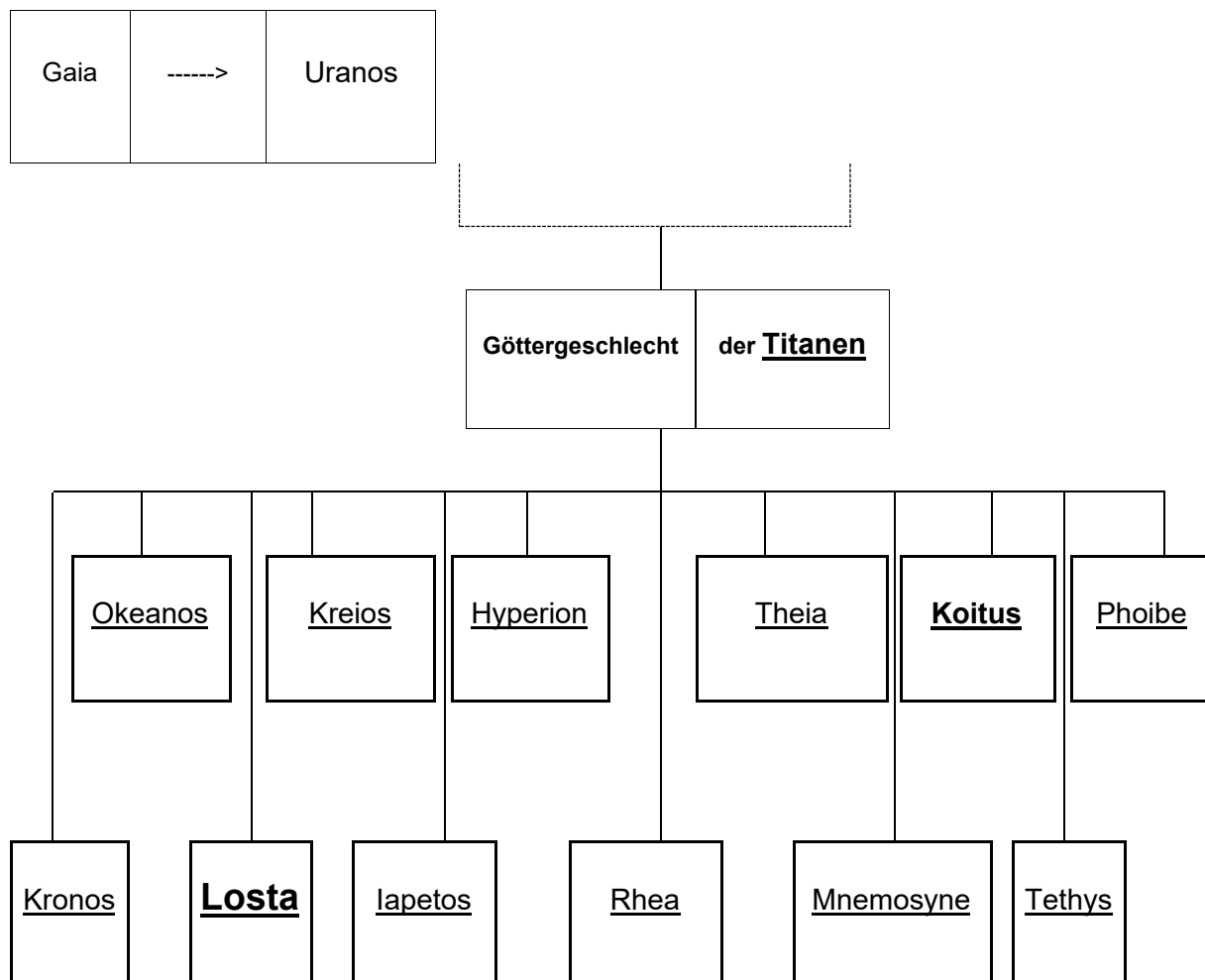
⁵²² italien. *Vespasiano* (= Pissoir): non olet.

⁵²³ *Et Dieu créa la femme*, Film von Roger Vadim, Frankreich 1956 (Deutsche Fassung: *Und ewig lockt das Weib*)

⁵²⁴ André Dufour: *Geschichte der Urologie*, in: *Illustrierte Geschichte der Medizin*, deutsche Bearbeitung von Richard Toellner, Salzburg 1980-1982 und als Sonderauflage ebd. 1986, insb. S. 1394-1447.

Anhang:

Stammbau der Götter des Florhofs, aus: Zivilstandsregister Ganterschwil 1949.



Andreas war ein grossartiger Leitender Oberstaatsanwalt. Er ist gescheit, initiativ, innovativ, witzig, kommunikativ und – was aus meinem Festschriftenbeitrag allenfalls immer noch nicht deutlich genug hervorgeht – nicht nur ein Vespa-, sondern auch ein grosser Frauenliebhaber.

Hochdruck

Im April 2004 wurde Andreas Brunner zum LOSTA und ich zum Oberstaatsanwalt gewählt⁵²⁵. Ich hatte mich ein oder zwei Jahre vorher, als ich noch Generalsekretär war, einmal heftig mit ihm gestritten. Wir gerieten an einem späten Abend in meinem Büro anlässlich einer Sitzung, an der auch Martin Bürgisser teilnahm, aneinander. Ich weiss nicht mehr genau, um was es gegangen ist, sicher aber um die Reorganisation der Strafverfolgung und insbesondere die Bezirksanwaltschaft Zürich. Jedenfalls war Andreas schon zum dritten oder vierten Mal immer wieder mit demselben Anliegen gekommen, welches Markus Notter schon mehrmals abgelehnt hatte. Als Andreas dann weiter Druck machte und mir zu bedeuten gab, dass Markus und ich völlig danebenlägen, rastete ich aus und schrie ihn an, ich hätte die Nase voll, er solle jetzt doch einfach den Entscheid akzeptieren, auch wenn er ihm nicht passe. Dem stets friedfertigen Martin war dies äusserst peinlich. Andreas reagierte souverän, machte das Timeout-Zeichen und schlug eine zehnminütige Pause vor. Danach setzten wir unsere Sitzung sachlich fort, ich hatte wieder eingeklinkt.

Als ich Andreas im King's Cave Ende 2003 eröffnete, ich wolle mich als Oberstaatsanwalt bewerben, war er gelinde gesagt irritiert. Ich sagte ihm auch, dass ich mich nur bewerben würde, wenn er dem zustimmen könne. Das war wohl kein schlechter Zug. Andreas bat um Bedenkzeit. Als sie abgelaufen war, hatte er mir immer noch keinen Bescheid gegeben. Ich setzte nach und schliesslich kam seine Zustimmung. Begeisterung sieht anders aus. Erst rückblickend habe ich begriffen, was seine Hauptbedenken gegen mich gewesen sein dürften. Die Würdigung meiner Tätigkeit als Oberstaatsanwalt anlässlich meiner Pensionierung titelte er mit „Der Spitzel aus dem Generalsekretariat“⁵²⁶. Im Text führte er dazu aus, dass er die Befürchtung, Direktion und Regierungsrat wollten versuchen, mit mir einen Spitzel in die Strafverfolgung einzuschleusen, umgehend wieder verworfen habe. Dies ist wohl nicht nur als Scherzchen zu verstehen, zumal Andreas noch erwähnt hat, dass ihm diesbezüglich ziemlich die Hände gebunden gewesen seien. Er hatte wohl andere

⁵²⁵ Personelle Änderungen im Hinblick auf die Reorganisation der Strafverfolgungsbehörden (Medienmitteilung des Zürcher Regierungsrates vom 7. April 2004; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁵²⁶ Vgl. Anhang 26.

Pläne gehabt, und wie so mancher sah er es nur schon ganz grundsätzlich nicht gern, wenn ihm jemand seine Pläne durchkreuzte. Jetzt brauchte es aber einen Verwaltungschef und Organisator mit Verbindungen in die ganze kantonale Verwaltung wie mich. Das hat Andreas Brunner schliesslich auch so gesehen.

Unmittelbar vor meinem Wechsel in die Oberstaatsanwaltschaft kam es zu einem zweiten Eklat mit dem designierten Leitenden Oberstaatsanwalt. Markus Notter war in einem wichtigen Wirtschaftsstraffall mit der Verfahrensführung nicht zufrieden, weil ihm alles viel zulange dauerte. Er verlangte deshalb mit Andreas Brunner, dem fallführenden Bezirksanwalt und dessen Chef eine Besprechung. Ich bekam den Auftrag von Markus, eine Sitzung zu organisieren. Blöderweise machte ich es denkbar ungeschickt: ich schickte Andreas Brunner ein Mail, in welchem ich ihn aufforderte, mit dem zuständigen Bezirksanwalt und dessen Chef zu Markus und mir zu kommen, um den Fall zu besprechen. Kopien schickte ich den im Mail erwähnten Personen. Das empfand Andreas zurecht als übergriffig, und er forderte Notter ultimatativ auf, ihm allein die Besprechung mit seinem Bezirksanwalt und dessen Vorgesetzten zu überlassen. Er hatte es im Übrigen auch bereits so organisiert. Er argumentierte folgerichtig, dass seine Autorität als Leitender Oberstaatsanwalt von Anfang an untergraben würde, wenn man ihn so bei der JI vorführe. Er zitierte mich sofort zu sich, und ich trat den Canossa-Gang an den Florhof an. Ich hatte im Nachhinein das Gefühl, dass nicht allzu viel gefehlt hätte und Andreas hätte mich noch vor Antritt meines neuen Amtes gefeuert. Es war ihm aber sicher auch klar, dass dies einen mittleren Skandal ausgelöst hätte. Wir konnten es uns überhaupt nicht leisten, zusätzliche Fronten aufzubauen, denn der Widerstand gegen die Neuorganisation der Strafverfolgung war intern und extern schon gross genug. Die Zusammenarbeit mit Andreas war dann – zumindest aus meiner Sicht – meist gut und konstruktiv, für mich aber immer eine besondere Herausforderung.

Andreas ist ein absolutes Alphanimal und lässt nicht wahnsinnig viel Bewegungsspielraum für andere übrig. Er hat einmal auch mehr oder weniger deutlich gesagt, dass aus seiner Sicht ein einziger Oberstaatsanwalt am Florhof – natürlich er – ausreichen würde. Er bräuchte einfach nur zwei sehr gute Assistenten. So wie er seine Geschäfte führte, traf das wohl auch zu. Wir hatten zwar eine formelle Kompetenzaufteilung: Martin Bürgisser war zuständig für die Allgemeinen (regionalen)

Staatsanwaltschaften, ich für die Besonderen Staatsanwaltschaften für den ganzen Kanton Zürich I-IV. Andreas hatte aber als unser direkter Vorgesetzter die Oberaufsicht über uns alle und alles. Er mischte sich gnadenlos an unserer (Wellen-)Linie vorbei direkt ins operative Geschäft ein, vor allem bei mir, da hier die spannenden Fälle untersucht wurden und er mir als Neuling in der Strafverfolgung sowieso weniger zutraute als dem erfahrenen Martin. Er machte dem jeweils untersuchungsführenden Staatsanwalt direkt Vorgaben und tätigte Absprachen, ohne mich zu informieren. Nur ein kleiner Trost war für mich, dass er manchmal auch die zuständigen Leitenden Staatsanwälte übergang. Wenn ich später dahinterkam und das mit ihm thematisierte, verbunden mit dem dringenden Wunsch, mir seine Interventionen doch idealerweise schon vorher, aber zumindest zeitnah im Nachhinein mitzuteilen, gab er mir jeweils sofort recht – und machte es bei nächster Gelegenheit wieder genau gleich. Er war sich diese direkte Arbeitsweise einfach so gewohnt, und dass man seinen Stil mit 55 oder sogar älter noch ändert, ist wohl eher unwahrscheinlich. Das weiss ich auch von mir selber. Das Thema Dienstweg und direkter Durchgriff auf meine Untergebenen war übrigens auch ein zentrales Thema meines Zerwürfnisses mit Jacqueline Fehr. Allenfalls bin ich da zu empfindlich (geworden).

Funktionsänderung ja, aber nicht so

Ich war noch nicht zwei Jahre Oberstaatsanwalt, als Andreas Brunner bereits das Thema Funktionsänderung bei mir aufgriff. Es ist nämlich gemäss Verordnung über die Organisation der Oberstaatsanwaltschaft und die Staatsanwaltschaften vorgesehen, dass Oberstaatsanwälte abgelöst und als Leitende Staatsanwält:innen oder Sonderstaatsanwälte eingesetzt werden können. Damit soll verhindert werden, dass sich die Zusammensetzung der Oberstaatsanwaltschaft jahrelang nicht mehr ändert. Dass das bei mir schon nach kurzer Zeit zum Thema wurde, ist wohl nicht ganz im Sinne des Erfinders. Einerseits war ich für Andreas wohl etwas zu wenig fass- und lenkbar, andererseits hatte er berechtigterweise das Gefühl, mir würde stärkerer Praxisbezug an der Front guttun. Vielleicht war ich aber auch einfach als Oberstaatsanwalt ungeeignet. Oder er wollte im Nachhinein korrigieren, dass ich ihm quasi aufgezwungen worden war.

Mit der Pensionierung des Leitenden Staatsanwaltes Christian Weber war dessen Position bei der Staatsanwalt III für Wirtschaftskriminalität frei geworden. Andreas

machte mir klar, dass er es eine gute Idee finden würde, wenn ich diese Stelle übernehme. Ich erwiderte spontan: "Alles, aber nicht das!" Ich habe selbst nie ein Strafverfahren geführt, und nun sollte ich Chef der Staatsanwaltschaft werden, welche die grössten, komplexesten und schwierigsten Straffälle überhaupt führt: Swissair, Erbgruppe, Grossbanken, etc. Andreas hat mein Nein akzeptiert, aber die nächste Vakanz, nämlich bei der Staatsanwaltschaft I für den Kanton Zürich als Nachfolger von Niklaus Eigenmann sollte es dann sein. Das hätte ich mir durchaus vorstellen können, dort werden nämlich vor allem Amtsdelikte und Internal Affairs behandelt, und da ist insbesondere auch breites Verwaltungswissen gefragt. Bereits Ende 2006 zeichnete sich aber der Abgang von Béatrice Breitenmoser als Chefin des JuV ab. Andreas Brunner hat es mir in gewissem Sinn leichtgemacht, mich für diese Stelle zu entscheiden.

Aescher

Einen unvergesslichen Ausflug ins Appenzellische erlebte ich noch in meinem letzten Jahr mit der Oberstaatsanwaltschaft und den Leitenden Staatsanwälten. Die Reise ging mit der Luftseilbahn und per pedes zum Wildkirchli und von dort aus zum Berggasthof Aescher. Wir waren von Wasserauen aus mit der Luftseilbahn gestartet. Auf unserer Wanderung bildeten sich zwei Gruppen. Die einen stürmten unter Leitung von Andreas Brunner voraus. Ich selber bildete mit Niklaus Eigenmann die Nachhut. Niklaus hatte eine schwere Herzoperation hinter sich und musste sich etwas schonen. Als wir mit einigem Abstand zur vorderen Gruppe eine entgegenkommende kleinere Gruppe kreuzten, brach mitten im Schritt eine vielleicht sechzig Jahre alte Frau zusammen. Es sah nicht gut aus, sie war kreidenweiss und nicht mehr ansprechbar. Sie hatte ein akutes Herzversagen erlitten. Einer ihrer Begleiter begann sofort mit einer Mund-zu-Mund-Beatmung und einer Herzmassage, ich selber bot per Handy die Rettungsflugwacht auf. Nach vielleicht zwanzig Minuten landete bereits ein Helikopter und transportierte die Frau ab. Ich glaube nicht, dass sie überlebt hat. Währenddem der Helikopter landete, rief mich Andreas in grosser Sorge an. Er befürchtete, dass Niklaus etwas geschehen sei⁵²⁷. Zumindest diesbezüglich konnte ich Entwarnung

⁵²⁷ Niklaus Eigenmann ist schliesslich 2014 im Alter von 71 Jahren verstorben.

geben. Mit grosser Verspätung erreichten wir das Berggasthaus Aescher. Es ist mitten in den Fels hineingebaut und man hat eine phantastische Aussicht.

Später haben wir mit der Amtsleitung JuV nochmals einen Ausflug dorthin gemacht. Wenn man wie ich völlig verschwitzt im Restaurant ankommt, so ist ein grosser „Verhööratete“ (Verheirater) ideal, wenn ich mich recht erinnere eine Mischung von Most mit Bier und wohl viel Appenzeller Alpenbitter, die es in sich hat. Mit wenigen Zügen leerte ich das grosse Glaus, wohl fünf Deziliter. Ich fühlte mich federleicht und beschwingt und hatte dann längere Zeit keinen Hunger mehr.

Der Fall A.G.

Mitten in die Sommerferienzeit 2006 herein war der Fall des Verwahrten A.G. geplatzt, welchem vorgeworfen wurde, eine Sexworkerin während eines Hafturlaubes vergewaltigt zu haben. Dass sich dieser Fall zum Justizskandal entwickelt, wäre eigentlich zu verhindern gewesen. Im Nachhinein blieb an A.G. nicht sehr viel hängen. Er wurde nicht wegen eines Sexualdeliktes, sondern „nur“ noch wegen Freiheitsberaubung zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurteilt. Verschiedene unglückliche Umstände führten aber zu einer Skandalisierung des Falles.

Denkbar ungünstig war erstens, dass kurz vor Bekanntwerden des vermeintlichen Skandals Béatrice Breitenmoser eine Medienkonferenz zum Thema Verwahrung veranstaltet hatte. Ihr Grundtenor war, dass das JuV alles im Griff habe und seine ausgezeichnete Arbeit auch für Verwahrte Vollzugslockerungen ermögliche. Diese Aussagen wurden Beatrice nun zum Verhängnis.

Zweitens wurde Markus Notter erst durch die Sonntagspresse mit diesem Fall konfrontiert, er war überhaupt nicht vorgewarnt. Das machte natürlich kein gutes Bild und erfreute ihn wenig. Dies führte zu einer ersten Verstimmung zwischen dem Direktionsvorsteher und der Amtsleiterin. Drittens war die Krisenkommunikation wie damals üblich fast nur reaktiv, und es kamen immer mehr unschöne Details zu Tage. Beispielsweise wurde bekannt, dass ein Anstaltsarzt dem an Impotenz leidenden Verwahrten A.G. Viagra oder Levitra verschrieben hatte. „Wozu das?“ fragt man sich natürlich sofort. Gute Vorbereitung für eine Vergewaltigung (welche aber gar nicht stattgefunden hatte)! Auch nicht besonders geschickt war, dass ein Sozialarbeiter der

BVD dem Verwahrten zu einer Identitätskarte verholfen hatte. Auch hier: Wozu? Zur Vorbereitung einer Flucht? All das wurde stückchenweise bekannt.

Viele wohlmeinende Leute erzählten zum Teil absurde und unwahre Geschichten, welche die Boulevardmedien dankbar aufgriffen. Und jetzt wirkte sich für Béatrice Breitenmoser auch negativ aus, dass sie als Neuling und Quereinsteigerin im Justizvollzug über kein ausreichendes Netzwerk von Kolleginnen und Kollegen verfügte, welche sie in dieser schwierigen Zeit unterstützt und geschützt hätten. Dafür wurde aber jede offene Rechnung gnadenlos präsentiert. Ein Befreiungsschlag gelang ihr nicht mehr. Das JuV und insbesondere sie selber hatten durch diesen Fall nachhaltig Schaden und Verlust an Glaubwürdigkeit erlitten.

Die Amtsleiterin war in all diesen Wochen und Monaten derart stark unter Druck geraten, dass sie schliesslich aus gesundheitlichen Gründen ihr Amt niederlegte. Das Amt stand ohne Führung da, so dass kurzfristig der Vorgänger von Béatrice Breitenmoser, Andi Werren, erster Amtschef des JuV, reaktiviert wurde. Er übernahm Anfang 2007 im Auftragsverhältnis interimistisch für die nächsten sechs Monate die Amtsleitung⁵²⁸. Damit kehrte im Amt wieder Ruhe ein.

Ein kurzes Gespräch und ein Handschlag

Ich selber habe die Entwicklungen im JuV mit zunehmender Sorge verfolgt. Gleichzeitig drängte Andreas Brunner immer stärker darauf, dass ich von der Oberstaatsanwaltschaft in die Leitung einer Besonderen Staatsanwaltschaft wechsele. Ich war erst knapp zwei Jahre Oberstaatsanwalt, meine Erwartungen an die neue Stelle hatten sich nur teilweise erfüllt. Meine Entwicklungsmöglichkeiten erschienen mir eher klein zu sein, die Übermacht und Allgegenwärtigkeit des Leitenden Oberstaatsanwaltes als zu einengend. Ich hatte beinahe schon etwas die Lust daran verloren, neue Projekte zu initiieren. Ich hatte nämlich die Erfahrung gemacht, dass Andreas neuen Ideen entweder eher misstrauisch gegenüberstand und sie nicht wirklich unterstützte oder sie dann so gut fand, dass er sie gleich zu seiner eigenen Sache machte. Mir blieb dann nur die Rolle des Zudieners. Er hat dies sicher nie böse gemeint, mich hat das aber bis zu einem gewissen Grad gelähmt.

⁵²⁸ Vgl. Hierzu auch KR-Nr. 117/2007 vom 19. Juni 2007 (Anfrage von Alfred Heer betreffend Amt für Justizvollzug), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

So ist es rückblickend nicht erstaunlich, dass ich mit dem Gedanken zu spielen begann, das Amt für Justizvollzug zu übernehmen. Dies wäre für mich auch schon 2004 eine denkbare Option gewesen, zur Zeit also, als ich das Gefühl bekam, genug lang Generalsekretär gewesen zu sein. Ich entschloss mich damals aber noch gegen das JuV, weil ich über all die Jahre immer stark mit Justizvollzug zu tun gehabt hatte und nun von diesem skandalträchtigen Geschäftsfeld wegkommen wollte. Die Oberstaatsanwaltschaft stand gerade vor der Umsetzung der grossen Reorganisation mit der Bildung von Allgemeinen (regionalen) und Besonderen (spezialisierten) Staatsanwaltschaften. Ich fand, dass ich mit meiner Verwaltungserfahrung nun genau der Mann sei, welcher der Oberstaatsanwaltschaft noch fehlte.

Und schliesslich gab es da noch einen ganz banalen Grund für meinen Wechsel zur Oberstaatsanwaltschaft, ich gebe es zu: Oberstaatsanwalt ist der geilste Titel, den ich je gehabt habe. Was heisst schon erster Gerichtsschreiber? Ein Bürogummi, der viel schreibt? Was ist ein Generalsekretär? Des Generals Sekretär? Die Obertippse des Direktionsvorstehers? Sorry, der Obertippser der Direktionsvorsteherin? Und was bedeutet Leiter des Amts für Justizvollzug? Ein weiterer, alles durchleitender Sesselfurzer und Bürohengst, der von nichts eine Ahnung hat, aber an allem schuld ist.?

Alle Leute – inkl. ein klein bisschen auch meine eigenen Angehörigen und Freund:innen – erstarrten jedenfalls vor Respekt, wenn ich erwähnte, was ich nun werden sollte: Oberstaatsanwalt! Das hat meinem Ego sicherlich gutgetan, gleichzeitig kam ich mit der Zeit aber auch zur erstaunlichen Erkenntnis, dass der Inhalt wichtiger als der Titel ist. Es ist aber heute noch schön für mich, beiläufig erwähnen zu können, dass ich einmal Oberstaatsanwalt gewesen bin.

Kurz vor Pfingsten 2007 lud mich Markus Notter zu sich in sein Büro ein, um mit mir die Zukunft des Amts für Justizvollzugs zu erörtern. Ich selber hatte die Situation nicht als derart dramatisch wahrgenommen, wie sie Markus mir dann schilderte. Nach seiner Einschätzung stand das Amt kurz vor einem Kollaps. Wir bestätigten uns zwar zu Gesprächsbeginn gegenseitig, dass es nur um das theoretische Abtasten hypothetischer Möglichkeiten gehe. Schon nach einer knappen Stunde vereinbarten wir per Handschlag, dass ich umgehend das Amt übernehme. Ein formelles Ausschreibungsverfahren hätte angesichts der desolaten Situation zu lange gedauert, weshalb ich also vom Justizdirektor direkt berufen wurde.

So ist es zwischen Markus Notter und mir immer gewesen. Wir haben uns meist schnell und ohne viel Worte verstanden.

Andi Brunner war etwas überrascht und allenfalls leicht betupft, dass ich nun meinen Wechsel selber an die Hand genommen hatte. Er hat es aber auch sofort verstanden und akzeptiert. Typisch Andi: am Schluss konnte es ihm nicht rasch genug gehen. Ich wollte per August 2007 wechseln, er drängte auf Juli. Immerhin habe ich mich da durchgesetzt, denn ich wollte mein Büro in aufgeräumten Zustand hinterlassen.

Andreas Brunner und ich haben in der Folge ausgezeichnet zusammengearbeitet, sowohl als Chefs der beiden grössten Bereiche der JI als auch als Mitglieder der Geschäftsleitung der Direktion. Ich würde sogar behaupten, dass es die beste Zeit unserer langen Zusammenarbeit gewesen ist.

Florhof Ade

Dass ein Oberstaatsanwalt hätte abgelöst werden und in die Leitung einer Staatsanwaltschaft wechseln sollen, ist übrigens – soweit ich es überblicke - ausser bei mir nie mehr ein Thema gewesen.

Der Florhof war sicher mein schönster Arbeitsplatz ever, sowohl von der Lage als auch vom ehrwürdigen Gebäude her. Ich empfand aber Umgebung und Stimmung auch immer als etwas morbid und steril, es "tööötälät". Dabei wurden hier vor allem auch in der Vergangenheit Feste gefeiert, dass es nur so krachte. Auch ganz private.

Einmal soll im Florhof ein Staatsanwalt vom obersten Stock über das Geländer in die Tiefe gestürzt sein. Wie schwer er sich verletzt hat, weiss ich nicht. Das wäre heute nur schon deshalb nicht mehr möglich, weil der Hohlraum, welchen der Staatsanwalt hinunterstürzt ist, mit einem Lift samt Schacht ausgefüllt ist. Der ominöse Sturz war also noch vor dem Einbau des Liftes, das ist sehr lange her. Ob der Lift als unmittelbare Reaktion auf den Unfall eingebaut worden ist, weiss ich nicht.

Apropos morbide Stimmung: es muss wohl im März 2006 gewesen sein, als Andreas Brunner in mein Büro kam und mitteilte, es rieche im ganzen Haus nach Gas, er habe Gasalarm ausgelöst. Ich empfahl ihm, das Rauchen einzustellen. Die Ursache hat die Feuerwehr dann rasch gefunden, eine WC-Pumpe war defekt. Es war tatsächlich – vom Menschen her stammendes - Gas.

Die Tage des Florhofes als Standort der Oberleitung der Strafverfolgung im Kanton Zürich sind gezählt. Mit Inbetriebnahme des Polizei- und Justizzentrums wird auch die Oberstaatsanwaltschaft dorthin zügeln, in unmittelbare Nähe der Besonderen Staatsanwaltschaften. Das ist schon fast ein Tabubruch.

Markus Notter hat das alte Staatsanwaltschafts-System einmal mit den Visitationsreisen der chinesischen Kaiser verglichen, welche zu Inspektionszwecken in die Provinzen aufbrachen, sich dann aber gerne wieder in den Kaiserpalast, die verbotene Stadt zurückzogen.

Besondere Spuren habe ich am Florhof keine hinterlassen, am ehesten noch im Eingangsbereich: dort ist mein Name und meine Funktion auf einer schönen Messingtafel zusammen mit allen anderen Oberstaatsanwälten verewigt.

Einige Jahre später hat ein anderes Familienmitglied den Florhof wieder regelmässig betreten. Meine Stieftochter Olivia Specker (heute verheiratete Guyer) war dort von Januar 2011 bis Dezember 2013 während ihres Jus-Studiums als Hilfsweibelin tätig. Als sie mich fragte, riet ich ihr eher von einer Bewerbung ab, weil Andreas Brunner jede Form von Nepotismus und auch nur schon das Gerüchlein davon zuwider sind. Sie hat sich dennoch gemeldet und in ihrer Bewerbung mit einem Satz auf unsere familiäre Beziehung hingewiesen. Andreas hat zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen und sie auf Italienisch begrüsst, weil sie im Bewerbungsschreiben vermerkt hat, dass sie auch Italienisch spreche. Ihre unerschrockene und direkte Art hat ihn offenbar überzeugt und sie wurde angestellt. Es war für sie eine lehrreiche Zeit in einem guten Arbeitsumfeld, welches sie sich auch heute noch grundsätzlich für sich selber vorstellen könnte. Nach ihrem Gerichtspraktikum inkl. Tätigkeit als Gerichtsschreiberin und Erlangung des Anwaltspatentes ist sie aber als juristische Sekretärin zur Jugendanwaltschaft Winterthur gegangen, da sie die Arbeit mit Jugendlichen besonders interessiert. Seit der Geburt ihres ersten Kindes Juri arbeitet sie nun als Rechtsanwältin.

Amtsantritt im JuV

Im Juni 2007 war also alles klar, und anfangs August trat ich mein neues Amt an. Noch vor Amtsantritt hatte ich mit Erschrecken festgestellt, dass meine Vorgängerin das schöne Amtschef:inbüro hat halbieren lassen, weil Sie es zu gross fand. Ich selber

lege aber besonderen Wert darauf, dass ich in meinem Büro eine Sitzung mit zehn Personen abhalten kann. Ich gab deshalb der Immobilienabteilung den Auftrag, die erst vor kurzem eingezogene Wand wieder abzureissen. Eine etwas aufwändige Sache.

Ich begrüsste alle meine Mitarbeitenden mit folgendem Mail vom 2. August 2007:

Sehr geehrte Damen und Herren

Als neuer Amtsleiter Justizvollzug Kanton Zürich darf ich Sie ganz herzlich begrüssen. Ich habe meine Stelle heute angetreten und freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen. Natürlich habe ich mir vorgenommen, in den nächsten Wochen und Monaten alle Bereiche und Betriebe zu besuchen, und ich hoffe, möglichst viele von Ihnen bei dieser Gelegenheit zu treffen. Ich danke Ihnen besonders auch für Ihre Unterstützung und eine gewisse Nachsicht während meiner Einarbeitungszeit. Ich versichere Ihnen, dass ich alles daran setze, dass wir gemeinsam unsere Ziele erreichen.

Mit freundlichen Grüssen

Thomas Manhart

Amtsleiter Justizvollzug Kanton Zürich

Feldstrasse 42, 8090 Zürich

Als ich im März 1994 mein Amt als Generalsekretär der Justizdirektion antrat, lag das Bericht der Untersuchungskommission Bertschi auf meinem Pult. Im August 2007 war es das Gutachten zum Justizvollzug betreffend den Fall A.G., das als erstes meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm⁵²⁹.

Ziele und Zielerreichung im JuV 2007-2018

Ich versicherte meinen Leuten in meinem Antrittsschreiben also, dass ich alles daran setze, dass wir gemeinsam unsere Ziele erreichen werden.

Doch wie sieht es mit der Zielerreichung im Rückblick denn wirklich aus?

An unserer ersten zweitägigen Klausur im Herbst 2007 haben es meine Geschäftsleitung JuV und ich geschafft, unsere strategischen Ziele für die Jahre 2008-2012 auf

⁵²⁹ Gutachten zum Justizvollzug vorgestellt (Medienmitteilung vom 20.11.2007), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

einem dreiseitigen (!) Papier (Entwicklungsschwerpunkte 2008 -2012) zusammenzufassen. Nie mehr war ein JuV-Strategiepapier derart erfrischend kurz.

Es ist interessant zu sehen, welche Ziele wir erreicht haben und welche nicht:

Am Anfang steht in unserem ersten Strategiepapier der Satz geschrieben, welchen wir in all den Jahren in unseren "Entwicklungsschwerpunkten" stets wiederholt haben:

- **Zentral ist für alle Mitglieder der GL JuV die Feststellung, dass absolute erste Priorität stets die Aufrechterhaltung des möglichst reibungslosen Ablaufes des Tagesgeschäftes haben muss.**

Ich behaupte, das haben wir immer geschafft.

Unsere anderen Ziele haben wir wie folgt erreicht:

- Die geplante Inbetriebnahme des neuen Gefängnisses Limmattal verzögerte sich um ein Jahr auf 2010.
- 2007 gingen wir von einer Eröffnung des PJZ und des neuen Gefängnisses im PJZ im Jahre 2013 aus. Mit knapp zehn Jahre Verspätung dürfte dies nun endlich gelingen!
- Der Aus- und Umbau des MZU und die Inbetriebnahme mit einem neuen Vollzugskonzept war per 2013 geplant. Hier ergab sich eine rund zweijährige Verzögerung. Dass es insgesamt dennoch sehr gut gelang, ist das grosse Verdienst und das Vermächtnis des ehemaligen MZU-Direktors Michael Rubertus.
- Das Ziel eines Ersatzes für das Vollzugszentrum Urdorf (Halbgefangenschaft und Bussenvollzug) und für die gleichzeitig geplante Schaffung zusätzlicher Plätze für Ausschaffungshaft light fand in modifizierter Art in das Projekt für den grossen Umbau des Vollzugszentrums Bachtel Aufnahme. In einer öffentlichen Submission wurden im Blindverfahren Gret Loewensberg (Gret Loewensberg Architekten), die Ehefrau von Moritz Leuenberger, und Clea Gross als verantwortliche Architektinnen ausgewählt. Das neue VZB wird im Frühjahr

2021 eröffnet⁵³⁰. Die Errichtung von Ausschaffungshaftplätzen light im VZB wurde aus politischer Opportunität und wegen des Rückganges der Fallzahlen wieder fallengelassen. Allerdings sind damit die von der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter geforderten (im Vergleich zum Haftregime im Flughafengefängnis) gelockerten Haftmodalitäten für Ausschaffungsgefangene nach wie vor nicht umgesetzt.

- Die Abteilung Untersuchungshaft des Flughafengefängnisses wurde wie geplant in eine Abteilung Strafvollzug umgewandelt. Zwischenzeitlich hat sich mit der Eröffnung der neuen Strafanstalt Cazis Tignez/GR die Bedarfssituation wieder geändert, und es ist vorgesehen, das Flughafengefängnis als reines Ausschaffungsgefängnis (für Ausschaffungshäftlinge aus der ganzen Schweiz) zu führen. Am Beispiel dieser Planung zeigt sich wieder einmal exemplarisch die Schwerfälligkeit einer konsolidierten gesamtschweizerischen Gefängnisplanung. Vor ca. sieben Jahren glaubte die Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektor:innen (KKJPD) ein angebliches Defizit von gegen 700 Ausschaffungshaftplätzen auszumachen. Es wurden in der ganzen Schweiz munter entsprechende Plätze geplant. Der Kanton Aargau erwog ein 250 Plätze grosses Ausschaffungsgefängnis⁵³¹ für den Raum des Nordwest- und Inner-schweizer Strafvollzugskonkordates, der Bund passte seine Subventionsbestimmungen an. Der Kanton St. Gallen realisierte in Altstätten 50 zusätzliche Plätze, Bern plante, das Jugendgefängnis Prêles im Berner Jura, welches soeben teuer saniert worden war, in ein Ausschaffungsgefängnis umzuwan-

⁵³⁰ Vgl. „Vollzugsanstalt Bachtel nach Umbau neu eröffnet“ (Tele Züri vom 23. April 2021), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt. Und extra für die Neuereröffnung herausgegeben: Vom „Hof im Chellerloch“ zum offenen Freiheitsvollzug, 1881-2021, Das Vollzugszentrum Bachtel und seine Entwicklung im gesellschaftlichen Kontext, Herausgeber für den Kanton Zürich: Theo Eugster.

⁵³¹ In Zusammenhang mit dieser Planung kam wieder einmal die Idee auf, ein Gefängnis von privater Hand erstellen zu lassen und dem Kanton allenfalls mittels Leasing zu übertragen. Um den Jahrtausendwechsel spukte sogar die Idee herum, mit ausländischen Investoren, welche zwecks Steueroptimierung mit Sale&Lease-Back-Geschäften operierten, zusammenzuarbeiten. Später wiederum erhoffte man sich von Public-Private-Partnership-Projekten (PPP) schnellere Verfahrensabläufe und Kostenoptimierungen. Meines Wissens ist nur gerade das Verwaltungszentrum Neumatt in Burgdorf / BE mit dem neuen Regionalgefängnis nach diesem Modell errichtet worden. Mein Berner Amtskollege Martin Kraemer vermittelte mir dabei nicht den Eindruck, dass er sich nochmals auf ein solches Experiment eingelassen hätte. Der von der Verwaltung erbrachte Planungsaufwand soll (auch im Detaillierungsgrad) gigantisch gewesen sein.

deln⁵³². Die lateinische Schweiz projektierte eigene Plätze. Relativ rasch zeigte sich aber, dass die Planzahlen masslos übertrieben waren. Plötzlich hatte sogar das Flughafengefängnis Zürich wieder freie Kapazitäten. Dies bewog uns, Platzkontingente an andere Kantone zu vermieten, Aargau, Freiburg, Solothurn, Luzern, welches längere Zeit lauthals von einer Notsituation gesprochen hatte, war nun plötzlich nicht mehr sonderlich interessiert, als es ums Bezahlen ging. Gleichwohl trieben wir die Idee des Flughafengefängnisses als einziges Ausschaffungsgefängnis zumindest für die deutsche Schweiz voran. Allein schon vom Standort her ist für mich diese Idee nach wie vor absolut überzeugend⁵³³. Die KKJPD bzw. ihr Generalsekretariat unterstützte dieses Projekt, es geschah aber nicht mehr viel (mein Stand 1. Quartal 2020). Trotz intensiver Bemühungen konnten wir gesamtschweizerisch nur gerade knapp 30 Plätze in festen Kontingenten an andere Kantone vermieten. Vom Nachholbedarf von 750 Plätzen war nicht mehr viel übriggeblieben. Der aktuelle Planungsstand betreffend Flughafengefängnis ist aus dem Jahresbericht JuWe 2020 ersichtlich⁵³⁴.

- Die Forensisch-Psychiatrische Abteilung in der JVA Pöschwies wurde 2009 in Betrieb genommen⁵³⁵.
- Das JuV hat für alle Behörden den Vollzug von Geldstrafen und Bussen (Ersatzfreiheitsstrafen⁵³⁶) übernommen, das 2007 in Kraft getretene neue Sanktionenrecht konsequent umgesetzt, die Kosten-/Leistungsrechnung eingeführt, Wirkungsindikatoren definiert. Die JVA Pöschwies hat die geplante

⁵³² Dieser Plan ist am Widerstand des bernischen Kantonsparlamentes gescheitert.

⁵³³ Gemäss meines letzten Wissenstands ist geplant, die rund 200 Plätze der beiden Abteilungen im Flughafengefängnis auf 130 Plätze zu reduzieren, wobei rund 80 davon für den Kanton Zürich reserviert wären. Dies würde erlauben, ein viel besseres Raumprogramm umzusetzen, welches den Anforderungen der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF) weitgehend entsprechen würde.

⁵³⁴ Vgl. dort Ziffer 11, Ausländerrechtliche Administrativhaft (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁵³⁵ Eröffnung der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung (Medienmitteilung vom 21.10.2009), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁵³⁶ Zu diesem Thema hat Prof. Martin Killias zusammen mit Lorenz Biberstein eine sehr interessante Studie für das JuV verfasst: Ersatzfreiheitsstrafen im Kanton Zürich vom 14. Dezember 2019 (Killias Research & Consulting), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Strukturreform dank Direktor Andreas Naegeli umgesetzt, mit der Gesundheitsdirektion und der PUK wurden neue Tarifvereinbarungen ausgehandelt und auch in der Personalpolitik und in der Feedbackkultur wurden Fortschritte erzielt.

So viel zur Zeit von 2008-2012.

Für die zweite Hälfte meiner Amtszeit beziehe ich mich für die Erreichung unserer Ziele auf das strategische Papier Entwicklungsschwerpunkte 2013-2018. Das Papier, welches meine Geschäftsleitung und ich wie immer an einer Herbstklausur erarbeitet hatten, war zwischenzeitlich von ursprünglich 3 Seiten für 2008-2012 für die Zeitspanne von 2013-2018 auf 15 Seiten angewachsen. Vermutlich ist es aber nicht fünfmal besser geworden. Auch wir liessen uns von der Papierflut treiben.

Die Zielerreichung in Bezug auf unser Papier "Entwicklungsschwerpunkte 2013-2018 präsentiert sich wie folgt:

- PJZ: Die Inbetriebnahme war von 2013 aus gesehen für 2018 geplant, es wird aber wie bereits erwähnt 2022 werden.
- Umbau und Sanierung des MZU konnten per Ende 2014 realisiert werden.
- In den Entwicklungsschwerpunkten 2013-2018 wurde die Schaffung von Ausschaffungshaftplätzen light im Vollzugszentrum Bachtel angedacht, welches zu diesem Zweck umgebaut werden sollte. Es war damals noch eine viel schnellere Gangart in Leichtbauweise vorgesehen mit Realisierung per 2015. Das Projekt VZB wurde in der Folge - ohne Schaffung von Plätzen für die Ausschaffungshaft - völlig überarbeitet. Das VZB wird nun als umfassend erneuerte offene Vollzugsanstalt per 2021 in Betrieb genommen.
- 2013 gab es einen Engpass für geschlossene stationäre Plätze gemäss Art. 59 Abs. 3 Strafgesetzbuch. Die geplante Übergangsstufe in der Rheinau wurde realisiert, ebenso wurde die Planung für eine zusätzliche Sicherheitsabteilung in der Rheinau lanciert, welche aber (wenn überhaupt) wohl erst 2027 oder später umgesetzt sein wird. Der aktuelle Planungsstand ist mir nicht bekannt.

- Zusätzliche Strafvollzugsplätze wurden wie geplant im Flughafengefängnis realisiert, ebenso der Bau der neuen JVA in Graubünden: Cazis Tignez. Auch die Graubündner konnten nicht so schnell umsetzen wie ursprünglich geplant. Immerhin beträgt ihre Verzögerung nur drei Jahre (2020 statt 2017). So schnell wäre ein Anstaltsneubau auf der grünen Wiese im Kanton Zürich nie möglich. Man frage mich nicht warum.
- Die Gesamtanierung des alten Gefängnisses Zürich hat sich ebenfalls um Jahre verzögert. Ursprünglich sollte sie 2019 abgeschlossen sein, jetzt wird es wohl 2025 oder später werden.
- Der Modellversuch ROS konnte plangemäss abgeschlossen werden. ROS ist zwischenzeitlich in der ganzen Schweiz eingeführt. Ein sehr erfolgreiches Projekt, vermutlich der erfolgreichste Zürcher / Schweizer Modellversuch aller Zeiten.
- Das Electronic-Monitoring-Projekt von Victor Gähwiler wurde ebenfalls erfolgreich durchgeführt und für die ganze Schweiz nutzbar gemacht.
- Eine Spezialabteilung für alte Gefangene ist nach wie vor in Planung und Bestandteil des Projektes „JVA Pöschwies plus“ mit zusätzlichen 120 neuen Plätzen auf dem Gebiet der JVA. Davon soll ein kleinerer Teil für alte Gefangene reserviert sein. Die Idee dabei ist, ihnen altersgerechte Plätze mit mehr Bewegungsfreiheit und Freizeitmöglichkeiten anzubieten, quasi ein Altersheim mit hohen Mauern. Das Gesamtprojekt JVA plus wird aber – wenn überhaupt - nicht vor 2027 realisiert sein.
- Im Projekt "Bildung im Strafvollzug" BiSt⁵³⁷ wurden alle Ziele erreicht, der Kanton Zürich verfügt über mehr Lerngruppen für Gefangene als irgendein anderer Kanton.

⁵³⁷ Trägerin von BiSt war viele Jahre lang das Schweizerische Arbeiterhilfswerk SAH. Das Projekt wurde dank dem SAH ein voller Erfolg. Hier traf ich als Leiterin von BiSt Doris Schüepp wieder, welche ich vor langer Zeit in meiner SP-Sektion Zürich 3 kennen gelernt hatte. Sie war vor BiSt Generalsekretärin des VPOD und hat sich in das Thema mit viel Herzblut eingearbeitet. Nach ihrer Pensionierung folgte für kurze Zeit Andy Tschümperlin nach, der als Nationalrat und Fraktionspräsident der SP (welche Funktion er überraschend in einer Kampfwahl gegen Jacqueline Fehr gewonnen hatte) 2015 nicht wieder gewählt worden war. Er blieb nicht lange bei BiSt. Neuer Fachstellenleiter ist seither Daniel Engel. BiSt ist

- Auch die Reorganisation des Kurzstrafenvollzugs wurde umgesetzt.
- Sodann wurde für alle Hauptabteilungen des JuV das Geschäftsleitungsmodell eingeführt, die Führungswerkstatt fortgeführt, die Kaderschulung GL-Leadership plus eingeführt, ebenso das Abwesenheitsmanagement, das neue Interne Kontrollsystem (IKS). Für das Projekt Marketing, Absatzförderung und Produkteentwicklung wurde wieder einmal ein neuer Anlauf genommen.

Das Gesamtergebnis überrascht mich doch ein wenig und erfreut mich. Wir haben unsere Ziele tatsächlich weitgehend erreicht und umgesetzt. Das spricht einerseits dafür, dass unsere strategische Planung stets realistisch war. Auch kann man uns kaum den Vorwurf machen, wir hätten einfach die Latte sehr tief gesetzt. Was erreicht worden ist, darf sich sehen lassen.

Erhebliche Verzögerungen haben sich allerdings immer wieder in Zusammenhang mit grossen Bauprojekten ergeben. Hier sind die Einflussmöglichkeiten des JuV und der JI allerdings sehr beschränkt, der Lead liegt bei der Baudirektion und diese bewegt sich in einem sehr schwierigen und anspruchsvollen Umfeld⁵³⁸. Nach meiner Erfahrung beträgt die Planungs- und Realisierungszeit für einen grossen Umbau oder gar Neubau für eine Justizvollzugsinstitution mindestens zehn Jahre!

Es gibt Leute, die behaupten, der Zürcher Justizvollzug sei der beste in der ganzen Schweiz geworden. Welche Ziele sind aus meiner Sicht aber zu kurz gekommen oder wurden nur teilweise oder gar nicht erreicht?

- Teilweise ungenügende Zielerreichung während meiner Amtszeit muss ich einerseits im Personalbereich verorten. Bis 2017 waren wir in der strategischen Personalentwicklung ressourcenmässig zu knapp dotiert. Als wir das mit einer neuen und grösseren Crew verbessert haben, funktionierte leider das Tagesgeschäft längere Zeit nicht mehr gut. Beides ist schlecht. Damit wurde

zwischenzeitlich vom Schweizerischen Kompetenzzentrum Justizvollzug übernommen worden. Der Übergangsprozess war etwas holprig, jetzt läuft offenbar aber wieder alles gut.

⁵³⁸ Vgl. neuerdings z.B. NZZ vom 16.8.2021: Bei der Justizvollzugsanstalt Pöschwies werden Handys, Drogen oder Waffenteile über den Zaun geworfen. Trotzdem kann die Sicherheitszone zum Wald hin vorläufig nicht erweitert werden (auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

aber vor allem auch die oberste Priorität der Aufrechterhaltung des reibungslosen Ablaufs des Tagesgeschäftes im Personalbereich vernachlässigt. Das habe auch ich zu verantworten.

- Nötig wäre eine bessere Durchlässigkeit für die Karrieren unserer Leute (gewesen). Jedes Gefängnis plante meist für sich allein und rekrutierte am Liebsten Leute aus dem eigenen Kreis. Die Mauern waren nicht nur für die Insassen hoch, sondern auch für Mitarbeitende, welche z.B. in eine höhere Funktion in einen anderen Betrieb wechseln wollten.
- Gerne hätte ich einen grösseren Beitrag für die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen PUK und PPD geleistet. Hier ist JuWe hoffentlich auf einem guten Weg. Ebenso wäre eine echte Kooperation zwischen unserer Forschungsabteilung, der PUK und der Universität Zürich nicht nur wünschbar, sondern dringend nötig. Das ist zumindest während meiner Zeit nicht gelungen. Unserer Forschungsabteilung würde eine bessere und nachhaltig qualitätssichernde Einbindung im kantonalen Bildungs- und Forschungssystem mit Sicherheit langfristig nützen.
- Eher harzig ist das Projekt „Mehrphasige Untersuchungshaft abgelaufen. Hier wurde noch nicht viel erreicht, was mit den schwierigen Schnittstellen zu den Strafverfolgungsbehörden und den Gerichten zusammenhängt. Allerdings bin ich mit dem aktuellen Stand nicht mehr vertraut⁵³⁹, insbesondere auch nicht damit, ob und mit welchen Kantonen der ursprünglich geplante Modellversuch angelaufen ist.
- **Mein wohl grösstes persönliches Defizit:** Es ist mir nach dem Abgang von Markus Notter nicht mehr gelungen, eine ähnlich fruchtbare und vertrauensvolle Beziehung zu:r Direktionsvorsteher:in aufzubauen. Unter der Führung von Martin Graf hatte dies aus meiner Sicht weder für die JI noch das JuV noch für mich spürbare negative Folgen, unter der Leitung von Jacqueline Fehr aber natürlich schon, vor allem auch für mich ganz persönlich. Zudem ist mir nach dem Abgang von Christian Zünd auch die direkte und gute Verbindung zur

⁵³⁹ Gemäss Jahresbericht JuWe 2020 wurden hier wichtige Fortschritte erreicht (vgl. Link auf meiner Website).

Generalsekretärin verloren gegangen. Vieles konnte früher Generalsekretär Christian Zünd immer wieder flicken und richten, das war in der Folge mit Jacqueline Romer leider nicht mehr möglich. Sie war für das JuV kaum mehr eine Ansprechpartnerin. Susanna Stähelin konnte dieses Defizit trotz grosser Bemühungen nicht kompensieren. Sie gehörte eben nie zum Küchenkabinett.

Einiges haben meine Geschäftsleitung und ich zusammen mit allen unseren Leuten in den Jahren 2007-2018/19 geschafft und erreicht, noch mehr Neues steht an.

Und mantramässig erinnere ich an den wichtigsten Punkt "meiner" Entwicklungsschwerpunkte über all die Jahre hinweg:

"Zentral ist die Feststellung, dass absolute erste Priorität stets die Aufrechterhaltung des möglichst reibungslosen Ablaufes des Tagesgeschäftes haben muss."

Quervergleich

Einen Quervergleich mit der Zielerreichung des JuV ermöglichen die vielen Mitarbeiterbeurteilungen und Zielvereinbarungen, die ich von meinen Vorgesetzten während meiner Zeit als Amtschef erhalten habe. Alle Vorgesetzten haben mich jeweils mit der Gesamtbeurteilung "sehr gut" qualifiziert.

Markus Notter hat für die Jahre 2008-2010 fast durchwegs die Ziele aus unserem JuV-Papier "Entwicklungsschwerpunkte" übernommen. Als zusätzliche Ziele hat er die Erarbeitung eines Konzeptes für eine proaktive Kommunikation, welches mit der Anstellung von Rebecca de Silva als Kommunikationsverantwortlicher vorangetrieben werden konnte, sowie die Konsolidierung der Zusammenführung des Vollzugszentrums Bachtel mit dem Vollzugszentrum Urdorf (VZU) aufgenommen. Die jahrelang in Urdorf betriebene Halbgefangenschaft hatten wir 2009 aufgeben müssen, weil die befristete Baubewilligung für das Barackendörfchen abgelaufen war und nicht mehr erneuert werden konnte. In einem ersten Schritt war die bei der JVA Pöschwies angesiedelte Kolonie Ringwil als Vollzugszentrum Bachtel in Victor Gähwilers Hauptabteilung Gefängnisse Kanton Zürich überführt und hierauf mit dem VZU – unter gleichzeitiger Aufgabe des Standortes Urdorf und Übernahme seiner Aufgaben –

vereinigt worden. Ebenso wurde die Halbgefangenschaft Winterthur aus den BVD herausgelöst und in die GKZ übertragen. Dank Victor Gähwiler sind diese Betriebswechsel immer sehr gut gelungen.

Auch Martin Graf hat sich bei seinen Zielvorgaben im Wesentlichen an unseren Entwicklungsschwerpunkten orientiert. Von ihm ist das Ziel Absenzenmanagement in unsere Planung eingeflossen. Ich fand das an sich ein gutes Ziel, etwas gestört hat mich aber die Kritik der Personalabteilung der JI an unseren grossen Mehrarbeitszeit- und Ferienguthaben. Da bestand schon immer ein klassischer Zielkonflikt. Einerseits erforderte die viele Arbeit und grosse Pendenzenlast sowie die Stellvertretungen für krankheitsbedingte Ausfälle insbesondere auch in der JVA Pöschwies Zusatzarbeit und Überzeit, andererseits wurden einem am Jahresende die (zu) grossen Zeitguthaben vorgeworfen. Eine Auszahlung war ausser in Ausnahmefällen nicht möglich. Richtig ist allerdings auch, dass nicht selten Leute, die nicht mehr viel leisten, über besonders hohe Arbeitszeitguthaben verfügen. Hier ist es die Aufgabe der Linie, dafür zu sorgen, dass diese Guthaben abgebaut werden, indem z.B. zusätzliche Ferien angeordnet werden.

Ausgelöst durch die vorzeitige Pensionierung des Direktors der Hauptabteilung Gefängnisse Kanton Zürich habe ich kurzfristig im letzten Quartal 2013 das Projekt der Aufteilung der GKZ in zwei neue Hauptabteilungen Untersuchungsgefängnisse und Vollzugseinrichtungen lanciert. Dieses recht grosse Vorhaben konnte auch dank tatkräftiger Unterstützung von Ruedi Hablützel innert kürzester Zeit umgesetzt werden⁵⁴⁰. Es ist für mich immer noch das Paradebeispiel dafür, dass auch grosse, komplexe und durchaus nicht unbestrittene Projekte mit gutem Resultat in einem halben Jahr durchgezogen werden können. Alle Papiere, die dafür heutzutage notwendig wären, lagen allerdings nicht vor. Auch den HERMES-Ansprüchen genügte unser Projekt wohl kaum.

Da Martin Graf sehr IT-affin war, hat er mir auch das wichtige Ziel der Erneuerung unseres Geschäftsverwaltungssystem RIS vorgegeben. Er hat die Neuentwicklung RIS 2 mit unseren eigenen IT-Leuten stark gefördert und gepusht, Jacqueline Fehr hat

⁵⁴⁰ Neuorganisation der Gefängnisse im Kanton Zürich (Medienmitteilung und Infoticker vom 28.3.2014), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

dieses Projekt aber, wie ich bereits weiter vorn ausgeführt habe, wegen teilweise unbefriedigender Resultate und Kostenüberschreitungen beendet⁵⁴¹.

2014 ergab sich kurzfristig die Möglichkeit, von der Feldstrasse 42 an die Hohlstrasse 552 umzuziehen. Das war auch deshalb nötig, weil die Eigentümerin die Liegenschaft Feldstrasse 42 totalsanieren wollte. Martin Graf hat sich selber für eine gute Ersatzlösung stark engagiert. Nachdem die Liegenschaft Hohlstrasse 552, aus welcher die Allianz Versicherung ausgezogen war, zur Auswahl stand, hat er verdankenswerterweise durchgesetzt, dass aus diesem grossen Mietgeschäft kein Kantonsratsgeschäft werden musste. Die Regierung hat – nicht ganz ohne Kritik der Finanzkontrolle – einen langfristigen Mietvertrag über 25 Jahre für das JuV abgeschlossen. Die Planung und Umsetzung des Umbaus und der ganzen Zügelaktion hat Gaby Heil zusammen mit dem Hochbauamt übernommen. Ich verdanke es Gaby, dass ich das diesbezügliche Ziel von Martin sehr gut erreicht habe.

Stellenpläne sind kein Selbstzweck

In einem Stellenplan wird abgebildet, welcher Bereich über wie viele Stellen verfügt, differenziert nach den verschiedenen Funktionen. Bei jeder Stelle ist der bewilligte Beschäftigungsumfang und die Einreihung in die dazugehörige Lohnklasse aufgeführt. Bei über 900 Stellen verteilt auf sieben Hauptabteilungen ist dies eine recht aufwändige Sache. Ein neues Ziel, welches uns mehrere Jahre beschäftigen sollte, war die Konsolidierung und Bereinigung des JuV-Stellenplanes. Dieses Ziel war 2015 der neuen Justizdirektorin Jacqueline Fehr von ihrem Personaldienst nahegelegt worden. Der Stellenplan des JuV und seiner Hauptabteilungen war schon lange nicht mehr in allen Punkten umfassend nachgeführt worden. Seit ich mein Amt angetreten hatte, machten wir verschiedene zaghafte Versuche zur Konsolidierung des Gesamtstellenplanes. Wir verlegten unsere Bemühungen aber lieber immer wieder auf wegen neuer Aufgaben notwendig gewordene Stellenvermehrungen. Zu erinnern ist hier an die neuen Stellen für die neue Forensisch-Psychiatrische Abteilung in der JVA Pöschwies, an die Schaffung einer Kommunikationsabteilung, an die Inbetriebnahme des Gefängnisses Limmattal, an die Inbetriebnahme des vergrösserten MZU, an die

⁵⁴¹ Eine Ersatzlösung ist auch 2022 noch nicht vorhanden.

Schaffung der zwei neuen Hauptabteilungen UGZ und VEZ (oh Wunder, diese und andere Reorganisationen hatten nicht einen Stellenabbau, sondern stets substantielle Stellenaufstockungen zur Folge), an die Einführung von ROS und EM, etc..

Oftmals wird für kostenintensive Bauprojekte ins Feld geführt, es gebe dadurch wichtige Synergien: Interessanterweise führt dies aber kaum je zu einer Verkleinerung des Stellenplans, im Gegenteil. Ein schönes Beispiel hierfür ist das neue Polizei- und Justizzentrum PJZ: die Zusammenführung von Kantonspolizei, Besonderen Staatsanwaltschaften und Oberstaatsanwaltschaft sowie dem Polizei- und Untersuchungsgefängnis unter einem Dach würden zu erheblichen Synergien führen und es könne dadurch viel effizienter gearbeitet werden, wurde behördenseitig immer wieder geltend gemacht. Die Neuansiedlung des Polizeigefängnisses von der Kantonspolizei zum Justizvollzug führte aber zu einer substantiellen Stellenvermehrung. Zwar ist diese organisatorische Massnahme auch meinerseits unbestritten. Sie führte aber nur zur Umteilung der (61) direkt im ehemaligen Provisorischen Polizeigefängnis angestellten Personen vom Stellenplan der Kantonspolizei in denjenigen des Justizvollzugs. Dabei wurde – wohl ganz bewusst – ausser Acht gelassen, dass bisher viele Kantonspolizist:innen Zuführungsaufträge verschiedenster Art mit Insassen für das Polizeigefängnis ausführen mussten. Diese Aufgabe innerhalb des sehr weitläufigen PJZ soll nun zumindest teilweise von Aufseher:innen des Gefängnisses Zürich West erledigt werden. Dies wiederum führt nach bewährter Verwaltungslogik zu einer zusätzlichen substantiellen Stellenaufstockung beim Gefängnis und nicht etwas zu einer weiteren Stellenübertragung von der Kantonspolizei zum Justizvollzug. Natürlich hätte ich ein solches Vorgehen als Amtschef ebenfalls unterstützt. Wer will schon einen unnötigen Streit zwischen der Direktion der Justiz und des Innern sowie der Direktion für Soziales und Sicherheit provozieren, wenn das nötige Geld für eine Stellenaufstockung vom Kantonsrat grosszügig gesprochen und mit Steuergeldern berappt wird.

In meiner Amtszeit wurden für neue – und manchmal auch für alte⁵⁴² - Aufgaben Dutzende von neuen Stellen geschaffen. Für jede einzelne stehe ich gerade, aber im Nachhinein wundere ich mich schon, wie reibungslos dies jeweils gelungen ist. Mir

⁵⁴² Es wird schliesslich alles immer aufwändiger und komplizierter...

persönlich war immer besonders wichtig, dass wir nie das Personalbudget überschritten haben. Ich behaupte, dass unsere Stellenvermehrungen auch deshalb derart schlank über die Bühne gegangen bzw. kaum bemerkt worden sind, weil wir das Personalbudget sogar regelmässig unterschreiten konnten.

Wie es möglich ist, zusätzliche Stellen bei gleichzeitiger Unterschreitung des Budgets zu schaffen? Durch frühzeitige, nicht zu knapp kalkulierte Einstellung der zusätzlichen Personalkosten in die mittelfristige Finanzplanung. Allfälligen Widerspruch wird man dadurch abfedern können, dass man darauf hinweist, dies sei ja noch nicht definitiv beschlossen und bedürfe noch eines Regierungsratsbeschlusses. Den Regierungsratsbeschluss wird man dann wieder unter Bezugnahme auf die durchgewunkene Finanzplanung erwirken können. Schliesslich werden die Finanzplanungszahlen gemäss RRB ins Budget eingestellt, und siehe, es funktioniert. Dabei helfen sanfte, nicht allzu grosse Budgetsprünge und budgetierte Reserven, die dann nicht ausgeschöpft werden. Hilfreich ist auch, dass neue Stellen oftmals bereits für das ganze Jahr budgetiert werden, obwohl sie erst nach und nach - über das Jahr verteilt - besetzt werden (können).

Ich bin heute der Meinung, die Kontrolle und Steuerung des Personalaufwands über Budget sowie Stellenplan seien ein Overkill, die Steuerung allein über das Budget würde völlig ausreichen. Zudem war für mich - anders als für den/die typische:n Personalverantwortliche:n - der Stellenplan immer nur ein Hilfsinstrument für unsere Aufgabenerfüllung und nie Selbstzweck. Mit diesem Grundverständnis habe ich manchen Kampf mit den Personalverantwortlichen der JI ausgetragen und ... meist gewonnen. Dafür bin ich den jeweiligen Direktionsvorstehern und insbesondere auch Jacqueline Fehr zu Dank verpflichtet. Ressourcenmässig hat sie mich immer wirkungsvoll unterstützt.

Den Gesamtstellenplan des JuV haben wir 2018 dank des grossen und umsichtigen Einsatzes der Juristin Bettina Kuhn, der langjährigen Finanz- und Personalspezialistin des PPD, endlich umfassend bereinigt. Bettina hat im Rahmen der Stabsreorganisation in den Personaldienst gewechselt, ist dann aber 2019 rechtzeitig wieder in den PPD zurückgekehrt.

Für die nachhaltige Personal- und Stellenplanung war wichtig, dass wir zwar für neue Aufgaben immer sofort neue Stellen beantragten, für wegfallende Aufgaben aber die

damit an sich überflüssig gewordenen Stellen nicht abbauen mussten. Wir übertrugen diese vielmehr immer möglichst rasch zusammen mit den entsprechenden Budgetpositionen auf andere Bereiche, die unterdotiert und überlastet waren. Dabei war unsere Vorgehensweise stets transparent und erschien in allen möglichen Papieren wie dem konsolidierten Entwicklungs- und Finanzplan, dem Controllingbericht, dem Rechenschaftsbericht, dem Rechnungsabschluss und in den Personalkennzahlen.

Meine neuen Ziele unter Führung von Jacqueline Fehr

Unter Jacqueline Fehr kam das neue, sehr wichtige Ziel der Überprüfung der Modalitäten der Untersuchungshaft hinzu. Von wo der Anstoss hierfür ausging, habe ich bereits weiter vorn ausgeführt. Ebenfalls neu war auf meine Initiative hin Anfang 2017 das Ziel der Neuorganisation der Amtsleitung und meines Stabes hinzugekommen. Dieses Ziel war richtig und wichtig, auch wenn es mir dann bekanntlich je länger je mehr entglitten ist. Anfang 2018 schien aber alles noch in Ordnung zu sein.

Als neues Ziel direkt aus Jacqueline Fehrs Feder tauchte 2017/18 die Stärkung der sog. potentialorientierten Führung auf. Als Beurteilungskriterien waren interessanterweise die Durchführung von Rapporten, Kaderanlässen und Geschäftsleitungssitzungen *ohne mich* vorgesehen. Potentialstärkung durch Potentialbeschränkung – an sich logisch. Durchaus sinnvoll habe ich gefunden, dass die Justizdirektorin das ursprüngliche Ziel Absenzenmanagement in das Ziel Gesundheitsmanagement transformiert hat.

Jacqueline Fehr hat mir im Rahmen meiner MAB anfangs 2018 noch attestiert, dass ich mit spürbarer Lust und viel Energie verschiedene weitreichende Projekte anpacke. Gemäss ihren Worten genoss ich damals noch ihr volles Vertrauen und sie bezeichnete es als grosses Glück, das Schlüsselamt JuV in meinen Händen zu wissen. Es sei besonders motivierend für sie zu sehen, wie ich meine letzten Berufsjahre nutze, um die Weiterentwicklung meines Aufgabenbereichs und meiner Mitarbeitenden mit viel Energie und Enthusiasmus zu unterstützen.

Zwar bekam ich Mitte Januar 2019 von ihr ein letztes Mal immer noch die ewig gleiche Gesamtbeurteilung "sehr gut" und viele schöne und nette Worte; und erst noch eine Beförderung in das für mich mögliche absolute Lohnmaximum; vielen Dank.

Spätestens am 11. Februar 2019 war aber klar: von all dem war nicht mehr viel übrig geblieben.

Zukunft JuV und neue JuV-Kultur

Plötzlich war von einem mir bisher nicht näher bekannten Projekt "Zukunft JuV" die Rede. Jacqueline Fehr wollte damit eine neue, offene und transparente JuV-Kultur etablieren. Meine bilateralen Gespräche mit meinen Direktuntergebenen seien zwar wichtig, sie dürften aber die Auseinandersetzung in der Geschäftsleitung nicht ersetzen. Eigentlich hätte das neue Projekt „Zukunft JuV ohne Manhart“ heißen müssen. Einen Monat später hat sie mir diese bilateralen Gespräche in Zusammenhang mit dem Projekt Zukunft JuV kurzum verboten. Ich muss annehmen, dass all diese neuen Entwicklungen und Ideen in bilateralen Gesprächen mit meinem Stabschef, Chefberater Wüthrich und wohl auch mit Frank Urbaniok, jedenfalls ohne mich entstanden sind. Meine Geschäftsleitung blieb sowieso aussen vor, was ebenfalls auf mich zurückfiel und das Vertrauen in meine Amtsführung erodieren liess. Ich will gern glauben, dass dies nicht so beabsichtigt war, bei mir ist es aber anders angekommen. Vielleicht täusche ich mich auch einfach und der Hauptfehler liegt tatsächlich bei mir.

Dass ich in diesen letzten Monaten den Bilateralismus immer stärker pflegte, hatte damit zu tun, dass meine Hauptabteilungsleiter in den Geschäftsleitungssitzungen vieles nicht mehr sagen wollten, da sie befürchteten, dies werde sofort der Justizdirektorin hinterbracht. In unseren bilateralen Gesprächen waren sie aber immer offen. Es muss möglich sein, in einem geschützten Raum Diskussionen zu führen, wo man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen muss. Zudem wäre Jacqueline Fehrs direkte Information in erster Linie meine Aufgabe gewesen. Es gingen aber offenbar immer wieder von meinem Stab aus wichtige Informationen an mir vorbei zur Chefin. Auch für Kritik an meiner Person etablierte sich dieser neue „Dienstweg“.

Neue Vertrauenskultur?

Transparenz

Zurück zu den neuen Zielen, welche mir die Justizdirektorin verordnet hat: Neben den aus den Entwicklungsschwerpunkten übernommenen Vorgaben wurde das Thema potentialorientierte Führung nochmals zusätzlich gestärkt, wobei dieses Ziel im

Wesentlichen darin bestand, dass ich mich selber noch stärker aus Führungsaufgaben zurückziehen sollte; die kollektive Intelligenz solle stärker genutzt, die Freude an der Arbeit gepflegt werden, ich müsse Konflikte aushalten und meinem eigenen Harmoniebedürfnis entgegenzutreten lernen, die Führungsinstrumente müssten neu ausgerichtet werden (?) und – als neues Hauptziel – im Rahmen des Projektes Zukunft JuV sei bis Ende 2019 die neue Hauptabteilung Innovation (Arbeitstitel) mit klarem Auftrag geschaffen, ebenso die Abteilung "Shared Services".

Jacqueline Fehr wusste aus Gesprächen mit mir, dass ich die Schaffung einer neuen Hauptabteilung F&E durchaus befürwortete. Meine Gründe waren allerdings etwas anders gelagert als ihre. Mir ging es vor allem darum, das Wirrwar von Stab und Linie wieder zu entflechten. Nun drückte mir aber meine Chefin die Gründung der neuen Hauptabteilung mit detaillierten Vorgaben einfach als fixfertiges Ziel aufs Auge. Mit ihren Vertrauenspersonen hatte sie dies vermutlich ausführlich abgesprochen, nicht aber mit mir, ihrem Amtschef. Ihre Bemerkung anlässlich der Übermittlung der neuen Ziele per Mail, ich solle alles ausgedruckt und unterzeichnet mitbringen, damit wir Zeit sparen könnten, war auch nicht gerade das ultimative Signal dafür, dass es noch viel zu diskutieren gab. Das neu eingefügte Ziel für eine Abteilung „Shared Services“, womit hauptsächlich das HR gemeint war, hatte sie ebenfalls mit mir so nicht vorbesprochen.

Natürlich, eine Regierungsrätin kann und darf so handeln. Sie hat die Macht.

Sogar der Abschluss des seit langem eingefädelten Kooperationsvertrages mit der PUK kam ins Stocken. Sich zuerst mit mir abzusprechen, war für die Justizdirektorin offensichtlich keine Option mehr. Andererseits war Frank Urbaniok wieder soweit fit, dass er sich gerne auch in dieses Geschäft einklinkte. Er selber war/ist wohl grundsätzlich gegen eine vertiefte Kooperation des PPD mit der PUK, obwohl diese wegen seines Ausfalles nötiger denn je geworden war. Es wurde also frisch und fröhlich rundherum an mir vorbei gearbeitet. Der Kooperationsvertrag mit der PUK konnte dann doch noch abgeschlossen werden, da ich nun ziemlich Druck machte, und er trat dann tatsächlich per 1. September 2019 in Kraft.

Diese und ähnliche Geschichten machten mich derart wütend, dass ich einmal am wöchentlichen Kurzrapport unserer Geschäftsleitung JuV richtiggehend ausrastete und ziemlich laut wurde. Natürlich war ich aus dem Gleichgewicht geraten; natürlich

ein weiterer Sargnagel für das Vertrauen meiner Geschäftsleitungsmitglieder in mich. Einer der Direktoren sagte mir, dass er sich seinen Chef nicht so wünsche. Er hatte recht. Ich war in der Schlussphase. Es drohte ein grosser Scherbenhaufen.

Vielleicht die letzte vergleichbare Situation ereignete an einem Freitagmorgen Mitte August 2019. Ich besprach mit der Spurgruppe die auf Grund der bevorstehenden Gründung der neuen Hauptabteilung F&E nötige neue Raumaufteilung an der Hohlstrasse 552. Man hatte mich vorher explizit aufgefordert und schliesslich wurde ich von meiner Chefin sogar damit beauftragt, hierzu meine eigene Erfahrung und Sichtweise einzubringen und die Raumsituation zu klären. Das war dann letztlich doch nicht wirklich erwünscht, vermutlich war ich aber tatsächlich auch nicht mehr objektiv. Immerhin wurde ich nicht laut, aber deutlich. Ich vertrat die Ansicht, dass der Umzug der Amtsleitung mit Stab in den fünften Stock und die Platzierung von F&E im siebten Stock ein fatales Signal abgebe: die Forschungsabteilung zieht in die Chefetage. Ich sagte meinem Nachfolger anschliessend nochmals, dass er dies auf keinen Fall machen sollte. Damit ging ich sicherlich zu weit, schliesslich war das nur noch seine und nicht mehr meine Sache. Jedenfalls war die Folge davon, dass mir meine Chefin am Montag darauf mitteilte, die Spurgruppe wünsche, dass ich per Ende September 2019 das Haus verlasse. Zuviel Störpotential. Ich arbeitete im Homeoffice weiter. Noch vor Corona. Ich war meiner Zeit eben immer schon etwas voraus (;>).

Dass ich nicht rechtzeitig erkannt habe, was sich da abgespielt hat, ist eindeutig mein eigener grösster Fehler. Das muss ein Amtschef einfach merken. Andererseits war damals bereits alles gelaufen.

King and chicken

Andreas Brunner bestellt wie immer im King's Cave das Rinds-Entrecôte "King". Dem König, was des Königs ist, ich selber entscheide mich – ebenfalls wie immer – für die Pouletbrust. Kikerikii!

Andreas hat eine Aussenwahrnehmung von den Entwicklungen der JI und der Strafjustiz der letzten Zeit, die sich von meiner nicht gross unterscheidet. Unser gemeinsames Lamento, dass es weniger sehr engagierte Mitarbeitende und Kader als früher gebe, ist wohl unter dem Titel "Geschwätz alter Herren" abzubuchen. Andreas ist bereits vor dem Amtsantritt von Jacqueline Fehr pensioniert worden. Wirklich

interessant ist die Frage, wie sich die Zusammenarbeit zwischen den beiden gestaltet hätte. Andreas vermutet, dass sie ihn wohl hätte gewähren lassen, wenn es nur noch zwei oder drei Jahre bis zu seiner Pensionierung gedauert hätte. Das ist gut möglich, denn ich habe ich immer den Eindruck gehabt, dass ihre Zurückhaltung gegenüber der Strafverfolgung grösser ist als gegenüber dem Justizvollzug. Vermutlich hat dies auch mit der Gewaltenteilung zu tun. Klar ist jedenfalls, dass eine Konfrontation zwischen ihr und Andreas sehr heftig geworden wäre. Er hätte sich mit Sicherheit gegen jede Einmischung in sein Geschäft mit Händen und Füßen gewehrt. Natürlich wird man die Frage stellen dürfen, was "sein" Geschäft ist und ob Führung durch eine Vorgesetzte als "Einmischung" bezeichnet werden darf. Die Strafverfolgung ist aber derart stark und detailliert geregelt, dass man vermutlich rascher einmal von einer Einmischung sprechen kann als im Justizvollzug. Kompetenzen, Regeln und Prozessabläufe (wie z.B. der Dienstweg) sind in beiden Geschäftsfeldern auch von politischen Vorgesetzten einzuhalten. Nur handelt es sich bei diesem Gebot um eine *lex imperfecta*: der Inhalt ist an sich klar, ein Verstoss dagegen bleibt jedoch ohne Folgen, er kann nicht geahndet oder sanktioniert werden. Als einziges bleibt: Wahltag ist Zähltag, und der ist das letzte Mal grandios für Jacqueline Fehr ausgefallen.

Andreas hat seit seiner Pensionierung vor bald sechs Jahren verschiedene Mandate übernommen, teilweise politisch recht heikle wie die Aufarbeitung der verfilzten Mauseheleien im Bauwesen im Kanton Graubünden. Er war lange Zeit Mitglied des Programmausschusses für das Grossprojekt Harmonisierung der Informatik der Strafsjustiz Schweiz. Ich habe das immer etwas merkwürdig gefunden, denn besonders IT-affin war Andreas nie. Sein einziges Textgestaltungselement als User war der harte Zeilenabbruch. Andererseits muss man auf strategischer Ebene von operativen und praktischen Dingen nicht unbedingt eine Ahnung haben.

Andreas Brunner ist ein ruheloser Geist und nutzt seine Zeit. Er ist trotz einer grossen Herzoperation im Jahr 2008 Kettenraucher geblieben. Er ist sich dabei durchaus bewusst, dass dies seine Lebenserwartung nicht unbedingt verlängert. Aber auch er ist der Typ, der lieber aus dem Sattel geschossen wird als im Fernsehsessel im Altersheim zu sterben. Wir unterhalten uns über die schwierige berufliche Situation seiner Partnerin, welche bis vor kurzem das Stadtrichteramt in Zürich geleitet hat. Vorher war sie einige Zeit lang Kadermitglied in der JVA Pöschwies, Polizeioffizierin

und ursprünglich Bezirksanwältin. Damals hat sie Andreas kennengelernt. Er hat sie offensichtlich recht intensiv inspiziert. Das Stadtrichteramt wird zurzeit interimistisch von Andreas Werren geleitet, so wie er es schon früher für das Amt für Justizvollzug und das Migrationsamt (nach dem Abgang von Adrian Baumann bis zum Amtsantritt von Urs Betschart) gemacht hat.

Mit Andreas kann man nicht allzu lange beim Espresso sitzen bleiben. Die Nikotinsucht treibt ihn nach draussen. Im Niederdorf gibt es dann vor einer Bar im Freien einen weiteren Espresso, so dass er seine Zigaretten rauchen kann. Er begleitet mich anschliessend bis zum Stadelhofen, wo ich die Forchbahn nehme.

Ein neues Präsidium

Ich treffe mich um 15.00 Uhr mit den drei Pfarrpersonen Stefanie Pors, Heidrun Suter und Leo Suter. Wir besprechen die Zuteilung der Pfarrhäuser und Wohnungen auf die neuen Pfarrpersonen im Kirchenkreis. Ebenfalls lassen wir die Situation nach der Wahl der neuen Kirchenpflegepräsidentin vom letzten Sonntag Revue passieren.

Annelies Hegnauer hat mit ca. 1000 Stimmen Vorsprung auf Res Peter gewonnen. Sie hat angekündigt, dass sie nur die verkürzte Amtszeit von zwei Jahren machen und dann nicht mehr antreten wird. Res Peter hat seinerseits bereits bekannt gegeben, dass er das nächste Mal wieder als Kirchenpflegepräsident kandidieren will⁵⁴³.

Lob von überraschender Seite

Heute Mittwoch, 12. Februar 2020, hat der Regierungsrat zu einer kantonsrätlichen Anfrage, die auch mich betrifft, Stellung genommen⁵⁴⁴. Dabei habe ich aus Kreisen, welche meine Amtstätigkeit bisher regelmässig kritisiert hatten, unerwartetes Lob bekommen. Die SVP-Kantonsräte Lorenz Habicher und Roland Scheck bezeichneten mich in ihrer Anfrage unter Hinweis darauf, dass ich ein ex-Oberstaatsanwalt sei, als

⁵⁴³ Das hat sich dann beides nochmals geändert: Annelies ist wieder als Präsidentin angetreten, Res nur als Kirchenpfleger. Beide wurden 2022 wieder gewählt.

⁵⁴⁴ KR-Nr. 385/2019 und Antwort gemäss RRB 122 vom 12. Februar 2020, vgl. Anhang 25.

„langjährigen, verdienten Amtsstellenleiter des JuV“. Sie wollten wissen, ob es bei meiner Ablösung als Amtschef zu Dissonanzen gekommen sei.

Ich bin offensichtlich immer noch am Wunden lecken. Jedenfalls gefällt mir diese Anfrage gut.

Die regierungsrätliche Antwort lautet kurz und bündig nein⁵⁴⁵.

Schon merkwürdig, wenn man die Frage ehemaliger Widersacher als Unterstützung und die Antwort seines Arbeitgebers als beschönigend empfindet. So können die Perspektiven wechseln.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist für mich dann auch klar geworden, dass ich mit meinen Erinnerungen online gehen und meine etwas andere Sichtweise der Dinge offenlegen möchte.

⁵⁴⁵ Einzig ein Ja oder Nein als Antwort auf eine kantonsrätliche Anfrage entspricht guter Verwaltungstradition, welcher ich ebenfalls immer nachzueifern versucht habe. Mein Vorgänger als Generalsekretär Hans Ribi hatte mir einst eingebläut, dass die Antwort auf eine kantonsrätliche Anfrage nach Möglichkeit kürzer sein sollte als die Frage.

6./7. März 2020: Kantonsschule Stadelhofen mit König Ubu.

Restaurant Roter Stein mit Mutter

Diese Vielfalt! Es lebe der Sport – No sports.

Alles ist möglich, nur sollte der Mann nie kleiner als die Frau sein.

Basale Kompetenzen; immer weniger bleibt. Was bleibt. Leberli mit Röschi.

König Ubu

Am Freitagabend findet die Premiere von König Ubu⁵⁴⁶ der Theatergruppe der Kanti Stadelhofen statt. Angelina spielt den Spiessknecht Pile, am meisten überrascht hat sie mich aber damit, dass sie daneben in der Begleit-Punkgruppe den Elektrobass spielt. Sie hat sich auch das Klavierspielen mit Youtube selber beigebracht. Sie ist einfach (auch) ein grosses musikalisches Talent und kann in der Formation gut mithalten. Ihr Rhythmus und die eingeübte Gestik stimmen perfekt, das Publikum ist begeistert. Einmal mehr staune ich über all die verschiedenen Talente, die Angelina in sich vereint. Als Spiessknecht Pile muss dieses zarte Mädchen mit tiefer Stimme sprechen und die völlige Dummheit und Unbedarftheit des Söldners zum Ausdruck bringen, auch das gelingt ihr recht überzeugend. Der junge Mann, welcher den von Ubu ermordeten König Venceslas spielt, ist ein wirklich guter Sänger, Schlagzeuger und noch besserer Handharmonikaspieler, das fetzt total.

Letztes Jahr hat die Kanti Stadelhofen-Theatergruppe "Ein Sportstück" von Elfriede Jellinek aufgeführt. Die Inszenierung war umwerfend. Die Mischung von Theater, Tanz, Rhythmus, Choreographie, Gruppenchor, Musik und Dynamik hat mich schlicht überwältigt. Auch Ausstattung und Kostümierung waren super. Eine tragende Rolle spielte die Tochter von Rechtsanwalt und AL-Kantonsrat Markus Bischoff.

Sowohl "Ein Sportstück" als auch "Ubu" haben Kornelia und ich je zwei Mal gesehen. Das zweite Mal hat uns jeweils sogar noch besser als das erste Mal gefallen. Und sämtliche Male sah ich die talentierten und hoffnungsvollen jungen Leute, alle so zwischen 18 und 20 Jahre alt. Ungebrochene Lebens- und Gestaltungslust, alles noch

⁵⁴⁶ Theaterstück von Alfred Jarry (1873-1907).

offen und möglich. Bald ist ihre Mittelschulzeit vorüber, die Matur bestanden, und eine neue Lebensphase beginnt.

Ich denke, für Angelina geht damit auch eine Zeit zu Ende, die sie vielleicht einmal als eine der besten ihres Lebens in Erinnerung haben wird. All die Angebote der Kantonsschule Stadelhofen sind beeindruckend, sowohl von ihrer Vielfalt als auch von ihrer Qualität her.

Angelina hat den musischen Maturtyp gewählt. Sie wirkt im Schulorchester, im Schulchor und in der Theatergruppe mit vielen entsprechenden Aufführungen mit. Sie singt, spielt sehr gut Geige, Klavier, neuerdings also auch Elektrobass, lernt Englisch und Französisch auf hohem Niveau, interessiert sich für Philosophie, Geschichte, Literatur und sogar für Mathematik. Die Sprache der Logik fasziniert sie besonders. Bis vor kurzem war sie auch im Kindertheater Metzentin engagiert und hatte grössere Rollen in Stücken wie «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren», «Die Schneekönigin», «Froschkönig», «Aschenputtel», «Rumpelstilzchen» und «Dornröschen» gespielt. Sie war Mitglied im Streicher:innen-Ensemble City Strings der Musikschule Zürich, welche von den wunderbaren Musiklehrerinnen Barbara Bolliger und Fränzi Frick geleitet werden. Und natürlich hatte sie früher intensiv Blockflötenunterricht bei Kornelia.

Angelina ist auch durchaus sportlich. Sie konnte als kleines Kind stundenlang von der einen Ecke unseres Gartens zur anderen rennen. Sie hat mich dabei stets aufgefordert, ihre Zeit zu messen und wollte immer noch schneller werden. Am Sandstrand des Gigaro übte sie ununterbrochen den Überschlag und das Radschlagen. Wenn für fast alle von uns das Meer noch zu kalt war, tauchte sie mit Olivia wie ein Fisch ins Wasser ein. Die Sportlehrerin im Gymnasium hat es allerdings beinahe fertiggebracht, ihr die Freude an den Schulsportstunden zu verderben. Offenbar war es wichtiger, sportliche Disziplin zu vermitteln, den (vormilitärischen) Zwölfminutenlauf am besten im Hochsommer über die Mittagszeit durchzuführen, Drill am Barren und an den Ringen und möglichst harte Ballspiele zu üben, lieber Konditionstraining als tänzerische Übungen. Noch schwierigere Erfahrungen hat Florence mit dem Sportunterricht in der ansonsten hervorragenden (Katholischen) Sekundarschule Kreuzbühl gemacht, welche auch Silvia besucht hat. Ein junger Turnlehrer und ETH-Absolvent fand, auch das Fach Turnen müsse wie Mathematik mit Noten bis auf die Hundertstelstelle nach

dem Komma bewertet werden. Als wir uns darüber ärgerten, dass Florence die Note 3,5 für das Turnen bekommen hatte, legte er uns überzeugend dar, dass sie notenmässig eben nur auf eine 3.67 gekommen sei, welche er auf 3,5 habe abrunden müssen. Wir hielten entgegen, dass der mathematische Vorgang zwar nachvollziehbar sei, beim Turnen in exakt messbaren Disziplinen wie Hoch-, Weitsprung oder Streckenlauf eine solche Notengebung allenfalls möglich (wenngleich nicht sinnvoll) sei, sicher aber nicht für Ballspiele und das klassische Turnen, hier sei der Ermessensspielraum offensichtlich riesig. Unseres Erachtens müsse vor allem auch die Motivation und Einsatz eines Schülers mitberücksichtigt werden, welche er mit seiner Methode gelinde gesagt gefährde. Er sah dies nur halbwegs ein, immerhin bekam Florence künftig keine ungenügende Turnnote mehr. Vermutlich hing sein Selbstwertgefühl als diplomierter ETH-Turnlehrer von seiner Notenmethodik ab. Er wollte wohl gegenüber den anderen Lehrpersonen keinesfalls zurückstehen.

Eine Turnlehrerin von Silvia hat mich einmal zu einer Aussprache eingeladen, weil sie eine psychologische Ballangst bei Silvia diagnostizierte. Silvia sagte mir nachher, sie habe es einfach nicht gern, wenn sie beim Alle-gegen-alle-Ballspiel einen Ball an den Kopf geschossen bekomme.

Olivia war immer eine sehr gute und engagierte Sportlerin mit ausgeprägtem Siegeswillen. Das kann man von Markus weniger sagen, er hat sich auch nie für Fussball interessiert; er vermisste keinen Vater, welcher ihm seine genialen Dribblings und Fussballtricks hätte beibringen können.

Angelina ist zwar mit all ihren Aktivitäten stark ausgelastet, und doch erscheint mir ihre Freiheit fast grenzenlos zu sein; Freiheit im Sinne von verschiedenste Möglichkeiten und eine grosse Auswahlpalette haben. Sie und ihre Kolleg:innen müssen sich nun bald entscheiden, wie es nach der Matur weitergehen soll. Viele wollen ein Zwischenjahr einlegen, jobben und reisen. Das ist mit der Corona-Krise allerdings schwierig geworden. Angelina möchte möglichst bald studieren, vermutlich Jus. Ich habe sie nie dazu gedrängt. Kürzlich sagte sie uns, dass sie eigentlich seit der 1. Primarklasse wisse, dass sie einmal Jus studieren möchte. Vermutlich spielt dabei Olivia als Vorbild eine grössere Rolle als ich. Was Olivia macht, hat sich Angelina zumindest theoretisch immer auch für sich selber vorstellen können.

Angelina und ihre Schulkolleg:innen werden ihre Wahl treffen, die Breite und Vielfalt ihrer Aktivitäten wird sich verengen, Sachzwänge werden zum Normalfall, der sog. Ernst des Lebens wird sie alle einholen.

Wie lange noch werden ihr Lebenshunger und ihre fast grenzenlose Zuversicht anhalten? ⁵⁴⁷

Corona Nachtrag vom 8. April 2020

Knapp einen Monat später sind wir mitten in der Corona-Krise. Seit 16. März findet kein Präsenzunterricht mehr statt. Möglicherweise wird die Klasse von Angelina nie mehr zu normalen Unterrichtsstunden zusammenkommen. Möglichst viel wird per Internet und Zoom organisiert. Ich bin zusammen mit Angelina traurig, dass ihre Schulzeit so enden muss. Immerhin kann sie sich mit der neuen Arbeitsweise jetzt schon etwas auf die Universitätszeit vorbereiten.

Angelina sucht ihren Weg

Angelina war schon immer ein ernsthafter Mensch. Sie konnte andererseits bereits mit vier Jahren wirklich lustige Witze erzählen. Sie zeichnete viele Jahre jeden Tag intensiv, noch heute zeugen in unserem Haus aufgehängte Kunstwerke⁵⁴⁸ davon, einige sind auch neueren Datums. Als wir im Jahr 2003 über Pfingsten mit allen fünf Kindern im Hotel Bellevue in Braunwald logierten (ein Hochzeitsgeschenk der Justizdirektion), stellte sich Angelina der Betreuerin vom Kinderhütedienst so vor: «Ich heissä Anselina und bin eis.» Die Betreuerin meinte sich verhöhrt zu haben und fragte noch zwei Mal nach - Angelina und ein Jahr alt! Nun gut, sie war zwar ein Jahr und elf Monate alt, aber immerhin. Lesen und schreiben konnte Angelina schon vor Kindergarteneintritt, und schon am ersten Tag brachte sie der Kindergärtnerin einen selbstgeschriebenen Begrüssungsbrief mit, was diese etwas ratlos machte. Ihre schriftlichen Hausaufgaben waren manchmal derart gut, dass die Mittelstufenlehrerin

⁵⁴⁷ Umso mehr erschüttert uns, dass Angelinas beste Schulfreundin aus dem Gymi Stadelhofen am 31. Dezember 2021 nach einer Operation im Universitätsspital Zürich gestorben ist.

⁵⁴⁸ Vgl. Selbstbildnis von Angelina von 2007, Anhang 14. Ganz typisch für sie sind an diesem wunderbaren Bild die liebevoll gezeichneten Verzerrungen an ihren Kleidern und natürlich der grosse Kopf, der trotz allem proportional sehr gut passt.

nicht recht glauben wollte, dass sie es selbst geschrieben hatte. Beim Übertritt von der Primarschule in die Kantonsschule Rämibühl und dann von dort in das Kurzzeitgymnasium mit musikalischem Profil, die Kanti Stadelhofen, fiel es ihr ziemlich schwer, sich an das neue Umfeld zu gewöhnen. Sie war eine Zeit lang sehr traurig, was ihrem Deutschlehrer und Mathematiklehrer nicht entgangen war. Kornelia und ich hatten diesbezüglich ein Gespräch mit dem Deutschlehrer und Prorektor Urs Schällibaum. Er und ihr Mathematiklehrer sind Angelinas Lieblingslehrer geworden, beide sind auch Philosophielehrer. Überhaupt hat es unter Angelinas Lehrer:innen mehr bemerkenswert gute Lehrer:innen gegeben, als ich – von meinen eigenen Erfahrungen am Gymnasium her – erwartet hätte. So war z.B. die Themenauswahl der Geschichtslehrerin Susanne Jenny derart interessant und inspirierend, dass ich am liebsten selber an ihrem Unterricht teilgenommen hätte.

Angelina findet nicht sofort zu anderen Menschen die Art von Kontakt, welcher ihr wichtig ist. Sie ist an Small Talk und Chillen nicht sonderlich interessiert, sie sucht eine tiefere Form der Auseinandersetzung. Manchmal legt sie zusammen mit ihrer Ernsthaftigkeit auch eine gewisse Härte an den Tag, welche mich irritiert. So hat sie nach ihrem Wechsel an die Kantonsschule Stadelhofen gesagt, dass sie die Lehrer:innen eigentlich alle – zwar unterschiedlich – gut finde, einige Klassenkolleginnen hätten aber nicht das Niveau für die Kantonsschule. Sie fügte an, sie wäre da härter und würde einige von ihnen rausschmeissen.

Sie ist extrem selbstkritisch und lässt sich nie nur mit Lob abfertigen. Sie will immer auch wissen, was man nicht gut gefunden hat. Je nach dem ist das recht heikel, weil sie Kritik, die sie als berechtigt anerkennt, sehr stark beschäftigt, unsicher und auch traurig machen kann.

Ich bin nicht nur Erwachsenen, sondern auch Kindern gegenüber oft etwas ironisch und mache (zu) viele Witze. Das ist manchmal unangemessen. Angelina sagt mir dann zurecht, dass ich nie ganz ernst sein könne und damit auch das Gegenüber nicht ernst genug nehme. Ich bin da – mit mässigem Erfolg – immer noch mitten in einem Lernprozess.

Erkenntnis in drei Phasen

Beim Warten auf den Eintritt in den grossen Theatersaal der Kanti Stadelhofen erlebe ich eine kleine, für mich aber sehr interessante Episode. Ich sehe aus einer

Entfernung von vielleicht zwanzig Metern eine junge Mutter ihren Sohn begrüßen und kurz herzlich umarmen. "Wie schön", denke ich. Nach einer gewissen Zeit realisiere ich, dass es unmöglich Mutter und Sohn sein können, sie halten nämlich Händchen und streicheln sich liebevoll. Die junge Frau ist auch zu jung, um Mutter des Knaben zu sein; sie ist also die Freundin und er der Freund, obwohl sie einen Kopf grösser ist als er. Als wir näher zum Eingang kommen, folgt die dritte Erkenntnis: der Knabe ist ein sehr knabenhaft wirkendes, junges hübsches Mädchen. Nun stimmt meine Welt plötzlich wieder.

Ich habe also Mühe damit, wenn ein viel grösseres Mädchen einen kleineren Knaben als Freund hat, aber überhaupt nicht damit, wenn es um eine lesbische Beziehung geht. Da bin ich doch eigentlich ganz zufrieden mit mir, sehr modern. Gleichzeitig ist es aber bemerkenswert festzustellen, wie viele Stereotypen in meinem Kopf vorhanden sind. Ich würde zudem behaupten, dass es auch für die allermeisten Mädchen und Frauen eher ein No-go ist, einen deutlich kleineren Knaben oder Mann zum Freund zu haben, schwerer vorstellbar jedenfalls als eine gleichgeschlechtliche Beziehung. Was für eine Art von Diskriminierung ist denn das? Ehrlich gesagt gefällt es mir aber auch, dass es im tiefen Innersten der meisten Menschen klare und auch mit den besten Gender-Absichten nicht zu beseitigende Vorstellungen gibt, wie ein Mann und eine Frau sein sollten. Er eben doch gross und stark und sie kleiner und feiner. Er natürlich aber auch einfühlsam, verständnisvoll, unterstützend, kommunikativ, im richtigen Moment (k)ein Macho, voll auf Gleichberechtigung eingestimmt. Es ist für einen Mann schwierig, all diese Qualitäten in sich zu vereinen. Das wird auch keine Frau verlangen wollen oder erwarten können.

Basale Kompetenzen

Ich hole am nächsten Tag, Samstagabend um 17.15 Uhr, Mutter im Seniorama Im Tiergarten zum Nachtessen ab. Hier gibt es wieder einmal Café complet, da haben wir beide Besseres vor. Mutter hat vergessen, dass ich sie um diese Zeit abholen komme, wie gewohnt geht sie in den Speisesaal hinunter, wird dann aber wieder hinaufgeschickt, weil eine Pflegerin mich hat kommen sehen. Mutter schreibt sich zwar immer brav auf ein Zettelchen auf, wann ich kommen werde, nur liest sie dieses dann nicht mehr. Sie freut sich, mich zu sehen, meint aber, ich komme mit in den Saal zum Café complet. Dabei habe ich noch nie mit ihr hier das Nachtessen eingenommen,

abgesehen von den opulenten Weihnachts-Gala-Essen. Sie freut sich, als ich ihr die geliebten Leberli mit Röstli in Aussicht stelle. Wir gehen in ihr Zimmer zurück. "Dann muss ich also Strassenschuhe anziehen?" fragt sie. Ich bestätige. Sie geht zur Schuhablage, wo die Schuhe stehen. Alle sind mit Schuhspannern versehen, welche die Form des Schuhs erhalten sollen. So haben es Vater und sie schon immer gemacht; etwas aus der Mode gekommen. Mutter hat Mühe, die Spanner aus den Strassenschuhen zu ziehen, sie haben ziemlich viel Spannkraft. Nach einiger Zeit gelingt es ihr aber. Keuchend kommt sie zum Lehnssessel und stellt die Schuhe vor sich hin. Sie zieht ihre Hausschuhe aus und beginnt, den ersten Strassenschuh anzuziehen, was mehr schlecht als recht gelingt. Dann sucht sie nach dem zweiten Schuh und merkt, dass sie einen falschen Schuh mitgenommen hat. "Wo ist nur der zweite richtige Schuh?" fragt sie mich. "Wohl auf der Schuhablage", antworte ich. Mutter und ich gehen in den Gang Richtung Eingangstüre zur Ablage zurück. Ratlos sucht sie den zweiten Schuh, erkennt ihn aber nicht, weil er quer und ohne Schuhspanner vor ihr dasteht. Ich weise sie schliesslich darauf hin. "Aha, wirklich?" fragt sie unsicher. Ja wirklich. Jetzt sehe ich, dass sie den anderen Schuh am falschen Fuss angezogen hat, den linken Schuh am rechten Fuss, kein Wunder, dass er nicht recht passt. Wieso bloss hat sie das nicht bemerkt? Ich sage es ihr. Sie sitzt nun wieder auf dem Lehnssessel, zieht umständlich den linken Schuh vom rechten Fuss ab und überlegt sich, was jetzt zu tun ist. Schliesslich gelingt es ihr, beide Schuhe am jeweils richtigen Fuss anzuziehen. Die Spanner werden nun noch in die Hausschuhe gesteckt, das ist noch voll im Programmablauf drin, und schliesslich stellt sie sie auf der Ablage ab.

Ich schäme mich wieder einmal, dass mich Mutters Umständlichkeit nervt. Ich habe es Mutter aber glücklicherweise nicht spüren lassen, hoffe ich jedenfalls. Gleichzeitig ist es sicher auch richtig, dass ich sie nur verbal unterstützt, ihr ansonsten das ganze Schuhe-Anziehen allein überlassen habe. Schuhe selbständig an- und ausziehen ist eine basale Kompetenz, die man möglichst lange nicht verlieren sollte. Natürlich ist mein Ärger nur das vordergründige Gefühl. Effektiv beelendet es mich, dass Mutter in diesem Umfeld, aus dem ich sie nicht heraushole, sondern hocken lasse, nach und nach eine Fähigkeit nach der anderen verliert. Meine Mutter, die immer alles konnte, zu allem Rat wusste und auch manuell sehr geschickt war.

Am Schluss bleiben schöne Gewohnheiten

Natürlich findet sie auch heute mein Auto besonders schön. Ich mache mit mir immer eine Wette, ob solche repetitiven Bemerkungen kommen oder nicht. Eigentlich ist das ja respektlos, hilft aber, den Nerv-Faktor zu verringern. Schliesslich sind wir in Altstetten, können direkt an der Herrligstrasse parkieren und erreichen nach einigen Schritten das Restaurant Roter Stein. Mutter scheint die Umgebung nicht zu erkennen, wohl aber die beiden Herren Azllan und Samir, bei welchen sie mit Vater viele Jahre lang in Albisrieden im Friedbrunnen einkehrte. Sie begrüssen uns und Azllan fragt, wie es uns geht. "Sehr gut wie immer, Mutter ist aber nicht mehr ganz so fit", untertreibe ich. Ja, das habe er sofort gesehen, bestätigt Aszllan, der Mutter nun sicher schon 15 Jahre lang kennt. Sie geht nur noch sehr langsam und nach vorn gebeugt.

Natürlich gibt es für Mutter wie immer einen Sanbitter und für mich einen Cynar mit Eis zum Apéro und dann Kalbsleberli mit Rösti und Kalbsrahmschitzel mit Nüdeli. Als Vorspeise bestelle ich für uns beide je einen kleinen gemischten Salat und zum Abschluss noch zwei Espresso. Es ist wirklich ausgezeichnet wie immer, aber auch die Preise können sich sehen lassen. Mit Trinkgeld 125 Franken, hätten wir Wein genommen, mindestens 150 Franken. Ich kann mir das locker leisten und ich freue mich, dass Mutter die grosse Portion Leberli bis zum letzten Bissen geniesst. Nach jedem Bissen lobt sie, dass es ausgezeichnet schmecke, wohl zwanzig Mal. Genauso gut schmecken mir meine Schnitzeli. Teuer, aber preiswert. Und Azllan und Samir werden damit sicher nicht reich.

Ein gemeinsames, gutes Essen, das ist und bleibt immer etwas Schönes, und das ist es auch, was ich hoffentlich künftig ab und zu auch mit meinem Martin machen werde.

9. März 2020: am Amtssitz der Oberjugendanwaltschaft in Winterthur bei Marcel Riesen

Jugendstaatsanwalt Sandro Piraccini.

In Aksakovo mit HUM. Wiener Reise. 2x Berlin. In der Negev-Wüste. Länder und ihre Gefängnisse. Schöne Reisen mit Jacqueline Fehr.

Der Stabschef von wem eigentlich?

Drei Mal National in Winterthur.

Alt Kirchenratsschreiber Alfred Frühauf.

Hansueli Gürber, Brian/Carlos und ein kapitaler Fehler.

Mann in Kinderkrippe? OJUGA versus MZU.

Kaum zu finden

Der Amtssitz der Oberjugendanwaltschaft in Winterthur ist perfekt getarnt. Ich gehe entlang der Zürcherstrasse und suche die entsprechende Nummer. Sie ist nicht zu finden. Also gehe ich ein unscheinbares Zwischensträsschen hinunter und finde im Hinterhof dann tatsächlich die Nummer der OJUGA. Kein Hinweisschild, nix. Nur an der Eingangstür steht ein diskreter Hinweis auf die Oberjugendanwaltschaft, 3. Stock. Auch im Lift ist wieder nichts angeschrieben. Natürlich hat die Oberjugendanwaltschaft grundsätzlich keinen Publikumsverkehr, sie ist aber immerhin eine öffentliche Institution. Nun gut, das Steueramt in St. Tropez war auch kaum zu finden. Dort gab es nicht mal an der Eingangstür einen Hinweis. In der heutigen Zeit mag dies sinnvoll sein, so findet das Corona-Virus nicht ohne weiteres zu den Beamten:innen.

Der leitende Oberjugendanwalt Marcel Riesen ist einer der Kollegen, mit dem ich schon am längsten in der JI zusammenarbeite, und zwar in allen meinen drei Funktionen (Generalsekretär, Oberstaatsanwalt und Chef JuV). Er ist ein treuer und lieber Freund. Er war viele Jahre Stellvertreter des damaligen Jugendstaatsanwaltes Sandro Piraccini. Mit der grossen Reorganisation und Regionalisierung der Strafverfolgung Jugendliche wurde der Jugendstaatsanwalt in Leitender Oberjugendanwalt umbenannt. Jugendoberanwalt wäre auch gegangen, Jugendanwaltoberst wohl weniger.

3,141... und sein Nachfolger

Sandro Piraccini, kurz Pi genannt, habe ich wohl 1990, als ich noch erster Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Zürich war, kennengelernt. Er war schon damals ein rundliches Energiebündel, ständig in Bewegung. Ich freundete mich mit ihm 1995 nach dem Wechsel der Jugendstrafverfolgung von der Bildungsdirektion in die Justizdirektion an.

Bald offenbarte er mir, dass er mit der Jugendanwältin Christa Allenbach zusammen sei. Christa war vor vielen Jahren eine Freundin von Jörg Bitterli. Man kannte sich wohl aus der SP Zürich 2. Sandro machte sich Sorgen, weil eine Beziehung mit einer Untergebenen natürlich nicht unproblematisch ist. Er versicherte mir, dass er in allen Belangen, die Christa auch nur im Entferntesten beträfen, in den Ausstand trete, und dass er sie seinem Stellvertreter Marcel Riesen direkt unterstellt habe. Damals liessen es Markus Notter und ich damit gut sein, rückblickend kann ich aber niemandem empfehlen, eine solche Konstellation bestehen zu lassen. Der Pi unterstellte Marcel Riesen war in der Führung von Christa im theoretisch durchaus möglichen Konfliktfall sicher nicht unabhängig und auch in seinen Entscheiden nicht völlig frei. Wer will sich schon mit der Frau seines Chefs anlegen?

Sandro und Christa waren ein schönes Paar. Sie heirateten und bekamen einen gemeinsamen Sohn. Christa war schon Genossin, Sandro folgte endlich auch politisch seinem Herzen und wechselte von der SVP zur SP. Der umgekehrte Weg wurde von Juristen in der Vergangenheit öfters beschritten.

Sandro stammt aus einer berühmten Musikerfamilie. Sein Vater Giuseppe Piraccini war Konzertmeister des Radio- und Sinfonieorchesters Zürich. Seine Mutter war die grosse Geigerin Aida Stucki. Sie hat z.B. mit der Pianistin Clara Haskil oder dem Dirigenten Hermann Scherchen, mit dessen Sohn ich ein Jahr im Gymnasium dieselbe Klasse besuchte, zusammengearbeitet. Ihre bekannteste Schülerin war Ann-Sophie Mutter, welche zeitweise im Haushalt Stucki Piraccini in Sandros Zimmer lebte. Sandro wurde während dieser Aufenthalte jeweils in ein anderes Zimmer ausquartiert. Sandro selber studierte am Konservatorium Klavier und erwarb das Konzertdiplom. Er verfolgte die Musikerkarriere nicht weiter, vermutlich war in einem solchen familiären Umfeld der Druck einfach zu gross, zumal Sandro ein Perfektionist ist. Er hat eine Zeit lang den Musikclown und Cellisten Beat Richner alias Beatocello am Klavier begleitet.

Später war er in der Musikbranche tätig, wurde dann Jurist im Direktionssekretariat der Justizdirektion (wie damals das Generalsekretariat noch hiess) und schliesslich Jugendstaatsanwalt bzw. Leitender Oberjugendanwalt mit Amtssitz in Winterthur. Er liess sich selbst im kollegialen Kreis kaum mehr dazu bewegen, Klavier zu spielen.

Christa Piraccini-Allenbach ist leider allzu früh schon im Jahre 2011 verstorben. Der Kontakt zu Sandro ist seither abgebrochen, das letzte Mal war ich zusammen mit Jörg Bitterli sein Gast im Winterthurer "Club zur Geduld", in welchem Sandro Mitglied ist. Dieser Club ist vor ca. 100 Jahren von Oscar Reinhart nach englischem Vorbild gegründet worden. Nicht ganz passend war Jörg Bitterlis dröhnende Stimme und sein lautes Lachen in solch nobler Umgebung.

Es war immer speziell schön und bereichernd, in Sandros Gesellschaft zu sein. Er hat einen feinen Humor und mit ihm hat man es immer lustig, obwohl er selber im Geheimen vermutlich nur wenig lacht. Sandro hat sich immer über alles (zu) viele und übergrosse Sorgen gemacht. Marcel Riesen und ich versuchten, ihn nach Kräften zu unterstützen. Irgendwann reichte Sandros eigene Kraft aber nicht mehr aus, und er hat sich mit 60 vorzeitig pensionieren lassen. Seither scheint er den Kontakt zu seiner alten Arbeitsumgebung zu meiden. Nur Marcel und Andi Werren, beides alte Winterthurer wie Sandro, hören noch ab und zu etwas von ihm. Ich vermisse ihn.

Es waren schöne Zeiten mit Sandro! Ich denke gerne an lustige und vergnügliche Momente zurück; z.B., wie wir im Treppenhaus an der Feldstrasse am Amtssitz des JuV, wo er als Jugendstaatsanwalt und ich als Generalsekretär ortsunkundig waren, den falschen Ausgang erwischten, die Türe hinter uns ins Schloss fiel und der Ausgang zur Strasse zugesperrt war. Mit Mühe kletterten wir im Anzug und mit Aktenköfferchen über den hohen Zaun, wobei sich Sandro beinahe die Hosen zeriss.

Marcel Riesen wurde 2007 Sandro Piraccinis Nachfolger, zur gleichen Zeit also, als ich Chef JuV wurde. Seither waren wir immer zusammen in der Geschäftsleitung der JI und in deren Nachfolgeorganen wie der Leitungskonferenz und dem Strafjustizrapport (heisst neu Strafjustizkaderdialog). Wir waren die einzigen überlebenden Dinos. Und Marcel Riesen ist jetzt wirklich der letzte Mohikaner. Wir hatten zwar auf Grund unserer verschiedenen Funktionen ab und zu fachliche Differenzen, haben diese aber immer in guter und kollegialer Weise unter einander geklärt und sind dann nötigenfalls gemeinsam gegen Dritte angetreten. Die Zeiten mit Carlos/Brian waren für

Marcel ausserordentlich belastend. Als Brian 18 wurde, konnte er den Kelch an die Erwachsenenstrafverfolgung und an das JuV weiterreichen.

Moskau retour

Ihn besonders schöner Erinnerung habe ich unsere gemeinsame Reise nach Moskau. Wir haben dort gerne zusammen ab und zu einen Vodka gekippt. Marcel enttäuscht mich auch heute nicht, er empfängt mich mit einem Vodka bzw. zwei kleinen Fläschchen Gorbatschow. Stilgerecht trinken wir ihn aus grünen Urangläsern ex und hopp.

Anschliessend besichtigen wir seine Amtsstelle. Die OJUGA ist zwar schon seit einigen Jahren hierher gezügelt, ich war aber noch nie da. Der neue Amtssitz hat einen ähnlichen Groove wie die Etagen an der Hohlstrasse 552, langgezogen, mit verglasten Bürotüren, riecht sehr nach Verwaltung, ist alles in allem aber recht gut. Ich begrüsse auf unserem Weg Marcells Stellvertreter Sven Zimmerlin, dann Beda Harb, den ich auch schon lange kenne. Er sagt mir auf entsprechende Frage, dass er sich Anfang der Neunzigerjahre bei mir am Bezirksgericht Zürich als Auditor vorgestellt habe. Ich erinnere mich nicht mehr daran, wohl weil er dann dem Bezirksgericht Winterthur den Vorzug gegeben hat. Welcher Affront!

Die Expertenreise mit Marcel nach Moskau dauerte vom 17. bis 22. Juni 2013. Sie diente dem "Wissensaustausch und -transfer zum schweizerischen Strafrecht und Straf- und Massnahmenvollzug bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen"⁵⁴⁹. Delegationsleiter war im Auftrag des EDA der unverwüstliche Hans Ueli Meier. Ebenfalls mitgereist waren Walter Troxler, der Vorgänger von Ronald Gramigna, damals Vizedirektor im Bundesamt für Justiz und dort zuständig für den Justizvollzug, Cornelia Bessler, Chefärztin für Kinder- und Jugendforensik, heute bei der PUK angegliedert, Sergio de Vecchi, Leiter der Stiftung Dapples und Verfasser des Buches "Heimweh", in welchem er seine eigene Kindheit als Heimzögling schildert, sowie Michael Rubertus, der Direktor des MZU.

Der russische Justizvollzug ist zentralistisch, militärisch durchorganisiert und umfasst 700'000 Mitarbeitende mit weit über einer Million Gefangenen! Wir kleinen Schweizer

⁵⁴⁹ Schweizer Fussabdruck in russischen Gefängnissen (swissinfo.ch vom 25. Juni 2013), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

und Zürcher repräsentierten nur gerade knapp 1000 Mitarbeitende mit 1400 Gefangenen. Einzig unser Budget und unsere Löhne beeindruckten die Russen.

Unsere Konzepte zur Drogenabgabe und Aidsprävention wurden damals beinahe ungläubig zur Kenntnis genommen und vermutlich als westliche Dekadenz abgetan. Zwischenzeitlich herrscht in den russischen Gefängnissen aber eine derart grosse Aidsverbreitung, dass sie unsere Praxis zu übernehmen versuchen. Der Leitende Arzt der JVA Pöschwies Thomas Staub ist im Auftrag des EDA zu dieser Thematik seither schon mehrmals als vielgefragter Experte nach Russland gereist. Thomas Staub war mir in seiner unaufgeregten und bescheidenen Art immer besonders sympathisch. Er macht seinen schwierigen Job schon seit vielen Jahren mit viel Engagement für seine Patienten. Daneben ist er aktiver Musiker und spielt in der Band „Men Crossing“, welche uns schon mehr als einmal an einem Mitarbeitenden-Weihnachtessen in der JVA Pöschwies erfreut hat.

In schweizerischen Gefängnissen gab es nie eine besondere Aidsproblematik und m.W. auch keinen einzigen Fall einer nachgewiesenen Ansteckung. Wir haben uns deshalb immer geweigert, Spritzen abzugeben⁵⁵⁰. Es wäre einfach zu riskant, einerseits, weil diese sehr gut als Waffe eingesetzt werden könnten und andererseits weil schlicht keine Notwendigkeit bzw. „Nachfrage“ dafür bestanden hat. Die Politik und vor allem das Bundesamt für Gesundheit haben uns alle paar Jahre immer wieder neu dazu drängen wollen, von unserer Praxis abzuweichen und Spritzen abzugeben⁵⁵¹. Aus Überzeugung haben wir nie nachgegeben. Dafür gehört als Substitutionsbehandlung die Methadon-Abgabe zu unserem Standard-Programm.

Früher, als es noch viele illegale Spritzen in den Gefängnissen gab, wurde an jeden Gefangenen eine Hygieneset abgegeben. Bestandteil davon war ein Desinfektionsmittel, mit welchem auch eine Spritze desinfiziert werden konnte, sowie eine dazu gehörige Gebrauchsanweisung. Dies mag man als etwas schizophren empfinden, weil ja der Gebrauch von Spritzen für Gefängnisinsassen verboten ist. Man hätte es beim Verbot bewenden lassen können. Es war aber zweifellos richtig, die Realität zur

⁵⁵⁰ Die Spritze als Stichwaffe – oder als Lockmittel (Tages-Anzeiger vom 18.10.2014), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

⁵⁵¹ Vgl. Bund will Spritzenabgabe im Gefängnis (NZZ vom 25.11.2012), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Kenntnis zu nehmen. Verbot und Kontrollen hin oder her, es gab Spritzen in unseren Gefängnissen. In manchen ausserkantonalen Gefängnissen konnte man sogar Spritzen an Automaten anonym austauschen.

Hans Ueli Meier sagte immer, es gibt zwei Arten von Gefängnissen: solche, in denen es keine Drogen gebe und solche, deren Direktoren nicht lügen. Ebenfalls aus Gründen der Aidsprävention waren im Hygieneset Präservative enthalten.

Während unseres Russlandaufenthaltes 2013 waren wir in Aksakovo in der Nähe von Moskau in einem Hochhaus, einer Ferieneinrichtung für Mitarbeitende des russischen Justizvollzugs untergebracht. Das Essen war recht gut, aber gewöhnungsbedürftig, vor allem das russische Frühstück mit Blini, Wurst, Eiern, Teigwaren und Kascha.

Der Besuch in einer Jugendstrafanstalt, der Erziehungskolonie Mojaisk bei Moskau war eindrücklich, infrastrukturell natürlich in keiner Weise mit schweizerischen Verhältnissen zu vergleichen. Wir trafen Gebäude in schlechtem Zustand an, grosse Schlafräume und kaum Schulungs-, Beschäftigungs- und schon gar nicht Freizeitangebote. Die Jugendlichen, die wir zu Gesichte bekamen, wirkten gut dressiert und wussten genau, wie sie sich uns gegenüber zu verhalten hatten.

Als Abendunterhaltung wurde uns im riesengrossen Hotel in einem Saal Tanz angeboten. Wir verirrt uns nur einmal dorthin. Wir wurden sofort von russischen Frauen, welche sich als Vollzugsbeamtinnen auf Urlaub ausgaben, in einer Art und Weise angebaggert, wie ich es noch nie erlebt habe. Ein klares Nein reichte nicht aus, wenn man zum (engen) Tanz aufgefordert wurde, man musste sich richtiggehend wehren, um nicht einfach auf oder über die Tanzfläche gezogen und zum Tanz gezwungen zu werden. Am Schluss half uns nur noch die Flucht. Richtig einordnen kann ich das auch rückblickend nicht. Ob die Damen allenfalls sogar in staatlichem Auftrag handelten?

Am letzten Abend gab es ein grosses Abschiedsfest mit viel Wodka, aber immerhin ohne Trinkzwang. Es wurden verschiedene Toasts ausgesprochen, aber niemand erwartete von uns ein Ex- und Hopptrinken. Und auch die Russen hielten sich zurück. Dafür wurde ausgiebig gesungen. Ich selber sang bis zur Heiserkeit mit.

Während meiner 25jährigen Tätigkeit für die JI war ich auf vier weiteren Dienstreisen im Ausland, einmal in Wien, zweimal in Berlin und einmal in Tel Aviv.

2010: Wiener Jugendstrafrecht im Sinkflug

Im Januar 2010 reiste ich mit einer Delegation des JuV und der Jugendforensik des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes nach Wien. Victor Gähwiler hat mit einer jungen österreichischen Psychiaterin mit dem Namen Belinda Plattner im Hinblick auf die Eröffnung der neuen grossen Jugendabteilung im neuen Gefängnis Limmattal alles organisiert und mich angefragt, ob ich auch mitkommen wolle. Es hat sich wirklich gelohnt, und Victor konnte seine Fähigkeiten als Aussenminister des JuV voll zum Tragen bringen. Es ging um den Fachaustausch zum Thema Jugendgefängnisse und Jugendstrafrecht. Es kamen recht viele Leute aus Zürich mit, so Cornelia Bessler, Chefärztin der Jugendforensik, und eben ihre Mitarbeiterin Belinda Plattner, Karin Eggli, heute Leiterin des Gefängnisses Winterthur, Pedro Wyss, der Vollzugschef des Gefängnissen Limmattal (GFL), der damalige Chef der Jugendabteilung des GFL Christoph Oeschger und der GFL-Leiter Ernst Egger, sodann Walter Troxler und John Zwick vom Bundesamt für Justiz, Marcel Riesen und Michael Rubertus sowie Victor Gähwiler und ich. Unser Abflug nach Wien, der für frühmorgens geplant war, hatte zwei Stunden Verspätung, weil sich ein Passagier krank fühlte und nicht nur er, sondern auch sein bereits verstautes Gepäck wieder ausgeladen werden mussten.

Die Besuche in der grossen Justizanstalt Josefstadt in Wien sowie in einer Jugendinstitution, der Justizanstalt Gerasdorf in St. Egyden/Steinfeld waren gleichermassen eindrücklich wie bedrückend. In Josefstadt wurden die Jugendlichen bereits um 15.00 Uhr bis zum nächsten Morgen in Sechser-Zellen eingesperrt und sich selbst überlassen. Das Essen wurde für den Abend und den nächsten Morgen auf die Zelle mitgegeben. Das alles wegen Personalknappheit. Man berichtete uns, dass es während dieser überlangen Einschliessungszeiten immer wieder zu Gewalttätigkeiten und sexuellen Übergriffen unter den Jugendlichen komme, natürlich zum Nachteil der Schwächsten.

Auch die Justizanstalt Gerasdorf, welche von der Klientel her am ehesten mit derjenigen unseres MZU verglichen werden kann, war völlig auf dem Sinkflug. Ursprünglich konnte man dort sechs oder mehr verschiedene Berufsausbildungen absolvieren, jetzt wurde nur noch eine Schreineranlehre angeboten. Die Infrastruktur dafür erschien uns als völlig ungenügend und marod. Wir trafen in der Werkstatt ein

Dutzend Jugendliche an, die um eine grosse Holzlatte herumstanden. Der Lehrmeister erklärte, wie man diese in gleich grosse Stücke zersägt.

Der Grund für diesen Niedergang war natürlich finanzieller Natur. An einem Treffen im Ministerium in Wien erfuhren wir schliesslich, dass der neue Minister per Dekret die spezialisierte, selbständige Jugendstrafrechtspflege abgeschafft und als Organisationseinheit in die Erwachsenenstrafrechtspflege überführt hatte. Da lobten wir unser direktdemokratisches System, welches einen solchen Handstreich eines Ministers zu verhindern weiss.

In guter Erinnerung habe ich das Hotel Kaiserin Elisabeth in der Innenstadt nahe dem Stephansdom sowie ein Restaurant, in welchem wir ein köstliches Wienerschnitzel genossen. Es war derart gross, dass es über den Tellerrand hinausragte und die Pommes Frites darunterlagen. Von auserlesener Freundlichkeit waren unsere österreichischen Kolleg:innen. Getrübt wurde der Ausflug für mich durch den Umstand, dass es Martin sehr schlecht ging und ich deswegen oft mit seinem Heim und Beistand Urs Steiner telefonierte.

Wien hat mir so gut gefallen, dass ich zwischenzeitlich mit meiner Familie zweimal dort gewesen bin.

Berlin mit Jacqueline Fehr

Zwei schöne Dienstreisen verbrachten wir ihn Berlin, die erste Ende August 2017 mit Jacqueline Fehr und dem Generalsekretariat sowie allen Amtschef:innen der JI, die zweite Ende Juni 2019, dieses Mal mit (nicht mehr) meiner Geschäftsleitung JuV und wieder mit Jacqueline Fehr. Beide Male besuchten wir die Schweizer Botschaft, wo wir grosszügig bewirtet wurden. Die erste Reise war dem Mainstream-Thema Digitalisierung gewidmet. Als Lehre habe ich mitgenommen, dass die Digitalisierung einer Verwaltung schweinisch teuer wird und dass sie sich nur umsetzen lässt, wenn die nötigen Kompetenzen zentral angesiedelt werden und nicht wie sonst in unserer Verwaltung üblich jede/r mitschwätzt, Extrawürste durchsetzen und notfalls einfach alles blockieren kann. Da sehe ich doch eher schwarz für den Kanton Zürich.

Die zweite Reise von Ende Juni 2019 stand unter dem Thema der Entwicklung einer neuen JuV-Kultur, wobei mein Abgang schon feststand und kommuniziert worden war. Immerhin durfte ich noch auf die Reise mitkommen. Wir besuchten u.a. den Sitz des

Bundeskriminalamtes, welchen ich aus der Netflix-Serie "Berlin Station" kannte, und eine offene Justizvollzugsanstalt. Wir haben Berufskolleg:innen getroffen, welche uns imponiert haben. Sie vermittelten das Gefühl, dass sie mit wenig Mitteln und vielen Ideen gut unterwegs sind. Wir stellten zudem grosse Übereinstimmungen in unseren Berufsbildern fest.

Besuch beim Israelischen Gefängnisdienst ISP

Am meisten Eindrücke hat bei mir der Besuch beim Israelischen Gefängnisdienst ISP in Israel anfangs September 2018 hinterlassen.

Highlight oder in einem anderen Sinn Tiefpunkt war der Besuch des Hochsicherheitsgefängnisses bei Be'er-Scheva in der Negev-Wüste, in welchem ausschliesslich „Terroristen“ eingesperrt sind. Schon vorgängig anlässlich einer Sicherheitskonferenz in Tel Aviv war der Standpunkt der Israelis klargeworden. Ein hochrangiger Referent sagte deutsch bzw. englisch und deutlich am Schluss seiner Ausführungen: "Eines müssen Sie einfach wissen: Sie, die Palästinenser sind die bad guys und wir (die Israelis) die good guys." Und genau in diesem Geist trafen wir das 1977 erbaute Hochsicherheitsgefängnis in der Negev-Wüste an. Es ist ein Maximum-Security-Gefängnis mit Wachtürmen, hohen Mauern voller Stacheldraht, Überwachungskameras, Scharfschützen und Schäferhunden. Ein Hauptteil der Gefängnisbesichtigung bestand darin, dass uns Sicherheitsexperten ihre Gadgets demonstrierten und eine Hundeshow mit Überwältigung von Terroristen vorführten. In den Gefängnisdienst ist ein eigener Geheimdienst integriert. Eine Geheimdienstoffizierin erklärte uns, dass eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin bestehe, ein Informationsnetz mit und unter den Insassen aufzubauen.

Wirklich schwer verständlich ist, dass die Insassen keiner Beschäftigung nachgehen dürfen und Ausbildungen offenbar nicht aktiv unterstützt werden. Sie sind in Mehrfachzellen untergebracht und können sich morgens und nachmittags eine gewisse Zeit lang gemeinsam in einem Innenhof in der Grösse einer Turnhalle aufhalten. Die meisten verbüssen dort mehrjährige oder zeitlich nicht befristete oder lebenslängliche

Haftstrafen. Inhaftiert sind – von Mördern⁵⁵² bis zu jungen Steinewerfern – vorwiegend Palästinenser.

Verpflegung und medizinische Versorgung scheinen gut zu sein. Man glaubt aber sofort ein Gefühl der Perspektiv- und tiefen Hoffnungslosigkeit zu spüren. Ich empfand es jedenfalls als sehr beelendend und belastend.

In Israel gibt es zwei Sorten von Strafvollzug, die streng getrennt werden: denjenigen für normale Straftäter, der unserem Vollzug in vielem ähnlich ist, und denjenigen für Terroristen, der im blossen Wegsperrern besteht.

Israel mag nach wie vor in einer Art Kriegszustand sein. Wäre ich dort geboren und aufgewachsen, so wäre völlig klar, wo ich stehen würde. Gleichwohl unter keinem Aspekt vertretbar ist die Praxis, dass die Häuser von Terroristen bzw. ihrer Familien gesprengt und dem Erdboden gleichgemacht werden. Dies wirke präventiv mit Abstand am besten, erklärte uns ein Referent. Mancher Terrorist überlege es sich doppelt und dreifach, ob er es seiner Familie wirklich zumuten wolle, dass ihr Heim zerstört werde, wenn man ihn erwicke. Der Tod sei da noch das Geringste, wovor sie sich fürchteten. Präventiv noch besser würde wirken, wenn man zusätzlich die Familienmitglieder foltern oder umbringen würde...

Das Gefängniswesen sagt sehr viel über ein Land aus. Nicht verschwiegen werden darf dabei natürlich, dass die mit Israel verfeindeten Staaten einen noch viel schlechteren und menschenunwürdigeren Vollzug haben.

Ein besonderes Erlebnis war die Fahrt zum Toten Meer. Wir kamen in grosser Nachmittagshitze an, sicher über 40 Grad heiss. Wir freuten uns auf ein Bad im toten Meer. Als wir in die Wellen eintauchten, empfanden wir die Hitze eher noch stärker, jedenfalls gab es keine Spur von Abkühlung. Ich hatte gehört, dass man sich auf die Wellen wie auf eine Schwimmmatratze legen kann. Das ist tatsächlich so. Als ich auf dem Rücken lag, gelang es mir erst nach heftigstem Strampeln, wieder Boden unter die Füsse zu bekommen, der Auftrieb war derart stark. Das Wasser brannte, vor allem auch in Gesicht und Augen. Ein Staatsanwalt aus Sierra Leone hat uns beeindruckt,

⁵⁵² Eine Zeit lang war dort auch der Mörder von Jitzchak Rabin namens Jigal Amir, ein orthodoxer Jude, in Isolationshaft.

als er mit Kopfsprung ins Wasser abtauchte und sich nach dem Auftauchen nur kurz schüttelte und sofort wieder voll einsatzfähig war.

Mein Stabschef, Dein Stabschef

Kurz nach unserer Rückkehr aus Israel teilte mir am 9. September 2018 Jacqueline Fehr per Mail mit, sie wolle mit mir ein Gespräch über die Zukunft des JuV führen. Sie schrieb, dass sie dann in einem Folgegespräch mit meinem Stabschef noch etwas operativer auf einzelne Punkte eingehen werde. Es war das erste Mal, dass ich beim Lesen eines ihrer Mails laut vor mich hin zu fluchen begann. Meine Chefin wollte nun also operative Details der Zukunft meines Amtes direkt mit meinem Stabschef besprechen, und dies ohne mich! Was passierte da eigentlich? Wirklich begreifen konnte und wollte ich aber noch nicht, was da abging.

Trotzdem: Alle drei Dienstreisen, die ich mit Jacqueline machen durfte, liefen auf persönlicher Ebene sehr angenehm ab. Sie war zugänglich, an Gesprächen interessiert und schien mir auch stets offen zu sein. Austausch auf Augenhöhe, würde sie sagen. Nach unserer Rückkehr änderte sich das aber wieder sehr rasch, und sie stieg als Justizdirektorin von der gleichen Augenhöhe immer mal wieder auf die Regierungskanzel hinauf. Natürlich gehört sie auch dorthin.

Drei Mal Restaurant National in Winterthur

Zurück zu Marcel Riesen nach Winterthur: Offenbar gibt es in Winterthur nur ein gutes Restaurant, das National am Bahnhofplatz, das zur Bindella-Gruppe gehört. Letzte Woche war ich mit Fredi Frühauf hier, Ende Oktober 2019 bereits mit Michael Gwelessiani und jetzt also mit Marcel Riesen. Fredi kennt Marcel als ehemaligen Kirchenrat sehr gut. Michael wiederum war ein enger Freund von Sandro Piraccini. Fredi und Michael kennen sich wohl nicht, hier bin ich das verbindende Glied.

[Kirchenratsschreiber Fredi Frühauf](#)

[Fredi war Nachfolger von Hans Stamm als Kirchenratsschreiber. Wir haben ab und zu beruflich miteinander zu tun gehabt. Ich mag ihn sehr. Er ist ein sehr gescheiter, ruhiger und liebenswürdiger Mensch, nun seit fünf Jahren pensioniert und inzwischen zum passionierten Imker geworden. Daneben präsidiert er die Kirchenpflege](#)

Winterthur, welcher ein Fusionsprozess bzw. die Abstimmung dazu bevorsteht. Die Kirchgemeinde Zürich hat diesen Prozess zumindest formal hinter sich. Fredi hat im Internet gesehen, dass ich neuerdings ebenfalls kirchlich engagiert bin, und hat deshalb mit mir wieder Kontakt aufgenommen. Wir wollen uns über unsere Reformvorhaben austauschen.

Winterthur hat das kleinere Problem als Zürich, weil jede Winterthurer Gemeinde, die an der Fusion teilnimmt, nur eine Kirche mit einbringt. Zumindest langfristig wird es deshalb wohl kaum Kirchenschliessungen geben müssen. Diesbezüglich haben wir an unserer Kirchenkreiskommissions-Retraite vom letzten Samstag eine erste wichtige Planungssitzung. Wir ziehen in Betracht, auf die Nutzung der grossen Kirche Fluntern in fernerer Zukunft zu verzichten. Einige sachlichen – aber natürlich nicht alle emotionalen – Bedürfnisse können eventuell mit dem alten Kirchlein Fluntern und der nahegelegenen Kreuzkirche sowie weiteren Räumlichkeiten des Kirchenkreises sieben acht abgedeckt werden. Zudem steht eine umfassende Renovation der grossen Kirche Fluntern an, welche einen hohen Millionenbetrag verschlingen und letztlich unserem Kirchenkreis angerechnet würde. Das lässt sich kaum finanzieren. Wir werden nun zusammen mit unseren Gemeindemitgliedern das weitere Vorgehen und mögliche Optionen prüfen. Am Schluss liegt es in der Zuständigkeit der Kirchenpflege Zürich darüber abschliessend zu entscheiden⁵⁵³.

Hansueli Gürbers kapitaler Fehler

Marcel Riesen und ich haben vor allem im Fall Carlos/Brian eng zusammengearbeitet. Schon lange vor dem medialen Eklat beschäftigte das Kind Brian die Jugendstrafrechtspflege.

Zum Zeitpunkt der Ausstrahlung des Dokumentarfilmes "Der Jugendanwalt" im Schweizer Fernsehen im August 2013⁵⁵⁴ schien Brian auf gutem Weg. Die Art und Weise, wie sich der Jugendanwalt Hansueli Gürber in diesem Dokumentarfilm präsentiert hat, mag Geschmacksache sein. Dass er aber den Fall Brian als Beispiel

⁵⁵³ Die Kirchenkreiskommission hat diesen „Schliessungsplan“ zwischenzeitlich revidiert. Es ist eine Neuausrichtung und Neunutzung für die Grosse Kirche Fluntern vorgesehen.

⁵⁵⁴ Reporter – Der Jugendanwalt, SF vom 25.8.2013, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

für seine kreative Arbeit öffentlich machte, war wohl der kapitalste Fehler seiner langen und erfolgreichen Karriere. Kapital im wörtlichen Sinn von Kopf und Köpferollen. Dass er der Jugendstrafrechtspflege damit grossen Schaden zugefügt hat, ist weniger schlimm als der Scherbenhaufen, den er für Brian angerichtet hat. Wäre sich Hansueli Gürber dessen bewusst gewesen - wovon man zu seinen Gunsten nicht ausgehen kann, ihn trieb wohl schlicht die Hybris an – müsste man von Klientenverrat sprechen.

Gute Kommunikation ist in einem Fall wie Carlos, wo rundherum aus allen Rohren geschossen wird, sehr schwierig. Clevere Medienarbeit machte Stefan Bernard, der damalige Anwalt von Brian, nicht aber die Jugendstrafrechtspflege und die JI. Aus meiner Sicht liess sich Justizdirektor Martin Graf zu sehr von seinen Gefühlen treiben und verschaffte diesen auch manchmal Luft, ohne viel nachzudenken. Ein Slalomlauf ist eine bolzengerade Linie im Vergleich zu dem, was er veranstaltet hat. Marcel Riesen hätte es wohl beinahe den Kopf gekostet. Martin Graf selber geht davon aus, dass er wegen der Affäre Brian/Gürber als Regierungsrat abgewählt worden ist. Das kann zwar sein, ich bin mir da aber nicht so sicher. Martin fehlte ganz einfach auch eine eigene Hausmacht. Sowohl bei seinen eigenen Grünen und den Grünliberalen als auch bei der SP war er nicht sonderlich beliebt. Er empfand Beziehungspflege wohl als Zeitverschwendung. Zudem war seine überraschende Wahl im Jahre 2011 dem Fukushima-Effekt zuzuschreiben. Etwas Vergleichbares blieb 2015 aus und wiederholte sich erst 2019 mit der Klimadebatte und dem Greta-Effekt, wovon der neue junge Grüne und heutige Baudirektor Martin Neukom profitierte.

Hansueli Gürber ist 2014 vorzeitig in Pension gegangen. Sein Sondersetting wird zwischenzeitlich von vielen Fachleuten als der eigentlich einzig gangbare Weg für Brian angesehen, es sei denn, man sehe im Wegsperrern ohne Perspektive eine Lösung. Hansueli Gürber hat sich seither immer mal wieder zu Brian geäussert⁵⁵⁵ und seinen „kapitalen“ Fehler offen eingestanden. Er ist am 2. Juli 2022 völlig überraschend gestorben⁵⁵⁶.

⁵⁵⁵ Soweit ersichtlich letztmals in: Einmal Täter, immer Täter? (Reporter SRF 1 vom 3. Juli 2022; auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

⁵⁵⁶ Unkonventionell und bärtig – Brians ehemaliger Jugendanwalt ist gestorben (Tages-Anzeiger vom 8.7.2022); Als Jugendanwalt holte Hansueli Gürber Teenager mit unkonventionellen Mitteln von der schiefen Bahn. Der Fall «Carlos» hat ihn berühmt gemacht (NZZ vom 9. Juli 2022); beide Artikel sind auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Frei von der Leber weg

Ich unterhalte mich auch fachlich immer sehr gerne mit Marcel. Wir diskutieren die Frage, welche Strafe für einen 16jährigen jungen Mann wegen Kinderpornografie angemessen ist. Es geht um ein einschlägiges Filmchen, das bei ihm auf seinem Handy gefunden worden ist. Zentral ist nun die Frage eines Berufsverbotes in Zusammenhang mit der Beschäftigung und dem Kontakt mit Kindern. Liberale Stimmen würden damit argumentieren, dass ein jugendlicher Ersttäter immer eine zweite Chance (für Wohlverhalten, nicht für erneutes Delinquieren) verdient und dass ein Berufsverbot unverhältnismässig sei. Mir scheint der Fall völlig klar: Berufsverbot, und zwar nicht nur für zwei Jahre, sondern mindestens für fünf. Welche Mutter oder welcher Vater würde sein Kind einer Krippe anvertrauen wollen, die einen solchen Mitarbeiter beschäftigt? Ich bin jetzt Privatmann und kann deshalb frei weg von der Leber und allenfalls politisch unkorrekt argumentieren: ich räume ein, mir sind Männer, die in einer Kinderkrippe oder in einem Kindergarten arbeiten wollen, a priori etwas suspekt. Generell verbieten darf man das selbstverständlich nicht, es gilt aber zu erwägen, dass eine – vielleicht auch nur versteckte – pädophile Neigung zu dieser Berufswahl führen kann. Und da genügt mir schon das geringste Anzeichen dafür, um drastisch zu reagieren. Arbeit mit Kindern darf nie ein Selbstfindungs-, Versuchs- oder Resozialisierungsfeld für potentielle Täter sein.

Jugendstrafrechtspflege contra MZU?

Lange unterhalten wir uns über die alte, gegenwärtig aber offenbar wieder aktuelle Problematik, ob das Massnahmenzentrum Uitikon die Aufnahme eines zu einer jugendstrafrechtlichen Massnahme verurteilten Delinquenten verweigern oder diesen der einweisenden Behörde zur Verfügung stellen darf, wenn sich der Jugendliche als besonders schwierig, gewalttätig und für die Massnahme unmotiviert erweist. Die Fronten sind klar, die Kontrahenten Jugendstrafrechtspflege und MZU nehmen maximale Gegenpositionen ein. Ich bin der Meinung, dass die Lösung wie fast immer im Mittelweg besteht. An sich hat das MZU von seinem Auftrag her gegenüber den Zürcher Jugendanwaltschaften und Einweisern des Ostschweizer Konkordates zumindest eine moralische Aufnahmepflicht, sofern es einen Platz in der geschlossenen Abteilung gibt. Zwar ist das Jugendstrafrecht nicht Gegenstand der

OSK-Regelungen, das MZU ist aber für junge Erwachsene (18-25 Jahre alt zum Zeitpunkt der Tat) eine OSK-Anstalt.

Die aktuelle Belegung des MZU ist nicht das Problem. Die meisten besonders schwierigen und gewalttätigen Jugendlichen wollen jedoch viel lieber eine beschränkte Zeit im Gefängnis abhocken, tagsüber ein bisschen für Geld arbeiten und nach Zelleneinschluss fernsehen. Im MZU gibt es auf der Zelle keinen Fernseher, die Jugendlichen werden im Rahmen des Konzeptes der konfrontativen Pädagogik ständig mit ihren Taten konfrontiert und müssen an sich arbeiten lernen. Das kann sehr mühsam und anspruchsvoll sein. Allzu rasch dürfen die Behörden nicht nachgeben, wenn sich ein Jugendlicher verweigert. Deshalb wird ein Massnahmenvollzug auch bei sehr schwierigem Verlauf lange nicht abgebrochen. Man will verhindern, dass sich Jugendliche einfach durch schlechtes Verhalten dem fordernden, pädagogisch konfrontativen Vollzug entziehen können.

Nicht nur die Jugendlichen, sondern vor allem auch die mit dem Vollzug beauftragte Institution braucht Durchhaltewillen und -vermögen. Die Jugendanwaltschaft muss daher in besonders schwierigen Fällen gemeinsam mit dem Massnahmenzentrum klären, was möglich, sinnvoll und zielführend ist. Nicht weiter helfen die beiden Maximalpositionen: "Ihr müsst, ihr könnt gar nicht nein sagen" gegenüber "Wir müssen, können und wollen nicht". Institutionen neigen sicherlich dazu, sich vor besonders schwierigen Aufgaben zu schützen (mein Martin lässt grüssen), und Einweiser wiederum wollen natürlich einen besonders schwierigen Fall irgendwann auch endlich weg von ihrem Tisch haben. Zudem ist das MZU oftmals die letzte noch vorhandene Option.

Etwas speziell an der heutigen Situation ist, dass noch bis 2014 viele Jugendanwält:innen geschworen haben, keinen Klienten je in den scheusslichen neuen Jugendknast MZU einweisen. Das Konzept wurde als zu rigide und repressiv kritisiert. In den letzten fünf Jahren hat der Wind kräftig gekehrt, jetzt wollen dieselben Leute das MZU in die Pflicht nehmen. "Wofür hat der Kanton Zürich 39 Mio. Franken in den Um- und Ausbau des MZU investiert, wenn ihr jetzt bei den wirklich schwierigen Fällen kneift?!" heisst es. Im Kern kann ich dem durchaus zustimmen: das neue MZU wurde für die ganz harten Jungs gebaut. Sicher ist das MZU aber auch kein Selbstbedienungsladen.

Auch heute war das Essen im National sehr gut: Randenrisotto mit gebratener Hühnerbrust an einer Kräuterrahmsauce, vorher ein Salat für mich und ein Süppchen für Marcel. Zum Schluss gibt es einen Espresso, einen doppelten für Marcel und mit Vanille-Glacekugel für mich. Ich werde den Espresso über die Glacekugel leeren.

Affogato al caffè heisse das, hat mich der Kellner gelehrt.

März 2020: Kein Treffen mit Heiri Gantenbein

Neun Jahre Stiftung Wehrenbach. Wachstum und seine Nachteile.

Gewerkschaften.

Von Nîmes nach Fehraltorf. Martins Chance. Beistand sei Dank. Fünf gegen einen. Zangenangriffe und Zigaretten. Kulturelle Vorurteile.

Urnäsch im schönen Appenzeller Land. Martin soll ausgehoben werden. Spitäler, Kliniken, EPI und PUK. Rasch zurück im Mittelalter. Es lebe die ärztliche Routine! Wie viele Medis verträgt ein Mensch?

Erlebnisse und Erfahrungen mit Martin, die mich auch beruflich prägen.

Zum Baumgarten: „Untragbar!“ Eigen- und Fremdscham.

Ein schon sechsjähriges Timeout im Tilia.

Danke Heiri! Überforderung und geteilte Verantwortung.

Meine Gretchenfrage.

Kein Treffen mit Heiri

Ich habe mit Heiri Gantenbein bereits vor einem Monat abgemacht, dass er uns im März mit seiner Frau Kiokyo zum Nachtessen besuchen kommt. Ich freue mich sehr, ihn wieder einmal zu treffen. Nun kommt aber der Corona-Virus dazwischen. Seit 16. März herrscht in der Schweiz Notstand (erst «Besondere Lage», dann «Ausserordentliche Lage»). Privatbesuche sollen auf später verschoben werden.

Vom Verein zur Stiftung Wehrenbach⁵⁵⁷

Ich habe Heiri Gantenbein im Jahre 2004 näher kennengelernt, als er mich anfragte, ob ich allenfalls bereit wäre, das Präsidium der Stiftung Wehrenbach zu übernehmen. Ein erstes Mal hatten wir uns im Jahre 2000 getroffen, als der Verein Wehrenbach aufgelöst und in die Stiftung Kind und Autismus sowie in die Stiftung Wehrenbach aufgeteilt worden ist. Die erstgenannte Stiftung kümmert sich seither um die Förderung und Betreuung autistischer Kinder und betreibt eine Tagessonderschule mit

⁵⁵⁷ www.wehrenbach.ch, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

angeschlossenem Wohnheim sowie einer Autismus-Beratungsstelle in Urdorf. Die zweite Stiftung bietet in Kleinwohnheimen Heimplätze für autistische Erwachsene an. Dass diese Stiftung Wehrenbach heisst, ist darauf zurückzuführen, dass das als erstes in Betrieb genommene Wohnheim in der Nähe des Wehrenbachtobels liegt. Von unserem Haus an der Rehalpstrasse geht es in nur gerade fünf Minuten zum Wehrenbach hinunter.

Schon merkwürdig, wie immer wieder Bio- und Geografien zusammenkommen. Ich habe das zum Anlass genommen, einmal die Geografie meines Lebens aufzuzeichnen⁵⁵⁸. Es werden bemerkenswerte "Zufälle" und Zusammenhänge sichtbar.

Ich kam zum ursprünglichen Verein Wehrenbach über Bea Kaufmann in Kontakt. Sie ist eine ausgewiesene Spezialistin in Sachen frühkindlicher Autismus und gestützte Kommunikation (Facilitated Communication, FC). Sie hat meine Familie und mich im Januar 1997 für eine dreiwöchige Familien-Therapie mit Martin (gemäss Mifne) nach Rosh Pinna, Israel begleitet. Bea Kaufmann war auch bei der Aufteilung des Vereins Wehrenbach in zwei Stiftungen beteiligt. Heiri Gantenbein war schon damals Geschäftsführer der Erwachsenenwohnheime des Vereins Wehrenbach und hatte mich offenbar als potentielles Stiftungsratsmitglied vorgemerkt. Als er mich 2004 für das Präsidium anfragte, sagte ich rasch zu.

Ich habe die Stiftung Wehrenbach neun Jahre lang präsidiert. Während dieser Zeit konnten wir drei zusätzliche Kleinwohnheime eröffnen: das WH Rebrain in Erlosen/Hinwil, das WH Forch in Maur sowie das WH zum Baumgarten in Bauma. Bei den ersten beiden Wohnheimen haben wir bestehende Häuser gekauft und zu einem Wohnheim umgebaut, in Bauma haben wir von Grund auf ein neues Wohnheim errichtet. Martin Eicher, Architekt und Firmengründer der asa ag, hat für die Stiftung immer hervorragende Dienste geleistet.

Wie mussten jeweils einen ziemlich grossen Spagat machen, um die Finanzierung eines neuen Wohnheimes zu organisieren. Eigene Mittel hat die Stiftung keine. Die

⁵⁵⁸ Siehe Anhang 29.

kantonalen Subventionen fliessen grundsätzlich erst, wenn die Stiftung die Zusage für die notwendige Hypothek einer Bank - bei uns meist ZKB oder Raiffeisen - bekommen hat. Die Bank wiederum macht die Hypothek von der Subventionierungszusage des Kantons abhängig. Als Verwaltungsjurist hätte ich mich da beliebig im Kreis gedreht. Heiri, der Macher, setzte einfach einen Punkt und gab die nötigen Erklärungen ab. Dann lief jeweils alles wie am Schnürchen. Wir blieben stets innerhalb des budgetierten Baukredites und Zeitplans. Natürlich waren dies im Vergleich zu den Grossprojekten, die ich im Kanton begleitete, wie z.B. die Planung und der Bau des neuen Polizei- und Justizzentrums oder die Totalsanierung und der Erweiterungsbau des Massnahmenzentrums Uitikon, nur kleine Fische. Es war aber geradezu eine Wohltat, für die Stiftung ohne grosse administrative Hindernisse und endlose Dienstwege vorwärts arbeiten und relativ rasch ein Resultat vorzeigen zu können.

Als ich 2004 zur Stiftung Wehrenbach stiess, war sie noch eine ziemlich kleine Organisation, bei meinem Rücktritt als Präsident hatte sie sich von der Anzahl der Wohnheime her verdoppelt, personell ist sie noch stärker gewachsen. Dabei wurde mir sehr deutlich, dass Wachstum zwar etwas Schönes, aber auch mit erheblichen Nachteilen verbunden ist.

Heiri Gantenbein gründete das erste Wohnheim Burenweg in Witikon zusammen mit Eltern autistischer Kinder, war Heimleiter, Manager, Personalchef und Mädchen für alles. Es war die Zeit der Pioniere. Auch die ersten Mitarbeitenden waren Allrounder, sehr engagiert und äusserst flexibel. Pausen machte man, wenn es der Betriebsalltag zuliess. Eine Pause unterbrach man sofort, wenn es der Betriebsverlauf erforderte. Mit dem Wachstum der Stiftung musste alles reglementiert und verschriftlicht werden. Überzeit musste nicht nur speziell angeordnet und ausgewiesen, sondern mit Zuschlag vergütet werden. Pausen hatten grundsätzlich störungsfrei zu sein, nur für Notfälle war ein Pausenabbruch zulässig. Und natürlich: es gab immer mehr und mehr Bürokratie: Zertifizierungen, Audits, Leistungsvereinbarungen, Controlling, Kennzahlen, Qualitätsmanagement, Evaluationen etc.. Dass dadurch die Betreuung der anvertrauten Menschen automatisch besser geworden wäre, ist nicht sicher.

Meine Erfahrung zeigt ganz einfach und banal: je grösser und «professioneller» eine Organisation wird, umso mehr verliert sie an Drive, Dynamik, Flexibilität und Innovationskraft. Damit einher geht ein Verlust an Engagement, zumindest bei einem Teil der Mitarbeitenden. Pionierzeiten Ade!

Doppelgewerkschafter

Damit will ich selbstverständlich keine Stimmung machen gegen die kontinuierliche Verbesserung der Arbeitsverhältnisse und Anstellungsbedingungen sowie die Professionalisierung der Abläufe. Ich selber war mein ganzes Berufsleben lang Doppelgewerkschafter, als Mitglied beim Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) und beim Verband der Staatsangestellten (VStA), wo ich eine Zeit lang sogar als Vertreter der Chefbeamten Vorstandsmitglied war. Damals war Rechtsanwalt Bernhard Rüdy Präsident, mit welchem mich zusätzlich verbindet, dass auch er einmal als erster Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Zürich amtierte. Als er 2004 als Gewerkschaftsboss zurücktrat, übernahmen Ferdi Hürlimann und Geri Koller als Co-Präsidenten diese Funktion. Bernhard war ein dynamischer, aufgestellter und gescheiter Mann, in dessen Gesellschaft man sich immer wohl fühlte. Als Gewerkschaftsmann vertrat er oft Mitarbeitende des JuV in dienstrechtlichen Streitigkeiten. Er hat auch Mandate für das JuV selber übernommen. Er führte zusammen mit Vera Delnon eine Kanzlei. Die beiden galten als Staranwälte:innen und traten in vielen aufsehenerregenden Strafprozessen als Verteidiger:innen auf. Professor Franz Ricklin war nach seiner Emeritierung als Rechtskonsulent in ihrer Kanzlei tätig. Bernhard Rüdy ist leider mit 78 Jahren am 15. Mai 2020 verstorben.

Ich bedaure, dass im Justizvollzug - mit Ausnahme der Aufseherschaft in der JVA Pöschwies - unsere Mitarbeitenden gewerkschaftlich eher schlecht organisiert sind.

Martins Rückkehr aus Frankreich

Heiri hat mir geholfen, Martin 2008 in die Schweiz zurückzubringen, als die Situation in Frankreich für Martin und Elisabeth zu schwierig geworden war. Martin war seit 2002 im Wohnheim Sésame Autisme in Vauvert untergebracht, ganz in der Nähe des

Hauses, in welchem Elisabeth wohnte. An sich ist das Sésame Autisme ein Wohnheim für erwachsene Behinderte, für Martin machte man eine Ausnahme und nahm ihn schon mit zehn Jahren auf. Mit der Pubertät wurden seine Epilepsieanfälle immer schlimmer und Martins Verhalten immer aufwändiger. Er war manchmal kaum mehr zu bändigen, weshalb er einen grösseren Teil des Jahres 2007 in der geschlossenen Abteilung der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Nîmes verbringen musste. Die Betreuung war dort aus meiner Sicht aus der Ferne nicht besonders gut, und Martin ging es immer schlechter. Er hatte auch einen Armbruch erlitten und musste längere Zeit einen Gips tragen.

Martins verantwortliche Betreuungspersonen wandten sich an das Familiengericht in Nîmes, da seine Pflege und Förderung nicht mehr ausreichend sichergestellt werden konnte. Ich erklärte hierauf meine Bereitschaft, für Martin einen geeigneten Heimplatz in der Schweiz zu suchen. Wieder mit Unterstützung von Heiri ist es gelungen. Heiri und ich holten Martin also Anfang Januar 2008 direkt in der Jugendpsychiatrie in Nîmes ab und brachten ihn in das Sonderschulheim Ilgenhalde in Fehraltorf. Elisabeth wollte anfangs nicht recht mitmachen, hat sich dann aber dem Druck des Familiengerichts Nîmes hin nolens volens gefügt, eine Alternative gab es keine, das musste auch sie einsehen. Es war aber schmerzhaft für sie. Am Tag, als wir Martin in Nîmes abholten, fuhr Antoine, der Freund von Elisabeth mit seinem Auto voraus, wir mit meinem grünen Mitsubishi hinterher. Antoine war erleichtert, dass wir Martin in die Schweiz mitnahmen. Er hatte natürlich mitbekommen, dass die Belastung für Elisabeth zu gross geworden war.

Sonderschulheim Ilgenhalde

Martin war 15 Jahre alt, 190 cm gross und sehr stark, als er in der Ilgenhalde ankam. Gerne wäre eine Psychologin von Martins altem Heim Sésame Autisme für die ersten paar Tage mitgekommen, um Martin den Wechsel zu erleichtern. Ich hätte das eine gute Idee gefunden, aus mir nicht nachvollziehbaren Gründen lehnte dies die Leitung der Ilgenhalde aber ab. Es hiess, das mache man nicht. Dabei war der Übergang für Martin, seine Wohngruppe und seine Betreuungspersonen mehr als holprig. Niemand kannte ihn und seine besonderen Verhaltensweisen. Martin war schon 1.90 m gross und stark. Von allem Anfang an fürchteten sich viele Betreuungspersonen vor ihm, und

nach wenigen Wochen wollte man ihn eigentlich nur noch loswerden. Wäre Martin schon älter gewesen, wäre er wohl in der Erwachsenenpsychiatrie gelandet, welche Aufnahmezwang hat. Für Jugendliche gab und gibt es aber im ganzen Land - rückblickend muss man schon fast sagen: zum Glück - keine entsprechenden Institutionen.

Ursprünglich ging ich davon aus, dass die Ilgenhalde das ganze Jahr an jedem einzelnen Tag ein Betreuungsangebot zur Verfügung stellt. So war es auch geplant, aber der Kanton bewilligte der Ilgenhalde die hierfür nötige Finanzierung dann doch nicht, und so galt es, für 60 Tagen im Jahr, an welchen die Ilgenhalde geschlossen war, eine Ersatzlösung zu suchen. Ich selber stand sofort im Offside, weil ich von diesen Schliessungstagen nichts selbst abdecken konnte. So war es zwischen Kornelia und mir immer klar, dass es für Martin keinen Platz in unserer siebenköpfigen Patchworkfamilie hat. Das tönt sehr hart und macht mich auch heute noch traurig. Ich habe deswegen immer noch ein schlechtes Gewissen. Ich weiss aber auch, dass es einfach nicht anders möglich gewesen ist und dass unser an sich schon stark belastetes Familiensystem mit fünf Kindern sonst gesprengt worden wäre. So blieb es bei meinen wöchentlichen Besuchen bei Martin. Die Stiftung Wehrenbach konnte dank Heiri Gantenbein diese Lücke teilweise füllen und für die Schliessungstage einspringen. Martin wurde aber zu einem Wanderpokal, welchen jede:r so rasch wie möglich weiterreichen wollte. So musste jeweils von Fall zu Fall eine Einzellösung gefunden werden. Einzelne Betreuungspersonen wie Martin Rengel, Tareq Ramadan, Kathrin Ackermann und natürlich Heiri Gantenbein halfen immer wieder, wofür ich ihnen sehr dankbar bin. Die Finanzierungsfrage blieb aber lange offen, es ging um ca. 100'000 Franken, kein Pappenstiel also. Die Heimleitung übte grossen Druck auf mich aus. Die Kosten für sechs Kinder und die Alimente für meine Exfrau Elisabeth frassen meinen grossen Zahltag auf, da blieb rein nix mehr übrig. Am Schluss rettete die Stadt Zürich Martin und mich. Sie gewährte in der nötigen Höhe für die zusätzlichen Betreuungstage eine Kostengutsprache. Danke, mein Zürich, ich weiss nicht, was ich ohne Dich gemacht hätte! Wohl happige Schulden. Das Verhältnis zwischen der Heimleitung und mir hat durch diese lange Zeit ungelöste Platzierungs- und Finanzierungsfrage aber stark gelitten.

Bereits Ende 2008, also nach noch nicht einmal einem Jahr, seit Martin in die Schweiz zurückgekehrt und in der Ilgenhalde aufgenommen worden war, kündigte schliesslich die Heimleitung Martins Heimplatz. Er sei zu schwierig, ich als Vater würde zu wenig kooperieren und mich zu wenig engagieren und Martins Mutter könne wegen Geldmangels kaum zu Martin in die Schweiz auf Besuch kommen. Es war kurz vor Heiligabend, und es wurden die schwärzesten Weihnachten, die ich je erlebt habe. Ich hatte wohl ein oder zwei Monate lang so etwas wie eine kleine Depression. Immerhin wurde Martin aber nicht einfach auf die Strasse gestellt, sondern man versprach, zuzuwarten, bis eine Anschlusslösung gefunden sei. Eine solche zu organisieren war äusserst schwierig und natürlich meine Aufgabe. Von mir als Vater wurde stets volle Professionalität erwartet, welche ich in dieser Situation kaum mehr zu erbringen im Stande war. Als ich einmal an einer Sitzung für die Anwesenden erkennbar den Tränen nahe war, wurde mir gesagt, dass gehe doch für einen Mann in meiner Position nicht. Meinten sie wohl meine Position als Vater oder als Amtschef?! Ich machte dann das, was sich im Nachhinein als Segen erwies: Ich beantragte bei der Stadt Zürich eine Beistandschaft für Martin. Diese wurde unbürokratisch und rasch bestellt. Gertrud Wittwer und Urs Steiner vom zuständigen Sozialzentrum Selnau übernahmen die Kontakte und Gespräche mit der Heimleitung Ilgenhalde. Sie hatten zwar einige Schwierigkeiten zu bewältigen, schafften dies aber dank hoher Professionalität und grossem Engagement bestens. Auch ihnen verdanken Martin und ich sehr viel in der wohl schwierigsten Zeit meines/unseres Lebens.

Martin blieb dann noch das ganze Jahr 2009 in der Ilgenhalde im Hüsli 8. Immer wieder mussten Lösungen für die Schliessungstage der Ilgenhalde gefunden werden. Meist blieb Martin an diesen Tagen allein mit Einzelbetreuung im Hüsli 8 oder 1. Oft war ich bei ihm und bewunderte Martin Rengel, Kathrin Ackermann⁵⁵⁹ oder Tareq Ramadan, welche Martin betreuten. Sie hatten Martin wirklich gern, liessen sich nicht stressen und unternahmen viele Ausflüge mit ihm.

⁵⁵⁹ Kathrin Ackermann wurde später Schwiegermutter des Sohnes von Maria Theres Wiedemann, welche längere Zeit im JuV gearbeitet hat. Maria Theres war Assistentin von Andreas Werren während seiner Zeit als stellvertretender Generalsekretär der Justizdirektion. Dann wechselte sie mit ihm ins neu gegründete Amt für Justizvollzug und war in der Abteilung für gemeinnützige Arbeit tätig. Ihre letzten Berufsjahre verbrachte sie als Primarlehrerin. Ich treffe sie noch manchmal zum Mittagessen.

Im September 2009 kam es zu einem bedenklichen Zwischenfall in der Ilgenhalde. Martin musste am Morgen wie alle anderen Kinder jeweils die Schule besuchen. Dort hatten auch die Lehrpersonen ziemlich Angst vor ihm und wussten auch nicht, was man mit ihm anfangen sollte. Martin war gemäss Einschätzung der Schulpsychologen bildungsunfähig und musste während des Unterrichts irgendwie „aufbewahrt“ werden, meist mit Eins-zu-Eins-Betreuung. Oftmals wurde er unruhig und aggressiv und sein „Unterricht“ musste vorzeitig abgebrochen werden. Gleichwohl brachte man ihn jeden Morgen ins Schulzimmer, wo er nicht willkommen war, sondern nur als Störfaktor empfunden wurde. Tareq sagte mir einmal, dass es schon etwas merkwürdig sei, welch grosse Bedeutung man dem pünktlichen Erscheinen der behinderten Schüler zum Unterricht beimesse. Am Morgen kurz vor 08.00 Uhr sei auf dem Schulplatz meist ein grosses Rennen, Durcheinander und Gehetze. Es wimmle von Betreuer:innen und Schüler:innen, diese manchmal im Rollstuhl, welche durch die Gegend brausten, sausten und geschoben würden, nur um ja keine Minute zu spät zum Unterricht zu kommen. An einem solchen Morgen weigerte sich Martin, zur Schule zu gehen und legte sich auf den Boden. Zwei Betreuern gelang es nicht, Martin hochzuziehen und zum Gehen zu bewegen, auch drei nicht. Am Schluss seien sie zu fünft gewesen, und die Situation sei völlig eskaliert. Martin wehrte sich buchstäblich mit Händen und Füßen, schlug um sich, biss, schrie und kratzte. Martin rastete völlig aus und schlug mit seinem Kopf gegen den Boden. Die fünf „Pädagogen“ schafften es nicht, ihn zu bändigen, mussten - Gott sei Dank – die Übung abbrechen und von Martin ablassen. Eine Betreuerin, die alles beobachtet hatte, sagte mir nachher, Martin sei anschliessend völlig erschöpft gewesen, habe am ganzen Körper gezittert und‘ sei kreideweiss gewesen. Ich nehme an, dass alle Beteiligten später realisiert haben, dass dies ein nicht mehr zu rechtfertigender Gewaltakt gegenüber Martin war.

Eine ähnliche Situation hat sich viel später nochmals andernorts, nämlich in der Epiklinik Lengg ereignet, wo Martin zur Abklärung seiner Epilepsieanfälle eingewiesen worden war. Ein externer Betreuer musste einmal tagsüber nicht weniger als acht Stunden am Stück allein mit Martin verbringen. Er liess sich in Martins Krankenzimmer in eine Rangelei mit ihm ein, die in einen heftigen Kampf ausartete. Das Ganze war von der Überwachungskamera aufgenommen worden. Als die entsetzte Leitung diese Szenen sah und auswertete, stand sie kurz davor, Strafanzeige gegen den Betreuer

zu erstatten. Als man mich nach meiner Meinung fragte, riet ich davon ab, weil aus meiner Sicht der Hauptfehler darin bestanden hatte, dass der Betreuer im Stich gelassen worden war. Acht Stunden allein mit Martin in einem kleinen Raum eingesperrt zu sein, hält niemand aus, vor allem auch Martin selber nicht. Glücklicherweise hatte Martin keine Blessuren davongetragen. Und dem Betreuer war die Eskalation selber am wenigsten recht.

Alles in allem haben in der Ilgenhalde die direkten Betreuungspersonen von Martin einen guten Job gemacht. Sie zeigten viel Geduld und Ausdauer, einzelne sogar auch deutlich wahrnehmbare Empathie für Martin. Das ist leider nicht selbstverständlich, wie ich aus langjähriger Erfahrung weiss.

Natürlich gefällt einem nicht immer, was man sieht. So erinnere ich mich beispielsweise an unschöne Szenen zwischen einem Betreuer und einer autistischen Mitbewohnerin an einem Sonntagabend, als ich Martin von einem Ausflug in sein Hüsli in der Ilgenhalde zurückbrachte. Das etwa 15-jährige Mädchen holte aus einem Kasten eine Schachtel mit Knet-Plastilin heraus und begann, auf einem Tisch im Wohnzimmer Figuren zu formen. Der Betreuer kam hinzu und regte sich sofort stark auf: «Jetzt habe ich Dir soeben gesagt, dass die Knete im Schrank versorgt werden muss. Es gibt bald Nachtessen, und Du holst das Plastilin einfach wieder heraus. Das geht überhaupt nicht!» Er packte alles zusammen und verschloss es im Schrank. Das Mädchen begann zu weinen und schreien. «So musst Du nun wirklich auch nicht tun. Dann gehst Du eben in Dein Zimmer!» herrschte er sie an. Er zerrte die Bewohnerin weg und schloss sie in ihrem Zimmer ein, wo sie laut weiterheulte. Eine solche Pädagogik ist mir zuwider. Eine an sich ruhige Situation eskalierte völlig unnötigerweise. Natürlich habe ich aber nicht den ganzen Vorlauf mitbekommen. Und Bashing ist immer leichter als es selber besser zu machen.

Martin wohnte in der Ilgenhalde für kurze Zeit mit dem Sohn eines anderen Juristen in derselben Wohngruppe zusammen. Ich kannte den Kollegen nur flüchtig, er begegnete mir gegenüber stets mit grösster Zurückhaltung. Wir hatten ein einziges Mal beruflich miteinander zu tun. Es fühlte sich schon sehr seltsam an: während unsere beiden

behinderten und kaum der Sprache mächtigen Söhne zusammen in einem Wohnheim lebten, tauschten wir Väter uns über irgendwelche juristischen Spitzfindigkeiten aus.

Martins Spezialitäten

Während Martins Aufenthalt in der PUK oder in der EPI konnte ich ihn oft besuchen, da ich nur fünfzehn Gehminuten entfernt wohne. Ich machte mit ihm lange Tramfahrten, war mit ihm im McDonalds Stadelhofen oder nahm ihn auch mal zu mir nach Hause mit. Martin war aber insgesamt nur sehr selten bei uns an der Rehalpstrasse. Wir hatten mit fünf Kindern einfach zu viel Betrieb und Martin war sehr rasch gestresst und überfordert - und ich mit ihm.

Martins erster Besuch an der Rehalpstrasse war an Weihnachten 2000. Er war noch recht klein, aber schon sehr agil. Als er mit mir eingetreten war, leerte er als erstes eine Blumenvase aus. Während wir rasch putzten, packte er den Weihnachtsbaum und riss ihn zu Boden. Solche Zangen- und Ablenkungsangriffe sind eine seiner Spezialitäten geblieben. Gern beübte er uns auch im Restaurant. Er kippte sein Glas um und während man sich darum kümmerte, schnappte er sich die Bratwurst aus dem Teller des Nachbarn. Mit der Zeit lernt man natürlich besser aufzupassen. Wenn Martin aber stark auf etwas fokussiert ist, eben z.B. auf die Bratwurst seines Nachbarn, so wird er sie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit irgendwann auch schnappen. Er lauert ständig auf den geeigneten Moment. Er ist dann auch sehr schnell und handelt gezielt. Schon als vielleicht Fünfjähriger hat er dies einmal auf einem Ausflug zum Affenberg eindrücklich demonstriert. Er ass einen Schokoriegel, als ein Affe auf Elisabeth und ihn zukam. Plötzlich packte der Affe Martins Riegel und wollte diesen fressen. Jedes andere kleine Kind wäre erschrocken und hätte vielleicht geweint. Nicht so Martin. Er reagierte blitzschnell und riss dem Affen den Riegel wieder aus der Pfote. Jetzt war der Affe verblüfft und Martin ass zufrieden seine Schokolade fertig.

Viele Jahre später zeigte Martin wieder einmal, dass er ein Spezialist im Rollentausch zwischen Mensch und Tier ist. Seit er im Wohnheim Tilia auf dem Gelände der Klinik Rheinau lebt, besucht er einmal pro Woche, jeweils am Montag, das therapeutische Reiten. Dies sei für ihn jeweils ein eigentliches Wochenhighlight, steht in einem Jahresbericht. Schon schmunzeln musste ich, als ich dort gelesen habe, dass Martin

manchmal versuche, sein Pferd zu treten oder zu beißen, er also das Pferd und nicht etwa umgekehrt! Natürlich könnte mich so etwas auch betrüben, sagt es doch viel über Martins Entwicklungsstand aus. Ich habe mir jedoch angewöhnt, die Komik solcher Situationen zu erkennen und darüber herzlich zu lachen. Das wirkt irgendwie befreiend.

Immer wieder erstaunt mich Martins gutes Gedächtnis für gewisse Dinge. Als er nach einigen Jahren in Südfrankreich wieder einmal mit mir bei meinen Eltern, Martins Grosseltern, an der Hädrichstrasse zu Besuch war, steuerte er zielsicher in die Küche und packte den kleinen grünen Putzschwamm, den er schon als kleines Kind immer aus der Küche geholt hatte, um wie früher auf ihm herumzukauen.

Schon als Kleinkind fand Martin Zigaretten besonders interessant. Damals hatte Elisabeth zeitweise geraucht. Seither liest er jeden Zigarettenstummel auf, den er am Boden findet - und er sieht fast jeden! - nimmt ihn in den Mund und kaut darauf herum. Natürlich ist man geneigt, Martin den Zigarettenstummel sofort zu entreissen - ist ja widerlich - aber ich habe mich daran gewöhnt, ihn zu bitten, ihn mir zu geben, was er dann meist auch macht. Immerhin isst er den Filter nicht auf. Ich habe eine Autistin gekannt, die dafür eine Vorliebe hatte, wohl auch wegen des Nikotins, und das ist definitiv nicht gesund. Martin imitiert oft das Rauchen, nimmt ein Stecklein oder ein Papier in den Mund, welches er sich zurecht gedreht hat, und macht genussvolle Rauchbewegungen. Ein Betreuer hat mir erzählt, Martin habe in einem unüberwachten Moment eine Zigarette geklaut und sie tatsächlich mit dem ebenfalls geklauten Feuerzeug angezündet. Heiri Gantenbein probierte das Rauchen mit Martin einmal sogar aus und rauchte mit ihm eine Zigarette. Martin findet aber nur am Ritual des Rauchens und nicht am Rauchen selbst Gefallen.

Auch gebrauchte Kaugummis, die am Boden liegen, nimmt Martin gern auf und kaut sie ohne mit der Wimper zu zucken weiter oder schluckt sie auch ganz herunter. Dies ist für mich ein sehr gutes Beispiel, um den Unterschied zwischen Martin und einem nicht behinderten Menschen zu erklären. An sich ist ein am Boden liegender Kaugummi nicht schon per se widerlich, sondern so geschmacklos wie derjenige, den man selber schon lange im Mund kaut. Die Vorstellung aber, einen herausgespuckten Kau-

gummi vom Boden aufzunehmen und weiterzukauen, finden die meisten Menschen definitiv sehr unappetitlich und eklig. Ein Hund wiederum beurteilt das, was am Boden liegt, so wie Martin einzig und allein nach seinem Geschmack - und diesen findet er - ohne irgendwelche Vorurteile - entweder gut oder schlecht. Martin hat kein kulturelles Vorverständnis, was gut und was schlecht schmeckt. Er beurteilt Dinge einzig und allein nach seinem persönlichen Geschmack.

Eine andere Geschichte, die in eine ähnliche Richtung geht, erzähle ich immer wieder, um die Besonderheit von Martins Wahrnehmungsvermögen zu erklären. Auf unseren langen gemeinsamen Tramfahrten ging ich an der Endstation mit Martin wenn möglich auf eine öffentliche Toilette. Einmal - es war an der Endstation des 13er-Trams im Albisgüetli - setzte ich Martin bei offener Toilettentüre aufs Klo und ich verrichtete selber am Pissoir mein Geschäft. Plötzlich sah ich aus den Augenwinkeln, wie Martin den Klobesen ergriff und ihn langsam zu seinem Mund führte. Bei laufendem Geschäft hechtete ich zu Martin und entriss ihm den Klobesen. Er hätte ihn einfach mit dem Mund geprüft und entweder für gut oder für schlecht befunden. Uns selber kommt bei einem solchen Gedanken der Morgenkaffee hoch, Martin ist da völlig vorurteilslos. Es kennt auch keinerlei Hemmungen und kann einfach die Hose herunterlassen und pissen, wenn er Blasendrang hat. Das ist insofern die bessere Variante als in die Hose zu machen, was bei ihm nur dann passiert, wenn es ihm schlecht geht oder die Medikamente ihre Nebenwirkungen entfalten. Genauso verhält es sich mit dem Bettnässen. Noch heute trägt er stets Windelhosen.

Peinlich war es allerdings schon, als Martin einmal in der Badeanstalt am Lützelsee beim Eintreten in die Garderobe als erstes an die Wand urinierte. Die Leute reagieren in einer solchen Situation in der Regel entsetzt und empört. Wenn sie aber realisieren, wie stark Martin behindert ist, haben sie meistens Verständnis.

Gemäss Urteil von Fachleuten ist mein Martin bezüglich Hygiene und Verständnis auf dem Stand eines Kleinkindes. Wenn ich es mit meinen anderen Kindern oder jetzt meinen Enkelkindern vergleiche, so ist Martin aber nicht einmal auf dem Stand eines zweijährigen Kindes, was seine kognitiven und kommunikativen Fähigkeiten anbelangt. In anderen Dingen – beispielsweise Bratwurst klauen - ist er durchaus mit

einem Kindergärtner oder schlecht erzogenen Unterstufenschüler vergleichbar. Seine physische Stärke ist aussergewöhnlich gross. Ein nicht immer liebes Riesenbaby mit den Muckis eines fitten Fünfundzwanzigjährigen.

Wohnheim Columban

Ende 2009 hatten die Beistandschaft und ich für Martin endlich eine Anschlusslösung gefunden: das Heim Columban in Urnäsch war bereit, Martin aufzunehmen. Der Heimleiter hiess Markus Notter wie mein Chef, ein seltsamer Zufall. Ich sagte damals jeweils, Martin und ich hätten denselben Chef. Bereits die Weihnachtsferien konnte Martin in Urnäsch verbringen, und im Februar 2010 vollzog sich der Wechsel.

Der Abschied von der Ilgenhalde war sehr emotional, zwei Betreuerinnen und mir kamen die Tränen. Ich erklärte ihnen, so sei die Aufgabenteilung zwischen Martin und mir: in solchen Situationen weine eben ich für ihn. Martin selber liess sich nichts direkt anmerken, die ersten Tage und Wochen im Columban waren für ihn aber sehr schwierig. Es war offensichtlich, er vermisste sein Hüsli 8 und seine Betreuungspersonen.

Martin verbrachte in Urnäsch eine recht gute Zeit. Die junge Gruppenleiterin Sarah Richle hatte einen guten Draht zu ihm gefunden, war geduldig und liebevoll. Auch andere Betreuer schauten gut zu Martin. Er hatte aber immer öfters schwere Epilepsieanfälle, manchmal kippte er ansatzlos und ohne jedes Vorzeichen im Stehen um und verletzte sich dabei. Darauf erfolgte ein heftiger Epilepsieanfall. Mehrere Male musste er notfallmässig ins Kantonsspital St. Gallen gebracht werden. Meist gab es eine Platzwunde am Kopf zu nähen.

Wenn Martin durchstartete, so waren seine Gewaltausbrüche von einer Heftigkeit, die einem Angst machen konnten. Er hat zwar Menschen nie direkt und gezielt angegriffen, aber zahlreiche Scheiben zerschlagen, sogar Sicherheitsglas demoliert. Er traktierte es mit seinem Kopf derart heftig, dass Sprünge entstanden. Wenn es zum Autofahren ging, was Martin an sich liebt, und die Autotür nicht sofort geöffnet wurde, so konnte er massiv ausflippen.

Einmal schlug er mit seinem Kopf das Seitenfenster eines Betreuerautos ein, zwei Mal hämmerte er mit seinem Kopf von oben nach unten auf das Autodach, so dass eine Beule - nicht nur an seinem Kopf - entstand. Martin hat mit der Zeit eine Schlagtechnik wie ein Fussballer beim Kopfballspielen entwickelt, gewaltige Schläge scheinen ihm wenig anzuhaben. Er hat über all die Jahre zahl-reichen Betreuern und anderen Personen ihre Brille aus dem Gesicht gerissen und zerbrochen. Als sich meine Haftpflichtversicherung schliesslich weigerte, für solche Schäden aufzukommen, übernahm verdankenswerterweise die Pauschalhaftpflicht-versicherung der Zürcher Sozialbehörde die weiteren Sachschäden.

Mit der Zeit wurde Martins Gesundheitszustand immer schlechter. Dies hing einerseits mit den zahlreichen Epilepsieanfällen und den Klinikaufenthalten zusammen, die stets in Eskalationen ausarteten. Andererseits verlor Martin auch immer mehr an Gewicht. Schliesslich war er im Columban bei einer Grösse von immerhin 1.93 m noch gerade 58 kg schwer! Ich will niemandem etwas unterstellen, es war aber offensichtlich, dass der stark geschwächte Martin betreuungsmässig viel einfacher zu haben war als ein fitter Martin. Meist lag oder sass er kraftlos herum. In dieser Zeit bekam er auch verschiedene Infekte unklaren Ursprungs, die der damalige Heimarzt stets mit Antibiotika behandelte. Martin hatte einmal nicht weniger als sechs Antibiotika-Kuren nacheinander. Dieser Arzt bezeichnete sich selbst als Anthroposoph, sah sich Martin aber so gut wie nie persönlich an, sondern liess sich fast immer nur von Betreuungspersonen telefonisch informieren und verordnete aus der Ferne neue Medikamente en masse.

Einmal hat sich Martin an einem Radiator den Zeigefinger eingeklemmt und diesen dann mit solcher Gewalt herausgezogen, dass der ganze Fingernagel abgerissen wurde. Der Finger sah schockierend aus, es schüttelt mich auch heute noch, wenn ich die Fotos davon anschau⁵⁶⁰. Die Wundversorgung war völlig ungenügend, weil Martin immer wieder den Verband abriss. So liess man die klaffende Wunde eben offen. Ärztliche Kreativität wäre nötig gewesen. Ein anderes Mal hatte Martin am Ellbogen eine Schleimbeutelentzündung, so dass ein Tennisball-grosser Knollen entstand. Kurz

⁵⁶⁰ Vgl. Bild in Anhang 30.

darauf fügte er sich eine grosse Schnittwunde am Kinn direkt unterhalb seines Mundes zu. Die Wunde sah wie ein zweiter kleiner Mund aus. Nähte hat er immer wieder weggerissen. Weitere Antibiotikakuren waren die schlechte Antwort.

Martin soll ausgehoben werden

Wenn ich sage, dass kaum jemand Martin freiwillig bei sich haben wollte, so stimmt das nicht ganz. Die Schweizer Armee hat sich eine kurze Zeit lang geradezu rührend um ihn bemüht. Um seinen 18. Geburtstag herum erhielt Martin 2011 ein Aufgebot für die Rekrutierungstage in Rüti. Ich schrieb ein erstes Mal zurück, Martin sei behindert, die IV habe ihm schwere Hilflosigkeit attestiert. Als Beweis legte ich entsprechende IV-Verfügungen bei. Es folgte ein weiterer Brief des Rekrutierungszentrums, Martin müsse sich persönlich stellen, damit die Militärärzte seine Dienstuntauglichkeit selber beurteilen könnten. Ich antwortete ein zweites Mal und bot dem Rekrutierungszentrum an, dass sie Martin zu zweit oder dritt selber im Heim Columban zur Aushebung abholen und angemessen betreuen könnten. Ich gab meiner Zuversicht Ausdruck, dass dieser Tag für Martin sicher das schönere Erlebnis werden würde als für sie. Ich habe hierauf leider nie mehr etwas vom Rekrutierungszentrum gehört.

EPI-Klinik, PUK, andere Kliniken und Spitäler

2011 und 2012 kam es wegen Martins Epilepsie zu Klinikaufenthalten in der EPI-Klinik Lengg. Ich hatte die Ärzteschaft vorgewarnt, dass Martin ohne Einzelbetreuung kaum zu bändigen sei. Entweder glaubte man mir nicht oder man wollte es darauf ankommen lassen. Beim ersten Mal wies ich am Tag vor Martins Klinikeintritt, als ich mir sein Zimmer anschaute, darauf hin, dass das normale Zimmerinventar mit Alarmknopf an einem Kabel, den Vorhängen am Fenster, der Telefon- und Fernsehstation mit vielen Kabeln etc., entfernt werden müssten. Martin werde sonst alles demontieren oder demolieren. Man reagierte nicht darauf, Martin hat das in den nächsten zwei Tagen selber geklärt. Bei Martins erstem EPI-Aufenthalt wurde gegen das Wochenende hin die Angst auf seiner Station, dass die Situation übers Wochenende mit reduziertem Personalbestand nicht mehr zu bewältigen sei, so gross, dass man ihn ins nahe gelegene Burghölzli abschieben wollte. Zum Glück hatte die PUK aber keinen Platz frei, so dass Martin das Wochenende mit Einzelbetreuung weiterhin in der EPI-Klinik verbrachte. Im Verlauf der Woche kehrte er dann, ohne dass vertiefte Abklärungen

hätten gemacht werden können, wieder nach Urnäsch zurück. Noch schlechter verlief sein Aufenthalt ein Jahr später im Januar 2012. Stark irritierend war von allem Anfang an, dass die internen Informationen bezüglich Martins letztem EPI-Aufenthalt offenbar kaum geflossen waren. Jedenfalls verlief sein Aufenthalt vorerst praktisch gleich schlecht wie das erste Mal. Gegen Ende Woche wollte man ihn wieder ins Burghölzli abschieben. Diesmal hatte es im Burghölzli leider einen freien Platz und die Abwärtsspirale drehte sich munter weiter.

Burghölzli

Als ich am Tag des Eintritts, am 13. Januar 2012, Martin in der Psychiatrischen Universitätsklinik besuchte, war ich geschockt wie noch nie. Martin lag mit einer Fünf-Punkte-Fixation (beide Füße gefesselt, beide Oberschenkel; Gurt um den Bauch) im Bett. Er war mit Medikamenten stark sediert, aber nicht stark genug, dass er nicht - laut jammernd - an seinen Fesseln hätte zerren können⁵⁶¹. Ich protestierte spontan, was mir von Seiten der Martin überwachenden Betreuungsperson die Bemerkung eintrug, dass sie den Stationsarzt alarmieren werde, wenn ich es wage, seine Fesseln zu lösen. Das war mir gerade recht, ich wollte unbedingt mit dem Stationsarzt sprechen, doch es war Freitagabend und er war bereits weg. Viel konnte ich an diesem Abend bei Martins Zustand nicht mehr ausrichten. Ich kündigte deshalb meinen Besuch für den Samstag an und gab meiner Erwartung Ausdruck, dass bis dann für Martin eine bessere Lösung als Fixieren und Sedieren gefunden sei. Dem war allerdings nicht so, im Gegenteil: Die Fesselung war auf eine Sieben-Punkte-Fixation (zusätzlich auch noch gefesselte Hände) erhöht worden, und Martin wirkte eher noch stärker sediert als am Vortag. Ich forderte ultimativ, einen Arzt zu sehen. Schliesslich kam ein Pikettarzt dazu. Der junge Mann zeigte sich verständnisvoll, war aber völlig überfordert. Ich wies darauf hin, dass weder Martins Beistand noch ich über diese massive Freiheitsbeschränkung orientiert worden sei, was eine klare Rechtsverletzung darstelle. Als ich mit Rechtsmitteln aller Art und Strafanzeige drohte, wurde schliesslich doch noch ein Oberarzt aufgeboten. Dieser war sehr verständnisvoll, wusste aber auch nicht wirklich weiter. Wir machten schliesslich ein Folgegespräch für den nächsten Tag, den Sonntag ab, an welchem das weitere Vorgehen besprochen werden sollte,

⁵⁶¹ Vgl. Bild in Anhang 30.

mit dem klaren Ziel, Martin aus dieser unmöglichen Situation zu befreien. Als ich am nächsten Tag Martin besuchte, war die Situation tatsächlich schon deutlich besser. Martins Zimmer war leergeräumt, am Boden lagen zwei Matratzen und eine Bettdecke. Martin war nicht mehr gefesselt, aber immer noch stark sediert. Martin konnte aber nicht mehr trittsicher gehen. Es wurde vereinbart, dass er höchstens noch für die Nachtruhe fixiert werde. Ich verlangte noch zusätzlich, dass man mir das Protokoll seiner Fixationen zeige, aus welchem ersichtlich wäre, wer für wie lange und wie oft Martins Fixation angeordnet hatte. Ein solches war nicht vorhanden, eine weitere Pflichtverletzung, auf welche ich nachdrücklich hinwies. Gleichzeitig machte ich aber auch klar, dass ich nicht beabsichtige, irgendjemanden zu verklagen. Es ging mir einzig um das Wohlergehen von Martin, und ich sah, dass sich Ärzte und Betreuungspersonen nun wirklich alle Mühe gaben. Eine Beschwerde an den Kantonsarzt, welche ich am 15. Januar 2012 zu schreiben begonnen hatte, schickte ich nie ab⁵⁶². Allerdings war damit Martins Martyrium immer noch nicht beendet. Man benutzte nun zwar nicht mehr physische Fesseln, dafür reichlich chemische. Dies führte im Verlauf der Woche dazu, dass Martin nicht mehr recht schlucken, nicht mehr essen oder trinken konnte. Als ich ihn an einem abendlichen Besuch auf die Toilette begleitete, stellte ich fest, dass sein Urin braun war. Das sei das Resultat davon, dass er zu wenig trinke, man müsse ihn wohl nächstens an eine Infusion anhängen. Martin am Tropf? Wie soll das gehen? Bei Bewusstsein würde er das niemals zulassen. Als ich dies Kornelia verzweifelt erzählte, antwortete sie mir, ich müsse nun sehr aufpassen, dass man Martin am Schluss nicht noch versehentlich umbringe...

Jetzt war tatsächlich genug und ich machte etwas, was ich mein ganzes Berufsleben lang vorher und nachher nie gemacht habe: ich benutzte privat mein berufliches Netzwerk, rief unseren Chefarzt Frank Urbaniok an und bat ihn, für Martin beim Chefarzt der PUK direkt zu intervenieren. Frank machte das umgehend und mit grosser Wirkung. Kaum eine Stunde später erhielt ich einen Telefonanruf vom Chefarzt,

⁵⁶² Vgl. Anhang 20. Gerade jetzt, während ich diesen Text nochmals überarbeite, findet der Prozess gegen drei Ärzte der PUK statt, welche Brian/Carlos Ende 2011 offenbar während 13 Tagen die meiste Zeit mit einer Siebenpunkte-Fixation ans Bett gefesselt und zusätzlich sediert haben. Sie sind offenbar am 26. August 2020 vom Bezirksgericht Zürich freigesprochen worden. Der Fall ist aber immer noch nicht rechtskräftig abgeschlossen. Ein Foto des gefesselten Carlos gleicht frappierend demjenigen des gefesselten Martin, der 1 Monat später in die PUK eingeliefert worden war (vgl. Foto von Martin im Anhang 30).

der mir rasche Besserung für Martin in Aussicht stellte. Sofort wurde - wohl medikamentös - dafür gesorgt, dass Martin wieder etwas besser schlucken konnte. Die Ärzteschaft war anschliessend offensichtlich sehr bemüht, Martin möglichst bald wieder auf die Beine zu bringen. Ende Woche war es soweit und Martin konnte die PUK endlich wieder Richtung Urnäsch verlassen.

Mein lieber Wanderpokal

Im Columban blieb die ärztliche Versorgung für Martin unbefriedigend. Er hatte weiterhin massives Untergewicht und war völlig geschwächt. Das bewog Beistand Urs Steiner und mich, für ihn nach einer neuen Lösung zu suchen. Heiri Gantenbein vermittelte Martin schliesslich einen Heimplatz im Wohnheim Zum Baumgarten (Bauma), welches zur Stiftung Wehrenbach gehört. Ich erklärte auf diesen Zeitpunkt hin, im Mai 2013 meinen Rücktritt als Stiftungsratspräsident der Stiftung Wehrenbach. Ich wollte einen Interessenkonflikt vermeiden.

Seit 2011 ist Martin für längere oder kürzere Aufenthalte ausser in der PUK und der EPI in den Kantonsspitalern Winterthur, Zürich und St. Gallen, in der Universitätsklinik Zürich und in der Klinik Schlössli gewesen. In die PUK ist er ein- oder zweimal mit grossem Aufgebot eingewiesen worden, mit zwei grauen Polizei-Kastenwagen, in einem der gefesselte Martin mit Bewachungspersonal, im zweiten «zur Sicherheit» eine Zusatzmannschaft. Die PUK schätzt solche Einweisungen «manu militare» überhaupt nicht.

Business as usual oder wie fahre ich am besten direkt gegen die Wand

Die Erfahrungen in den verschiedenen Spitalern waren unterschiedlich gut, man muss eigentlich sagen unterschiedlich schlecht. Praktisch immer versuchten die Ärzteschaft und die Pflegeteams zuerst einmal mit dem Normalprogramm durchzukommen. Business as usual eben, obwohl sie von Martins Betreuern und mir stets darauf hingewiesen wurden, dass Martin ständig eine Einzelbetreuung braucht und nicht in einem normalen Spitalumfeld betreut werden kann. Jeder Klinikaufenthalt hat immer damit angefangen, dass Martin routinemässig eine Infusionsnadel gesteckt wurde, welchen er dann bei der erst besten Gelegenheit wieder herausriss. Die Spitäler mussten ihre Erfahrungen mit Martin immer selber machen, und oftmals endete es in der totalen

Überforderung des Personals, mit starken Sedierungsmitteln für Martin oder seiner Verlegung in die Psychiatrische Universitätsklinik. Zwei Mal kam Martin auch in die psychiatrische Klinik Schlössli in Oetwil am See. Die Erfahrungen dort waren ähnlich wie in der PUK. Als die Klinik Schlössli herausgefunden hatte, dass Martin nicht in ihren regionalen Zuständigkeitskreis gehört, hat sie sich geweigert, in weiterhin aufzunehmen.

Bei längeren Klinikaufenthalten bekam Martin nach einiger Zeit schliesslich immer eine Einzelbetreuung, meist von einem externen Anbieter organisiert. Dieser hat mit dem Spital eine Leistungsvereinbarung abgeschlossen und schickt bei Bedarf von ihm vermittelte Betreuungspersonen. So kann das Spital eigenes Personal einsparen. Diese Auswärtigen werden in der Regel nach 2 bis 4 Stunden ausgewechselt. Leider ist dies ein denkbar schlechtes Setting für einen Autisten, der auf Kontinuität und Regelmässigkeit in der Betreuung angewiesen ist. Ich traf dabei Betreuungspersonen an, die nicht einmal wussten, woran Martin leidet, dass er Autist ist. Sie fragten mich dann, oftmals in gebrochenem Deutsch, ob Martin sprechen könne und was er habe. Ich mache diesen Personen keinerlei Vorwürfe, es waren meistens sehr nette und engagierte Leute, die sich grosse Mühe gaben. Mein Vorwurf geht aber an die Verantwortlichen der Spitäter - guter Verschreiber - Spitäler, die sich durch solche Outsourcings Kosten einzusparen erhoffen, zum Nachteil eines Patienten wie Martin.

Insgesamt sind also meine Erfahrungen, die ich mit unserem Gesundheitswesen in Zusammenhang mit Martin gemacht habe, eher schlecht. Praktisch alle waren sehr rasch überfordert. Meist brachten die sog. Epilepsie-Abklärungen keine neuen Erkenntnisse. Martin zeigte sich erwartungsgemäss schwierig, worauf ihm Beruhigungsmittel in hohen Dosen verabreicht wurden. Damit wurde aber weitere Untersuchungen faktisch verunmöglicht. Nach einem längeren Aufenthalt im USZ im Jahr 2016 musste er im Tilia zuerst einmal von den starken Beruhigungsmitteln entwöhnt werden, welche ihm à discretion verabreicht worden waren. Er zeigte Entzugerscheinungen wie starkes Zittern und Angstzustände.

Medikamentöse Blindflüge

Da Martins Epilepsie bisher noch nie vertieft abgeklärt werden konnte, weil er sich gemäss Ärztesprache zu wenig kooperativ verhält, wurden bei ihm die Medikamente nach dem Prinzip «Trial and Error» ausprobiert. Seine Medikation ist ständig so hoch angesetzt, dass sie einen normal gesunden Menschen wohl flachlegen würde. Ich frage mich manchmal, wie lange Martins Nieren und Leber noch mitmachen. Einmal war der Amoniakgehalt in seinem Blut wegen eines neuen Anti-Epilepsie-Medikamentes so hoch, dass eine akute Vergiftung drohte.

Heiri Gantenbein hat mir schon einmal den Vorschlag gemacht, einfach alle Medis abzusetzen und zu schauen, was dann passiert. Schlimmer als die Versuche mit einem Dutzend verschiedener Medikamente könne dies ja auch nicht sein. Ich habe es aber nicht gewagt, zumal ein solcher Versuch nur mit enger ärztlicher Begleitung zu verantworten wäre. Bisher habe ich auch keinen Arzt kennen gelernt, der bereit wäre, zu so etwas Hand zu bieten.

Martins Tagesablauf in Kliniken oder Spitälern war meistens ziemlich trostlos, Spaziergänge gab es selten, und er war oft mit seinen wechselnden Betreuungspersonen fast Tag und Nacht in einem Zimmer eingeschlossen. Er hat sich dabei angewöhnt, stundenlang am Ort zu hüpfen, manchmal nur auf einem Bein. Er hat wohl instinktiv erfasst, dass er irgendeine Tätigkeit braucht, die ihn müde macht. Er hat Wadenmuskeln wie ein Spitz Fussballer bekommen.

Trotz allem

Bei aller Kritik muss ich insbesondere der PUK ein Kränzchen winden: Martin war schon fünf Mal dort. Seit dem dritten Mal kennt man ihn nun recht gut und hat sich seinen Bedürfnissen räumlich und personell angepasst. Zudem war es nun schon zwei Mal möglich, Martin ohne eigentliche Krise zu einem Entlastungs-Timeout für die Tilia-Timeout-Wohngruppe zwei oder drei Wochen in der PUK zu platzieren. Einzelne Pflegeverantwortliche bemühen sich sehr um ihn. Es ist mir auch erlaubt, bei Martin mit seinem geliebten Big-Mac-Menü vorbeizukommen, obwohl er ein richtiges Schlachtfeld hinterlässt. Er liebt zwar Coca Cola, wenn er aber genug hat, so leert er es einfach auf den Boden aus. Er versteht nicht, dass er etwas warten und vielleicht in

einer halben Stunde weiter trinken könnte. Coki-Flaschen sind da zwar einfacher zu kontrollieren, zu einem richtigen Big-Mac-Menü gehört aber einfach ein grosses Cola im Becher mit Eis. Martin liebt es auch, mit dem Röhrchen zu trinken und dem Eis zu spielen.

Ich versuche immer wieder, nicht zum vornherein schon sämtliche auch noch so kleinen „Gefahren“ auszuschalten. Martin soll lernen können, mit verschiedenen Situationen umzugehen. Ich habe seine Betreuungspersonen auch immer darin unterstützt, ihm möglichst viel Bewegungsfreiheit zu geben. Wenn er halt wieder einmal gestürzt ist und sich dabei verletzt hat, so ist das der Preis seiner Freiheit. Martins Narben sind Ehren- und Freiheitsabzeichen.

Mein Traum ist es, mit Martin irgendwann einmal in einem schönen Landgasthof speisen zu gehen und ihn mit einem guten Cordon Bleu oder feinen Rindsfilet und einem Coup Dänemark zum Dessert zu verwöhnen. Martin isst für sein Leben gern. Wohngruppenleiter Urs Biehler macht mir Hoffnung, dass das bald einmal möglich sein könnte.

Meine Erfahrungen mit Martin prägen mich auch beruflich⁵⁶³

Die Erlebnisse und Erfahrungen mit allen Heimen, die Martin nicht aufnehmen oder möglichst rasch wieder loswerden wollten, die strukturelle Gewalt, die Martin in der EPI, der PUK und in anderen Spitälern erdulden musste, sowie die aus meiner Sicht manchmal geradezu menschenverachtende Haltung ihm gegenüber hatten auch Einfluss auf mich als Berufsmann.

Hatte ich bei meinem Amtsantritt als JuV-Chef im Jahre 2007 noch lauthals verkündet, es gäbe eine Handvoll Verurteilte, die unter meinem Regime nie eine Vollzugslockerung bekommen würden, so entwickelte ich mit der Zeit eine besondere Affinität für die sog. hoffnungslosen Fälle. Ich erkannte, dass es speziell wichtig ist, gerade solchen Menschen mit hoher Fachlichkeit und Fairness zu begegnen.

⁵⁶³ Siehe auch: Susan Boos, Auge um Auge, Die Grenzen des präventiven Strafens, S. 111 ff. (War das gut?), Zürich 2022.

Es darf keine Option sein, fachlich angezeigte Vollzugslockerungen aus politischer Opportunität oder gar aus blosser Angst vor dem immer vorhandenen Restrisiko (sei es noch so klein) zu verweigern. Genauso wäre es falsch zu denken, es sei nicht wichtig, das Richtige zu tun; wichtig sei einzig und allein, nicht erwischt zu werden, wenn man einen Fehler gemacht hat. Demjenigen, der das Richtige tun will, muss auch erlaubt sein, Fehler zu machen. Ich setzte mich deshalb immer wieder für die Übernahme von besonders schwierigen Gefangenen aus anderen Strafvollzugskonkordaten ein, für welche wir in Zürich zwar keine Aufnahmepflicht, aber das beste Betreuungsangebot haben. Unsere Direktoren unterstützten mich dabei immer vorbildlich. Dies war und ist zwar oftmals eine undankbare Sache, denn je nach dem handelt man sich Probleme ein, die man mit einer Absage hätte vermeiden können.

Ich kann mich an eine junge Frau – kein Zürcher Fall – erinnern, welche keine einzige Institution mehr aufnehmen wollte, da das Risiko eines schweren Rückfalls als zu hoch erschien. Als sich schliesslich dann doch eine Wohngemeinschaft für sie hatte finden lassen, beging die Frau auf einem Ausgang einen schlimmen Mord im Berner Florapark⁵⁶⁴. Wie üblich wurde dies sofort auch der betreuenden Institution angelastet.

Die JVA Pöschwies hat schon vor etlichen Jahren einen Aargauer Insassen übernommen, den niemand aufnehmen wollte, weil er gewalttätig und für das Betreuungspersonal kaum erreichbar war und ist. Er ist autistisch behindert. In der Sicherheitsabteilung der JVA Pöschwies wurde für diesen Insassen ein Sondersetting mit einer Doppelzelle und besonders intensiver Betreuung eingerichtet. Die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF) hat uns stark kritisiert, weil der Mann schon jahrelang auf der Sicherheitsabteilung der JVA Pöschwies eingesperrt ist. Es gab und gibt aber einfach keine bessere Option. Die NKVF hat am Schluss wohl verstanden, dass das JuV die am wenigsten schlechte Lösung zur Verfügung gestellt hat. Dabei wäre es für uns am einfachsten gewesen, den Mann den Aargauer Behörden zurückzugeben und so weiterer Kritik der NKVF aus dem Weg zu gehen.

⁵⁶⁴ Fehlersuche nach Florapark-Mord (Der Bund vom 24.11.2008), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Ich setzte mich aus Überzeugung und immer auch ein bisschen für Martin dafür ein, dass wir auch den schwierigsten Klienten ein menschenwürdiges Setting anbieten können. Das galt selbstverständlich auch für Carlos/Brian. Andreas Naegeli hat mich dabei immer vorbehaltlos unterstützt, obwohl letztlich seine JVA Pöschwies die ganze Last zu tragen hat. Für die JVA Pöschwies ist diese äusserst schwierige Geschichte wohl noch lange nicht abgeschlossen⁵⁶⁵.

Wohnheim Zum Baumgarten

Martins Ruf war ihm leider auch bei seiner Aufnahme im WH Zum Baumgarten im Jahr 2013 wieder einmal vorausgeeilt, so dass er zumindest aus meiner Sicht dort nie eine richtige Chance bekommen hat. Er galt von vornherein als gewalttätig und gefährlich. Auch hier: einzelne Betreuungspersonen hatten Angst vor ihm. Martin spürt das sofort. Daraus entwickelt sich zwangsläufig ein eigentlicher Teufelskreis. Auch die Nachtwache hatte ihre liebe Mühe mit ihm, weil Martin teilweise sehr schlecht schlief und die Nacht zum Tag machte. Und wenn die Heimleitung nicht vorbehaltlos für einen solchen Heimbewohner eintritt, so ist die Sache hoffnungslos. Nach noch nicht einmal einem Jahr im Baumgarten war es wieder soweit, Martin wurde für „untragbar“ erklärt. Er wurde für ein Timeout im Wohnheim Tilia in Rheinau angemeldet. Zum grossen Glück für Martin war dort sogar ein Platz frei, und er konnte am 7. Oktober 2014 sein Timeout antreten.

Wohnheim Tilia

Das Tilia ist eine IV-Einrichtung, welche zum Sozialamt der Direktion für Soziales und Sicherheit von Regierungsrat Mario Fehr gehört. Ich kenne das Tilia, seit ich im Justizvollzug tätig bin. Es hatte ab und zu von uns Vollzugsaufträge übernommen, einmal sogar einen behinderten Verwahrten, welchen wir wegen sexueller Übergriffe an einem Mitpatienten wieder zurücknehmen mussten. Damals hätte ich natürlich nie gedacht, dass mein Martin einmal dort landen und es erst noch sehr guthaben würde.

⁵⁶⁵ Hier schreibe ich vom Stand im Frühjahr 2020. Darauf, wie schwierig sich die Geschichte weiter entwickelt hat, gehe ich im zweiten Teil meiner Erinnerungen ein.

Das Tilia hat dank der direkten Finanzierung durch den Kanton Zürich für seine Timeout-Gruppe einen besseren Personalschlüssel als ein normales Behindertenwohnheim. Das ermöglicht es ihm, auch schwierigste Fälle für eine gewisse Zeit aufzunehmen. Zudem sind die Betreuungspersonen durchwegs sehr belastungsfähig und stabil. Es hat unter ihnen Psychiatriepfleger, Fachpersonen Betreuung und Sozialpädagog:innen. Ich bin dem damaligen Chef des Sozialamtes des Kantons Zürich Ruedi Hofstetter und seinem Chef Regierungsrat Mario Fehr sehr dankbar, dass sie sich für den Verbleib des Tilia in der kantonalen Verwaltung und gegen ein Outsourcing zu einem privaten Träger ausgesprochen haben. Es ist nämlich absehbar, dass dadurch die Tragfähigkeit für besonders anspruchsvolle Patienten sofort massgeblich kleiner geworden wäre.

Martin hat sich nach der üblichen schwierigen Angewöhnungsphase gut im Tilia eingelebt. Nach sechs Monaten war die mit der Stiftung Wehrenbach abgemachte Timeout-Zeit vorüber. Einen Monat vor Ablauf hatte mir die Geschäftsführung der Stiftung Wehrenbach noch mitgeteilt, man sei intensiv daran, Martins Rückkehr vorzubereiten. Als dann das Rückübernahmegespräch mit dem WH Zum Baumgarten stattfand, sagte die Geschäftsführerin der Stiftung Wehrenbach, der Nachfolgerin von Heiri Gantenbein, als erstes, man sei nicht bereit, Martin zurückzunehmen. Einerseits waren der Beistand Urs Steiner und ich bodenlos enttäuscht über den Wortbruch der Geschäftsführung. Heiri Gantenbein war seit mehr als einem halben Jahr pensioniert und seine Nachfolge sah sich Martin gegenüber nicht mehr in der Pflicht. Es ist aber zum Vornherein sinnlos, eine Institution, die nicht will, zu einer Auf- oder Rücknahme zwingen zu wollen. Sie wird innert kürzester Zeit vordemonstrieren, dass es nicht funktioniert, und dies natürlich zum Nachteil und Schaden von Martin. Es wurde deshalb eine kurze Sitzung. Seither habe ich mit der Stiftung Wehrenbach, die ich neun Jahre lang präsiert hatte, keinen Kontakt mehr gehabt. Natürlich war an der letzten Sitzung spürbar, dass die Geschäftsführung ihren Entscheid nur schweren Herzens gefällt hat. Sie hat ihn aber gefällt und zwar gegen Martin.

Heiri Gantenbein hat sich für „seine“ Stiftung sehr geschämt. Aber eben: die Pionierzeiten waren schon lange vorbei. Die Stiftung Wehrenbach ist eine ganz normale Stiftung geworden, die zuerst die Institution, also sich selbst schützt und erst

dann an die Klient:innen denkt. Besonders enttäuscht hat mich, dass mein Nachfolger als Stiftungsratspräsident es nicht einmal für nötig befunden hat, sich mir gegenüber zu erklären. Vermutlich hat er erwartet, dass ich diesen Schritt machen würde.

Ich kenne das gut: zur Hintertüre heraus ohne sich zu verabschieden.

Glücklicherweise war das WH Tilia bereit, Martin weiterhin bei sich zu behalten. Zwischenzeitlich dauert das ursprünglich für sechs Monate vorgesehene Timeout sieben Jahre! Der Wohngruppenleiter Urs Biehler versichert mir ab und zu, dass sich Martin zu einem der weniger schwierigen Bewohner entwickelt habe. Ich merke auch, dass ihn die Betreuungspersonen wirklich gern haben - und Martin sie. Ohne das Tilia wäre Martin wohl für längere Zeit in der geschlossenen Psychiatrie gelandet. Und wie es dann weitergegangen wäre, weiss ich nicht.

Geblichen ist leider Martins schwere Epilepsie-Problematik. Letztmals quälte ihn im September 2019 eine Anfallserie. Er hatte an einem Tag wieder mehr als zwölf schwere Anfälle. Der Weg zurück in seine Normalität ist jedes Mal aufwändig und für alle belastend, am meisten natürlich für Martin selber. Gemeinsames Ziel der Heimleitung und von mir ist es, dass Martin irgendwann von der Timeout-Gruppe in eine „normale“ Wohngruppe im Tilia wechseln kann. Dafür lassen wir uns Zeit, es wäre aber sicher wünschbar, dass sein Timeout-Platz wieder einmal für einen anderen „hoffnungslosen“ Fall freigegeben werden könnte.

Danke, Heiri!

In all diesen wechselhaften Zeiten mit immer wieder anderen Betreuungsorten und neuen Betreuungspersonen bekam Martin oft Besuch von Heiri Gantenbein, meist in Begleitung seines grossen Hundes. Martin freut sich jedes Mal sehr, wenn er Heiri sieht. Heiri nimmt immer Erdnüsse mit, um welche sich Heiris Hund und Martin gerne balgen. Martin isst die Erdnüsse auch mal samt Schale, um schneller als Heiris Hund zu sein. Immer wieder hat Heiri Martin auch zu sich nach Hause in Rüti genommen. Heiri hat mich gerade auch in den schwierigsten Zeiten unterstützt und beraten. Ich kann gar nicht sagen, wie verbunden und dankbar Martin und ich ihm sind.

Martin und ich

Für mich ist es etwas vom Schwierigsten, meine innere Haltung zu Martin zu beschreiben, in mich hineinzuhören und herauszufinden, wie ich wirklich zu ihm stehe. Und es ist mir kaum möglich, auch die schlechten Gedanken und Gefühle zuzugeben oder allenfalls nur schon zuzulassen, welche ich neben allen guten empfinde. Es fängt damit an, dass Eltern sehr oft erzählen, wie bereichernd und schön es sei, ein behindertes Kind zu haben. Diese Sichtweise ist natürlich wichtig und wäre auch wirklich schön, wenn sie denn stimmen würde. Aus meiner Erfahrung ist es aber höchstens die halbe Wahrheit.

Natürlich ist es eine banale Erkenntnis, dass alle Eltern lieber ein gesundes als ein behindertes Kind hätten. Sich damit abzufinden ist die eine Sache. Dazu aber jederzeit hundertprozentig zu stehen, ist eine andere. Ich ertappe mich immer wieder, dass ich das Bedürfnis habe, jemanden, dem ich von Martin erzähle, sofort zu sagen, dass ich auch noch „normale“ Kinder habe. Da ist irgendwo die ganz persönliche Scham, dass ich Vater eines behinderten Kindes bin, es nicht geschafft habe, ein gesundes Kind zu zeugen und «Verursacher» von Martins Behinderung bin, ihm seine Behinderung angetan habe. Immerhin habe ich es mir schon sehr bald abgewöhnt, mich für Martin und mich ständig zu schämen, wenn wir zusammen unterwegs sind. Auch schwierige Situationen bringen mich nicht mehr in Verlegenheit, zu sehr steht dann für mich allein Martin im Mittelpunkt, zu gross ist meine Konzentration und Anspannung. Mein Fokus ist allein auf Martin ausgerichtet. Wenn Martin in der Öffentlichkeit die Hosen herunterlässt oder im Restaurant auf Stuhl und Boden pisst, so hat man anderes zu tun als sich zu schämen.

Als es Martin einmal sehr schlecht ging - ich machte mit ihm von der PUK aus einen Spaziergang - traf ich am Stadelhofen Regierungsrätin Regine Aepli an, die schon wusste, dass ich einen behinderten Sohn habe. Sie sah mich und kam Martin und mir freundlich entgegen und wollte ihn begrüßen. Martin war wegen der Medikamente stark verladen, er schaute mit verdrehten Augen nach oben und wankte wie ein Zombie an meiner Seite an ihr vorbei. Regine Aepli war offensichtlich geschockt über Martins Zustand. Ich konnte nur gerade noch erwidern, dass es Martin zurzeit sehr schlecht gehe, und stieg mit ihm in die wartende Forchbahn ein.

Wenn es Martin gut geht, ist er gegenüber (auch ihm unbekannten) Menschen, die ihm begegnen, aufmerksam, freundlich und zugewandt. Manchmal umarmt er sein vielleicht etwas verwirrtes Gegenüber spontan und heftig.

Überforderung

Ich habe mich ausführlich über die Überforderung der Wohnheime, Kliniken und Spitäler im Umgang mit Martin ausgelassen. In erster Linie war aber immer auch ich selber fast ständig am Anschlag und überfordert.

Wenn Martin einen unruhigen Tag hat, so kann er recht übergriffig werden, ständig an einem herumzupfen, kratzen oder beissen. Mit der Zeit kann das stark nerven. Meistens verhält er sich aber in den ersten ein bis zwei Stunden eines Besuches interessiert, zugewandt und friedlich. Allenfalls kann es später sehr anstrengend und mühsam werden. Heute bin ich in der guten Lage, dass ich mich in solchen Fällen verabschieden und gehen kann. Früher, als Martin noch zu Hause bei uns lebte, war das natürlich anders.

Ab 1995 musste sich meine Exfrau Elisabeth über mehrere Jahre immer wieder Operationen wegen eines Bindegewebetumors in der Rückenmuskulatur unterziehen. Tagsüber, während ich arbeitete, wurde Martin von zwei jungen Praktikantinnen betreut, die wir angestellt hatten. Solange Elisabeth im Spital war, schaute ich abends und über Nacht sowie an den Wochenenden allein für Martin. Markus und Silvia waren während dieser Zeiten bei meinen Eltern. Es dauerte manchmal drei Wochen oder länger, Martin schlief schlecht, und ich wurde immer dünnhäutiger.

Einmal drehte ich auf dem Horgenberg an einem Sonntagsspaziergang beinahe durch. Es war kurz nach dem Lotharsturm, also Ende 1998. Der knapp sechsjährige Martin warf sich immer wieder in den nassen und pflotschigen Schnee. Wenn ich ihn aufnehmen wollte, schlug er um sich, schrie, kratzte und biss. Er war nicht zu beruhigen. Irgendwann schrie auch ich und schüttelte ihn. Ein Mann mit Zivilcourage rief mir von Weitem zu, ich solle damit gefälligst sofort aufhören. Ich kam wieder zur Besinnung und liess von Martin ab, liess ihn einfach liegen, bis er schliesslich selber

wieder aufstand. Das Eis kann in solchen Momenten sehr dünn werden. Es ist dann vor allem sehr wichtig, auf Distanz zu gehen, sowohl psychisch wie auch physisch, sonst ist man bald in einen Kampf verwickelt, den man nur verlieren kann. Und es könnten schlimme Dinge passieren.

Auch schöne Erinnerungen?

Habe ich eigentlich neben allen Zwischenfällen, Unfällen, Notfällen, Besonderheiten und Klinikaufenthalten mit Martin auch einfach nur schöne Erinnerungen mit und an Martin? Vielleicht an seine Konfirmation, welche Pfarrer Matthias Stauffer mit Martin, meinen Eltern und mir im Columban am 3. Juli 2010 feierte. Martin hatte vermutlich am meisten Freude an seinem Schoggikuchen. Pfarrer Matthias Stauffer war mit seinem grossen Töff von Zürich angereist und hatte eine schlichte Zeremonie vorbereitet. Ich denke gerne daran zurück.

Schöne Erinnerungen habe ich auch an viele gemeinsame Ausflüge mit Martin und Heiri Gantenbein, Tareq Ramadan oder Martin Rengel. Es war immer ein sehr gutes Gefühl, jemanden dabei zu haben, der Martin wirklich gern hat und mit mir die Verantwortung für Martin teilt. Meine latent ständig vorhandene Überforderung konnte so in den Hintergrund treten. Ein besonderes Erlebnis war der Besuch des Klinikhallenbades in Herisau. Martin hatte für eine volle Stunde mit seinem Begleiter und mir das ganze Hallenbad für sich allein zur Verfügung. Es war wunderschön zu sehen, wie er die Leichtigkeit seines Körpers im Wasser genoss, sich eine Stunde lang völlig entspannt wie ein Fisch im Wasser bewegte, dabei immer wieder absichtlich Chlorwasser trank, ab- und auftauchte und mit sich und der Welt zufrieden war. Leider getrauen sich Martins Betreuer wegen seiner Epilepsieanfälle nicht mehr mit ihm in ein Schwimmbad. Neben der Sorge um ihn werden irgendwelche versicherungstechnische Bedenken vorgebracht. Ich bin mir allerdings sicher, dass Martin an jedem Ort in der Welt, nicht aber in einem Schwimmbad einen Anfall haben könnte.

Ich habe Martins Hauptbezugsperson im Wohnheim Tilia erzählt, wie sehr Martin das Wasser liebt. Seine Wohngruppe hat hierauf eine grosse Sitzbadewanne mit Sprudelbad angeschafft. Und tatsächlich: Martin geniesst es total, völlig entspannt stundenlang im Bad zu liegen. Jemand hat dort einmal eine Flasche Schaumbad

stehen lassen. Martin hat sie ins Bad ausgeleert, und bald war das ganze Badezimmer voller Schaum. Man konnte Badewanne und Martin kaum mehr sehen, nur noch seine vor Freude nach oben ausgestreckten Arme. Schon im Wohnheim «La Muntogna» beim Hasenstrick war er am liebsten in einem holzgeheizten Jacuzzi. Das war Liebe auf den ersten Blick. Als ich Martin – wohl im Jahr 2012 - zusammen mit Heiri Gantenbein probeweise ins «La Muntogna» brachte, war er kaum zu beruhigen, rannte hin und her, riss alles herunter und ging auf die Leute los. Heiri hatte dann die gute Idee, ihm das Jacuzzi im Garten anzubieten. Martin entledigte sich sofort aller Kleider und fand darin seine Ruhe. Auch künftig, wenn er einen besonders schwierigen Moment hatte, konnte man ihn am besten dort beruhigen. Allerdings war es anschliessend nicht gerade leicht, ihn wieder herauszubringen.

Martin hat ein Mal pro Woche eine Stunde Reittherapie. Es muss sehr schön sein, ihm dabei zuzusehen, wenn er mit dem braunen Pferd daher trabt. Als ich einmal zusehen wollte, stieg Martin immer wieder vom Pferd ab, um mit mir gehen und die Hand reichen zu können. So machten wir halt eben mit dem Pferd an der Leine einen gemeinsamen Spaziergang. Auch das war wirklich schön⁵⁶⁶.

Die Gretchenfrage

Wenn ich wählen könnte, würde ich es vorziehen, dass Martin gar nie geboren worden wäre? Es ist an sich eine sinnlose und selbstzerstörerische Frage. Aus meinem Innersten heraus müsste die spontane Antwort eigentlich Ja lauten. Doch diese Antwort wird Martin in keiner Art und Weise gerecht und ist grundfalsch. Entscheidend ist einzig, was Martin selbst dazu findet und empfindet, wie sehr er am Leben leidet und wieviel Freude er immer wieder daran haben kann. Martin hat einen sehr starken Lebenswillen, will also offensichtlich leben, obwohl das Leben für ihn immer wieder besonders schwierige und traurige Momente bereithält. Martin will ganz eindeutig leben. Er kämpft immer wieder für gute Momente. Martin wollte auf diese Welt kommen und hat ein Recht auf sein Leben. Zwischenzeitlich habe ich dank seiner guten Situation im Tilia auch das Gefühl, dass seine Lebensqualität wirklich recht gut geworden ist.

⁵⁶⁶ Vgl. Anhang 30.

Es ist für mich völlig klar, dass ich für jedes meiner Kinder notfalls mein eigenes Leben einsetzen würde. Auch für Martin? Wenn ich ganz ehrlich bin: Ich kann diese Frage nicht sicher beantworten.

Martins Leben ist genauso lebenswert wie jedes andere auch. Ich will das glauben, ich muss das glauben. Alles andere wäre bloss erbärmlich egoistisch.

Und zudem glaube ich, dass ich Martin liebe.

16. März bis 19. April 2020: Beginn der Corona-Krise

Schwarz weiss. Nichts für Freigeister. Mutter allein (nicht) zuhause. Paradoxien, Hypochondrien und wirkliche Krankheiten. Schulschluss.

Abschiedsapéro auf unbestimmt verschoben.

Mein Homeprison-Projekt.

Zeit zerrinnt, fliesst träge oder gar nicht. Telefonieren, schreiben, fernsehen.

Was ist ein Lockdown? Wie verschiedene politische Systeme unterschiedlich reagieren.

Treppen verbinden nicht nur Stockwerke, sondern können zu Verbänden führen.

Blauäugig, und wenn schon.

Laptop; Word sei Dank. Videokonferenzen.

Die grösste aller Abhängigkeiten. Jumurz

Zwei Zombies.

Die Schweiz und die Welt im Frühling 2020

Ein Virus verändert unser Leben. Ende Februar sind Kornelia und ich via Genua und Mailand aus Ramatuelle nach Zürich zurückgekehrt. Sieht man in den Medien die Bilder aus Norditalien, so muss einem angst und bange werden. Natürlich, das Schweizer Gesundheitswesen ist anders aufgestellt als das italienische. Aber einfach verdoppeln können wir unsere Notfallbetten in den Spitälern auch nicht. Heute habe ich zum ersten Mal aus Italien gehört, dass ein Corona-Patient kaum mehr zu retten sei, wenn es zur künstlichen Beatmung komme. Die allermeisten Menschen würden dann sterben. Das heisst letztlich, dass man auch nicht so viele Notfallbetten mit Beatmungsgeräten braucht; weil es in diesem Stadium sowieso mehr oder weniger hoffnungslos ist⁵⁶⁷. Zumindest für mich tröstlich ist eine weitere Neuigkeit: muss man künstlich beatmet werden, so wird man ins künstliche Koma versetzt. Wenn man die

⁵⁶⁷ Gemäss Erfahrungen in den Schweizer Spitälern ist dies zum Glück nicht so. Offenbar kommt es entscheidend darauf an, dass genügend gut qualifiziertes und erfahrenes Personal zur Verfügung steht.

Narkose bekommt, so weiss man also nicht, ob man wieder aufwachen wird. Es ist eine Reise ins Ungewisse.

Wie fühle ich mich selber in dieser Situation? Habe ich Angst? Ein wenig schon, aber nicht wirklich grosse. Heute hat Angelina beim Nachtessen etwas gesagt, das auch für mich hundertprozentig gilt. Wir sprachen von einem Mädchen in der Bekanntschaft, welches sich vor Ansteckungen jedwelcher Art geradezu panisch fürchtet. Angelina meinte, das Mädchen fürchte sich letztendlich vor dem Tod. Sie selber, Angelina, habe zwar sicher auch Angst vor dem Tod, aber nicht so grosse, dass sie sich von dieser Angst dominieren lasse. Wenn es eben sein müsse, so müsse es halt sein und man sterbe. So sehe ich es auch.

Was ich andererseits auch merke: ich lasse mich immer stärker davon "anstecken", allen Sicherheitsempfehlungen des Bundesrates und aller Expert:innen nachzukommen. Das ist schliesslich auch Bürgerpflicht. Noch vor zwei Tagen hätte ich über eine freiwillige "Isolierung" im familiären Rahmen gelacht. Ich wäre nicht freiwillig in mein eigenes Gefängnis eingezogen. Nun esse ich allein und meide den Familientisch. Fabian ist in den SBB-Werkstätten vielen Kontakten ausgesetzt. Er arbeitet teilweise in den Zugswagons auf engem Platz mit verschiedenen Kollegen zusammen. Angelina lässt sich logischerweise nicht einsperren und ist tagsüber oder auch abends oft unterwegs, um sich mit ihrer Lerngruppe zu treffen, nicht immer nur zum Lernen. Es sind zwar nur zwei Personen in unserem Haushalt mit regen Aussenkontakten. Da ergeben sich aber zwangsläufig Corona-Begegnungen.

Ich selber unterwerfe mich einem freiwilligen Ausgangsverbot: ich gehe nur noch in dringenden Fällen nach draussen, zum Einkaufen, in die Apotheke oder zusammen mit Kornelia zum Spazieren, immer schön mit Abstand zu anderen Spaziergänger:innen. Eine Kontakteinschränkung zu Kornelia kommt aber nicht in Frage.

Schwarz-weiss und digital

Was ich aus meiner beruflichen Tätigkeit eben auch weiss: in kritischen Situationen braucht es klare Handlungsanweisungen, die nicht zu viel Ermessensspielraum für den Einzelnen lassen. Jede:r kommt sonst zu eigenen Resultaten und anderen Erkenntnissen. In Krisenzeiten oder in Notsituationen sollte nicht an den Anweisungen

der Führung herumgemäkelt werden. Zu viel Individualismus bringt nichts mehr, es zählt nur die gemeinsame Leistung der geführten Gruppe.

Kornelia hat mit einer solcher Haltung begreiflicherweise grosse Mühe. Sie ist in einem freigeistigen und künstlerischen Milieu aufgewachsen, hat sich als alleinerziehende Mutter, aber auch als Musiklehrerin immer in erster Linie auf sich allein verlassen müssen und vom Kollektiv nie grosse Unterstützung erfahren. Ich selber komme aus einer ziemlich anderen Umgebung, in welcher immer breite Anpassung erforderlich war. Zudem habe ich in meiner Berufslaufbahn in Führungspositionen genügend kleinere und grössere Krisen erlebt.

Früher habe ich als Führungsperson bei Befehlsausgaben manchmal noch etwas Grautöne zwischen Schwarz und Weiss eingebracht. Wenn ich z.B. zum xten Mal ein kantonales Sparprogramm vertreten und entsprechende Anweisungen erteilen musste, so platzierte ich den einen oder anderen ironischen Spruch. Mit der Zeit habe ich aber gemerkt, dass dies überhaupt nichts bringt. Im Gegenteil. Vor grossem Publikum muss man in einem Führungskontext klar, eindeutig, widerspruchs- und ironiefrei kommunizieren. Andernfalls wird man missverstanden und die Hauptbotschaft kommt nicht richtig an. Nur in kleiner Runde verträgt es eine differenzierte und vielleicht sogar eine etwas farbigere Haltung.

Was in China und Israel bereits umgesetzt wird, wird nun auch bei uns diskutiert: der staatliche Zugriff auf Bewegungsdaten von Mobilfunkanbietern. Electronic Monitoring für jedermann/frau! Das kann aber nur bei einer strikten Handytragspflicht für alle wirklich funktionieren. Natürlich bin ich ein überzeugter Befürworter. Ich habe schon immer gesagt: gegen den gläsernen Menschen kann nur sein, wer etwas zu verstecken hat.

Bewältigung der eigenen Krise

Ob ich das ernst meine? Nicht ganz, aber vielleicht halb.

Ich habe mich in den letzten Jahren immer mal wieder gefragt, ob ich in meinem Leben irgendwann einmal noch eine ganz grosse Krise von historischem Ausmass, welche auch die Schweiz, meine Familie und mich direkt betrifft, erleben würde. Nun scheint sie tatsächlich eingetroffen zu sein. So vorgestellt habe ich sie mir allerdings

nicht. Die nächsten zwei oder drei Wochen werden zeigen, ob uns die Krise überrollt oder ob wir im letzten Moment doch noch einigermaßen die Kurve kriegen⁵⁶⁸.

Mutter allein (nicht) zuhause

Kornelia und ich sind im Auto auf der Sihltalstrasse unterwegs für einen Spaziergang durch den Wildpark Langenberg. Mein via Bluetooth mit dem Bordcomputer verbundenes Handy klingelt oder besser gesagt: Laras Thema aus Dr. Schiwago ertönt. Es ist Mutter. Im Hintergrund höre ich noch die Stimme eines Betreuers, der sich von Mutter verabschiedet. Mutter beschwert sich bei mir: "Ich kann nicht einmal mehr selber telefonieren, das kann ich einfach nicht mehr." Und dann: "Ich bin Regula und Dir wirklich nie zur Last gefallen. Jetzt aber lässt Ihr mich einfach allein hocken. Schon ganz lange seid Ihr nicht mehr hier gewesen. Und Ihr telefoniert mir nicht einmal mehr!" Ich antworte, ob sie sich daran erinnern könne, dass ich ihr gestern telefoniert und erklärt habe, dass ich sie wegen Corona einstweilen nicht besuchen dürfe. "Besuchsverbot." "Nein, das kann nicht sein, das stimmt doch nicht! Du hast mit mir nicht telefoniert", erwidert sie kämpferisch. Automatisch schalte auch ich sofort auf Kampfmodus um, und antworte: "Willst Du also sagen, dass ich lüge?" Das wirkt, war aber einfach nicht nett. "Nein, natürlich nicht", antwortet sie kleinlaut. "Entschuldige vielmal, lieber Thomas, aber mit meinem Kopf ist nicht mehr alles in Ordnung. Ich habe gerade heute ein grosses Durcheinander. Es tut mir leid, entschuldige." Während des ganzen Gesprächs, das 10 Minuten und damit etwa fünfmal so lange wie üblich dauert, entschuldigt sich Mutter sicher noch ein Dutzend Mal bei mir. Jedes Mal antworte ich ihr, dass sie sich nicht zu entschuldigen brauche, dass ich ihren Frust und ihre Not gut verstehe und dass wir beide ja wüssten, wie schlecht ihr Gedächtnis geworden ist. Dafür könne sie überhaupt nichts. Und dann antwortet Mutter jedes Mal, was für ein wunderbarer Sohn ich doch sei, so lieb und verständnisvoll. Und sie entschuldigt sich nochmals.

⁵⁶⁸ Da habe ich die Langzeitwirkung von Corona noch völlig unterschätzt. Auch nach einem Jahr ist das Ende noch nicht abzusehen, und auch eine allfällige Eskalation ist nach wie vor nicht ausgeschlossen (Stand Februar 2021).

Wenn schon, müsste ich mich bei ihr entschuldigen. Ich war wieder einmal zu grob. Ich sage ihr nochmals, dass sie in der nächsten Zeit leider keine Besuche mehr empfangen darf. Ich würde ihr aber jeden Tag telefonieren.

Arme Mutter, jetzt kann sie nicht einmal mehr selber telefonieren. Ich habe mich ehrlich gesagt schon gewundert, weshalb sie mir in den letzten zwei Wochen nicht mehr ständig telefoniert hat...

"Jeden Abend bete ich vor dem Einschlafen zu Gott, dass ich in der Nacht für immer einschlafen kann und nicht mehr aufwachen muss. Doch das bestimmt er allein, er wird schon wissen, was richtig ist. Ich möchte aber einfach gehen." Das hat mir Mutter in der letzten Zeit immer wieder so gesagt. Und einmal mehr bin ich hilflos und weiss nicht, was antworten. "Ja, Gott wird schon seine Gründe haben", antworte ich, "und es gibt ja auch immer wieder schöne Momente, die Du geniessen kannst und die einfach gut sind. Ein feines Essen, ein Gespräch mit einem Betreuer oder mit deinen Mitbewohner:innen. Sie sind alle in der gleichen Situation wie Du. Redet doch miteinander." "Ach, die haben alle ihre eigenen Sorgen und müssen selbst für ihre Familie oder so schauen, die haben doch für Gespräche mit mir gar keine Zeit", antwortet Mutter etwas wirr. "Mutter, alle Bewohner:innen sind so einsam und unglücklich wie Du, da und dort ein nettes Wort oder ein kurzes Gespräch, darüber freuen sich alle. Das kannst Du auch sehr gut, das weiss ich!" versuche ich sie zu überzeugen. Sie reagiert nicht weiter. Ja, irgendwie sind viele Bewohner:innen im Seniorama darauf konditioniert, sich so zu verhalten: jede:r für sich allein. Warum sie das tun, weiss ich nicht wirklich. Vermutlich hängt das mit ihrem Gefühl zusammen, dass das Leben sowieso vorbei ist und nun nur noch Warten angesagt ist. Und jede:r wartet für sich allein. Zudem sind die meisten alten Menschen schon ihr langes Leben lang gewohnt zu gehorchen.

Es ist eine paradoxe Situation: Mutter möchte sterben, das wenige, das sie noch schätzt, einen Besuch, einen kleinen Spaziergang, ein gemeinsames Nachtessen, alles ist gestrichen. Und wofür? Um Mutter zu schützen! Vor was? Vor dem, was sie sich eigentlich wünscht. Ich würde wetten, dass viele Bewohner:innen das Risiko einer Ansteckung oder gar ihren Tod in Kauf nähmen, wenn man ihnen dafür die sozialen Kontakte belassen würde. Aber vordergründig schützt sie die Institution, effektiv schützt sich die Institution in erster Linie selbst: Corona im Seniorama wäre auch eine

organisatorische Katastrophe, würde viel Zusatzaufwand für den Betrieb zur Folge haben: konsequente Separierung, Schutzanzüge, zusätzliche Betreuung unter Beachtung der medizinischen und hygienischen Vorgaben, Vorwürfe von Angehörigen, schlechtes Image gegen aussen, und und und...

Es ist fast immer so, die Institutionen versuchen in erster Linie sich selber zu schützen. Das ist auch im Justizvollzug und auch in Martins Wohnheim Tilia nicht anders. Letzten Donnerstag hat mir der Gruppenleiter Urs Biehler angerufen und mitgeteilt, dass ab Samstag auch bei ihnen ein Besuchsverbot gelte. Natürlich hätte ich es nicht anders gemacht, wenn ich Heimleiter wäre. Besuchsverbot ist dabei noch ziemlich euphemistisch gesagt, es ist vielmehr ein Besuchsverbot mit gleichzeitiger Ausgangssperre für alle Bewohner:innen, also eigentlich Hausarrest. Ich könnte weder Mutter noch Martin an der Eingangstür für einen Ausflug abholen. Wenn ich das machen würde, dürfte ich sie nicht mehr zurückbringen.

Zeitenwechsel

Am Freitag teilte der Bundesrat mit, dass bis Ostern alle Schulen in der Schweiz schliessen. Veranstaltungen mit mehr als 100 Personen sind verboten. Es erging die Empfehlung, den öffentlichen Verkehr nach Möglichkeit nicht mehr zu benutzen. Heute ist Montag, der 16. März 2020. Zurzeit tagt der Bundesrat in einer weiteren Krisensitzung. Es ist absehbar, dass er alle Restaurants, Bars, Einkaufsläden schliessen wird. Offenbleiben werden nur noch Lebensmittelläden, Banken, die Post, Apotheken, Tankstellen und vielleicht Kioske. Zu einer generellen Ausgangssperre wird sich der Bundesrat heute noch nicht durchringen, die kommt vielleicht später noch.

Für das Mittagessen habe ich eigentlich mit Michael Rubertus im Bona Dea abgemacht. Wir verzichten darauf. Eine Art Selbstquarantäne ist jetzt wohl vernünftiger. Dafür unterhalten wir uns um 12.15 Uhr via Whatsapp per Video.

Besondere Zeiten, auch für Michael, aber für ihn etwas weniger als für uns andere. Er ist es sich seit vielen Jahren gewohnt, unter dem Damoklesschwert von Krebs zu leben. Er kann zwar planen, aber nie sicher sein, ob seine Gesundheit noch mitmacht. Er hatte schon drei schwere Rezidive. Seit der letzten grossen Operation hat er keinen Dickdarm mehr. Und Anfang Februar erlitt er zum vierten Mal einen schmerzhaften Darmverschluss, wie immer lebensgefährlich. Aber natürlich verringert Corona seine

an sich schon nicht sehr gute Lebensqualität. Er gehört zu den Hochrisiko-Personen. Aktuell weiss er nicht, ob er Anfang April wie geplant zügeln kann. Schon vieles ist gepackt. Man wird sehen, solche Imponderabilien nimmt Michael ziemlich gelassen. Es kommt, wie es kommt.

Ich selber galt früher in meinem Freundeskreis als Hypochonder. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert. Es gab zu viele kleinere "Gebrechen", um welche ich mich nicht ständig sorgen wollte oder konnte.

Chronologisch aufgezählt: Bluthochdruck (seit Mitte Dreissig), Arthrose in den Knien (seit Mitte Vierzig), Nierensteine (einmal 2002, einmal 2008), eine grosse (2016) und eine kleine Lungenembolie (2019).

Betrachtet man alle diese Bébéchen und Krankheiten im Kontext, so wird ein Zusammenhang offensichtlich. Ich somatisierte jeweils unter hoher Belastung: Der Bluthochdruck war die Folge der Sorgen um Martin und der Last des neuen Amtes als Generalsekretär. Die heftigsten Nierenkoliken bekam ich nach meinem Amtsantritt als Chef JuV und die Lungenembolie – ich habe es bereits erwähnt – war der Schlusspunkt des schwierigen Jahres 2016.

Ich schütze mich so gut es geht, nehme brav alle Medikamente und gehe mindestens zweimal pro Jahr zu einem Arztcheck. Auch Hautcheck, Augenkontrolle und Darmkoloskopie gehören inzwischen zu meinen Routineuntersuchungen. Man hat mir gesagt, dass man so mit geringem Aufwand viel herausholen könne. Neu dazugekommen ist die jährliche Gehörkontrolle. Das Alles muss denn aber genügen.

Ein Fehlalarm war es, als ich - wohl 2001 oder 2002 - im Stuhl Blut zu erkennen glaubte. Zwei Mal ganz kurz hintereinander war er dunkelrot gefärbt. Ich eilte beunruhigt in die Notfallstation des Universitätsspitals, wo mich dann nach langer Wartezeit Dr. Daniel Bimmler untersuchte. Er war in alten Gymizeiten ein Schulkollege aus einer Parallelklasse. Er fand nichts ausser Ansätze zu Hämorrhoiden, welche aber kaum Ursache für das viele Blut im Stuhl sein konnten. Er riet mir zu einer vertieften medizinischen Abklärung. Auf dem Weg nach Hause im Tram fiel es mir dann plötzlich wie Schuppen von den Augen: Ich hatte zusammen mit Hans Stamm, ehemaliger Kirchenratsschreiber und damals neuer Gemeindeamtschef, im Restaurant Neumarkt zu Mittag gegessen und dabei eine grosse Portion Randensalat verspiesen, natürlich

mit zu erwartendem Resultat. Das hatte ich völlig vergessen und war dann tatsächlich in Panik verfallen; schon etwas peinlich.

Bei der grossen Lungenembolie von Oktober 2016 kam bei mir andererseits zu keinem Zeitpunkt Panik auf und ich konnte ruhig und angstfrei bleiben.

Vor dem Corona-Virus wiederum habe ich Respekt, aber keine Angst. Da spielt auch etwas Fatalismus mit und zudem das Gefühl, die wichtigsten Dinge des Lebens schon erlebt zu haben. Eigentlich habe ich nur einen unerfüllten grossen Wunsch, eine Reise in den wilden Westen ins Sioux-Land.

Natürlich möchte ich meine Kinder und Kornelia noch möglichst lange begleiten und aller Voraussicht nach werde ich das auch tun. Wenn aber die Zeit gekommen ist, so hoffe ich, bereit zu sein. Aus heutiger Sicht möchte ich auf alle Fälle lieber etwas früher gehen als eine so schwierige und auch traurige letzte Lebensphase wie meine Mutter zu erleben.

Kein Abschiedsapéro

Es ist der 16. März 2020, 17.00 Uhr. Der Bundesrat hat wegen der Corona-Pandemie soeben den nationalen Notstand (Ausserordentliche Lage) ausgerufen. Ein historischer Tag.

Für den 14. Mai 2020 war in der Commihalle mein Abschiedsapéro geplant, das Save-the-Date-Mail ist Anfang März rausgegangen. Notstand in der ganzen Schweiz – nix Apéro! Ich bereite also ein Absagemail vor.

Ursprünglich wollte ich meinem Mail noch den nachfolgenden Text beifügen, eine nicht ganz ernst gemeinter Text über meine Vision von

„Homeprison

Seit 16. März 2020 ist für die Schweiz wegen des Corona-Virus der Notstand ausgerufen. Als Projektdelegierter des JuWe verfolge ich die sich ständig ändernde Situation aufmerksam. Besonders angesagt ist Homeoffice. Da habe ich seit Oktober einschlägige Erfahrungen. Dieses umfassende Wissen möchte ich niemandem vor-

enthalten. Am Tag 2 des Notstandes ist mir die Erleuchtung für ein einzigartig innovatives und jedes vernünftige Muster brechendes Projekt gekommen.

Nachfolgend seien Grundidee und Grobkonzept skizziert:

Ausgangslage:

Ich knüpfe am überzeugende Gefängnis-Schweiz-Konzept von Friedrich Dürrenmatt in seiner Rede "Die Schweiz – ein Gefängnis" an⁵⁶⁹. Schon seit Wochen und neuerlich durch den Bundesrat himself wird Homeoffice wärmstens empfohlen. Meine brillante Grundidee besteht darin, diese beiden Prinzipien für den Strafvollzug zu vereinigen in: Homeprison.

Grobkonzept:

Homeoffice ist überall möglich, auch im Strafvollzug, auch für Aufseher:innen. Gefangene können sehr wohl auch bei Aufseher:innen zuhause eingesperrt und dort von ihre:m Aufseher:in betreut werden. Voraussetzung ist natürlich eine Wohnung oder noch besser ein Einfamilienhäuschen, wie es sie immer noch zahlreich als Dienstwohnungen für Aufseher:innen gibt, nachfolgend Wohneinheit (WE) genannt, und zwar mit klar abtrennbarem Gefangenenbereich (sog. Trennungs- und Abstandsgebot). Dies kann ein kleines Zimmer, ein Keller- oder Estrichabteil, eine Besenkammer (aber Achtung vor Samenraub!), ein begehrter Kleiderschrank oder eine Vorratskammer sein.

Zweite Voraussetzung: natürlich muss die abgetrennte WE mit einer verschliessbaren Türe (Widerstandsklasse T40 WK2) ausgestattet sein. Zwingend ist auch eine mit dem persönlichen Handy verbundene, kontrollierbare Videoüberwachung.

Und Achtung: Falls eine Vorratskammer gebraucht wird, dürfen dort keine Lebensmittel mit abgelaufenem Datum aufbewahrt werden, es gilt die Fürsorgepflicht für die Gefangenen. Zudem dürfen männliche Gefangene nicht in einem Kleiderschrank mit Damenkleidern eingesperrt werden. Der obligatorische Spaziergang kann ganz im Sinne von Homeoffice auch virtuell per Tablet oder Handy angeboten werden.

⁵⁶⁹ Vgl. dazu hinten, letztes Kapitel: «Ein Leben mit und in Gefängnissen».

Es ist sodann sicherzustellen, dass die Nationale Kommission zur Vergütung von Folter jederzeit freien Zutritt zu Homeprison hat. Die Zuständigkeit der Fachkommission zur Beurteilung gemeingefährlicher Straftäter bleibt integral unverändert auch für Homeprison bestehen.

Umsetzung:

Alle Aufseher:innen werden unter Androhung der frustlosen Kündigung aufgefordert, entsprechende WE zu melden. Bei ungefähr 700 Aufseher:innen dürfte es kein Problem sein, die ca. 1400 Gefangenen des Kantons Zürich auf unsere Aufseher-schaft aufzuteilen. Mehrfacherlegungen entsprechen den sozialen Bedürfnissen der Gefangenen, zumal so die Wiederausgliederung besser vorbereitet werden kann.

Die gemeldeten WE werden nach Vollzugsarten kategorisiert:

- 1. Besenkammer und begehbarer Kleiderschrank: Sicherheitshaft (Einerbelegung)*
- 2. Keller- und Estrichabteil: geschlossener Normalvollzug (max. Viererbelegung)*
- 3. Vorratskammern: geschlossener stationärer Vollzug gemäss Art. 59 Abs. 3 Strafgesetzbuch (kleine Verwahrung), ordentliche und lebenslängliche Verwahrung (Einerbelegung; für lebenslänglich Verwahrte braucht es eine grosse Vorratskammer)*
- 4. Abgetrenntes Wohnzimmer: offener Vollzug (Zweierbelegung)*
- 5. Im eigenen Schlafzimmer: Halbgefangenschaft und Arbeitsexternat (Belegung nach Gutdünken)*

Kosten, Wirtschaftlich- und Nachhaltigkeit:

Die Verpflegung kann von jede:r Aufseher:in von einem Caterer eigener Wahl bezogen werden. De:r Aufseher:in werden die Kosten des Caterings sowie die üblichen Taxen gemäss Kostgeldliste des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates vergütet. Selbstverständlich wird der normale Lohn zuzüglich Zuschlägen für Wochenend-, Nacht-, Tages-, Feiertags-, Ferien- und Freizeit-Arbeit weiterhin ausbezahlt sowie eine Spesenpauschale von Fr. 100 pro Tag und pro Gefangene:r, aus welcher wiederum das Pekulium für die Gefangenenarbeit ausgerichtet wird. Als Gefangenenarbeit besonders geeignet werden die Mitwirkung im Haushalt, die Raumpflege, kleinere Renovations- und Umbauarbeiten, die Bewirtschaftung des dienstlichen Email-

Accounts, das Ausführen des Hundes sowie die Unterhaltung de:r (Ehe)-Partner:in empfohlen. Natürlich müssen Ferien- und Feiertage ganz normal bezogen und Überzeit fortlaufend kompensiert werden. Das Ansammeln von zu hohen Ferien- und Überzeitguthaben ist verboten. Krankwerden ist aus organisatorischen Gründen strikte untersagt. Für allfällige (auch kleinere) bauliche Anpassungen der WE gilt die kantonale Immobilienverordnung, und es ist zwingend das Projektverwaltungstool HERMES zu verwenden.

Homeprison wird von der Hauptabteilung Forschung und Entwicklung wissenschaftlich begleitet und evaluiert. Der Schlussbericht wird peer interviewt.

Nota bene:

Im Idealfall wird Homeprison zusammen mit einer für alle Bürger:innen vom Bundesrat angeordneten Ausgangsperre vollzogen. So ist wie im Gefängnis-Schweiz-System vorgesehen jede:r Aufseher:in gleichzeitig auch Gefangene:r.“

(K)eine brillante Idee

Wahrlich eine brillante Idee, diese Vision meinem Absage-Mail als Anhang beizufügen. Immerhin halte ich mich an das alte Mehraugen-Prinzip und frage liebe Kollegen aus dem Justizvollzug, was sie davon halten. "Keine so gute Idee, könnte missverstanden werden", lautet die einhellige Antwort. Und in der Tat, die Corona-Krise sollte nicht von der Seitenlinie aus mit Ironie und Sarkasmus kommentiert und begleitet werden. Was die JuWe-Leute jetzt vor allem brauchen, ist Unterstützung, Zuspruch und Aufmunterung.

Ich lasse es also bleiben und sage den Abschiedsapéro in nüchternem, aufbauendem Ton ab.

Angebote des Lebens

Stattdessen füge ich meinem Mail ein Zitat an:

"Krisen sind Angebote des Lebens, sich zu wandeln. Man braucht noch gar nicht zu wissen, was neu werden soll. Man muss nur bereit und zuversichtlich sein."

Das Zitat stammt von Luise Rinser, einer deutschen Schriftstellerin, die von 1911-2002 gelebt hat. Ihr Lebenslauf ist nicht über alle Zweifel erhaben. Noch ziemlich lange hielt sie Hitler die Stange. Erst gegen Ende des Krieges fiel sie in Ungnade. Immerhin.

Ich habe mit meinem Absage-Mail offenbar den Ton einigermaßen gut getroffen. Jedenfalls antwortet mir rund eine Stunde später Jacqueline Fehr sehr freundlich, erkundigt sich nach meinem Wohlergehen und drückt ihre Hoffnung aus, dass meine Verabschiedung später stattfinden kann. Ich antworte ihr am nächsten Morgen, versuche nett, aber kühl zu wirken. Schon jetzt verspüre ich eine gewisse Milde dem Vergangenen gegenüber. Ich hoffe, dass ich dem Text bei der Überarbeitung während der nächsten Monate nicht allzu viele Zähne ziehen werde.

Man wird sehen.

Es gibt wohl zwei Sorten von Vergangenheitsbewältigungs-Typen: denjenigen, welcher je länger je mehr alles immer schlimmer und schlimmer findet, und denjenigen, welcher vergangene schwierige Ereignisse nach und nach immer milder beurteilt. Ich gehöre eindeutig zur zweiten Sorte. Darüber bin ich eigentlich ganz froh.

Es erleichtert das (Weiter-)Leben.

[Zum Glück zerrinnt die Zeit](#)

Vor langen fünf Monaten habe ich meinem Freund Kurt in der Commihalle erörtert, dass ich befürchte, die Zeit zerrinne mir mit Belanglosigkeiten zwischen den Fingern. Heute sind Kornelia und ich spät aufgestanden. Ich habe ausgiebig gefrühstückt, Kornelia wie immer nur wenig, im Gegensatz zu mir könnte sie auch ganz auf das Frühstück verzichten. Nach Gesprächen, Duschen, Zeitungslesen und erster Sichtung der Corona-Neuigkeiten machen wir einen Spaziergang zum Rumensee und zurück. Das sind vielleicht 7 Kilometer, wir brauchen dafür gut und gerne zwei Stunden, weil wir nicht sehr schnell gehen. Als erstes geht es zur Schützenstrasse und dann auf dem kleinen Weg entlang der Familiengärten in Richtung Zolliker Allmend. Wir passieren den kleinen Gartenteil, der zum Grundstück von Rechtsanwalt Hans Nater gehört. Sein Sohn Christoph ist mit Nadine verheiratet, der Tochter des ehemaligen Zoodirektors Alex Rübel. Sie ist mit Olivia ins Gymnasium gegangen und seither sind die beiden befreundet. Hans Nater ist ein drahtiger Glarner, was man etwas hören

kann. Er ist auch in fortgeschrittenem Alter noch immer sehr fit. Er hat uns schon direkt aus seinem Garten einen selbst gepflanzten Salatkopf geschenkt. Seine Vitalität ist beeindruckend.

Ein topfitter Jogger kreuzt uns beim Umrunden des Rummensees drei Mal. Auf dem Rückweg schalten wir eine lange Pause auf einer Sitzbank auf der Zolliker Allmend mit Blick auf den Zürichsee ein. Wie immer habe ich trotz geringer körperlicher Anstrengung so stark geschwitzt, dass ich ein frisches T-Shirt aus meinem Rucksack heraushole. Der einzige Vorteil, welchen starkes Schwitzen hat, ist das schöne Gefühl, die nassen mit frischen und trockenen Kleidern zu wechseln.

Telefonieren, Schreiben, Fernsehen

Ich sitze auf der Bank mit Aussicht und telefoniere Mutter. Sie tönt nicht gut und sagt mir das auch. "Ich fühle mich so allein." Ich erkläre ihr wieder, dass ich sie wegen dem Besuchsverbot nicht besuchen könne. Sie scheint das zu wissen oder erinnert sich wieder daran. Ich schlage ihr vor, dass sie mir doch ab und zu selber anrufen solle, wie sie das früher immer getan habe. Ich weiss natürlich, dass sie mir letztthin gesagt hat, dass sie das nicht mehr könne.

Ich will es nochmals genau wissen. "Ach, das geht mit diesem Telefon doch nicht", sagt sie mir. Woran es denn liege, frage ich zurück. Sie habe meine Nummer nicht und auf dem Telefon sei sie auch nicht zu finden. Ich schlage ihr vor, dass sie meine Nummer auf ihrem Notizblock notiert. Sie meldet zurück, der Kugelschreiber funktioniere nicht richtig. "Es muss noch einer auf Deiner grossen Kommode liegen", schlage ich ihr vor. Sie findet ihn, er funktioniert offenbar, auf dem Notizblock habe es aber keinen Platz mehr, um etwas aufzuschreiben. "Suche doch irgendein anderes Blatt oder so, Du hast sicher irgendwo etwas Geeignetes", rate ich ihr. "Ja, ich kann die Rückseite des Briefes der Altersheimleitung nehmen", meint sie. "Also gut, ich sage Dir ganz langsam eine Zahl nach der anderen: 0 - 7 - 9... Geht es so?" frage ich. "Nein, ich sehe es nicht recht." "Was hast Du denn geschrieben?" "0 und dann glaub ich 7. Mehr kann ich nicht sehen. Es beschlägt mir auch sofort meine Brille, zudem sehe ich sowieso nicht mehr gut, ich müsste das eine Auge operieren lassen." "Wir haben Zeit, versuchen wir es doch noch einmal: 0 - 7 - 9...", diktiere ich. "Entschuldige bitte, Thomas, es tut mir so leid, es geht nicht, ich sehe nicht recht, was ich schreibe." Zwischenzeitlich bin ich nicht einmal mehr sicher, ob Mutter wirklich einen Kugelschrei-

ber und Papier vor sich hat. Jedenfalls beelendet es sie und mich, dass sie mit dieser Situation nicht zurechtkommt. Ich will sie auch nicht quälen, habe jetzt aber denn klaren Eindruck, dass sie nicht mehr schreiben und selbständig telefonieren kann; und vermutlich kann sie auch nicht mehr richtig sehen, grauer und grüner Star, Makuladegeneration.

"Schaust Du ab und zu etwas im Fernseher?" frage ich. "Ja weisst Du, das ist wie mit dem Telefon, so mit farbigen Knöpfen und da stehen auch Sachen drauf." Sie meint die Fernbedienung, mit der kommt sie offenbar auch nicht mehr zurecht. Ich werde mit Regula telefonieren. Sie pflegt den Kontakt zum Betreuungspersonal. Wir müssen dafür sorgen, dass nach dem Nachtessen jemand zu Mutter kommt und ihr das gewünschte Fernsehprogramm einstellt und später vor dem Ins-Bett-gehen wieder abstellt. Ich verspreche Mutter, dass ich Morgen wieder anrufe. Und mir selber nehme ich vor, dass ich künftig wenn immer möglich ein Mal täglich anrufen werde. In Corona-Zeiten habe ich ja eigentlich alle Zeit dafür. Mutter ist dankbar und traurig. Ich bin zwar faktisch entlastet, ich kann sie nicht besuchen, selbst wenn ich wollte. Das fühlt sich alles andere als gut an. Arme Mutter.

Kornelia und ich sind wieder zu Hause. Ich habe riesigen Hunger, verschlinge Käse, saure Gurken und Brot zu einem alkoholfreien Bier, anschliessend gibt es noch zwei Reihen Schokolade. Jetzt ist bereits vier Uhr, ich lege mich etwas hin und gehe dann in den Migros Burgwies einkaufen. Ich erwarte eine Warteschlange, in welcher man sich mit zwei Meter Abstand einreihen muss. Es sind eigentlich nicht sehr viele Leute da. Dafür ist der Laden fast leer gekauft. Es hat keinen Salat mehr, keinen Knoblauch, keinen Basmatireis, überhaupt keinen Reis, keinen Schnittlauch und auch kein Mehl. Im Denner gegenüber finde ich fast alles ausser Schnittlauch und Mehl. Um halb sechs bin ich zurück und ziehe mir zwei Folgen der Netflix-Serie "El Chapo" herein. Nach dem Nachtessen ist es bereits 20 Uhr, und jetzt beginne ich zu schreiben.

In so speziellen Zeiten mit stark eingeschränktem Radius und vielen unterdrückten Ängsten ist es eigentlich schön, dass die Zeit wie Sand zerrinnt und sich nicht wie eine träge Flüssigkeit nur langsam oder überhaupt nicht bewegt.

Jetzt ist erst Tag vier. Wie wird es wohl in vier Wochen sein?

Tag fünf

Corona zwingt mich, meine bisherige "Systematik" für meine Erinnerungen zu ändern. Keine Mittagessen mehr mit Kolleg:innen oder Freund:innen im Bona Dea, Commihalle oder sonst wo, woran ich anknüpfen könnte. Ich werde deshalb dieses Kapitel über die Corona-Krise laufend fortführen. Start am 16. März 2020, an welchem der Bundesrat den nationalen Lockdown beschlossen hat. Bis wie lange?

Spannend ist es, im Kontext der Bekämpfung von Corona die Unterschiede zwischen einer klassischen westlichen Demokratie und einem diktatorischen Regime wie China zu diskutieren. Die Individualrechte in westlichen Ländern sind sehr stark ausgeprägt, während in China die Rechte vor allem als Rechtsansprüche des Kollektivs begriffen werden. Dort haben die Individuen die Verpflichtung - teilweise unter Verzicht auf ihre Individualrechte - dem Ganzen zuzudienen. Recht und Verpflichtung gehen Hand in Hand. Genau dieses System scheint sich bei der Bekämpfung von Corona in China zu bewähren. Gemäss heutigem Stand vom 19. März 2020 konnte die Epidemie in Wuhan und China offenbar weitgehend eingedämmt werden⁵⁷⁰. Der gegenteilige Fall ist im sehr individualistischen und gemäss stereotypem (Vor-)Urteil oftmals chaotischen und disziplinlosen Italien eingetreten. Das hat eventuell mit dem Volkscharakter zu tun. Disziplin und kollektiver Zusammenhalt prägen dagegen Südkorea. Und so scheint auch dieses Land die Krise besser zu bewältigen als die westlichen Kulturen.

Es zeigt sich wieder einmal: Stärken können sich in einer veränderten Situation in Schwächen verwandeln und umgekehrt. Die Kritik am autokratischen Stil von Putin ist in der letzten Zeit verstummt, die Leute wollen jetzt starke Führer⁵⁷¹. Oder wie mir ein ehemaliger Kollege kürzlich in einem Mail geschrieben hat: "Jetzt ist im Berufsleben

⁵⁷⁰ Je länger je mehr entwickelt sich aber die Null-Covid-Strategie der Chinesen zu einem absoluten Desaster. Insofern muss ich meine Einschätzung von 2020 korrigieren. Da scheint der immer locker werdende Umgang mit Covid von anderen diktatorischen Regimes sowie der meisten westlichen Staaten doch klar zielführender zu sein. Ende 2022 hat China seine Null-Covid-Strategie schliesslich von einem Tag auf den andern ohne flankierende Massnahmen aufgehoben. Ein richtiger Zunami an Neuansteckungen überrollt seither das Milliardenreich. China bzw. seine Regierung ist mit ihrer Covid-Strategie total gescheitert.

⁵⁷¹ Auch das hat sich mit dem von Putin angezettelten Angriffskrieg auf die Ukraine natürlich stark verändert.

plötzlich wieder der alte weiss(haarig)e Vollzeitmann mit militärischer Erfahrung gefragt."

Schön wäre es, wenn Trump von Corona besiegt würde. Bisher haben die US-Amerikaner:innen sein Tricksen und Lügen nicht gestört, weil sie wohl glauben, im harten Wirtschaftskampf brauche es einen solchen mit allen Wassern gewaschenen Halunken. Die Leute wollen in der Corona-Epidemie aber eine:n Leader:in, de:m sie glauben und vertrauen können, eine ehrliche, starke und ethischen Prinzipien verpflichtete Persönlichkeit. Dass Trump dies nicht ist, wissen auch seine grössten Fans. Bisher fanden sie solche Tugenden überhaupt nicht nötig, das könnte sich nun ändern. Corona ist kein Spiel, mit Corona kann man keine Deals machen, es ist bitterer Ernst, und mit dem Tod sollte man nicht Schach spielen; und schon gar nicht Roulette. Andererseits hat Trump nun jeden Tag einen grossen Medienauftritt und präsentiert sich als tatkräftiger Kriegspräsident. Da ist Joe Biden, der buchstäblich in der Versenkung verschwunden ist, im Nachteil. Er bekommt keinerlei Gelegenheit, Führungsstärke zu beweisen.

Bis vor kurzem war das eine oder andere noch klar. Jetzt scheint aber auch gar nichts mehr klar zu sein.

Wie lange noch?

Überall hört und liest man von wunderbaren solidarischen Akten, von Mitmenschen, die einander helfen, von der Hoffnung, dass es über die Krise hinaus so bleiben wird. Ich habe da meine starken Zweifel. Die Solidarität wird nicht ewig halten. Bis jetzt spüren wir hier in Zürich und der Schweiz am Tag 5 die wirtschaftlichen Folgen des Lockdowns noch nicht besonders stark, auch wenn die Angst davor gross ist. Der Bundesrat hat ein 40-Milliarden-Paket geschnürt. Auch KMU's und Selbständigerwerbende sollen unterstützt werden. Für letztere sieht es aber am schwierigsten aus. 40 Milliarden Franken, das ist unvorstellbar viel Geld, sehr lange wird es aber trotzdem nicht ausreichen. Der wirtschaftliche Schaden, der entsteht, ist immens. Beliebig lang wird der Bund auch nicht Geld einschiessen können, unser Geld. Der Bund ist keine Gelddruckmaschine, andernfalls überrollt uns die Inflation.

Was wird passieren, wenn wir alle die wirtschaftlichen Folgen von Corona und Lockdown so richtig am eigenen Leibe zu spüren bekommen? Wenn das

Gesundheitswesen zusammenbricht, immer teurer bei kleineren Leistungen wird, Lebensmittel und Benzin rationiert, die meisten Menschen arbeitslos werden und die Arbeitslosenkassen ausbluten, anstelle von Sozialhilfe nur noch der grösste Notbedarf gedeckt wird, viele nicht mehr ihre Miete und sonstige Rechnungen bezahlen können? Man kann einwenden, dass so viel Schwarzmalerei reichlich übertrieben ist. Nicht einmal der grösste Pessimist hätte aber noch vor zwei Monaten eine Situation wie die jetzige für möglich gehalten. Man braucht den Teufel gar nicht an die Wand zu malen, er lacht bereits von dort. Die Solidarität wird schwinden, das Fressen kommt eben doch vor der Moral.

Es ist wohl so wie bei Friedrich Dürrenmatts Besuch der alten Dame. Am Anfang zeigen sich alle Bürger:innen von Güllen solidarisch mit Alfred Ill, der vor vielen Jahren Claire Zachanassian geschwängert und schändlich im Stich gelassen hat. Die braven Mitbürger wollen sich nicht für eine Milliarde Franken kaufen lassen und Ill nicht umbringen. Aber das Eis der Solidarität ist dünn, schmilzt und bricht bald allenthalben ein. Am Schluss siegen Gier und Egoismus. Dürrenmatt kennt seine Schweizer:innen wie kaum ein zweiter. Und sehr stark haben sie sich in den letzten sechzig Jahren nicht geändert.

Wenn das Virus nicht rasch besiegt wird und die Wirtschaft langfristig am Boden liegt, so werden sich bald einmal die ersten Staaten überlegen, ob sie einen Lockdown weiterhin 90 oder 95 Prozent der Bevölkerung zumuten wollen, nur um 5 bis 10 Prozent besonders vulnerabler Personen zu schützen. Diese gehören sowieso nicht zu den Leistungsträgern. Zudem verursacht die Risikogruppe der Schwachen schon jetzt die höchsten Gesundheitskosten und bringt am wenigsten Profit ein. Es ist genau diese Gruppe, die unseren Sozialstaat am meisten belastet. In den letzten zwei Jahren des Lebens eines Menschen verdoppeln sich im Durchschnitt die von ihm während seines ganzen bisherigen Lebens verursachten Gesundheitskosten. Das belastet das Gesundheitssystem gewaltig. Also eigentlich eine Doppel-Win und nur einmal Lose-Situation, wenn man das Virus wirken lässt. Wie immer wird sich die Schweiz mit einem solchen Szenario anfangs etwas schwertun, mit der Zeit aber hierfür ein einigermaßen sozialverträgliches Narrativ entwickeln. Man kann ja sagen, man wolle selbstverständlich die Schwachen weiterhin schützen. Dennoch oder gerade deshalb könne

man die Wirtschaft nicht auf Dauer am Boden halten, weil damit letztlich allen grösster Schaden zugefügt werde.

Ein solch schlimmes Szenario kann eigentlich nur verhindert werden, indem dafür gesorgt wird, dass möglichst rasch ein Impfstoff und wirksame Medikamente zur Verfügung gestellt werden.

Mit der rekordverdächtigen Entwicklung und Einführung eines Impfstoffes wird aber sofort eine neue Front eröffnet: Impfbefürworter:innen gegen Impfgegner:innen. Corona-Leugner:innen haben Hochkonjunktur. Verschwörungstheorien machen die Runde. Bill Gates ist an allem schuld.

Tag sieben

Heute Morgen passiert es wieder einmal: ich gerate ins Straucheln und stürze. Dieses Mal lese ich beim Treppengehen einen Brief, verfehle die unterste Treppenstufe und knalle wie ein Kartoffelsack der Länge nach hin. Letztes Jahr passierte mir das beim Verlassen der S5, ich las gerade eine Mail. Das Resultat waren hässliche Blessuren an den Schienbeinen, die sich schliesslich entzündeten und zu einer Blutvergiftung führten. Dieses Mal habe ich Glück. Ich falle auf meine angezogenen Unterarme. Nichts passiert, habe auch nicht den Kopf angeschlagen. Später beginnen der Bizeps und Ellbogen links ziemlich weh zu tun. Im Verlauf des Tages schmerzt es so stark, dass ich einen Verband anlege. Es ist der blaue Verband, welchen Dr. Müller in Engelberg der vierjährigen Angelina angelegt hat. Sie war zusammen mit Silvia auf den Betten im Schlafzimmer in der Zweizimmerwohnung im Titlispark herumgesprungen und dann zwischen die beiden Betten gefallen. Der blaue Verband bringt Glück, Angelina spürte schon bald keine Schmerzen mehr; ich in der Ruhelage auch nicht, es ist wohl eine Stauchung, weil ich mit meinen vollen hundert Kilos auf den zurückgebogenen linken Arm gefallen bin. Das Wichtigste, ich kann problemlos mit der Tastatur schreiben. Schon nach einigen Tagen wird es wieder besser, ich kann den blauen Verband ablegen. Kräftig blau bleiben die Blutergüsse rund um den Ellbogen.

Morgen werde ich erstmals an einer Videokonferenz des Krisenstabes der Kirchgemeinde Zürich teilnehmen. Damit ich vorbereitet bin, versuche ich schon mal, Andreas Hurter mit Microsoft Teams zu telefonieren. Es funktioniert, auch die Videoübertragung, schön. Das macht Lust auf mehr. Auf meinem iPad ist offenbar bei Whatsapp

kein Videotelefon aufgeschaltet, also versuche ich es im Facebook per Facetime. Das klappt sofort. Ich spreche mit Silvia und meinem dreijährigen Enkel Jonas. Es geht beiden gut. Ich spreche mit Jonas etwas Französisch und frage ihn dann auf Züridüütsch, ob er mich auch so versteht. Er bejaht! Also kann ich mich mit ihm in einem Mix von Französisch und Mundart unterhalten.

Ich hätte diese Woche mit meiner ehemaligen Assistentin Gaby Heil zum Mittagessen abgemacht. Auch bei ihr versuche ich es nun per Facetime. Beim dritten Anrufversuch klappt es. Sie sieht etwas müde aus. Leider hat sie eine Lungenentzündung! Jetzt erinnere ich mich wieder: sie hatte schon immer Probleme mit ihrer Lunge, gehört jetzt zur Superhochrisikogruppe. Wie immer lässt sie sich nichts anmerken. Sofort plaudern wir munter und vertraut miteinander. Zuerst fragen wir gegenseitig das Befinden unserer Liebsten ab. Alles gut, nur wegen Gaby mache ich mir Sorgen.

Blauäugig

Bald einmal kommen wir natürlich auf unsere beiden nicht ganz freiwilligen Abgänge vom JuV zu sprechen. Gaby sagt mir etwas, dass ich mir bisher nie so überlegt habe. Sie spekuliert, man habe sie ganz bewusst von mir in die Personalabteilung weggelockt und dann abgesägt. Der Plan sei gewesen, meint sie, uns zu trennen. In der Tat haben wir zehn Jahre lang sehr gut miteinander funktioniert, uns ergänzt, wir sind ein eingeschworenes Team gewesen. Gaby ist zwar nicht sehr oft, aber doch immer dann auf mich zugekommen, wenn etwas aus ihrer Sicht schief- bzw. mir aus dem Ruder gelaufen ist.

Gabys Abgang hat auch meinen eingeläutet. Immer noch weigere ich mich zu glauben, dass das so von jemandem geplant worden ist. Wenn doch, so wäre das ja auch bis zu einem gewissen Grad bewundernswert. Ich spreche später auch mit Kornelia darüber. Sie meint, es sei typisch für mich, dass ich es nicht wahrnehmen wolle, wenn mir jemand aus meiner engeren Umgebung nicht wohl gesinnt sei und mir schaden wolle. Das stimmt wohl schon, war für mich aber – so paradox es tönt – immer ein wichtiger Schutzmechanismus. Wenn ich hinter jedem Baum und sicher immer hinter meinem Rücken stets einen Messerstecher vermutet hätte, so hätte ich es vielleicht

beruflich oder politisch weitergebracht, wäre aber paranoid geworden. Eine solche Übervorsicht reduziert die Lebensqualität massiv.

Es ist wahr, ich gehe stets davon aus, dass diejenigen meiner engeren und engsten Umgebung mich ähnlich gern haben wie ich sie und mir nicht schaden wollen. Dass das nicht immer so ist, habe ich nicht nur in meiner allerletzten Berufszeit, sondern auch schon früher – durchaus auch privat – erlebt.

In den letzten schwierigen Monaten gab es solche Situationen auch mit einem meiner Kadermitarbeiter, der einen guten Draht zu Jacqueline Fehr pflegt. Ich bat ihn, er solle mit ihr das Gespräch suchen und darlegen, dass für das JuV das Spannungsfeld Direktionsvorsteherin-Stabschef-Amtsleiter sehr herausfordernd und in diesem Kontext die Einhaltung des Dienstweges wichtig sei. Ich hoffte, nein glaubte natürlich, dass er mir Unterstützung geben würde, denn er hat die diesbezüglichen Schwierigkeiten oft selbst benannt. Dem war aber vermutlich nicht ganz so. Jedenfalls erkannte ich im schon mehrfach erwähnten Mail von Jacqueline Fehr, welches sie mir am 11. Februar 2019 geschickt hat, verschiedene Aussagen und Inhalte, die eigentlich nur von ihm stammen konnten und in Bezug auf mich ziemlich negativ gefärbt waren. Vielleicht hat das auch durchaus seine Berechtigung gehabt. Was aber rückblickend doch ziemlich störend ist: mir wurde geschmeichelt, bei Jacqueline wurde ich nun in die Pfanne gehauen.

Und trotzdem: mein schon früher erwähntes (Führungs-)Motto: "Ich bin ok, Du bist ok!" hat sich für mich alles in allem bewährt. Da lasse ich mir auch gerne eine gewisse Blauäugigkeit und Naivität vorwerfen.

Tag 10

Heute ist es passiert, was ich besonders liebe. Mein geschäftlicher Laptop kennt mich nicht mehr. Ich kann nicht einmal mehr meinen Pin eingeben, tote Hose, Laptot. Herr De Blasio vom IT-Support Digital Solutions meint, es liege wohl daran, dass ich mich schon länger nicht mehr via Dockingstation im Geschäftsnetz angemeldet habe. Also mache ich für den nächsten Tag mit Damaris Reichen, Assistentin der Amtsleitung, an der Hohlstrasse 552 ab. Tatsächlich, dort kommt alles wieder zum Laufen. Mein Alptraum, dass ich sämtliche Daten verlieren könnte, hat sich natürlich nicht bewahrheitet. Zudem habe ich mir schon früher selber per Mail eine Version von

Anfang März geschickt, es wären nur ca. 70 Seiten verloren gegangen. Und schliesslich mache ich mir regelmässig eine Kopie auf einen USB-Stick. Ich habe aber inzwischen gemerkt, dass die Dateien darauf verschlüsselt gespeichert werden, also nicht einfach auf einem neuen Laptop gelesen werden können.

Solche kleinen Zwischenfälle generieren immer wieder zusätzliches Wissen. So habe ich herausgefunden, dass Word durchaus auf meinem iPad funktioniert. Ich konnte Word ganz einfach aus dem Applestore herunterladen. Allerdings ist Word auf irgendeine Art mit meinem Account bei der reformierten Kirche gekoppelt. Keine Ahnung, wie das genau funktioniert. Tatsache ist aber, dass ich künftig auch meine Erinnerungen im Wordformat auf dem iPad bearbeiten kann.

Die Atmosphäre an der Hohlstrasse 552 erlebe ich als entspannt. Ich treffe Damaris Reichen, Florian Funk, Martin Veigas, Géraldine Pierrehumbert, Michael Braunschweig und Theo Eugster an. Alle sind sehr freundlich, zu echten Gesprächen kommt es aber nicht. Ich bin auch zu beschäftigt mit meinen IT-Problemen.

Die stärkste Abhängigkeit

Am Donnerstagnachmittag findet zum zweiten Mal eine Videokonferenz mit dem Krisenstab der Kirchgemeinde Zürich statt. U.a. diskutieren wir mögliche zusätzliche Risiken mit grossen Auswirkungen. Eines kommt mir in den Sinn, welches es wirklich in sich hätte: der teilweise oder totale Ausfall des Internets. Schon drei Mal habe ich zuhause dieses Jahr eine kleine Geschmacksprobe davon bekommen. Swisscom hatte wiederholt grössere Störungen bei Internet und Telefonie. Solange nur entweder das Internet oder die Telefonie ausfallen würde, hätten wir zwar grosse Probleme, aber die Kommunikation wäre immer noch einigermaßen gut möglich. Nun hängt aber offensichtlich beides zusammen. Was, wenn beides gleichzeitig flächendeckend ausfallen würde? Welche Optionen hätten wir dann noch?

Es kommen einem spontan in erster Linie die gute alte Post und altertümliche Methoden wie Meldeläufer, Kuriere oder Brieftauben in den Sinn. Wie weit alte Systeme wie Funk, Morsen oder Kabeltelefonie reaktivierbar wären, weiss ich nicht. Sicher aber ist, dass bei einer länger dauernden Krise dieser Art die Armee die

wichtigste Kommunikation soweit möglich sicherstellen müsste. Sie hat ja bestimmt eigene Kommunikationssysteme und -wege.

Tag 12

Martin hat am 28. März Geburtstag, er wird 27. Zum ersten Mal seit 12 Jahren kann ich ihn nicht besuchen. Sein Betreuer ruft mich per WhatsApp Video an und ich kann Martin sehen und ihm Happy Birthday vorsingen. Er hört einen Moment lang zu und springt dann weiter. Für ihn sind andere Dinge wichtiger. Wann werde ich ihn wieder besuchen können?

Ein nächster Telefonanruf meines Freundes Stefan Rohr zeigt, dass andere die Corona-Krise noch viel ernster nehmen als Kornelia und ich. Stefan und seine Frau Bernadette sind in einem ähnlichen Alter wie wir, haben sich aber von der Umwelt völlig abgeschottet. Sie gehen nicht mehr einkaufen, sondern lassen dies von einer Verwandten besorgen. Auch ihre beiden Söhne sehen sie nicht mehr, sondern haben nur noch telefonischen Kontakt. Mit Ostern im Tessin ist dieses Jahr natürlich auch nichts.

Sechseläuten fällt aus

Kornelia hat langsam genug von den immer gleichen Spaziergängen in unserer Umgebung. Heute am 19. April 2020 wäre Sechseläuten, normalerweise würden wir wohl dem Kinderumzug zuschauen. Früher sind jeweils Olivia und Florence mit der Jumurz, der Jugendmusik unterer rechter Zürichsee, mitmarschiert. Das grosse Samstagabend-Januar-Konzert der Jumurz war jahrelang eines der Highlights in unserem Familienprogramm. Kornelia hat eine Zeit lang mit dem Chefdirigenten Franz Honegger in der Musikschule Erlenbach zusammengearbeitet. Olivia hat in der Jumurz schon in sehr jungen Jahren ihren Mann Reto Guyer kennengelernt.

Nix mehr mit Jumurz, auch kein Sechseläuten.

Erinnerungsfoto von zwei Zombies

Kornelia und ich entschliessen uns zur Abwechslung zu einem Spaziergang in der Zoo-Gegend. Wir spazieren von der Zoohaltestelle die Orellistrasse hinauf am Hotel

Zürichberg vorbei. In diesem Seminarhotel bin ich schon viele Male beruflich gewesen. Sehr oft fanden hier interne Kaderseminare statt, auch Geschäftsleitungs-sitzungen und JI-Konferenzen. Zudem traf sich hier alljährlich der Stiftungsrat der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime zu einer zweitägigen Retraite. Und schliesslich: meine letzte Klausur mit der Geschäftsleitung JuV fand am 18. September 2018 ganz in der Nähe statt, nur wusste ich damals noch nicht, dass es meine letzte sein würde. Es war in einem Nebengebäude des Zoos, und auch Jacqueline Fehr und Frank Urbaniok waren beim Nachtessen mit dabei. Rebecca de Silva hat im Zoo-Restaurant in der Masoala-Halle eine Fotografie von Frank und mir geschossen, auf welcher wir wegen des Schattenspiels wie zwei Zombies aussehen, ich noch etwas mehr tot als Frank⁵⁷².

2019 sollte ich es nicht einmal mehr schaffen, als Gast zum Nachtessen meiner Geschäftsleitung eingeladen zu werden, obwohl ich immer noch Amtschef war.

Offenbar habe ich es noch immer nicht ganz überwunden, zum Störfaktor geworden zu sein.

⁵⁷² Vgl. Anhang 24.

21. April 2020: NZZ mit Alois Feusi

Ein Abschiedsinterview. Tochter und Vater Hofer, eine Fotografenfamilie. Viele und einige überraschende Reaktionen.

Understatement als sublimierte Form der Aufschneiderei.

Alte Schule

Anfang April hat NZZ-Journalist Alois Feusi mit der JuWe-Kommunikationsfachfrau Susanne Loacker Kontakt aufgenommen. Ich kenne Susanne noch nicht sehr lange, sie ist eine Vollblutjournalistin. Ich habe sie sehr rasch gerne bekommen. Sie ist jünger als ich, erfahren und lässt sich nicht so rasch ein X für ein U vormachen.

Alois Feusi wollte schon im letzten Herbst mit mir für die NZZ ein Abschiedsinterview machen. Das war mir noch zu früh, noch zu wenig Distanz und zu viel Emotionen. Jetzt bin ich bereit und schon am Nachmittag findet das Telefongespräch statt. Feusi ist im positiven Sinn ein Journalist alter Schule. Er ist etwa gleich alt wie ich, nimmt sich viel Zeit, ist gut vorbereitet, und das Interview läuft aus meiner Sicht gut ab. Auch der Entwurf, den er mir einige Tage später schickt, gefällt mir sehr. Auf mein Kompliment, dass er ohne Hektik und mit viel Sorgfalt arbeite, antwortet er, er komme sich auf der Redaktion manchmal schon wie ein Dinosaurier vor. Und dies bei der NZZ und nicht etwa bei 20 Minuten oder Blick!

Ich merke, ich schreibe zum zweiten Mal, dass jemand in einem ähnlichen Alter ist wie ich. Das ist für mich offenbar ein Qualitätsmerkmal geworden. Es ist wirklich Zeit geworden, endgültig abzutreten, es ist nicht mehr meine (Berufs)Zeit.

Die NZZ begnügt sich nicht mit einem neueren Foto von mir, das ich schicken könnte. Man will ein aktuelles Foto machen. Zu diesem Zweck vereinbare ich mit der Fotografin einen Termin für den 8. April um 10.00 Uhr vor der Balgristkirche.

Die Coiffeur-Läden haben alle geschlossen. Zum Glück habe ich vor drei Tagen das bei Migros Electronics bestellte elektrische Haarschneidegerät erhalten. Ich habe es sogleich ausprobiert, und es funktionierte überraschend einfach mit recht gutem Resultat, finde ich. Ich werde es rasch amortisiert haben.

Im Hinblick auf den Fototermin suche ich aus meinen Unterlagen die alten Fotos heraus, die ein NZZ-Fotograf für eine kleine Mitteilung in der NZZ-Wochenendausgabe vom 4./5. Dezember 1993 betreffend meine Wahl als Generalsekretär der Justizdirektion geschossen hat. Die Fotos sind in einem grossen Kuvert aufbewahrt, welches mit "Karl Hofer AG" beschriftet ist. Heisst die Fotografin, mit welcher ich abgemacht habe, nicht auch Hofer? Ich nehme zum Treffpunkt vor dem Turm der Balgrist-Kirche das Fotokuvert mit. Tatsächlich, Karin ist die Tochter des damaligen Fotografen Karl Hofer, der jetzt auch schon 84 Jahre alt ist. Schön, dass die NZZ immer noch auf Kontinuität setzt. Nur: wie lange wird sich dies die alte Dame von der Falkenstrasse noch leisten wollen?

Karin Hofer macht Dutzende Fotos. Irgendeines wird schon doof genug sein, damit man es verwenden kann. Dankbar bin ich, dass sie mir vorgängig nicht Gesicht und Glatze mit Puder bepinselt, damit es nicht zu stark glänzt. Das habe ich immer gehasst.

Heute Dienstag, 21. April 2020 hat die NZZ das Abschiedsinterview publiziert, der freundliche Titel: "Er prägte die Zeitenwende im Strafvollzug."⁵⁷³

Ich lese es zuerst in der online-Ausgabe. Das Foto von mir gefällt mir zur Abwechslung ganz gut. Ich sitze an einem Gartentisch vor dem Kirchgemeindehaus Balgrist. Die roten Stühle geben zusätzliche Farbe, das Licht- und Schattenspiel ist schön. Auch die gesetzten Zwischentitel machen im Gesamtkontext Sinn. In der online-Ausgabe sind noch zwei zusätzliche Fotos eingefügt, eines datiert vom 1. November 1993. Es zeigt Polizisten, die das Waldstück auf dem Zollikerberg durchsuchen, in welchem die ermordete Pasquale Brumann aufgefunden worden war.

Auf dem anderen Bild ist Frank Urbaniok bei der Präsentation der Zürcher Forensikstudie in der JVA Pöschwies zu sehen. Ich sitze im Hintergrund an einem Tisch und schaue auf den Laptop, mit welchem die Power-Point-Folien zum Referat präsentiert wird. Das Foto stammt vom November 2007, als ich also gerade JuV-Chef geworden bin. Ich hätte es nicht unbedingt selbst ausgesucht, es ist aber durchaus stimmig.

⁵⁷³ Auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Balsam auch für nicht geschundene Seele

Als erster meldet sich mein lieber Kollege Dani Tewlin, er liest die NZZ offenbar schon am frühen Morgen. Taktvollerweise schickt er nur eine Whatsapp-Mitteilung, um diese Zeit liege ich noch im warmen Bett.

Um 10.15 Uhr wird wie jeden Tag für das JuWe der Argus-Medienspiegel verschickt, in welchem auch das Interview aufgeführt ist. Dies löst eine Welle von Reaktionen aus.

Auch die eine oder andere überraschende Nachricht kommt bei mir an, so z.B. von Peter Gründler, jahrelang Kadermitarbeiter zuerst im alten Sozialdienst der Justizdirektion zusammen mit Jörg Frauenfelder, dann in den BVD mit Ueli Locher. Oder von Michael Beusch, einem Juristen, den ich vor 30 Jahren in der SP Zürich 3 kennengelernt habe. Er hat Karriere als Richter gemacht und ist letzten September sogar Bundesrichter geworden, was ich nicht mitbekommen habe. Aus Honkong meldet sich Tobias Brandner. Er ist Theologe und arbeitete bis in die Neunzigerjahre als Gefangenenseelsorger in der damaligen Strafanstalt Regensdorf. Ich habe ihn letztes Jahr in einem Gottesdienst in der Neumünsterkirche getroffen. Jetzt lebt er mit seiner Familie in Hongkong. Er ist dort im Auftrag von Mission 21 Gefangenenseelsorger. Zudem amtiert er als Professor für westliche Kirchengeschichte und Missionswissenschaft an der theologischen Fakultät des Chung Chi College der Chinesischen Universität in Hongkong.

Weitere Freund:innen und Kolleg:innen melden sich per Telefon, Mail, Whatsapp und SMS. Besonders freut mich der Telefonanruf von Monika Weber. Sie war nach Einführung des Frauenstimmrechts eine Politikerin der ersten Stunde. Ich habe ihre beeindruckende politische Karriere stets mitverfolgt. Seit ich Politik wahrnehme, nehme ich Monika Weber wahr, natürlich vor allem auch als Stände- und Stadträtin. Persönlich kennengelernt habe ich sie aber erst als Präsidentin der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime zkj. Sie gehört zur Handvoll Politiker:innen, die mir tatsächlich sehr grossen Eindruck machen. Dies liegt an der Kombination von sachlichen, fachlichen, persönlichen und menschlichen Eigenschaften, die sie in sich vereint. Noch selten habe ich eine:n Politiker:in mit einer derart positiven Ausstrahlung kennengelernt. Ihre Fröhlichkeit, Zuversicht, Ernsthaftigkeit, Zielstrebigkeit, Intelligenz, Empathie und Menschlichkeit sind einmalig und wirklich vorbildlich. Sie ist nicht mehr die allerjüngste, tönt aber nach wie vor so frisch und frei, eben genau so wie ich Monika

kenne. Wir machen für ein Mittagessen in Nach-Corona-Zeiten ab. Ich freue mich schon jetzt darauf.

Am späteren Abend sendet mir auch Markus Notter ein Mail. In der NZZ werde ich mit der Aussage zitiert, dass meine Zeit mit ihm meine wunderbarste Berufszeit gewesen sei. Netterweise schreibt er mir, dass für ihn die Zeit mit mir in der JI die produktivste und befriedigendste gewesen sei. Das ist Balsam für meine nicht geschundene Seele.

Am nächsten Tag telefoniert Frank Urbaniok. Er tönt sehr bedrückt, so dass ich im ersten Moment erschrecke. "Um Himmels Willen doch nicht ein Rezidiv?!" fährt es mir durch den Kopf. Zum Glück nicht, aber trotzdem eine traurige Nachricht. Sein alter Vater ist in Deutschland in einem Heim gestorben. Jetzt bloss keine Phrasen wie "Er hat doch ein gutes Leben gehabt" oder "So hat er nicht mehr länger leiden müssen". Ich weiss, dass so etwas in der ersten Trauer überhaupt nicht hilft. Frank ist in Düsseldorf in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, in einer stolzen Arbeiterfamilie, wie er sagt. Spiel und Sport waren für seinen Vater immer wichtig, und daran hat Frank viele schöne Erinnerungen⁵⁷⁴. Zudem hat er von ihm die Spiellust geerbt.

Andrea Raschèrs Mail freut mich ebenfalls besonders. Andrea war über 10 Jahre lang Leiter Recht und Internationales im Bundesamt für Kultur (BAK). Seit längerer Zeit ist er selbständiger Berater. Er ist auch ein begabter Musiker und hat als Regisseur Opern von Verdi, Stravinsky und Bellini aufgeführt. Wir haben in Zusammenhang mit dem St. Galler Kulturgüterstreit zusammengearbeitet, er als Vertreter des Bundesamts für Kultur. Ich maile ihm meine Koordinaten zurück, damit wir uns wieder einmal treffen können.

Ein weiteres Mail stammt von Regine Aeppli. Sie lobt mich über den grünen Klee, so dass ich sogar am PC erröte. Aber ehrlich gesagt: es tut einfach gut. Und ich freue mich, sie bald wieder einmal zu treffen.

Es meldet sich schliesslich auch noch Susanna Stähelin. Sie findet, ich hätte – wie immer – mein Licht unter den Scheffel gestellt. Ich weiss natürlich, was das heisst, und

⁵⁷⁴ Mein Vater... (Blog Frank Urbaniok vom 22./29. November 2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

trotzdem interessiert mich plötzlich, woher dieser Vergleich kommt und was er ursprünglich bedeutete. Wiki weiss Rat⁵⁷⁵.

Bescheidenheit und Eigenlob

Ich habe im NZZ-Interview mehrfach darauf hingewiesen, dass ich die verschiedenen Erfolge meiner Amtszeit vor allem fähigen, engagierten und innovativen Mitarbeitenden und Kolleg:innen verdanke. Ich sei nie der Obermacker oder Erfinder gewesen. Ich hätte mich stets als Ermöglicher und nicht als Verhinderer verstanden. Dies ist auch tatsächlich so, gleichzeitig weiss ich aber auch, dass – in meinem Fall durchaus berechnete – Bescheidenheit immer besser als Aufschneiderei und Eigenlob ankommt. Auch dieses Mal geht meine "Rechnung" auf, ich bekomme von verschiedenen Seiten Lob für mein Understatement; dafür, dass ich mein Licht unter den Scheffel stelle. Und schliesslich: als Generalsekretär und Amtschef ist man trainiert, bei Erfolgen, an welchem man einen gewissen Anteil hat, stets dem/der politischen Vorgesetzten den Vortritt zu lassen. Das gehört sich natürlich auch so, war bei Markus Notter aber weniger oft nötig als bei anderen.

Ich habe Vorgesetzte, Kolleg:innen, Untergebene und Arbeitspartner:innen nach Möglichkeit immer gelobt, vor allem auch im grösseren Kreis und wenn möglich öffentlich, durchaus in der Hoffnung, dass das Lob irgendwann auch wieder zu mir zurückfindet. Auch diese Rechnung ist meistens aufgegangen. Mein Motiv war dabei nicht allein kühle Berechnung, sondern durchaus auch die Überzeugung, dass (fast) jede:r eigentlich nur das Beste will, sein Bestes gibt. Mag sein, dass man nicht immer übereinstimmt, was denn das Beste ist. Zudem ist auch nicht immer ganz klar, wer für wen das Beste will, und warum.

Wie auch immer: Ich bin ok, Du bist ok.

⁵⁷⁵ Es handelt sich um ein Gleichnis aus den Evangelien. Der Scheffel ist ein Hohlmass für Getreide. Wird ein Licht unter den Scheffel gestellt, so wird es verdeckt, es bleibt dunkel.

27. April bis 23. Juni 2020: Die Lockerungsphasen

Darwin schlägt Kant. IT-Ablösung.

Besuch im Corona-Gefängnis. Drei Geburtstage.

Ich werde wieder aktiv: Frontpage Tages-Anzeiger und Der Club.

Mein wirklich letzter Arbeitstag.

Die sog. Garantenstellung.

Darwin schlägt Kant

Seit heute, 27. April 2020, gilt die erste Lockerungsphase, weg vom Lockdown. Coiffeur-Läden sind wieder offen, ebenso Blumenläden, Gartencenter und Baumärkte. Kornelia ist soeben zum Coop Baumarkt in Zollikon aufgebrochen. Ich selber checke meine Mails und entdecke einen Hinweis von Rebecca De Silva, Kommunikationschefin JuWe. Sie hat an alle Mitarbeitenden JuWe geschrieben und wirbt für Frank Urbanioks neues Buch "Darwin schlägt Kant"⁵⁷⁶. Mit einem weiteren Click kann man sogleich Franks Buch kaufen. Ich habe es für mich selber auch schon bestellt. Es ist in der Tat spannend und interessant. Rebecca führt sodann aus, dass Franks Buchs auf der Bestsellerliste des Schweizer Buchhandels auf Platz 1 gestartet ist. Ich gönne Frank den Erfolg, er hat viel Herzblut in dieses gelungene Projekt investiert.

Generationenwechsel, auch bei der IT

Am 4. Mai werde ich gefragt, welches iPad ich als Abschiedsgeschenk haben möchte. Wir machen ab, dass ich es mir selber aussuche und JuWe die Rechnung dafür schicke.

⁵⁷⁶ Frank Urbaniok, Darwin schlägt Kant, Über die Schwächen der menschlichen Vernunft und ihre fatalen Folgen, Zürich 2020.

Der Titel "Darwin schlägt Kant" stammt aus einem Beobachter-Interview vom 11. Oktober 2018 (Titel: "Frust und Wut entstehen aus Ungesagtem", auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt), welches die nachmalige JuWe-Kommunikationsfachfrau Susanne Loacker mit Frank Urbaniok geführt hat. Dort lautet eine ihrer Fragen: "Darwin schlägt Kant, sozusagen?" "Genau." antwortet Frank.

Am 7. Mai meldet sich Markus Epple nach vierzig Jahren Arbeit für den Justizvollzug mit einer Mail bei allen Mitarbeitenden und Arbeitspartnern definitiv in die Pension ab. Schön, dass wir beide gleichzeitig abtreten.

Am Nachmittag folgt die Abschiedsmail des JI-IT-Chefs. Er legt eine Tabelle über seine eindrücklichen Arbeitserfolge bei. Eine Generation bei der IT JI ist sehr kurz geworden.

Meine definitive Abnabelung von der IT JI

Jetzt gilt es wirklich ernst. Ich plane den Wechsel meiner IT-Geräte von geschäftlich zu privat. Als erstes ist mein iPhone an der Reihe. Mein altes ist immerhin schon fünf Jahre alt. Das neue iPhone 11 ist teuer, überzeugt aber sofort. Die Datenübertragung ist ebenfalls wohltuend simpel: das alte und das neue iPhone nebeneinanderlegen und schon beginnt die Datenübertragung. Wieso ein grösserer Teil der Telefonnummern nicht übernommen wird, kann ich nicht nachvollziehen. Das muss irgendwie damit zusammenhängen, dass die Telefonkontakte zum Teil in meinem Geschäftsumfeld auf Lotus Notes gespeichert sind. Die Lotus Notes-Produkte Geschäftsmail und Geschäftskalender übertrage ich aber natürlich nicht mehr auf das neue Handy. Es gibt dann doch noch viel Handarbeit. Vermutlich könnte man das auch einfacher machen, aber ich bin froh, dass ich nach einem Tag soweit wieder alles installiert habe. Nur die Übertragung des eBanking-Zuganges vom alten auf das neue Handy ist komplizierter als gedacht.

Als nächstes sind das iPad und schliesslich der Laptop an der Reihe. Nun bin ich fast vollständig von der JI-IT losgelöst. Auch hier funktionieren Inbetrieb- und Datenübernahme recht gut. Ich habe mich für einen Laptop mit sehr grossem Bildschirm entschieden. Er ist etwas schwerer, aber sehr angenehm zum Schreiben. Wenn am 27. Mai das Geschäftsabonnement für das Handy mit derselben alten vertrauten Nummer auf mich übertragen ist, bin ich vom JuV endgültig abgenabelt.

Ganz so einfach wie gehofft wird die Sache dann doch nicht. Plötzlich funktioniert auf der neuen Handytastatur die Ziffer 6 nicht mehr und bei einem eingehenden Telefonat gelingt es mir nur mit Mühe, den grünen Button für die Gesprächsannahme zur Seite zu wischen. Also besuche ich den Swisscom-Shop an der Füsslistrasse. Da müsse wohl das Handy ersetzt werden, heisst es. Bis in drei Tagen werde ich ein neues erhalten, meint die freundliche Kundenberaterin. Kaum sitze ich im Tram,

erhalte ich ein SMS. Zurzeit seien keine Ersatzhandys erhältlich, Lieferengpässe wegen Corona. Man melde sich wieder, wenn auch in vierzehn Tagen noch keine Ersatzlieferung möglich sei. Nach einem Protesttelefon bekomme ich am übernächsten Tag ein neues Handy.

Besuch hinter Trennscheibe

Heute ist der 13. Mai 2020. Vor siebzig Jahren haben meine Eltern geheiratet.

Am 16. Mai darf ich zum ersten Mal seit zwei Monaten wieder einmal meine Mutter im Seniorama im Tiergarten besuchen. Ich komme mir wie in einem Gefängnis vor. Ich werde zu einem mit Stellwänden abgetrennten Bereich geführt. Hinter einer Trennscheibe erwartet mich meine Mutter. Sie schaut mich irgendwie überrascht an. Sicher erkennt sie mich, scheint ihren Augen aber nicht ganz zu trauen.

Das Seniorama hat alles wohl organisiert. Man wartet zuerst bei der Eingangsschleuse, auch hier wie in einem Gefängnis, und dann wird man abgeholt. Alle sind sehr nett. Die Situation ist bedrückend, meine Mutter sieht bleich aus. Ihre Haltung ist noch gebückter als sonst. Sie war wohl seit zwei Monaten nicht mehr im Freien draussen, höchstens mal auf ihrem Zimmerbalkon, von welchem aus sie zum Geleise des Uetlibergbähnli sehen kann; der wohlvertraute Pfiff des vorbeifahrenden Bähnches, der S-Bahn-Linie 10. Regula ist mit Hans ab und zu am Seniorama vorbeispaziert, hat Mutter telefoniert und sie auf den Balkon gelotst. Dann kann sie ihr zuwinken. Merkwürdigerweise hat Mutter Hausi immer sofort erkannt, Regula aber nur mit Mühe. Regula scherzt, Mutter habe schon immer mehr auf Männer als auf Frauen geachtet.

Der Besuch wird genau 25 Minuten dauern, anschliessend findet bereits der nächste Besuch von Angehörigen mit eine:r anderen Heimbewohner:in statt. Ich bestreite das Gespräch mit Mutter mehr oder weniger allein. Sie hört mir aufmerksam zu. Wiederholt fragt sie, wie es mir oder wie es Kornelia und Angelina geht. Ob Angelina schon wisse, was sie studieren wolle. Ich gebe immer wieder dieselben Antworten. Mutter scheint damit zufrieden zu sein. Ich erzähle ihr von Markus, Martin und Silvia. Ab und zu stelle ich ihr eine Frage. Sie weiss sofort, was in einer Woche, am 23. Mai für ein Tag ist:

«Mein Geburtstag!» Ich sage ihr, dass ich dann natürlich ebenfalls auf Besuch komme. Wie alt sie wird, weiss sie nicht mehr genau. 90? Mutter wird 92.

Es ist leider immer noch nicht möglich, Mutter in ein Restaurant auszuführen oder zu uns nach Hause zu nehmen. Näheres wisse man erst am 8. Juni, meint die freundliche Betreuerin, man dürfe sich aber nicht zu viel erhoffen. Ich frage, ob ich mit Mutter bei meinem nächsten Besuch zu ihrem 92. Geburtstag mit einem Gläschen Champagner - immer schön hinter der Trennscheibe - auf ihren Geburtstag anstossen dürfe. Die Betreuerin verneint dies, in der Besuchszone sei jede Form von Konsumation streng verboten. Damit gebe ich mich nun aber nicht zufrieden. Es sei ja jede erdenkliche Vorsichtsmassnahme möglich. Mutter werde der Champagner auf ihrer Seite eingeschenkt werden, man stosse durch die Trennscheibe an. Das Argument, dass sonst jede Art von Konsumation zugelassen werden müsse, lasse ich nicht gelten. Es geht um einen Geburtstag einer Bewohnerin, und solche gibt es nicht jeden Tag dutzendfach. Die Betreuerin will diese Frage der Geschäftsleitung unterbreiten, welche sich dann unpräjudiziell zu einer Ausnahmegewilligung durchringt. Hätte ich nicht insistiert, so wäre es beim Nein geblieben. Dies ist der Moment, in dem ich mich entschliesse, zum Thema «Altersheime wie Gefängnisse» etwas zu publizieren.

Dann ist der Besuch zu Ende. Mutter und ich gehen je auf unserer Seite aus dem Besuchsraum hinaus und sehen uns dann im Gang aus einiger Entfernung. Mutter kommt schnurstracks auf mich zu, die Betreuerin muss sie stoppen. «Das geht leider nicht, Frau Manhart!» Ich verabschiede mich noch einmal von ihr, verspreche ihr meinen Besuch für ihren Geburtstag am nächsten Samstag. Dann gehe ich rasch die Treppe hinunter.

63

Am nächsten Tag habe ich selber Geburtstag. Ich bekomme so viele SMS, Whatsapps und Mails wie schon lange nicht mehr.

Auch Jacqueline Fehr schreibt mir ein Whatsapp mit Blümchen-, Kleeblatt-, Sonne- und Marienkäferchen-Emoticons. Eigentlich ist das ja sehr nett. Der Schlussgruss macht mich dann etwas ratlos: «Herzlich Jacqueline» steht da. Meint sie das wirklich ernst? Nach einiger Zeit schreibe ich knapp und höflich zurück. Mit «Freundliche Grüsse, Thomas» verabschiede ich mich. Sie wird verstehen, dass ich (noch?) nicht

zur alten Vertrautheit, die eigentlich ja auch nie wirklich bestanden hat, zurückkehren kann. Es ist zwar aus ihrer Sicht schon klar, dass sie nun eine Normalisierung unserer Beziehung anstrebt. Für sie ist fast alles rund gelaufen. Für mich nicht.

Menschen einsperren

Als ehemaliger oberster Gefängnischef kenne ich mich sehr gut mit dem Einsperren von Menschen aus. Um nichts anderes geht es seit vielen Wochen bei unseren Alters- und Behindertenheimbewohner/innen. Ich werde sie deshalb nachfolgend Heiminsass:innen nennen.

Zwar weiss jedermann: Die persönliche Freiheit jedes Menschen ist grundrechtlich und strafrechtlich durch die Bundesverfassung, Europäische Menschenrechtskonvention und das Strafgesetzbuch geschützt. Freiheitsberaubung und Nötigung stellen Straftatbestände dar. Die objektiven Tatbestandselemente sind vorliegend erfüllt. Natürlich wird man mir sofort erwidern, die Rechtswidrigkeit sei nicht gegeben, weil es gesetzliche Rechtfertigungsgründe gebe. Die meisten und vor allem auch die betroffenen Menschen geben sich mit dieser Begründung zufrieden. Dass die alten und behinderten Menschen diesen Einschränkungen aber zustimmen, wäre viel zu kurz gegriffen. Sie haben gar keine andere Wahl, als dies so hinzunehmen, und vielfach sind sie auch nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren.

Die Situation ist für sie auch mehr als paradox: für viele von ihnen steht das Weiterleben um jeden Preis gar nicht mehr im Vordergrund, wohl aber das Zusammensein mit ihren Angehörigen. Genau das wird ihnen aber nun schon seit langer Zeit verwehrt. Die Pflege des Familienlebens ist ein Grundrecht der EMRK.

In der Anfangs- und Lockdown-Phase der Corona-Krise mag das pauschale Besuchs- und Ausgangsverbot noch gerechtfertigt gewesen sein. Diese Massnahmen waren aber rein juristisch betrachtet von allem Anfang an problematisch. Solche Verbote können m.E. gemäss Epidemiegesetz nämlich nur gegenüber einzelnen Personen angeordnet werden. Gegenüber Personen- oder Bevölkerungsgruppen sind nur Massnahmen wie Veranstaltungsverbote, Schul- und Betriebsschliessungen oder das Ausübungsverbot für einzelne Berufe zulässig.

Die scharfen Massnahmen gegen Einzelpersonen müssten jeder betroffenen Person persönlich erläutert werden. Und es kann wohl kaum bezweifelt werden, dass hie-

gegen auch ein rascher Gang ans Gericht zur Verfügung stehen müsste. Der Haft-richter beispielsweise muss innert vier Tagen entscheiden. Aktuell scheint die Jurist:innenwelt davon auszugehen, dass man die Anweisungen der Gesundheitsdirektion beim Regierungsrat und dessen Entscheid dann beim Verwaltungsgericht anfechten kann. Wie lange das dauern kann, weiss jede:r Verwaltungsjurist:in.

Bereits im Jahr 2016 hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die überlan-ge Verfahrensdauer im Kanton Zürich in Zusammenhang mit Freiheitsentzug ge-rügt⁵⁷⁷. Doch dieser Rechtsschutz gilt offenbar nur für Häftlinge, nicht jedoch für unsere in den Heimen eingesperrten, betagten Angehörigen.

Der äusserst dünne Boden unseres Rechtsstaates

Seit dem 11. Mai 2020 sind wir bereits in der zweiten Lockerungsphase. Für fast alle Personen sind die wirklich einschneidenden Massnahmen wieder aufgehoben wor-den. Bei uns in der Schweiz galten Massnahmen wie Besuchs- und Ausgangsverbot immer nur für Heiminsass:innen sowie (wegen möglicher Ansteckung) für in Quarantäne versetzte Personen. Für alle anderen Menschen gab und gibt es dies-bezüglich lediglich Empfehlungen, die jetzt weitgehend wieder aufgehoben worden sind. Die Insass:innen von Alters- und Behindertenheimen unterstehen aber nach wie vor einem massiv freiheitsbeschränkenden Regime. Sie waren die ersten, welche die Massnahmen mit aller Härte getroffen haben und sind nun auch die letzten, die noch immer darunter leiden. Die zwischenzeitlich erlaubten Besuche hinter Trennscheiben sind ein schwacher Trost und werden von manchen Insass:innen und ihren Ange-hörigen auf Dauer schlicht als unzumutbar und menschenunwürdig empfunden.

Freiheitsbeschränkende Massnahmen haben immer verhältnismässig und angemes-sen zu sein, dies sind zwei der wichtigsten Prinzipien unseres Rechtsstaates über-haupt. Die Verhältnismässigkeit und Angemessenheit sind vorliegend in verschiedener Hinsicht nicht mehr gegeben: Vorab stört sehr stark, dass Besuchs- und Ausgehverbot nach wie vor zeitlich unbeschränkte Gültigkeit haben. Zwar werden mögliche Locke-rungen auf Juni in Aussicht gestellt, sind aber alles andere als sicher.

⁵⁷⁷ Urteil des EGMR vom 10.5.2016: Überprüfung eines Haftentlassungsgesuch dauerte zulange (siehe www.humanrights.ch, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt)

Als erstes müssten solche Eingriffsmassnahmen also zwingend mit einer Befristung versehen sein, die nötigenfalls wieder verlängert werden könnte. So wäre sichergestellt, dass sie in einem vernünftigen Rhythmus, z.B. alle 14 Tage, wieder auf ihre Verhältnismässigkeit und Angemessenheit neu überprüft würden. Jetzt aber kann man die Freiheitsberaubung einfach mal auf Zusehen hin weiterlaufen lassen. Je länger sie andauert, umso dringlicher wird eine Befristung.

Für die erste Corona-Phase war eine generell-abstrakte, nicht weiter individualisierte Freiheitsbeschränkung pauschal für alle Heiminsass:innen vielleicht noch angängig, obwohl ich die rechtliche Grundlage gemäss Epidemiegesetz wie bereits erwähnt für unzureichend halte. Je länger diese Freiheitsbeschränkung aber dauert, umso weniger ist sie akzeptabel. Jetzt braucht es zwingend und dringend Prüfungen im Einzelfall. Jedem Gefängnisinsassen, welchem ein Besuch, Ausgang oder Urlaub verweigert wird, muss dies mit individueller, schriftlicher Verfügung eröffnet werden, und es steht ihm der (Rechtsmittel-)Weg an die Gerichte offen. Unseren alten Eltern und behinderten Mitmenschen wird dieses Recht aber seit vielen Wochen faktisch verweigert.

Sodann ist es mehr als fragwürdig, wenn der individuelle Grundrechtsschutz höchster Gesetzes- und Verfassungstufe durch blosser Verwaltungsanordnungen für derart lange Zeit eingeschränkt wird. Es überrascht mich doch sehr stark, wie dünn der Boden unseres Rechtsstaates in einer Krisenphase geworden ist und wie umfassend die Exekutive alle staatlichen Funktionen übernehmen konnte. Und warum sich kaum Jurist:innen oder Verbände zu dieser Thematik äussern, erstaunt mich ebenfalls. Die Alten haben keine Lobby!

Ich bin mir sehr sicher: wenn es um einen relevanten Ertrags-, und nicht nur einen Aufwandsposten für unsere Wirtschaft und die Staatskasse gehen würde, hätten die starken Wirtschaftslobby-Verbände für die eingesperrten betagten Alten schon längstens massgebliche Lockerungen erwirkt. So aber gehen sie einfach vergessen.

Man wird mir vielleicht erwidern, man könne ja seine Mutter oder sein Kind aus dem Heim zu sich nach Hause nehmen, wenn einem das nicht mehr passe. Einer solche Argumentation müsste ich mit dem Hinweis auf den Tatbestand der Nötigung entgegenhalten, dass in der heutigen Zeit die meisten Familien von einem gewissen Grad der Betreuungsbedürftigkeit an darauf angewiesen sind, sehr betagte Eltern oder Behinderte in Heimen zu platzieren. Ebenso als Nötigung zu bewerten wäre die

Androhung der Kündigung des Heimvertrages für den Fall eines Verstosses gegen das Besuchs- und Ausgangsverbot. Damit wäre nach der Freiheitsberaubung also noch ein zweiter Straftatbestand erfüllt. Auch hier darf man je länger je weniger einfach annehmen, dass weiterhin ein Rechtsfertigungsgrund gegeben ist.

Dass man mich recht verstehe: ich meine keineswegs, dass die bestehende Misere mit strafrechtlichen Mitteln beseitigt werden kann oder soll. Ich bin aber dezidiert der Ansicht, dass es diese massiven Freiheitsbeschränkungen nun endlich auch unter grundrechtlichen und strafrechtlichen Aspekten zu würdigen gilt und hieraus die nötigen Schlussfolgerungen zum Wohle der behinderten und betagten alten Menschen in unserer Heimlandschaft zu ziehen sind.

Wir alle anderen können uns auf noch viele künftige schöne Frühjahre freuen, unsere alten Eltern aber je länger je weniger. Es besteht tatsächlich die grosse Gefahr, dass für manche betagte alte Person dieser Frühling im Gefängnis auch ihr letzter sein wird.

Ich versuche, zu diesem Thema in einer Zeitung einen Meinungsartikel zu platzieren. Ich schreibe einen Entwurf und maile ihn an Thomas Hasler vom Tages-Anzeiger. Er ist interessiert. Nach einigen internen Abklärungen teilt er mir mit, dass man den Artikel etwas gekürzt so übernehmen wolle. Man will dazu einige Fotos von mir schiessen, am liebsten mit Mutter oder Martin. Die junge Fotografin Andrea Zahler nimmt mit mir Kontakt auf. Wir machen ab, dass sie mich beim nächsten Besuch von Martin am Freitag, 22. Mai, ins Tilia begleiten wird. Urs Biehler, der Leiter von Martins Wohngruppe, ist damit einverstanden.

Und noch ein Geburtstag

Am 20. Mai ist Kornelia 60 geworden! Ein grosses Fest ist leider nicht möglich. Olivia, Juri, Angelina, Florence, Kornelia und ich fahren mit der S 18 bis nach Forch und wandern das Küsnachter Tobel herunter. Nach zweieinhalb Stunden geht es von Küsnacht aus mit dem Bus bis ins Bellevue, dann zu Fuss Richtung Hauptbahnhof, wo wir uns etwas zum Essen und Trinken kaufen. Auf dem Platzspitz stossen Reto und Fabian zu uns. Rundherum sind Menschen, die die neu gewonnene Freiheit und das schöne Wetter geniessen und auf der grossen Wiese im Schatten von Bäumen zusammensitzen und picknicken. Das Wetter ist schön und warm. Wir hoffen, dass die schwierigen Corona-Zeiten nun vorbei sind.

Geburtstag hinter Plexiglas

Kornelia und ich kommen am 23. Mai pünktlich um 14.25 beim Haupteingang des Seniorama an. Wir werden bereits erwartet. Eine ehemalige Nachbarin von Mutter, die hier beim Empfang arbeitet, führt uns hinauf. Mutter wartet bereits in der Besucherkabine auf der anderen Seite. Kornelia geht hinein, während ich noch Geschenke aus dem Rucksack nehme und sie zusammen mit dem Blumenstrauß auf Mutters Seite bringen lasse. Der Champagner in der kleinen Flasche dürfte etwas warm geworden sein. Ich giesse ihn in silbern glänzende Papierbecher ein.

Mutter scheint überrascht, nach Kornelia auch mich zu sehen. Kornelia und ich singen das Happy-Birthday-Lied und dann stossen wir durch die Plexiglasscheibe hindurch auf ihren 92. Geburtstag an. Ja, kälter dürfte der Dom Perignon wirklich sein. Ich erzähle Mutter von ehemaligen Geburtstagen, schwärme von ihren selbstgemachten Geburtstagskuchen (Marmor- oder Rosinen-Gugelhupf), ihrem wunderbaren Hackbraten mit Kartoffelstock, Karotten, Fenchel, Zwiebeln und feiner Sauce. Ab und zu erinnert sie sich wieder an irgendetwas und freut sich. Dass Regula bereits heute Morgen bei ihr auf Besuch war, weiss sie nicht mehr. Sie sagt uns, dass sie etwas durcheinander sei, weil heute so viel los sei. Auf die Minute genau nach 25 Minuten müssen wir uns wieder verabschieden.

Frontpage

Ich bin froh, dass mein Gastbeitrag für den Tages-Anzeiger in der Pipeline ist. Die Situation im Altersheim ist immer noch fast unverändert wie in einem Knast. Als mir Thomas Hasler am Sonntagnachmittag mitteilt, der Beitrag werde um einen Tag verschoben, weil andere Tagesaktualitäten Vorrang hätten, rechne ich schon halb damit, dass er gar nicht kommen wird. Umso mehr bin ich erstaunt, als er am 26. Mai 2020 auf der Frontseite angerissen wird und dann die ganze erste Zürich-Seite ausfüllt⁵⁷⁸.

Am Tag darauf verkündet der Bundesrat die dritte Lockerungsphase. Kein Wort von Alters-, Pflege- und Behindertenheimen. Ich bekomme zahlreiche Rückmeldungen zu

⁵⁷⁸ Gastbeitrag vom Ex-Gefängnischef – Die Menschen in den Heimen sind Gefangene (Tages-Anzeiger vom 26. Mai 2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

meinem Tages-Anzeiger-Artikel. Es gibt auch rund 140 Online-Kommentare dazu. Viele Menschen haben mit ihren betagten Angehörigen Ähnliches erlebt.

Mein Kalkül, die Verbindung von ehemaligem Knastchef und Vater eines behinderten Sohnes sowie Sohn einer betagten Mutter, beide in Wohnheimen lebend, zu nutzen, hat noch besser funktioniert als gedacht. Inhaltlich habe ich absolut nichts Neues gebracht. Schon Ende März haben sich hierzu einzelne Stimmen gemeldet. Eine davon gehört dem Arzt Antoine Chaix, der sich in einem ausführlichen Interview im Bieler Tagblatt geäußert hat. Andere Medien haben das Thema sofort aufgegriffen⁵⁷⁹. Ich werde Antoine Chaix in der Sendung des Schweizer Fernsehens „Der Club“ kennenlernen.

Mein allerletzter Arbeitstag

Ende Mai werde ich nun auch als Projektdelegierter JuWe endgültig pensioniert. Ich verabschiede mich mit einem letzten kurzen Mail von allen JuWe-Mitarbeitenden, Arbeitspartner:innen und der Direktion JI. Natürlich gibt es einige Rückmeldungen. Am Freitag, 29. Mai 2020 um 09.00 Uhr wird vom MZU ein wunderschöner Blumenstrauss angeliefert. Ich bitte die Fahrerin und ihren Begleiter zu einem Kaffee herein. Sie zögern etwas, denn der junge Mann ist ein MZU-Insasse. Sie kommen dann doch herein und es entwickelt sich ein nettes und entspanntes Gespräch. Der junge Mann sitzt schon seit drei Jahren in einer jugendstrafrechtlichen Massnahme in der geschlossenen Abteilung des MZU. Das weist auf ein schweres Delikt und einen schwierigen Massnahmenverlauf hin. Aber einmal mehr lerne ich einen freundlichen und zugewandten jungen Menschen kennen, keinen Straftäter. Ich hoffe, dass er die Chance, die ihm das MZU bietet, packen wird. Der junge Mann weiss, wer ich bin, die Fahrerin nicht, sie ist erst seit kurzem als Aushilfe in der Gärtnerei. Am nächsten Tag wird die Karte zum Blumenstrauss von Jacqueline Fehr und den Mitarbeitenden des Generalsekretariats ankommen.

Beni Tommer weist mich per Mail darauf hin, dass im Verlauf des heutigen Tages auf dem Intranet der JI ein Abschiedstext für mich aufgeschaltet wird. Darin würdigen

⁵⁷⁹ Darf man Senioren in Altersheimen einsperren? Ein Hausarzt stellt Alain Berset unangenehme Fragen (Aargauer Zeitung vom 27.5.2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

Markus Notter, Andreas Brunner und Jacqueline Fehr als meine ehemaligen Vorgesetzten die Zusammenarbeit mit mir. Wirklich spannend ist bei solchen Texten ja immer, an welche Episoden sich der Autor erinnert und was er über sich selber schreibt⁵⁸⁰.

Abends um sieben Uhr zeigt mein Handy einen Telefonanruf von Jacqueline Fehr an. Ich nehme ihn nach kurzer Überlegungszeit an. Jacqueline wünscht mir zur Pensionierung alles Gute, gratuliert mir zu meinem Tages-Anzeiger-Artikel und ist auch sonst sehr freundlich: „Wir haben uns trotz aller Schwierigkeiten immer in die Augen sehen können“, sagt sie. Ich bestätige das, danke für die Nettigkeiten und ringe mich dann zu folgendem Statement durch: „Ich danke Dir für die Blumen. Du wirst aber verstehen müssen, dass es mir nach allem, was geschehen ist, nicht möglich ist, eine normale Beziehung mit Dir zu pflegen. Solange Du Justizdirektorin bist, wird sich das nicht ändern. Ich werde Dir auch noch schreiben, warum das so ist“. Wie fast immer reagiert Jacqueline cool und souverän. „Das ist in Ordnung so“, antwortet sie, und wir beenden unser Telefongespräch.

Ich habe ihr am 18. Juni 2020 einen handschriftlichen Brief geschickt:

«Guten Tag Jacqueline

Ich habe Dir anlässlich unseres Telefongesprächs an meinem letzten Arbeitstag gesagt, dass ich Dir noch schreiben werde, weshalb ich nicht einfach zu einer normalen Beziehung mit Dir zurückkehren will, solange Du Regierungsrätin bist. Das tue ich hiermit:

Der Zeitpunkt meines Abganges erweist sich für mich im Nachhinein als richtig, die Art und Weise, wie er zustande kam, überhaupt nicht. Noch Mitte Januar 2019 hast Du mir eine sehr gute Mitarbeiterbeurteilung gegeben. Zwar war schon damals klar, dass Du mich in die weitere Amtsentwicklung nur noch teilweise einbeziehst. Du hast mir als druckfertiges Jahresziel für 2019 die Gründung einer neuen Hauptabteilung Innovation und Entwicklung vorgegeben. Der Hinweis in Deiner Begleitmail im Hinblick auf unser Mitarbeitergespräch, ich solle alles schon mal unterschreiben, damit wir Zeit einsparen können, zeigte mir deutlich, dass es nicht mehr viel zu besprechen gab. Du konntest auf Grund von Vorgesprächen zwar davon ausgehen, dass ich das Ziel unterstützen würde. Du hättest dieses Ziel aber nicht nur mit Deinen Vertrauensleuten, sondern auch mit mir erarbeiten müssen.

Nach unserer Israelreise im Herbst 2018 hast Du ein Kulturprojekt für das JuV vorgeschlagen. Als allenfalls geeigneten Projektbegleiter hast Du Professor Wüthrich genannt, worauf ich eingegangen bin. Ich ging natürlich davon aus, dass er in diesem Projekt mich beraten und begleiten würde. Das war aber ein Irrtum, er rapportierte in erster Linie an Dich.

Im Februar 2019 hat mir Frank Urbaniok telefoniert und mir in alter freundschaftlicher Verbundenheit mitgeteilt, ich selbst stünde nun im Fokus der Kritik, es gehe um mein Führungsverhalten. Wüthrich habe Dir vorgeschlagen, mich vorzeitig abzulösen - mein Projektberater. Natürlich finde ich Prof. Wüthrichs Verhalten unprofessionell. Bei einem Rechtsanwalt wäre es standeswidrig.

Frank sagte mir, Du seist zwar gegen meine vorzeitige Ablösung gewesen und wolltest mir nochmals eine Chance geben. Dein Mail dazu, welches meine Entlassung altershalber auslöste, konnte ich aber kaum anders als Aufforderung zum vorzeitigen Rücktritt verstehen. Du hast sofort hierzu und zu grosszügigen Abgangsmodalitäten

⁵⁸⁰ Vgl. Anhang 26.

Hand geboten, ich hatte aber zu keinem Zeitpunkt den Eindruck, dass Dir das nicht recht wäre, sondern vielmehr, dass dies eigentlich so gewünscht war bzw. ist.

Wenn ich andere Puzzle-Teile aus meiner direkten Entourage zusammensetze, so ergibt sich ein einigermaßen schlüssiges Bild. Wüthrichs Bericht über den Zustand des JuV und mein Führungsverhalten ging dann nach Vorbesprechungen dazu an Dich und wurde in grosser Runde anfangs März 2019 besprochen. Ich empfand dies als Tribunal.

Es ist mir bewusst, dass ich einen wesentlichen Teil zum Ablauf der Ereignisse beigetragen habe. Dass ich das Vertrauen meiner Leute nach und nach verloren habe, schreibe ich aber zu einem grossen Teil Deinem intransparenten Führungsverhalten zu. Meine Leute bekamen zu Recht den Eindruck, dass ich das mit Dir nicht mehr packen könne.

Ich habe immer versucht, die besten Leute zu bekommen, Leute die gescheiter und schlauer sind als ich. Bis fast zuletzt hat dies immer zum Nutzen von allen und insbesondere des JuV funktioniert. Potentialorientierte Führung heisst für mich aber niemals, dass man den Dienstweg umgeht, die Leitung und Linie ausschaltet und zentrale Themen in intransparenten Abläufen in einem eingeschworenen Kreis behandelt. Als Oppositionspolitikerin konntest und musstest Du immer wieder klandestine Kooperationen mit allen möglichen Personen an allen formellen Strukturen vorbei suchen und pflegen. Du hast u.a. mit dieser Vorgehensweise als eine der einflussreichsten Nationalrätinnen grosse politische Erfolge erzielt. Im Justizvollzug geht das m.E. überhaupt nicht. Umso bemerkenswerter finde ich, dass Du selbst immer wieder Transparenz, Vertrauen und Offenheit für Dich in Anspruch nimmst und einforderst.

Ich schätze Deine Politik, insbesondere auch Justizvollzugspolitik, bin aber klar der Meinung, dass Dein Führungsverhalten zumindest im Umfeld des Justizvollzuges unpassend ist. Du hast gesagt und kürzlich auch geschrieben, wir hätten uns immer in die Augen sehen können; das ist wahr, allerdings oft nicht auf gleicher Augenhöhe. Als Justizdirektorin musst Du das auch nicht, Du kannst und sollst Dich durchsetzen, wenn es nötig ist. Wem das nicht passt, der kann gehen, und das habe ich getan.

Ich wünsche Dir alles Gute, insbesondere auch gute Gesundheit.

Freundliche Grüsse

Thomas Manhart».

Sie hat mir auf diesen Brief keine Antwort gegeben. Es gab darauf auch gar nichts mehr zu sagen.

Zum ersten Mal im Club

Ich bin während meiner Berufszeit mehr als einmal vom «Club» des Schweizer Fernsehens angefragt worden, ob ich an einer Sendung teilnehme. Natürlich ging es immer um Strafvollzugsfälle, die schief gelaufen waren. Ich habe immer abge sagt. Dafür ist Frank Urbaniok einer der treuesten Clubteilnehmer geworden. Er kann das auch viel besser als ich. Dieses Mal sage ich sofort zu. Natürlich geht es um meinen Altersheim-Knast-Vergleich. Ebenfalls teilnehmen wird die Gesundheitsdirektion Regierungsrätin Natalie Rickli. Noch vor fünf Jahren hätten wir uns in einer solchen Situation mit vertauschten Rollen getroffen: ich als Verteidiger der Institutionen des JuV, sie als scharfe Kritikerin derselben und der Justizdirektion. Jetzt wird sie Alters-, Pflegeheime,

die Gesundheitsdirektion und den Regierungsrat verteidigen, und ich bin in der Rolle des Kritikers.

Ich merke, dass ich in diesen Tagen richtig in Fahrt komme, dass es mir trotz des schwierigen Themas gefällt, wieder in Aktion zu sein. Die Erkenntnis ist eindeutig: es fehlt mir seit meinem Ausscheiden aus dem Berufsleben etwas, ich bin immer noch in der Angewöhnungsphase des Ruhestandes.

Ich organisiere mit Pfarrer Christoph Strebel für den 3. Juni am Abend einen Besinnungstreff vor der Kirche Balgrist. Es soll eine spontane Zusammenkunft werden, wo wir unseren betagten Angehörigen eine Stimme und ein Gesicht geben wollen. Es werden rund 30 Personen kommen.

Die Clubsendung des Schweizer Fernsehens vom 2. Juni 2020 geht recht entspannt über die Bühne⁵⁸¹. Neben Natalie Rickli sind auch die ärztliche Direktorin der Alters- und Pflegeheime der Stadt Zürich Gabriela Bieri, die katholische Theologin und Gemeindeleiterin Monika Schmid sowie der Arzt Antoine Chaix mit von der Partie. Routinierte und sympathische Moderatorin ist Barbara Lüthi. Ich kann so ziemlich alles platzieren, was mir wichtig ist. Den Deckel lüpft es mir nur einmal, als Monika Schmid schildert, wie wunderschön das Gemeinschaftserlebnis in diesen Wochen in den Altersheimen sei. Mutter war mehr oder weniger immer allein auf ihrem Zimmer, einsam, separiert und traurig. Von Gemeinschaft nicht die Spur.

Frau Rickli lobt die Leistungen der Heime und ihrer Direktion über den grünen Klee. Das war zu erwarten, das hätte ich in ihrer Position auch so gemacht. Etwas wird mir durch ihre Argumentation aber trotzdem klarer als bisher. Sie erwähnt immer wieder, dass die Gesundheitsdirektion den Heimen nun wieder einen grösseren Handlungsspielraum gewähre, diese müssten ihn aber selber ausschöpfen und das sei von Heim zu Heim eben verschieden. Da macht es sich die Gesundheitsdirektion aber viel zu einfach. Sie hat die Freiheitsbeschränkungen angeordnet und ist nun auch verantwortlich dafür, dass die Lockerungen wirklich rasch umgesetzt werden. Es genügt nicht, wenn die GD die Lockerungen nur ermöglicht und erlaubt, sie muss auch dafür

⁵⁸¹ Der Club: Betagte – im «Corona-Gefängnis» (SF Club vom 2.6.2020), auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt.

sorgen, dass die Heime nun sofort handeln. Derjenige, der die Schraube anzieht, muss sie auch wieder lockern.

Juristisch würde man von einer Garantenstellung der Gesundheitsdirektion sprechen. Sie hat die Freiheitsbeschränkungen angeordnet, nun ist sie auch für die Lockerungen direkt mitverantwortlich!

Wie bitter nötig das wäre, zeigen mir drei Beispiele am folgenden Samstag, 6. Juni: Zuerst kommt eine Nachbarin zu mir und beklagt sich, dass im Dementenheim, in welchem ihre Mutter lebt, noch immer ein sehr strenges Regime herrsche. Spaziergänge seien nur in Begleitung einer Pflegeperson möglich. Sie selber dürfe ihre Mutter nicht berühren. Natürlich müssen alle eine Maske tragen. Ihre Mutter sei sehr oft unruhig und irre im Haus herum. Sie werde deshalb manchmal schon morgens um neun Uhr medikamentös sediert. Eine Autoausfahrt würde ihr sehr gefallen und etwas Abwechslung in ihren tristen Alltag bringen. Auch dies sei nicht möglich. Ein etwas gelockertes Regime mit Gartenspaziergang muss noch warten. Der Herr Heimarzt sei wie immer erst wieder am nächsten Dienstag im Heim und werde erst dann sein OK dazu geben können. Eine Intervention von mir wünscht sie nicht, sie hat Angst, dass sich das für ihre Mutter negativ auswirken könnte.

Ich lese im aktuellen P.S. einen Nachruf, der mich sehr berührt: «Ein engagiertes Zürcher Leben». Trudi Weinhandl-Kägi ist im Alter von 91 Jahren verstorben. Sie hat sich ihr Leben lang in Frauen-, Friedens- und sozialen Organisationen engagiert. Der Zeitungsartikel endet wie folgt:

«Seit Ende 2016 lebte Trudi im Alterszentrum Limmat. Es fehlte ihr dort an nichts, für alles war gesorgt. Das Heimleben verleidete ihr aber bald, es fehlten ihr die so wichtigen Aufgaben in der Gesellschaft. ... Am 27. Mai ist sie – nach acht schwierigen Corona-Wochen – mit Hilfe von Exit gestorben. ...».

Sie wird in keiner Corona-Statistik aufgeführt.

«Eingesperrt, ausgeschlossen»

Ich erhalte viele Rückmeldung nach meinem Club-Auftritt. So telefoniert mir auch die Journalistin und Autorin Daniela Kuhn. Ihre alte Mutter lebt in einem Altersheim in

Zürich Wiedikon. Daniela Kuhn recherchiert zum Thema. Wir treffen uns im August. Ende 2020 erscheint ihr Buch «Eingesperrt, ausgeschlossen»⁵⁸².

Am 5. Juni erhalte ich gegen Abend eine Mail von Ueli Schwarzmann, dem ehemaligen Präsidenten der Kirchenpflege Neumünster, der mich für das Kirchenkreiskommmissionspräsidium angeworben hat. Ueli war Direktor der städtischen Altersheime und versteht viel von der Materie. Er will ein treues, 90jähriges Gemeindemitglied an den Abschiedsgottesdienst für Pfarrerin Andrea Ruf vom nächsten Sonntag in die Kreuzkirche begleiten. Ich selber werde ein paar Abschiedsworte sagen. Nun wohnt unser Neunzigjährige aber leider in einem Alterszentrum. Als erstes wurde Ueli Schwarzmann beschieden, seine Anfrage von heute Samstag sei zu spät, sie hätte bis gestern Freitag erfolgen müssen, da am Wochenende keine Leitungsperson anwesend sei, die dies bewilligen könne. Ueli insistierte und verlangte, dass man bei einer zuständigen Person telefonisch zurückfrage. Dies ergab dann eine Zustimmung, schon folgte aber das nächste Problem: Ueli muss ein Formular unterzeichnen, in welchem er die Verantwortung für die Einhaltung der Schutzmassnahmen übernimmt. So weit so gut, aber morgen Sonntag ist vor 10.00 Uhr niemand am Empfang des Altersheims, und so kann man diesen offenbar äusserst wichtigen Formalakt vor Beginn des Gottesdienstes nicht abwickeln. Ueli meint, der Pensionär könne das Formular doch einfach mitbringen und ihn dann unterzeichnen lassen. Ausnahmsweise geht das; wirklich viel Vertrauensvorschuss für Ueli.

Es ist nicht nur bei mir der Eindruck entstanden, dass Heimleitungen und weitere Verantwortliche oftmals einfach gemäss Befehl und ohne Augenmass verfahren, dabei aber den Heiminsassen sehr viel, m.E. zu viel zumuten.

Ich schreibe meinem lieben ehemaligen Arbeitskollegen Christian Schuhmacher, der jetzt für die Ausarbeitung der Anordnungen der Gesundheitsdirektion zuständig ist, eine Mail und bitte ihn um Rat. Er zeigt zwar Verständnis, kann aber auf meine Argumentation nicht weiter eingehen. Das war auch nicht zu erwarten.

⁵⁸² Daniela Kuhn, *Eingesperrt, ausgeschlossen. Besuchs- und Ausgehverbot in Heimen: 17 Bewohner und Angehörige erzählen*, Zürich 2020. Das Gespräch mit mir: siehe S. 97-104.

Kollektivismus vs. Individualismus – Sozialismus vs. Bürger:innengesellschaft

Ich habe schon weiter vorn ausgeführt, dass uns der staatliche Umgang mit Corona wieder einmal die Unterschiede der verschiedenen politischen Systeme und Kulturen klar vor Augen führt. Das sozialistische Modell ist besser gewappnet, um gegen Corona mit strengen kollektiven Massnahmen vorzugehen und sie durchzusetzen. Das zeigt sich an China deutlich⁵⁸³. Rechtssubjekt ist dort die Gesellschaft und nicht die einzelne Person, einzelne Ausbrecher oder abweichlerische Gruppen werden gnadenlos sanktioniert.

Auch in unseren Breitengraden wird der Ruf nach harten kollektiven Massnahmen immer lauter. Hier werden wiederum geschichtliche und kulturelle Unterschiede deutlich. Ein ursprünglich royalistischer Staat wie Frankreich – heute mit einer stark ausgeprägten präsidentiellen Struktur – ordnet zentralistisch und mehr oder weniger diskussionslos harte Massnahmen an. Auch die Deutschen akzeptieren eher eine starke zentralistische staatliche Hand als wir Eidgenoss:innen. Aber auch bei uns ertönt sehr laut der Ruf nach harter Staatshand.

Fatal wirkt sich zudem die Schweizerische Eigenheit aus, Erfolge klein zu reden und Gefahren aufzubauschen. Gehen die Ansteckungen zurück, so wird uns von Berset, Mauch und Co. sofort klar gemacht, dass dies nur vorübergehend ist, die wirklich grossen Gefahren noch bevorstehen und es keinerlei Grund für Freude oder Optimismus gibt. Irgendein Epidemiologe oder Virologe darf in der breiten Öffentlichkeit verkünden, dass die Ansteckungszahlen im Verlauf des Frühjahrs 2021 zwar allenfalls etwas zurückgehen werden, dass aber die grosse Gefahr besteht, dass sie sich im Sommer wegen unserer Sorglosigkeit und unserem Leichtsinns wieder explosionsartig vermehren werden. Sich auf einen normalen Sommer freuen – verboten. So nimmt man den Menschen jede Hoffnung. Ich wiederum reagiere wie für mich typisch immer mehr mit Ärger und Wut auf diese Politik. Ganz altväterisch frage ich mich manchmal, wozu unsere Vorfahren die Schweiz und unsere Freiheit notfalls auch wehrhaft verteidigt haben und mit ihrem eigenen Leben dafür eingestanden sind. Und jetzt

⁵⁸³ Dies hat sich im Verlauf der Zeit aber total ins Negative verwandelt. China hat noch lange an der Null-Covid-Strategie festgehalten. Es hat seine Bürger:innen wie Sklav:innen behandelt, als es längst klar war, dass dies der falsche Weg ist. Ja, ein diktatorisches System kann harte Massnahmen besser durchsetzen als ein demokratisches, insbesondere auch falsche, menschenunwürdige und völlig verfehlt.

nimmt uns die eigene Regierung unsere Freiheit, und wir lassen es einfach so geschehen.

Die Hoffnung stirbt zuletzt, heisst es so schön.

In Corona-Zeiten scheint sich zudem eine typische Mediengepflogenheit sehr ungut auszuwirken: Good News are no News. Nur schlechte Nachrichten sind echte. Es interessiert nicht Deeskalation, sondern Eskalation. Gehör findet, wer alarmiert, nicht aber, wer beruhigt. Der Zürcher Regierung wird Taten- und Planlosigkeit vorgeworfen, weil sie nicht in einen hysterischen Aktionismus verfällt, gleich ergeht es dem Bundesrat, wenn er Lockerungen verordnet. Es ertönt überall die übliche Kakophonie, aber noch viel schriller und unversöhnlicher als sonst.

Es bleiben immer mehr die Individualrechte des Einzelnen auf der Strecke. Hier fällt mir je länger je störender auf, dass auch unsere Linke, vor allem auch „meine“ SP, meist nur kollektivistisch denkt und argumentiert. Den Bürgerlichen ist die Verteidigung der Individualrechte überlassen.

Ich befinde mich argumentativ je länger je mehr auf der Seite von Personen wie Bundesrat Ueli Maurer oder Kantonsrat Claudio Schmid und rege mich über Leute wie Bundesrat Alain Berset oder Stadtpräsidentin Corinne Mauch auf, die zusammen mit den Medien immer wieder nach noch härteren Massnahmen rufen (Stand Frühjahr 2020). Und Alain Berset scheint im Blick einen guten (Bundes)Genossen gefunden zu haben.

Allein schon die Vehemenz, mit welchen die gegensätzlichen Standpunkte von den verschiedensten Leuten vertreten werden, sollten einem eigentlich klar machen, dass es nicht einfach eine richtige und eine falsche Position gibt. Bei dieser Ausgangslage ist gegenseitige Toleranz und der Versuch, sich in den anderen hinein zu versetzen, die einzige zielführende Haltung.

Inzwischen sollte es auch der Hinterste und die Letzte gemerkt haben: Corona kann nicht eingedämmt und zum Verschwinden gebracht werden, jedenfalls solange nicht, als es keine wirksame und nachhaltige Impfung dagegen gibt.

Von der Verhältnismässigkeit her gesehen machen die vier Hauptmassnahmen Hygiene, Abstandhalten, Räume lüften, Maskentragen durchaus Sinn, bei Corona-

Verdacht Quarantäne und bei positivem Testergebnis Isolation. Und natürlich: im Verdachtsfall sofort testen, testen und testen⁵⁸⁴.

Fragwürdig und nicht grundrechtskonform finde ich generelle Ausgeh-, Kontakt- und Besuchs-, Demonstrationsverbote, Lockdown (auch nur befristet), Sperrstunden vor 24.00 Uhr und Reisequarantänen.

Oder ganz generell: Kollektive Massnahmen sind m.E. nur zulässig, wenn sie nicht zu stark die Grundrechte beschränken. Massive Grundrechtseinschränkungen dürfen nur einzelfallmässig angeordnet werden, und dem Betroffenen muss dagegen ein rasches Rechtsmittel zur Verfügung stehen. So verstehe ich Rechtsstaat und Demokratie (Bürger:innendemokratie und nicht Volksdemokratie!).

Es geht je länger je weniger an, dass sieben demokratisch schlecht legitimierte (weil nicht vom Volk gewählte) Bundesrät:innen gestützt auf ein sehr pauschales Epidemiegesetz, welches sich für uns alle als eigentliche Wundertüte erwiesen hat, sowie ein eilig zusammengeschustertes Ermächtigungsgesetz (Covid-19-Gesetz) uns allen die Freiheit massiv einschränkt. Die eine Hälfte der Bevölkerung scheint dies gut zu finden, der andere, tendenziell immer grösser werdende Teil findet dies schlecht⁵⁸⁵.

Besonders beeinträchtigt ist die Jugend.

Mein letzter Besuch bei Mutter vom 11. Juni 2020

Natürlich wusste ich es damals noch nicht, aber am 11. Juni 2020 besuchte ich Mutter ein letztes Mal im Seniorama. Endlich war wieder ein Besuch ausserhalb der „Verrichtungsboxen“ in der Cafeteria möglich. Mutter wartete schon an ihrem Tisch, als ich um 13.30 Uhr eintraf. Immer noch galt es Abstand zu halten - berühren verboten - wir sassen je an einem Tischende. Die Unterhaltung verlief wie immer in der letzten Zeit eher einseitig. Ich erzählte von der Familie, stellte Mutter ab und zu eine Frage, und wir tranken gemeinsam einen Espresso. Ich hatte um 16.00 Uhr einen Termin im Kirchgemeindehaus Balgrist und brach nach 15.00 Uhr deshalb auf. Mutter bat mich vorher noch, eine Pflegerin zu rufen, welche sie wieder in ihr Zimmer begleiten würde.

⁵⁸⁴ Und natürlich befürworte ich auch die Impfung, welche damals noch nicht flächendeckend zur Verfügung gestand ist, sowie die Zertifikatspflicht.

⁵⁸⁵ Die menschliche Vernunft steckt gerade in einer Krise: Wie können wir sie auch in irrationalen Zeiten bewahren? (NZZ vom 28.1.2021, auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt).

Sie findet den Weg nicht allein, und ich darf sie nicht hinaufführen. Ich ging deshalb zum Empfang, wartete ca. 10 Minuten mit Mutter am Tisch und verliess sie dann, weil ich nicht zu spät zum nächsten Termin kommen wollte. So ist mein letztes Bild von Mutter, wie sie auf eine Pflegerin wartend in der Cafeteria sitzt. Sie wirkt leicht unsicher und sieht mein Abschiedswinken von der entfernten Tür aus nicht mehr. Es ist für mich ein trauriges, aber stimmiges letztes Bild von Mutter. Und einmal mehr habe ich etwas verpasst.

Am 16. Juni 2020 fuhren Kornelia und ich zum ersten möglichen Zeitpunkt, als die Einreise nach Frankreich wieder erlaubt war, nach Ramatuelle. Am 22. Juni 2020 kehrten wir spät abends wieder nach Hause zurück. Meinen nächsten Besuch bei Mutter plante ich für den Freitag, 26. Juni 2020.

Reue

Rückblickend wünschte ich mir natürlich, dass ich Mutter bereits am 23. Juni, am Tag nach meiner Rückkehr aus Frankreich, besucht hätte. Zudem würde es sich besser anfühlen, wenn ich Mutter am letzten Besuch vom 11. Juni nicht allein am Tisch zurückgelassen hätte, bis die Pflegerin sie abholt. Ich bin aber nicht geblieben, sondern gegangen, weil ich gemeint habe, unter Zeitdruck zu stehen.

Ich bin nicht der „Wenn- und hätte ich doch“-Typ, aber solche Gedanken kommen automatisch, und man wird sie auch kaum wieder los.

Reue ist ein starkes und nachhaltiges Gefühl.

24. Juni bis 8. Juli 2020: Geburtstag und Todestag

Mutter ist gestorben.

Kantonsschule Stadelhofen, Maturfeier für Angelina.

Kleiner Corona-Alarm an der Rehalpstrasse.

Auch Willi ist gegangen.

Gedanken zu Mutters Sterben.

Heute, am 24. Juni, hat Angelina ihren 19. Geburtstag, und heute ist im Alter von 92 Jahren, einem Monat und einem Tag, meine Mutter gestorben.

Kurz vor 9 Uhr hat mir meine Schwester telefoniert. Sie habe einen Anruf aus dem Seniorama erhalten. Es gehe Mutter schlecht. Sie sei mit Hilfe einer Betreuerin aufgestanden und dann zusammengebrochen. Nun liege sie wieder im Bett. Ich sage Regula, dass ich sie besuchen komme. Bereits 40 Minuten später telefoniert mir Regula wieder. Mutter sei soeben gestorben.

Viel gibt es im Moment nicht zu sagen. Wir machen für 11.30 Uhr im Seniorama ab.

Ich telefoniere Markus und Silvia. Beide sind sehr überrascht. Markus verspricht, auch ins Seniorama zu kommen.

Es ist für Juni sehr heiss und wie immer hat es zu viel Verkehr in der Stadt. Ich bin sehr froh, dass mich Kornelia begleitet. Am Eingang vor dem Altersheim warten Regula, Hans und Markus. Gemeinsam gehen wir zu Mutters Zimmer 205 im zweiten Stock. Wir treten sofort ein, so dass ich nur einen kurzen Augenblick lang Zeit habe, mich zu fürchten. Mutter liegt im Bett, schön hergerichtet mit einer Blume zwischen den Händen. Ihre Fingernägel sind wie immer gut gepflegt und durchsichtig lackiert. Das Kinn ist mit einer hautfarbenen Binde nach oben gebunden. Mutter macht einen gelösten Eindruck. Sie habe in den letzten Minuten ihres langen Lebens losgelassen und nicht den Eindruck erweckt, dass sie Schmerzen habe, sagt uns nachher eine Pflegerin.

Ich knie vor ihrem Bett hin, demselben, in dem auch schon Vater gestorben ist. Ich glaube, dass Mutter immer gern in diesem Bett geschlafen hat, in welchem ihr Leo bis

zuletzt neben ihr gelegen ist. Es ist wie ein Spitalbett ausgerüstet, in verschiedene Richtungen verstellbar. Wir haben Vater dazu überreden müssen, es anzuschaffen. Wohl im Jahr 2012 oder 2013 war er ziemlich krank. Er hatte einen schweren Husten, den er fast nicht mehr loskriegte, und er konnte eine Zeit lang kaum mehr flach liegend schlafen. Deshalb machte er es sich im grossen Lehnstuhl bequem, schlief dabei aber nur halb. Ein neues Bett für 5000 Franken fand er zu teuer. Es lohnte sich für ihn nicht mehr, meinte er. Wir überredeten ihn dann gemeinsam, und das war gut so. Er erholte sich wieder ziemlich gut und fasste nochmals ein bisschen neuen (Lebens)Mut. Seine tägliche Havanna Zigarrenration musste er von zwei auf eine reduzieren.

Ich lege meinen Kopf an Mutters Oberarm. Er ist ganz weich. Die Hand, die ich berühre, ist angenehm kühl, aber schon sehr weiss, fast wie Elfenbein. Die Haut ist immer noch recht straff und wirkt auf eigentümliche Weise nicht alt. Es wirkt alles irgendwie unwirklich, und ich habe das Gefühl, Mutter könnte sogleich aufwachen. Es ist das erste Mal seit Anfang März, dass ich sie wieder berühren darf, aber jetzt ist Mutter tot.

Wie schon bei Vater kommt wieder die Hausärztin Frau Dr. Knill für die Totenschau. Sie hat Mutter noch vor zehn Tagen untersucht. Es habe alles altersgemäss soweit gut ausgesehen. Die Blutwerte seien für ihr Alter sogar recht gut gewesen. Vielleicht habe sie beim Aufstehen ein spontanes medizinisches Problem bekommen, einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt. Frau Dr. Knill beschränkt sich auf eine kurze Untersuchung. Anschliessend wird sie die Todesbescheinigung ausstellen.

Ich bleibe als letzter im Zimmer mit Mutter zurück, bete mit ihr und verabschiede mich von ihr.

Die folgenden Tage

Am nächsten Tag treffen sich Regula und ich vor dem Stadthaus und stattdessen dem Bestattungsamt einen Besuch ab. Es läuft alles wie das letzte Mal bei Vater ab. Nein, wir wollen nicht, dass Mutter aufgebahrt wird. Und ja, sie soll ohne weitere Wartefrist kremiert werden.

Die Urnenbeisetzung soll am 8. Juli 2020 um 11.15 Uhr im kleinen Friedhof Albisrieden stattfinden. Vater und Mutter werden sich gemeinsam ihr Grab teilen.

Am Freitag besuchen Regula und ich Pfarrerin Erika Compagno, die am 8. Juli 2020 die Abdankung in der Bühlkirche leiten wird. Ich kenne Sie aus einer Arbeitstagung meines Kirchenkreises und habe sie deshalb direkt angefragt. Die Bühlkirche als Ort der Abdankung drängt sich auf: einerseits liegt das Seniorama «Im Tiergarten» im Kirchenkreis drei, vor allem aber war die Bühlkirche die Familienkirche meiner Kindheit. Regula und ich wurden dort konfirmiert, Regula heiratete 1975 in der Bühlkirche ihren Hausi, die Abdankung für Grösli fand hier statt und drei meiner vier Kinder wurden hier getauft.

Das Gespräch mit der Pfarrerin ist intensiv und zeigt verschiedene Male deutlich, dass Regula und ich vieles anders in Erinnerung haben oder zumindest deutlich anders gewichten. Wir stimmen aber darin überein, dass uns die Eltern und vor allem auch Mutter unterschiedlich behandelt haben. Mutter habe eigentlich Männer bevorzugt, meint Regula. Etwas, was Kornelia auch über ihre Mutter sagt. Ich sei eher geschont worden, erinnert sich Regula, und sie habe oft die volle Ladung abgekriegt, vor allem auch später, als meine Ehe mit Elisabeth in Schieflage geraten ist. Da sei nicht die geringste Kritik an mir erlaubt gewesen, sonst sei Mutter böse geworden. Dass diese Zeit Mutter sehr stark belastet und dass sie mich nach Kräften unterstützt hat, weiss ich natürlich. Als wir über den Entwurf des Lebenslaufs für Mutter diskutieren, wie er in der Kirche verlesen werden soll, weist Regula zu Recht darauf hin, dass ich vieles nicht erwähnt oder vergessen habe: Mutters Hobbies und Tätigkeiten für wohltätige Institutionen, Mutter der Bewegungsmensch beim Schlittschuhlaufen und Turnen, Mutter die Schneiderin usw. Ich mache mir wohl tatsächlich zur Hauptsache mein Machobild von Mutter als Hausfrau und Köchin, immer da für ihren Ehemann und ihre Kinder. Damit wird man längst nicht allen Facetten ihrer Person gerecht.

Die Tage vergehen.

Corona?

Am Montag bin ich zum normalen Arztcheck bei Dr. Sutter gewesen, heute Freitag, 3. Juli 2020, werden die Resultate besprochen. Alles ist soweit recht gut, ein Prostatawert muss noch vertieft abgeklärt werden.

Am Schluss gibt es doch noch eine Überraschung: Ich habe offenbar bereits Covid 19 gehabt. Das Testresultat ist eindeutig, es wurde eine recht hohe Konzentration an

Antikörpern nachgewiesen. Die Wahrscheinlichkeit für die durchgemachte Krankheit liegt bei über 94%. Das wäre an sich ja noch nicht besonders erstaunlich. Wirklich speziell ist aber, dass ich einen entsprechenden Krankheitsverlauf bereits Mitte Dezember 2019 hatte, also mehr als zwei Monate bevor der erste positive Fall in der Schweiz bekannt geworden ist. Gemäss weiter vorn gemachten Ausführungen hatte ich am 10. Dezember 2019 ein dumpfes Gefühl im rechten Ohr, am 15. Dezember verspürte ich schon morgens unter der Dusche ein unangenehmes Kratzen im Hals und am Abend, nach der Rückkehr vom Ausflug mit Kornelia in Strassbourg bekam ich plötzlich hohes Fieber und lag dann ungefähr vier Tage lang ziemlich flach. Bald kam ein sehr unangenehmer, schmerzhafter Husten dazu. Der ausgespuckte Schleim war öfters blutig. Erst nach einem Monat war der Husten wieder ganz abgeheilt. Als ich am 20. Dezember zu Dr. Sutter zur Kontrolle ging, stellte er eine virale Bronchitis fest, wohl verursacht durch eine Grippe. Ich war ab Mitte Januar wieder ziemlich fit und hatte anschliessend bis heute keinerlei Symptome einer Erkrankung, nicht einmal einen kleinen Schnupfen.

Natürlich ist nichts bewiesen, und es könnte sein, dass ich im Dezember 2019 wirklich nur eine normale Grippe mit Bronchitis hatte und dann irgendwann im Frühling völlig unbemerkt eine Covid-Infektion. Wahrscheinlich und plausibel ist dies aber nicht. Eine Fehlmessung war es nicht, ein zweiter Bluttest ergibt dasselbe Resultat. Vielleicht eine Kreuzimmunität auf Grund einer Infektion mit einem anderen Corona-Virus?

Wo könnte ich mich infiziert haben? Möglich wäre eine Ansteckung anlässlich der Justizvollzugstage im Weltpostverein in Bern Ende November 2019, natürlich auch irgendwo im öV oder in der Hirslanden-Notfallstation, als ich Ende November wegen einer kleinen Lungenembolie dort war, beim Gottesdienst in der alten Kirche Fluntern, beim Konzert von Angelina in der Wasserkirche, bei der letzten Sitzung des Stiftungsrates SKJV in Fribourg oder beim Jahresschlusssessen des Obergerichts, in irgendeinem Restaurant oder sonst wo. Möglichkeiten gibt es viele.

Ich könnte natürlich auch zahlreiche andere Personen angesteckt haben, ein Superspreader war ich aber wohl eher nicht. In unserem Haushalt an der Rehalpstrasse hatte niemand ähnlich starke Symptome. Immerhin fühlte sich zur fraglichen Zeit Kornelia während zweier Tage ziemlich grippig, was bei ihr nur sehr selten vorkommt.

Doppelte Ironie und tieferer Sinn

Das heisst also, dass ich bei Mutter und Martin in ihren Heimen zu Besuch war, als ich möglicherweise mit Covid ansteckend war, nur ahnte das damals niemand. Ich habe sie auch ganz offensichtlich nicht angesteckt. Und dann konnte ich ab Mitte März 2020 Martin und Mutter nicht mehr besuchen, obwohl ich bereits gegen Corona immun und eine Ansteckung nicht mehr möglich war. Natürlich konnte das niemand wissen, es zeigt aber, wie alles spekulativ und wie dünn das Eis ist.

Wie ist der Zusammenhang mit der Embolie von Ende November 2019? Vermutlich besteht gar keiner. Andererseits dürfte der Umstand, dass ich wegen der Lungen- thrombose wieder Blutverdünnungsmittel nahm, auf einen allfälligen Corona-Verlauf einen positiven Einfluss gehabt haben. Also ist es gut, dass ich die Embolie bekam. Heisst das nicht auch, dass meine Zeit eindeutig noch nicht abgelaufen ist? Gerne lege ich mir das so zurecht.

Angelinas Maturfeier

Am 3. Juli um 18.00 Uhr beginnt die Maturfeier in der grossen Halle der Kantonsschule Stadelhofen. Angelina wird für die beste Maturitätsarbeit des Hauses und das beste Maturitätszeugnis (Notenschnitt: 5,58) geehrt. Ich bin sehr stolz.

Corona-Alarm

Fabian, der Freund von Florence, der bei uns wohnt, ist heute Dienstag, 7. Juli 2020, nicht zur Arbeit gefahren. Er fühlt sich unwohl, hat eine sehr stark verstopfte Nase und Gliederschmerzen. Zudem hat er in der Nacht stark geschwitzt. Corona-Symptome? Ich rate ihm und Florence, die natürlich mit ihm ständig auf Tuchfühlung ist, dringend, einen Corona-Test zu machen. Fabian sollte zudem Morgen Mittwoch nicht an Mutters Beerdigung kommen, Florence, die keinerlei Symptome hat, nur an den Abdankungs- gottesdienst in der Bühlkirche, aber immer schön auf Distanz. Sie entschliesst sich dann aber schweren Herzens, auch nicht an die Beerdigung zu kommen. Am nächsten Tag, leider erst nach der Beerdigung, bekommen beide eine positive Antwort, nämlich ein negatives Testergebnis. Trotzdem ist für mich diese Vorgehensweise an sich zwingend gewesen, wenn auch innerfamiliär nicht ganz unumstritten. Bin ich zu vorsichtig?

Adieu Willi

Heute am 7. Juli 2020 ist um 14 Uhr Willi Sailer gestorben, der Exmann der Schwester meiner Exfrau Elisabeth. Noch am Wochenende vor einer Woche durfte er die Hochzeit seiner Tochter Patrizia mitfeiern. Ich habe von Silvia ein Foto zugeschickt bekommen, auf welchem er glücklich und stolz zu sehen ist. Am Montag nach dem Fest hat er eine schwere Hirnblutung erlitten. Trotz zwei grossen Operationen konnte er nicht mehr gerettet werden. Heute wurden die lebenserhaltenden Maschinen abgestellt.

Willi war ein lieber Mensch und sehr guter Vater. Er hat Silvia in der schwierigen Zeit ihrer verschiedenen Lehrstellen- und Wohnungswechsel sehr geholfen. Sie konnte eine Zeit lang in einer kleinen Wohnung in Adliswil direkt neben ihm und seiner Frau Reni wohnen.

Ich werde Willi nicht vergessen.

Mittwoch, 8. Juli 2020

Um 11.15 Uhr lassen Regula und ich Mutters Urne ins vorbereitete Grab von Vater und neuerdings nun also auch von Mutter herabgleiten. Direkt vor dem Grabstein steht ein Holzkreuz für Mutter: Heidi Manhart-Schmid, 1928 – 2020. Ein Bildhauer wird in der nächsten Zeit die Inschrift auf dem Grabstein entsprechend ergänzen⁵⁸⁶.

Es sind Regula und ich, Kornelia und Hausi sowie unsere Kinder (ohne Florence sowie ohne Susi und Familie, die in England bleiben mussten) und sämtliche Enkel (natürlich ohne diejenigen von Susis Seite) gekommen. Anschliessend gehen wir zu Regula nach Hause zum Lunch.

Um 14.00 Uhr findet der Abdankungsgottesdienst in der Bühlkirche statt. Er ist schön und feierlich, Pfarrerin Erika Campagno spricht einfühlsam, die Organistin Els Biesemans erfreut uns. Wunderbar spielen auch Kornelia und Angelina drei Stücke aus der Zauberflöte, dazwischen trägt Regula den Lebenslauf von Mutter vor⁵⁸⁷, ich ein Gedicht, das auf demjenigen zu Mutters siebzigstem Geburtstag basiert. Ich habe

⁵⁸⁶ Das ist anfangs Jahr 2021 so geschehen, es steht aber nur noch Heidi Manhart geschrieben: vgl. Anhang 31.

⁵⁸⁷ Vgl. Anhang 28.

die ursprüngliche Gedichtsfassung am Schluss etwas angepasst und ergänzt.
Schliesslich sind seither 22 Jahre vergangen:

Öisi Mueter d'Heidi

...

De Leo und d'Heidi

zusammen sie beidi

Für siebzig Jahr.

Der Abschied wog schwer, vor allem für d'Heidi.

Fünf Jahre im Heim

Sehr oft sich allein

Und einsam sich fühlte

Denn Leo ihr fehlte

Immerdar.

Am 24. Juni ist's dann so

Und wie am Anfang doch

War's ein Mittwoch.

Zum A kommt das O

Traurig und froh.

Nie mehr einen Menschen haben

Ihm Mutschgi, Mütterchen, Mutter zu sagen

Kein Lebewohl mehr, auch keine Fragen

Wie geht es Dir, was macht Dir Sorgen?

Doch heute und morgen:

Ei dideldum Deidi

De Leo und s'Heidi

Vereint sind sie beidi.

Mutter Adieu.

Zum Leidmahl trifft sich der enge Familienkreis, immerhin rund 25 Personen, im Falken bei der Schmiede Wiedikon. Es freut mich riesig, dass Urs Biehler vom Wohnheim Tilia

zusammen mit einer Kollegin Martin hierherbringt. Er kommt gerade rechtzeitig zum heissen Fleischkäse, von welchem Martin drei Stück verschlingt (inkl. die Hälfte von meinem, den er mir vom Teller schnappt). Und dann mache ich erstmals überhaupt ein paar Fotos, auf welchem alle meine vier Kinder zusammen sind!⁵⁸⁸ Ich selber geselle mich dann auch noch dazu.

Gedanken zu Mutters Sterben

Gerne hätte ich mehr über die näheren Umstände von Mutters Tod erfahren. Ich habe allerdings nicht darauf insistiert, mit der Pflegerin zu sprechen, die bei ihrem Sterben unmittelbar dabei war. So blieb es beim Gespräch mit ihrer Vorgesetzten. Kornelia meinte nachher, so wie sie aus den Schilderungen habe heraushören können, sei Mutter nicht mehr selber freiwillig aufgestanden, sondern sei wohl dazu angehalten worden. Möglicherweise wäre sie andernfalls einfach nicht mehr aufgewacht, so wie sie es sich immer gewünscht hatte. Ist es also so, dass sie zum Aufstehen gedrängt wurde und dann zusammenbrach?

Wirklich wichtig ist das vielleicht nicht mehr. Es würde aber wie das Pünktchen aufs i passen, wenn ihr auch in diesem Punkt die letzte Entscheidungsfreiheit genommen worden wäre. Es würde sehr gut das Bild abrunden, wie Mutter ihre Zeit im Seniorama verbringen musste. Nicht mehr wirklich selbstbestimmt und manchmal etwas gegen ihren Willen herumgeschoben, bis zuletzt? Ich weiss es nicht. Sicher ist aber, dass ich sie nicht davor beschützt habe.

Der Umgang mit Mutters Tod im Seniorama manifestiert für mich nochmals geradezu exemplarisch die grosse Schwierigkeit im Umgang mit alten Menschen und ihrem Sterben. Da war sicher einerseits der Wille und das Bemühen des Personals, das Ableben eines Menschen im Heim möglichst würdig zu gestalten. Gleichzeitig zeigte sich auch die grosse Routine im Umgang damit und die Tendenz, rasch zum Alltag zurückzukehren. Mutters Hausärztin wurde aufgeboten, sie untersuchte Mutter nur kurz und füllte den Todesschein aus. Schon war sie wieder weg. Mutter war im Bett zurecht gemacht worden, etwas Blumen und gefaltete Hände. Ihr Kinn war mit einem hautfarbenen Verband hochgebunden. Damit sollte verhindert werden, dass der Kie-

⁵⁸⁸ Vgl. Anhang 32.

fer herunterklappt. Nicht nur Kornelia empfand es als etwas lieblos oder eben einfach sehr routiniert gemacht.

Ich habe mir nach Mutters Tod kurz überlegt, ob ich ihren Mitbewohner:innen im Andenken an sie einen Apéro oder ein spezielles Dessert offerieren sollte. Kaum gedacht, schon wieder verworfen. Der Tod ist in einem Altersheim zwar allgegenwärtig, gleichzeitig aber unsichtbar. Auch eine Gedenkecke für die kürzlich verstorbenen Pensionär:innen, z.B. mit Fotos, Blumen und Kerzen, habe ich nirgends gesehen. Vielleicht übersehen? Jedenfalls haben die meisten Altersheime wohl keine wirkliche Abschiedskultur entwickelt, dafür eine Willkommenskultur. Der Neuankömmling, welcher nach dem Ableben eine:r Pensionär:in das leer gewordene Zimmer bezieht, wird herzlich begrüsst. Und dann begibt er/sie sich in die Warteschlange bis zum nächsten Wechsel. Das dauert im Durchschnitt weniger als zwei Jahre.

Ich nahm während der Zeit von November 2015 bis Juni 2020, in welcher Mutter im Seniorama gelebt hatte, natürlich die ständigen Wechsel rund um ihr Zimmer herum wahr, immer wieder neue Namensschilder an den Türen der Pensionär:innen-Zimmer. Mutter hat sämtliche Mitbewohner:innen in ihrer näheren Umgebung, welche sie bei ihrem Einzug angetroffen hat, überlebt. Ihre Aufenthaltsdauer im Seniorama ist auch zweieinhalb Mal so hoch wie die gesamtschweizerische durchschnittliche Aufenthaltsdauer in einem Altersheim. Ich kann leider aber nicht sagen, ob diese relativ lange Zeit für sie noch wirklich lebenswert war. Falls dies irgendjemand als Vorwurf verstehen will, so richtet sich dieser in erster Linie an mich selber.

Mutters Zimmer war schon nächste Woche vollständig leergeräumt und bald wieder belegt. Nachdem wir vor knapp fünf Jahren die grosse Vierzimmerwohnung der Eltern an der Hädrichstrasse aufgelöst hatten, war jetzt nicht mehr viel zu tun. Regula und ich haben noch einige von Vaters schönen Tiffany-Lampen und Bilder unter uns aufgeteilt. Mutters und Vaters «Spitalbett» hätten wir dem Heim überlassen, sicherlich hätte sich ein:e Pensionär:in darüber gefreut, es funktionierte nach wie vor tiptop und sah immer noch fast wie neu aus. Die Heimleitung teilte uns jedoch mit, man habe hier eigene Standards, und lehnte dankend ab. So hat es dann schliesslich der ursprüngliche Lieferant gerne wieder zurückgenommen.

Wer will es den Verantwortlichen schon verübeln, dass sie im Heim möglichst rasch zum Alltag zurückkehren wollen. Allenfalls wäre es zu bedrückend, jede Woche oder gar mehrmals pro Woche eines Abschieds mit einem besonderen Ritual zu gedenken.

Die allgegenwärtige Auseinandersetzung der Heimbewohner:innen mit ihrem eigenen Lebensende und dem Tod wird vollständig in ihre höchstpersönliche Privatsphäre verschoben. Dies ist sicherlich im Sinne des Personals, ich bin mir aber nicht so sicher, ob sich dies auch alle Pensionär:innen wirklich so wünschen.

Seit 1957 bis heute: Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich

Mein Vater und ich.

Meine Mutter und ich.

Meine Schwester und ich.

Die ersten Erinnerungen an meinen Vater reichen wohl bis Anfang der Sechzigerjahre zurück. Ich sehe vor meinen geistigen Augen das Schlafzimmer meiner Eltern und wie meine Schwester Regula und ich frühmorgens ins elterliche Bett unter die Decke schlüpfen. Ich weiss nicht mehr, ob es ein Doppelbett war oder zwei nebeneinander oder wie später im rechten Winkel zu einander aufgestellte Betten meiner Eltern waren. Ich erinnere mich jedenfalls noch an Vaters kühle Haut, die mir als sehr weiss erschienen ist. Möglicherweise hat er auch mit nacktem Oberkörper geschlafen, ich weiss es nicht mehr. Es muss jedenfalls ein Sonntagmorgen gewesen sein, sonst wären meine Eltern längst aufgestanden. Es ist eine schöne und friedliche Erinnerung. Interessanterweise ist die zweite Erinnerung auch ein eher physische, nämlich wie mich mein Vater im Türlensee zum Schwimmen Huckepack auf seinen Rücken genommen hat. Ich habe mich dort sicher und wohl gefühlt, und er ist mit mir zum Floss geschwommen. Da bin ich noch nicht älter als vier gewesen. Schliesslich erinnere ich mich daran, wie er mich nach meiner Mandeloperation im Kantonsspital besucht hat. Ich war vier Jahre alt und habe wegen Komplikationen noch ein Schläuchlein in der Nase gehabt, welches etwas herausgehangen ist. Ich habe damit Grimassen gemacht. Vater hat gelacht und ebenfalls das Gesicht zu einer Grimasse verzogen. Ansonsten habe ich wenig konkrete frühe Kindheitserinnerungen an meinen Vater. Er ist jeweils vor sieben Uhr morgens aus dem Haus gegangen und oftmals erst nach acht Uhr abends zurückgekehrt. Manchmal hat er über Mittag mit uns zusammen gegessen. Er ist immer rasch fertig gewesen, hat sich in der Wohnstube für ein zwanzigminütiges Schläfchen aufs Sofa gelegt, und - wusch - ist er wieder weg gewesen.

Vater und ich haben uns kaum gestritten, und er hat auch nur selten mit mir geschimpft. Einmal aber habe ich ihn ungewollt verärgert. Ich war noch in der Unterstufe. Wie viele

andere Kinder auch habe ich Bildchen von Schauspieler:innen gesammelt, die man im Kiosk hat kaufen, unter einander tauschen und dann in ein Album einkleben können. Ich habe ihm meine Sammlung gezeigt. Zu einem Schauspieler, der mir an sich imponiert hat, meinte er, dass dieser doof aussehe. Ich habe nicht genau gewusst, was dieses Wort bedeutet. Ich habe deshalb die Probe aufs Exempel gemacht und Vater etwas später gesagt, dass er doof sei. Er hat ziemlich überrascht reagiert und mir gesagt, dass er so etwas von mir nie mehr hören wolle. Somit ist mir auch klar geworden, dass das Wort nichts Positives heissen kann.

Er war kein Vater, der mit mir oder Regula gespielt, gebastelt oder Geschichten erzählt hätte. Dafür hatte er im Alltag auch schlicht keine Zeit. Umso mehr erinnere ich mich daran, wie Vater, Mutter, Regula und ich vor dem Ferienhaus Bergruh in Engi/GL Ball über die Schnur gespielt haben. Die Schnur war zwischen zwei Wäschestangen gespannt. Es ist keineswegs so gewesen, dass stets diejenige Partei gewonnen hätte, bei welcher Vater gespielt hat. Mutter hat sich immer recht sportlich gezeigt und auch in diesem Spiel ihre Frau gestellt.

Manchmal hat Vater mit uns in den Ferien oder an einem verregneten Sonntag aus Milch, Butter und Zucker Nideltäfel gekocht. Das hat jeweils ziemlich lang gedauert, und schliesslich hat man aus einer braunen Masse die Zältli formen können. Dann ist es nochmals endlos lang gegangen, bis die Täfel abgekühlt sind und man sie hat geniessen können. Sie sind immer steinhart, aber nach meinem Geschmack köstlich gewesen.

Mein Vater ist sehr stolz gewesen, als ich die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium bestanden habe. Er hat mir am Abend einen Blumenstrauss mitgebracht, was mich nur mässig erfreut hat. Viel lieber hätte ich mir einen richtigen Pfeilbogen mit Pfeilen mit Metallspitzen gewünscht. Ich haben ihn dann später doch noch bekommen.

Vater hat mir wohl kein einziges Mal bei den Schulaufgaben geholfen, es war auch meistens nicht nötig, und wenn ausnahmsweise doch, so hat dies Mutter übernommen.

Highlights meiner Jugend waren für mich der Kauf eines Velos und ein paar Jahre später eines Mofas. Beide Male sind mein Vater und ins Velogeschäft von Röbi Beyeler in Altstetten bei der Europabrücke gegangen. Röbi ist der Ehemann von Madeleine

gewesen, der Tochter von Vaters ältestem Bruders Hans. Das Velo habe ich auf Beginn meiner Gymnasiumszeit bekommen, das rote Bonanza-Mofa als Geschenk zu meiner Konfirmation.

Ich habe wohl bis zur Matur Vaters Erwartungen so ziemlich in allem erfüllt, auch mit meiner Studienwahl. Ich bin während meiner ganzen Schulzeit politisch völlig unbedarft, unreflektiert und angepasst gewesen. Erst mit Studienbeginn und dann mit der Rekrutenschule haben mich linke und alternative Ideen zu interessieren begonnen. Das hat Vater sicher nicht sonderlich gefallen, auch nicht, als ich ihm erklärt habe, dass ich nicht Offizier werden wolle. Er hat dies aber einfach so hingenommen. Einen grösseren Streit hat es im Zusammenhang mit den Jugendunruhen gegeben. Es muss Anfang der Achtzigerjahre gewesen sein. Vater hat als Vorstandsmitglied der BGB⁵⁸⁹, der Vorläuferin der SVP, einen Brief bekommen, in welchem vor namentlich genannten jungen Rädelsführern gewarnt worden ist, verbunden mit der Aufforderung, diesen Brief an politisch zuverlässige Bekannte weiter zu verteilen. Ich habe diesen Brief gesehen und war entsetzt. Ich wollte ihn meinerseits meinen Kollegen zeigen, was Vater strikt verboten hat. Immerhin hat er den Brief aber zerrissen und entsorgt. Ich habe Vaters Verhalten damals als sehr reaktionär empfunden, und während zwei oder drei Jahren haben wir uns ziemlich entfremdet. Nach meinem Auszug von zuhause hat sich unser Verhältnis aber rasch wieder gebessert.

Ob Vater meine Berufswahl nach dem Jus-Studium wirklich gut gefunden hat, weiss ich nicht. Bei seiner Beerdigung habe ich einen seiner Berufskollegen getroffen. Dieser wollte von mir wissen, was ich beruflich so mache. Als ich es ihm gesagt habe, hat er gelacht und – wohl nur halb scherzhaft - gemeint: «Was, ein Beamter? Das muss Leo ja schlimm gefunden haben!» Vater war aber sicher stolz, als ich Oberstaatsanwalt geworden bin.

Nach meinem Auszug von zuhause habe ich ihn und Mutter lange Zeit einmal wöchentlich, meist an einem Sonntag, mit wechselnden Partnerinnen und dann mit unseren Kindern besucht, zu einem feinen Nachtessen bei ihnen. Wirklich ganz nahe gekommen sind wir uns nie, weder in meiner Jugend noch im Erwachsenenalter noch

⁵⁸⁹ Vgl. auch Anhang 33.

nach seiner Pensionierung. Er hat mich aber immer unterstützt und mir, wenn nötig, manchmal auch finanziell, geholfen.

Seltene Annäherungsversuche von ihm oder mir sind jeweils wohl schon im Ansatz gescheitert, so z.B. als mir Vater angeboten hat, für mich seine schöne goldene Omega-Uhr überholen zu lassen, um sie mir dann zu schenken. Ich habe dankend abgelehnt. Für mich ist jede Art von (Gold)schmuck, auch Uhren, ein No go, sicher keine Goldkettchen oder sonst Schmuck um den Hals oder am Armgelenk, und ausser dem Ehering auch keine Ringe. Mein Vater hat stets einen Siegelring, aber ohne Gravur getragen. Das wäre für mich nie in Frage gekommen. Als er mir einmal ein kleines Haarschneidemaschinchen hat schenken wollen, mit welchem man die Nasenhaare entfernen konnte, habe ich ihn ausgelacht und das Geschenk schlicht abgelehnt. Ich habe es völlig spiessig gefunden. Das war nicht sehr nett. Heute könnte ich es zudem tatsächlich gut brauchen. Andererseits hätte ich das eine oder andere Thema gehabt, welches ich mit Vater vielleicht noch hätte besprechen wollen, z.B. seine Sichtweise zu Ehe und Familie, oder wie er es geschafft hat, nur einmal verheiratet zu sein, was er von meinen gescheiterten Ehen und meiner Berufskarriere gehalten hat etc.. Es ist mir bewusst gewesen, dass ich je länger je mehr die Zeit für solche Gespräche verpasst habe. Und doch habe ich nichts dagegen unternommen. Ich bereue es merkwürdigerweise auch nicht wirklich, es hat sich eben einfach nicht so ergeben... Als ich Vater einmal vorgeschlagen habe, mit ihm allein für ein Mittagessen abzumachen, hat er es abgelehnt. Er hat dies damit begründet, dass Mutter sich ausgeschlossen fühlen würde.

Vater hätte nie ein Haus gekauft, welches er teilweise durch eine Hypothek hätte finanzieren müssen. Man macht ja schliesslich keine Schulden. Ein Ferienhäuschen im Glarnerland hätte er sich noch am ehesten vorstellen können. Einmal hat er in der Zeitung ein Inserat für billiges Bauland mit Scheune irgendwo in der Nähe von Matt/GL gesehen. Aus unerfindlichen Gründen weiss ich noch, dass an diesem Wochenende irgendwann in den Sechzigerjahren bei uns ein Geschäftsfreund von Vater mit dem schönen Namen John MacMahon aus Kanada zu Besuch war. Er begleitete uns ins Glarnerland und wir besichtigten das Bauland an einem steilen Abhang mit einer ziemlich lottrigen Scheune. Aus dem Kauf wurde natürlich nichts.

Auch nach seiner Pensionierung hat sich hier nichts mehr geändert, anfangs hat er aber noch geplant, mit Mutter irgendwann in ein Altersheim zu zügeln. Je älter er geworden ist, umso mehr ist klar geworden, dass dies für ihn unter keinen Umständen in Frage kommt. Er wollte auf keinen Fall auf ein möglichst selbstbestimmtes Leben verzichten.

Auch nach seiner Pensionierung bis ungefähr 2010 haben Mutter und er regelmässig Ferien im Ausland gemacht, anfangs noch in die weite Welt, in den fernen Osten, Hongkong, Mexiko etc., später vor allem noch auf griechische und kanarische Inseln sowie auf Djerba. Mit Mutters beginnender Altersdemenz ist das aber schwieriger geworden, zumal Vater selber körperlich ziemlich stark abgebaut hat. Am Schluss, wohl im Jahr 2011 oder 2012 hat er einen Rollator gebraucht. Als er einmal in einem Hotel in Cademario im Tessin im Hotelschwimmbad beim Aussteigen ausgerutscht ist und sich den Kopf angeschlagen hat, so dass es genäht werden musste, ist es mit den Ferienreisen vorbei gewesen. Solange er aber mit Mutter noch auf Reisen gegangen ist, hat er sich ein Hobby daraus gemacht, nach ihrer Rückkehr dem Reisebüro, über welches er gebucht hatte, zu schreiben, was alles nicht gut gewesen sei. «Wir sind in einem Alter, wo wir uns nicht mehr alles gefallen lassen müssen», war hierzu sein Standard-Spruch. Zwischenzeitlich muss ich aufpassen, dass ich nicht in dasselbe Muster ver falle.

Vater ist mir trotz der sehr konventionellen Rollenteilung mit Mutter und seiner weitgehenden Abwesenheit während meiner Jugendzeit als der emotionalere und nahbarere Mensch als Mutter in Erinnerung. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass er zeitlebens ein inniges Verhältnis zu seiner eigenen Mutter hatte, während meine Mutter faktisch wie ein Waisenkind aufgewachsen ist.

Das Verhältnis meines Vaters zu mir hat letztlich wohl auch mein Verhältnis zu meinen eigenen Kindern mitgeprägt. Wirklich sehr nahe bin ich ihnen leider nie gekommen. Das ist mir wohl auch immer bewusst gewesen und irgendwie habe ich das auch nicht ändern können. Und trotzdem ist es nicht bloss ein Lippenbekenntnis, wenn ich sage, dass ich sie am meisten von allem auf der Welt liebe.

Ich denke jeden Tag an meinen Vater, spätestens vor dem Schlafengehen. Er hat aus meiner Sicht ein sehr gutes Leben geführt, war ein treuer, zuverlässiger und guter Ehemann und ist mir - trotz seines für die damalige Zeit typischen Rollenverhaltens mit

doch ziemlich grosser Distanz zu seinen Kindern - stets ein wirklich guter Vater gewesen. Je länger je mehr ist er für mich ein Vorbild geworden. Und es ist wohl so: ich werde ihm – nicht nur äusserlich – immer ähnlicher. Mir soll es recht sein.

Meine Mutter und ich

Ich habe über meine Mutter bereits sehr viel geschrieben, mehr als über meinen Vater. Meine Mutter ist der Mensch, welchen ich – nach meiner Schwester – am längsten und am intensivsten kenne. Und trotzdem habe ich kaum frühe Kindheitserinnerungen an sie. Vom erwähnten Spitalbesuch nach meiner Mandeloperation habe ich z.B. nur Erinnerungen an meinen Vater, nicht aber an Mutter. Das hat wohl auch damit zu tun, dass Mutter einfach immer für mich da war. Meine ersten Kindheitserinnerungen an sie stammen aus meiner Kindergartenzeit.

Obwohl mir meine Mutter während meiner Kindheits- und Jugendzeit nach meiner Erinnerung physisch kaum je wirklich nahegekommen ist, mich z.B. in ihre Arme geschlossen, mich gestreichelt, liebkost oder geküsst hätte, hat sie ein Leben lang versucht, mir auf andere Weise nahe zu sein, möglichst viel von mir zu erfahren, nötigenfalls selber zu erforschen. Ich habe als Gegenreaktion schon früh angefangen, möglichst viel von ihr fernzuhalten oder zu verheimlichen, und zwar durchaus auch Dinge, die für uns beide erfreulich gewesen wären. Merkwürdig? Vielleicht, aber: Es ist einfach so, wie es ist.

Mutter hat mir aber jederzeit ein Gefühl der Sicherheit und des Wohlbefindens vermittelt, ich habe in unserer Beziehung eigentlich nie irgendetwas vermisst. Sie hat für uns Kinder immer alles gemacht und ihr Letztes für uns und die Familie gegeben.

Mein Vater ist oft weg gewesen, meine Mutter fast nie. Und wenn einmal beide Eltern zusammen weggegangen sind, so ist das für Regula und mich immer eine spezielle Situation gewesen.

Auch als ich schon grösser gewesen bin, habe ich Mutter vermisst oder um sie Angst gehabt, wenn sie uns seltenerweise allein gelassen hat. Ich erinnere mich daran, dass sie einmal während einer Auslandsreise meines Vaters bei der Familie Grossen an der Schweighofstrasse zu einem Nachtessen eingeladen war. Robert Grossen hat als

Untergebener meines Vaters mit ihm jahrzehntelang als Prokurist bei Danzas zusammengearbeitet. Seine Frau war eine elegante und schöne Pariserin. Ich muss wohl schon 12 oder 13 Jahre alt gewesen sein. Ich lag also im Bett und konnte nicht einschlafen. Immer wieder horchte ich auf, wenn ich durch die Läden meines Schlafzimmerfensters hindurch schnelle Frauenschritte vernahm. Meine Angst wuchs. Schliesslich ist sie zu meiner grossen Erleichterung – sicher nicht sehr spät – doch noch nach Hause gekommen. Eine völlig banale Geschichte, die aber zeigt, wie wichtig für mich als Kind meine Mutter für meine emotionale Sicherheit gewesen ist.

Ich denke heute auch, dass Mutter in gewissem Sinn ihre Ängste auf mich übertragen hat. Sie war nämlich immer sehr rasch aufs Höchste besorgt, schon bei eher geringfügigen Dingen.

Sie war mir immer eine sehr gute Mutter.

Meine Schwester und ich

Meine Schwester ist zwei Jahre und fünf Monate älter als ich. Als kleiner Bub habe ich oft und gerne mit ihr gespielt, ab meinem Eintritt in die Primarschule aber immer seltener. Wir hatten schulisch auch nie Kontakte oder echte Schnittstellen miteinander. Als ich in den Kindergarten am Döltschiweg kam, war sie schon weg. Zwei Jahre später kam ich dann nicht wie sie ins Küngenmattschulhaus, sondern ins Schulhaus Bühl in der entgegengesetzten Richtung. Sie ging später in die Sekundarschule Rebhügel, ich ins Gymnasium Freudenberg. So verlief unsere Schulzeit völlig neben- und nicht miteinander. Als Knabe fand ich zudem Mädchen bald einmal ziemlich doof. Ich verbrachte auch meine Freizeit kaum mit ihr. Immerhin sind wir zusammen in den Schwimmunterricht und in den Schlittschuhclub gegangen. Ich war zwar eher sportlich, meine Schwester war aber stets besser. Ich selber wurde – wie damals wohl noch allgemein üblich – von meinen Eltern ins Gymnasium gepusht. Meine Schwester hätte gemäss ihren Fähigkeiten sicher auch dorthin gehen können, für sie waren aber Sekundarschule und Reisbüro-Lehre bei Danzas angesagt. Und schliesslich heiratete sie mit zwanzig sehr jung und bekam rasch Kinder, während ich das lockere Studentenleben genoss.

Meine frühesten Erinnerungen an sie stammen von Anfang der Sechzigerjahre, als wir während der Ferien meiner Eltern gemeinsam in einem Ferienheim in Ebnet Kappel im Toggenburg gewesen sind.

Seit dem Tod meiner Mutter ist meine Schwester nun also der Mensch, welchen ich am längsten kenne. Wir haben nie schwerwiegende Differenzen gehabt, und wenn es wirklich darauf angekommen ist, hat sie mich immer unterstützt. Das ist mit dem Wegzug meiner Exfrau Elisabeth nach Frankreich auch wirklich nötig geworden. Ohne ihre Hilfe wäre es für mich und die Kinder sehr schwierig geworden. Dafür bin ich Regula für immer dankbar. Ich kann leider nicht behaupten, dass ich ihr meinerseits jemals besonders geholfen hätte. Sie war zudem für meine Eltern immer die massgebliche Stütze und hatte sicherlich eine enge Beziehung zu ihnen, jedenfalls eine engere als ich. Sie hat auch stets in unmittelbarer Nähe meiner Eltern gewohnt, ab ihrem Auszug von Zuhause an der Wasserschöpfe, ca. 200m von meinen Eltern entfernt. Als die Häuser der damaligen Patria-Siedlung nach und nach abgerissen und durch moderne Bauten ersetzt worden sind, zügelte meine Schwester in den Hädrichpark in Albisrieden, wohin ihr meine Eltern kurze Zeit später nachfolgten. Ihre Wohnungen waren in Luftlinie wohl wieder nicht mehr als 200m voneinander entfernt. Vermutlich hat Regula sie in all den Jahren fast täglich, jedenfalls mehrmals wöchentlich gesehen.

Die Beziehung zu meiner Schwester ist nie sehr eng gewesen. Sehr nah waren wir uns noch bis in meine Kindergartenzeit, als wir jeweils am Samstagnachmittag zusammen in der grossen Wanne im Badezimmer gemeinsam ein Vollbad nahmen, später eine Zeit lang immerhin noch unmittelbar nacheinander, zuerst Regula, dann ich. Mutter liess zwischen uns jeweils ein bisschen Wasser ab und füllte die Badewanne anschliessend zusammen mit etwas Schaumbad wieder auf. Eine Energiesparmassnahme, die man in der aktuellen Energiekrise wieder aufnehmen müsste.

Zwischenzeitlich sehe ich Regula nur noch selten. Wir leben beide unser Leben jeweils am entgegengesetzten Ende der Stadt, sie in Albisrieden und ich im Balgristquartier. Gemeinsame Freunde und Bekannte haben wir eigentlich kaum. An Geburtstagen und an Weihnachten telefonieren wir miteinander, ebenso bei besonderen Anlässen. Ansonsten treffen wir uns selten einmal zu einem Mittagessen oder zu einem

Familienfest. Seit meine Eltern nicht mehr leben, finden solche aber nicht mehr regelmässig statt. Unsere beiden Familienkreise überschneiden sich nicht mehr wirklich. Kornelia sagt mir manchmal, dass sie das schade finde und ob ich es nicht bereue und ändern wolle. Auch hier, merkwürdig, eigentlich nein. Ich scheine emotional wirklich einige blinde Flecken zu haben.

Aber eben: Es ist, wie es ist.

Ich denke jeden Tag beim Abendgebet an Regula.

1978 bis heute: Meine Partnerschaften

Meine erste grosse Liebe.

Eine Frau zum Heiraten.

Erstens kommt alles anders, und zweitens als man denkt.

Auf den ersten Blick.

Susi

Meine erste grosse Liebe Susi habe ich an einer Fastnachtveranstaltung Ende Februar 1977 kennengelernt. Ich war mit Esther dort, mit der ich eine kurze Freundschaft eingegangen war. Esther war eine Freundin von Danis und Petis Schwarm Gabi. Peter Neumann kennt Susi seit seiner Kindheit, sie sind Nachbarn, er wohnt immer noch an der Blümlisalpstrasse 71, Susi damals in ihrem Elternhaus an der Blümlisalpstrasse 64. Peter war mit Ursi Drotschmann, einer anderen Jugendfreundin dort, und eben auch Susi, sie mit ihrem damaligen Freund Hidde-Klaas. Susi hat mir schon damals sehr gefallen. Da sie und ich jeweils mit Freund:in da waren, ergab sich noch nichts weiter.

Susi war die erste Frau, mit welcher ich richtig zusammengekommen bin. Sie selber hatte schon einen intimen Freund gehabt, ich nur harmlose Liebeleien.

Über die ersten oberflächlichen Kontakte mit dem anderen Geschlecht habe ich schon andernorts einiges geschrieben. Noch nicht erwähnt habe ich den Sommer von 1975. Ich hatte zwei Mädchen kennen gelernt: zuerst die hübsche Adrienne anlässlich der "Premiere" unseres Superacht-Filmchens Null Null Strich im «Grulo» in Unterstrass und später die fescche Brigitte in der Tanzschule Kaiser. Beide waren Gymnasiastinnen und ca. zwei oder drei Jahre jünger als ich.

Ich besuchte ab 17 mehrere Kurse in der Tanzschule Kaiser und konnte ganz leidlich tanzen, insbesondere auch Jive, Samba, Rumba, Cha-Cha-Cha, Foxtrott, Tango und Walzer. Das kam bei den Mädchen nicht schlecht an. Marianne Kaiser war eine sehr inspirierende, blendend aussehende Tanzlehrerin und muss damals schon Mitte dreissig gewesen sein. Rund 30 Jahre später besuchte ich die Tanzschule Kaiser mit meiner Frau Kornelia. Der Tanzkurs war ein Hochzeitsgeschenk, es muss also 2002

oder 2003 gewesen sein. Zu Kursbeginn fragte uns Marianne Kaiser, die immer noch fabelhaft aussah, wer schon einmal bei ihr einen Kurs besucht habe. Ich meldete mich und sagte - nicht gerade gentlemanlike -, dies sei allerdings schon dreissig Jahren her. Sie war peinlich berührt und vertiefte das Gespräch nicht weiter.

Die schönen Bekanntschaften des Sommers 1975 mit Adrienne und Brigitte überschritten sich leider. Es war zwar sehr anregend, aber der Funke ist für mich bei beiden nicht wirklich übergesprungen und es war wohl auch umgekehrt so. Jedenfalls blieb ich weiter auf der Suche. Esther habe ich also auch über Peter kennengelernt, welcher damals bei deren Freundin Gabi herumbaggerte. Dani war eine Zeit lang sein Konkurrent, beide kamen sich etwas ins Gehege, aber ergeben hat sich letztendlich für beide nichts. Ich selber war bei Esther unschlüssig. Sie beendete dann meine Zweifel. Echten Herzschmerz hatte ich bisher erst bei der schon früher erwähnten Theres und bei einer Klassenkameradin von Vreni gespürt, welcher ich in den Skiferien in Pontresina begegnet war. Sie war aber bereits an einem Kollegen aus einer Parallelklasse interessiert, und ich hätte bei ihr sowieso keine Chancen gehabt.

Als ich nach den Sommerferien auf den griechischen Inseln auf einem gemeinsamen Ausflug mit Dani, Peter, seiner Jugendfreundin Ursi Drotschmann und Rolf Bürgi in die Glarner Alpenwelt Susi wieder traf, war ich hin und weg. Ich versuchte, mich im besten Licht zu zeigen, tat Dinge, die ich sonst eher nicht tun würde. Ich sprang mit Köpfler neben einem Wasserfall ins eiskalte Wasser und badete unter dem Wasserfall. Vielleicht habe ich Susi etwas imponieren können, jedenfalls kam sie bald darauf mit mir an ein Fest im Kirchgemeindehaus Wollishofen, wo ich intensiv mit ihr tanzte. Kurz darauf veranstalteten Dani, Peter und ich ein Fest in einem grossen Hobbyraum mitten im Niederdorf, welchen uns Peters Vater überlassen hatte.

Peters Vater Ferdinand Neumann war ein erfolgreicher Kaufmann und Verkäufer von JBELO-Feuerzeugen der Firma J.&B. Lowenthal. Damit ist er reich geworden. Der erwähnte Hobbyraum war ursprünglich ein Lagerraum seiner Ferdinand Neumann-Lienhard AG. Ihr Verkauf ist im Bundesgerichtsentscheid BGE 107 II 419 ff. verewigt. Ich bin mit Peti übrigens zwei oder drei Male als Handelsreisender in Sachen Feuerzeuge und Aschenbecher in der ganzen Schweiz mit Musterkoffern von Tabakwarenladen zu Tabakwarenladen unterwegs gewesen. Vermutlich hätte das eine Gewerbebewilligung gebraucht. Tatsächlich wurden wir einmal auch polizeilich

kontrolliert, ich glaube, in einem Hotel, in welchem wir abgestiegen waren. Als der Polizist nach einer Bewilligung fragte, antwortete Peter völlig überzeugend, er sei der Sohn seines Vaters. Das genügte dem Polizisten. Der Umsatz, den wir machten, war nicht gerade gewaltig.

Am schon erwähnten Fest im Hobbyraum im Niederdorf vom 7. Oktober 1978 fing sowohl die Freundschaft Danis mit Vreni als auch meine mit Susi an. Die Woche darauf waren Dani, Peter und ich ein paar Tage in Kulturferien in Florenz. Ich schmachtete nach Susi und konnte die Rückkehr kaum erwarten. Ich war in sie heiss verliebt, vermutlich eher mehr als sie in mich.

Susi hat drei Geschwister, ihre um einige Jahre ältere, nicht minder hübsche Schwester Annemarie genannt Puffi (englisch ausgesprochen), ihren älteren Bruder Christoph genannt Dekki und ihren Zwillingsbruder Thomas, genannt Tom. Puffi ist später mit ihrem Freund Mojo, der Baarkeeper in der roten Fabrik war, als Nachmieter von Susi und mir in unsere Wohnung an der Wiesendangerstrasse 21 eingezogen. Sie war eine sehr unabhängige und gescheite Frau. Sie war bereits sehr jung von zuhause ausgezogen, weil sie ihr eigenes Leben leben wollte und sich mit ihrer sehr konservativen Mutter verkracht hatte. Eine Zeit lang war sie das verstossene schwarze Schaf der Familie. Für Susi, die Puffi immer ganz besonders geliebt und bewundert hat, muss das traumatisch gewesen sein. Als ich Puffi kennen lernte, studierte sie Geophysik wie ihr damaliger Freund Beat. Später hatte sie eine intensive Liebschaft mit einem zwanzigjährigen, blendend aussehenden und muskulösen Arbeiter namens Dani. Sie war damals sicher bereits schon älter als dreissig. Konventionen haben ihr nie viel bedeutet. Puffi ist leider schon fünfzigjährig an einem Herzversagen gestorben. Ihr letzter Freund bezeichnete sich als Schamane und hat mit seinen Totenritualen für Puffi das Spital, in welchem sie verstorben war, halb wahnsinnig gemacht.

Susi nannte mich so wie ihren Bruder ebenfalls Tom und ich sie Sumsum oder Sümel. Wir machten miteinander alle Phasen einer jungen Liebe durch, und unsere Beziehung überstand mit einigen Schwierigkeiten auch die 21 Wochen Militärdienst, welche ich ab Januar 1979 absolvieren musste. Susi war sicher ein wichtiger Grund, weshalb ich dabei blieb, militärisch nicht weiterzumachen und nicht Offizier zu werden. Mindestens so wichtig war aber auch, dass ich mich politisch ziemlich stark nach links bewegt hatte.

Susis Vater war Pianist und Lehrer am Konservatorium und einiges älter als seine Frau Valentine. Wenn ich mich recht erinnere, war er in die noble holländische Familie Cremers bereits eingeeheiratet, als er sich in die junge Valentine verliebte. Ich glaube, Valentine war eine Nichte seiner damaligen Frau. Er liess sich scheiden und heiratete Valentine. Es muss zu einem grösseren Familienzerwürfnis gekommen sein. Als Susi 10 Jahre alt war, starb ihr Vater überraschend an einem Herzinfarkt. Valentine war von da an mit ihren vier Kindern allein auf sich gestellt. Sie war eine intelligente, tatkräftige und dominante Frau mit ziemlich konservativem Weltbild. Sie suchte sich einen Job als Sekretärin und hat jahrelang an einer ETH-Forschungsstelle für Konjunktur für einen Professor gearbeitet. Sie hat daneben erfolgreich verschiedene Jugendbücher geschrieben, u.a. "Die 13. Prophezeiung". Susis Mutter hatte altmodische und rigide Vorstellungen und erwartete von Susi, dass sie als Jungfrau in die Ehe gehen würde. Susi hatte ihre Unschuld allerdings bereits verloren, als wir zusammenkamen; sie war quasi die erfahrenere von uns beiden. Gleichwohl spielte sie ihrer Mutter ständig ein Theater vor und machte sie glauben, es laufe zwischen uns diesbezüglich noch nichts. Als Susi und ich im Sommer 1979 nach gemeinsamen vier Wochen Zeltferien in L'Île-Rousse auf Korsika zurückkamen, fragte ihre Mutter als erstes, ob Susi der Versuchung habe widerstehen können. Ein kurzes Ja von Susi genügte ihr offenbar.

Susi hatte die Haltung ihrer Mutter derart verinnerlicht, dass sie kaum glauben konnte, dass meine Eltern keine Mühe damit hatten, wenn sie bei mir übernachtete. Jedenfalls bestand Susi darauf, dass wir jeweils aus meinem Zimmerfenster stiegen, wenn ich sie frühmorgens mit dem blauen Mazda meiner Mutter von der Hanfrose zurück an die Blümlisalpstrasse fuhr. Zum Glück wohnten wir im Parterre.

Als ich Susi kennen lernte, war ich im dritten Semester meines Jus-Studiums und sie hatte soeben angefangen, Pädagogik zu studieren. Richtig Tritt hat sie aber nicht gefasst und begann dann mit einer Physiotherapie-Ausbildung, die sie am Triemli-spital absolvierte.

Im Herbst 1980 wollte Susi von zu Hause ausziehen. Sie konnte vorübergehend die Wohnung der Freundin einer Freundin meiner Schwester an der Bertastrasse 41 in Zürich-Wiedikon übernehmen. Anschliessend bekamen wir in derselben Wohnbaugenossenschaft eine schöne Zweizimmer-Altwohnung an der Wiesendangerstrasse 21. Dort verbrachten wir die wohl besten Jahre unserer Partnerschaft. 1984 zügelten wir

ein paar Ecken weiter an die Goldbrunnenstrasse 141, wo wir eine viel grössere, recht günstige Vierzimmer-Wohnung gefunden hatten.

Wir haben viele schöne Ferien miteinander verbracht, wie schon erwähnt auf Korsika, dann auf Samos, zusammen mit Susis Mutter bereisten wir England und Schottland, was erstaunlich gut ging, und im letzten gemeinsamen Sommer schliesslich machten wir Ferien mit Rolf und Sibylle Bürgi mit einem Hausboot auf dem Shannon in Irland.

Schon kurz vor unserer Heirat am 31. Mai 1987 hatte sich abgezeichnet, dass wir uns stark auseinandergelebt hatten und sich unsere Beziehung ihrem Ende zuneigte. Ich habe es schon andernorts erwähnt: gleichwohl bin ich froh, dass ich Susi noch geheiratet habe, sie ist für mich eine würdige Exfrau. Nach unseren Ferien in einem Hausboot auf dem Shannon im Jahre 1988 reiste Susi ohne mich für einen Sprachaufenthalt nach Dublin weiter. Es war wohl eher eine Ablösungsreise. Als sie im September 1988 zurückkehrte, war mir sofort klar, dass unsere Ehe zu Ende war. Susi strahlte das mit jeder Faser ihrer Person aus. Ich hatte eine traurige und harte Zeit, als sie mich im Oktober 1988 in Richtung Bonn verliess. Ich war nicht überrascht, aber dennoch sehr betroffen. Es dauerte etwa drei Monate, bis ich das seelische Tief überwunden hatte. In dieser Zeit absolvierte ich auch einen militärischen Wiederholungskurs. Es ergab sich die Möglichkeit, mit dem Feldprediger über meine Situation zu sprechen. Der Mann wirkte auf mich aber noch hilfloser als ich mich selber fühlte. Vielleicht hat mir das sogar gutgetan.

Während desselben WK's wurde ich von einem Repräsentanten der Walther-Hug-Stiftung zu einem Mittagessen mit Partnerin in ein Zunfthaus eingeladen. Ich habe dafür Sonderurlaub bekommen. Susi hat mich begleitet. Die Stiftung verleiht den Verfassern der besten juristischen Dissertationen der Schweiz einen Preis, und das waren immerhin 2000 Franken, welche ich sehr gut als Zuschuss für die Druckkosten meiner Dissertation gebrauchen konnte.

Susi und ich machten 1989 noch einmal gemeinsame Ferien am Gardasee. Es war ein gutes und durchaus liebevolles Ende unserer Beziehung. Über die völlig problemlose Scheidung habe ich schon früher geschrieben.

Seither habe ich Susi nicht mehr oft getroffen. Wir telefonieren aber jährlich mindestens ein Mal miteinander.

Ich habe Susi zu meinem sechzigsten Geburtstag eingeladen. Sie ist mit ihrem Sohn nach Zürich gekommen. Sie hat leider in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder grössere gesundheitliche Schwierigkeiten gehabt, hat sich aber das jugendliche, unbeschwerte und freche Wesen von damals – zumindest von aussen her gesehen – bewahrt.

Susi und ich hatten viele gemeinsame Interessen. Sie ist wie ich eine grosse Filmliebhaberin und hat sich gerne bei unseren kleinen Superachtfilmchen engagiert. Wir hatten eine ähnliche Weltanschauung und liebten dieselbe Musik. Susi war aber immer der neugierigere Mensch als ich und wünschte sich, im Ausland zu leben. Ich selber konnte mir das nie wirklich vorstellen.

Zusammen mit Susi bin ich erwachsen geworden. Ich werde die Zeit mit ihr nie vergessen.

Elisabeth

1989 habe ich Elisabeth kennen gelernt. Sie war damals bei der französischen Bank Paribas Schweiz angestellt. Schnell hatte ich das Gefühl, sie könnte für mich eine ideale Partnerin werden. Sie war gelernte Kinderkrankenschwester (so hiess das damals noch), wollte (mich) bald heiraten, Kinder bekommen und nichts lieber als Familienfrau sein. Sie gab viel auf ihr Äusseres, war eine rassige Autofahrerin und ziemlich konservativ. Ich hoffte, dass sie mich in meiner Karriere unterstützen und eine gute Mutter unserer Kinder werden würde. Sie sah in mir den aufstrebenden Juristen mit grosser Zukunft, und auch ihre Mutter hielt grosse Stücke auf mich. Das musste doch einfach funktionieren!

Plötzlich ging mir dann doch alles zu schnell und ich brauchte eine Auszeit. Elisabeth war quasi schleichend bei mir eingezogen, und jetzt bat ich sie, mich eine Zeit lang allein zu lassen. Für Elisabeth war es ein harter Schlag, und sie hat mir das wohl nie ganz verziehen. Ich war aber wirklich froh über dieses Timeout und hatte dann auch für eine kurze Zeit eine Affäre mit einer etwas älteren Juristin. Sie war eine gescheite Frau mit Ansprüchen und Vorstellungen für eine Partnerschaft, die mir rasch zu viel wurden. Ich kehrte zu Elisabeth zurück. Sie hatte sich zwischenzeitlich einen Yorkshire Terrier angeschafft. Ich hatte solche kleinen Kläffer nie besonders gerne und verlangte ultimativ, dass sie das Tier weggebe: «Entweder der Hund oder ich.» Das war nicht sehr nett von mir. Ich war damals total auf dem Karriere-Ego-Trip. Jedenfalls schien mir Elisabeth tatsächlich genau die Frau zu sein, die ich jetzt brauchte und wollte. Und Elisabeth tat alles, um mich ganz für sich zu gewinnen. Wir zogen Anfang 1990 an der Goldbrunnenstrasse 141 zusammen.

Nach einem knappen Jahr wurde Elisabeth schwanger, und wir heirateten am 14. Juni 1991, dem Frauenstreik-Tag, was ich besonders gelungen fand. Am 25. Oktober 1991 spät abends um 22.30 kam Markus auf die Welt. Dies war sicherlich einer der glücklichsten Tage meines Lebens. Er war ein besonders süsses und gesundes Baby. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und war am nächsten Tag auf den frühestmöglichen Termin bei ihm und Elisabeth im Spital.

Das erste Jahr mit Markus und Elisabeth habe ich als recht schön in Erinnerung. Nur ein harmloser kleiner urologischer Eingriff im Kinderspital und ein Spitalkäfer, welcher Markus Verdauung durcheinanderbrachte, verursachte bei uns etwas Stress.

Wir hatten nun die Kleinfamilie, die wir uns beide gewünscht hatten. Unsere ersten gemeinsamen Familienferien verbrachten wir im Sommer im Tessin. Von dort aus besuchte ich abends ab und zu das Filmfestival in Locarno. Ich war ein erstes Mal im Jahre 1988 mit Susi dort gewesen. Es hat uns ausgezeichnet gefallen. Ich bin dann mehrere Jahre immer wieder für ein paar Tage im August nach Locarno gereist, auch im Jahr 1994. Elisabeth kam mit Markus und Martin mit dem Zug nach. Sie leistete damals wirklich sehr viel, wir waren aber beide ziemlich am Ende unserer Kräfte. Zwar habe ich am Festival in Locarno vor allem auch anspruchsvolle Filme immer sehr gerne angeschaut, in diesem Jahr war es mir aber eigentlich zu viel. Ich schlief manchmal im Kinosessel ein. Wie eine Offenbarung war es dann für mich, als ich auf der Piazza Grande den Film «Speed» sah, einen Hollywood-Action-Blockbuster. Schon den Vorspann empfand ich als spannend. Ich merkte plötzlich, wie ich locker wurde, alles loslassen und mich nur noch auf den Film konzentrieren konnte. Natürlich hat das anspruchsvolle Publikum auf der Piazza am Schluss mit einem Pfeifkonzert reagiert. Mir selber hat der Film sehr gut gefallen. Ich bin eben ein Kulturbanause.

Martin war bereits am 28. März 1993 auf die Welt gekommen. Damit begann die schwierigste Phase in meinem Leben. Das Gefühl, dass mit Martin irgendetwas nicht stimmte, führte indirekt auch dazu, dass wir viele Male, meist an Wochenenden oder über die Feiertage, in die Notfallstation des Triemli- oder Kinderspitals geeilt waren. Einmal, weil Martin an starkem Durchfall litt, ein anderes Mal, weil ihn ein heftiger Husten quälte, vielleicht eine Lungenentzündung; oder einfach, weil er Fieber hatte. Über Weihnachten 1993 verbrachte ich zwei oder drei Tage mit ihm im Triemlispital. Die Nächte waren unruhig und ich kann mich wie an einen Fiebertraum daran erinnern, dass manchmal ein Helikopter mit blinkenden Lichtern ganz in unserer Nähe landete oder startete.

Martin war in mancher Hinsicht ungewöhnlich. So reagierte er kaum auf Spritzen für Impfungen. Wir hielten ihn vorerst für besonders tapfer, das war aber natürlich ein Fehlschluss. Er hat es einfach nicht richtig gespürt. Sein Wahrnehmungsvermögen war von Anfang an völlig anders als bei anderen Kindern. Er konnte einen Tisch entlang kriechen. Wenn man ihn nicht stoppte, so wäre er weitergekröchen, bis er heruntergefallen wäre. Er reagierte auch kaum, wenn man mit ihm redete oder ihn berührte. Auch Spielsachen interessierten ihn nicht wirklich. Lange lernte er nicht

gehen. Anfänglich meinten die Ärzte noch, er habe einen Entwicklungsrückstand, den er noch ohne weiteres aufholen könne. Dann hiess es, er habe vielleicht ein cerebrale Störung. Mit ca. zwei Jahren kam die Diagnose «Frühkindlicher Autismus». Wir waren am Boden zerstört, ahnten aber noch nicht richtig, wie stark seine Behinderung war und bleiben würde.

Martin hat bis heute nie ein Wort gesprochen. Er hat aber verschiedene Kommunikationsvarianten entwickelt. Vieles macht er durch Gesten oder Handgriffe klar. Er kann auch mit Griff zum Mund zeigen, wenn er Hunger oder Durst hat. Oder er nimmt mich bei der Hand und führt mich dorthin, wo er etwas haben will. Zwischenzeitlich ist er auch durchaus in der Lage, kleinere Anweisungen auszuführen. Er versteht offensichtlich Einiges; wieviel, darüber lässt sich aber nur spekulieren. Ich gehe davon aus, dass es mehr ist, als man meinen könnte. Manches erspürt er auch sofort zuverlässig, z.B., wenn jemand Angst vor ihm hat. Das nützt er u.U. dann weidlich aus und beübt die betreffende Person, gerne auch eine neue Betreuungsperson, gnadenlos.

Mit Markus war alles immer problemlos. Wir waren mit ihm nach meiner Erinnerung nur einmal auf der Notfallstation im Triemli. Er war vielleicht drei Jahre alt. Ich hatte ihn beim Spielen an einem Arm irgendwie unglücklich zu mir gezogen und dabei wurde ein Gelenk ausgerenkt. Im Spital zog der Arzt einmal kräftig am Arm, das Gelenk klinkte mit einem Schnappgeräusch wieder ein, und alles war wieder gut. Markus hatte das Geräusch auch gehört. «Schnipp – Schnapp!» sagte er.

Es war ab dem ersten Tag spürbar, dass mit Martin irgendetwas anders war als bei Markus. Martin hatte keinen richtigen Saugreflex, Elisabeth stillte schon bald ab. Er schrie fast ständig und liess sich kaum beruhigen. Bald einmal zeigten sich bei ihm Entwicklungsrückstände. Die Kinderärztin beruhigte uns aber und meinte, dies müsse überhaupt nichts bedeuten. Elisabeth und ich waren während dieser Zeit äusserst angespannt, ständig überfordert und überlastet. Ich habe 1994 auch noch meine neue Stelle als Generalsekretär der Justizdirektion angetreten und arbeitete so ziemlich Tag und Nacht und kam kaum zu Schlaf. Für Elisabeth war es wohl noch schwieriger. In dieser Situation wurde sie erneut schwanger und brachte meinen Sonnenschein Silvia am 24. Dezember 1994 zur Welt. Alle meine drei Kinder wurden in der Pflegerinnen-

schule an der Carmenstrasse per Kaiserschnitt geboren. Der 24. Dezember war also kein Zufall, sondern der geplante Geburtstermin.

Ein spezielles Ereignis ist mir aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben. Als ich Elisabeth und Silvia von einem Besuch in der Pflegerinnenschule an der Carmenstrasse verliess, begegnete ich auf der Strasse meinem Kollegen Alexander Knauss. Er war zusammen mit mir 1987 bei Einzelrichterin Marianne Herzog und Kurt Klausberger Auditor gewesen und ist später Bezirksanwalt bei der Abteilung für Gewaltdelikte geworden. Alexander hatte gerade einen Brandtoureinsatz als Bezirksanwalt. Ein schizophrener jüngerer Mann hatte soeben einen jungen Familienvater erschossen. Das Opfer war mit seinen beiden kleinen Kindern unterwegs, eines davon war im Kinderwagen, als der Täter hinzutrat und ihn von hinten erschoss. Der schwer kranke Mann war vom Verfolgungswahn getrieben und der festen Überzeugung, der andere verfolge ihn und trachte ihm nach dem Leben. Für den Vollzug seiner therapeutischen stationären Massnahme war dann die Justizdirektion zuständig.

Wir frequentierten auch mit Silvia öfters die Notfallstation des Triemli- und Kinderspitals. Sie litt immer wieder an starkem Husten. Auch noch während der ganzen Schulzeit hustete sie vom September bis Mai vor allem in der Nacht. Kornelia hat einmal treffend gesagt, das liege wohl daran, dass Silvia in ihrem bisherigen Leben nicht allzu viel zu husten gehabt habe.

Einmal hatte Elisabeth das Gefühl, es sei ein Nüsschen in Silvias Luftröhre gelangt. Ein anderes Mal wurde Silvia unter dem Auge von einer Biene oder Wespe gestochen. Elisabeth befürchtete eine allergische Reaktion, die glücklicherweise ausblieb. Erst viele Jahre später haben wir Silvia auf eine mögliche Allergie gegen Insektenstiche testen lassen. Sie hat keine. Auch im Dezember 2005 war ich mit Silvia auf der Notfallstation des Kinderspitals. Der Vater einer Schulkollegin von Silvia hatte gerade Dienst. Silvia war schon zwei Tage vorher gestürzt und klagte über Schmerzen am Ellbogen. Ich nahm sie zu wenig ernst. Am Wochenende war die Schwellung nicht mehr zu übersehen. Sie hatte sich tatsächlich etwas gebrochen. Ziemlich stressig für Silvia war schliesslich, dass sie während der Frühlingsferien bei Elisabeth in Vauvert,

wohl im Jahre 2005 oder 2006, starkes Bauchweh bekam. Elisabeth brachte sie ins Spital, und dort wurde ihr der Blinddarm entfernt. Ich hätte mir gerne ein eigenes Bild von der Situation gemacht. Ich war gerade mit Kornelia und den anderen Kindern in Ramatuelle in den Frühlingsferien und eilte ins Spital nach Nîmes. Als ich ankam, war Silvia bereits operiert.

1995, nicht einmal ein Jahr nach Silvias Geburt, entdeckte Elisabeth eine kleine Wölbung an ihrem Rücken. Sie bekam die Diagnose, dass es sich um einen semi-malignen Bindegewebetumor in der Rückenmuskulatur handle. Während der Zeit der ersten Operation und Genesung schaute meine Schwester Regula zu Martin. Sie probierte mit ihm das Rössli-Geschirr aus, und so lernte er tatsächlich gehen. Das war für uns alle eine grosse Freude.

Leider gab es für Elisabeth immer wieder Rückfälle, und sie hatte im Jahresrhythmus mehrere grössere Operationen. Nach der ersten Operation hatten wir junge Aupairs angestellt, und diese schauten tagsüber für Martin, insbesondere auch wenn sich Elisabeth wieder operieren lassen musste. Ich selbst versuchte dann mein Bestes am Abend, über Nacht und bis am Morgen, bis mich das Aupair ablöste. Markus und Silvia waren während dieser Zeiten bei meinen Eltern. Ich erinnere mich noch gut daran, wie sich Martin bereits am ersten Tag einer solchen Abwesenheit von Elisabeth böse den Kopf anschlug. Er turnte beim Borweg-Schulhaus in unserer Nähe an einer Turnstange herum und rutschte dabei aus. Er bekam ein riesiges Horn an der Stirne, das furchteinflössend aus. Zum Glück erwies sich das Ganze als nicht so schlimm, doch in dieser Nacht haben wir beide wohl kaum geschlafen.

Meine Hoffnung, dass mir Elisabeth "den Rücken für meine Karriere freihalte", erfüllte sich zwar bis zu einem gewissen Grad. Allerdings war ihr eigener Rücken nicht mehr frei, ein Krebs wucherte und wucherte. Dadurch hatte sich für uns die ursprüngliche Ausgangssituation völlig verändert. Ich konnte ihr die Familienarbeit nicht mehr einfach allein überlassen, und ich wollte nun auch mitbestimmen, wie wir in dieser schwierigen Situation unser Familien(über)leben gestalten. Jetzt zeigte sich aber, dass nach Elisabeths Vorstellungen Haus und Familie allein ihre Domäne sein sollten. Wir hatten deshalb oft Streit. Elisabeth wechselte auf der Suche nach Lösungen ziemlich rasch ihre Meinungen. Personen, Ärzt:innen oder Therapeut:innen, die sie von etwas

überzeugen wollten, was ihr nicht passte, wechselte sie sofort aus. Ich hingegen wünschte mir vor allem auch für Martin mehr Kontinuität.

Unsere Familiensituation wurde immer schwieriger und angespannter. Vor allem auch Markus und Silvia litten stark darunter. Eine Situation mit Silvia habe ich in besonderer Erinnerung. Silvia muss gut drei Jahre alt gewesen sein. Sie und ich waren im Badzimmer am Zähneputzen. Elisabeth war in der Küche unmittelbar daneben, die Türe stand offen. Sie enervierte sich wegen irgendetwas sehr stark und las mir laut und deutlich die Leviten. Silvia hielt sich ihren kleinen Zeigefinger vor die Lippen und flüsterte mir zu: «Pssst, eifach nüt sägä, sie hört scho wieder uuf.» Ich war gleichzeitig gerührt und traurig.

Im Sommer 1998 hatte Elisabeth mehrere Wochen lang eine Aushilfe aus Österreich zur Unterstützung. Es war eine bildhübsche junge Frau, die gleichzeitig mehrere Verhältnisse hatte und Elisabeth gegenüber damit auch prahlte. Elisabeth liess sich offenbar beeindrucken und sehnte sich begreiflicherweise wieder nach einem unbeschwerteren Leben. Es geschahen Dinge, die Elisabeth später als Hilfeschrei einer verzweifelten Frau bezeichnete. Auch meine Verzweiflung wuchs. Ich will das hier nicht weiter vertiefen, jedenfalls lebten wir uns in jeder Beziehung sehr stark auseinander.

Als Elisabeth 1999 für eine Therapie namens Auricula mit Martin zum zweiten Mal nach Südfrankreich fuhr, blieb sie mit ihm dort. Das Leben in Südfrankreich sagte ihr zu. Sie hatte schon bei ihrem ersten Aufenthalt im Mai einen anderen Mann kennengelernt. Das wusste ich damals zwar noch nicht, wohl aber hatte ich Kenntnis von einer anderen Beziehung in Zürich. Wir beschlossen deshalb, ein Timeout zu machen.

Weihnachten 1998 war für die Kinder und mich ziemlich traurig. Elisabeth war kurz vorher einmal mehr operiert worden und war dann über die Festtage oft weg. Die Kinder bekamen zu ihrem schwachen Trost besonders viele Geschenke: Silvia ein grosses Barbie-Flugzeug und ein noch grösseres Barbie-Haus, das ich mit ihr zusammensetzte; Markus u.a. das Videospiel Banjo-Kazooie vom kleinen Bären Banjo, welcher seine kleine Schwester Tooty aus den Fängen der bösen Hexe Truntilda retten muss. Markus hat dieses Spiel stundenlang mit seinem neuen Nintendo gespielt.

Ich zog auf Wunsch von Elisabeth per Juni 1999 aus unserem Häuschen im Rossweidli 5 aus. Zügeltag war der 2. Juli, an welchem das grosse fgz-Fest zum 75. Jubiläum der Genossenschaft stattfand. Ich bat den damaligen Präsidenten Alphons Sonderegger, mich als Vizepräsidenten von allen repräsentativen Pflichten rund um das Fest zu befreien. Es war für mich ein trister Tag.

Mit meinen Beziehungen zur Familienheim-Genossenschaft bekam ich glücklicherweise sehr rasch eine Dreizimmer-Wohnung im Rossweidli 62, rund 500 Meter vom bisherigen Wohnort weg.

An einem Sonntag, als ich Silvia und Markus für einen Ausflug ins Connyland abholte, telefonierte Elisabeth mir bald und berichtete, Martin sei die grosse Wohnwand in der Stube hinaufgeklettert, alles sei zusammengebrochen. Martin habe sich beim Sturz an zerbrochenem Glas der Vitrine an der Stirn verletzt. Es musste notfallmässig genäht werden. Als ich Silvia und Markus am Abend zurückbrachte, hatte Martin einen grossen Verband um die Stirne. Er schlug mit seiner Hand dagegen, um mir die Verletzung zu zeigen.

In lebhafter Erinnerung habe ich, wie Silvia sich zuhause vor dem Spiegel ihre Haare selbst abgeschnitten hatte. Das kam nur teilweise gut. Ein notfallmässiger Haarschnitt bei Mutters Coiffeuse Corinne am Stauffacher half nicht mehr viel. Auf Fotos von den anschliessenden Herbstferien von Silvia, Markus, meinen Eltern und mir auf Lanzarote sieht man deutlich, dass Silvia die Stirnfransen auf der linken Seite so kurz abgeschnitten hatte, dass ein Ausgleich fast nicht möglich war. Zum Glück wachsen Haare schnell wieder nach.

Bald einmal fühlte sich Elisabeth mit Martin und den anderen beiden Kindern abends allein zuhause überfordert. Ich ergriff meine Chance und bot Elisabeth an, Markus und Silvia abends zu mir zu nehmen, was sie sehr gern sofort akzeptierte. Ich hatte bereits ein Zimmer mit einem Kajütenbett als Kinderzimmer eingerichtet. So kam es, dass Markus und Silvia ab meinem Auszug aus der Familienwohnung abends und über Nacht meist bei mir im Rossweidli 62 waren. Darüber war ich sehr froh. Am Morgen brachte ich sie jeweils zu Elisabeth zurück, wo alle drei Kinder tagsüber von zwei Nanny-Praktikantinnen betreut wurden.

Nach Elisabeths Rückkehr vom zweiten Therapieaufenthalt mit Martin in Südfrankreich wurde mir klar, dass sie dort einen anderen Mann gefunden hatte. Ich wäre zwar bereit gewesen, die erste Fremdbeziehung hier in Zürich hinzunehmen, so nach dem Motto «Das kann ja mal passieren», sofern Elisabeth irgendwann wieder zu mir zurückgekehrt wäre. Dass sie dann aber zu einem anderen Mann in Frankreich wechselte und nicht zu mir zurückkehrte, war für mich ein klares Signal für das definitive Ende unserer Partnerschaft. Ich stellte ihr ein Ultimatum, welches ablief, worauf ich unsere Ehe für beendet erklärte. Diese Kurzfassung verkürzt und beschönigt die damalige ausserordentlich schwierige Zeit ziemlich stark.

Es wurde abgemacht, dass ich mit Markus und Silvia in Zürich bleiben und Elisabeth mit Martin nach Frankreich ziehen würde. Das Einfamilienhäuschen im Rossweidli 5 und die Wohnung im Rossweidli 62 behielten wir, ich zog mit den Kindern aber zurück ins Rossweidli 5 und Elisabeth bezog die Wohnung, da sie beabsichtigte, häufig nach Zürich zu kommen. Allerdings ist der Weg sehr weit und sie kam nur sehr selten. Die Wohnung wurde ihr zu teuer. Ich organisierte ihr deshalb eine billigere Wohnung in der Schweigmatt, welche sie aber ebenfalls kaum benutzte. Schliesslich kündigte sie auch diese.

Auch in Frankreich gab es mehrere Wohnortswechsel. Zuerst wohnte sie bei ihrem damaligen Freund Christian in Saintes-Maries-de-la-Mer, später kaufte sie in Le Cailar, Rue Lauriers Roses 11, ein Häuschen mit Swimming-Pool, danach zusammen mit ihrem neuen Freund Antoine Pelissier sogar ein altes Schloss, wie es viele in Frankreich gibt. Sie wollte darin auch Ferien- und Gästezimmer betreiben. Ich glaube es war in der Gegend von Montredon-Labessonnié. Aktuell lebt sie in der Nähe von Silvia und ihrer Familie in der Gegend von Vergèze im Département Gard. Mit ihrem Freund, der in Nîmes eine Arztpraxis führt, ist sie nun schon seit vielen Jahren zusammen. Antoine Pelissier ist neben seiner Arzttätigkeit ein begeisterter Filmer und Regisseur von Splatter-Filmen wie Folies Meurtrières, Les Proies du Mal, L'Elue des Enfers, Maleficia und Horrificia (an den letzten beiden Filmen hat auch Elisabeth mitgewirkt). Sein Ehrgeiz ist es offensichtlich, die inszenierten Schlachtereien medizinisch möglichst korrekt darzustellen.

Obwohl es eine sehr grosse Herausforderung bedeutete, 1999 plötzlich allein mit zwei kleinen Kindern - Markus war 8 und Silvia 5 - dazustehen, war die neue Situation für

mich letztlich eine Verbesserung. Zu oft hatten Elisabeth und ich uns gestritten. In unserem letzten gemeinsamen Jahr hatten wir kaum noch miteinander gesprochen.

Silvia war schon vorher seit längerer Zeit tagsüber bei Chrigi Stalder am Höfliweg, die nun ihre Tagesmutter wurde. Für Markus bot mir Regula ihre Hilfe an. So begann unser Tag jeweils damit, dass ich um viertel vor sieben die Kinder weckte, schaute, dass sie sich anziehen, dann gab es etwas Kleines zum Frühstück, nachher kurze Katzenwäsche und Zähne putzen. Anschliessend fuhren wir mit meinem weissen Mitsubishi Colt zuerst an die Wasserschöpfli, wo Markus von Regula erwartet wurde. Dann brachte ich Silvia zu Chrigi an den Höfliweg. Am Abend ging es ab 18.30 Uhr umgekehrt retour, zuerst Silvia abholen, dann Markus. Manchmal kauften wir noch etwas Kleines zum Nachtessen ein. Oft gab es eine meiner Spezialitäten wie «rote» Spaghetti, Brätkügeli mit Kartoffelstock oder Reis, Raclette (aus der Mikrowelle) oder auch mal ein Fondue. Nicht gerade das gesündeste Essen für Kinder. Silvia wollte zuhause immer in meiner Nähe sein, bis sie ins Bett gehen musste, Markus ging lieber in sein Zimmer, und ich liess ihn mehr oder weniger unkontrolliert fernsehen oder Gameboy spielen. Um die Hausaufgaben kümmerte sich verdankenswerterweise ebenfalls Regula. Vor dem ins Bett gehen war meist noch Duschen angesagt. Den Wocheneinkauf machten wir am Freitagabend oder Samstagmorgen im Coop beim Goldbrunnenplatz, in der Migros bei der Talwiese oder im Brunaupark. Die Wäsche besorgte uns unsere ehemalige Nachbarin vom Rossweidli 66, Ideli Sonderegger. Die Wohnungsputzete übernahm einmal in der Woche Helena Steiner, die bis zuletzt auch bei meinen Eltern zum Rechten (inkl. Einkauf) schaute. Sie ist auch heute noch an der Rehalpstrasse unser guter Geist und zur Freundin geworden.

Alles in allem lief meine «Alleinerziehenden-Phase» ziemlich gut, die Zeit aber, um mich intensiv mit meinen Kindern auseinanderzusetzen, fehlte mir. Und ob ich sie gut genutzt hätte, wenn ich sie zur Verfügung gehabt hätte, ist eher fraglich. Das war nie meine Stärke. Am Wochenende machten wir gemeinsame Ausflüge und am Sonntagabend assen wir bei meinen Eltern an der Hanfrosee. Ich war also nie wirklich alleinerziehender Vater, ich hatte immer sehr viel Hilfe und Unterstützung von Regula, Chrigi und meinen Eltern.

Diese zwei Jahre von Sommer 1999 bis Juni 2001 waren auch unter einem anderen Aspekt eine prägende Zeit für mich. Ich habe nämlich in meinem Berufsleben und als

Chef grössten Respekt vor der Leistung von Familienmüttern und alleinerziehenden Frauen bekommen. Sie leisten unglaublich viel. Ich versuchte ihnen stets das zu ermöglichen, was sie brauchten.

Ich sollte dabei aber auch nicht ausblenden, dass ich in dieser Zeit begonnen habe, abends, wenn die Kinder im Bett waren, mehr Whisky zu trinken als es für mich gut war. Meisten trank ich Jonny Walker, Red Label oder Ballentine's. Eine 7-dl-Flasche reichte jeweils kaum für zwei Wochen. Whisky hat zwar im Moment eine sehr entspannende Wirkung und man schläft perfekt ein. Meist wachte ich dann aber drei oder vier Stunden später auf und studierte dann trotzdem an meiner Situation im Kreis herum. Zum Glück endete diese Phase, als ich Kornelia kennenlernte. Zu erwähnen ist aber noch, dass ich mich in besonders stressigen Phasen meiner Berufstätigkeit immer mal wieder mit Whisky entspannt habe, z.B. nach einem besonders schwierigen Rückfall eines Straftäters und dem anschliessenden Shitstorm. Nach meiner Lungenembolie im Oktober 2016 setzte ich definitiv nicht mehr auf Whisky. Ich verzichtete für über zwei Jahre konsequent auf Alkohol. Heute trinke ich nur noch wenig bei besonderen Anlässen. Zum Entspannen hilft mir wie bereits vorn erwähnt Citalopram. Das möchte ich gelegentlich absetzen.

Mit der Scheidung warteten Elisabeth und ich noch bis 2001 zu. Auch diese Scheidung verlief schliesslich ziemlich unproblematisch, wenngleich sie mich recht teuer zu stehen gekommen ist. Ich war zu vielen Kompromissen bereit, damit mir bei gemeinsamer elterlicher Sorge für unsere Kinder die Obhut für Markus und Silvia zugeteilt wurde. So konnten meine beiden Kinder die nächsten zehn Jahre bei Kornelia und mir aufwachsen. Elisabeth und Martin blieben in Südfrankreich, sie für immer, Martin bis Anfang 2008, bis ich ihn in die Schweiz zurückholte. Dies führte zu einer Anpassung des Scheidungsurteils, weil ich Elisabeth für Martin keine Unterhaltsbeiträge mehr bezahlen wollte, da nun alle Verpflichtungen und Kosten für Martin und die beiden anderen Kindern direkt und ausschliesslich bei mir lagen. Dies erforderte eine förmliche Abänderung des Scheidungsurteils vom 11. Januar 2002, was mit Urteil vom 10. März 2010 so geschah.

Ich sage gerne, es sei wohl sehr schwierig, mit mir verheiratet zu sein. Sich von mir scheiden zu lassen und meine Exfrau zu sein, fühlt sich aber sicherlich paradiesisch an.

In den letzten Jahren habe ich nicht mehr oft Kontakt mit Elisabeth gehabt. Vereinzelte Ereignisse habe ich bereits oben geschildert. Unsere Beziehung ist nie mehr ganz unbelastet gewesen. Es ist für mich aber ein grosser Schock gewesen, als ich frühmorgens am 23. Februar 2024 von Silvia erfahren habe, dass Elisabeth an einer schweren Lungenembolie im Spital in Nîmes gestorben ist. Es ist nach einer geplanten Operation an ihrer Wirbelsäule passiert. Diese ist nicht optimal verlaufen. Elisabeths spezielle Vorgeschichte und Problematik mit der Blutgerinnung sind aber bekannt gewesen. Sie hatte bereits anfangs 20 nach einer Hallux-OP eine Embolie erlitten und dann erneut eine schwere im Jahre 1997, an welcher sie beinahe gestorben wäre. Offenbar hat man nun vor einer notwendig gewordenen Nachoperation die Blutverdünnung ohne flankierende Massnahmen abgesetzt und damit die neue Embolie provoziert.

Silvia ist mit ihrem Mann und den beiden kleinen Kindern noch in der Nacht zu ihrer toten Mutter ins Spital losgefahren. Sie ist erschüttert und sehr traurig.

Ich denke immer mal wieder an die gemeinsame (schwierige) Zeit mit Elisabeth. Wir haben drei gemeinsame Kinder und das verbindet in einer gewissen Weise für immer.

Kornelia, die eine und einzige, und unsere Familie

Ich habe Kornelia über ein Inserat im Tages-Anzeiger kennengelernt. Wir telefonierten ein erstes Mal am 5. März 2000 miteinander und ich war von ihrer Stimme verzaubert. Wir machten darauf an einem Freitagabend am Hauptbahnhof Seite Bahnhofquai ab. Zur richtigen Zeit stieg eine Frau, von der ich hoffte, es sei Kornelia, mit einer Vergissmeinnicht-blauen Manchester-Jacke aus. Sie schaute sich um, sah offenbar nicht das, was sie suchte, und stieg wieder ins Tram ein. Ich wartete dann noch mindestens eine halbe Stunde über die vereinbarte Zeit hinaus, bis ich auf ihre heimische Telefonnummer anrief, die sie mir gegeben hatte. Dort nahm Phyllis, ihre Nichte und Tochter ihrer Schwester Tania das Telefon ab. Sie hütete die beiden Kinder Florence und Olivia. Kornelia hatte sich zwischenzeitlich auch gemeldet und so konnten wir noch einmal an der Tramhaltestelle Bahnhofquai abmachen.

Ich habe mich schon im ersten Augenblick in Kornelia verliebt. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Susi, ist aber trotzdem völlig anders. Wir fuhren miteinander mit dem Bähnli auf den Uetliberg und assen dort zusammen, ich Fischknusperli mit Salat. Wir führten ein langes Gespräch und ich brachte sie anschliessend zu sich nach Hause. Ich hatte mein Auto wie jeden Tag an der SZU-Haltestelle Binz parkiert. Von dort aus fuhr ich jeweils mit der S10 zum Büro im Kaspar-Escherhaus, nachdem ich Markus bei Regula an der Wasserschöpfli und Silvia bei ihrer Tagesmutter Chrigi Stalder am Höfliweg platziert hatte.

Kornelia ist nicht der Typ Frau, welcher ein teures Auto Eindruck macht, eher im Gegenteil. So war es für sie völlig OK, dass ich sie in meinem alten weissen Mitsubishi Colt nach Hause fuhr. In der Woche darauf war ich an einer Tagung der Schweizerischen Arbeitsgruppe für Kriminologie in Interlaken, schrieb ihr eine Karte und machte für den nächsten Freitag wieder ab. Wir trafen uns im Niederdorf und assen gemeinsam – war es im Turm? Anschliessend zeigte ich ihr nicht meine Briefmarkensammlung, aber mein schönes, grosses Büro im Kasper Escherhaus. Wir kamen uns dort erstmals näher. Ich war rettungslos verloren, ich glaube Kornelia auch.

Über all die Umwege anderer Partnerschaften haben wir uns gefunden. Die Umwege waren nötig. Kornelia und ich wären in jungen Jahren kaum zusammengekommen. Sie war eine lebenshungrige Tänzerin, Musikerin und Künstlerin, die an einer bürgerlichen

Welt wenig interessiert war. Ich wiederum befand mich auf dem Karrieretrip und war ziemlich oberflächlich.

Wir kommen aus wirklich sehr unterschiedlichen Familien. Meine Eltern stammen beide aus eher ärmeren Verhältnissen und sind in den Zwanziger- und Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts im Arbeiterkreis Cheib⁵⁹⁰ aufgewachsen. Die Familie von Kornelias Vater besass verschiedene Häuser in Zürich. Ihre Mutter war in Langenthal/BE beheimatet. Ihr Vater war Bankverwalter, man führte einen Haushalt mit eigenem Dienstmädchen und hatte schon früh ein schönes Auto. Kornelias Vater war Schlosser, Unternehmer und wurde Millionär. Mein Vater war kaufmännischer Angestellter. Kornelias Mutter war freie Künstlerin und alles andere als eine normale Hausfrau. Meine Mutter war eine typische mittelständische Hausfrau und alles andere als eine Künstlerin.

Diese Unterschiede in unserer Sozialisation sind auch heute noch, vielleicht sogar je länger je mehr, spürbar. Im Alter kehrt man in vielen Dingen wieder zu seinen Wurzeln und Ursprüngen zurück.

Wir hatten in unserem früheren Leben kaum Berührungspunkte oder gemeinsame Bekannte. Eine Verbindungsperson gibt es aber. Kornelia war kürzere Zeit mit René Carlen befreundet. Sie verbrachte mit ihm und den beiden Mädchen sogar einmal gemeinsamen Urlaub in einem Ferienressort in Ägypten. Er hat im JuV verschiedene Funktionen wahrgenommen, u.a. in der JVA Pöschwies, als Leiter der Halbgefangenschaft Urdorf (als Nachfolger von John Pfenninger), später als Leiter des Wohnexternates des MZU in Birmensdorf, bevor er ins Jugendheim Aarburg wechselte. Als ich JuV-Chef wurde, arbeitete er noch im MZU. Wir hatten ab und zu Kontakt, einmal war er mit seiner Familie bei uns zu Besuch.

Die Zeit bis zur Geburt von Angelina haben Kornelia und ich getrennt in unseren Häusern am Friesenberg und in der Rehalp gelebt, ich zusammen mit Markus und Silvia, Kornelia mit Olivia und Florence. Wir telefonierten jeden Abend lange miteinander und haben die Wochenenden zusammen mit unseren Kindern verbracht, entweder bei Kornelia oder bei mir zu Hause. Wir machten am Sonntag immer

⁵⁹⁰ Bezeichnung für den Zürcher Stadtkreis 4. Gemäss Wiki bezeichnet das Wort „Cheib“ Tierkadaver, im Kreis 4 soll es einst Gruben für Tierkadaver gegeben haben.

Ausflüge, vorzugsweise an Orte wie das Connyland, Schongiland oder andere Länder, in verschiedene Zoos (Zürich, Basel, Walter(li)-Zoo, Silberweid) oder auch ins nahe Ausland, z.B. ins Ravensburger Spieleland oder in den Europapark in Rust. Im Frühling, Sommer und manchmal im Herbst waren wir meist in Südfrankreich in Ramatuelle in den Ferien, welches ich bald wie Kornelia lieben lernte.

Die ersten gemeinsamen Ferien in Ramatuelle machten wir bereits im April 2000. Wir trafen uns bei der SZU-Haltestelle Friesenberg, Kornelia, Olivia, Florence, Markus, Silvia und ich. Wir hatten insgesamt 16 Gepäcksstücke dabei, Ein- und Aus-Umsteigen waren immer ein rechter Stress. Von Zürich aus ging es nach Basel und dann nach Mulhouse. Dort merkten wir zu Silvias Entsetzen, dass wir ihren Nuggi vergessen hatten. Ohne Nuggi einschlafen, nicht möglich. Es liess sich in der näheren Umgebung des Bahnhofes kein Nuggi organisieren, und so bastelte ich ihr notbelfsmässig einen aus einem Tupperware-Deckel. Von Mulhouse fuhren wir in einer Couchette mit dem Nachtzug nach St. Raphael. Das wäre soweit gut gewesen, wenn nicht im Nachbarabteil eine Party stattgefunden hätte. Die Lärmimmissionen waren noch das wenigste, es stank aber erbärmlich in den Gang hinaus, nach Fleisch, Fürzen, Bier und Kotze. Am Morgen kamen wir ziemlich gerädert in St. Raphael an und mieteten einen siebenplätzigen Ford für ca. 2000 Franken, teuer für zwei Wochen. Es waren wirklich schöne Ferien, obwohl ich am Schluss ziemlich gestresst war, weil wir erst nach Schliessung des Autovermieters in St. Raffael ankamen. Natürlich sind wir nicht die ersten, denen das passiert war, und so konnten wir Schlüssel und Papier in einer benachbarten Bar deponieren.

Aus Kostengründen fuhren wir wohl ab ca. 2004 immer mit dem eigenen Auto nach Ramatuelle. Zwei Volltankungen genügten, jetzt mit unserem VW Polo sogar eine. Der Weg durch den Gotthard- oder San Bernardino-Tunnel, dann über Chiasso, Genua, Ventimiglia, San Remo, Monaco, Nice, Cannes, Sainte Maxime ist abwechslungsreich und schön. Die rund 700 km sind – reine Fahrzeit – in ca. 8 Stunden gut machbar. Der

Weg entlang der italienischen Küste ist aber stauanfällig, nicht nur, wenn die Morandi-Brücke bei Genua eingestürzt ist⁵⁹¹.

Autofahren mit unseren Kindern war auch nie ganz stressfrei. Währenddem Olivia, Florence und Markus kaum Probleme hatten, wurde es Silvia meist schon nach fünf Minuten schlecht. Wir hatten immer zwei ineinander gelegte Plastiksäcke zur Hand, nachdem einer einmal undicht war. Silvia konnte manchmal bis zu fünf Mal hintereinander erbrechen, sie war wirklich eine Arme. Angelina hat einen ähnlich empfindlichen Magen, ihr wurde es auch sehr rasch schlecht. Immerhin nützte bei ihr meistens ein kurzer Halt. Einmal kamen bei ihr auf einer Rückreise zusammen mit allen Magensäften auch fünf Kaugummis zum Vorschein; ihre Geschwister hatten ihr einen nach dem anderen gegeben und Angelina hat ihn immer wieder brav heruntergeschluckt. Allen unseren Kindern war gemein, dass meist nach kurzer Zeit das volle Programm Hunger – Durst – WC angesagt war. Es ist uns wohl nie gelungen, eine längere Reise mit halbwegs gesättigter Mann-/Frauschaft mit leerer Blase anzutreten.

Im ersten gemeinsamen Jahr flogen Kornelia, ich und unsere vier Kinder (natürlich ohne Martin, leider, und vorerst immer noch ohne Angelina) mit meinen Eltern sowie Regula und ihrer Familie nach Djerba für eine gemeinsame Ferienwoche. In Erinnerung ist mir geblieben, dass Kornelias und meine Koffer erst drei Tage nach uns eintrafen. Kornelia wurde wegen ihrer Geschicklichkeit (Kartoffeln geschält), Beweglichkeit (das Rad geschlagen), Musikalität ("Det äne am Bergli, det stah ä wissi Geiss" gesungen) und natürlich wegen ihres Liebreizes (ständig) am Unterhaltungsabend unserer Hotelanlage zur Miss Medina gekürt. Und schliesslich und am allerwichtigsten: wir waren zwar ohne Angelina auf Djerba angekommen, vermutlich war sie aber bereits mit uns, als wir Djerba wieder verliessen.

Im Frühling 2003 kamen ein einziges Mal meine Eltern mit uns nach Ramatuelle. Es war für sie etwas stressig und auch zu wenig komfortabel. Dennoch denke ich gerne daran zurück.

⁵⁹¹ So geschehen am 14. August 2018. Ein Tag nach dieser Katastrophe fuhr Kornelia mit unseren Freunden Bernadette und Stefan auf Umwegen von Ramatuelle nach Zürich. Ich war schon eine Woche vorher aus beruflichen Gründen nach Hause gefahren.

Eine Patchwork-Familie ist in erster Linie eine grosse Herausforderung. Jede:r, der/die etwas anderes behauptet, von wundervoller Bereicherung und Vielfalt spricht, macht auch auf Schönfärberei. Patchwork-Grossfamilien wie die unsere (je zwei Kinder aus erster Ehe, ein gemeinsames und ein behindertes in einem Heim) zerbrechen sehr oft schon nach relativ kurzer Zeit an ihrer Vielfalt, verschiedenen Vorstellungen und Familiensystemen, die es sehr schwer machen, eine gemeinsame Familie zu gründen. Ein unberechenbarer Faktor ist zudem der/die stets zwar abwesende, indirekt aber doch ständig anwesende ehemalige Partner:in bzw. andere Elternteil. Diese Problematik hat sich mit der Generation Handy massiv verstärkt. Elisabeth telefonierte zeitweise fast täglich mit Markus oder Silvia.

Immer herausfordernd, aber doch am Unbeschwertesten war für mich (auch für Kornelia?) die Zeit von unserem Zusammenzug an der Rehalpstrasse, also vom Juni 2001 bis Sommer 2007. Das war wohl auch am ehesten die Zeit, während welcher ich mich auch beruflich sicher gefühlt habe. Eigentlich habe ich immer darauf gewartet, dass sich das Gefühl einmal einstellen würde: «So, jetzt habe ich alles im Griff, gut so!» Effektiv kam es nie dazu. Das hat natürlich verschiedene Gründe, objektive in der Volatilität meines «Geschäftes» Justizvollzug, subjektive in meiner inneren Unsicherheit, im Einklang mit der Warnung meiner Mutter: «Warte nur, das kommt schon noch anders, pass nur gut auf!» So war es dann auch. Im Sommer 2007 zeichnete sich ab, dass die Situation für und mit Martin in Südfrankreich unhaltbar geworden war. Seine Rückkehr in die Schweiz stand bevor. Es begann unsere Odyssee durch die Behörden- und Heimlandschaft der Ostschweiz.

Zwischen 2001 und 2007 waren unsere Kinder noch nicht gross, und wir waren manchmal ansatzweise wirklich so etwas wie eine grosse, gemeinsame Familie. Ich muss die Erinnerungen an diese gemeinsame Zeit aber immer wieder aus meinem Innersten ausgraben, sie sind stark überlagert von den Schwierigkeiten mit der Platzierung von Martin, sodann dem viel zu frühen Auszug von Markus 2009 und dann vor allem demjenigen von Silvia 2011. Aus Erzählungen unserer Kinder merke ich aber auch mit einer gewissen Freude, dass sie viele schöne und lustige gemeinsame Erinnerungen haben; z.B. wie sie sich alle gemeinsam in Olivias Zimmer im ersten Stock einsperren und dann Markus auf Aufforderung von Olivia aus irgendeinem merkwürdigen Impuls heraus den Zimmerschlüssel aus dem Fenster wirft. Oder wie

Florence und Silvia ihren Barbiepuppen eine neue Frisur verpassen und ihnen die Haare kurz schneiden; gemeinsame Lachanflle, die kaum mehr zu stoppen sind. Zum Schmunzeln bringt mich auch die Erinnerung daran, als ich Silvia einmal gesagt habe, dass etwas viel Geld koste, weshalb wir das nicht einfach so kaufen könnten. Sie hat hierauf völlig schlüssig erwidert, das sei doch kein Problem, ich könne das Geld einfach wie sonst aus einem Automaten herauslassen. Sie ist damals wohl etwa sechs Jahre alt gewesen.

Es bleiben auch viele schöne Erinnerungen an gemeinsame Ausflüge und Ferien. Ich bin sehr dankbar für diese Jahre.

Unvergesslich ist der Sommer 2003, der so heiss war, dass Silvia ihre Schlafmatratze auf den Balkon ihres Zimmers zügelte. In den Sommerferien in Ramatuelle war es in diesem Jahr auch noch in der Nacht gegen 30 Grad heiss. Oder der 5. März 2006, als fast ein Meter Schnee gefallen war. Wir schaufelten in unserem Garten Gehwege frei, die so tief waren, dass Angelina darin fast verschwand. Die Autos am Strassenrand waren so stark eingeschneit, dass nur noch kleine weisse Hügel zu erkennen waren.

Dank Kornelia hatten und haben wir eine schöne und inspirierende Wohnsituation. Unser Einfamilienhaus an der Rehalpstrasse wurde in den Kriegsjahren erbaut. Offenbar wurde das Fundament mangels anderen Materials teilweise mit alten Grabsteinen aus dem gegenüberliegenden Friedhof Rehalp gelegt.

Kornelia zügelte nach ihrer Trennung von Heinz mit den beiden Mädchen von der Forchstrasse 288⁵⁹² vorerst in eine kleine Wohnung an die Rehalpstrasse 53. Von dort aus suchte sie jahrelang ein geeignetes Haus. Sie war schon an einem Neubau an der Rehalpstrasse direkt am Wehrenbachtobel beteiligt, als ihr der alte Herr Schindler sein Haus zu einem guten Preis anbot. Er selber stand vor dem Umzug ins Tertium Zollikerberg. Kornelia sagte sofort zu, und die dreiköpfige Frauenfamilie zog 1998 nach einem kleineren Umbau ein.

Ich selber stiess also mit meinen Kindern unmittelbar nach der Geburt von Angelina Mitte 2001 dazu. Da das Haus nur über fünf Zimmer verfügte, liess Kornelia den Keller ausbauen. Es entstanden so zwei weitere schöne Zimmer und ein wirklich gutes

⁵⁹² Dieses Haus gehörte schon der Familie ihres Vaters Heinrich Kihm. Kornelia hat es nun aus der Erbengemeinschaft mit ihrer Schwester Tania allein übernommen.

Badezimmer. Als erstes hatte Kornelia vom grossen Wohnzimmer im Parterre einen Raum abtrennen lassen. So verfügten wir schliesslich über sieben Zimmer, für jedes Kinder eines, ein grosses Wohnzimmer, ein gemeinsames Schlafzimmer für Kornelia und mich sowie zwei Badezimmer und ein zusätzliches WC beim Hauseingang. Architekt Hans Abegg leitete den Umbau und unser ehemaliger Nachbar, der Bauunternehmer Bruno Küng führte die Bauarbeiten mit seiner Firma durch.

Bruno Kungs Vater hat Kornelia 2016 sein ebenfalls an der Rehalpstrasse gelegenes Haus verkauft. Es ist in Luftlinie etwa 150 Meter von unserem entfernt. Dort ist Bruno aufgewachsen, und er hat auch die Renovationsarbeiten vom Herbst 2020 gemacht.⁵⁹³

Die Zimmerverteilung in unserem Heim war wie folgt: Olivia im Zimmer im Untergeschoss Richtung Rehalpstrasse, Markus im Zimmer daneben, Florence im Zimmer im Parterre neben dem grossen Wohnzimmer. Angelinas Zimmer war im ersten Stock neben unserem Schlafzimmer, Silvia belegte das andere Zimmer neben Kornelia und mir. Angelina benutzte ihr eigenes Zimmer einige Jahre nur als Spielzimmer und schlief in der Nacht immer zwischen Kornelia und mir. Irgendwann hat sie selber entschieden, nun allein in ihrem Zimmer zu schlafen. In den ersten paar Wochen kam sie manchmal in der Nacht plötzlich wieder in unser Zimmer und legte sich zwischen uns. Als sie sich dann ganz abgelöst hatte, war das für Kornelia und mich schon etwas traurig.

Beim Umzug an die Rehalpstrasse im Sommer 2001 waren die Zimmer im Untergeschoss noch nicht fertig, so dass Markus und Silvia einige Wochen lang im Zimmer im Erdgeschoss wohnten. Nach Markus', Silvias und Olivias Auszug von zuhause ist es zum Musikzimmer geworden. Dort stehen auch ein Klavier, ein Cembalo und viele Blockflöten in den verschiedensten Grössen. Im Untergeschoss wohnen nun Florence und ihr Freund Fabian. Angelina hat im ersten Stock in das ehemalige Zimmer von Silvia gezügelt, ihr ursprüngliches Zimmer hat Kornelia für sich neu umgestaltet. Ich habe mir im grossen Schlafzimmer zusätzlich einen Arbeitsplatz eingerichtet und das Elektro-Piano steht auch hier.

Die Umbauzeit im Jahre 2001 bedeutete sehr grossen Stress für Kornelia. Meine beiden Kinder mussten sich an die neue Wohnsituation gewöhnen und mit ihnen die ganze neue grosse Familie. Zudem war Kornelia ab Oktober 2000 schwanger.

⁵⁹³ Olivia und ihre Familie ist dort im Oktober 2020 eingezogen.

Während Wochen gab es grossen Lärm und viel Staub in unserem Haus. Ich selber habe Kornelia in dieser schwierigen Zeit nur wenig unterstützt.

Kornelia gab damals auch noch viel Musikunterricht, lange Zeit am Kindergärtnerinnenseminar, dann in der Musikschule Erlenbach und schliesslich über 10 Jahre lang in der Musikschule Maur. Ich selber arbeitete immer sehr viel, immerhin aber nicht mehr am Wochenende. Vor 19.00 Uhr kam ich aber abends nie nach Hause. Kornelia kochte jahrelang jeden Abend für sieben Personen, besorgte Haus und Wäsche für uns alle, war der kleinen Angelina eine wunderbare Mutter und unterstützte vor allem auch Florence in allen möglichen Belangen. Während Kornelia (und natürlich meiner) Abwesenheiten war Rivka, welche Kornelia als Spitex-Mitarbeiterin kennengelernt hat, eine gute und auch bei unseren Kindern beliebte Hütefrau. Rivka ist eine liebe Freundin der Familie geworden. Ebenfalls als sehr unterstützend und hilfreich erlebten wir während all dieser Jahre den Mittagstisch der Kirchgemeinde Balgrist. Unsere Kinder bzw. wir profitieren bis zu drei Mal in der Woche von diesem guten Angebot. Dank all dieser günstigen Umständen hatten Markus und Silvia auch in der Schule kaum Probleme.

Markus war ein unauffälliger und guter Schüler. Er war mit Florence in der Mittelstufe in derselben Klasse bei Frau Gabi Willi. Während Florence von Kornelia viel Unterstützung brauchte und bekam, machte Markus alles Schulische für sich allein. Ich habe ihn höchstens einmal bei einer Vortragsarbeit (über Genf) unterstützt. Markus' Lehrerin sah ihn aber nicht unbedingt als Gymischüler. Nach kurzem Überlegen wollte es Markus dennoch wagen. Als Vorbereitung habe ich mit ihm eine Zusammenstellung ehemaliger Mathematikaufnahmeprüfungen durchgearbeitet. Markus bestand die Gymiprüfung problemlos, und auch während der Jahre im Literargymnasium Rämibühl hat er kaum je Unterstützung in Anspruch genommen. Nur in Mathematik hatte er ab und zu etwas Schwierigkeiten, was aber zu einem rechten Teil – wie schon seinerzeit bei mir – am wenig motivierenden Mathematiklehrer lag. Als sich Markus für die englischsprachige Immersionsklasse mit Matur- und IB⁵⁹⁴-Abschluss interessierte, unterstützte ich ihn sofort. Diese zweisprachige Klasse ist nur für die besseren Gymischüler gedacht, und auch diese Herausforderung bewältigte Markus bestens. Im

⁵⁹⁴ International Baccalaureate.

ähnlichen Stil ging es weiter, als er mit 17 zu Regula an die Hädrichstrasse umzog. 2010 bestand er schliesslich IB und Matur mit gutem Resultat. Schon während der Gymnasiumzeit hat Markus zur Aufbesserung seine Sackgelder jeweils am Samstag im Coop Sihlcity an der Kasse gearbeitet.

Silvia hatte immer viele Freundinnen um sich und war eine beliebte Schülerin. Sie war manchmal nicht besonders lernmotiviert. Lesen und Rechnen bereiteten ihr anfangs ziemlich Schwierigkeiten. Ich selber war leider viel zu ungeduldig, um sie nachhaltig unterstützen zu können. Als sie einmal für die Schule «Zwerg Nase» lesen sollte, kam sie über den Anfang nicht hinaus. Als ich sie fragte, wie die Geschichte ende, fabulierte sie mit viel Fantasie drauflos. Es wurde klar, dass sie nicht einmal die Hälfte gelesen hatte und sich den zweiten Teil einfach selber erfand.

Beim Übertritt in die Oberstufe war es nicht ganz eindeutig, ob Silvia in die Sekundarschule A oder B eingereiht werden sollte. Wir entschieden uns deshalb, sie wie schon Florence in die Katholische Sekundarschule Kreuzbühl zu schicken. Dort wurde sie langsam von Sek-B- auf Sek-A-Niveau angehoben. Dies kostete uns zwar einen rechten Batzen, meine Eltern haben uns aber grosszügig unterstützt. Der Entscheid war goldrichtig. Engagierte und einfühlsame Lehrer:innen wie Schwester Johanne Eberle haben Silvia (wie schon vorher Florence) sehr gut unterstützt. Silvias Leistungen wurden immer besser.

Unsere Wohnsituation an der Rehalpstrasse war und ist wunderbar. Wir leben ganz im Grünen, direkt neben Bach und Wald, zur Forchstrasse hin abgeschirmt, geschützt durch den Friedhof Rehalp mit seinem herrlichen Baumbestand, eine unüberbaubare Grünfläche.

Kornelia pflegt unseren Garten mit viel Liebe und Umsicht. Ich selber bewässere ihn höchstens mal mit dem Gartenschlauch oder reche Laub zusammen. Die Sommerabende in unserem Garten mit langsam schwindendem Licht und Vogelgezwitscher sind etwas vom Schönsten, was ich mir vorstellen kann.

Auf dem Weg zur Arbeit Richtung Tramhaltestelle Rehalp spazierte ich frühmorgens immer an einem Schulgarten vorbei. Im Frühling wuchsen hier grosse Mohnblumen durch das dichte Buschwerk hindurch, welches den Garten von der Strasse abschirmte. Ich fieberte jeweils dem Zeitpunkt entgegen, in welchem sie für kurze Zeit

in voller Blüte stehen würden, und erfreute mich im folgenden Frühjahr jeweils wieder am selben Bild. Irgendwann im Verlauf der Jahre habe ich diesen wunderbaren Klatschmohn aus den Augen verloren, und diesen Frühling habe ich ihn nicht mehr wiedergefunden. Schon seit einiger Zeit wird das Gartenareal für einen Waldkindergarten genutzt.

Ab 2007 wurde meine Lage zunehmend belasteter. Die Situation mit Martin in Südfrankreich war unhaltbar geworden. Die französischen Behörden machten auf mich Druck, und es zeichnete sich ab, dass er in die Schweiz zurückkehren musste. Ich suchte hier nach einer geeigneten Institution. Dies gelang mit der Hilfe von Heiri Gantenbein per Anfang 2008. Das Sonderschulheim Ilgenhalde war bereit, Martin aufzunehmen.

Wir sieben, Kornelia, ich und unsere fünf Kinder, waren immerhin fast zehn Jahre zusammen. Das ist vor allem Kornelias Verdienst, und dafür bin ich ihr für immer von Herzen dankbar.

Wenn Kornelia und ich uns stritten, und das kam immer mal wieder vor, so war es meist wegen der Kinder, und zwar übers Kreuz. Wie bereits gesagt ist es eine sehr grosse Herausforderung, zwei völlig verschiedene Familiensysteme zusammenzuführen. Vor allem Markus hatte sich schon früh daran gewöhnt, sehr viel Fernsehen und DVD's zu schauen. Dafür kann er überhaupt nichts. Das war auf die schwierige Situation nach Martins Geburt zurückzuführen und darauf, dass er sehr oft sich allein überlassen wurde; also meine und Elisabeths Schuld.

Kornelia findet Fernsehen ziemlich überflüssig und schädlich, auch heute noch. Sie lebt lieber das reale Leben. Auch mit Gesprächen über TV-Sendungen oder Filme kann sie nicht viel anfangen. Sie sagt dann stets, dass man sich doch nicht mit fremdem Mist zudecken, sondern die wirkliche Welt selber erleben, erfahren und reflektieren soll. Damit hat sie natürlich recht, doch einfach verordnen lässt sich so etwas auch nicht.

Ich habe erlebt und erlebe auch heute noch täglich, wie viel Engagement, Zeit, Geduld, Liebe und pädagogisches Geschick Kornelia für die Erziehung und Begleitung von

Angelina, für die Unterstützung von Florence sowie die Beziehung mit Olivia aufbringt. Und jetzt ist sie für Juri eine wunderbare und engagierte Grossmutter (Nonna)⁵⁹⁵.

Oftmals schätzen die Leute Kornelia völlig falsch ein, wenn sie meinen, sie sei einfach nur lieb und nett und lasse sich manipulieren. Dies ist überhaupt nicht der Fall. Sie hat eine ruhige, aber sehr beharrliche Art, lässt sich von ihrem Kurs durch nichts abbringen und erzielt damit sehr gute und nachhaltige Ergebnisse. Über kurz oder lang erreicht sie fast immer, was ihr wichtig ist. Sie hat z.B. in unserem Wohnquartier jahrelang nach einem geeigneten Wohnhaus gesucht, bis sie unser wunderbares Heim gefunden hat. Für ihre Geduld, Weitsicht und Hartnäckigkeit bewundere ich Kornelia sehr. Sie ist ein Fluchttier, ich eher ein Raubtier oder Elefant.

Kornelia ist und bleibt eine grosse Individualistin. Sie vermag einem überfürsorglichen und immer auch wieder bevormundenden Staat nicht viel abzugewinnen. Sie setzt in erster Linie auf Selbstverantwortung und Eigeninitiative. Natürlich hat dies auch mit ihrer Erziehung und ihren Eltern zu tun. Ihre Mutter Elisabeth Gerber ist immer eine sehr unabhängige Frau gewesen, ist als Kunstmalerin allein auf ihre Lehr- und Wanderjahre auf Korsika und nach Südfrankreich gegangen, wo sie schliesslich auch Ramatuelle entdeckt hat. In Erlenbach hat sie in den Fünfzigerjahren zu den ersten Frauen gehört, die es gewagt haben, lange Hosen anzuziehen. Kornelias Vater Heinrich Kihm ist ein selbständiger Unternehmer und Fabrikant gewesen, der es zu recht grossem Wohlstand gebracht hat. Daneben hat er sich für Musik, Philosophie und die Kunst seiner Frau interessiert. Beide zusammen sind ein richtiges Power-Team gewesen. Sie haben eine Spürnase für gute Liegenschaften gehabt. Sie haben Anfang Fünfzigerjahre ein wunderschönes Heim in Erlenbach⁵⁹⁶ und eines in Ramatuelle erbaut. Beide Häuser sind von traumhaft grossen Gärten - in Ramatuelle muss man eigentlich eher von Wald sprechen - umgeben. In Erlenbach sieht man vom Haus aus auf den Zürichsee, in Ramatuelle auf das Meer beim Pampelonne-Strand.

⁵⁹⁵ Am 14. April 2021 ist nun auch Olivias und Retos zweites Kind Anthea Vida Océan zur Welt gekommen.

⁵⁹⁶ Es wurde vom bekannten Schweizer Architekten Alfred Roth (1903-1998) gebaut, einem wichtigen Vertreter des sog. neuen Bauens. Es geriet eine Zeit lang ins Visier der Denkmalpflege, ist dann aber nicht ins kantonale Inventar aufgenommen worden. Es kann deshalb wohl demnächst vom jetzigen Eigentümer, welcher Kornelia das Grundstück abgekauft hat, abgerissen werden. Es soll ein neues grösseres Projekt realisiert werden.

Das Grundstück in Erlenbach haben sie nur deshalb zu einem erschwinglichen Preis erwerben können, weil man damals noch allgemein gemeint hat, es werde dort eine geplante Hochstrasse gebaut. Heinrich meinte, das Projekt habe schlechte Chancen, und Recht hat er gehabt. Ramatuelle wiederum ist Anfang der Fünfzigerjahre immer noch ein einsames Kaff am Ende der Welt, Saint-Tropez ein kleines unbekanntes Fischerdorf gewesen. Der Aufschwung ist erst später mit Brigitte Bardot gekommen. Das grosse Stück Wald direkt neben dem Dorf ist billig gewesen, das Haus ist mit Pferdewagen und viel Handarbeit gebaut worden. In den Siebzigerjahren, als die Familie Kihm grösser wurde und schliesslich auch Enkel hinzukamen, sind noch zwei weitere Hauseinheiten angebaut worden, der Cabanon auf dem unteren Terrain, der Annexe im rechten Winkel zum Haupthaus Lou Jas. Das Grundstück liegt heute in einem Gebiet, das zur höchsten Schutzzone gehört. Dort kann nun überhaupt nichts mehr neu gebaut oder auch nur geringfügig vergrössert werden.

Kornelia wuchs so in freier Umgebung auf. Als Kind meinte sie, alle Leute wohnten so und Mehrfamilienhäuser seien nur Provisorien. Kornelia ist nicht in den Kindergarten gegangen, sondern dann erst in die Primarschule. Als der Lehrer am Schluss des ersten Schultages fragte, ob jemand noch eine Frage habe, erkundigte sich Kornelia zum allgemeinen Gelächter danach, wann es Ferien gebe. Als eine Lehrerin in der Primarschule einmal ihre Schüler:innen aufforderte, die Bäume in ihrem heimischen Garten zu zählen, kam Kornelia auf über 60 Bäume. Das könne ja wohl nicht sein, meinte die Lehrerin zur verwirrten Kornelia. Der Garten war so gross, dass dort in den Sechziger- und Siebzigerjahren im Sommer mehrmals ein Parktheater organisiert werden konnte. Gern gesehener Gast ist das Puppentheater von Trudi und Peter W. Loosli gewesen, welches u.a. den «Kleinen Prinzen» aufgeführt hat. Zur Nachbarschaft gehörte auch die Familie Marthaler mit den Kindern Barbara, Adrian und Christoph, welche jede:r auf seine Art eine künstlerische Karriere machten.

Die Schule hat Kornelia nie stark interessiert. Dafür hat sie schon sehr früh im Kindertheater von Rosmarie Metzenthin mitgewirkt, welche eine Freundin ihrer Mutter war. Später hat Kornelia dort Improvisationsunterricht für Blockflöte gegeben. In der Schule träumte Kornelia oftmals vor sich hin. Bei einem Ausflug zu einem Verkehrsplaner, der viel über Städtebau und -planung erzählte, erklärte dieser den Schüler:innen, was eine Verkehrsinsel sei. Wo es wohl solche gebe, fragte er die

unaufmerksame Kornelia. «Auf dem Zürichsee», antwortete sie. Bei der Aufnahme eines Klassenfotos machte sie hinter dem Kopf der Lehrerin Faxen und mit ihren Fingern ein V-Zeichen, was alle anderen zum Lachen brachte, nur die Lehrerin nicht.

Kornelias Schulweg war lang und steil. Ein Schulkollege war noch etwas frecher als sie und sperrte sie einmal in einem vergitterten Abwasserschacht ein. Sie musste längere Zeit ausharren, bis ihr jemand zur Hilfe kam. Ihr Vater war darüber so erbost, dass er zum Übeltäter nach Hause ging und ihn dann dort vor seinen Eltern ohrfeigte. Kornelia wiederum spielte einem anderen Kollegen einen Streich, der etwas in die Hosen ging. Sie wusste, dass Drohnen im Gegensatz zu Bienen nicht stechen können. Damit hatte sie schon den einen oder anderen Kameraden erschrecken können. Dieses Mal täuschte sie sich allerdings und erwischte eine Biene, welche sie dem verdatterten Schulkollegen zu dessen geringer Freude von hinten in sein Leibchen steckte.

Kornelia ist ein wirklich freier und unerschrockener Geist. Sie hält nicht viel von Konventionen. So ist auch ihr Erziehungsstil, den ich sehr bewundere. Permissiv sei er, hat ihr einmal ein befreundeter Jugendpsychiater gesagt.

Immer eine ganz besondere Herausforderung ist wie bereits erwähnt unsere Patchwork-Situation geblieben. Kinder eines Partners lassen sich vom neuen Partner nicht viel sagen. Sehr rasch kommt der Ausruf: "Du bist nicht mein Vater/meine Mutter!" Kornelia und ich waren uns immer einig, dass wir das grundsätzlich so akzeptieren. Der neue Mann muss vor allem auch respektieren, dass er gegenüber den Kindern seiner neuen Partnerin immer die zweite Geige spielen wird. Wer das nicht begreift und akzeptieren kann, lässt es lieber gleich bleiben. Ich hätte im Übrigen auch nie eine Partnerin gewollt, die das anders handhabt als Kornelia und den neuen Mann ihren Kindern vorzieht.

Nicht ganz überraschend differenzierte ich – oft wohl auch unbewusst – danach, ob es um meine oder Kornelias Kinder ging. Wer von sich behauptet, er habe seine Stiefkinder genau gleich gern wie seine eigenen, dem kann ich – geprägt von meinen eigenen Erfahrungen – nicht unbedingt glauben. Blut ist dicker als Wasser. Wenn mir Kornelia z.B. am Telefon mitteilte, eines unserer Kinder habe sich verletzt, so war ich geradezu erleichtert, wenn sich herausstellte, dass es sich um eines ihrer Kinder handelte bzw. doppelt beunruhigt, wenn ich erfuhr, dass es um Markus oder Silvia

ging. Ich finde es wichtig, dass man sich solche Gefühle eingesteht, sie aber natürlich auch reflektiert.

Jetzt sind nur noch Angelina und Florence (mit ihrem Freund Fabian) bei uns zu Hause. Ich hatte in der Vergangenheit manchmal Mühe damit, dass die Freunde von Olivia und Florence öfter bei uns zuhause (gewesen) sind als – nach ihrem Auszug - Markus, Silvia, ganz zu schweigen von Martin. Ich hoffe, ich habe dies die jungen Herren nicht zu stark spüren lassen. Und irgendwie ist es für einen alten weissen Mann im Pyjama nicht ganz einfach, in der Küche plötzlich neben einem jungen, durchtrainierten Mann in Bermuda-Unterhosen zu stehen. Ein Kollege hat mir einmal gesagt, dass er den Freund seiner Tochter aus der Wohnung geschmissen habe, als er merkte, dass er seine Zahnbürste benutzt hatte, weil er seine eigene vergessen hatte.

Und immerhin war der Mann (Vater) Pfarrer.

Seit 17. Mai 1957: Ein Leben mit und in Gefängnissen

Gefängnisse sind überall.

Friedrich, mein Grosser. Die kleine Schweizer Armee.

Das Gefängnis-Schweiz-System. Zu viele Wärter verderben den Brei.

Zuhause im Gefängnis.

Zwei Arten von Gefängnisssystemen.

Ein Geständnis.

Gefängnis ist immer und überall

Ich habe in meinem Leben sehr viel mit Gefängnissen zu tun gehabt. Gemäss Wiki ist ein Gefängnis ein Ort, an dem Menschen gegen ihren Willen festgehalten werden. Im weiteren Sinn fällt also Vieles darunter:

Es fängt mit dem Kind in der Familie an (schön die Szene in einem Woody Allen-Film - Radio Days? - wo sein Onkel, ein Knastbruder, als Kleinkind im Laufgitter gezeigt wird), dazu gehören aber auch Kindergarten, die Schule und sicher die Militärdienstzeit, die Arbeitsstelle, natürliche Altersheime und manchmal auch das eigene Zuhause. Und gerade jetzt Mitte März 2020 baut das Corona-Virus weltweit überall Gefängnisse. Man begibt sich in den fast freiwilligen Hausarrest, noch besser wäre Isolationshaft.

Familie, Schule und Arbeitsort würde ich systematisch der Vollzugsart Halbgefangenschaft zuordnen. Man ist nur während bestimmten Zeiten gegen seinen Willen in diesen Gefängnissen eingeschlossen, könnte aber theoretisch ohne weiteres fliehen. Die Einsicht in die Notwendigkeit des Vollzugs bzw. die mit der Entweichung verbundenen erheblichen Nachteile halten einem vor einer Flucht zurück.

Unser Schweizer Militär war einst der tragende Staatspfeiler überhaupt, eng mit der Wirtschaft verbunden. Das hat sich im Laufe meines Berufslebens stark verändert. Früher hatte die Armee fast so viele Soldaten wie das Land erwachsene männliche Bürger. Sie war pars pro toto. Heute ist sie nur noch eines von vielen Gefängnissen. Sie entspricht nicht den Kriterien der Halbgefangenschaft, sondern am ehesten einer

offenen Strafanstalt, da die Bewegungsfreiheit und persönliche Freiheit fast rund um die Uhr sehr viel stärker eingeschränkt sind als in der Halbgefangenschaft. Die Regulative dieser offenen Strafanstalt werden mit einem eigenen Disziplinarrecht durchgesetzt, was für ein Gefängnis typisch ist.

Der Soldat steht in einem besonderen Rechtsverhältnis – früher sprach man von einem besonderen Gewaltverhältnis – zum Militär bzw. Staat, so wie jeder Gefängnisinsasse auch. Für den Soldaten bzw. Gefangenen ist es Pflicht, Anstaltskleidung zu tragen, dies im Gegensatz zur Halbgefangenschaft, wo private Kleider getragen werden dürfen.

Ich habe in der Rekrutenschule zum ersten Mal so richtig kennen und spüren gelernt, was es heisst, gegen seinen Willen festgehalten zu werden, was Freiheitsentzug bedeutet. Zwischenzeitlich denke ich mit viel nostalgischen Gefühlen an meine Militärdienstzeit zurück. Geht es auch ehemaligen Knastis so für ihre Gefängniszeit?

Friedrich Dürrenmatt

Ich habe kürzlich Friedrich Dürrenmatts geniale Rede "Die Schweiz – ein Gefängnis" wieder gelesen, gehalten für Vaclav Havel anlässlich der Verleihung des Gottlieb-Duttweiler-Preises am 22. November 1990⁵⁹⁷. Dürrenmatt führt uns die Schweizer als Gefangene vor, die gleichzeitig ihre eigenen Wärter sind und sich im selbst erbauten Gefängnis freiwillig einsperren bzw. einsperren lassen. Nur dort fühlen sie sich – wir uns - sicher und frei. Wer das Gefühl hat, mehr Gefangener als Wärter zu sein, ist suspekt, wer nur Wärter sein will, ebenfalls. Gefährlicher ist aber die erstgenannte Kategorie, weil diese eine Gefahr für das Gefängnissystem darstellt. Wer nur Wärter sein will, braucht ganz offensichtlich das Gefängnis, er wird sich niemals dagegen wenden.

Für die Organisation des Gefängnisses Schweiz ist die Gefängnisverwaltung zuständig. Das zentrale Anliegen der Gefängnisverwaltung ist es, dass sich Wärter und

⁵⁹⁷ "Die Schweiz - ein Gefängnis" ist die letzte Rede kurz vor Dürrenmatts Tod (Video auf meiner Website in der Linkliste aufgeführt). Das Thema beschäftigte ihn aber schon in seinen frühen Werken, so in "Mein verschontes Gefängnis Schweiz", Ausschnitt aus: "Der Winterkrieg in Tibet".

Gefangene in ihrer Doppelfunktion wohl fühlen oder zumindest nicht dagegen auflehnen.

Gefängnisse im grossen Gefängnis

Was ist nun aber die Natur der Gefängnisse, der Wärter (korrekt: Aufseher) und Gefangenen im engeren Sinne, meines Justizvollzuges, in den Institutionen des JuWe also, im Kontext des übergeordneten Gefängnis-Schweiz-Konzepts?

Die Gefangenen in unseren JuWe-Gefängnissen sind eindeutig keine Wärter, sie gehören also nicht zum Gefängnis-Schweiz-System. Sie sind im Gesamtsystem irgendwie störend. Sind sie Ausländer, so kann man sie nach verbüsster Strafe ausschaffen. Die Wärter im JuWe, oder wie wir im Justizvollzug sagen, die Aufseher/Betreuer:innen, können natürlich im Gefängnis Schweiz ohne weiteres auch Gefangene sein, nicht aber in ihrem eigenen Gefängnis.

Grundsätzlich wollen wir keine Auserschweizer in unserem Gefängnis Schweiz, höchstens in den Gefängnissen des Justizvollzuges, dort aber lieber nur als Gefangene. Wir können sie uns schlecht als Wärter im Gefängnis Schweiz vorstellen.

Ich selber war Zeit meines Lebens ein vorbildlicher Gefangener und Wärter. So wollte ich eigentlich nie ausserhalb der Mauern des Gefängnisses Schweiz leben und arbeiten. Ich blieb immer freiwillig hier, weil ich gern gefangen bin. Ich blieb aus dem Grund, für welchen wir unser Gefängnis Schweiz gebaut haben: der Angst vor Neuem, zum Schutz vor Ungewohntem, Unsicherem. Ab und zu ein Hafturlaub im Ausland ging gerade noch in Ordnung.

Ich bin ein guter Schüler, guter Student, guter Wachtmeister und guter Berufsmann geworden. In diesen verschiedenen Funktionen war ich einerseits immer Gefangener. Die Qualifikation "sehr gut" prädestinierte mich gleichzeitig zum Wärter. Lediglich bei der Funktion als Familienvater hapert(e) es bei mir immer etwas. Gleichzeitig Gefangener und Wärter zu sein, ist in der eigenen Familie aber auch besonders schwierig, da liegt mir doch die Wärterrolle näher.

Ohne Armee kein Gefängnis – oder eher umgekehrt?

Das Problem des Militärs besteht darin, dass es hauptsächlich den Gefangentyp braucht, zu viele Wärter verderben den Brei. Ich selber bin weniger aus ideologischen,

sondern aus drei anderen Gründen nie ganz heimisch in der Schweizer Armee geworden: Erstens hat man dort immer ein massives Schlafdefizit, das ist mühsam; zweitens habe ich das Militär meistens als wirklich sehr, sehr langweilig erlebt, das ist langweilig; und drittens war ich im Militärdienst ab zweiter Woche stets stark erkältet und hatte eine Bronchitis, das ist auch mühsam. Dies alles war zwar ohne weiteres aushaltbar, aber mit wenig Begeisterung meinerseits, zumal sich mir damals der tiefere Sinn des Militärdienstes noch nicht ohne weiteres erschloss. 1977 durchschaute ich das Gefängnis-Schweiz-Prinzip noch nicht.

In einer Zeit, in welcher jeder möglichst sein eigener individueller Wärter sein möchte, ist es besonders wichtig, dass wenigstens im Militär der Gefangenentyp gefordert und gefördert wird. Insofern ist der eingangs erwähnte Umstand, dass das Militär vor allem den Gefangenentyp braucht, genau besehen gar kein Systemfehler, sondern vom System so gewollt und damit erwünscht, womit sich mir heute sein Sinn erschliesst: ohne Militär kein Gefängnis Schweiz!

Ganz persönlich habe ich es nicht nur beruflich, sondern auch familiär immer wieder mit verschiedensten Arten von Gefängnissen zu tun bekommen, ich lebte stets mit und in Gefängnissen.

Das Gefängnis bei mir zu Hause

Als mein Martin immer grösser, mobiler und agiler wurde, mussten wir unsere Wohnsituation einem Gefängnis angleichen. Sämtliche Türen im Haus waren stets abgeschlossen, nichts Unnötiges stand herum, insbesondere keine Gegenstände, mit denen man sich hätte verletzen können. Nicht nur Martin, sondern auch Markus und Silvia waren in ihren Zimmern eingeschlossen, sie beide aber immerhin nach dem Gefängnis-Schweiz-Modell, sie mussten selber abschliessen, waren also gleichzeitig Gefangene und ihre eigenen Wärter. Martin war immer nur Gefangener, nie Wärter, er versuchte aber immer mal wieder gewaltsam auszubrechen. Er wurde von Gefängnis zu Gefängnis weitergereicht: in Frankreich in die Institution Sésame Autisme, dann in die geschlossene Kinder- und Jugendpsychiatrie in Nîmes, von dort aus in das Sonderschul- und Wohnheim Ilgenhalde, später in das Wohnheim Columban, sodann in das Wohnheim Zum Baumgarten und schliesslich in das Wohnheim Tilia,

unterbrochen durch zahlreiche Aufenthalte in Psychiatrischen Kliniken wie der PUK und dem Schlössli, sowie in diversen Spitälern wie den Kantonsspitälern Zürich, Winterthur, St. Gallen, USZ und EPI-Klinik.

Martins Freiheit war und ist drastisch eingeschränkt. Dass dies immer seinem Willen entsprochen hätte, lässt sich weiss Gott nicht sagen. Er ist und bleibt Gefangener, ob er will oder nicht.

Meine Mutter war seit November 2015 bis zu ihrem Tod am 24. Juni 2020 im Altersheim Seniorama Im Tiergarten eingeschlossen. Die letzte Freiheit hat ihr die Altersdemenz genommen. Sie konnte nicht mehr allein nach draussen gehen, es gab nur noch begleitete Ausgänge. Seit März 2020 war sie, Corona geschuldet, in Einzelhaft. Meine Mutter sagte immer, sie finde es schön im Altersheim, es gebe gut bekömmliches Essen, ihr Zimmer sei schön, und es werde alles sauber geputzt. Es sei eigentlich wie in einem Hotel, sagte sie.

Bei Offizieren wird eine Arreststrafe im Hotelzimmer vollzogen. Für Soldaten gibt es in der Kaserne ein Arrestlokal.

Es gibt zwei Arten von Staaten

Ein interessanter Aspekt des Gefängnis-Schweiz-Systems und eine daraus abzuleitende allgemeingültige Schlussfolgerung ergibt sich im Vergleich mit anderen Ländern, welche als besonders repressiv und autoritär gelten:

In der Schweiz müssen sich die Justizvollzugsmitarbeitenden immer wieder für die Errungenschaften des modernen Vollzugs rechtfertigen und diesen auch gegenüber Medien, Öffentlichkeit und Politik verteidigen. Die Wärter treten quasi für die Gefangenen ein, sie sind selber bis zu einem gewissen Grad in der Gefangenenrolle. Sie werden von der Bevölkerung, die in der Rolle des Wärters auftritt, als Schlappschwänze, Weicheier und Kuschelvollzügler bezeichnet. Niemand hat bei uns vor den Wärtern oder vor dem Justizvollzugsapparat Angst. Sie gelten eher als Lachnummer.

In diktatorischen und autoritären Staaten ist der Justizvollzug gefürchtet, auch von der Bevölkerung. Die Bevölkerung bemitleidet die Gefangenen und gehört tendenziell eher zu den (potentiellen) Gefangenen.

Es gibt also zwei Arten von Staaten: diejenigen, in welchem sich der Justizvollzugsapparat vor der Bevölkerung fürchtet, und diejenigen, in welchem sich die Bevölkerung vor dem Justizvollzugsapparat fürchtet. Ich bin zufrieden und froh, dass ich in der Schweiz lebe und im Zürcherischen Justizvollzug arbeiten durfte.

Vielleicht ist das Gefängnis-Schweiz-System (GSS) gar nicht so schlecht. Andere Länder unterscheiden viel klarer zwischen Wärter und Gefangenen. Der grösste Mangel des GSS besteht darin, dass es die Personalunion Gefangener-Wärter grundsätzlich nur sozial integrierten Schweizern zuweist (noch nicht einmal uneingeschränkt allen Schweizerinnen), Ausländer tendenziell aber als Gefangene behandelt, wohl in der Meinung, dass diese jederzeit gerne die Schweiz verlassen können. Vorbehalten bleibt selbstverständlich eine andere steuerrechtliche Behandlung im Einzelfall.

Dürrenmatts Gefängnisrede war sein letzter öffentlicher Auftritt. Sie wurde von den anwesenden hohen Herren als skandalös empfunden. Einer der höchsten Zürcher Polizeioffiziere war damals als Personenschützer für Vaclav Havel hautnah dabei. Er hat mir erzählt, dass der in der vordersten Reihe sitzende alt Bundesrat Kurt Furgler sein Müüli noch spitzer zog, als Dürrenmatt die Schweiz als Gefängnis beschrieb und auf die erste Reihe als Gefängniswärter hinwies. Andererseits: für eine solche Rede wäre Havel früher in seiner Heimat sofort verhaftet worden. Trotz Anwesenheit höchster Prominenz blieb Dürrenmatt frei.

Drei Wochen später war er tot.

Gab es einmal einen Zeitpunkt oder eine Phase, in welcher ich aus meinem Gefängnis hätte ausbrechen wollen?

Ich gestehe: Nein.

Das ist gut so.